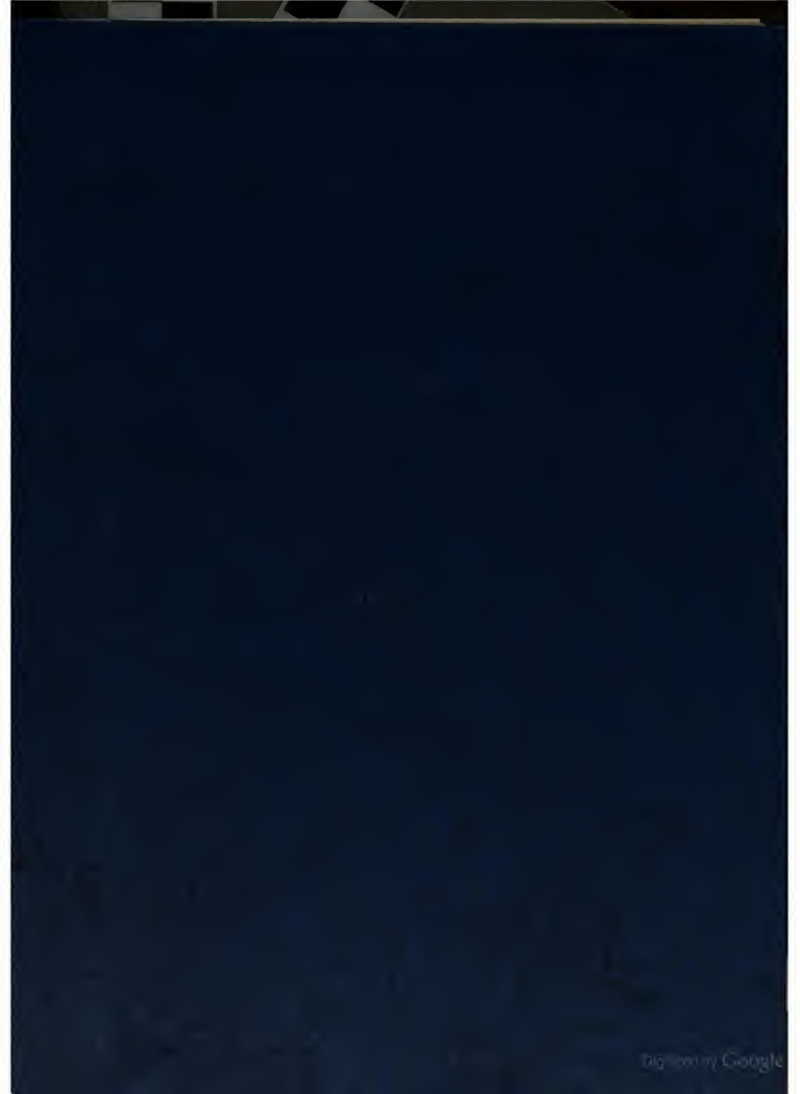
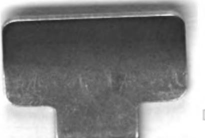




Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 1. Donnerstag, den 3. Januar **1867.**

Zum neuen Jahre 1867.

In dumpfen Schlägen hall'ts vom Thurme nieder
Und zittert weithin in die Sternenpracht —
In Tausenden von Herzen klingt er wieder:
Der ernste Klang der letzten Mitternacht!
Da irret zu den eis'gen Schlachtgefilden
Der Mutter thränumflorter Liebesblick,
Wo auf des Sohnes Herz die Feinde zielten, — —
Mit ihm begruben ihres Alters Glück!
Und an der Wiege sprachlos — — händeringend
Die junge Wittwe kniet, und schluchzt und weint, —
In ihrem Schmerz ihr Kleinod heiß umschlingend,
Dem noch der Unschuld Stern im Herzchen scheint!
Gar mancher wunde Held, der im Gewitter
Der Schlacht gehoffet für des Rechtes Sieg
Senkt ernst und düster — und ergeben nieder
Zum frischvernarbten Stumpf den jungen Blick!
Und die, — besiegt — der Feind an sich gerissen — —
Wie namenlos mag wohl ihr Kummer sein!
Denn seines Vaterlandes Namen missen,
Das gräbt den herbsten Schmerz in's Herz wohl ein!
Und Alle — Alle! sehen gerne scheiden
Das alte Jahr mit seinem Jammer-Meer, —
O — ihr auch, stolze Sieger! — nicht die Freuden
Des Sieges mache euch die Trennung schwer, — —
Denn ist auch manches Blatt in die Geschichte
Durch deutschen Heldensinn uns neu gefügt, —
So sitzt sie eisern doch nicht zu Gerichte, —
Sie, die der Brüder Kampf noch nie geschmückt!
So laßt uns denn das junge Jahr begrüßen
Mit neuer Lust — und froh und hoffnungsvoll!
Dem Kummer wollen wir das Herz verschließen,
Der lang genug, und schwer und tief uns quoll!
Wir wollen weinend unsere Blicke wenden
Vom Schlachtgewühle, das uns erst umtobt,
Als Bruder durch des Bruders Hand mußt enden
Und schrecklich sie die eig'ne Kraft erprobt!
Da, — wo die Kunst, und Wissen mächtig ragen, —
Da sei der Platz, wo uns're Kampflust lebt, —
Daß wir vereint sie zu der Höhe tragen
Die über and're Völker stolz uns hebt! —
Die Kraft, die unserm deutschen Arm gegeben
Der Gott — der Löwen-Muth in's Herz uns wob, —
Die Kraft — vor der die Welt einstmals erbleichte
Und Deutschland zu des Ruhmes Gipfel trug —
Die Tapferkeit, — die stets war seine Leuchte,
Die aber auch den Bruder oft erschlug, —
Die Kraft, — die Tapferkeit, — ja wenn sie lebte,
Mit edler Bruderlieb' in uns'rer Brust,
Daß nach des Bruders Leben Keiner strebte
Aus Mißgunst — Herrschsucht und aus Neideslust —
Die Kraft, — die Tod gesäet in Bruderleichen —
Wenn sie uns fände Alle — — dicht geeint — —
Kein Volk der Erde würde sie erreichen,
Und heute noch erbebte jeder Feind!
„So blick, o Gott! heut' gnädig auf uns nieder
„Und segne unser frisches Hoffnungsgrün —
„Gib uns des Friedens süße Gaben wieder
„Und laß uns froh das Jahr vorüberzieh'n!
„Und was ein Dichter sang in tiefen Liedern —
„O mach' es bei uns Deutschen endlich wahr:
„„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern —
„„In keiner Noth uns trennen, und Gefahr!"""

Oscar v. Senger.

Tante Mariechen.

Criminal-Novelle von Ernst Fritze.

1.

Es war im Jahre 1826, also zu einer Zeit, wo von Eisenbahnen und Telegraphendrähten noch keine Rede war. Wohl aber zeigten sich die ersten Spuren des Fortschrittes in der Eilfertigkeit der Reisegelegenheiten und die königlichen Posten hatten sich dergestalt verbessert, daß man von Diligencen, Eilwagen, Schnellposten und Courierpferden sprechen hörte, die zu einer Meile nur eine Stunde Zeit gebrauchten. Es bemächtigte sich schon damals mit dem angenehmen Staunen über diese enorme Schnelligkeit zugleich der Bevölkerung eine gewisse Reiselust, die allerdings noch in den höheren und reicheren Kreisen verblieb. Der märchenhafte Reisespectakel der Neuzeit, welcher bis in die untersten Volksschichten gedrungen ist, datirt einige dreißig Jahre später. Wenn die guten Leute von Anno 1826 schon vor Verwunderung die Hände zusammenschlugen, daß man blos zum Vergnügen von Berlin noch Potsdam zu fahren begann, um dort Kaffee zu trinken und Sanssouci mit seinen Hundegräbern zu besichtigen, so würden sie zur Zeit ganz außer sich gerathen, wenn sie eine Spazierfahrt von Berlin nach dem Harzgebirge erleben müßten.

Die Langsamkeit des Verkehrs hatte übrigens ihr Gutes, wie die jetzige Eilfertigkeit ihr Gutes hat und eben so sicher kann man behaupten, daß Beide manches Schlimme mit sich brachten und bringen. Darüber zu streiten ist jedoch unsere Absicht nicht und wir wiederholen nur, um unsere Erzählung sogleich in die richtige Zeitperiode zu versetzen.

Es war im Jahre 1826, als der Eilwagen der Residenz mit der nöthigen Schnelligkeit durch die Straßen einer Stadt rasselte, die wir kurzweg mit dem Namen Esberg bezeichnen wollen, da es uns nicht erlaubt ist, den richtigen Namen derselben zu nennen. Nach dem schmetternden Signale, womit der Postillon das wichtige Ereigniß der Ankunft bemerklich machte, bog der große, gelbe Wagen vom Straßendamm ab und fuhr dicht vor ein Haus, das mit dem preußischen Adler verziert war. Mit einer gewissen Wichtigkeit schwang sich der Conducteur von

seinem hohen Sitze herab und war einem hübschen, schlanken Manne behilflich, auch von dort herabsteigen zu können, bevor er den Wagenschlag öffnete, um die andern Passagiere herauszulassen.

Der hübsche, schlanke Mann dankte ihm mit einem vornehmen Lächeln und sagte mit festem, fast befehlendem Tone: „Ich verlasse mich darauf, daß Sie schweigen!"

„Zu Befehl, gnädigster Herr!" flüsterte der Conducteur devot und steckte den empfangenen Thaler verstohlen in seine Westentasche. „Sie heißen schlichtweg Herr Fahrenholz."

„Nicht anders, auf Ehre!" sagte der hübsche, schlanke Mann und trat auf die Seite.

Aus dem Wagen stiegen nun langsam die verschiedenen Menschen, die seit Stunden hier zusammengeschichtet gewesen waren. In ihren Gesichtern malte sich die dumpfe Gleichgiltigkeit, welche nach einem längeren Fahren im fest verschlossenen Wagen einzutreten pflegt, und mehrere von ihnen brauchten erst einige Minuten Zeit, um sicher auf den Füßen stehen zu können. Um so angenehmer fiel die Behendigkeit einer Dame auf, die zwar nicht in der ersten Blüthe der Jugend stand, aber, sehr gut conservirt, mit einem kleidbaren Embonpoint und durch einen geschmackvollen Anzug ausgezeichnet, immerhin noch Ansprüche auf Schönheit machen konnte. Sie sprach freundlich und belebt, lachte allerliebst, war fertig, ehe die anderen Damen sich nur zurecht suchten und half mit einer wahrhaft bezaubernden Zuvorkommenheit Jedem, der Hilfe bedurfte.

Mit vornehmer Zurückgezogenheit stand der hübsche, schlanke Mann, der schlichtweg Herr Fahrenholz genannt sein wollte, zur Seite und betrachtete sich die Scene. Die hübsche Dame schien ihm durchaus nicht zu gefallen. Ein spöttisches Lächeln kräuselte seine feinen Lippen und er fuhr mit der weißen Hand, woran ein kostbarer Ring glänzte, über sein Gesicht, um dies spöttische Lächeln zu verstecken.

Der Conducteur passirte in diesem Augenblicke mit einer artigen Schwenkung an ihm vorüber. — „Sie wundern sich, gnädigster Herr," flüsterte er, „was Alles in dem alten Postkasten gesteckt hat — ja, man glaubt's kaum — jetzt will Alles reisen, was nur irgend Geld hat. Seit die Diligencen Mode sind, setzen sich alle alten Tanten in Bewegung, um ihre Nichten und Neffen zu besuchen. Ob's denen immer eine Freude ist?" Er zog eine lächelnde Miene und wollte gehen.

„Wer ist die Dame im braunen Sammetspenzer?" fragte Herr Fahrenholz.

„Kann's nicht verrathen, gnädigster Herr —"

„Lassen Sie doch die unnöthige Devotion," fiel der junge Mann herrisch ein. Der Conducteur machte eine Referenz und fuhr fort: „Ich weiß nur, daß sie ihren Vetter, den hiesigen Kaufmann Mirrbach besuchen will. O, der wird sich freuen über die hübsche Muhme — wer weiß — wer weiß!" Er lachte und ging. Unterdessen hatte sich ein Theil der Passagiere in ein Wartezimmer verfügt und der andere Theil machte Anstalt, sich in der Stadt zu zerstreuen. Zu dem letztern gehörte die lebhafte Dame, die ihren kleinen Koffer neben sich stehen hatte und einen Burschen instruirte, wohin er denselben tragen sollte.

„Hören Sie, Lieber," wiederholte sie mit sprechenden Geberden, „erst nach einer Stunde bringen Sie mir den Koffer nach. Ich will meinem guten Vetter nicht den Eindruck machen, als käme ich mit Sack und Pack, um auf immer hier zu bleiben. Das ist meine Absicht warhaftig gar nicht!" Sie lachte allerliebst und sah den hübschen, schlanken Mann, der sich Fahrenholz nennen ließ, dabei herzlich vergnügt an. Es hätte nicht viel gefehlt, so würde sie ihm zugenickt haben. Dieser Cordialität entzog sich der Herr durch eine rasche Wendung. Aber er hörte doch aufmerksam zu, als die Dame fortfuhr, zu sprechen: „Hören Sie, Lieber, der Koffer bleibt in der Postkammer stehen. Komme ich binnen einer Stunde nicht zurück, so bringen Sie denselben nach dem Hause des Kaufmanns Mirrbach und fragen nach Madame Elwira Schneevoigt."

Der Bursche hatte ganz andächtig zugehört. Jetzt riß er seine Augen auf und sah die Dame groß an „Das sind Sie?" fragte er mit einem dummen Lächeln. „Sie sind doch noch keine Madame? Na — wer das glaubt!" — Madame Elwira lachte wieder allerliebst, warf sich dann aber in's Wesen, und sagte lauter, als eigentlich nöthig war:

„Allerdings! Diese Madame Elwira Schneevoigt bin ich, mein Lieber, und zwar habe ich das Unglück gehabt schon wieder Wittwe zu werden. Nun, thun Sie, wie ich ihnen gesagt habe. Vergessen Sie nicht — erst nach einer Stunde, also um fünf Uhr — hören Sie?"

Der Bursche hörte, denn er nickte drei Mal tüchtig mit dem stark behaarten Kopfe und trug den Koffer gehorsam in die Postkammer.

Nun machte Madame Elwira noch schnell eine kurze Toilette, das heißt, sie strich mit der Hand über die Aermel des Sammetspenzers, rückte den Hut zurecht und zupfte den langen Shawl, den sie graziös überwarf, in die gehörigen Falten. Als sie fertig mit Allem war, blickte sie nach der Stelle, wo der hübsche, schlanke Mann stand, offenbar in der Absicht, ihm einen niedlichen Knix zum Abschied hinzusetzen, aber dieser Barbar hatte ihr den Rücken zugedreht. Sie lachte allerliebst hell auf und ging, ohne zu zaudern, ihres Weges. Zuerst schien sie von einer Quergasse, die sich plötzlich vor ihren Augen eröffnete, irre geführt zu werden. Sie stand still, blickte hinein, blickte zurück nach der Post, dachte nach und fragte dann einen Knaben, der sie mit der Neugier eines Kleinstädters angaffte; „Mein Lieber — gehe ich geradeaus zum Kaufmann Mirrbach oder muß ich in diese Straße hineinbiegen?"

Als der Knabe, verblüfft und blutroth vor Scham, mit der Faust geradeaus zeigte, lachte sie wieder allerliebst und folgte schnell dieser stummen Weisung.

Es währte nicht lange, so befand sie sich vor dem Hause des Kaufmanns Mirrbach, das sich durch eine gewisse Eleganz vor allen übrigen der Straße auszeichnete. Ein breites Schild mit dem Namen J. J. Mirrbach zierte die Mitte desselben. Dicht unter dem Schilde gewahrte sie zwei Thüren. Die Eine führte augenscheinlich zur Privatwohnung des Kaufmannes, die Andere bildete den Eingang zu einem Laden, worin Colonialwaaren aller Art verkauft wurden.

Madame Elwira stand still und betrachtete sich das Haus. Sie war unschlüssig, ob sie in den Laden treten oder durch die Hausthüre gehen sollte. Bedenklich musterte sie den Geschäftseingang. Dort mußte sie die Gehilfen des Geschäftes vermuthen. Lieber wäre es ihr doch gewesen, ihren Herrn Vetter ganz allein begrüßen zu können. Ihr Blick irrte unsicher von einem Hause zum anderen. Er fiel zuletzt auf ein nettes Häuschen, das dem Kaufmannshause schräg gegenüber stand. Dort saß ein junges Mädchen, kaum den Kinderschuhen entwachsen, am Fenster und nähete eifrig.

Rasch entschlossen ging sie auf dies Haus zu. Als sie sich dem Fenster näherte, woran das junge Mädchen saß, blickte dasselbe verwundert von ihrer Arbeit auf, öffnete aber sehr artig und bereitwillig das Fenster, um mit der Fremden sprechen zu können.

„Können Sie mir Auskunft geben, Liebe," begann Madame Elwira sehr freundlich, „wo sich Herr Mirrbach aufzuhalten pflegt?"

„In der Ladenstube, Mademoiselle," antwortete das Mädchen höflich, aber ihr Blick faßte fest und sicher die ganze Erscheinung, die so unerwartet vor ihr erschienen war.

„Mein Gott wie unangenehm! Ich möchte ihn gern auf einige Augenblicke sprechen," klagte Madame Elwira.

„Lassen Sie ihn doch herausrufen," rieth das Mädchen mit den klugen Augen.

„Hierher auf die Straße?" fragte Madame und lachte allerliebst. „Da wäre ich vom Regen in die Traufe gekommen. Ich möchte ihn allein sprechen."

„O, gehen Sie doch in's Haus und schicken Sie die Köchin zu ihm hinein," meinte das Mädchen.

Madame nickte zufriedengestellt, grüßte hastig und schlüpfte mit einer Behendigkeit, die merkwürdig war, über die Straße hinweg und in die Hausthür hinein.

Gedankenvoll blickte das junge Mädchen ihr nach, bevor sie sich wieder zu ihrer Näherei niederließ. Sie sann darüber nach, wer dieß wohl gewesen sein könne!

Nicht eine Minute später rauschte es an der Thür und eine große, übermäßig schlanke Dame trat hastig in's Zimmer und fragte ziemlich barsch: „Mit wem sprachst Du eben am Fenster, Klara?"

Das junge Mädchen erhob sich eilfertig von ihrem Sitze und nahm der großen Dame Tuch, Hut und Sonnenschirm ab, wobei sie sehr artig erklärte, daß die Dame eine Fremde gewesen sein müsse, da sie dieselbe nie zuvor gesehen.

„Sie wollte Onkel Mirrbach allein sprechen," fügte sie ein ganz klein wenig spöttisch hinzu.

„Allein sprechen — meinen Schwager wollte sie allein sprechen?" wiederholte die große Dame mit allen Anzeichen großer Verwunderung. „Was wollte sie denn von ihm?"

„Das hat sie mir nicht verrathen, Tante Mariechen," sprach Klara sehr bescheiden lächelnd.

Aergerlich trat die Dame an's Fenster und schaute starr in den Laden hinein, der zufällig jetzt geöffnet blieb und den üblichen Duft von Kaffee, Zimmt, Häring, Oel und Tabak ausdampfte. Sie sah den alten Buchhalter deutlich hinter seinem Gitter sitzen und Etwas einschreiben in's Buch. Sie sah den blonden Erhard Baumann mit der Wage in der Hand stehen, sah die beiden Lehrlinge wie Irrwische hin- und herfliegen, um Kunden zu bedienen, aber den Herrn der Handlung, ihren kürzlich verwittweten Schwager J. J. Mirrbach sah sie nicht.

Wer mit dieser großen Dame in das Geschäftslokal hinüber gesehen haben würde, hätte sich überzeugen müssen, daß der Verkehr daselbst so lebhaft war, daß im eigentlichsten Sinne des Wortes, die Leute, welche den Verkauf besorgten, nicht zu Athem kommen konnten. Kaum hatte ein Käufer das Lokal verlassen, so traten schon wieder zwei andere ein. So ging es den ganzen Tag. Bis dahin war es noch nie geschehen, daß sich die Nachbarin des Herrn J. J. Mirrbach so speciell um die Aus- und Eingehenden dort drüben bekümmert hatte deßhalb war es wohl natürlich, daß das junge Mädchen, welches sie Klara genannt, mit stiller Verwunderung die gesteigerte Aufmerksamkeit beobachtete, womit der Laden gehütet wurde. Klara war es aber gewohnt, über Alles mehr zu denken, als als zu sprechen. Sie hatte in der großen, magern Dame eine Wohlthäterin zu ehren, die sie als kleines Kind in's Haus genommen. Das junge Mädchen, bereits sechszehn Jahre alt, aber von so zierlicher Gestalt, daß man sie für weit jünger hielt, war klug und vorsichtig. Durch ihre strenge Erziehung dahin gebracht, vermied sie Alles, was getadelt werden, und Alles, was den Zorn ihrer Pflegemutter, die sie Tante Mariechen nannte, reizen konnte.

Tante Mariechen — daß Gott erbarm, ein Mariechen von fünf Fuß sieben Zoll — war weder bösartig noch hartherzig. Sie war nur launisch, wetterwendisch, leicht gereizt und nervenschwach. Sie zählte zu den Damen, deren Ruf nicht durch den leisesten Hauch getrübt worden war, trotzdem sie seit ihrem sechsundzwanzigsten Jahre das Haus ihrer verstorbenen Eltern allein bewohnte und ein kleines Mädchen an Kindesstatt angenommen hatte.

Von dem kleinen Pflegetöchterchen wußte man freilich auf das Bestimmteste, daß es die Waise einer Verwandtin war. Aber auch da blieb der jungfräuliche Ruf der großen Dame unangetastet, als sie die Hälfte ihres kleinen Hauses an Herren von Distinktion zu vermiethen begann, um dadurch ihre schmale Einnahme etwas zu vergrößern.

Bis vor acht Tagen hatte der Justizbeamte der kleinen Gerichtsbarkeit das Quartier in ihrem Hause bewohnt. Jetzt war es durch dessen Verheirathung leer geworden und in Ermangelung von anständig situirten ledigen Herren mußte Tante Mariechen fürchten, daß sie es sobald nicht wieder würde vermiethen können.

Dieser höchst unangenehme Zufall vereinigte sich mit einigen anderen, um die Laune des großen Fräuleins im höchsten Grade zu stören. Die kleine Klara sah sie deshalb mit etwas bangem Herzen unveränderlich am Fenster stehen und in den Laden hinüber schauen. Dies kleine, gescheidte Frauenzimmerchen hatte nämlich ein böses Gewissen, und da es nicht annehmen konnte, daß Tante Mariechen auf das Erscheinen der Fremden wartete, so dachte es mit Schrecken daran, daß sie so unvorsichtig gewesen war, dem blonden Ehrhard Baumann da drüben im Laden Hoffnung zu machen, eines Tages ihr Herz rühren zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Schneesturm im Thüringer Walde.) Der »M. Corr.« schreibt: Der Thüringer Wald, oder genauer, der Wald in Hochthüringen, bietet jetzt das Bild einer chaotischen Zerstörung dar, wie in diesem Umfange seit einer Reihe von Jahren eine solche nicht vorgekommen ist. Der Schneesturz, ein allen Forstleuten wohlbekanntes Wald-Winterleiden, hat Tausende von majestätischen Kiefernstämmen gebrochen, die bei ihrem Falle dann wieder das niedriger stehende Holz zu Boden geschlagen haben, wobei leider eine große Menge des schönsten Hochwildes mit zu Tode gekommen ist. Ganz besonders sollen die Forsten von Schleusingen, Brotterode und Gotha von dem Naturereigniß heimgesucht sein. Man nimmt an, daß bei Aufbietung aller Kräfte es doch nicht möglich sein würde, vor Ablauf von sechs Wochen das wirr durcheinander liegende Holz ordnen und die Forsten wieder einigermaßen passirbar machen zu können. Solch ein Schneesturz entsteht durch einen ungewöhnlich dichten anhaltenden Schneefall. Die Schneemasse ballt sich dann gewissermaßen zu einem Dache über dem Dickicht der Nadelholzwälder zusammen und bricht bei rasch eintretendem Thauwetter dann plötzlich zusammen. Das anhaltende Regenwetter der letzten Zeit hat ein Thauwetter mit dieser Wirkung herbeigeführt, wie denn auch die Saale, welche die Waldwasser aufnimmt, dermaßen angeschwollen ist, daß wenn nicht scharfer Frost eintritt, eine Ueberschwemmung sicher bevorsteht.

Was vorstehend von der Zerstörung im Hochthüringer Walde berichtet wird, gilt auch, wie das »Bayr. Tgbl.« meldet, von der Umgegend Berneck's im Fichtelgebirge, zunächst auf der Strecke nach Bischofsgrün. Da hat der Schneesturm die mächtigsten Fichten zerknickt und gespalten, als wär's vom Blitz geschehen. Die größten Waldbäume sind zumeist mit der Wurzel aus dem Boden gerissen und zerschlugen beim Fallen andere junge Bäume, oder sie fielen quer über die Wege. Ein wahres Jammerbild für die Freunde des Waldes, ein Mißgeschick für den Forstbetrieb.

Ein Neujahrswunsch. Ein alter Dorfzeitungsleser schickt dieser Zeitung folgenden Neujahrswunsch: Du neues Jahr sei ein Jahr der Liebe, des Friedens und des Schaffens. Lasse die Reichen arbeiten und die Arbeitenden reich werden. Nimm den Wucherern das Getreide und lasse das Getreide wuchern. Lasse uns leichter Brod finden und das Brod so schwer wie die Bäcker. Mache das Bier so stark wie unsern Durst und so nahrhaft wie die Brauereien. Gib den Weisen Macht und den Mächtigen mehr Weisheit. Verkürze die Prozesse, aber nicht das Recht. Gib uns für kleine Herren große Männer. Lasse dein Licht leuchten in die Dunkelheit, daß es heller wird in der Finsterniß. Lasse die landesherrlichen Verordnungen herrlich für das Land werden. Beschütze die Freiheit der Gewerbe, aber nicht Pfuscherei und Handwerksverderber. Wehre allem Uebel und steuere nicht Tabak und Salz.

Grund zum Selbstmord. Die pennsylvanische Stadt Titusville ist der Schauplatz eines seltsamen Selbstmordes gewesen. In dem linken Stiefel des von eigener Hand gefallenen Opfers fanden sich auf einem Zettel die traurigen Ereignisse erzählt, welche die Motive der That bildeten: „Ich heirathete eine Wittwe, die eine erwachsene Tochter hatte. Mein Vater besuchte unser Haus häufig, verliebte sich in meine Stieftochter und heirathete sie. So wurde mein Vater mein Schwiegersohn und meine Stieftochter meine Mutter. Später genaß meine Frau eines Knäbleins — das war meines Vaters Schwager und mein Onkel, denn es war meiner Stieftochter Bruder. Meines Vaters Ehe war gleicherweise gesegnet; der Sprößling derselben war natürlich mein Bruder, zugleich auch mein Enkel als meiner Stieftochter Kind. Meine Frau war meine Großmutter, denn sie war meiner Mutter Mutter; ich war also meiner Frau Enkel und Ehegatte zu gleicher Zeit; und da der Mann der Großmutter der Großvater ist, so war ich mein eigener Großvater." Kein Wunder, daß so verwickelte Verwandtschafts-Verhältnisse des Aermsten Hirn verwirrten.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 2. Sonntag, den 6. Januar **1867.**

Tante Mariechen.

Criminal-Novelle von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Eine volle Stunde saß Tante Mariechen steif und starr, wie einstmals der Ritter Toggenburg nach Schiller's Tradition, und schaute nach den Thüren drüben. Keine Dame verließ das Lokal. Aber eine neue Erscheinung sollte sie beunruhigen. Ein starker, breitschulteriger Bursche, der einen kleinen, hübschen Reisekoffer auf der Schulter trug, kam langsam und holprig tappend die Straße herauf. Tante Mariechens große Augen wurden noch ein Mal so groß, als der Bursche ohne Zaudern in den Laden schritt und dort den Koffer absetzte.

„Was soll das heißen, Klara?" fragte Tante Mariechen sehr barsch und aufgeregt.

Die arme Kleine fuhr fürchterlich erschreckt zusammen und blickte von ihrer Näherei in die Höhe. Was mochte denn geschehen sein? Hatte der blonde Ehrhard so viel Zeit gewonnen, um in die Ladenthür zu treten und zu ihr herüber zu schauen?

Klara wagte nicht ein Wort zu sagen. Ihre Tante überhob sie auch dessen. Sie öffnete so hastig das Fenster, woran sie saß, daß es klirrend gegen die Wand schlug, und rief weit lauter, als nöthig war: „He — kommt doch mal hieher, mein Freund!" Der Ruf galt dem Burschen, der eben schwerfällig wieder aus der Ladenthür trat.

„Wem gehört denn der Koffer, den Ihr eben in Mirrbach's Haus getragen habt?" examinirte Tante Mariechen mit der Sicherheit eines ihr zustehenden Rechtes.

„Einer Madame gehörte er, einer Madame, die mit der Post angekommen ist," antwortete der Bursche mit dummem Lachen.

„Einer Madame? Ich wüßte doch nicht, was für eine Madame das Recht hätte, sich in die Stuben meiner verstorbenen Schwester einzuquartieren," sagte die große Dame spitzig. „Wie heißt denn diese Madame?"

Der Bursche nahm seine Kappe etwas in die Höhe, wühlte in dem ohnehin schon sehr wenig geordneten Haar seines dicken Kopfes und sagte, sich besinnend: „Ja — sie will Madame Elwira Schneevoigt heißen — ich glaub's aber nicht! — Nichts vor ungut — ich hab' keine Zeit, Mademoiselle Franke." — Er nickte stark mit dem Kopfe und ging.

Als sei irgend ein Stück Himmel eingestürzt und ihr auf den Kopf gefallen, so regungs- und bewegungslos saß das gute Tantchen Mariechen und blickte vor sich hin. Endlich hob sich ihre etwas magere Brust unter einem tiefen Seufzer und sie stöhnte: „Ja, ja — ich erinnere mich — Mirrbach's Cousine; die fatale Madame Rönneke aus Hamburg schrieb es ja vor drei Jahren, daß ihre Tochter Elwira sich mit einem gewissen Schneevoigt verheirathet hätte. Allmächtiger, wie kommt denn diese Frau hierher?"

Sehr nachdenklich erhob sich jetzt Tante Mariechen, begann ihren hübschen Traueranzug, den sie um ihre Schwester Mirrbach trug, abzulegen und in ihr gewöhnliches Hauskleid zu fahren, das auch kohlschwarz, aber von gefärbtem Stoffe war. Ihre Gestalt erschien in diesem engen, altmodischen Kleide hagerer als zuvor und auch noch größer. Dann trat sie vor den Spiegel, band die Locken, die in zwei großen Bauschen ihre Schläfen bedeckten, ab und legte sie mit löblicher Accuratesse in eine Schublade. Erst jetzt erschien sie in ihrer ursprünglichen Schönheit und man mußte gestehen, daß sie sehr wenig Reize aufwies, die ein Männerherz in Flammen zu setzen fähig waren.

Darauf war sie auch nie erpicht gewesen und nun sie beinahe vierzig Jahre zählte, kam es ihr noch weniger in den Sinn, die Qualen heißer Liebe kennen zu lernen.

Ihr ganzes Sinnen, Handeln und Trachten ging für jetzt darauf hinaus, die Gattin ihres Schwagers J. J. Mirrbach zu werden, um sich damit die frei gewordene Stelle einer Hausfrau zu erobern und die Last der Selbsternährung abzuwerfen. Sie hatte mit unermüdlicher Geduld ihre Schwester gepflegt, so lange sie lebte, und da sie die schöne Eigenschaft besaß, beharrlich ihre Pläne und Absichten zu verfolgen, so unterlag es fast keinem Zweifel, daß der trauernde Wittwer eines Tages einsehen werde, wie gut es sei, wenn er jetzt die jüngere Mademoiselle Franke heirathe, nachdem die ältere Todes verblichen sei.

Zwar wollten Leute, die näher mit ihm in Berührung kamen, seit einiger Zeit eine merkliche Sinnesänderung an Herrn J. J. Mirrbach entdeckt haben; sie wollten behaupten, daß er seinen Bart habe abscheeren lassen, weil er ihm zu grau sei; sie wollten behaupten, daß er sein Haupthaar mit duftigen Oelen salbe und sehr viel Aufmerksamkeit auf seinen Anzug verwende — auch wollten sie gehört haben, daß er viel von dem Glücke geredet, einem Sohne sein hübsches Geschäft

hinterlassen zu können und daß er meine, mit achtundfünfzig Jahren sei man noch immer keine verwerfliche Partie, wenn man einer hübschen Person weiblichen Geschlechtes zugleich ein gutes Auskommen bieten könne.

Dergleichen Reden tauchten erst einzeln auf und wurden von Tante Mariechen als boshafte Verleumdungen unbeachtet gelassen. Nach ihrer Ansicht konnte ein achtundfünfzigjähriger Mann gar nichts Besseres thun, als sich von einer vierzigjährigen Frau bis zum Tode hegen und pflegen zu lassen. Von Hoffnungen auf Söhne durfte solch ein Mann gar nicht mehr reden, um sich nicht lächerlich zu machen und sie trauete ihrem Schwager, der ihr immer eine zärtliche Bruderliebe gewidmet hatte, gar nicht zu, solche Ideen gefaßt zu haben. Sie wurde sogar ernstlich böse auf den Neffen ihres Schwagers, den blonden Ehrhard Baumann, der ihr ganz traurig mitgetheilt hatte, daß Onkel Mirrbach jedenfalls eine junge Frau heirathen und damit seine Hoffnung auf eine künftige Lebensstellung vernichten werde. Der blonde Ehrhard hatte nämlich die gerechteste Anwartschaft auf das Mirrbach'sche Geschäft, weil er der einzige lebende Nachkomme des alten seligen Mirrbach war, der dasselbe gegründet hatte.

Seit der Zeit, wo Ehrhard seinen Befürchtungen Worte geliehen, konnte Tante Mariechen den jungen Mann durchaus nicht mehr leiden. Sie glaubte sich von ihm beleidigt, weil er ihren Einfluß auf den Schwager Mirrbach so gering anschlug, und sie verbot ihm ein für alle Mal das Haus, damit sie nichts mehr höre und erfahre, was ihre Nerven aufregen könne.

Diese gewaltsame Maßregel hatte zur Folge, daß Klara, das kleine, gescheidte Frauenzimmer plötzlich einsah, wie nothwendig zu ihrer Erheiterung ein Plauderstündchen mit dem blonden Ehrhard war. Die Liebe ist oftmals die beste und dabei die letzte Lehrmeisterin des Weibes, daher kann es nicht Wunder nehmen, daß Klara von Tag zu Tag an Schlauheit zunahm und mit ihren zwei Augen so viel sah, wie andere Menschen mit hundert Augen nicht gesehen haben würden.

Das Erste, was sie bemerkte, war Herrn J. J. Mirrbach's verändertes Betragen gegen seine Schwägerin Mariechen. Nicht daß er weniger freundlich oder weniger artig oder weniger zutraulich gewesen wäre — behüte Gott — er lächelte noch eben so, wenn er ihr von drüben her einen guten Morgen bot, und nickte so brüderlich und liebevoll mit dem Kopfe dazu wie immer. Aber er that, als müsse das so sein, als wäre ihm nichts daran gelegen, daß es so sein müsse, als betrachte er das als eine alte Gewohnheit aus längst versunkener Zeit. Das Trauervierteljahr um seine Frau näherte sich seinem Ende. Statt seinem Glücke, das ihm in Mariechens Besitz winkte, Bahn zu brechen durch verrätherische Worte, sprach er fast gar nicht mehr mit der Schwester seiner Seligen, die doch danach seufzte, ihm seinen Verlust zu ersetzen.

Klara bemerkte aber, daß er seine Augen überall umhersendete, sich alle reifen Jungfrauen der Stadt mit bedächtigem Ernst betrachtete und statt des derben Knotenstockes, womit er seine Podagrabeine stützte, ein wundervolles, mit Elfenbein verziertes Spazierstöckchen trug. Klara bemerkte, daß Onkel Mirrbach trotz seiner achtundfünfzig Jahre den Jüngling spielte und sie glaubte seitdem fest daran, daß er eine junge Frau heirathen würde. „Armer Ehrhard," dachte sie, indem sie ihr kluges Köpfchen auf ihre Näherei senkte, die sie nicht unter ihren Gedankenspielen versäumen durfte.

„Armer Ehrhard" — sagte sie auch an dem Tage, der ihre Pflegemutter auf eine unerträgliche Folter der Verwunderung spannte, ohne eigentlich zu wissen, warum sie ihn bedauere.

„Es ist doch curios, daß mein Schwager nicht zu mir schickt, wenn er eine Dame aus seiner Familie zum Besuch erhält," hatte Tante Mariechen in höchst übler Laune schon mehrmals wiederholt. „Ich will nicht hoffen, daß die Person, die sich Madame Elwira Schneevoigt nennt, mit Absichten hierher gekommen ist. Zur Erbschleicherei ist's noch zu früh. Ich werde ihr dies deutlich zu machen suchen."

„Armer Ehrhard," seufzte die kleine Klara, als sie endlich eine Minute allein war und frei Athem holen konnte. Dabei schaute sie hinüber in den Kaufmannsladen und zwar gerade zur rechten Zeit, um einen kurzen Liebesblick vom blonden Ehrhard zu erhaschen, dem aber sogleich eine ihr unverständliche Geberde folgte, die sich jedenfalls auf eine Begebenheit außerhalb des Ladens bezog. — Was konnte ihr Cousin damit sagen wollen?

2.

Während Tante Mariechen ihren Platz am Fenster mit achtungswerther Consequenz behauptet hatte, war Madame Elwira in ihren Bemühungen außerordentlich glücklich gewesen. Sie hatte nach Klara's Rath den Hausflur zum ersten Rencontre mit ihrem lieben Vetter Mirrbach ausersehen und die etwas schmutzige Köchin zum Dolmetscher ihrer Wünsche gemacht. Es währte lange, ehe Herr Mirrbach dem Rufe folgte, obwohl er der Köchin geantwortet, daß er sogleich kommen werde.

Natürlich, denn er hatte zuerst sehr erstaunt die Köchin angesehen, als sie ihm eine Dame gemeldet, die ihn allein zu sprechen wünsche und dann höchst eilig gefragt: „Eine Dame? Jung? Hübsch?" Als alle diese Fragen mit treuherziger Aufrichtigkeit bejaht worden waren, da hatte er eine kleine Revision seiner Aeußerlichkeit sehr nöthig gefunden. Aeußerst schnell wusch er sich die Hände, rieb sich das Gesicht ab, goß etwas Kölnisches Wasser in sein Taschentuch und zog einen anderen Rock an. So ausstaffirt mit Eleganz trat er in den Hausflur, wo Madame Elwira geduldig seiner wartete

aber bei seinem Anblick mit voller Freude auf ihn zuflog und ihre hübschen, rothen Lippen ganz ungenirt auf seinen Mund drückte.

„Ganz wie sonst, mein liebes Vetterchen!“ rief sie mit ihrem allerliebsten Lachen und stellte sich bewundernd vor ihm auf. „Ganz wie sonst! Ich würde den Herrn Vetter erkannt haben und wenn er mir am Nord- oder Südpol begegnet wäre. Sie kennen mich wohl nicht mehr?“ fragte sie, als Herr J. J. Mirrbach wie versteinert dastand und von der Gluth ihres Kusses ganz verwirrt schien. „Freilich — ich mag mich sehr verändert haben — zwanzig Jahre ist es her, daß ich mit meiner Mama Coberg verließ. Sieben Jahr war ich alt, nicht wahr — aus Kindern werden Leute, Herr Vetter — ach mich verfolgt nur das Schicksal gar zu hart! Hat meine Mama Ihnen noch nichts von meinem Unglück geschrieben?“ Herr Mirrbach sonst nicht ein Mann, der auf den Kopf gefallen war, sah immerfort in das hübsche Gesicht derjenigen, die ihn so feurig geküßt hatte, wie er noch nie in seinem ganzen Leben geküßt worden war, aber er blieb stumm.

„Also Sie kennen mich nicht wieder, Herr Vetter?“ fragte Madame mit zärtlicher Trauer. „Die kleine Elwira Rönneke ist aus ihrem Gedächtniß gänzlich verschwunden.“

„Elwira — was —? Du — Sie — Du wärest Elwira Rönneke, die Tochter meiner Cousine Rönneke, Elwira, die den Schneevoigt geheirathet hat!“ rief Herr Mirrbach plötzlich zum Leben erwachend. „Ei der Tausend — das Hamburger Brod und Fleisch ist Dir vortrefflich bekommen, Elwira — warst ein mageres, blasses, erbärmliches Kind, als Du von hier fortzogest — Köchin — schließ doch mal rasch die Wohnstube meiner seligen Frau auf — Du findest einen trauernden Wittwer, liebe Elwira —“

„Das eben hat mich veranlaßt, einen kleinen Umweg zu machen, mein geliebter Vetter,“ sprach die junge Frau weichmüthig. „Sieh, ich bin ja auch schon wieder Wittwe —“

Herr Mirrbach zuckte ordentlich zusammen, ob vor Schreck, ob vor Freude, das muß dahin gestellt bleiben. Er sah das hübsche Weibchen, das ebenfalls einen Todesfall zu betrauern hatte, nur mit seltsamen Blicken an, als er die Thür weit aufstieß und somit das verwaisete Heiligthum seiner Ehe eröffnete.

„Ach Gott — wie heimathlich, wie süß spricht mich hier Alles an!“ rief Madame Elwira mit Schwärmerei, indem sie mitten in die Stube trat und rundum schaute.

„Aber verändert findest Du doch alles — sieh, als ich mich kurz nach Eurer Auswanderung verheirathete, da habe ich vorher den ganzen alten Kram verändert. Weißt Du noch, wie meine damalige Braut Dich verhätschelte?“ Die junge Frau nickte. „Ja,“ fuhr der trauernde Wittwer fort, „meine Frau war ein selengutes Weib — ihre Stelle könnte nur schwer besetzt werden — es müßte schon ein Engel vom Himmel herabsteigen, um mir diesen Engel von Frau zu ersetzen.“

„O, lieber Vetter — du sprichst aus meiner Seele!“ jammerte Madame Elwira. „Auch mir kann mein Mann niemals ersetzt werden und ich denke auch nicht daran, ihn mir ersetzen zu lassen!“

Eine kleine, sehr drückende Pause entstand, während die beiden Trauernden ihre Augen verhüllten, um den heiligen Zoll wahrer Trauer nicht vermissen zu lassen.

Bald saßen sie mit beruhigtem Gemüth zusammen auf dem Sopha und die Köchin belud den Tisch mit allerlei Erfrischungen und Delikatessen, wie sie ein gut eingerichtetes Hauswesen bietet. Herr J. J. Mirrbach konnte sich gar nicht satt schauen an dem hübschen, runden Weibchen, das mit gesundem Appetite ein Stück Kuchen nach dem andern in den dampfenden Kaffee tauchte und bei jedem Bissen versicherte, daß sie in ihrem Leben noch nicht so viel gegessen habe, wie hier, wo sie sich wieder ganz in ihre Kinderjahre zurückversetzt fühle.

„Hast Du denn so allein den Weg von der Post hierher finden können, Elwira?“ fragte Herr Mirrbach, der noch immer vergeblich nach irgend einem Gesichtszuge spähete, welcher zu dem Gesichte paßte, wie er es in der Erinnerung trug.

„Ganz allein, lieber Vetter! Ich hatte nichts vergessen! Jedes Haus schien mir Grüße von früher zuzunicken und mir war zu Muthe, als lachten mich all' die Steine auf der Straße an und riefen mir ein Willkommen zu. Beim Anblicke des Schildes „J. J. Mirrbach“ kamen mir die Thränen in die Augen, lieber Vetter!“

„Ja — es ist aber ein neues Schild. Als Ihr nach Hamburg zoget, hing noch des seligen Vaters Schild über der Thür.“

„Ach, ich zitterte vor Ungeduld, Dich zu sehen, mein lieber Vetter — daher meine Rührung,“ fiel Madame Elwira ein. „Aber wenn auch alles neu, alles verändert ist, Du, Du bist der alte, gute, liebenswürdige Vetter, noch eben so frisch und blühend, wie vor zwanzig Jahren!“

Herr J. J. Mirrbach machte ein verzweifelt komisches Gesicht bei dieser ausgedehnten Schmeichelei, die bei einiger Ueberlegung nahe an Grobheit grenzte. Wenn ein achtunddreißigjähriger Mann ausgesehen haben soll wie ein achtundfunfzigjähriger, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß er dazumal nichts weniger als jung und schön gewesen sein muß. Madame Elwira ließ den guten Vetter aber nicht zur Ueberlegung kommen, sondern plauderte, lachte allerliebst, aß und trank nach Herzenslust und verabreichte im Uebermaß der kindlichen Gefühle demselben sogar noch einige Küsse, die gleich einem Berauschungs- und Verjüngungsmittel wirkten. Dabei eröffnete sie ihm, daß sie einen Tag bei ihm bleiben wolle, wenn es ihn nicht belästige.

Ein Entzücken eigener Art durchrieselte Mirr-

bach's Brust bei dieser Nachricht und da in diesem Momente ein Lehrling des Geschäfts die Meldung brachte, daß der Koffer der jungen Dame angelangt sei, so hatte er nichts Eiligeres zu thun, als diesen Koffer in höchst eigener Person herüber zu holen und dann Befehle zum bequemen Logement seiner Verwandtin zu geben.

Ein flüchtiger Gedanke an Tante Mariechen, um sie des Anstandes wegen, als Gesellschafterin Elwira's zu benutzen, wurde von ihm schleunigst beseitigt. Er hätte sich um seine eigene Seligkeit betrogen, wenn er diese steife, alte Jungfrau neben das frische, blühende Weibchen gesetzt haben würde! Nein. Herr J. J. Mirrbach fing schon an zu speculiren.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Special-Zustände in Rußland. Eine deutschrussische Zeitung berichtet aus Kiew: „Am Morgen des 5. Decembers waren viele Personen Zeugen folgender Scene. Ein Bauer, der wahrscheinlich irgend etwas aus der Nachbarschaft zu Markte gebracht hatte, wie dieß aus seinem leeren Fuhrwerke zu schließen war, ging in der großen Wassilkowskajastraße neben seinem Fuhrwerke einher, sein dunkelbraunes Pferdchen und — seine Frau, die neben dem Pferde an die Deichsel gebunden war, antreibend. Beide Gatten sind noch jung und ziemlich hübsch. Der Mann war nach Art der Landbewohner, die Frau mehr städtisch, in einem kurzen Ueberzieher, ein Hemd mit Bändchen, nur etwas entblößt gekleidet und in bloßen Haaren, was eine starke Verletzung der ländlichen Gewohnheit verheiratheter Frauen in sich schließt. Auf dem Markte hinter der Troizki-Kirche angelangt, erklärte er den ihn neugierig Umringenden, daß seine Frau ihm fortgelaufen sei und er sie in der Stadt gefangen habe; er führe sie nun, um ihr eine Lehre zu geben, neben dem Pferde gebunden, nach Hause zurück. Man hörte wohl Ausrufe der Verwunderung, besonders von Seiten der weiblichen Zuhörerschaft, aber Niemand dachte daran, den Mann in seiner ehelichen Justiz zu stören. Der Bauer setzte seinen Weg und seine erbauliche Anpeitschung, die abwechselnd bald dem Pferde, bald der Gattin zu Theil wurde, ruhig fort.

Eine Zeitungsankündigung vor hundert Jahren. In Mannheim erschien am 1. Jan. 1767 das erste Blatt der „Mannheimer Ztg." mit einer Ansprache an die Leser, welche in poetischer Form die Nachsicht der Letzteren für etwaige unrichtige Nachrichten erbittet, und mit folgender Lockspeise schließt: „Was den Artikel von Mannheim betrifft, ist man vorzüglich im stand, alle an dem hiesigen Churfürstlichen Hof vorfallende Veränderungen, Staats-Gepränge, Beförderungen und Lustbarkeiten mitzutheilen. Dieses wird unsern Lesern besonders in den Churfürstlichen Staaten nicht unangenehm sein, da sie zugleich von Woche zu Woche von dem höchstschätzbarsten Wohlseyn ihres theuersten Landes-Vaters und geliebtesten Landesmutter die gesicherste Nachricht haben können." Man sieht, wie bescheiden die Zeitungsleser der damaligen Zeit zum großen Theil noch waren.

Aechte Orden — falsche Diamanten. In der badischen Residenz macht ein Diamantendiebstahl viel Aufsehen. Es stellt sich heraus, daß seit Jahren die verliehenen badischen Orden mit Brillanten verfälscht waren, daß sie nur Glas enthielten. Eine Untersuchung ist im Lauf, ein Angestellter suspendirt; allein den oder die Verbrecher wird man schwerlich überführen können.

Das Neujahrsfest in China. Drei Tage vor Eintritt des Festes läuft Alles auf die Felder, um sich Cypressenzweige zu schneiden, welche am Neujahrstag im Familienkreise verbrannt werden; alle Häuser werden mit bunten Papierstücken beklebt, welche die Worte „Ta—Ki, Ta—Li" (Glück und Freude!) enthalten, während über der Thür in den bekannten grotesken Zügen ein chinesischer Genius prangt. Am Sylvesterabend, wenn wir ihn so nennen dürfen, ist alle Welt mit Putz und Ankleiden beschäftigt, das bei flimmerndem Kerzenscheine geschieht und einen ähnlichen Eindruck wie bei uns der Christabend hervorbringt. Der Neujahrstag selbst wird höchst feierlich begangen. Um 3 Uhr früh ist die ganze Familie in ihrem Festtagsschmuck beisammen; ein auf dem Tisch des Wohnzimmers niedergelegter Cypressenzweig wird in feierlicher Prozession auf den Hof getragen und dort mit den übrigen verbrannt. Gleichzeitig erhebt sich im Hofraum eine Art Altar, auf welchem ein junges Schwein und ein Huhn der Opferung harren; neben ihnen ein Topf mit Erde gefüllt. Sobald die Cypressenzweige, knisternd und Funken sprühend, dem Erlöschen nahe sind, werden drei noch glimmende Späne in den Topf gesteckt und das Familienhaupt gibt durch Niederknieen das Zeichen zum Gebete. Es ist dieß der feierlichste Moment des Festes; sind die Gebete mit ihren keineswegs sehr harmonischen Tönen verklungen, so wird das Schwein und das Huhn geschlachtet, rasch gebraten und verzehrt, und die ganze Gesellschaft zieht in die Nachbarschaft, um hier mit chinesischer Grandezza, das Haupt fast bis zur Erde gebeugt, ihre Gratulation anzubringen. Darauf zieht man sich wieder in die häuslichen Pfähle zurück, um sich gegenseitig mit bereitgehaltenen Früchten und Leckerbissen zu beschenken, wobei die Kinder am Besten wegkommen. Später findet dann vor den Pagoden die gemeinsame kirchliche Feier statt, die sich drei Tage lang in strengem Ritus wiederholt, bis die Dinge wieder ihre gewohnte Alltagsfärbung annehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 2. Donnerstag, den 10. Januar **1867.**

Tante Mariechen.

Criminal-Novelle von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Es war immer noch Zeit genug, wenn Elwira am nächsten Morgen zu Tante Mariechen ging, um die alte Bekanntschaft aufzufrischen. Heute gehörte die junge Verwandte ihm. Aber vorsichtig ging er nach den Fenstern und zog die kleinen Jalousien sorgsam zu, auf daß kein Lauschen von drüben her die Anwesenheit derselben verrathe.

„Tante Mariechen ist neugierig," sagte er dabei schlau lächelnd, „sie könnte Dich sehen und dann fällt sie uns ohne Gnade in's Haus, weil sie denkt, es geht nicht ohne sie. Erinnerst Du Dich denn wohl der Tante Mariechen?"

„O — freilich! freilich! Die lebt also noch?" rief Madame Elwira im Tone des Staunens.

„Nun, woran sollte sie denn gestorben sein?" redete Mirrbach dagegen. „Solche große Frauenzimmer haben ein zäheres Leben, als kleine. Sie konnte Dich früherhin gar nicht leiden und spottete immer darüber, wenn meine gute Selige sich mit Dir hätschelte. Sie hat keinen Mann finden können, dem sie nicht zu groß gewesen wäre — nun lebt sie von dem bischen Zinsen, die ihr das Capital abwirft, welches ich verwalte, und vermiethet an ledige Herren eine Möbelstube, aber ohne Beköstigung und Bedienung."

„Ach — mein Himmel, dann war wohl das niedliche, blonde Mädchen, was am Fenster saß und nähete, auch Eine von unserer Verwandtschaft?" fragte Madame Elwira, die sehr andächtig zugehört hatte und der Handzeichnung nach dem kleinen Hause mit den Augen gefolgt war.

Freilich! Das ist auch eine Frank, von Vaters wegen Geschwisterkind mit ihr — Tante Mariechen hat sie an Kindesstatt angenommen. — Das kleine Ding muß aber sein Brod verdienen. Von der kannst Du nichts wissen, denn sie ist nach Eurer Abreise von hier geboren — aber des Erhard's wirst Du Dich wohl besinnen. Meiner Schwester Baumann einziger Sohn. Das war Dein Liebling damals."

Madame Elwira legte nachdenkend die Hand gegen die Stirn. „Ja, ja! War es nicht ein dicker, schwarzköpfiger, kleiner Bengel?"

„Behüte — flachsblond — zart, wie ein Mädchen —" rief Mirrbach lachend. „Du hast aber ein erschrecklich schlechtes Gedächtniß, liebe Elwira. Ich werde Dir den Erhard nachher präsentiren — vielleicht erinnerst Du Dich dann seiner. Er ist noch immer, trotz seiner fünfundzwanzig Jahre, ein feiner, mädchenhafter Mensch und ist noch immer sehr hellblond."

„Nur heute präsentire mir ihn nicht, lieber Vetter. Ich bin sehr angegriffen und möchte bald schlafen gehen."

Herr J. J. Mirrbach nickte seelenvergnügt. Ihm kam es gelegen, daß er das Vergnügen dieser Gesellschaft allein genießen konnte. Wie prächtig plauderte es sich mit dem jungen Frauenzimmerchen, das so viel zu fragen wußte. Bald erkundigte sich die hübsche Frau nach seinen Geschäftserfolgen — bald neckte sie ihn, ob er denn all' sein Erspartes noch lassen könnte — bald erzählte sie ihm, daß sie gehört habe, er sei geizig geworden und bewahre jede Stecknadel auf, als sei sie unbezahlbar. Dann kam sie schelmischerweise, unter allerliebstem Lachen mit der Bitte hervor, ein Andenken von der Frau zu haben. Aber nicht gleich, sondern zum Abschiede. Es käme dann darauf an, was ihr der Vetter Mirrbach verehren würde, danach solle es sich entscheiden, ob sie Lust habe, wieder nach Esberg zu ziehen.

Nun — deutlicher konnte doch wahrhaftig das Cousinchen nicht verrathen, daß sie gar nichts dagegen einwenden werde, wenn Herr J. J. Mirrbach sie zum Lebensassocie zu erwählen gedenke. Der gute Kaufherr nahm auch die Sache wie sie schien und gab sich mit voller Seele der Hoffnung hin, recht bald „den Engel in ihr zu finden, der expreß vom Himmel herabgestiegen war, ihm seine selige Frau zu ersetzen." Unter dieser Voraussetzung war es natürlich, daß die Vertraulichkeit zwischen Beiden von Minute zu Minute wuchs. Es war noch nicht einmal Schlafenszeit, so wußte Madame Elwira im ganzen Hause so gut Bescheid, als hätte sie dasselbe niemals im Leben verlassen.

Seelenglücklich verließ endlich Herr J. J. Mirrbach das ehemalige Wohnzimmer seiner seligen Frau, woselbst dem lieben Besuche ein Bett zugerichtet wurde, und suchte sein eigenes Schlafgemach auf, das hinter der Ladenstube lag, aber einen stets verschlossenen Ausgang nach dem Hausflure, gerade der Küche gegenüber, hatte.

Der Schlüssel zu diesem Schlafgemach steckte stets im Schlosse und zwar von außen, damit die Köchin beim Reinigen desselben nicht nöthig hatte, den weiten Umweg durch den Laden und die Ladenstube zu machen. Herr Mirrbach indeß benutzte

diese Thür im Flure nie. Ihm war es zur Gewohnheit geworden, den Umweg zu machen, und da er stets spät Abends das Geschäftslokal sorgfältig allein revidirte, wenn seine jungen Leute oben hinauf zum Schlafen gegangen waren, und da er stets die Kasse erst nachzählte und das Geld in den Schrank schloß, der dicht neben seinem Bette stand, so ließ sich diese Gewohnheit erklären. Sein Schlafzimmer war ein großes Gemach, das durch den Tod seiner Frau noch geräumiger geworden war. Er schlief ganz allein auf dieser Seite des Hauses seit das Band seiner Ehe vom Geschicke vernichtet wurde. Hinter der Küche schlief die Köchin. Oben im zweiten Stockwerk nach der Straße hinaus waren die jungen Leute einquartirt.

Die Köchin war am nächsten Morgen die Erste, die mit etwas übernächtigem Gesichte aus der Küchenthür schaute und sorgsam prüfte, ob auch nichts Uebernatürliches zu sehen war. Gleich darauf kam der blonde Erhard jugendlich frisch und lebendig die Treppe von oben herab. Die Köchin vertrat ihm eiligst den Weg.

„Haben Sie denn nichts gehört in der Nacht?" fragte sie ängstlich. Der junge Mann sah sie verwundert an. Er hatte nichts gehört, sondern tüchtig fest geschlafen.

„Die selige Madame ist spuken gegangen —" flüsterte die Köchin mit bebenden Lippen.

»Thorheit!« flüsterte der junge Mann, auf die Thür deutend, die zum Schlafzimmer Mirrbach's führte. „Was hast Du gesehen, Hanne? Sprich leise!"

„Oh — gesehen habe ich nichts, denn ich zog die Bettdecke über den Kopf und betete ein Vaterunser. Aber gehört habe ich ganz deutlich, daß es im Hause umging, daß es an alle Thüren faßte, daß es die Hausthür auf- und zumachte — in die Küche trat —"

„Dummes Zeug, Hanne! Das kann man doch nicht hören, wenn man die Bettdecke über den Kopf gezogen hat. Schweig nur, daß mein Onkel nichts von Deinem Unsinn hört. Du hast es gut im Hause, aber Du kennst den Onkel Mirrbach, er macht wenig Umstände, wenn ihm der Kopf kraus wird -- also schweig, wenn Dir's im Hause sonst gefällt. Wer todt ist, läßt sein Umgehen. Thörichter Aberglaube! Vielleicht hat der Onkel nicht gut schlafen können und ist selbst spät nochmals zur Hausthür gegangen, um nachzusehen, ob sie verschlossen ist.«

„Ja — aber -- wo ist denn der zweite Hausschlüssel geblieben, der immer hier in der Küche an dem Nagel hängt?" fragte die Köchin kleinlaut. „Er ist doch weg von seinem Platze? Der andere, der immer in Gebrauch ist, liegt auf dem Tische, wo ich ihn jeden Abend hinlege. Mein erster Blick fiel auf die leere Stelle — gestern hat der Schlüssel noch dort gehangen — heute ist er weg!"

„Der Onkel wird ihn haben. Sei vernünftig und rede über nichts, was du bemerkst. Du weißt, mein Onkel kann es durchaus nicht leiden, wenn man ihm nachspürt. Was geht es uns an, wenn er des Nachts das Haus revidirt!" Er ließ die Köchin stehen und ging nach der Straße hinaus.

3.

Es war noch menschenleer auf den Straßen, nur daß hin und wieder ein fleißiges Mädchen schon die Straße fegte oder ein lustiger Lehrbursche zum Bäcker lief. Erhard, der immer zeitig aufzustehen pflegte, hatte vom Fenster aus gesehen, daß Klara früher als gewöhnlich die Laden der Fenster aufstieß und daß sie auch in dem andern Zimmer, das vermiethet wurde, alles öffnete, um die frische Morgenluft einzulassen. Hurtig kleidete der junge Mann sich an, denn er wußte, daß die kleine, nette Klara, in Ermangelung eines dienstbaren Geistes, in höchst eigener Person zum Bäcker ging, um das Milchbrödchen für die gestrenge Tante zu holen. Es zeugte von Uebung in dergleichen Zusammenkünften, daß der blonde Erhard nicht in der Thür stehen blieb und darauf wartete, bis die kleine, zierliche Gestalt da drüben das Haus verließ, sondern, daß er sehr sorglos die Straße hinabschlenderte bis zur schmalern Quergasse, in der der besagte Bäcker wohnte.

Auch Klara lieferte den Beweis, daß sie nicht unbewandert in der Kunst des zufälligen Begegnens war. Sie verließ ihr Haus mit langsamen Schritten, als wisse sie gar nicht, daß ihr Vetter Erhard schon die Morgenfrische genieße.

Als sie jedoch die Ecke passirt hatte und sicher war, nicht von Tante Mariechen gesehen werden zu können, da strahlte ihr Gesichtchen vor Freude und ihre klugen Augen riefen dem jungen Vetter einen bessern Gutenmorgen zu, als die Lippen, welche sich mehr an Anstand und Sitte banden.

„Herr, mein Gott — das war ein Abend, den ich gestern verleben mußte —" flüsterte sie aber heute hastig, als könne sie die Last gar nicht mehr tragen. „Sage mir um Himmels willen, Ehrhard, was ist denn passirt bei Euch?"

„Nichts Klärchen — nichts!" betheuerte Erhard etwas zerstreut, denn Klara war ihm noch niemals so wundervoll erschienen, wie an diesem Tage und er brannte vor Begierde zu erfahren, wer denn in dem möblirten Zimmer Quartier zu nehmen gedenke.

„Nichts? Und Dein Geberdenspiel? Und die hübsche Dame? Und der Koffer?" fragte Klara sehr ernsthaft Erhard lachte.

„Ach so! Hatte ich doch beinahe vergessen, daß Onkel Mirrbach gestern wie ein Seliger aussah, daß er duftete, wie eine Blume und hüpfte, wie eine Bachstelze! Ich war nur hergelaufen, um zu fragen, wer zu Euch ziehen will. Nun — Klara?"

Das kleine Frauenzimmer sah recht trotzig zu ihm auf und erwiderte:

„Erst will ich wissen, wer die Dame ist und was sie hier will."

„Aber Klärchen, das weiß ich ja nicht! Sei doch so gut und sage mir, wer zu Euch zieht."

„Aber Erhard — das weiß ich ja nicht!" hohnneckte die kleine Person lächelnd.

Erhard zog eine schmollende Miene und that als wolle er umkehren. Klara bekam Angst.

„Sieh, was ich in Erfahrung gebracht habe, will ich Dir sagen," setzte sie eilig hinzu. „Der Postconducteur kam gestern Abend und fragte, ob Tante Mariechen's Zimmer zu haben sei. Er erzählte, daß er einen jungen Mann, der sich schlechtweg Herr Fahrenholz nenne, von dem hübschen, reinlichen Zimmer der Mademoiselle Frank erzählt und dabei versprochen habe, nachzufragen, ob er es bekommen könne. Die Reden des Postconducteurs lassen vermuthen, daß der Herr kein gewöhnlicher Bürgerlicher ist, aber durchaus dafür gelten will. Der Herr wird heute vorfragen — deshalb mußte ich die Fenster öffnen."

„So? Also ein fremder, junger Herr, der wahrscheinlich ganz andere Aussichten hat, als Dein armer Vetter Erhard — nun — ich kann nichts dagegen haben — ich werde überhaupt heute meinem Onkel Mirrbach erklären, daß unter den veränderten Verhältnissen meines Bleibens in seinem Geschäfte nicht mehr sein könne. Ich gehe fort aus Esberg und versuche anderwärts mein Heil."

Der junge Mann hatte so ärgerlich und heftig gesprochen, daß Klara ganz bestürzt in sein Angesicht schaute und nicht recht wußte, was sie sagen sollte. „Es ist sein Ernst nicht," dachte sie schnell getröstet, als ein leichtes Lächeln über seine zornigen Mienen zog. Laut aber sprach sie: „Unter den veränderten Verhältnissen — was heißt das, Erhard?"

„Was soll es anderes wohl bedeuten, als daß jedenfalls der Tag kommen wird, wo mein Onkel noch ein Mal das Glück der Ehe versucht. Tante Mariechen glaubte es ja nicht — aber, wir sind keinen Augenblick sicher vor einer Verlobungsanzeige."

„Weißt Du schon mit wem?" fragte Klara begierig. „Apropos — die Dame, die bei Euch ist, kann es doch nicht sein? Tante Mariechen meint, es sei die Tochter einer Madame Rönneke, die jetzt in Hamburg wohnt."

„Ach was?" rief Erhard angenehm überrascht. „Elwira Rönneke, die den Schneevoigt geheirathet? Die ist's? Ich dachte schon, es sei eine Heirathscandidatin!"

„Tante Mariechen meint, sie käme der Erbschaft wegen," fügte Klara geheimnißvoll hinzu. „Hat denn der Herr Onkel gar nichts zu Dir gesagt?"

„Nicht eine Silbe!" rief der junge Mann heiter. „Er hat sich parfümirt und ist nur ein einziges Mal mit verzückten Blicken durch den Laden getanzt, so daß die Lehrlinge sterben wollten vor Lachen. Es ist doch gut, wenn wir uns bisweilen sprechen, mein Klärchen," fügte er mit weichem Tone hinzu. „Nun kann ich ruhig in mein Geschäft gehen. — Ich sehe dich freilich immer, allein — wenn ich denken muß, daß ein junger Mensch mit Dir in einem Hause sein und immer mit Dir reden darf, dann muß ich Dich auch sprechen können — sonst — werde ich wüthend neidisch!"

Abgebrochen, als schäme er sich seiner Worte, brachte er diese sehr verrätherische Rede zu Ende und blickte dann so treuherzig bittend in Klara's kluge Augen, daß sie sehr gerührt wurde.

„Laß Dich das nicht kümmern, lieber Erhard," antwortete sie weise. „So wie zu Dir, rede ich zu keinem anderen Menschen." Sie reichten sich die Hände. Sie nickten sich zu und Klara eilte in den Bäckerladen, um mit doppelter Hast wieder heimzukehren, während Erhard auf einem Umwege zum Hause seines Onkels zurück ging.

Daß die Eifersucht seinen Blick schärfte und er darüber versäumte, sich um die Ereignisse im Hause zu bekümmern, wird jeder begreiflich finden, der urplötzlich in die Furcht versetzt gewesen ist, ein Herz verlieren zu können, was sein war.

Klara gehörte, nach Erhard's Meinung, ihm. Für ihn war sie da in der Welt. Für ihn zur Freude saß sie am Fenster und nähete. Für ihn hatte Tante Mariechen sie erzogen. Sie galt ihm für das einzige weibliche Wesen, das liebenswerth war und jetzt sollte ein fremder Mann in dem Hause wohnen, wo dies Wesen wohnte — in dem Hause, welches ihm durch eine barbarische Launenhaftigkeit seiner Verwandtin verboten war? Was sollte denn daraus werden, wenn dieser Fremde es sich einfallen ließe, Klara auch liebenswerth zu finden. Wen sollte er denn heirathen, wenn Klara einen Andern, wie ihn, zu heirathen Lust bekam. In die Prosa seines Liebeslebens trat etwas wie Poesie, als er halb wüthend kein Auge von den Fenstern der Möbelstube verwendete, die wieder vermiethet werden sollte.

Hätte er nicht dies Sturmwehen um sein sonst so stilles Herz gefühlt, so würde er doch mehr darauf geachtet haben, als ihm die Köchin beim Frühstück voller Entsetzen zuraunte, daß wahrhaftig die selige Frau umgegangen sei, denn es fehle auch der Schlüssel zum Schlafzimmer des Herrn. Aergerlich machte Erhard der abergläubischen Person bemerklich, daß Geister keine Schlüssel brauchen könnten. Sein Onkel habe wahrscheinlich in der Zerstreuung den Schlüssel ausgezogen und er werde ihn auch wieder in's Schloß stecken, wenn es ihm genehm wäre. Sie solle nur keinen Scandal machen, sondern sich zu behelfen suchen, bis der Herr selbst die Sache abstelle.

Damit war die Köchin ab und zur Ruhe verwiesen. Sie schwieg fortan, aber in ihrem Geiste spukte die selige Frau fort bis zu einem Momente, wo sie als Hellseherin auftrat und logisch entwickelte was sie von der Spukerei der seligen Frau halte. (Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Aus Trautenau, der Stadt, wird der Pr. folgendes komisches Intermezzo gemeldet: Am letzten Tage des vergangenen Jahres sollte nämlich das Geschäft des Rasirens und Haarschneidens der Gefangenen in der Frohnfeste an den »Wenigstbietenden« vergeben werden. Friseur A. verlangte 10 kr. für das Haarschneiden und 4 kr. für das Rasiren, worauf sein College im Orte sich sogleich erbot, die Arbeit um die Hälfte dieses Preises zu übernehmen. Darauf geht A. noch tiefer und will sich mit 1 kr. fürs Rasiren und 2 kr. fürs Haarschneiden per Kopf begnügen. B. aber, der es um jeden Preis seinem Rivalen zuvor thun will, verlangt nun gar keinen Preis und meint: »Da mach' ich es halt umsonst.« — »Billiger können Sie es doch nicht thun,« sagte der Gerichtsadjunkt lächelnd zum A. und schließt das Protokoll, das hierauf von Beiden unterzeichnet wurde. Im Weggehen soll den Zurückgesetzten seine Nachgiebigkeit doch gereut und er seinem Collegen drohend zugerufen haben: »Ich hab' mich nur übertölpeln lassen, das nächste Mal muß ich doch die Arbeit kriegen!« Die Trautenauer Gefangenen aber werden ganz ruhig und ganz unentgeltlich abrasirt.

Ein hervorragender französischer Staatsmann wurde von Jemand gefragt: »Werden wir dieses Jahr etwas Absonderliches haben?« — »Die allgemeine Ausstellung«, lautete die Antwort. — »Und darauf?« — »Den allgemeinen Krieg.« — »Und dann?" — »Schwerlich die allgemeine Zufriedenheit.«

Im Theater zu Linz kam es jüngst zu einer ziemlich lauten Demonstration. Als im »Wallenstein« Ilo die Worte sprach:

„Der Kaiser hat Soldaten, keine Feldherrn — —
— — Gallas? Hat kein Glück
Und war von je ein Heerverderber,"

brach ein donnernder Beifall aus, dessen Deutung nicht schwer zu errathen war.

Fatale Verwechselung. Man schreibt aus Wien, 26. Dez.: Ein drolliger Zufall stieß einem unserer Kunstenthusiasten zu, der in heißer, aber wenig beglückter Leidenschaft für eine oft genannte Künstlerin erglüht ist. In einer achtbaren Familie, in deren Mitte er seit Jahren den Weihnachts-Abend zubringt, wird heuer gleichzeitig mit dem Christfeste auch die Feier der silbernen Hochzeit begangen. Zu diesem Zwecke soll der Weihnachtsbaum mit breiten, weißen Bändern behängt werden, an denen die Geschenke befestigt sind, und jedes Band hat außerdem noch eine Inschrift zu enthalten. Unser Theater-Enthusiast hatte als Geschenk ein Photographie-Album mit den Bildnissen aller Familienglieder gewählt und auf das Band die Worte sticken lassen: »Der glücklichen Mutter dreizehn geliebter Kinder«. Alles lag fix und fertig zur Uebergabe bereit in seiner Wohnung. Einige Tage vor Weihnachten tritt die Flamme seines Herzens nach kurzer Abwesenheit von der Bühne in einer Glanzrolle wieder auf, und unser Enthusiast bestellt selbstverständlich einen prachtvollen Kranz und dazu weiße Bänder mit der Inschrift: »Der großen Künstlerin ihr unbekannter Verehrer«. Der Bediente wird beauftragt, den Kranz beim ersten Erscheinen der Gefeierten von der Gallerie herab kunstgerecht auf die Bühne zu schleudern. Alles geht gut, der Kranz wird dankend in Empfang genommen, das Publikum klatscht, der erste Akt ist zu Ende. Man denke sich nun die maßlose Heiterkeit der Berufsgenossen und Genossinen, als sie auf der Schleife in riesigen Lettern die Worte lesen: »Der glücklichen Mutter dreizehn geliebter Kinder«..... Der unglückselige Bediente hatte die Bänder verwechselt.

Wie weit einige nordamerikanische Blätter in ihren Schimpfreden gegen den Präsidenten Johnson gehen, wird folgender einer in Neuyork erscheinenden Zeitung entnommener Artikel darthun: »Attest. Der Schneidergeselle Andrew Johnson ist seit ungefähr drei Jahren in unseren Diensten gewesen und hat sich seit jener Zeit bedeutend zu seinem Nachtheil verbessert. Namentlich hat er alle Regeln der edlen Schneiderei vergessen und sich lediglich der Aufschneiderei gewidmet. Je schlechter sein Stich war, desto mehr war von einem Hieb bei ihm zu merken, und er sprach mitunter eine Naht zusammen. Das Zuschneiden des neuen Rockes für die Union gelang ihm durchaus nicht, weil er nicht im Stande war, das richtige Maß zu halten, und es war zu befürchten, daß bei fortgesetzter Wirksamkeit die Elle länger werden würde als der Kram. Im Repariren hat der besagte Schneidergeselle gar keine Gewandtheit, dagegen ist er geschickter im Wenden und im Füttern, wie denn in Bezug auf das letztere Talent der Gastwirth Delmonico Zeugniß ablegen kann. Was die Knöpfe betrifft, so ist dem Gesellen Johnson noch nicht gelungen, dieselben ordentlich zu besetzen, indessen geht er bei seinem Untergesellen M'Culloch in die Lehre, und es kann vielleicht noch etwas aus ihm werden. In Bezug auf seinen Lebenswandel können wir leider nur bestätigen, was schon oft über den besagten Gesellen gesagt worden ist. Er ist liederlich und schwatzt mehr, als ein vernünftiger Mensch vertragen kann, ist zänkisch und eigensinnig. Wir sehen uns deßhalb gezwungen, ihn, wenn er sich nicht bald bessert, aus unsern Diensten zu entlassen.

Volk und Compagnie.«

Räthsel.

1. 2. 3, 4. 5. 6. ein Apostel.
1. 2. 3. eine französische Stadt.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 4. Sonntag, den 13. Januar 1867.

Tante Mariechen.

Criminal-Novelle von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Erhard hatte sich schon beinahe die Augen blind gesehen nach dem neuen Miether da drüben im hübschen Häuschen. Er konnte nichts von ihm gewahr werden. Daß er schon mit Sack und Pack eingezogen war, entnahm er aus den Witzen der Lehrlinge, die dem Postconducteur, welcher den Vermittler gespielt, ein Schnäpschen eingeschenkt hatten, um hinter das große Geheimniß des Unbekannten zu kommen.

„Es soll ein Graf sein," sagte der Eine der lustigen Knaben. „O so — ein Prinz von Gottes Gnaden ist's!" schnarrte der Andere. „So ein Prinz, der Land und Leute verloren, die er nie gehabt hat!"

„Hast du ihn gesehen?" fragte Erhard, möglichst gleichgiltig.

„Ha — seine Stiefelbacken — sonst nichts!" referirte der Erste. — „O — so — ich habe seine Nasenspitze gesehen," schrie der Zweite, „die drehte sich nach Südwest, also hieher, als er zur Thür einschritt. Verdammt hochnasig, sage ich Ihnen, Herr Erhard, schade, daß Tante Mariechen so groß ist, sonst könnte er sie über die Nase ansehen!"

Erhard hielt es unter seiner Würde, sich in weitere Diskussionen mit den naseweisen Lehrlingen einzulassen. Er tröstete sich damit, daß Klara am Fenster saß und nähete, also nicht mit dem Fremden verkehrte.

Auch Tante Mariechen hatte ihren Platz am Fenster noch nie so beharrlich behauptet, wie an diesem Tage. Das Licht in dem Wohnzimmer ihrer seligen Schwester, das am Abend zuvor förmlich einen Ausbruch von Verzweiflung hervorgebracht, spielte in ihrer Phantasie eine zu wichtige Rolle, als daß sie einer Entwickelung der Ereignisse gleichgiltig hätte entgegensehen können. Zitternd vor Grimm saß sie am Fenster und heftete ihre Augen auf die verhangene Wohnstube, immerfort seufzend, daß noch nicht einmal ein Vierteljahr über den armen Grabhügel der Seligen hinweg gerauscht sei und schon öffene der Schwager mit heillosem Leichtsinn das Gemach einer Fremden und gebe all die schönen Sachen der Neugier preis.

Als sie hinzufügte, daß man ja von ihrem Schwager die Gemeinheit erwarten müsse, sogar eine neue Ehegattin in die Räume eingeführt zu sehen, da sah Klara gerade so aus, als wolle sie sagen, daß es doch jedenfalls nicht schlimmer von dem Wittwer wäre, jetzt daran zu denken, als von einer Schwester, die schon am Sterbebette ganz unverhohlen ihre Pläne rücksichtlich der Erbfolge geordnet hatte. Dann erinnerte sich Tante Mariechen, daß sie Elwira schon als Kind nicht habe leiden können. Es sei ein Klugschnabel gewesen, die sich um alles bekümmert habe. Durch ihr eigenes Sprechen in Zorn gebracht, behauptete die große Dame sogar, daß sie von ihrer Mutter dazu besonders angehalten sei, überall den Spion zu machen.

„Sie ist hieher geschickt, Klara," schloß sie im Tone einer ärgerlichen Ueberzeugung. „Elwira ist hergeschickt, um zu sehen, wie die Sachen stehen. Und — merk' auf, was ich Dir sage — ihre Mutter, eine neidische, mißgünstige Person, der es gar nicht recht war, daß sich ihr Vetter Mirrbach mit meiner guten Schwester verlobte, hat sie instruirt, mich geringschätzig zu behandeln. Es gehörte sich doch wohl, mir, der Schwester der seligen Madame Mirrbach, sogleich die Visite zu machen."

Man sieht, daß es Tante Mariechen, wie fast alle alte Jungfrauen, gründlich verstand, sich in den Groll hineinzureden. Dabei frühstückte sie jedoch mit gutem Appetite, aß wacker zu Mittag und rüstete sich eben zum Nachmittagskaffee, als ihr der erste Schluck dieses Labetranks vor Schreck in die unrechte Kehle kam.

Was war denn geschehen? Nichts weiter, als daß sich drüben im Mirrbach'schen Hause die Hausthüre öffnete und Madame Elwira in Begleitung ihres Herrn Vetters erschien, um sich wieder zur Post zu begeben, die täglich um diese Zeit Esberg passirte und nach einer Stunde Aufenthalt weiter fuhr. Tante Mariechen legte ihren ganzen Verstand und ihre ganze Seele in den Blick, womit sie dem Pärchen nachsah, das auch nicht die geringste Notiz von ihr und ihrem Hause nahm. So lange sie die Beiden sehen konnte, blieb sie stumm und starr. Als sie bei der Windung der breiten Straße verschwunden waren, kam das Leben in ihren erstarrten Körper zurück. Wie eine Furie raste sie im Zimmer umher, klagte Gott und allen Engeln die Zurücksetzung, die sie erdulden müsse von ihrem Schwager, obwohl sie seine Frau mit treuer Liebe und Aufopferung aller Kräfte bis zum letzten Athemzuge gepflegt habe, aber sie schwor ihm Rache und Vergeltung dieser Beleidigung. Nicht zu grüßen — nicht zu thun — als ob sie

hier wohne — eine Dame am Arme zu führen vor aller Welt Augen — es war und blieb entsetzlich! Und das Schlimmste wußte sie noch gar nicht! Nämlich, daß diese junge, hübsche, blühende Frau eine Wittwe war.

Abermals öffnete sich drüben die Hausthür und die Köchin Hanne trat, tief gebückt unter der Last des kleinen, hübschen Reisekoffers, der über einen Tragkorb gestellt worden war, aus derselben heraus und ging sehr langsam die Straße nach der Post hinab.

Für's Leben gern hätte Tante Mariechen mit dieser treuherzigen Person ein Gespräch über das Ereigniß, das sie so sehr beschäftigte, begonnen, allein der Schall des Posthornes drang zu ihr und sie mußte fürchten, der armen Hanne Ungelegenheiten zu bereiten.

Hanne ging also unangefochten ihres Weges und kam zur rechten Zeit bei dem Hause mit den preußischen Adlern an. Der Bursche, welcher Tags zuvor den Koffer hinspedirt hatte zum Kaufmann Mirrbach, trat der Köchin hilfreich entgegen.

„Donner — der ist schwer geworden!" rief er grinsend, als er den Tragkorb von den Schultern der Magd hob. Hanne lächelte ein klein wenig, da sie aber nicht zu den Dienstboten gehörte, welche sich um Alles bekümmern, was die Herrschaft angeht, so gab sie keine Antwort und verfügte sich diensteifrig wieder nach Haus, bevor noch die Post sich in Bewegung setzte.

Jetzt entging sie aber dem inquisitorischen Talente Tante Mariechens nicht. Sie wurde kurz und herrisch, wie sich's von einer Dame, die bald Herrin in einem Haushalte zu werden gedenkt, wohl erwarten läßt, angerufen und befragt, was die Wirthschaft da drüben bedeuten solle.

Armes Tantchen! Armes Mariechen! Die Berichte der Köchin schlugen wie ein Hagelwetter die ganze schöne, blühende Saat, die der Ernte entgegen zu reifen verhieß, zu Boden.

„Das ist nicht ganz richtig, Mamsell Mariechen," hatte die Köchin mit beredtem Achselzucken gesagt. „Es ist allerdings eine Cousine vom alten Herrn, aber sie ist Wittwe und scheint schrecklich viel Lust zu haben, wieder zu heirathen. Der alte Herr ist einig mit ihr. Sie hatte einen Ring am Finger, als sie abreisen wollte, den ich bei der seligen Madame gesehen habe — einen Schlangenring, mit großen, weißen, blitzenden Steinen —"

„Meiner Schwester Verlobungsring —" ächzte Tante Mariechen.

„Und die Dame will vor dem Herbst noch wieder kommen und der Herr will im Spätherbst nach Hamburg reisen!" schloß Hanne, des Hauses treue Köchin.

„Ich leide es nicht! Ich leide es nicht! Lieber morde ich ihn!" kreischte Tante Mariechen in vollster Wuth.

Zum Glück hörte nur Klara diese wunderbar verwegenen Aeußerungen und lächelte still dazu, denn die Nervenschwäche der Tante erlaubte ihr nicht einmal, eine Taube oder einen Hahn zu morden, geschweige denn einen Mann.

Tante Mariechen hatte sich gleich nach der Entfernung der Köchin, die ihr einen Todesstoß versetzt, vom Fensterplatze erhoben und war mit der ganzen Schwere ihres unerwarteten Kummers in die Sophakissen gesunken. Ihre nicht kurzen Arme stützten das gramdurchfurchte Angesicht und schwere Athemzüge verriethen, daß ihr Herz übervoll von Seufzern war.

Plötzlich rief Klara: „Der Herr Onkel kommt!" Im Nu stand Tante Mariechen kerzengerade auf ihren zwei Beinen mitten im Zimmer. „Laß ihn kommen! Ich werde ihn zu empfangen wissen!" entgegnete sie voller Hoheit. Und sie waffnete sich mit schneller Fassungskraft — sie waffnete sich mit Sanftmuth und Würde.

Herr J. J. Mirrbach trat ein, den Hut auf dem Kopfe und ein Spazierstöckchen mit jugendlicher Lebhaftigkeit spielend hin und her schwingend. Klara stand auf und nahm eine etwas ehrerbietige Haltung an. Tante Mariechen schien wie aus Stein gehauen.

„Guten Tag, meine Damen!" rief Herr Mirrbach launig, von einer zur andern schauend.

Klara knixte. Tante Mariechen nickte kaum merklich mit dem Kopfe.

„Ich bringe Grüße, schöne Grüße von der Cousine Elwira — sie ist hier gewesen, im Durchfluge nur — sie kommt aber wieder nach Esberg auf ihrer Rückreise und wird sich dann die Ehre geben, der verehrten Tante aufzuwarten," plauderte Herr Mirrbach mit ganz ungewöhnlicher Beredtsamkeit.

„Wahrscheinlich will sie mir nicht eher die Visite machen, bis sie die Braut des Herrn Schwagers ist," unterbrach ihn die »verehrte Tante« merkwürdig vornehm.

Herr J. J. Mirrbach lächelte sehr hübsch und trat mit leichten, hüpfenden Schritten näher zum Fenster heran. Dabei blickte er auffordernd zu seiner stolzen Schwägerin in die Höhe.

„Meinst Du, Mariechen? Du hast stets Prophetengaben entwickelt!" sagte er lustig.

„Prophezeihungen sind nicht mehr nöthig, wenn Damen Verlobungsringe empfangen haben!" sprach Tante Mariechen großartig.

„Der Tausend! Kannst Du durch Mauern sehen!" rief Mirrbach mit verjüngender Schalkhaftigkeit.

„Aber ich halte es für eine Abscheulichkeit, schon jetzt an eine neue Heirath zu denken!" fügte sie erhaben hinzu. Die »Abscheulichkeit« schien Herrn J. J. Mirrbach zu mißfallen. Er warf spitzig hin:

„Als wenn Du nicht schon eher an meine Wiederverheirathung gedacht hättest!"

Die Dame schnitt ihm aufwallend das Wort ab: „Du scheinst nicht daran zu denken, daß Du Dich blamiren wirst!"

„Als wenn ich mich weniger blamirt haben würde, wenn ich Dich geheirathet hätte," rief der Kaufmann mit kaltblütiger Malice.

„Still! Ich bitte mir's aus, gegen mich die Achtung nicht aus den Augen zu setzen. Gottlob, ich gehöre zu den respektabeln Mädchen, die von leichtfertigen, alten Männern nicht herabgesetzt werden können! Wir sind geschieden für immer!"

„Gott sei gelobet und gebenedeiet — geschieden, bevor wir verheirathet waren!" antwortete Herr J. J. Mirrbach, den die „leichtfertigen, alten Männer" schwer verdrossen hatten.

„Wir wollen uns nicht streiten — wir wollen uns nicht zanken, Herr Schwager," sprach Tante Mariechen gewaltsam würdig.

„Um so besser, Mademoiselle Frank," erwiderte Mirrbach im gleichen Tone. „Dann wird es Sie also freuen, wenn ich Ihnen meinen neuen Lebensplan vorlege. Meine liebe Cousine Elwira ist für jetzt abgereist, natürlich, ohne daß ich eine Werbung um ihre Hand gewagt habe. Aber sie hat mir die Hoffnung zurückgelassen, daß sie wiederkehrt und zwar sehr gern wiederkehrt. Will Cousine Elwira mich heirathen, so hole ich sie mir noch vor dem Winter als Frau in's Haus, darauf kannst Du Dich verlassen, liebes Mariechen!"

Er nahm einen gewaltsamen Anlauf zu den letzten Worten und sprach sie mit weit mehr Nachdruck, als die Dame für nöthig hielt. Geringschätzung in allen Mienen erwiderte sie:

„So bitte ich, zeitig die Verbindlichkeiten zu lösen, die Du gegen mich zu beobachten hast."

„Und die wären?" fragte der Kaufmann sehr frappirt. „Außer dem Kapital von zweitausend Thalern, die ich überreichlich verzinst habe, wüßte ich doch nichts von einem rechtlichen Anspruche, den Du machen könntest."

„Nicht? Ei, der Herr Schwager haben ein schwaches Gedächtniß!" hohnlachte Tante Mariechen. „Erinnern Sie sich, daß meine selige Mutter, die aus adeligem Geschlechte stammte, bei der Verheirathung meiner Schwester sagte, sie solle das ganze Silbergut mitbekommen, aber unter der Bedingung, daß es nach ihrem Tode, wenn keine Kinder da wären, an mich zurückfiele. Es existirt darüber eine Stipulation —"

„Ja, ja! Ich erinnere mich!" sagte Mirrbach sichtlich ärgerlich. „Wir werden uns schon darüber einigen — ich liebe dies Silbergeschirr — es wird mir auf einige hundert Thaler mehr oder weniger nicht ankommen, wenn Du es mir käuflich überlassen willst!"

„Nichts da!" entschied die Jungfrau Frank voll Hoheit. „Für Geld ist mir mein Familiengut nicht feil. Ich besitze ein Verzeichniß davon und werde es Stück für Stück abfordern."

„Zu seiner Zeit — zu seiner Zeit, liebenswürdigste Schwägerin," spöttelte der Kaufherr.

„Du wirst es doch nicht eher abfordern, bis Du ganz sicher bist, daß ich nicht Dich, sondern die allerliebste Elwira heirathe?" Er lachte sehr höhnisch und gab hiermit den Beweis, daß er keine Höflichkeitsregeln kenne, wenn er stark gereizt war.

„Merken Sie sich's Mademoiselle Frank — trotz Ihrer Infamie werde ich dennoch mein Heil bei dieser hübschen Cousine versuchen, werde nach Hamburg reisen, werde sie heirathen, werde noch Söhne bekommen und werde dem ganzen Otterngezüchte, das auf meinen Tod lauert, einen Querstrich durch die Rechnung machen!"

Er stürzte fort und Tante Mariechen bekam Krämpfe! Arme, kleine Klara! Sie, deren Lebensglück bei diesem Familienzanke zu Grunde ging, sie mußte stark sein und Kammillenthee kochen. Sie mußte trösten. Sie mußte beschwichtigen. Sie mußte die kalten Hände der Tante warm reiben. Und weil sie von diesen Beschäftigungen abgehalten wurde, am Fenster zu sitzen und zu nähen, so regte sich des blonden Erhard's Eifersucht mächtig. Er glaubte sie in der Gesellschaft des fremden Miethers, der Baron, Graf oder Prinz sein sollte, und da Klara für ihn das schönste Wesen auf Gottes Erde war, so schien ihm nichts gewisser, als eine Liebe des Fremden zu ihr. Niedergeschlagen wartete er vergeblich auf einen einzigen holden Blick von dem kleinen klugen Frauenzimmerchen, das doch sonst immer die rechte Zeit zu treffen wußte, wo die Laden geschlossen wurden. Niedergeschlagen verfügte er sich in sein Schlafcabinet und als er von oben herab noch sehr helles Licht hinter den Vorhängen der Tante Mariechen sah, da schwor er, nicht wieder den Weg der kleinen Klara zu kreuzen, sondern sie, mit seiner Verachtung beladen, allein zum Bäcker gehen zu lassen. Arme, kleine Klara!

(Fortsetzung folgt.)

Die Macht des Rechtes.

Tyrannen können Furcht erzeugen,
In's Joch der Völker Nacken beugen,
Mit blankem Golde Söldnerhaufen,
Falsches Gerücht und Zeugniß kaufen,
Erwecken falsches Heldenthum
Wie falsche Ehr' und falschen Ruhm,
Die große Menge lang bethören,
Doch nie den Sinn für Recht zerstören!
Im tiefsten Herzen wohnt der Drang
Nach Recht und Licht. Was noch so lang
Dem Volksverstande unverständlich:
Das Volksgefühl begreift es endlich,
Und wo das Recht sein Haupt erhoben,
Ist alles Blendwerk schnell zerstoben,
Und mit Verachtung stürzen sieht
Das Volk die Macht, vor der's gekniet.
Es wundert sich, daß es so lange
Blind sich gebeugt dem schnöden Zwange,
Der — wie die nächt'ge Regenwolke
Beim Nah'n der Sonne — rasch zerstiebt
Vor einem kraftbewußten Volke,
Das ehrlich Recht und Freiheit liebt.

(N. Fr. Z.) Friedrich Bodenstedt.

Verschiedenes.

»Der verfochtene Krieg.« Unter dieser Ueberschrift bringt die »Reich Ztg.« nachstehendes Gedicht, das Friedrich v. Logan vor ungefähr 220 Jahren als Kanzleirath des Herzogs zu Liegnitz und Brieg schrieb:

„Mars braucht keinen Advokaten
Zur Verfechtung seiner Thaten.
Keinem hat er was genommen,
Bei dem nichts war zu bekommen,
Keinen hat er schlau bestohlen,
Denn er nahm es unverholen.
Keinen hat er je geschlagen,
Der sich ließ beizeiten jagen!
Was er von der Straße klaubet,
Ist gefunden, nicht geraubet.
Haus, Hof, Scheun' und Keller leeren,
Heißt ein wenig Brod begehren.
Stadt, Land, Mensch und Vieh vernichten,
Heißt des Herren Dienst verrichten.
Ludern, Saufen, Spielen Fluchen,
Heißt dem Muth Erfrischung suchen.
Endlich dann zum Teufel fahren,
Heißt den Engeln Müh' ersparen."

Die »Mont.-Ztg.« erzählt folgenden gut erfundenen Scherz: Kürzlich unterhielt sich in Berlin bei einer patriotischen Festlichkeit, wo die Geistlichkeit aller Confessionen versammelt waren, ein katholischer Geistlicher mit einem jüdischen und stellte an Letzteren dabei die Frage, wann die Zeit kommen werde, wo sie endlich gemeinschaftlich an einer Tafel speisen könnten. Der jüdische Geistliche gab, ohne sich zu besinnen, darauf die Antwort: »Bei Ihrer Hochzeit!«

Bekanntlich pflegte der alte Dessauer den Gesetzen, wenn sie ihm etwas unbequem erschienen, oft helfend unter die Arme zu greifen. Dies zeigte er auch einst in Dessau bei einer Bürgermeisterwahl. Leopold wollte nämlich dieselbe auf einen seiner Günstlinge, einen Franzosen Namens Bonnefoix, der in Dessau Paßbeamter, aber bei seinen Mitbürgern nicht beliebt war, lenken, und weil er auf keine einzige Stimme rechnen konnte, beschloß der alte Fürst, sie ihm auf seine Weise sämmtlich zu verschaffen. Er nahm bei der Wahl selbst den Vorsitz und befahl den wählenden Rathsherren, ihm ihre Stimmen versiegelt abzugeben. Der Fürst saß vor einem lodernden Kaminfeuer und empfing nach und nach die Stimmzettel. Als sie beisammen waren, nahm er einen heraus, öffnete ihn, las „Bonnefoix" und warf den Zettel in's Feuer. So ging es mit dem zweiten, dritten und immer Bonnefoix fort, bis der letzte Zettel verbrannt war. So war der Franzose einstimmig zum Bürgermeister gewählt. Anfangs dachten die Rathsherren, es hätten wirklich einige von ihnen diesen Namen geschrieben; als jedoch gar kein anderer kam, begriffen sie wohl das Praktische dieses Verfahrens bei einer freien Wahl, hüteten sich aber auch wohlweislich, den alten Dessauer deshalb zur Rede zu setzen.

Ein sehr merkwürdiger Fund ist schon wieder in Pompeji gemacht worden. Es ward nämlich ein Backofen ausgegraben, der 81 Brode in der schönsten Ordnung aufgestellt enthielt. In den Ofen selbst waren die vulkanischen Elemente nicht eingedrungen, das Brod konnte ganz unversehrt herausgezogen werden. Es ist altbacken genug, denn es ist blos 1800 Jahre alt und kann also selbst von den ängstlichen Gemüthern, die frisches Gebäck fürchten, ohne Sorge verspeist werden.

Drei Dinge sind es, die einen Freund erhalten: Ihn ehren, wenn er gegenwärtig ist, ihn loben, wenn er abwesend ist und ihm helfen, wenn er der Hilfe bedarf.

Originelle Benutzung des Telegraphen. Ein Herr aus Bristol hatte in London einen Prozeß zu führen; am Tage des Termins fand er sich sehr frühzeitig ein, um seinen Rechtsanwalt, der im Großen Brittischen Hotel logirte, vorher noch zu sprechen, aber, obwohl er wiederholentlich an seine Thür klopfte, gelang es ihm doch nicht, ihn zu erwecken. Da fiel ihm ein, daß die Telegraphen-Beamten sich überall Eingang zu verschaffen wissen; er telegraphirt also schleunigst an seine Frau nach Bristol: Schicke, ohne einen Moment zu verlieren, folgendes Telegramm an den Rechtsanwalt X.: „London, Groß. Brit. Hotel: Stehen Sie auf, es ist hohe Zeit!" Drei Minuten darauf spielte der Telegraph von Bristol, und noch waren keine 15 Minuten verflossen, als sich ein Telegraphenbeamter an der Thür des Betreffenden einfand und dort einen solchen Lärm vollführte, daß derselbe endlich aufsprang und öffnete. „Zu wem wollen Sie mit diesem Höllenspektakel?" rief er wüthend. „Zu Ihnen, um Ihnen ein Telegramm aus Bristol zu bringen." „Zeigen Sie her: „Stehen Sie auf, es ist hohe Zeit!" Wahrhaftig, ich möchte wohl wissen, wer sich diesen dummen Scherz erlaubt hat!" „Ich", sagte sein Client, der mit eingetreten war; »da ich Sie in London nicht aufwecken konnte, habe ich Sie von Bristol aus wecken lassen." Der Jurist mußte über die Idee lachen, hörte seinen Clienten an und gewann seinen Prozeß.

Ein wohl motivirter Unterschied. Der „International" erzählt: In der Umgegend von London, zu Hamstead, war am Eingange einer umzäunten Wiese zu lesen: „Auf dieser Wiese können Pferde waiden, und zwar: 1) Pferde mit langen Schwänzen für 3 Schillinge 6 Pence. 2) Pferde mit kurzen Schwänzen für 2 Schillinge." Der nach der Ursache dieses Preisunterschiedes gefragte Wächter gab folgende Auskunft: »Nichts klarer wie das. Pferde mit langen Schwänzen können sich leicht der Fliegen erwehren, ohne sich im Fressen stören zu lassen, während Pferde mit kurzen Schwänzen fortwährend nach den Insekten beißen müssen und fast gar nicht zum Fressen kommen."

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 5. Donnerstag, den 17. Januar **1867.**

Tante Mariechen.

Criminal-Novelle von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Der nächste Tag verging ohne ein weiteres bemerkenswerthes Ereigniß.

Es überaschte Klara, ihren getreuen Erhard *nicht* auf ihrem Wege zum Bäcker anzutreffen, da sie aber ein engelreines Gewissen hatte, so schrieb sie dies einem fatalen Zufalle zu. Ihre Tante war den ganzen Tag über stiller, als sonst, worüber das kleine Frauenzimmer durchaus nicht böse war. Sie setzte sich am Fenster fest, als sie ihre häuslichen Arbeiten beseitigt hatte, in der gewissen Hoffnung, daß einige liebenswürdige telegraphische Bewegungen des blonden Erhard sie schon für den entbehrten Morgengenuß entschädigen würden.

Drüben aber im Laden blieb Alles kalt und gemessen. Erhard benutzte die Gelegenheit nicht, vor den Laden hinauszutreten, ließ sich am bestäubten, vom Alter mit Naturjalousien versehenen Fenster gar nicht sehen und interessirte sich weniger, als jemals für das Wetter und die fliegenden Wolken, die ihm oftmals als Vorwand dienen mußten, um einen herzlich freundlichen Blick nach der fleißigen Näherin im kleinen Hause hinüber senden zu können.

Auch dies schrieb Klara, im frommen Wahne ihrer Unschuld, dem Zufalle zu. Sie konnte sich an zwei Fingern abzählen, daß Onkel Mirrbach eben so übler Laune war, wie Tante Mariechen und wenn es Erhard nicht gründlich mit seinem Oheim verderben wollte, so mußte er sich in Acht nehmen

Was nun aber den Herrn J. J. Mirrbach betraf, so überstieg seine Gemüthsstimmung Alles, was er jemals an sich selbst erlebt hatte. Von dem bittersten Aerger über die Anmaßungen seiner Schwägerin ging er zu einer Extase über, die sein ganzes Wesen verwandelte, und eben so schnell verflog dieser Rausch von Entzücken, um Schmähreden über Habgier und Schlauheit auf seine Lippen zu bringen. Einigermaßen gestört in der Sicherheit seiner Besitzergreifung von Familienkleinoden, die sehr werthvoll waren, bereuete er halb und halb die Impertinenz, womit er seiner Schwägerin so tüchtig seine Meinung gesagt hatte. Es war ihm als Kaufmann wie als Mensch gleich unangenehm, ein Silberservice wieder heraus geben zu sollen, das seinen gelegentlichen Gastereien einen großartigen Anstrich gegeben hatte. Allerdings, seine selige Frau hatte dies Silbergeräth stets mit der Berücksichtigung beaufsichtigt, womit man Sachen zu bewahren pflegt, deren Eigenthumsrecht fraglich ist. Sie hatte es wohl verschlossen in einem großen, sehr festen, eisernen Schranke aufbewahrt, der hinter ihrer Wohnstube in einem halbdunkeln Kämmerchen stand. Die Selige hatte den Schlüssel zu diesem Schranke niemals aus der Hand gegeben und oftmals gesagt: „Es ist nicht mein allein — wenn ich ohne Kinder sterbe, geht das Silberzeug an meine Schwester zurück, also muß ich dafür sorgen, daß es complet bleibt.“

Diese Worte traten deutlich in sein Gedächtniß zurück und er zermarterte sich den Kopf mit Plänen, wie dies drohende Auslieferungsgeschäft abzuwenden sei.

Dabei konnte eine gute Laune nicht gedeihen und seine Untergebenen waren wirklich froh, daß endlich die Sonne sank. Sie wünschten in tröstlicher Zuversicht auf eine Verbesserung seiner Gemüthsstimmung, Herrn J. J. Mirrbach eine gute Nacht nebst angenehmer Ruhe und verfügten sich höchst eilig auf ihr stilles Kämmerlein, wo der gestrenge Herr Prinzipal nicht mehr brummte.

In der Stille der Nacht, als Alles in tiefem Schlafe ruhte und selbst die Köchin, ungestört von abergläubischen Ideen, des Tages Last und Hitze in den Armen eines süßen Schlummers verträumte, da geschah es, daß sich leise und sicher die Hausthüre des Herrn J. J. Mirrbach öffnete und ein dunkles Etwas, eine unbestimmte Gestalt, die im Dämmerlichte der Sommernacht etwas Geisterhaftes erhielt, langsam und geräuschlos im Flure dahin bewegte.

Nicht länger als ein Moment dauerte es, so raschelte es an der Schlafstubenthür des Herrn J. J. Mirrbach. Es hörte sich genau so an, als würde ein Schlüssel in das Schloß gesteckt und zwar von ungeübter Hand zu tief hineingeschoben. Der Kaufherr, von seinen wechselnden Launen geplagt, schlief noch nicht fest. In einer Anwandlung von Schrecken und Argwohn richtete er sich im Bette auf und heftete seinen Blick scharf und aufmerksam auf die Thür, die nach dem Hausflure führte.

Wer malt sein Erstaunen, als diese sich langsam aufthat und mit feierlichem Anstande Tante Mariechen in ihrer vollen Größe hereinschwebte. Das maßlose Erstaunen Mirrbach's mochte wohl

stark mit Bestürzung gemischt sein, denn sein Athem stockte und seine Zunge war wie gelähmt. Trotz der mangelhaften Beleuchtung eines blos gestirnten Nachthimmels erkannte Mirrbach ganz deutlich nicht allein die Gestalt, sondern auch die Kleidung und das Gesicht Mariechens, das mit den üblichen Locken stattlich verziert war. Und die Gestalt schien auch ihn in seiner aufgerichteten Stellung zu erkennen, denn sie blieb regungslos im Eingange stehen und sah starr nach ihm hin.

Endlich legte sich die Bestürzung Mirrbach's und die aufsteigende Galle mischte etwas Muth zu seinem Erstaunen.

„Himmel Kreuz Element, wo kommst Du denn her, Mariechen?" schrie er gewaltsam ärgerlich.

Mariechen aber antwortete nicht. Sie schwebte nur unhörbar näher und neigte sich ziemlich anmuthig zu dem allzueifrigen Schwager nieder, umfaßte ihn rasch, hielt mit merkwürdiger Kraft seine beiden Hände fest und stopfte ihm einen Gegenstand, der nicht zum Zerkauen eingerichtet war, in den geöffneten Mund. Das mußte indeß nicht so ganz geglückt sein, wie sie es wünschte, denn Herr Mirrbach konnte noch ziemlich vernehmlich sprechen und fluchen.

„Himmel Kreuz Donnerwetter — was soll das bedeuten — bist Du verrückt geworden aus Liebe zu mir, Schwägerin? Willst Du dem albernen Spaß gleich ein Ende machen? Wo nicht, so schrei ich um Hilfe und Du bist auf ewig blamirt!"

Während er gedämpft und murmelnd diese Ermahnung hervorbrachte, waren ihm ganz unversehends die Hände gebunden worden mit einer Leichtigkeit und Behendigkeit, die ihn zu jeder anderen Zeit belustigt haben würde. Jetzt nahm er aber die Sache übel. Er begann tapfer zu schreien, da der Laut aber mehr einem Gröhlen oder starken Schnarchen glich, so gab er diese Proben von Tapferkeit auf und begann seine Beine zu bewegen, als wolle er aufspringen. Auch dies Zeichen von tapferer Gegenwehr wurde ihm verkümmert. Tante Mariechen schlang behende einen zweiten Strick um seine sehr unruhigen Beine. Sie mußte sich mit einem großen Vorrath von Stricken versehen haben, denn sie legte jetzt die Kopfkissen sanft auf sein Gesicht und fing an, sie fest zu schnüren. Aber es war ihm gelungen, das Tuch aus seinem Munde zu entfernen, bevor er wie ein Säugling eingebündelt wurde. Er schrie mächtig auf und schimpfte auf das Entsetzlichste. Da drückte Tante Mariechen sehr verrätherisch auf seinen Halswirbel und ließ gleichzeitig einen blitzblanken Gegenstand vor seinen Augen spielen.

Nu legte sich der tapfere Kaufmann auf's Bitten.

„Laß mich doch nur leben, Mariechen — hör' doch auf, mich zu quälen — wir wollen morgen die Sache ganz freundschaftlich besprechen — ich will Dich ja heirathen — ja, wahrhaftig, ich sehe ein, daß es am besten ist, wenn ich Dich heirathe —"

Weiter kam er nicht, denn es legte sich wie eine schwarze Wolke um ihn und er sah und hörte nichts mehr. „Das Werk der Rache ist vollbracht!" dachte er mit schwindendem Bewußtsein. „Wehe, drei Mal Wehe der, die schuld an meinem Tode ist! Gottes Fluch wird sie treffen!" Er ergab sich mit dem Muthe eines Christen in das Unabänderliche. Der Schweiß brach ihm aus allen Poren. Ob es Todesschweiß war, wußte er nicht mehr zu unterscheiden. Mühsam nur athmete er noch. Er dankte noch Gott, dem himmlischen Vater, daß es ihm gelungen war den höllischen Knebel aus seinem Munde zu speien — dann entschlief er!

Wiederum wurde es Morgen und die Sonne stieg so heiter und rein von Osten herauf, daß man sah, sie wußte nichts von den Gräueln der Nacht, womit sich die Erde seit ihrem Scheiden besudelt hatte.

Wiederum war Hanne, die Köchin, zitternd von ihrem Kämmerchen in die Küche geschritten, denn in der Nacht hatte die selige Frau so deutlich ihren Umgang gehalten, daß ein Tauber es hätte hören können. Das arme, abergläubische Geschöpf traute sich nicht bis zum Herde zu gehen, um Feuer anzumachen. Unsicher irrte ihr Auge umher, ob Alles in gehöriger Ordnung geblieben sei. Es hatte ja gepocht und gerumpelt, es hatte geächzt und geschnarcht, als wäre ein ganzes Chor von bösen Geistern in der Begleitung der seligen Madame Mirrbach. Geängstigt stand sie und lauschte auf den leichten Tritt des blonden Erhard, der immer der Erste im Hause war. Erhard hatte es aber so eilig nicht. Er litt noch unter den Qualen einer unbegründeten Eifersucht und wollte die gute Klara zur Strafe der Folter einer vergeblichen Hoffnung aussetzen. Deshalb ging er nicht gewohntermaßen die Straße zum Bäcker hinab, sondern blieb länger als sonst in seinem Schlafzimmerchen.

Nach und nach muthig geworden im fröhlichen Sonnenstrahle des neuen Morgens hatte die Köchin eben begonnen, ihren Kaffee zu brauen, als wieder ein schauerlich dumpfes Getön an ihr Ohr schlug und sie zur Bildsäule erstarrte. Aber — Gottlob — da kam ja Herr Erhard langsam und bedächtig die Treppe herunter.

„Gott im Himmel, wo bleiben Sie denn heute?" rief sie wimmernd. „Das ist ja eine Wirthschaft im Hause, die kein Mensch aushält!"

„Hat es wieder umgegangen und Schlüssel gestohlen," entgegnete Erhard mit trägem Spotte und sehr verdrießlichem Gesichte.

Die Köchin wollte eben zu lamentiren anfangen, da grunzte oder stöhnte es dicht bei ihr. Geisterbleich sank sie auf die Knie — Erhard aber blickte scharf aufhorchend ringsum. Nochmals der tiefe gurgelnde Ton.

„Es ist in des Onkels Schlafstube," sagte der junge Mann und griff in einer gewissen Uebereilung des Eifers sogleich auf den Drücker — die Thür zum Flure, die gestern noch fest verschlossen

gewesen war, flog rasch zurück in den Angeln. — Ein wunderbarer Anblick bot sich den Blicken des jungen Mannes. Er sah eigentlich nichts, als eine formenlose Masse von Betten, aus denen sich ein Paar wohl proportionirte Menschenbeine zusammengebunden emporstreckten, die allerlei gymnastische Uebungen in der Luft versuchten.

Im Nu begriff Erhard, daß hier etwas Außergewöhnliches geschehen war und da die sehr lebhaften Bewegungen der Beine verriethen, daß sein Onkel Mirrbach noch lebte, so eilte er, ihn vermöge einiger Messerschnitte durch die Stricke aus seiner unwürdigen Lage zu befreien. Rasch warf er die Kissen, womit sein Oberkörper umwunden war, bei Seite und sah nun in ein verstörtes Menschenantlitz, in dem er kaum seinen Onkel zu erkennen vermochte.

Von Aerger, Angst und sonstigen geistigen wie körperlichen Anstrengungen erschöpft, sank Mirrbach wieder auf sein Lager und bot einen durchaus kläglichen Anblick dar. Sein Gesicht zeigte sich roth und gedunsen, als wäre jeder Tropfen Blut seines Körpers nach dem Kopfe gestiegen. Erhard sah, daß Gefahr vorhanden war, wenn nicht ärztliche Hilfe kam und schickte sofort zum Bader, damit der eine Ader schlage. Unterdeß erhielt der arme Kaufherr seine Sprache wieder. O, welch ein Sprudel von ausgezeichneten Schimpfworten ergoß sich von seinen noch halbtodten Lippen, und zu Erhards unaussprechlicher Verwunderung mischte sich Tante Mariechens Name bezeichnend dazwischen. Sollte denn diese tugendhafte Dame die Hand mit im Spiele gehabt haben bei diesem unchristlichen Ueberfall? Es war doch rein unmöglich! Aber er sollte eines Andern belehrt werden.

So lange der Bader beschäftigt war, eine kleine Portion überflüssiges Blut vom Kopfe herunter abzulassen, schwieg Herr J. J. Mirrbach aus Scham mäuschenstill. Auch dann, als dieser weise Mann, der von Alteration sprach und die gallichte Beschaffenheit des abgezapften Blutes außer Zweifel stellte, mit der Verordnung Abschied nahm, jede Aufregung zu meiden, auch dann schwieg der Kaufherr noch beharrlich über das Abenteuer in der Nacht. Doch, als er nach mehrstündiger Ruhe und nach dem Genuß eines kräftigen Frühstücks erst wieder im Stande war, seine Geistesgaben zu sammeln, da machte er seinem Herzen gegen Erhard Luft und erzählte ihm, was geschehen war, natürlich unter der Bedingung, gegen Jedermann zu schweigen, weil seine eigene Ehre darunter leiden könne, daß er sich habe von einem Frauenzimmer so schmachvoll überwältigen lassen. Erhard glaubte zu träumen. Seine Liebe zu Tante Mariechen war nicht so groß, daß er sich gern zu ihrem Ritter aufgeworfen, aber er wagte dennoch einige bescheidene Zweifel gegen diese Thatsachen laut werden zu lassen.

Sein Onkel bewies ihm aber, daß Eifersucht der Hebel fürchterlicher Sünden werden und daß Tante Mariechen wohl Grund zum Neide und zur Mißgunst haben könne, da er ihr seinen Entschluß mitgetheilt, Madame Elwira Schneevoigt, geborene Rönneke, im Herbste zu heirathen.

Armer Erhard! Er begriff, er verstand, er glaubte nun Alles! Ach, wie brannte sein Herz nach den Tröstungen, die Klara's liebeleuchtenden, klugen Augen für ihn besaßen? Aber es war bald Mittag. Den Weg zum Bäcker hatte er in höllischer Leichtfertigkeit verpaßt und mißachtet, also blieb ihm nichts übrig, als bis zur nächsten Morgenröthe seine tiefe Niedergeschlagenheit allein zu tragen.

Doch nein! Halt — da saß ja Klara und nähte. Wozu hätte er denn Augen, Hände und sonstige Telegraphenapparate der Liebe gehabt. Er mußte Nachricht hinüber geben. Ja, ja. Die Telegraphie ist eine Erfindung der Liebe. Sie blieb nur durch Jahrhunderte hindurch ein Geheimmittel der Verständigung, weil jedes Liebespaar seine eigenen Bedeutungen in die Bewegungen legte, die vollführt wurden.

Klara verstand zum Beispiel auf der Stelle, daß etwas fürchterlich Besonderes den blonden Erhard beunruhige, als er plötzlich vor ihren gespannten Blicken beide Hände tüchtig auf's Herz schlug, dann sie über dem Kopfe vereinigte und, sie lösend, in die leere Luft zeigte, wobei er alle Finger weit auseinander spreizte. Es lag eine entsetzliche Verzweiflung in diesem telegraphischen Berichte — es lag ein Aufgeben aller Hoffnungen darin — es sprach sich die Zertrümmerung aller Lebensfreuden darin aus — genug — mit kurzen Worten hieß es: „Mein Herz ist zerschlagen, es blutet — mein Glück ist hin, das Unglück schlägt mir über dem Kopf zusammen — ich muß fort — fort in die weite Welt!"

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Ein seltenes Beispiel von der Verständigkeit der Hunde wird aus einer Stadt des südlichen Frankreich gemeldet. Ein Bewohner dieser Stadt hatte vor Jahren Zeichen von Geistes-Zerrüttung gegeben. Eine sorgfältige ärztliche Behandlung und die aufmerksamste Pflege machten indeß diese Symptome bald verschwinden. Vor einiger Zeit nun wollte Herr X gerade zur Ruhe sich ins Bett begeben, in welchem seine Frau an der Seite eines hübschen dreijährigen Knaben schlief, als er plötzlich in einem Anfalle von Raserei die Marmorplatte des Nachttischchens zerbricht und mit einem Stücke seine Frau und sein Kind zu erschlagen droht. Hr. X besitzt einen großen Hund; dieser stürzt auf den Angstruf der Frau aus dem Vorzimmer herein, springt auf seinen Herrn, wirft ihn sofort zu Boden und versetzt ihn in die Un-

möglichkeit, die geringste Bewegung zu machen. Alles dies geschah in einer kürzeren Zeit, als wir nöthig hatten, das Vorgefallene zu erzählen. Indessen war die Dienerschaft herbeigeeilt und veranlaßte den Hund, den Herrn loszulassen, und Letzterer wird zu Bette gebracht, nachdem ihm eine improvisirte Zwangsjacke angelegt wurde. Der Hund, der nun jede Gefahr beseitigt sieht, springt aufs Bett seines Herrn und leckt ihm das Gesicht, indem er ein klägliches Gewinsel ausstößt, als wollte er ihn um Verzeihung bitten, daß er vor einem Augenblicke sich auf ihn gestürzt hatte.

Am 14. Januar erhängte sich in Frankfurt a. M. eine hochbetagte Frau, welche in den günstigsten Verhältnissen lebte. Dieselbe hinterläßt ihren Erben ein Vermögen von etwa 100,000 fl.

Menschen mit drei Köpfen. Aus einem „Avis“ im Nürnb. Corr. ersieht man, daß die dortige Versicherungsgesellschaft für Krankheitsfälle aus „1078 Mitgliedern mit 3904 Köpfen“ besteht. Die Gesellschaft soll sich trotz dieses anomalen Verhältnisses wohl befinden und einiges Geld besitzen.

Auch die Gegend um Stubenbach im Böhmerwalde ist in diesem Jahre vom Schneewetter sehr hart mitgenommen. Jede Communication ist fast vollkommen abgesperrt. Einzelne kleine Dörfer sind so verschneit, daß von den Häuschen nichts zu sehen ist, und würde man nicht förmlich Lauben von Schnee wahrnehmen, aus denen hie und da Menschen kriechen, so könnte man sagen, die ganze Gegend sei ausgestorben. Man befürchtet in Folge der Verkehrsstörung eine Hungersnoth.

Daß die Geschlechter Müller und Schulze in Berlin noch keine Aussicht haben, auszusterben, beweist der neue Adreßkalender, der 929 Personen, resp. Familien des Namens Müller und 1267 des Namens Schulze nachweist, letztere in allen Schreibweisen: mit z und tz, mit e und ohne e, bürgerliche und adelige. Nach diesen sind die Schmidt (e) mit 884, die Meyer mit 509 und das adelige Geschlecht der Lehmann (s) mit 474 am stärksten vertreten. Nicht minder zahlreich sind die Richter, 354, auch die Neumann (s), 229, denken nicht an's Aussterben; aber die Pietsche — 37 — werden selten. Jäger zählt der Adreßkalender 55 und Förster 53, Hirsch (e) 96, Haasen (Haase) 114, Füchse (Fuchs) 84 und Böcke (Bock) 78, Fleischer 38, Ochsen (Ochs) 5, 2 Kalbs und 1 Kälber, 5 Hammel und 6 Schaafe, (Schaaf.) Dazwischen ist das uralte Geschlecht der Thons in 190 Exemplaren vorhanden. Auf 4 Ziegen (Ziege) und 8 Lämmer (Lamm) kommen 23 Gerber. Es sind vorhanden 32 Vogler und Vegeler. Es ist einmal Frühling, 82 Mal Sommer, 33 Mal Herbst und 53 Mal Winter. Es gibt 3 Morgen, 14 Mittag, 1 Abend und 1 Mitternacht; 30 Heller, 1 Kreuzer, 7 Pfennig, 1 Grosche (n) und 1 Thlr., 5 Mönche, 2 Nonn (en), 35 Bischöfe (Bischof), 1 Kardinal und 14 Päpste, 13 Knaben, 2 Mädel, 18 Junge (n), 7 Jüngling (e) und 3 Jungfer (n), 54 Männe (r), 17 des Namens Berlin und 11 Berliner. Bauer (n) sind vohanden 92, Bürger 18, Herr (en) 5, 48 Ritter, 21 Graf (en), 30 Herzog (e), 13 Fürst (en), 3 Prinz (en), 116 König (e) und 55 Kaiser. Der Michel aber gibts nur wenige, es sind ihrer nur 16.

Arrest für einen Kuß. Aus Rom schreibt man der „Italie“: Im Theater Argentina hat vor einigen Tagen der Lieutenant des päpstlichen Vikariats die erste Tänzerin, Fräulein Salvioni, von vier Gendarmen umringen und nach ihrer Wohnung bringen lassen, wo sie unter der Bewachung dieser Mannschaft verbleiben mußte. Sie hatte nämlich in einem Ballet „la Contessa d'Egmont“ ihren Geliebten, wie es die Rolle vorschrieb, geküßt, obgleich es der päpstliche Sittenrichter ihr streng untersagt hatte. Der mildernde Umstand, auf den die Tänzerin sich stützte, daß die Rolle des Geliebten von einer Tänzerin und nicht von einer männlichen Person dargestellt wurde, fand keine Berücksichtigung bei dem gestrengen Herrn. Am folgenden Tag ward Fräulein Salvioni von ihren Wächtern nach dem Theater begleitet. Während sie tanzte, waren die Gendarmen hinter den Coulissen aufgepflanzt. Das Publikum, dem dieser Vorfall ein ungemeines Vergnügen bereitete, empfing die Tänzerin mit einem endlosen Beifall.

Zu dem Znaimer Photographen Häusler kam in der vorigen Woche ein Bauer aus der dortigen Gegend mit seinem Sohne, einem achtzehnjährigen Burschen, in's Atelier und verlangte, der Photograph möge seinen zweiten Sohn, der in der Schlacht bei Königgrätz den Tod gefunden hatte, photographiren. Dabei kramte er eine Weile in seiner Rocktasche herum, wodurch der Photograph auf den Glauben kam, der Bauer besitze bereits ein Bild seines Sohnes, das er ihm übergeben wolle, um es auf photographischem Wege vervielfältigen zu lassen. Wie erstaunte aber der Photograph, als der Bauer endlich mit den Worten „jetzt hab' ich's“, ihm statt eines Porträts — den Heimathschein seines Sohnes übergab: „So, do hobns seine ganze Personsbeschreibung, daß Sie ihn gewiß treffen werden“, sprach er dazu, den Photographen fragend in's Gesicht sehend. Als dieser nun dem ehrlichen Landmanne die Unmöglichkeit der Erfüllung seines Verlangens mittheilte, meinte der Letztere: „No, i hob mir's gleich dacht, daß es nit gehen wird, aber mein Bub erzählte, daß er in der Schule gelernt hätte, es ging auch so.“ — Der „Bub“ sollte die Klasse, in welcher er das gehört haben will, jedenfalls repetiren.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 6. Sonntag, den 20. Januar **1867.**

Tante Mariechen.

Criminal-Novelle von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

5

Klara hatte leider nicht Zeit, die Verzweiflung ihres Jugendfreundes zu theilen. Der leidende Zustand ihrer Tante hatte sich zwar so weit gebessert, daß sie auf sein konnte, aber damit war nicht gesagt, daß ihre Laune sich auch gebessert hatte. Tante Mariechen war mehr als jemals aus aller Facon gekommen. Das merkte die kleine, kluge Klara zu allererst, als sie am Morgen dieses unglückschweren Tages aufzuräumen begann und die schönen Locken nicht in der Schublade, sondern auf dem Tische vorfand.

Es war das erste Mal, so lange Klara an Kindesstatt bei ihr lebte, daß sie von ihrer löblichen Gewohnheit, die theuren Locken sauber zu verwahren, abgegangen war und Klara beeilte sich, mit bedeutsamen Kopfschütteln diese Ungehörigkeit zu verbessern, damit die Schuld nicht auf ihre Schultern gebürdet werden konnte.

Späterhin, als der Tag schon mehr vorgerückt war, mußte sie zu ihrem stillen Entsetzen eine zweite Erfahrung machen, die Zeugniß von gestörtem Seelenzustande ihrer Pflegemutter gab. Sie fand beim Oeffnen des Kleiderschrankes, der im Flure stand, den schönen neuen Traueranzug von Tante Mariechen am Boden des Schrankes, als hätte sie sich nicht die Zeit genommen, das hübsche Kleid, wie es die Ordnung heischte, aufzuhängen. Erschrocken raffte Klara die Kleidung auf, glättete und putzte sie und hing sie vorsichtig an die Haken, die dazu bestimmt waren. Da Tante Mariechen es liebte, den Tadel über ihre eigene Handlungsweise in beißenden Redensarten, die auf Andere zielten, auszulassen, so freute sich die kluge Kleine, daß sie für diesmal mit einem blauen Auge davon gekommen war.

Eingedenk der kleinen Eifersüchtelei ihres blonden Freundes hatte sich Klara gehütet, mit dem neuen Miether ihrer Tante zusammen zu treffen und bei der ausgeprägt stolzen Zurückhaltung des Herrn Fahrenholz, der schlichtweg so genannt sein wollte, war es ihr innerhalb der verflossenen paar Tage nicht schwer geworden, ihm auszuweichen.

Als sie aber im Flure beschäftigt war, die Unordnungen des Schrankes wieder herzustellen und eben den Schlüssel desselben umdrehete, ihn aber, dem alten, guten Herkommen gemäß, stecken ließ, weil es in Esberg weder Räuber noch Diebe gab, da rauschte die Thüre des Herrn Fahrenholz hinter ihr auf und er selbst erschien, in der ganzen Hochjahrenheit seines Wesens an sie herantretend.

„Ich habe eine sehr unangenehme Nachricht erhalten, Mademoiselle, die mich zwingt, auf zwei höchstens drei Tage zu verreisen. Mein Reisegepäck bleibt hier. Ich wünsche nicht, daß es von irgend Jemand berührt wird. Sollten Briefe an mich einlaufen, so bitte ich, sie auf mein Zimmer zu legen. Finden Sie vielleicht darauf Adressen, die Sie in Verwunderung setzen könnten, so schweigen Sie. Mein Incognito muß bewahrt bleiben. Adieu!"

Er ging. Herrn Fahrenholz's Reisegepäck aber wurde von Klara mit dem Ausdruck spöttischer Bewunderung flüchtig und aus weiter Ferne betrachtet, dann schloß sie die Thür ab und referirte ihrer Tante, daß der neue Miether so gnädig gewesen sei, ihr zu eröffnen, er reise auf drei Tage fort.

„Da keine Post um diese Zeit geht," schloß sie altklug ihr Referat, „so muß Herr Fahrenholz mit Extrapost oder auf des Schusters Rappen reisen wollen."

Tante Mariechen hörte gleichgültig zu und traf Anstalt, sich auf ihren gewöhnlichen Platz am zweiten Fenster zu begeben. Sie sah recht elend aus. Ihre Schönheit war überhaupt der Art, daß sie keine Gemüthsbewegung vertrug. Wie alle hysterischen Frauenzimmer bekam sie nach derselben eine häßlich gelbe Farbe, die immer einem reizlosen Gesichte abscheulich steht. Dazu kam nun noch, daß sie blaß und abgespannt, wie man nach schlafloser Nacht zu sein pflegt, aussah.

Es war eine Todtenstille im jungfräulichen Gemache der Tante. Emsig bewegte Klara ihre Nadel, klirrend rasselten die Stricknadeln Mariechens. Da schoß wie ein Raubvogel ein Lehrling des Mirrbach'schen Geschäfts vorüber und stürzte in die nahe gelegene Apotheke. Als er wieder zurückkehrte, hatte er ein halb Maß Arzenei in der Hand, an der Flasche, gleich einer Wetterfahne, ein roth, blau und weißes Etiquet.

„Der nimmt wohl ein Purgirmittel gegen seinen Liebesgram," spottete hämisch die Tante. — Klara lächelte fein und dachte: „Das wäre anderen Leuten auch gut."

„Was ist denn los beim Schwager Mirrbach?" fragte nach einiger Zeit die Tante sehr langsam

und gedehnt. „Der Bader kommt ja heraus und der Doktor scheint auch schon dort gewesen zu sein, dem Recepte nach zu urtheilen, was der Lehrling machen ließ."

Klara, die ihre Liebestelegraphie schon hatte erproben müssen, sah aufmerksamer hinüber. „Es muß der Herr Onkel sein — die Anderen sind alle im Laden," sagte sie.

Noch ein Stündchen verging, da schoß abermals der Lehrling wie ein Stoßvogel in die Apotheke hinüber. Diesmal hatte er Pflaster in der Hand.

„Frage doch 'mal!" preßte die Tante hervor.

Klara ließ sich dies nicht zweimal sagen. Sie winkte dem Lehrling. Gehorsam kam er näher.

„Ach du mein Gott — Sie wissen's noch nicht? Es ist ja ein groß Malheur bei uns passirt — Herr Mirrbach ist beinahe ermordet!" antwortete er auf Klara's Frage.

Beide Damen sahen sich erstaunt an. „Das sind Faxen von dem Jungen," erklärte die Tante ärgerlich. „Wer sollte wohl ein Vergnügen daran finden, den Schwager zu ermorden. Geh hinüber und erkundige Dich bei Erhard. Kannst auch zum Schwager selbst hineingehen und Deine Hilfe anbieten. Der alte Mann hat ja keine vernünftige Seele um sich — leider!"

Sie seufzte stark und Klara machte sich bereitwillig auf den Weg. Sie ging sehr gern, denn sie sehnte sich danach, die telegraphische Depesche mit den Armen verdeutscht zu hören.

Das kleine Frauenzimmer mußte wohl im Allgemeinen sehr beliebt und ihr längeres Wegbleiben aus dem Laden sehr bemerkt worden sein, denn ein Ausruf des freudigen Staunens begrüßte sie nun, Erhard schwang sich, alle Qualen der Eifersucht vergessend, mit der Gewandheit eines Seiltänzers über den Ladentisch hinweg, um sie in Empfang zu nehmen.

Klara sagte ihm, weshalb sie käme. Erhard strich verlegen seine blonden Locken glatt.

„Höre — bleib weg vom Onkel," flüsterte er in ihr Ohr. „Onkel hat Visionen gehabt. Denke Dir, daß er behauptet, Tante Mariechen habe ihn in der Nacht ermorden wollen."

Erschrocken schaute das junge Mädchen ihn erst an, dann lachte sie laut. „Diese Nacht? Tante Mariechen? Hilf Himmel, die ist so elend, daß sie nicht eine Fliege ermorden kann! Da muß ich hinein zum Herrn Onkel, um ihm das auszureden."

„Der Doktor sagt auch, er habe Fieber gehabt und sich die Füße selbst gebunden und er habe im Fieber sich eingebündelt — es wäre mehrfach schon vorgekommen, daß Leute plötzlich wie im Wahnsinn handelten und nichts davon wußten, aber Onkel Mirrbach hat dem Doktor die Thür gewiesen. Willst Du Dein Heil versuchen, liebe Kleine, so darf ich nichts dagegen thun. Waffne Dich jedoch!"

Klara nickte muthig mit dem Kopfe und ihre Augen Augen leuchteten. So trat sie in die Ladenstube, woselbst Herr J. J. Mirrbach in einem grün beschlagenen Großvaterstuhle seine matten Glieder dehnte.

Kaum wurde der gute Mann das kleine, hübsche Mädchen gewahr, so reckte er sich in die Höhe und rief: »Sie schickt Dich wohl, um sich zu überzeugen, daß ich doch noch nicht todt bin! Heh?«

Klara that klugerweise, als wüßte sie nichts von den Visionen Mirrbach's. Treuherzig trat sie heran und sagte: „Ja, Herr Onkel, Tante Mariechen schickt und läßt fragen, was Ihnen denn zugestoßen sei?«

»So!« eiferte der Kaufherr. „So — das weiß Sie wohl nicht? Bewahre, die ehrbare Mademoiselle Frank weiß nichts davon — bewahre. — Aber ich habe meine Augen bei mir gehabt — ich kann Gott Lob gut genug sehen, um selbst in der nächtlichen Dämmerung eine Katze von einem Menschen unterscheiden zu können. Gott Lob, ich habe sie erkannt und werde es seiner Zeit schon ausschreien in der Stadt, so daß die Kinder mit Fingern auf die respectable Dame zeigen sollen, die solche teuflische Scherze erfindet.«

»Aber Herr Onkel — regen Sie sich doch nicht so auf,« bat Klara. „Sie sind krank, das sehe ich wohl!«

»Krank? krank? Was bin ich? Krank? Lahm, krumm und lahm bin ich — aber das wird sich geben und dann spiele ich der Mademoiselle Schwägerin eine Scene, die noch schlimmer ablaufen soll.«

»Aber Herr Onkel — wenn Sie auch Ursache haben, auf Tante Mariechen böse zu sein, das verdient sie doch nicht, was Sie ihr da drohen."

»Nicht? Himmel-Kreuz-Saperlot! Wenn sich die Furie einen Spaß erlaubt, der mir Leben oder Gesundheit kosten kann? Aber geh nur — sag' ihr, wir wollten Abrechnung halten, wenn ich meine geschwollenen Beine erst wieder gebrauchen könnte."

Klara machte Gebrauch von ihrer Entlassung. Ihr war himmelangst geworden bei den schaurigen Phantasien, womit er ihre Pflegemutter irgend einer That beschuldigte.

Sie nahm von Erhard mit herzlichem Händedruck Abschied und machte, daß sie wieder hinüber kam.

Unterwegs überlegte sie, ob sie Tante Mariechen in Kenntniß von dem setzen solle, was sie in Bezug auf sie hatte hören müssen. Sie entschied sich für ein kluges Schweigen. Es war immer noch Zeit zum Reden, wenn die Sache sich wirklich tragisch entwickeln sollte. Sie begnügte sich also anzudeuten, daß Herr Onkel Mirrbach wahrscheinlich ein Gallenfieber habe und außerdem sehr böse auf sie sei.

Das geringschätzende Achselzucken der Tante verrieth ihre Verachtung, als sie erwiderte: „Besser ein Gallenfieber, als ein Liebesfieber — der Narr! Es ist ihm schon recht!"

Aber Herr J. J. Mirrbach that ihr den Gefallen nicht, lieber am Gallenfieber, als am Liebesfieber zu sterben. Schon am andern Tage

stand er wie gewöhnlich auf, zog sich wie gewöhnlich an, frühstückte wie gewöhnlich und ließ dann die Köchin zu sich entbieten.

Er war viel ruhiger und vernünftiger, als Tags zuvor. Ja, es thronte sogar eine gewisse Würde auf seiner Stirn und er trug den Kopf stolzer auf seinem Nacken. Er wollte Reichsverweser und Großinquisitor spielen. Dazu muß der Mensch immer sein Bißchen Anstand zusammenraffen und seinen Kopf oben halten.

Die Köchin erschien sehr bereitwillig. Ein Beweis, daß sie sich sehr sicher fühlte. Schon die ersten Fragen des gestrengen Hausherrn wären im Stande gewesen, sie in bodenlose Angst und Verwirrung zu stürzen, wenn ihre Unschuld nicht siegreich das Panier geschwungen hätte. Herr Mirrbach fragte nämlich einfach, aber mit würdigem Ernste, ob sie jemals irgend wem den zweiten Hausschlüssel übergeben hätte.

„Niemanden, Herr Mirrbach," betheuerte sie treuherzig, „aber seien Sie unbesorgt — er ist wieder da."

Darauf erfolgte die Frage, ob er denn ein Mal nicht dagewesen sei.

Die Köchin zögerte mit der Antwort, dachte aber in ihrer Ehrlichkeit: „Lieber dumm, als schlau!" Sie erzählte von den Spukereien und daß plötzlich die Schlüssel zur Hausthür und zur Schlafstubenthür verschwunden gewesen seien.

„Ich habe die Vermuthung, daß man sich mit uns einen dummen und einfältigen Spaß hat machen wollen," sprach Herr Mirrbach ernsthaft, „und daß man zu diesem Behufe die Schlüssel an sich genommen hat. Es würde mir sehr lieb und es würde Dir von Nutzen sein, wenn Du mir behilflich wärest, zu entdecken, wie die Schlüssel fortgekommen und in wessen Händen sie gewesen sind. Denke darüber nach — Deine Ehre fordert Dich auf, das zu thun."

Die Köchin, nun sie von natürlichen Erklärungen übernatürlicher Ereignisse hörte, fand schnell ihre ganze Fassungsgabe wieder und gestand sogleich, daß sie darüber gar nicht lange nachzudenken brauche.

„Nichts klarer, als das, Herr Mirrbach," sagte sie zuversichtlicher, als recht war. „Kein Anderer, als Tante Mariechen hat sich den Spaß gemacht, mich zum Grauen zu bringen. Kein Anderer hat Sie erschreckt — Sie sagten es ja selbst gleich, als wir Sie fanden. Sehen Sie — kein Anderer weiß, wo der zweite Hausschlüssel hängt — und an dem Tage, wo das hübsche Madamchen hier eintraf, da soll sie schon ganz wild gewesen sein, sagte der Postbursche, der den Koffer brachte. Geschwind kann sie herüber gelaufen sein und hat sich den Schlüssel aus der Küche und den Schlüssel aus der Kammerthür geholt. Nun hat sie den Spuk zum Spaß erdacht. — Sie hat gefürchtet — na — Sie wissen schon —," fügte sie verschämt hinzu. „Mademoiselle möchte gar zu gern hier Frau vom Hause werden. Wer kann's ihr denn verdenken — eine so schöne Wirthschaft und einen so guten Mann findet man nicht alle Tage auf der Straße und das Alter hat sie auch — sie muß machen, daß sie unter die Haube kommt — denn Mademoiselle Frank war schon ein artig Mamsellchen, als ich noch im Kindsrocke umherlief."

Die Logik der Köchin schien dem Herrn J. J. Mirrbach zuzusagen. Er lächelte gnädig und sagte ihr, daß er Ursache habe, ihr beizustimmen, daß es nun aber auch eine Ehrensache für sie sein müsse, zu ergründen, wo die Schlüssel während der Zeit gewesen, wie sie in andere Hände gekommen seien und — geradezu gesagt — ob Tante Mariechen nicht von irgend Jemand nächtlich bemerkt worden sei, als sie spuken gegangen.

Die Köchin, zum ersten Male von dem speciellen Vertrauen ihres gestrengen Herrn geehrt, nickte geheimnißvoll und versprach, das Mögliche zu leisten.

Damit war die großartige Audienz beendigt, aber nicht die Unruhe des Kaufherrn beseitigt.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Wecker.

Nicht Räderuhr, nicht Schlagwerk und Gewicht,
Selbst Morgenglock' und Haushahn brauch' ich nicht,
Auch weder einen Knecht noch eine Magd,
Die mich allmorgendlich zu wecken zagt.

Denn einen Wecker hab' ich nebenan,
Der es weit besser, als sie Alle kann;
Er zupft mich nicht an Zehe, Nas' und Haar,
Vom Herzen aus weckt er mich wunderbar.

Der kleine Wecker aber ist mein — Kind,
Der weckt mich zuverlässig und geschwind.
Ein Laut, ein Schrei, — so ist es mir genug:
Weiß Gott! er kennt den rechten Glockenzug!

Dann spring' ich hin zu ihm und seh' mit Lust
Sein liebes Lächeln nach der Mutterbrust.
Und frommer Wünsche wird mein Herz so voll,
Wie es am Morgen eben werden soll.

Und weckt er oft mich etwas früher auch,
Als es vordem gewesen mein Gebrauch,
Ich bin gleichwohl der Erste nicht empor;
Die Muttersorge kam mir stets zuvor.

Und sollt' ich manchmal auch der Erste sein,
Wie wäre dieses Opfer doch so klein!
Für's Lamm erwacht der Hirth im Dämmerlicht:
Und ich — ich sollte für mein Kind es nicht?

J. G. Seidl.

Verschiedenes.

Eine Nürnberger Anzeige von 1640 lautet also: „Isak Markel, Barbier, Perückenmacher, Georgus, Farrschreiber, Schulmeister, Hueffschmidt und Geburtshelfer, Rasirt vor ein Krüzer, schneidt die Haar für zwei Krüzer und Putter und Pomade obendrein die jungen artigen Fräuleins, stigt die Laternen an Jahr oder Vierteljahrweise, die Jungen Edelleute lernt ihre Muttersprage grahmadickolisch

und ganz leicht, sorgt for ihren Sitten und lernts buchstabyrn. Beschlägt die Ferste meisterhaft, magd und flickt Schuh und Stiffel, lernts Hobo und Flaut, täst Kater, setzt Schropskopf ganz gering, gibt zu Borchiren für ein Krüzer es Stück, lernt in die Häuser die Kodilions und andere Tanz, verkauft Parfimery aller Art, Babier, Stiffelwichs, gesalzene Härink, Honigkung, Pürschten, Meusefallen und andere Konfeks, Herz sterkend Wurzel, Kartoffeln, Bradwürst und anderes Gemüß. NB. lernt auch die Chografie und fremde Wahren alle Mitwog und Sonnabend. Isak Markerl."

Die Götter Deutschlands. Folgende Culturstudie finde man in einer Wiener Correspondenz des „Mode": „Deutschland hat drei Götter: Hegel, Schiller und Goethe; es gibt wohl noch einen vierten: Haydn, aber dieser ist durchaus Gefühlsgott, Gott der Nerven und der Dilettanti, das Volk kennt ihn nicht. Indeß der größte Gott Deutschlands, der, den jeder anerkennt und welcher alle seine Anbeter materiell stumpfsinnig macht, das ist der Gott Bier. Wer einmal das Unglück hat, dem Einfluß dieser verderblichen Gottheit zu verfallen, der ist zu Allem fähig, selbst zu den größten Verirrungen in Religion, Politik, Philosophie und Moral. Die deutsche Democratie ward von diesem Gott gezeugt. Luther brachte ihm seine Huldigungen dar; der ruchlose Schiller verschmähte ihn nicht; der Gottesleugner Goethe plauderte gern mit ihm, und der Philosoph Hegel hat vielleicht nur deßhalb so viel Unsinn gesprochen, weil er ihn allzusehr liebte. Was den Kaiser Joseph und Friedrich II. betrifft, so sagt uns die Geschichte nicht genau, ob diese beiden Souveräne ihm nicht oft zu Gunsten des Gottes Voltaire untreu wurden." — Nun, wer weiß, was aus den Franzosen würde, wenn sie ein gutes Bier zu brauen verstünden!

Einen Frauenkrieg im Kleinen berichtet die deutsche Volkszeitung aus Osnabrück, 14. Jan.: Am vorigen Sonnabend wurde von einer ziemlich zahlreichen Gesellschaft junger und älterer Damen auf dem Kaffeehause zur Klus ein Ball ohne Herren abgehalten — und zwar als Demonstration gegen die Aufnahme der preußischen Offiziere in den großen Club.

Wie man irrthümlich verheirathet werden kann, davon bringt ein canadisches Blatt ein warnendes Beispiel. Ein Brautpaar ging mit dem gewöhnlichen Gefolge zur Kirche und der die Trauung vollziehende Geistliche, der Braut und Brautführerin ebenfalls für Ehestandskandidaten ansah, ersuchte die Herren ihren respektiven Damen die Hand zu reichen. Das geschah ohne Zögerung und in sehr kurzer Zeit und ehe man sich dessen versah, war nicht nur Braut und Bräutigam, sondern auch Brautführerin und Brautführer ehelich verbunden. Als letzteren klar wurde, was mit ihnen vorgegangen, entschlossen sie sich, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen und sich in das zu schicken, was sie nicht füglich ändern konnten, verließen die Kirche und begaben sich zu ihrem Hotel und schienen bald mit dem Irrthum des Predigers nicht übel zufrieden zu sein.

Vor einigen Jahren (so schreiben amerikanische Blätter) kam ein Deutscher, Namens Schwartz, auf die Idee, daß sich in den Abzugscanälen von Newyork wohl manche werthvolle Gegenstände finden möchten, stieg hinab in dieses unergründliche Labyrinth und brachte, nach einer dreitägigen Expedition, Juwelen, silberne Löffel, Gabeln ꝛc. im Werthe von etwa 27,000 Doll. an's Tageslicht. Er war der Ansicht, seine Ausbeute würde beträchtlich größer gewesen sein, wenn er sich nicht in dem Gewirre der Canäle verirrt, und nach seinem ursprünglichen Plane sich nach der Richtung des begüterten Theiles der Stadt, Broadway und Nachbarschaft, hätte dirigiren können. Da ihn die überstandenen Gefahren der Tiefe vor einem weiteren Versuche abschreckten, so ließ sich auch Niemand anders zu dem gewinnbringenden Wagniß verlocken, bis jetzt neuerdings eine Expedition, bestehend aus einem jungen Mädchen von 18 Jahren, ihrem Bruder von 16 Jahren, und einem 50jährigen Manne eine Woche lang in den Kloaken herumstöberten. Nur die beiden jüngeren Mitglieder der Gesellschaft kamen wieder an's Tageslicht und ihre Beute wird auf ca. 1,500,000 Dollars geschätzt. Die Geschwister, die so aus tiefem Elend plötzlich zu großem Reichthum gekommen sind, beabsichtigen, nach England zu gehen, wo sie Verwandte haben, und schon machen Andere Anstalten, die unterirdischen Schatzgruben ebenfalls abzusuchen.

Wie der „Bund" meldet, traf in Niederbipp in der Schweiz ein altes Ehepaar das seelige Loos Deukalion's und Pyrrha's, indem der Tod beide Gatten am gleichen Tage, und zwar am Neujahrstage, ereilte. Der Mann war 87, die Frau 85 Jahre alt.

Von glaubwürdiger Hand wird dem „Straubinger Tagbl." folgendes Curiosum mitgetheilt: Aufgefordert, dem Landwirthschaftsverein als Mitglied beizutreten, lehnte eine Gemeindeverwaltung diesen Beitritt ab, und brachte u. A. auch folgende Gründe für die Ablehnung vor: „Die Landleute versäumen mit dem Lesen der Zeitung (Wochenschrift des landwirthschaftlichen Vereins in Niederbayern) nur die Arbeit, lernen das Faulenzen und mögen am Ende gar nicht mehr arbeiten; ein fleißiger Landmann hat den ganzen Tag hindurch so viel Arbeit, daß er am Abend herzlich gerne auf die Zeitungs neuigkeiten, gleichviel ob sie politischen oder landwirthschaftlichen Inhalts sind, verzichtet; die arbeitsamen Leute können nicht gut lesen und verstehen das Gelesene nicht."

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 7. Donnerstag, den 24. Januar **1867.**

Bitte!

Es fiel zur Erde nieder,
Von hoher Himmelshöh',
Wie weiches Schwanegefieder,
Bei Nacht ein tiefer Schnee.

Und hat aus Frühlingsträumen
Manch Vöglein aufgeweckt,
Das in des Waldes Bäumen
Zu sorglos sich versteckt.

Wie nun am hellen Morgen
Den Schnee die Vöglein schau'n, —
Sie flogen ohne Sorgen
Zum Menschen voll Vertrau'n.

So streuet doch, ihr Städter,
In Gärten, Hof und Haus,
Und auf die Fensterbretter
Den Vöglein Futter aus.

Sie geben's reichlich wieder!
Nach kurzem Zeitenlauf —
Dann geh'n viel tausend Lieder
Aus jedem Körnlein auf.

Vogel von Coblenz.

Tante Mariechen.

Criminal-Novelle von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Der Kaufherr gab sich ungestört einem langen Gedankenspiele hin, worin er erwog, was die sonst ehrbare und eben nicht tapfere Jungfrau, die er Schwägerin zu nennen gezwungen war, zu dem Spuke und zu dem darauf folgenden Angriff auf sein Leben vermocht haben möge. Bezweckte sie ihn zu schrecken durch abergläubische Ideen von der Einwirkung der Todten? Ein erhabenes Lächeln nahm auf J. J. Mirrbach's Antlitz Platz. Er hatte seine gute Frau im Leben nicht gefürchtet und sie konnte ihm auch als Geist nicht imponiren! So dachte er, vergaß aber zu berücksichtigen, daß es sich am hellen Tage, im fröhlichen Sonnenschein, dicht neben einer Versammlung von lustigen jungen Leuten weit besser über Geistererscheinungen reflectiren läßt, als im heiligen Dunkel der Nacht, wo eine schleichende Katze das Rieseln der Furcht über eine Menschenhaut zu bewerkstelligen vermag. Er konnte sich aber, trotz aller Erwägungen, das sonderbare Gebahren der großen Dame dennoch nicht ganz erklären, weil er sich immerhin zugestehen mußte, daß sie, ungeachtet ihrer wenigen körperlichen Reize, in Rücksicht auf geistige Befähigung gar nicht verwahrlost war und sich ein großes Uebergewicht in seinem Hause erzwungen hatte. Der Vortheil ihres Wagnisses war doch gar zu unsicher und das Risiko zu groß. Sie setzte ja einen makellosen Ruf und eine allgemein anerkannte Reputation auf's Spiel!

Hier verirrte sich sein Geist endlich in einen Engpaß gefährlicher Art, da er von den Vorurtheilen seiner Mitbürger und von einem bedeutenden Berge alter Gewohnheiten begrenzt wurde. Er fühlte, daß er anders gehandelt habe dieser Schwägerin gegenüber, als er selbst und auch andere Leute es gedacht hatten. Für ihn war es eine Art Trost gewesen, sich in der praktisch besser, als seine Selige ausgebildeten Schwägerin eine Art Gehilfin zu erwerben. An eine Ehe in der heiligen und zärtlichen Bedeutung des Wortes hatte er freilich nicht gedacht, aber ganz von fern war ihm doch der Gedanke aufgetaucht, daß er sich ja mit Tante Mariechen trauen lassen könne, wenn es nicht anders sei. Dieser Gedanke hatte sich seit den letzten Wochen mehr und mehr abgebleicht und viel von dem Reize der behaglichen Sicherheit verloren. Er hatte anderen Gedanken, romantischern Ideen, er hatte sehnsüchtigen Wünschen Platz gemacht. Dieser Gedanke war schließlich von der Eitelkeit besiegt worden.

Herr J. J. Mirrbach befragte seinen Spiegel um Rath. Der lächelte ihm ermuthigend zu. Einige Altersschwächen ließen sich schnell abstellen. Die Gewohnheiten des Alters mußten bekämpft werden. Ein Achtundfünfziger war immer noch kein Sechziger und ein Sechziger hatte noch lange Zeit bis zum Siebziger.

Da kam die verwünscht hübsche Cousine Elwira Schneevoigt, geborne Rönneke!

Nun brannte das Feuer, was bis dahin nur funkenweis geglimmt hatte. Er war entschlossen wie der große Held Cäsar, der da kam, sah und siegte, den Lebens-, Liebes- und Ehekampf noch ein Mal zu beginnen.

So sehr sich Herr J. J. Mirrbach aber auch sträubte, so mußte er sich dennoch bekennen, daß mit diesem Entschlusse etwas in sein Leben getreten war, was seine sonstige Gemüthsstille, seine Patriarchenruhe bedeutend störte. Und als ihm nun Tante Mariechen noch die Aussicht auf den Verlust des prachtvollen Silberservices eröffnete, da schwankte die Wagschale seiner Gunst noch einmal mächtig. Hier Elwira — dort Mariechen! Hier ein paradiesisches Jugendglück — dort köstliche Ruhe, alte Gewohnheit und das Silbergeräth, was seit zwanzig Jahren der Glanz seiner Feste gewesen war.

Aber nein! Mariechen war nach dem nächtlichen Ereignisse, nach der kannibalischen Behandlung »unmöglich« geworden — er mußte jetzt handeln, wie ein Mann! Er mußte auftreten als Herrscher seines Geschickes, der imponirend beweiset, daß er über kleinliche Interessen erhaben ist. Der Verkehr mit seiner Schwägerin mußte gänzlich aufhören, mußte öffentlich gebrochen werden. Dazu war erforderlich, daß er alle Verpflichtungen zwischen ihnen so bald als möglich lösete.

Fort mit dem Silberzeuge, das als ein Zankapfel zwischen ihnen lag! Fort mit dem veralteten Pompe. Ob man künftighin von Silber oder von einfachem Porzellan bei ihm speiste, war ganz gleich, wenn nur Speise und Trank der Ehre seines Hauses entsprach. Fort mit dem Mammon, der einer alten Jungfrau — die sich noch mit den Reminiscenzen einer vergangenen Größe wiegte, die noch in Träumen vom alten Adel ihrer Mutter schwelgte — mehr gelten mußte als ihm dem Kaufmann, der mit der Zeit leben und streben sollte, der sich ein neues modernes Glück im Hause gründen wollte!

Fort! Fort! Mit Allem, was ihn ärgerte! Fort mit dem Gelde, das er für seine undankbare Schwägerin verwerthete! Gott sei Dank — es lagen größere Summen in seinem wohlverwahrten Schranke, als die paar Tausend Thaler, welche er an Tante Mariechen zu zahlen hatte. Fort mit dem Geld. Fort mit Allem aus dem Hause, was ihn an eine Person erinnern konnte, die ihm mit jeder Minute unausstehlicher erschien. Er brannte vor Verlangen, durch eine verachtungsvolle Eile so gänzlich aus jeder Gemeinschaft mit der Schwester seiner Seligen treten zu können, daß sie nicht einen Schritt wieder über seine Schwelle wagen durfte. Mit der Wuth eines Heroismus, den er bei dem nächtlichen Ueberfalle zu beweisen verabsäumt hatte, ging er an die Ausführung seiner Entschlüsse, nachdem er erst mit sich selbst darüber im Reinen war. Strafen mußte er Tante Mariechen für ihr ruchloses Beginnen. Ihn zu binden, zu knebeln, beinahe zu ersticken und das Alles in Form einer Spukerei —? Nein, solche Grausamkeit war noch nicht dagewesen.

Mit dem Muthe des Zornes raffte er sich auf und verfügte sich nach der Wohnstube seiner seligen Frau, die er durchschreiten mußte, um zu dem Kämmerchen zu kommen, wo der Silberschrank stand. Mit dem Muthe des Zornes ging er an's Werk, um die Schwester seiner seligen Frau auf immer aus seinem Hause zu verbannen. Entschlossen zog er die kleine Schublade eines Toilettenkästchens auf, in welcher seine Selige stets den Schlüssel zu ihrem Schranke aufzubewahren pflegte. Entschlossen ergriff er diesen kleinen silberblanken Schlüssel und eilte zur Ausführung seines Vorhabens, um nicht den Augenblick erleben zu müssen, daß ihm seine außergewöhnlich kräftigen Vorsätze leid werden könnten.

Jetzt stand er vor dem Schranke, der durch eine kleine Fensteröffnung erhellt wurde, die von der Küche Licht erhielt. Es war doch ein gar zu schöner Schrank, dauerhaft, wie für die Ewigkeit geschaffen und gewiß eigens zum Silberschrein verfertigt in einer Zeit, wo selbst Herrn J. J. Mirrbach's Vater das Licht der Welt noch nicht erblickt haben mochte.

Ein leichtes Herzklopfen überfiel den guten Kaufherrn, als er mit dem Schlüssel davor stand, im Begriffe, sich dieses kostbaren Gutes auf immer zu entäußern. Welcher Mensch gibt denn gerne etwas heraus, was ihm von Rechtes wegen seit zwanzig Jahren angehört hat! Aber es mußte sein. Es gab keinen andern Weg, um Ruhe zu haben.

Rasch steckte er den Schlüssel ein und drehte ihn mit voller Energie um. Das Schloß mußte eine verwünscht starke Feder haben, denn es krachte gleich einem Lärmsignal. Erschrocken wich der Kaufherr zurück. Als hätte ihn der Aberglaube der thörichten Köchin angesteckt, so schaute er um sich, ganz darauf vorbereitet, seine selige Frau leibhaftig neben sich zu sehen. Gleich darauf fühlte er aber, daß es eines Mannes, der energisch handeln wollte, unwürdig sei, vor einem krachenden Schrankschlosse zurück zu beben.

Die Thür wich unter dem kräftigen Drucke seiner Hand.

Ein Moment starren Staunens folgte. Dann erhielt Herr J. J. Mirrbach seine volle Geisteskraft zurück. Er machte dem fast leeren Schranke eine tiefe Verbeugung und sagte mit unglaublich bitterer Ironie:

„Darum also der Spuk — Mademoiselle Frank haben schon eingepackt und aufgeräumt!"

Und es war richtig. Fast alle Fächer zeigten sich leer. Namentlich waren die Teller und Schüsseln, die Vasen und Schalen verschwunden. Natürlich, weil sie leichter transportabel waren. Herr J. J. Mirrbach betrachtete mit einer Neugier und Verwunderung, die für den stillen Beobachter viel Komisches gehabt haben würde, die Stellen, wo das Silbergeräth gestanden hatte, endlich aber schoß es wie ein Blitz durch sein Gehirn und er war nahe daran, sich einen Dummkopf zu nennen, daß er noch nicht darauf gekommen sei, den Geldschrank zu revidiren, der unweit seines Bettes stand.

In unbeschreibliche Unruhe versetzt, lief er mehr als er ging, in sein Schlafgemach, wo er eine so heillose Mißhandlung hatte erdulden müssen. Seine plötzliche Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Auch hier schien Mademoiselle Frank »aufgeräumt zu haben«. Ein einziger Blick genügte, um ihn zu überzeugen, daß ihm mehr als dreitausend Thaler baares Geld fehlten.

Keuchend, schluchzend vor Wuth und Schreck kam er in den Laden gestürzt. Der blonde Erhard erschrak über sein Aussehen.

„Augenblicklich zum Justizamtmann!" rief er. „Das soll sie mir büßen! Das soll sie schwer, schwer büßen!"

Ahnungslos, was für ein schweres Ungewitter über sie herein zu brechen drohete, hatte sich Tante Mariechen so weit erholt, daß sie wieder mit neuem Muthe in ihr zukünftiges Leben zu blicken vermochte. Liebenswürdiger schien sie durch ihre neuen Lebenserfahrungen nicht geworden zu sein. Sie fand viel an Klara zu tadeln und legte es ihr besonders mit sichtbarer Absicht zur Last, daß sie nicht wisse, wann ihr Herr Miether zurückkommen werde. Klara gestand gern zu, nicht den Muth gehabt zu haben, den gräulich vornehmen Herrn mit Fragen zu behelligen, aber er habe auch ganz danach ausgesehen, daß er auf ihre Fragen keine Antwort ertheilt haben würde.

Tante Mariechen brummte dennoch, und ließ Worte fallen, die da andeuteten, daß sie große Lust habe, ihr Häuschen zu verkaufen und sich weit vom Laden des Herrn J. J. Mirrbach entfernt, einige Stübchen zu miethen.

Sehr verwundert hörte Klara auch diese vertraulichen Aeußerungen, die ganz denen entgegengesetzt waren, die sie früher vernommen. Dies Häuschen hatte ja so viel Reizendes und Anziehendes gehabt, daß sie den Aufenthalt darin sehr schwer mit einem andern vertauschen würde, selbst wenn Luxus und Pracht darin herrsche. Kopfschüttelnd nähete die kleine Klara weiter. Es lag in der Erklärung ihrer Pflegemutter ein verrätherisches Eingeständniß schmerzlicher Kämpfe, die sie durch die Flucht aus der Nähe von Mirrbach's Haus enden zu wollen schien.

Mitleidig von Natur, zeigte sie sich von nun an noch geduldiger und freundlicher gegen die arme Dame, welche ganz unerwartet in ein Meer von Drangsalen geworfen war.

„Sieh doch," sagte plötzlich Tante Mariechen an einem der folgenden Tage, „sieh doch — da schreitet ja ganz würdig unser Justizamtmann auf Mirrbach's Haus zu! Hilf Gott — der Herr Schwager will entweder sein Testament oder einen Heirathscontract machen! Hast Du denn nicht erfahren, ob sein Gallenfieber im Steigen begriffen ist?"

Klara verneinte es. Tante Mariechen fügte mit dem Ausdrucke spöttischen Bedauerns hinzu:

„Was der arme Schwager für Plage hat! — Muß Doktor, Apotheker, Chirurgus und die heilige Justiz in Thätigkeit versetzen. Gott bessere es!"

Der Abend senkte sich hernieder. Die letzten Sonnenstrahlen hatten dazu gedient, dem frugalen Abendbrode der beiden Frauenzimmer zu leuchten, und da Tante Mariechen in löblicher Sparsamkeit für das Sommerbudget ihres Haushaltes keine Lampe ausgeschrieben hatte, so saßen die beiden fleißigen Mädchen strickend im Halbdunkel, den ersten Wächterruf erwartend, um dann zu Bett zu gehen.

Plötzlich verdunkelte ein Schatten Klara's Fenster. Im süßen Schreck, daß Erhard es gewagt haben könnte, ihr eine Fensterparade zu machen blickte sie auf. Der Justizamtmann in höchst eigener Person stand vor ihr und flüsterte mit altem vertrautem Tone:

„Machen Sie doch 'mal schnell die Hausthür auf, liebe Klara!"

Das junge Mädchen, dem früheren Hausgenossen sehr gewogen, eilte ihm zu willfahren.

Dieser Justizamtmann war derselbe Herr, welcher bis vor wenigen Wochen die Möbelwohnung im Hause inne gehabt und sie erst verlassen hatte, als er sich in den heiligen Ehestand begab. Er war ein noch junger Mann mit großen, braunen Augen, aus denen Seelengüte strahlte. Aber ein sarkastischer Zug um die Lippen ließ ahnen, daß diese Seelengüte nicht zur Schwäche ausartete und daß er eben so consequent und entschieden als gütig sein konnte. Mit Klara, dem kleinen, klugen Frauenzimmer hatte er stets gute Freundschaft gehalten. Scherz und Neckerei webten ein hübsches Einverständniß zwischen ihnen und da er sich streng in den Grenzen seiner Stellung als Mann, als Bräutigam und als Beamter hielt, so konnte sich das junge, eben erst aufblühende Mädchen dreist der Vorliebe hingeben, die es für ihn fühlte. Weniger befriedigend war das Verhältniß zwischen seiner Wirthin, der Mademoiselle Frank, und diesem Justizbeamten gewesen. Die große Dame machte auch gegen ihn ihre Laune geltend und er war nicht der Mann, welcher sich dergleichen Uebergriffe in der guten Lebensart gefallen ließ. Ueberdieß hatte er in Rücksicht auf seinen kleinen Liebling Klara mehreres an der Dame des Hauses auszusetzen und war oftmals so kühn gewesen, ihr dies deutlich zu machen. Unter diesen Umständen war es natürlich gewesen, daß Klara sein Ausziehen sehr bedauerte und Tante Mariechen froh war, ihn los zu sein. Ganz ähnlich verhielten sich nun auch die Gefühle beider Damen zu einander, als der Justizamtmann bat, ihn schnell einzulassen.

Während Klara eilte, die Hausthür, die stets nur durch einen Riegel versperrt wurde, zu öffnen, zündete Tante Mariechen mit höchst verdrießlichem Gesichte die kleine Astrallampe an und stellte sie auf den Tisch vor das Sopha. Innerlich nichts weniger als erfreut, empfing sie den früheren Hausgenossen mit einem Schwall von Complimenten und ließ durchblicken, daß sie glaube, sein später, fast nächtlicher Besuch habe irgend eine Bedeutung.

Der Justizamtmann blickte sie mit seinen braunen, seelenguten Augen bei diesen Worten so scharf und prüfend an, daß sie befremdet mitten in ihrem Wortschwalle stockte.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Die bekannte Zuneigung der Affen zum weiblichen Geschlecht der Menschen hat sich dieser Tage

bei einem ziemlich tragischen Fall in Belleville (Rhone) gezeigt. Ein dort auftretender Menageriebesitzer hat einen bösartigen großen Affen von der Art des Kynoskephale, welcher sich nie zähmen ließ, Alles, was ihm näher kam, kratzte, biß und zerriß; nur der Tochter des Impressario gehorchte er. Dieser Umstand rettete ihrem Vater das Leben. Als nämlich nach der Jahrmarktsproduktion der Affenkasten nur leicht verschlossen war, machte sich „Mr. Bertrand" heraus auf die Bühne, und als der herbeieilende Eigenthümer denselben mit der Peitsche bedrohte, unterlief ihn das Thier warf ihn zu Boden, und richtete ihn durch Bisse furchtbar zu. Keiner der Anwesenden wagte, den Affen anzugreifen. Da zog die oben erwähnte Tochter Einen der Gesellschaft rasch mit sich hinter den Affenkasten, der auf beiden Seiten mit handbreit auseinander stehenden Stäben vergittert ist, und gab dem improvisirten Liebhaber schallende Küsse. Der Affe blickte von seinem Opfer auf und ließ es fahren, als er durch die Stäbe die sich Umarmenden erblickte. Mit ein paar Sätzen sprang der vor Eifersucht Brüllende in den offenen Kasten gegen dessen Rückwand hin, von der sich das Paar begreiflich rechtzeitig zurückzog, während die Andern die vordere Thüre schnell zuschlossen. Der Impressario hat im Kampf mit dem Affen ein Ohr und seine linke Hand verloren und befindet sich noch im Hospital zu Lyon.

Damen, die Chignons tragen, werden mit Vergnügen hören, daß die Angabe, das Haar dazu werde von den Leichen der in Hospitälern und sonstigen öffentlichen Anstalten sterbenden Personen genommen, nicht auf Wahrheit beruht. Sobald der Tod eintritt, wird das Haar spröde und läßt sich nicht mehr locken und flechten. Marseille ist der Hauptplatz für den Handel mit menschlichem Haar, und mehr als 40,000 Pfund dieses Artikels werden dort alljährlich, hauptsächlich aus Italien, und speziell aus Sicilien, Neapel und dem Kirchenstaate, zum Theil auch, jedoch in geringen Quantitäten, aus Spanien und einzelnen französischen Departements eingeführt. Von den Provinzen Frankreichs liefern die Bretagne und die Auvergne die stärkste Zufuhr; Käufer gehen dort an den Marktagen umher und lassen die Märchen, die ihr Haar verkaufen wollen, auf ein Weinfaß steigen und ihre Frisur lösen, worauf dann um das herabwallende Haar ein eifriges Bieten erfolgt. Da ein gewöhnlicher Chignon nicht mehr als 3½ Unzen wiegt, so würde die Zufuhr für den Markt in Marseille allein für 180,000 Kopfzierden hinreichen. Ein großer Theil des dort importirten Haares wird in der Stadt verarbeitet und dann wieder nach Spanien und Algier exportirt. Die Friseure von Marseille, die alle mehr oder weniger sich mit der Fabrikation und dem Handel mit Chignons befassen, zählen gegen 400 Mann, und vier große Fabriken bringen jährlich 55,000 Chignons allein für heimische Consumtion in den Handel, wovon 30,000 ins Innere geschickt, die übrigen 25,000 in Marseille und dessen Vorstädten verbraucht werden. Ein einziges Pariser Haus in der Passage des Petits Peres setzt jährlich im Detailverkauf nicht weniger als 15,000 Chignons ab. Die Preise wechseln zwischen 12 bis 70 Francs, obwohl es auch einzelne Chignons für 250 Francs per Stück gibt. Am theuersten werden die rothen bezahlt, die meist aus Schottland kommen. Von Frankreich wurden nach England im vorigen Jahre 11,954 Stück, und außer diesen noch Haare für 7000 andere Stück ausgeführt, welche letztere in England zurecht gemacht wurden. Der Gesammtwerth der französischen Ein- und Ausfuhr von Chignons in Haaren ihm vorigen Jahre belief sich auf 1,206,500 Francs. Die besten Kunden waren England und Amerika.

Ueber die Gefahren, denen Zeitungsredakteure in Amerika gelegentlich ausgesetzt sind, erzählt man viele Beispiele. Die folgende Geschichte wurde kürzlich in Newyork als wirkliches Faktum berichtet: In einer Stadt im Westen ließ sich ein Redakteur nieder und ließ eine neue Zeitung erscheinen. Eine Anzahl Einwohner des Ortes, die durch das Unwesen einer zahlreichen Bande gewerbsmäßiger Spieler sehr belästigt wurden, versprachen ihm ihre Unterstützung, wofern er gegen dieselben in seinem Blatte auftreten wolle. Der Journalist sagt zu und am nächsten Tage erschien ein donnernder Artikel gegen die Gauner. Tags darauf saß der Redakteur in seinem Bureau, Scheere in der Hand, an der Arbeit, als ein baumlanger Kerl mit einem Knittel in der Hand hereintrat und sich erkundigte, ob der Redakteur zu Hause sei. „Nein, mein Herr, augenblicklich nicht, war die Antwort, nehmen Sie Platz, hier sind Zeitungen, ich werde ihn rufen." Damit verschwand der Zeitungsmann und der andere vertiefte sich in die Zeitungen. Unten an der Treppe begegnet dem Journalisten ein zweiter Besucher, ebenfalls mit mächtigem Knüppel, ebenfalls nach dem Redakteur fragend. „Er ist oben mein Herr, Sie werden ihn bei den Zeitungen finden" erwiderte er. Mit einem greulichen Fluche stürzte der Mann in die Stube und auf den vermeintlichen Redakteur los, der sich zu tapferer Gegenwehr erhob, worauf beide Rowdies in einer wüthenden Balgerei ihrem Zorne gegen den verwünschten Zeitungsschreiber Luft machten.

Was ist die Liebe? Endlich ist man dahinter gekommen, was die Liebe ist. Das neueste philosophische Werk eines Hegelianers offenbart es: „Die Liebe ist die Inrealität der Realität eines Theils der Totalität des unendlichen Seins, verbunden mit der Capudität und Carnität zwischen Ich und Du, denn Ich und Du ist Er." Das ist die Liebe, liebe Leserin!

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 8. Sonntag, den 27. Januar **1867.**

Tante Mariechen.

Criminal-Novelle von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

„Allerdings," antwortete der Justizamtmann sehr kühl, indem er sich neben dem Sopha niederließ und Klara durch einen Wink bedeutete, daß sie die Läden der Fenster schließen solle, „allerdings hat mein später Besuch eine Bedeutung und sogar eine mir sehr unerfreuliche Bedeutung, mein liebes Fräulein Frank. Vielleicht ist das, was ich damit beabsichtige, nicht gerade vor dem Gesetze zu verantworten — allein, da ich den höchsten Richter aller Welten nicht durch eine Handlung der Humanität zu beleidigen fürchte, so wage ich eine Uebertretung meines Amtes."

Tante Mariechen riß ihre Augen, die ohnehin groß genug waren, sehr weit auf. Was hatte sie mit höchsten und allerhöchsten Richtern, mit Gesetzen, mit Humanität und Amtsübertretungen zu thun! Leider verstand der Justizamtman ihre sprechenden Geberden ganz falsch und fügte herben Tones hinzu:

„Haben Sie sich nur einen Scherz, einen unüberlegten, gar nicht zu rechtfertigenden Scherz erlaubt, so ist mein Besuch gewiß von so guter Wirkung, daß er mir nicht leid thun wird."

„Lassen Sie hören," sprach nun Tante Mariechen, ärgerlich über Phrasen, die sie unnöthig fand.

„Ihr Schwager hat mich heute rufen lassen, um mich zu beauftragen, eine Anklage gegen Sie zu erheben."

„Mein Schwager? Eine Anklage? Gegen mich?" rief Tante Mariechen mit ironischem Erstaunen. Eine Stimmung, die von diesem Momente an, den Ausdruck ihres Tones färbte.

„Ihr Schwager beschuldigt Sie ernstlich, von Ihnen nächtlich überfallen, geknebelt und beinahe erdrosselt zu sein."

„Mein Schwager? Von mir geknebelt? Von mir erdrosselt?"

Klara trat, vertraulich lächelnd, der Gruppe näher und fragte leise: „Glauben Sie denn das, Herr Justizamtmann?" Ihr ward keine Antwort, denn der Herr Justizamtmann wurde eifrig, da ihm bei seiner ernsten Vorhaltung weder Schrecken, noch Furcht begegnete.

„Die Verhältnisse zwischen Ihnen und Ihrem Schwager sind eigenthümlich, daß seine Behauptung an Wahrscheinlichkeit gewinne. Außerdem hat er Sie ganz deutlich erkannt."

„Mich erkannt? Mein Schwager hat mich erkannt? Was Sie sagen!"

Klara hob bittend ihre Augen zu dem Justizamtmann empor und schüttelte mit dem Kopfe.

„Er hat Sie erkannt — deutlich erkannt!" sprach der Justizbeamte auffahrend. „Ihr jetziges Benehmen nimmt mir wahrlich jede Lust zur weiteren Vermittlung, Fräulein Frank, und ich erkläre Ihnen unumwunden, daß mein Bericht über die vorliegenden Verhältnisse mit der nächsten Postgelegenheit an die Oberbehörde gehen wird, welche einer Criminal-Deputation die nöthige Anweisung ertheilen mag, die Sache zu untersuchen."

Der Justizbeamte erhob sich rasch und griff nach seinem Hute. Tante Mariechen erhob sich ebenfalls rasch und sagte: „Was mögen Sie sich wohl ereifern, lieber Herr Justizamtmann — mein Schwager ist wahnsinnig, weiter nichts! Wie das so schnell über den Mann hat kommen können, begreife ich gar nicht!"

Mit dem Ausdrucke der höchsten Empörung schauete der Beamte die große Dame an.

„Ich habe fest geglaubt, einem thörichten unzarten Scherze Ihrerseits zu begegnen und habe fest geglaubt, Sie willig zu finden, Herrn Mirrbach durch demüthige Eingeständnisse und Abbitten, so wie durch augenblickliche Herausgabe des Geldes und Silbergeräthes zu versöhnen."

„Ja so — darauf kommt es also meinem Herrn Schwager an," fiel Tante Mariechen höhnisch lachend ein. „Er will das Silbergeräth behalten und mir mein Kapital abschwindeln?"

„Mein Fräulein — wir sind fertig mit einander," sagte der Justizbeamte stolz. „Mögen Sie nie bereuen was sie gethan, vielleicht nur gethan, weil Sie den Begriff Recht und Gesetz nicht kannten. Aber erklären muß ich Ihnen, daß Sie mit Ihrer Handlungsweise Ihre ganze Lebensstellung vernichtet haben. Eine Dame, die im Stande ist, ihr Recht auf räuberische Weise zu suchen —"

Auf räuberische Weise? Mein Recht?" unterbrach ihn Tante Mariechen etwas betroffen.

„Nennen Sie es anders, wenn Sie wollen. Die Untersuchung gegen Sie wird Sie belehren, wie es nach den Vorschriften des Landrechtes genannt wird."

„Was habe ich denn geraubt, bitte mir wenigstens diese Belehrung jetzt schon zukommen zu lassen?"

Der Beamte schien erst nicht antworten zu wollen, dann sagte er sehr gemessen:

Es fehlen Herrn Mirrbach aus dem Geldschranke nahe an viertausend Thaler und es fehlt der größere Theil des Silberservices."

„Und das soll ich geraubt haben?" schrie Tante Mariechen mit den ersten Zeichen fürchterlichen Entsetzens. Klara stellte sich kampfbereit neben ihre Pflegemutter.

„Wer sonst?" fragte der Beamte dagegen. „Wer wie Sie weiß die Ortsgelegenheit? Wer wie Sie weiß, wo der Schlüssel zum Silberschrank aufbewahrt wird? Wer wie Sie kann sich die Schlüssel zur Hausthür und zur Schlafkammer ohne Aufsehen verschafft haben?"

Jetzt griff sich Tante Mariechen wie irrsinnig an die Stirn. Sie sah schrecklich aus in ihrer Verwirrung. Ungerührt fuhr der Justizamtmann fort:

„Sie sind nächtlich im Hause des Herrn Mirrbach umgegangen —"

„Ich? Machen Sie mich nicht wahnsinnig mit den wahnsinnigen Behauptungen meines Schwagers, hören Sie auf! Glauben Sie nichts von dem, was Ihnen dieser Mensch sagt — es ist ihm nicht eine Stecknadel gestohlen — er sagt das, um nichts herausgeben zu müssen, seine Seele hängt am Mammon — diese abscheuliche Krämerseele findet Alles erlaubt, um sich zu bereichern — ich soll ihn bestohlen haben —"

„Ja!" antwortete der Beamte mit richterlicher Entschiedenheit. „Ja — Sie und kein Anderer sind Nachts im Hause gewesen, haben durch eine merkwürdige Geschicklichkeit den erschrockenen Mann überwältigt und haben Alles das genommen, was er vermißt. Er hat Sie im Dämmerlichte der Sommernacht nicht allein erkannt, sondern er hat, als er Sie hat abwehren wollen, den eigenthümlichen Besatz Ihres Trauerkleides deutlich gefühlt. Außerdem hat sich durch die Bemühungen der Köchin herausgestellt, daß der Nachtwächter Sie aus Ihrem Hause querüber gehen sah. Wollen Sie noch mehr Beweise? Wollen Sie noch ferner leugnen? Ist es nicht an Ihnen, sich zu demüthigen, damit der Scandal unterdrückt werden kann? Gehen Sie in sich — liefern Sie ab, was Sie geraubt haben und überlassen Sie es der Gnade Ihres Schwagers, daß er seine Verbinlichkeiten gegen Sie löse."

Während er sprach, war Tante Mariechen, gleich einem entwurzelten Baume, langsam zusammengebrochen und in die Kissen des Sophas zurückgesunken. Jetzt hatte sie wohl wirklich Krämpfe, denn Todtenblässe deckte ihre Wangen und ihr Kopf hing schlaff und matt von der Seite, kein Wort kam über ihre Lippen.

Aber Klara's Gestalt hob sich. Klara schien größer zu werden, weil sie im Gefühle ihrer Macht, die Tante schützen zu können, geistig wuchs. Sie trat nahe an den Mann heran, der durch sein Amt befugt war, solche tödtliche Beleidigungen aussprechen zu dürfen.

„Also ein langer, exemplarisch guter Lebenswandel, die größte Rechtlichkeit und festeste Redlichkeit können nicht gegen solche Beschuldigungen schützen, Herr Justizamtmann?" fragte sie mit einem seltsamen Feuer in den klugen Augen. „Und Sie, der als ein gerechter Richter nach dem Charakter eines Menschen die Möglichkeit abwägen muß — Sie, der Jahr und Tag das Wesen meiner Tante beobachtet haben kann — Sie glauben an die Beschuldigung eines halb wahnsinnigen Mannes?"

Der Justizamtmann zuckte, halb bedauernd, die Schultern. Wer hätte auch zweifeln mögen, wo die Beweise fast unumstößlich gewiß schienen.

Tante Mariechen erholte sich allmälig aus der Erstarrung ihrer Lebensgeister. Sie richtete sich ächzend auf und faltete die Hände im Schooße. Noch immer sprach sie kein Wort. Klara legte ihre kleine, weiße Hand auf ihren Kopf und rief:

„Nein! Mit dem letzten Blutstropfen in mir bürge ich dafür, daß meine Pflegemutter solcher Vergehungen, wie man ihr zur Last legt, nicht fähig ist! Mit meinem letzten Athemzuge schwöre ich bei Gott, dem Allmächtigen, daß sie unschuldig ist, daß nur die niedrigste Verleumdung Thaten erfunden hat, um sie zu stürzen! Ich will nicht ruhen, ich will es als meine heiligste Pflicht ansehen, das Gewebe der Bosheit zu zerstören. Die Wahrheit wird an den Tag kommen — meine Tante hat keinen Theil an dem Verbrechen, das man ihr aufbürden will."

Nachdenklich hatte der Justizamtmann der begeisterten Ehrenerklärung zugehört. Ehe er irgend etwas erwidern konnte, flüsterte Tante Mariechen:

„Klara — dafür segne Dich Gott!" Mit der Ruhe einer Märtyrerin erhob sie sich vollends vom Sopha und stellte sich in ihrer imponirenden Größe vor ihm auf. Es lag etwas Herausforderndes in ihrem Wesen, das aber mit der ungewöhnlichen Sanftmuth ihrer Rede seltsam contrastirte.

„Sie haben mir das Beispiel geliefert, daß es Leute geben wird, die, trotz der Unwahrscheinlichkeit der ganzen Geschichte, mich verdammen werden und zwar auf die Beschuldigungen eines Mannes, der jedenfalls seit einigen Tagen an fixen Ideen leidet. Mag es kommen, wie es will. Mein Schwager muß hoffentlich dem Gerichte den Beweis liefern, daß ich eine Räuberin und Spitzbübin bin — der Beweis soll ihm schon schwer werden."

„Rechnen Sie nicht zu bestimmt darauf, daß ihm dieser Beweis schwer fallen wird," sagte der Justizamtmann mit leicht gerunzelter Stirn. — „Uebrigens erwarte ich von Ihrer Discretion, daß meiner Bemühung, die Sache beizulegen, nie Erwähnung gethan werde. Von jetzt an trete ich als alter Bekannter vom Schauplatz ab und da ich gezwungen bin, kraft meines Amtes zu handeln, so stehe ich Ihnen etwas feindlich gegenüber. Ich werde die ersten Angriffe in der Sache so schleunig als möglich erledigen, und dem Criminalsenate dann anheim geben, ob er es für nöthig hält, eine

Criminaldeputation hierher zu beordern. Ueberlegen Sie wohl, welchem Aufsehen Sie sich aussetzen, Fräulein Frank. Ist mein Bericht erst an die Oberbehörde gelangt, so hilft Ihnen selbst Herrn Mirrbach's Verzeihung nichts mehr. Das Strafverfahren geht seinen Gang."

„Ich erkenne Ihren guten Willen, Herr Justizamtmann," antwortete Tante Mariechen, „aber ich wiederhole Ihnen, daß ich abwarten werde, ob mein Schwager es beweisen kann, daß ich eine ehrlose Handlung ausgeführt habe. Lassen Sie es ihn beweisen — lassen Sie es ihn erst beweisen!"

7.

Die Untersuchung wurde eröffnet. Herrn J. J. Mirrbach's Erbitterung gegen seine Schwägerin war zu groß, als daß er sich von einer Anklage hätte zurückhalten lassen. Obwohl der blonde Erhard es wagte, ihm dringende Vorstellungen zu machen, so beharrte er doch auf seinem ernsten Vorsatz.

Die Unterredung des Justizamtmannes mit seiner früheren Wirthin, namentlich aber Klara's begeisterte Freisprechung, hatte zur Folge, daß in dem Berichte zwar Vermuthungen aufgestellt worden waren, aber nur als vage Gerüchte, nicht als bestimmte Bezeichnungen und Bezüchtigungen des Beraubten. Der Beamte überließ es mit juristischen Sophismen einem späteren Inquirenten, darüber zu entscheiden.

Tante Mariechen saß unverändert am Fenster ihres hübschen Häuschens, blickte mit schlecht verhehlter Verachtung nach dem Laden des Herrn J. J. Mirrbach hinüber und sagte wohl zehnmal des Tages: „Er soll es einmal beweisen, daß ich eine ehrlose Person bin!"

Man flüsterte natürlich in der Stadt von der Geschichte, als der Nachtwächter vernommen, als die Köchin zur Wiederholung ihrer Behauptungen veranlaßt wurde. Aber sonderbar war es, daß man lächelnd davon sprach. Kein Mensch glaubte an den Ernst der Sache. Tante Mariechen blieb unberührt dabei. Herr Mirrbach dagegen wurde im Stillen ausgelacht und auch bitter getadelt. Das Publikum bildete sich nach eigenen Rechsbegriffen vorläufig ein Urtheil, wobei der gesunde Menschenverstand den Vorrang einnahm.

Klara nahm die Geschichte leicht, nachdem sie eingesehen, daß sie vollständig erlogen sein mußte. Sie beschäftigte sich mehr mit dem Zerwürfniß, das dadurch herbeigeführt war und ihrem Verhältnisse zu Erhard immer mehr Eintrag that. Die Morgenpromenaden des jungen Mannes hatten schon aufgehört. Er sah mißtrauischer als sonst auf die beiden Damen im kleinen Hause und telegraphirte immer seltener. Klara sah ein, daß der Argwohn selbst im treuesten Herzen Wurzel schlagen könne, wenn tägliche Einflüsterungen ihn befruchten. Dem jungen Mädchen wurde bisweilen schwül zu Muthe. Sollte sie aber ihre Tante in einem Moment gering achten, wo sie nach ihrer Ueberzeugung die Einzige war, die ihr schützend zur Seite stand? Klara hob ihr kleines, kluges Köpfchen höher, wenn sie Erhard's mißbilligenden Blicken begegnete. Sie wußte, was sie that.

Da endlich fiel es wie eine Bombe in Esberg ein. Gleich diesem vernichtungsfähigen Geschosse wirkte es, als eines Tages eine Criminaldeputation in's Städtchen einrückte und Quartier im ersten Gasthofe nahm. Schon am nächsten Morgen begannen die Operationen derselben, die darauf hinausliefen, an Ort und Stelle die nöthigen Ermittlungen vorzunehmen und den Thatbestand festzustellen.

Nach altem löblichem Brauch der früheren criminalistischen Rechtspflege begann der Rath Porlewen unter Beistand seines Gerichtsactuars zuerst die Beweise zu sammeln, um dann die Angeklagte durch Widersprüche verwickeln und fangen zu können. Zu diesem Behufe mußten also zuerst alle die Personen vor die Schranken, welche um die Sache wissen und Aufklärung darüber geben konnten. Natürlich spielte die Köchin als Hellseherin eine bedeutende Rolle. Nach ihren Aussagen unterlag es gar keinem Zweifel, daß Mademoiselle Frank, von Aerger, Neid, Mißgunst und Habgier getrieben, von der Minute an, wo der Besuch der hübschen Cousine ihre eigenen Interessen durchkreuzen zu wollen schien, als Spukgeist aufgetreten und unter dieser Maske bis zu gröblichen Mißhandlungen und Beraubungen vorgeschritten sei.

Der Nachtwächter des Städtchens bestätigte diese Ansicht durch seine treuherzige Erklärung, daß er mit seinen eigenen Augen gesehen habe, wie Mademoiselle Frank, die er sehr wohl kenne, aus ihrem Hause gekommen und schnurstracks in's Haus des Herrn J. J. Mirrbach gegangen sei, nachdem sie mit dem Hausschlüssel die Thür desselben aufgeschlossen habe.

Nach diesen beiden ganz unverdächtigen Zeugen kam Herr J. J. Mirrbach an die Reihe. Er erzählte die ganze Geschichte so haarklein, daß auch nicht der mindeste Zweifel in der Seele des Herrn Inquirenten übrig blieb, in besagter Mademoiselle Frank ein halbes Ungeheuer zu erwarten, noch dazu, da Herr Mirrbach in einmal aufgeregter Phantasie bei einer Schilderung ihrer Persönlichkeit keineswegs in's Schöne malte.

Herrn Mirrbach's Vernehmung brachte zu Wege, daß der Rath Porlewen, ein alter eingefleischter, mißtrauischer und dabei höchst gescheidter Criminalist, bedenklich wurde, die angeklagte Frank noch länger auf freiem Fuß zu lassen.

Er sprach sich gegen seinen eben so alten Actuar, einen Aktenmenschen ohne Gleichen, aus, und dieser trat der Ansicht seines hohen Vorgesetzten bei, daß es ja gefährlich sei, wenn ein solches weibliches Ungeheuer frei herumgehen dürfe.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Ein Industrieller. Vor Kurzem starb im Elsaß der Besitzer einer Maschinenfabrik, der ein Vermögen von zwei Mill. Frs. hinterlassen hat. Dies Vermögen verdankt er einem Hute. Als armer Drechslergesell reiste er im Jahre 1816 mit einem selbstfabricirten hölzernen Hute auf dem Kopfe nach Arbeit. Er kam auch zu dem Dorfe, in dem die Maschinenfabrik der Herren Bouton und Weill lag. Herr Bouton fragte ihn, wo er den Hut gekauft. Den habe ich selbst gemacht auf der Drechselbank, antwortete der Gesell. Auf der Drechselbank? Aber er ist oval und auf der Drechselbank drechselt man doch die Sachen rund. — Das ist wahr, mein Herr, aber ich habe ihn doch gedrechselt. Ich stellte den Mittelpunkt anders und konnte dann das Holz so drechseln, wie ich wünschte. — Der arme Arbeiter hatte aus Instinkt die excentrische Drehbank erfunden, welche die Veranlassung zu den nützlichsten Anwendungen der neueren Mechanik geben sollte. Es fiel dem Herrn Bouton gar nicht schwer, die Wichtigkeit dieser Erfindung einzusehen. Er behielt den Mann mit dem hölzernen Hute bei sich und fand in ihm nicht blos einen geschickten Arbeiter, sondern auch eine ausgezeichnete Einsicht, kurz einen Mann, der um sich zu entwickeln, nichts weiter bedurfte, als der Gelegenheit und etwas Cultur. Maulin wurde bald als Theilnehmer in das Geschäft aufgenommen, dessen einziger Besitzer er später wurde und das ihn zum reichen Manne machte.

Der Londoner „Punch“ belustigt sich über die microscopischen Dimensionen, zu welchen die Damen-„Hüte“ neuester Mode zusammenschwinden. Er zeichnet einen jungen Ehemann, der, die lauterste Verzweiflung im Angesichte, mit allen Zehn in seinen Westentaschen herumsucht; neben ihm die holde Gattin, welche mit besorgter Miene fragt: „Hast Du Deine Uhr verloren, lieber Heinrich?“ — „Nein, nein, aber ich hatte Dir einen neuen Hut gekauft und weiß nun nicht, wo ich ihn hingesteckt habe.“

Eine neue Rattenfalle. Man nehme eine vielleicht 3 Fuß hohe wasserdichte Tonne ohne Deckel, binde über dieselbe einen Bogen steifes Papier, lege ein Brett schräg an die Tonne, so daß es den Ratten leicht wird, auf dieselbe hinaufzukommen. Auf das Papier setzt man Leckspeise. Anfangs wird keine Ratte hinaufgehen, aber nach Verlauf einiger Zeit fangen die Ratten an, dort ihre Mahlzeit zu halten. Sobald mann sieht, daß die Ratten ungenirt den Köder verzehren, füllt man die Tonne vielleicht 8 Zoll hoch mit Wasser und setzt einen Ziegelstein aufrecht in dieses Wasser; dann schneidet man den Bogen kreuzweis ein und läßt übrigens alles ruhig liegen. Die erste Ratte, die jetzt auf dem Futterplatz erscheint, fällt in die Tonne, und da ihr jeder Ausweg abgeschnitten, setzt sie sich auf den Ziegelstein. Eine zweite Ratte wird bald folgen, und da sie sich auf den Stein retten will, der leider nur für eine Platz bietet, so vergessen die beiden Gefangenen bald ihre sonstige Freundschaft und fangen an, tapfer um den rettenden Platz zu kämpfen, ein Kampf bei dem, wie bei allen Turnieren dieser ritterlichen Thiere, viel Geschrei nicht fehlt. Hört nun eine neugierige und streitsüchtige Ratte das laute Kampfgeschrei ihrer Kameraden, so eilt sie, sich an demselben zu betheiligen und stürzt in wahrer Kampfeswuth in die Tone hinein. Jeder neue Theilnehmer vermehrt das Kampfgetöse und weit und breit eilen alle Ratten herbei zu ihrem sichern Untergange.

Wanderzüge. Dem „Courrier des Vosges“ schreibt man aus Epinal, daß am Montag und Dienstag dort der erste Schnee fiel, daß man aber gleichzeitig ein höchst interessantes Schauspiel sah. Milliarden von Vögeln flogen in einer Ausdehnung von mehreren Kilometern über die Vorstadt Saint Michel nach Südwesten. Diese große Karawane kam aus den Ardennen und bestand aus Buchfinken, welche einer Wolke von Heuschrecken glichen. Am ersten Tage dauert der Zug ohne die geringste Unterbrechung 45 Minuten; am folgenden Tage war er viel zahlreicher, begann 6 Uhr 30 Minuten und endigte erst 8 Uhr 25 Minuten. In Epinal hatte man dieses Schauspiel seit 26 Jahren nicht gesehen; damals zeigte es sich gleichfalls mit dem ersten Schnee.

Da ein Wahrsager den Tod eines Frauenzimmers, welches Ludwig XI. liebte, vorher gesagt, und der Zufall seine Prophezeihung erfüllt hatte, ließ ihn der König vor sich kommen, und sagte zu ihm: „Du, der du alles vorher siehst, wann wirst du sterben?“

Der Wahrsager, welchem man gesagt hatte, oder welcher vermuthete, daß dieser Fürst ihm eine Falle legen wolle, antwortete ihm: „Ich werde drei Tage vor Euer Majestät sterben.“

Die Furcht und der Aberglaube des Königs siegten über seine Rachbegierde, und er hatte diesem listigen Betrüger eine ganz besondere Sorgfalt zugewendet,

---

Die kürzlich erst angefertigte Krone für die Königin von Belgien ist ein unglaublich reiches Meisterwerk. Sie besteht aus 40 ächten Perlen, die Hälfte birnförmig und ungeheuer groß, aus 40 großen Brillanten und ungefähr 5000 kleinen, alles in Gold und à jour gearbeitet Einfach von Form und zierlich sondergleichen, strahlt sie wie ein Flammenkreis; sie wiegt noch kein halbes Pfund.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

// Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 9. Donnerstag, den 31. Januar **1867.**

Tante Mariechen.

Criminal-Novelle von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Im Stillen seine Maßregeln ordnend, ließ der Rath Porlewen nun auch die Hausgenossin der ausgeprägten Sünderin, die nach mehr als dreißigjährigem exemplarisch guten Lebenswandel plötzlich ihre innere Verderbtheit unverholen an's Tageslicht brachte, vorfordern. Seine Absicht ging dahin, bei der kleinsten Veranlassung zur Bestätigung des vorliegenden Verdachtes seine mächtige Hand auszustrecken, um Tante Mariechen in's Gefängniß zu bringen und danach die nothwendige Haussuchung zu bewerkstelligen.

Er rüstete sich ordentlich zu diesem Verhöre. Sein stark gefurchtes, mit grauen, buschigen Haaren vollständig eingerahmtes Gesicht sah finsterer aus, als sonst, und die fest eingekniffenen Mundwinkel zeigten eine starke Entschlossenheit an. Er erwartete das Erscheinen der Klara Frank, Pflegetochter der Mademoiselle Marie Frank, mit einer gewissen Schadenfreude, weil er überzeugt war, daß ein sechzehnjähriges Mädchen leicht zu verwirren wäre.

Klara hingegen ging mit voller Zuversicht diesem Verhöre entgegen, weil sie überzeugt war, daß es nur einer offenen Darlegung aller Verhältnisse bedürfe, um jeden Verdacht gegen Tante Mariechen im Keime zu ersticken.

Beide, der Herr Inquirent und die Zeugin — hatten sich geirrt. Beide fanden es aber auf der Stelle heraus, daß sie sich geirrt hatten und änderten danach ihr Verhalten.

Der alte Rath sah einige Minuten forschend in das klare, offene, blaue Auge des jungen Mädchens, ehe er eine Silbe zu ihr sprach. Klara erwiderte seinen Blick. Sie forschte in diesen alten verwetterten Zügen nach einer Linie Menschenfreundlichkeit, fand jedoch nur den trockenen, harten Geschäftscharakter darin. „Auch gut," dachte sie muthig.

„Der mußt Du Netze legen!" dachte der erfahrene Inquirent und begann kühl und ernst das Verhör mit den üblichen Fragen nach Alter, Religion und unbescholtenem Lebenswandel.

Zu seinem Erstaunen antwortete die kleine Person, die so zart wie ein zwölfjähriges Mädchen war, fest, sicher, kurz und gewandt auf die Fragen der Einleitung.

„Wart' nur!" dachte der alte Herr, eigentlich belustigt und angezogen von der Manier Klara's. „Wart' nur — ich fange Dich doch — Du steckst mit der Diebin unter einer Decke — ich merk' es wohl!"

„Da Sie im Hause der Mademoiselle Frank wohnen und als ihre Quasi-Pflegetochter immer um sie sind, so wird es Ihnen schwerlich ein Geheimniß geblieben sein, daß diese Dame nächtliche Spaziergänge liebt," sagte der Rath mit vollständig gleichgiltigem Tone. Klara sah erstaunt in die Höhe. Sie verstand den Sinn der Frage sehr gut.

„Meine Tante liebt nichts weniger als die Nacht," sagte sie noch gleichgiltiger, als der Rath. „Sie ist viel zu furchtsam, viel zu nervenschwach. Sie erschrickt vor dem leisesten Geräusch, schreit gräßlich auf und bekommt Krämpfe. Es ist also ein großer Irrthum, wenn man meiner Tante zutraut, nächtliche Spaziergänge zu unternehmen."

„Gut geantwortet," dachte der alte Herr. Schlagende Gründe!" Laut sagte er aber: „Das ist wohl 'mal geschehen, daß Ihre Tante erschreckt schrie — aber bisweilen soll sie doch große Courage entwickeln!"

„Glauben Sie es nicht! Meine Tante hat noch niemals so viel Muth entwickelt, um eine Spinne zu tödten — sie ist zu nervenschwach dazu — sie schreit so lange, bis ich komme und das Thierchen fortschaffe."

„Sie haben also mehr Muth, mein Kind?" fragte unwillkürlich lächelnd der Rath.

„Ei gewiß! Es ist wohl immer so, wenn der Befehlende furchtsam ist, daß der Gehorchende muthig sein lernt."

„Ein vortreffliches Zeugniß für Ihre Tante," sagte der Rath ironisch.

„Wie so? Meinen Sie, daß meine Tante meinen Gehorsam mißbraucht hätte?"

„Das nicht, aber wenn Sie Ihrer Tante eine so große Feigheit nachreden, so fällt der Verdacht, der auf ihr ruhet, bedeutend zusammen."

„Das freut mich!" erwiderte Klara, viel zu ehrlich für diese halb spöttische Bemerkung.

„Sie haben es trotz des geforderten Gehorsams wohl sehr gut bei Ihrer Verwandtin?"

„Nein, ich habe es nicht gut. Dazu ist Tante Mariechen zu launisch und nervenschwach. Aber daß ich es schlimm hatte und noch schlimm habe, ist zu meinem Besten."

„Genug der Vorreden," sagte der Inquirent, indem er seine Arme breit auf den Tisch legte und sich sehr bequem zurecht setzte. „Genug der Vor-

reden — zur Sache. Haben Sie in der Nacht vom fünfzehnten bis sechszehnten Juli bemerkt, daß Ihre Tante das Haus um Mitternacht verlassen hat?"

„Nein. Sie hat das Haus nicht verlassen!" antwortete Klara sehr fest und keck.

„Womit wollen Sie diese Behauptung beweisen?"

„Weil meine Tante gar nicht aus ihrer Schlafkammer gehen kann, ohne daß ich es bemerke."

„Drücken Sie sich bestimmter aus."

„Recht gern! Unsere Wohnung besteht aus fünf Piecen. Zwei liegen nach der Straße, drei nach dem Hofe. In der großen Stube, die einen Eingang vom Flure hat, wohnen wir im Sommer. Dicht daneben, ebenfalls nach der Straße, ist eine kleine Stube, dort schläft meine Tante und wir wohnen dort, der Ersparniß wegen, im Winter. Unmittelbar daran, nach hinten, stößt eine sehr schmale Kammer. Dort schlafe ich, und zwar so, daß mein Bett jeden Abend bis zum Eingang vorgeschoben wird, weil meine Tante sich fürchtet, allein im Zimmer zu schlafen. Neben meiner Kammer ist eine Schrankkammer, dann kommt die Küche, die nach dem Flur einen Ausgang hat. Ich schließe jeden Abend die Thür der großen Stube von außen zu, ziehe den Schlüssel ab und hänge ihn in der Küche, neben einigen Schlüsseln auf. Wollte also meine Tante das Haus verlassen, so müßte sie über mich wegklettern und durch die Küche gehen, denn durch die Stubenthür kann sie nicht."

Der Rath Porlewen sah überrascht seinen Aktuar an und dieser sah ihn an.

„Folgerecht bewiesen, daß Ihre Tante das Haus ohne Ihre Hilfe nicht verlassen kann," sprach der Rath, ernsthaft das kleine Frauenzimmer ansehend, „allein wie wollen Sie es dann erklären, daß Ihre Tante vom Nachtwächter, dicht vor Mitternacht, gesehen worden ist." Klara zuckte mit einer Miene spöttischem Zweifels die Achseln. Eindringlicher fuhr der Richter fort:

„Der Nachtwächter hat Ihre Tante um so eher erkennen können, als sie in ihrem ganz gewöhnlichen Traueranzuge, ohne jedwede Verhüllung, mit unbedecktem Kopfe aus der Thür getreten ist."

„Glauben Sie es nicht, mein Herr," antwortete Klara ganz bestimmt. „Meine Tante, in der Furcht sich zu erkälten, geht nicht aus der Stube, ohne ein großes Tuch umzuschlagen und ein schwarzes Filettuch um den Kopf zu binden. Sie ist viel zu ängstlich für ihre Gesundheit besorgt — sie ist viel zu nervenschwach."

„Aber der Nachtwächter hat es eidlich erhärtet, daß er Ihre Tante gesehen — er hat es beschworen vor Gott, dem Allmächtigen —" sprach der Richter mit strengem, feierlichem Tone. Der Ausdruck des Zweifels, den Klara's Gesicht gezeigt hatte, verwandelte sich nach und nach zu sprechenden Mienen eines wachsenden Schreckens. Ihr Auge wurde starr und gläsern.

„Beschworen hat der Mann seine Vorspiegelungen — beschworen? Es wäre also wahr, daß er meine Tante gesehen — es gäbe also wirklich Geistererscheinungen?"

„Geistererscheinungen mit schwarzen Kleidern und falschen Locken — Geistererscheinungen mit Hausschlüsseln bewaffnet!" rief der Richter, welcher eine schlaue Komödiantin vor sich zu haben meinte, ärgerlich aus.

Klara's Schreckensmienen nahmen die Färbung des Entsetzens an. Ein Gedanke, eine Offenbarung von Oben, erleuchtete die Finsterniß, die sich um ihr junges Leben zu ziehen drohete. Sie entsetzte sich aber vor diesem Lichte und streckte, wie ein furchtbar erschrecktes Kind, beide Hände gegen ein Etwas aus, das wie eine Luftgestalt vor ihr zu schweben schien. Wie verwirrt von einer aufsteigenden Furcht blickte sie um sich.

„Hilf Gott!" stöhnte sie bebend. „Aber nein! Ach — wir. — Und ich schließe nie die Küche zu, er hätte uns ja ein Leid thun können. Das Kleid und die Locken — ist es aber denn wohl möglich — nein, nein — ich bin wohl sinnverwirrt von den Geschichten, die ich gelesen habe — wie sollte denn hierher ein Räuber kommen — wie sollte er denn unser Haus — ach — nein!" schloß sie ruhiger werdend, während die hellen Angstthränen über ihr allerliebstes Gesichtchen perlten.

Befremdet hatte der Richter einem Ausbruche von Seelenstörung zugeschaut, der so viel von wahrhafter Erschütterung an sich trug, daß er sich ergriffen fühlte. Er verstand aber diese Ausrufungen nicht zu deuten.

„Fassen Sie sich," sagte er freundlicher. „Was beunruhigt Sie?"

„Ach, ich weiß nicht, ob ich nicht schlecht handle," entgegnete Klara beklommen und bedenklich.

„Reden Sie offen — erleichtern Sie Ihr Herz durch ein offenes und ehrliches Geständniß — bedenken Sie, daß die Wahrheit auch ohne Ihr Zuthun eines Tages herauskommen wird — reden Sie ganz rückhaltlos."

„Wenn ich mich nur nicht lächerlich mache, mit meinen dummen Vermuthungen, die mir wie ein Blitzstrahl durch den Kopf fuhren?" fragte Klara kleinlaut.

„Sie sollen sich durch keine Rücksicht abhalten lassen, vor Gericht die Wahrheit zu sagen und alles das zu offenbaren, was die Wahrheit enthüllen kann."

„Sehen Sie — es fiel mir schwer auf's Herz, daß ich eines Morgens die falschen Locken meiner Tante nicht an dem Orte verwahrt fand, wo sie stets von ihr sauber eingepackt werden — meine Tante ist nämlich sehr eigen, sehr akkurat."

„Ihre Tante scheint viele löbliche Eigenschaften zu besitzen, die einem andern Menschen, der mit ihr zu leben gezwungen ist, das Leben schwer machen können." Klara nickte und fuhr fort:

„An demselben Morgen fand ich auch das schwarze Kleid in einem Zustande am Boden des großen

Kleiderschrankes liegen, als hätte meine Tante es nur eben hastig hineingeworfen. Das ist ihre Art aber gar nicht."

Der Rath wechselte rasch einen Blick mit seinem Actuar. Da hatten sie ja die ganze Bescheerung — Tante Mariechen's nächtlicher Spaziergang schien ihre gewohnte Akkuratesse mächtig erschüttert zu haben.

„Gerade als ich stand und voller Bestürzung das schöne schwarze Kleid reinigte und glättete, kam er zur Thür heraus —" Der Richter stutzte.

„Er? Wer denn?"

„Nun — eben der Herr Fahrenholz, der sich bei uns eingemiethet hatte —" erklärte das junge Mädchen befangen. „Freilich — zuzutrauen ist es ihm nicht — er machte ein so vornehmes Wesen aus sich — aber —" Sie stockte und sah sehr, sehr verlegen vor sich hin.

Der Richter, ein alter Praktikus, hob seine Nase etwas höher und sah aus, als wolle er eine neue, unerwartet sich darbietende Fährte verfolgen. Er sprach aber kein Wort.

„Aber — wenn wirklich der Nachtwächter eine Gestalt mit Tante Mariechens Kleid und mit ihren falschen Locken aus unserer Hausthür hat kommen sehen, so ist, so kann dies kein Anderer gewesen sein, wie Herr Fahrenholz, der sich verkleidet hat," schloß sie muthiger.

Eine Todtenstille trat ein. Der Richter erwog die Wichtigkeit dieser Behauptung. Der Actuar nickte immerfort mit dem grauen Haupte, als wolle er sagen: „So wird's sein! So wird's sein!"

„Sie sprachen davon, daß dieser Herr Fahrenholz gerade aus der Thür getreten sei, als Sie das Kleid gereinigt — sagte er Ihnen dabei nicht etwas Bemerkenswerthes?" fragte der Richter sehr gleichgültig, denn er zweifelte noch immer an der ächten Wahrheitsliebe dieses unschuldigen Mädchens und hielt für Spiegelfechterei, was wirkliche Empfindung war.

„Nein. Er trug mir auf, meiner Tante zu eröffnen, daß er wegen Familiennachrichten einige Tage verreisen müsse — aber er ist noch immer nicht wiedergekommen, obwohl es heute drei Wochen sind, daß er fortging."

Der alte Actuar lächelte sehr bedeutsam vor sich hin. „Wird wohl nicht wiederkommen," murmelte er kaum hörbar.

„Was trieb Herr Fahrenholz für Geschäfte hier in der Stadt — vielleicht solche, die Reisen von längerer Dauer nöthig machen?" fragte der Richter abweichend.

„Das weiß ich nicht!" sagte Klara ehrlich.

„War Herr Fahrenholz im Hause Ihres Onkels, des Kaufmanns Mirrbach, sehr bekannt?" fragte eben so kurz abgebrochen der Rath Vorlewen.

„Nein. Gar nicht bekannt! Er mußte wohl kaum, daß Mirrbach mit uns verwandt war, da er meines Wissens erst drei bis vier Tage in der Stadt lebte."

Jetzt spannte endlich der Richter andere Saiten auf, denn der Verdacht auf Fahrenholz mehrte sich bei der Erkenntniß, einen Fremden, wieder Verschwundenen damit belastet zu sehen.

„Wie kam es, daß Herr Fahrenholz zu Ihnen gezogen war? Kannten Sie ihn früher?"

„Nein. Der Postconducteur hatte ihm unsere Wohnung empfohlen."

„Was wollte Herr Fahrenholz hier in der Stadt? Hat er Ihnen oder Ihrer Tante gar keine Andeutungen darüber gemacht?"

„Nein," sagte Klara, verlegen lächelnd, „dazu war Herr Fahrenholz zu stolz. Nach den Reden des Postconducteurs mußten wir ihn für einen sehr vornehmen Mann halten, der in Familien-Angelegenheiten einen längeren Aufenthalt in Esberg wünschenswerth finde. Der Postconducteur nannte ihn mehrmals „gnädiger Herr", als er ihn brachte."

„Also der Conducteur kannte ihn?"

„O gewiß! Und weil dieser Mann für den Fremden gut sagte, nahm ihn meine Tante gern, um wieder einen Miether zu haben. Es kann ja auch sein, daß er wieder kommt und ein ganz guter Mann ist — meine Einbildungskraft sah nur auf einen Augenblick in ihm denjenigen, der sich erlaubt haben konnte, Tante Mariechen's Kleid und Tante Mariechen's falsche Locken zu einer Verkleidung benutzt und dann Beides in der Eile hingeworfen zu haben."

„Konnte denn der Mann, den Sie Fahrenholz nennen, zu den betreffenden Sachen gelangen?"

Klara dachte nach. „Allerdings, wenn er ein schlauer, nichtswürdiger Mensch sein sollte, so war ihm dies leicht. Der Schlüssel zur Stube hing in der unverschlossenen Küche und der Schlüssel zum Schranke steckte im Schlosse."

„Schließen Sie denn nichts zu?" fragte der Richter verwundert.

„Nein. Die Hausthür war ja innen verriegelt und die Hofthür auch. Im Hause selbst war ja Niemand, der uns etwas nehmen konnte und ich war nicht furchtsam — aber jetzt freilich, jetzt schaudert es mich, jetzt schließe ich Alles doppelt und dreifach zu."

„Warum jetzt diese Furcht? Glauben Sie, daß der Mann, der bei Ihnen gewohnt hat, der Thäter des verübten Verbrechens ist?"

„Ja!" sagte Klara entschieden. „Ja, wenn wirklich drüben im Mirrbach'schen Hause etwas geraubt ist, woran ich noch immer gezweifelt habe, so ist kein anderer Mensch der Thäter gewesen, als Herr Fahrenholz, der die Kleidung meiner Tante und ihre falschen Locken benutzt hat, um den Verdacht auf dies arme Mädchen zu wälzen."

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Der „Bürger- und Bauernfreund" erzählt: „In einem Wahlkreise Ostpreußens fährt ein sehr reactionärer Herr von Dorf zu Dorf und sucht die Besitzer, namentlich die wolhabenden und einflußreichen, für seine Partei zu gewinnen, indem er ihnen Stunden lang das unsinnigste Zeug vorredet. Das war bekannt geworden, und da tüchtige Leute sich nicht gern unnütz von ihrer Arbeit abhalten lassen wollen, kam ein solcher Besitzer auf folgenden Ausweg. Als der genannte Herr bei ihm vorfuhr und die Unterredung mit den Worten eröffnete: „Nachbar, wie geht es Ihnen?" gab derselbe zur Antwort: »Ei, ganz gut, nur Angst habe ich vor einem Reactionär, der herumfährt und ordentlichen Leuten, da er selbst nichts zu thun hat, ihre Zeit stiehlt. Kommt solch einer zu mir, ich schmeiße ihn hinaus, daß er nicht weiß, wie er hinaus gekommen." Der Reactions-Apostel verstand die Anspielung, kein Nöthigen zum Sitzen half, er verschwand sofort. Nun sollen es Viele, wenigstens in dem großen, reichen Dorfe, dem energischen Manne nachmachen. Versuchts Alle, es hilft!"

Eine wunderliche Geschichte geht im Wiener Bezirk Mariahilf von Mund zu Munde. Ein Tischlerjunge war, so erzählt man, vor einigen Wochen auf den Tandelmarkt gegangen und hatte sich dort für 30 kr. ein altes Gilet gekauft. Wie erstaunte er aber, als er in dem Westenfutter Papiere eingenäht fand, die sich als 5 Banknoten zu 100 fl. entpuppten. Das Geld war in ein Blatt Papier eingeschlagen, auf welchem die Worte standen: „Der das Geld findet, wird es gewiß brauchen können, denn Reichthum kauft nicht am Trödelmarkt."

Am 21. d. kam in M.-Gladbach der traurige Fall vor, daß ein am Blumenberge wohnender Eigenthümer sein Gewehr auf ein zum Besuche gekommenes Brautpaar richtete und dasselbe durch die Worte in Schrecken setzte: „Wer von Euch soll zuerst sterben?" Plötzlich entlud sich das Gewehr und die arme Braut sank, schwer am Kopfe getroffen, zu Boden. Die Unglückliche ist so am Kopfe und Halse verwundet, daß sie wohl schwerlich am Leben bleiben wird.

Ein Briefkastenleerer, welcher lange Jahre Postillon gewesen war, meldete sich zum Bureaudiener und schrieb folgendes originelle Bittgesuch, welches durch Zufall in die Hände der »Post« gelangt ist: „Ich Heinrich Tratabella, einziger Sohn meines Vaters, starb in meinem zweiten Jahre, indem ich dann als elternloser Weiße mit 14 Jahre bei einem Großbauern als Zweitknecht eintrat, worauf es mir nicht gefiel, da ich doch eine bessere Erziehung bekommen, so trat ich bei die Artillerie in Coblenz ein, indem ich Soldat wurde, was mir sehr nützlich vor die Wagen und Pferde wurde, indem ich zur königlichen Post als Postillon ging und den Wagen nach Andernach fuhr, wobei ich ein braves, treues Mädchen kennen lernte, indem ich mit ihr in den heiligen Stand der Ehe trat, wobei sie zuerst Zwillinge kroch (bekam) und hierauf noch fünf einzelne Kinder zeugte, welche alle Essen wollen, gesunden Appetit haben sie Gott sei Dank alle bis auf eins, welches vorigen Herbst am Scharlach gestorben ist, und bin ich auch ein tüchtiger Esser, indem von mein geringes Einkommen, 15 Sgr. der Tag, nicht viel Gescheites zu haben ist, so wollte ich gern »Bierodiener« werden, was mir gewiß Niemand verdenken kann, indem sich meine Familie bald wieder vermehren wird.«

Naturwissenschaftliche Erklärung. — Die Wunder des Telegraphen sind vielen biedern Landleuten noch immer ein unbegreifliches Räthsel, das sie meistens nur in der Vorstellung eines Glockenzuges in großartigem Maßstabe auflösen können. Neu ist folgende Erklärung: »Denke Dir,« sagte ein schwäbischer Bauer zu dem andern, dem er über die unbegreifliche Schnelligkeit des Telegraphen Aufschluß geben sollte, „eine ungeheure Katze, welche so groß und lang ist, daß sie den Kopf in Deinem Dorfe, den Schweif aber in meinem Dorfe hat. Wenn ich die Katze in meinem Dorfe nun in den Schweif zwicke, wird gewiß in demselben Augenblicke der Kopf schon in Deinem Dorfe miauen. Da hast Du den Telegraphen.«

Der 27. Januar war für Hunderte Bewohner von Düsseldorf ein bedrohlicher Tag, der glücklicherweise endete, ohne daß ein Menschenleben verloren ging. Die stehende Schiffbrücke war gegen Mittag wieder aufgefahren worden, obgleich noch einzelne Eisschollen im Flusse trieben. Als sie eben wieder über den Strom reichte und Hunderte von Menschen den langgehemmten Uebergang versuchten, als selbst ein Frachtwagen überzusetzen begann, trieb plötzlich eine große Eismasse gegen die Brücke und zersprengte dieselbe in ihre einzelne Joche, welche nun von der Gewalt der Wogen den Strom hinabtrieben. Das Geschrei der Leute auf den Brückentrümmern, wie auf den beiden Ufern war herzzerreißend. Die Dampfer, welche gerade am Ufer lagen, stießen in den Strom, die treibenden Joche zu sichern und ins Schlepptau zu nehmen. Es gelang dieses nach einer Stunde angestrengter Arbeit, ohne daß einer der auf den Jochen befindlichen Leute ins Wasser gefallen wäre. Auch der Frachtwagen stand so vortheilhaft auf dem betreffenden Joche, daß das Gleichgewicht desselben nicht gestört wurde.

Räthsel.

Das Erste ist die Mutter vom Zweiten,
Das Zweite ist der Vater vom Ersten
Und das Ganze ist der Vater vom Ganzen.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 10. Sonntag, den 3. Februar **1867.**

Tante Mariechen.

Criminal-Novelle von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Als das kleine, kluge Frauenzimmer ihre Meinung so bestimmt von sich gegeben hatte, verfiel sie abermals in einen gewissen Kleinmuth. „Sie werden doch auf meine, vielleicht thörichte Ansicht hin, den Mann nicht verurtheilen und strafen?" fragte sie schüchtern.

„Nein. Wir strafen erst dann, wenn wir eine Ueberzeugung gewonnen haben."

„Sehen Sie — es ist kein Zusammenhang in dieser Verkleidung und in dem Raube, den Onkel Mirrbach angegeben hat."

„Da haben Sie sehr recht, noch dazu, wenn Herr Fahrenholz die Ortsgelegenheit nicht gekannt hat. Ein erfahrener Räuber und Dieb geht nirgends auf Raub aus, ohne Bescheid zu wissen. Es müßte also jedenfalls ein Mensch im Hause Ihres Onkels mit dem Fahrenholz im Einverständniß gewesen sein. Vor der Hand wollen wir der Herkunft des Herrn Fahrenholz nachspüren. Hat derselbe nichts in Ihrem Quartiere hinterlassen, was Aufschluß geben könnte. Da er wiederkommen wollte, wäre dies wohl anzunehmen."

„Das weiß ich nicht. Das Zimmer ist seitdem verschlossen gewesen. Ein Felleisen hat er zurückgelassen." Sie lächelte etwas schelmisch, als sie hinzufügte: „Der Herr nannte es mit großartigem Stolze „sein Reisegepäck" und befahl, es solle unberührt bleiben."

„Worin besteht dies Reisegepäck?"

„Das kann ich nicht bestimmt sagen, denn ich habe es nur von fern gesehen, als ich die Thür abschloß. Seitdem bin ich nicht wieder in's Zimmer gekommen, wo ich nichts zu thun hatte."

„Auch Ihre Tante nicht? Das ist sonderbar. Damen pflegen sich sonst gern um die Sachen anderer Leute zu bekümmern."

„Wir nicht," sagte Klara einfach. „Meine Tante hat mit der Aufwartung ihrer Miether nichts zu thun, sie betrachtet also von dem Augenblicke der Vermiethung das Zimmer nicht mehr als ihr Eigenthum, worüber ihr eine Verfügung frei stände und das Eigenthum Anderer ist für meine Tante ein Heiligthum."

Wiederum wechselte der Rath mit seinem Actuar einen verständigenden Blick.

„Eine löbliche und dabei noble Gesinnung," sagte der Rath sehr freundlich. „Wir Richter sind nicht ganz so discret und ich werde Gelegenheit nehmen, meinen Actuar nach dem Hause Ihrer Tante zu senden, während Sie noch hier bleiben."

Klara wechselte rasch die Farbe. „Ach — thun Sie das nicht — meine Tante ist so sehr nervenschwach — sie fällt in Ohnmacht, wenn ein Herr vom Gericht kommt."

„Fürchten Sie nichts, liebes Kind," antwortete der Actuar, indem er aufstand. „Ich komme als Gutfreund. Ihre Tante soll sich nicht vor mir erschrecken."

„Aber wenn sie hört, daß Herr Fahrenholz ein schlechter Mensch sein könne, so stirbt sie vor Furcht, ehe ich wiederkomme. Lassen Sie mich doch mitgehen — ich will so lange draußen bleiben —"

Es lag eine so unbeschreibliche Kindlichkeit und Gutmüthigkeit in dieser Bitte, daß der Richter dem Lächeln nicht gebieten konnte, welches sein ganzes Gesicht verklärte.

„Nehmen Sie das kleine Persönchen nur mit, welches die Beschützerin ihrer, nach allen Berichten sehr großen Tante spielt," rief er heiter. „Ich denke, sie wird uns keine falschen Fährten aufgedeckt haben."

Bevor der Richter seinen Gehilfen entließ, beauftragte er ihn, dem Postconducteur nachzufragen und ihn möglicher Weise mit ins Gericht zu bringen. Man sah augenscheinlich, daß die Angaben des jungen Mädchens seine Ansicht von der ganzen Sache verändert hatten. Er verabschiedete sich wohlwollend von Klara, machte einige Scherze über ihre Courage und rieth ihr schließlich, doch künftighin die Schränke und die Stuben besser zu verschließen, damit die Kleider und die falschen Locken ehrliche Menschenkinder nicht zum Meineid verlocken könnten. Klara's Augen hingen an den Lippen des alten Herrn, als sie fragte:

„Halten Sie meine Tante noch für schuldig, mein Herr?" Er sah sie bedenklich an.

„Mitschuldig könnte sie wohl dennoch sein, aber die Thäterin ist sie meiner Ueberzeugung nach nicht!"

8.

„Mitschuldig könnte sie wohl dennoch sein." — O diese Worte brannten wie Feuer in dem mitleidigen Herzen Klara's, als sie neben dem Criminalactuar so harmlos durch die Straßen ging, als käme es nur auf einen Spaziergang an.

Sie gingen bei der Post vorüber. Ein reges

Leben vor dem Hause verkündigte, daß die Abfahrt einer Post bevorstehe. Päckereien wurden in den Wagen geschichtet und einzelne Gruppen von Leuten warteten nur auf den Moment, wo die Pferde angespannt sein würden, um ihren Platz einzunehmen.

Der Gerichtsactuar blieb stehen und fragte einen Postbeamten nach dem Conducteur, welcher die Diligence von der Residenz bis hierher zu begleiten pflege.

Ihm wurde die Antwort, daß der Conducteur fort sei und erst am nächsten Tage mit der Eilpost wieder zurückkomme.

Die angelegentliche Nachfrage hatte die Aufmerksamkeit einiger Personen erregt, und als der Gerichtsbeamte bemerkte, daß er eine Vorladung ausfertigen und der Postbehörde zustellen lassen werde, weil man eine Auskunft von dem Conducteur haben müsse, da steckten die Neugierigen die Köpfe zusammen.

Schon wollte der Actuar mit Klara weiter gehen, als der Kofferträger der Post, jener Bursche, der mit unbehilflicher Höflichkeit der Madame Elwira die nöthigen Dienste geleistet hatte, ihnen den Weg vertrat und sich mit einem ungeschickten Kratzfuße erbot, dem Conducteur gleich Nachricht geben zu wollen, daß er auf's Gericht kommen solle, so wie die Diligence am nächsten Tage ankomme.

Der Gerichtsbeamte meinte, dies sei nicht nöthig. Es würde schon anderweit für eine Benachrichtigung gesorgt werden. Der Bursche lachte etwas dumm und sagte:

„Sie kennen mich wohl nicht mehr, Herr Actuar?"

Der alte Herr sah ihn aufmerksam an. „Ich dächte —" sagte er zögernd, aber auch mit einigem Widerwillen. Der Bursche nickte ganz vergnügt.

„Ja, ja! Ich sehe schon, daß Sie mich erkennen. Sie haben immer noch die Meinung, daß ich von der Spitzbüberei im Hotel de Pologne mehr Kenntniß gehabt habe, als ich damals angegeben. Nein — Herr Actuar — ich denke: ehrlich währt am längsten."

„So — so! Hast du weiter nichts zu sagen," antwortete der Gerichtsbeamte etwas unwirsch, „so leb' wohl, mein Sohn. Wohl Dir, wenn ich Dir Unrecht gethan habe."

„Ach, lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun!" sprach der Bursche treuherzig. „Aber wissen Sie denn wohl, daß die Mamsell, die damals so höllisch in Verdacht kam, ganz vornehmen Herkommens ist?"

„Die?" fragte der Actuar verächtlich. „Auf der Gasse groß geworden, nachdem sie hinter'm Zaune geboren war. Die kennen wir."

„Ja — das dacht' ich ja auch! Man sagte es ja immer. Aber mein Herr Actuar — sie ist ja hier gewesen — hier, bei ihrem Herrn Vetter, dem Kaufmann Mirrbach — na, Mademoiselle Klara, Sie wissen ja — die Madame, der ich den Koffer nach Mirrbach's getragen. Ich erkannte sie gleich. Sie hat mich aber nicht erkannt, obgleich ich beinahe einen Monat als Hausknecht im Hotel de Pologne gewesen bin, wo sie Mamsell war."

Des Gerichtsbeamten Gesicht hatte sich allmälig verlängert bei dieser Benachrichtigung und Klara's Blicken entging es nicht, daß sich hier einer jener Zufallsauftritte abspielte, die von der Vorsehung vorbereitet worden sind, um Licht in Finsterniß zu bringen.

„Schon gut," sagte zu ihrem Bedauern der Actuar und setzte langsam seinen Weg fort.

Mehrere Minuten sprach er kein Wort. Klara wagte es nicht, dies Stillschweigen zu unterbrechen.

„Hat denn Herr Mirrbach wirklich eine Verwandte, die Dorothea Wigleb heißt?" fragte er nach stillem Bedenken.

„Dorothea Wigleb?" fragte Klara in höchstem Erstaunen. „Dorothea Wigleb? Nein!"

„Ich dachte mir's wohl, als der Bursche seine gewöhnlichen Quaseleien hervorbrachte," meinte der Actuar. „Der Mensch ist nur halbklug — ich wünschte, daß er Recht hat, wenn er behauptet, ganz ehrlich zu sein."

„Aber mein Herr, er hatte recht mit seiner Behauptung, daß er einer Verwandtin des Kaufmanns Mirrbach einen Koffer hingetragen. Es war dies eine Cousine von ihm, die vor zwanzig Jahren als siebenjähriges Kind unsere Stadt verlassen, sich während dessen verheirathet hatte und nun wieder Wittwe geworden war. Ich selbst habe diese Dame zurecht gewiesen, ich selbst habe gesehen, daß dieser arme Bursche den Koffer gebracht hat und meine Tante hat ihn sogar befragt, wer diese Dame sei. Ich erinnere mich ganz deutlich, daß er antwortete: „sie will Madame Elwira Schneevoigt heißen, ich glaub's aber nicht."

Der Beamte hatte sehr aufmerksam zugehört, sagte jedoch sehr gleichgiltig: „So? Diese Dame hat also bei Ihrem Onkel gewohnt?"

Klara hob ihre Augen zu ihm auf. Ihr ganzes Gesicht wurde roth, indem sie sagte: „Diese Dame ist ja eben schuld am Zerwürfniß meines Onkels und meiner Tante. Mein Onkel hat sich total in sie verliebt und will sie heirathen. Meine Tante hat aber Ansprüche auf das Silberservice, das ihre selige Schwester Mirrbach hinterlassen hat. Darüber sind Beide in Streit gekommen. Deshalb hat Onkel Mirrbach die Spukgeschichte erfunden."

„Und während diese Dame zum Besuche bei Mirrbach war, ist der Raubanfall geschehen?"

„Nein. Da war sie schon abgereist. Am Tage zuvor schon war sie abgereist."

Während des Gespräches hatten sie Tante Mariechen's Haus erreicht. Klara warf wie gewöhnlich einen Blick nach Mirrbach's Schild, Laden oder Gehilfen — wer weiß das — hinüber und gewahrte, daß Herr J. J. Mirrbach mit dem Lä-

cheln höhnischer Schadenfreude mitten in der Ladenthür stand und ihnen entgegensah.

Verletzt wendete sie den Blick ab und sagte: „Onkel Mirrbach denkt wahrscheinlich, Sie wollten Tante Mariechen in's Gefängniß holen."

„Wir werden dem Onkel Mirrbach ganz andere Lichter aufstecken," antwortete der alte Actuar gemüthlich und machte mit so auffallender Artigkeit die Honneurs eines Cavaliers gegen das junge Mädchen, als sie zur Hausthür hineingehen wollten, daß sich Herr J. J. Mirrbach höchst betroffen zurückzog.

Tante Mariechen fing bedenklich an zu zittern, als sie den Gerichtsbeamten mit Klara eintreten sah und ihr Zittern drohte auszuarten und den gewöhnlichen Verfolg zu Krämpfen zu nehmen, als sie erfuhr, daß er eine Haussuchung halten wollte; aber Klara hatte durch ihre Schutzengelrolle schon so viel Dreistigkeit gewonnen, um ihr deutlich zu machen, daß es in diesem Falle gescheidter sein würde, Ruhe und Gleichmuth statt Schwäche zu zeigen.

Der Beamte machte stillschweigend die Bemerkung, daß eine merkwürdige Verblendung dazu gehöre, dies große, aber übernatürlich nervöse Frauenzimmer eines Raubanfalles mit obligatem Knebeln und Zusammenschnüren fähig zu halten. Er lächelte aber sehr bedeutsam, als die Reise-Effekten des gnädigen Herrn Fahrenholz aus dem Dunkel der fest verschlossenen Stube an's Tageslicht befördert wurden. Es fanden sich im Felleisen außer einigen höchst dauerhaften, aber nicht superfeinen Hemden nebst Leinwandhosen ein halb Dutzend weiße Schürzen vor. „Weiße Schürzen?" rief Tante Mariechen vor Erstaunen außer sich. — „Weiße Schürzen!" wiederholte Klara und faltete im Uebermaße ihrer Empfindungen die kleinen Hände zusammen.

Der Gerichtsactuar trat darauf an's Fenster. Er maß augenscheinlich die Entfernung der betreffenden Fenster ab, um sich zu überzeugen, ob eine Verständigung möglich sei. Hätte er Klara über diese Möglichkeit befragt, so würde sie ihn schon damals in die Geheimgrundlage der Telegraphie eingeweiht haben, die noch im Schooße der Zeit schlummernd, schon der Liebe diente.

Der alte Actuar, von Natur ein spaßhafter Mann, empfahl sich den beiden Damen mit der besondern Bitte, ihn höflichst bis vor die Thür hinaus zu begleiten, damit die Nachbarn nicht dächten, daß er in den alten Felleisen, welches er unter den Arm klemmte, das Silberservice trüge. Tante Mariechen willfahrte der Bitte. Es lag eine indirekte Ehrenerklärung darin, wenn der Gerichtsbeamte sich offenkundig achtungsvoll von ihr verabschiedete. Diese Maßregel zeigte sich auch äußerst probat. Herr J. J. Mirrbach zog sich mit sturmbewegtem Innern vom Fenster zurück, wo er gelauscht hatte, und der blonde Erhard telegraphirte durch einige gewagte Luftsprünge die Freude seiner Seele. Klara setzte sich sehr glücklich über die verjagten Gewitterwolken an's Fenster, um zu nähen und um das Verhör zu berichten. Das letzte Wort des Actuars an sie war gewesen: „Beruhigen Sie nur Ihre kleine Seele, mein Fräulein — Ihre Tante ist auch nicht einmal mitschuldig." Was nun noch kam, konnte sie ruhig abwarten.

Während dessen ging der Actuar mit seinem halben Dutzend weißen Schürzen unterm Arme ganz gemüthlich seiner Wege und zwar wiederum an der Post vorbei. Der Kofferträger lehnte unbeschäftigt, auf die Abfahrt des schon besorgten Postwagens wartend, an dem Pfosten des Raumes, wo er seinen Berufskreis fand. Ganz unbemerkt trat der Actuar an ihn heran und sagte halblaut: „Wenn Du nichts zu thun hast, Martin, so folge mir."

Ganz seelenvergnügt nickte der Bursche und trat, in ehrerbietiger Entfernung, in die Fußtapfen des gestrengen Herrn Actuars.

Schritt auf Schritt — so langten diese Beiden endlich im Gerichtszimmer an, wo während der Zeit der Justizamtmann sich auch eingefunden, augenscheinlich begierig, wie sich die Räubergeschichte entwickeln werde.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Ein Lawinensturz. Die Nacht vom 16. auf den 17. Januar, schreibt man aus Obersax im Kanton Graubünden, war für manchen hiesigen Einwohner eine Schreckensnacht. Zu der früheren gewaltigen Schneemasse fiel am 16. d. bei warmer, feuchter Witterung der Schnee den ganzen Tag in dichten Flocken, so daß besonders auf den Bergen eine seit undenklichen Zeiten nicht gesehene Schneemasse lag. In den Bergen unter der Alp, in einer der mittleren Hütten, warteten vier Männer ihres Viehes und in traulichem Gespräch und mit dampfender Pfeife saßen sie ahnungslos bis zur neunten Abendstunde beisammen, worauf sich ein Jeder in sein Nachtquartier begab. Da, um die elfte Stunde der Nacht, brach oben auf dem Grad eine Staublawine los, stürzte unter furchtbarem Donner und Getöse herunter, riß einen zu oberst stehenden Stall von Grund sammt siebenzehn Stück Rindvieh, einem Pferde, drei Ziegen, sechs Schafen und zwei Hunden, mit dem im tiefen Schlafe sich befindenden Eigenthümer weg, schleuderte Alles kreuz und quer, theils seitwärts in eine Vertiefung, theils gegen einen weiter unten liegenden Stall, in welchem sich vierzehn Stück Rindvieh und Schafe, so wie der Eigenthümer im ruhigen Schlafe befanden, wälzte den Oberstall weg, drückte theilweise die Diele ein und deckte das Vieh bis an die Köpfe zu, und nur mit genauer Noth rettete sich der Eigenthümer durch einen Sprung aus dem Bette und zur Thür hin-

aus. Zwischen den bezeichneten beiden Ställen, etwas abseits gelegen, stand ebenfalls ein Stall, in welchem der Eigenthümer und ein bedeutender Viehstand sich befand und der durch Wegreißung der Hütte und Eindrücken Schaden nahm, ohne daß das Vieh berührt oder geschädigt wurde. Welch' ein Anblick für die beiden im Freien stehenden unbeschädigten Männer! Zwei Habschaften mit ihren Eigenthümern lagen vor ihnen im Schnee begraben und in nächster Nähe war Niemand, um Hülfe leisten zu können. Der eine dieser Männer war vor Schrecken wie gelähmt; ein Glück, daß der andere seine Geistesgegenwart nicht verloren. Mit Muth und Eifer machte sich derselbe, trotz der drohenden Gefahr, ebenfalls verschüttet zu werden, sofort daran, die zwei anderen Männer aus ihrem kalten Schneegrabe zu befreien, was ihm auch nach einer Stunde Arbeit gelang. Halb angekleidet eilte er dann durch den hohen Schnee nach den eine halbe Meile entlegenen anderen Höfen, um von dort weitere Hülfe zu holen. Unverweilt begab sich auch von dort eine Schaar rüstiger Männer auf den Schauplatz des Unglücks, wo jetzt das Schaufeln und Suchen nach den verschütteten Thieren begann. Aber nur sechs Thiere wurden lebend ausgegraben, siebenzehn waren todt und die übrigen konnten nicht aufgefunden werden. Bei Tagesanbruch wurden denn auch die im unteren Stalle im Schnee eingekeilten vierzehn Stück Rindvieh und Schafe gerettet. Dieses Ereigniß macht in der dortigen Gegend um so mehr Aufsehen, als seit undenklicher Zeit keine Lawinenstürze bei Obersax vorkamen.

Zur Geschichte der — Wurst. Jedes Ding hat seine Geschichte, also auch die Wurst. Schon bei den alten Griechen und Römern ist sie eine beliebte Speise gewesen, schon bei ihnen haben Viele gewiß „mit der Wurst nach dem Schinken geworfen". Aus der alten griechischen Benennung einer Wurst, allas, welches Wort an allium, Knoblauch, erinnert, scheint hervorzugehen, daß die Griechen hauptsächlich Knoblauchswürste fabrizirt haben. Unter den römischen Schriftstellern spricht Martial von Würsten und Seneca berichtet, daß der botularius oder Wursthändler nicht nur in den Straßen, sondern auch in den Bädern seine Waaren feil gehalten habe, die besonders in einer Art von Cervelat- und Bratwürsten bestanden haben mögen; denn die Bereitung der Blutwurst ist erst später und zwar zur Zeit des morgenländischen Kaisers Leo IV. (886 — 911) aufgekommen. Das geht wenigstens aus einem seiner Erlasse hervor, in dem er der Blutwurst den Krieg erklärt. „Wir haben", sagt er nämlich, „in Erfahrung gebracht, daß die Menschen geradezu so toll geworden sind, theils des Gewinnes, theils der Leckerei wegen, Blut in eßbare Speisen zu verwandeln. Es ist uns zu Ohren gekommen, daß man Blut in Eingeweide, wie in Röcke, einpackt, und so als ein ganz gewöhnliches Gericht dem Magen zuschickt. Wir können nicht länger ausstehen und zugeben, daß die Ehre unseres Staates durch eine so frevelhafte Erfindung blos aus Schlemmerei freßlustiger Menschen geschändet werde. Wer Blut zur Speise umschafft, er mag nun dergleichen kaufen oder verkaufen, der werde hart gegeißelt, zum Zeichen der Ehrlosigkeit bis auf die Haut geschoren und auf ewig aus dem Vaterlande verbannt. Auch die Obrigkeit der Städte sind wir nicht gesonnen, frei ausgehen zu lassen; denn hätten sie ihr Amt mit mehr Wachsamkeit geführt, so wäre eine solche Unthat nie begangen worden. Sie sollen ihre Nachlässigkeit mit 10 Pfund Gold büßen!" Der arme Kaiser wußte noch nicht daß alles wahrhaft Volksthümliche trotz Bannspruch, und dann gerade um so mehr, sich seine Bahn unaufhaltsam weiter bricht, und in der That ist der Verbreitung der Blutwurstfabrikation durch jenes grundlose, aber vorurtheilsvolle Verbot keine Schranke gesetzt worden.

Die unter Leitung des Oberingenieurs Basler und unter Assistenz des Ingenieurs Hamm ausgeführte Mannheim-Ludwigshafner Eisenbahnbrücke findet die allgemeinste Anerkennung. Es sind alle diejenigen Fehler vermieden, welche namentlich bei der Kehler Brücke hervorgetreten sind. Die Herstellungskosten, welche nur 1½ Millionen Gulden betragen, erscheinen um so niedriger, wenn man erwägt, daß die Brücke gleich für zwei Geleise und für den Straßenverkehr eingerichtet ist. (Die Kölner Brücke, welche ebenfalls zwei Geleise und einen Fahrweg hat, kostete bekantlich 7 Mill. fl.) Die Eröffnung der Brücke für den Güterverkehr wird in den 14 Tagen erfolgen; der Personenverkehr wird, da auf dem diesseitigen Ufer noch verschiedene Arbeiten auszuführen sind, erst in einigen Monaten eröffnet werden können. Bis dahin werden auch wohl die für die Eröffnung der Brücke in Aussicht genommenen Festlichkeiten verschoben werden.

Zur bevorstehenden großen Pariser-Industrieausstellung 1867, der größten, welche je da war, will Herr Buchhändler Manz in Augsburg im Vereine mit einem soliden Pariser Haus (Beysens und Beckers) vom 15. Mai 1867 an, Vergnügungszüge mit Waggons II. Klasse von München über Augsburg, Ulm, Stuttgart und Straßburg nach Paris gehen lassen. Dieselben wären wegen ihrer Billigkeit in Anbetracht des Vielen, was den Theilnehmern um 150 fl. inklusive 10tägigen Aufenthaltes in Paris, sowie freie Rückfahrt geboten wird, aufs Beste zu empfehlen.

Auflösung des Räthsels in № 9:

Gaisbock.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 11. Donnerstag, den 7. Februar **1867.**

Tante Mariechen.

Criminal-Novelle von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Der Actuar führte seinen Begleiter Martin mit dem wahren Wohlgefallen eines im Dienst ergrauten Häschers ein. „Hier, Herr Criminalrath," sagte er schmunzelnd, „hier bringe ich Ihnen unsern alten Freund Martin, dem wir im vorigen Herbste nichts Böses nachzuweisen vermochten. Heute will er den Beweis führen, daß „ehrlich am längsten währt," indem er Ihnen mittheilt, wer möglicherweise beim Raubanfalle im Mirrbach'schen Hause die Hand im Spiele gehabt hat." Bestürzt sah der arme Martin den alten Beamten an.

„J — glauben Sie es doch nicht, gnädigster, Herr Richter," brachte er zitternd heraus. „Ich weiß wahrhaftigen Gott kein Wort davon."

„Was —" schalt der alte Actuar gutmüthig lachend, „hast Du mir nicht eben die wichtige Entdeckung gemacht, daß die berüchtigte Dorothea Wiegleb sich als Verwandte in das Haus des Kaufmanns Mirrbach eingeschlichen hat?"

„Hurrjeh — ist sie denn seine Verwandte nicht? Heißt sie denn jetzt nicht Madame Elwira Schneevoigt?" rief freudig der arme Bursche. „Na — nun sage mir noch einer, daß ich dumm bin! Gleich habe ich es gesagt — na, wer das glaubt, habe ich gesagt — und der alte Mirrbach, der so klug sein will, hat's geglaubt? Und der arme dumme Martin hat es nicht geglaubt — Hurrjeh!" Er drehete sich kreuzfidel auf der Hacke um.

„Großer Gott, so wäre Tante Mariechen unschuldig in Verdacht gebracht?" fragte der Justizamtmann flüsternd.

„Ganz gewiß unschuldig, wie ein neugeboren Kind," flüsterte lachend der Actuar. „Sie kennen wohl die Dame nicht, Herr Justizamtmann?"

„O, freilich! Ich habe ja bis zu meiner Verheirathung bei ihr gewohnt!" meinte etwas verlegen der Justizamtmann.

„Und haben es für möglich gehalten, daß dieses aus weiblichen Schwächen und Unvollkommenheiten zusammegeflickte Frauenzimmer Nachts einen Mann knebeln und berauben könne?" fragte der alte Gerichtsbeamte beinah vorwurfsvoll.

„Ein halbes Dutzend weiße Schürzen?" sagte Erhard sehr bestürzt, als der Lehrling in den Laden zurückgestürzt kam, von wo er ausgesendet worden war, Nachrichten einzuziehen.

„Ja, ja! Im Felleisen des Herrn Grafen Fahrenholz, der so hochmüthig war, daß er über seine eigene Nase hätte stolpern können, sind außer einigen dickfadigen Hemden und Hosen sechs Stück weiße Schürzen gefunden."

Höchst betreten sann Erhard dem Zusammenhange der „eingeleiteten Untersuchung mit der Beschlagnahme dieser Effekten" nach. Wie kam man dazu, in Sachen Mirrbach gegen Frank einen Fremdling hineinzuziehen, der kaum acht Tage im Hause der Mademoiselle Frank gewohnt hatte? Das Dunkle, das Geheimnißvolle hat für den Menschen, dessen Dasein in ungetrübter Klarheit verflossen ist, etwas Beängstigendes. Die Gedanken verirren sich zu schattenhaften Bildern. Der blonde Erhard dachte an seine Eifersucht zurück, die er weise zu belächeln gelernt hatte. Sollte Tante Mariechen ein Complott mit diesem Fremden gemacht haben? Und Klara? Die kleine, gute Klara?

Er konnte den ganzen poetischen Unsinn dieser Idee gar nicht ausmalen, denn ein außergewöhnlicher Lärm lenkte seine Aufmerksamkeit nach dem Eingang des Ladens, woselbst der wohlbekannte Postkofferträger erschien, mit einem Gesichte, das wie die Sonne strahlte.

„Ist denn Herr Mirrbach nicht da?" fragte der Bursche lärmend und lachend. „Ich wollte Herrn Mirrbach nur sagen, was er für eine Pflanze im Hause gehabt hat. Hurrjeh! So was passirt doch sonst klugen Leuten nicht? Wo ist denn Herr Mirrbach."

Neugierig starrten die Lehrlinge den Burschen an. Erhard fürchtete, daß er betrunken sei, Mirrbach, vom lauten Sprechen gelockt, kam herbei. Er wurde todtenbleich, als der Kofferträger fragte:

„Wissen Sie denn wohl, daß Sie schmählich angeführt sind, Herr Mirrbach? Das ist mir eine schöne Madame Elwira Schneevoigt — ich sagte es ja gleich, eine Spitzbübin ist sie — eine, die schon im Zuchthause gesessen, — eine, die voriges Jahr mit Hilfe ihres Geliebten einen Reisenden im Hotel de Pologne, wo ich Hausknecht war, beraubt und beinahe todtgestochen hat, weil er sich gewehrt. Ja — dieselbe Dorothea Wiegleb ist Ihre Madame Elwira, und wenn Ihnen Etwas gestohlen ist, so hat diese Gaunerin es abseits gebracht."

„Mensch, was redest Du da?" fragte Herr Mirrbach mit zitternder Stimme. „Du bist nicht bei Sinnen? Wer hat Dir aufgetragen, solche niederträchtige Lügen auszusprengen?"

„O — stille! Aufgetragen ist nichts! — Das Maul soll ich halten, sagte der gnädige Herr Richter. Aber Ihnen wollte ich doch die schöne Geschichte nicht verschweigen. Heilig und gewiß — es ist die Dorothea Wigleb gewesen, die sich voriges Jahr herausgelogen hat, so daß sie nicht gestraft werden konnte, nur ihr Geliebter."

Erhard, dem die verzweiflungsvolle Verlegenheit seines hochgeschätzten Oheims nicht entging, suchte sich in's Mittel zu legen, um die heillose Scene zu enden. Er schlug einen heitern Ton an.

„Höre, Martin, Du bist ja ein ganzer Kerl! Aber schlecht ist's, daß Du Deine Weisheit erst nachträglich auskramst."

„Oho! Der Köchin habe ich gleich gesagt, daß der Koffer noch sechs Mal so schwer geworden, und hier im Laden habe ich auch gesagt, daß der Koffer einer Madame gehörte, die Madame Elwira Schneevoigt heißen wollte, aber daß ich es nicht glaube, wenn sie es auch sage. Da auf dem Fleck stand ich, wo jetzt Herr Mirrbach steht, als Herr Mirrbach hereingeschossen kam zu jener Thür, als er mir ein ganzes Zweigroschenstück in die Hand steckte und dabei ärgerlich sagte: Was schwatzt der Dummkopf da wieder? Es hat mich geärgert die ganze Zeit, daß ich da auf demselben Fleck, wo jetzt Herr Mirrbach steht, einen Dummkopf habe einstecken müssen — einen Dummkopf — einen Dummkopf! Nun wird sich's zeigen, wer ein Dummkopf gewesen ist — ich ganz gewiß nicht!"

Die Lehrlinge, immer am meisten aufgelegt, heiter zu sein, wenn Herr Mirrbach sehr verdrießlich war, lachten aus Leibeskräften und Herr J. J. Mirrbach verschwand lautlos. Erhard, um die schuldige Ehrerbietung gegen den Onkel aufrecht zu erhalten, bezähmte seine aufblitzende Schadenfreude, und sagte sehr gemessen: „Einfältige Menschen ärgert doch nichts mehr, als wenn man sie für dumm hält. Euer unverschämtes Lachen verräth auch eben keine Klugheit. Uebrigens ist es sonderbar, daß es mir nicht von fern eingefallen ist, daran zu zweifeln, was uns von der Person vorgespiegelt ist. Ich hätte am ersten darauf verfallen können, da Elwira Rönnele, die den Schneevoigt geheirathet hat, ganz speciell meine gute Freundin gewesen ist und sich bis dahin stets nach mir erkundigt hat. Wäre ich nicht auch etwas Dummkopf gewesen," schloß er mit liebenswürdiger Heiterkeit, „so hätte es mir doch einigermaßen auffallen müssen, daß sie sich gar nicht um mich gekümmert hat bei ihrem kurzen Besuche. Nun, Martin, wir wollen sehen, was daraus wird. Hab schönen Dank, daß Du uns Nachricht gebracht hast. Nun geh', schweig' aber, sonst melde ich es dem Richter."

Etwas verdutzt entfernte sich der Bursche. Erhard aber ging zu seinem Onkel in die Ladenstube, wo derselbe mit wüthender Eile hin und her rannte.

„Darf ich Ihnen rathen, lieber Onkel?" fragte Erhard etwas wehmüthig. Herr J. J. Mirrbach, der noch nie von seinem Neffen guten Rath angenommen, nickte stark mit dem Kopfe.

„Gehen Sie schleunigst hinüber zu Tante Mariechen und schaffen Sie sich durch diese Nachricht, welche sie gewiß noch nicht weiß, aus einer Feindin, die von Ihnen angegriffen war, eine Bundesgenossin."

„Was —? Demüthigen soll ich mich?" rief der stolze Kaufherr höchst entrüstet.

„Demuth zur rechten Zeit ist Klugheit, lieber Herr Onkel. Bundesgenossen pflegen ihre gegenseitigen Schwächen nicht auszuplaudern, und wenn Sie Beide dem Publikum gegenüber die Geschichte vereint belachen, so entgehen Sie der Klätscherei. Uebrigens wissen Sie ja noch gar nicht, daß der neue Miether von Tante Mariechen sechs weiße Schürzen im Felleisen gehabt hat und dadurch ebenfalls in Verdacht gekommen ist. Paßt es nicht vortrefflich, wenn Sie ihre beiderseitigen Erfahrungen austauschen?"

Herr J. J. Mirrbach hatte mit sprechenden Pantomimen des Erstaunens die neue Aufklärung vernommen. Es leuchtete ihm aber sogleich ein, daß der blonde Erhard recht habe, wenn er meine, daß dieser Umstand eine Annäherung erleichtere.

„Sie schließt mir die Thür vor der Nase zu," sagte er kleinmüthig.

„Daß dieses nicht geschieht, lassen Sie meine Sorge sein," erwiderte Erhard zuversichtlich.

Während Mirrbach ruhiger hin und her schritt, augenscheinlich beschäftigt, sich auf eine höchst unangenehme Zusammenkunft zu präpariren, telegraphirte Erhard in's hübsche Häuschen hinüber, daß der Herr Onkel Reue fühle, aber Bedenken trage, sich der erzürnten Schwägerin zu nähern. Hätte der Herr Onkel — der mit einigem Erstaunen das Geberdenspiel seines wohlgerathenen Neffen bemerkte, dasselbe aber nicht zu enträthseln vermochte, und deshalb geneigt war, es dem Zufalle zuzuschreiben — ahnen können, daß die Armensündermiene seinen Seelenzustand darstellen und die bedeutsamen Fingerübungen auf Stirn und Augen die Anfrage bedeuten solle, wie Tante Mariechen in Rücksicht darauf gesonnen sei, so würde er vielleicht dem blonden Erhard das Handwerk auf immer gelegt haben; allein, da er Klara's Widerspiel nicht bemerkte, da er nicht gewahr wurde, wie das kleine Dämchen erst mit der linken flachen Hand über ihre Stirn, und dann mit der rechten flachen Hand über ihre Augen wischte, gleichsam andeutend, daß helles Wetter überall sei, so achtete er nicht weiter auf Erhard's Mienen und überließ sich seinem Nachdenken.

Nachdem der junge Mann telegraphisch erfahren hatte, daß Tante Mariechen's Laune nebellos sei, streckte er vielsagend seinen Zeigefinger hinüber und wies darauf mit demselben Zeigefinger hinter sich. Klara verstand ihn auf der Stelle und sagte zu ihrer Tante:

„Onkel Mirrbach wird sehr beschämt sein, wenn er hört, daß er Dich voreilig angeklagt hat."

Tante Mariechen seufzte: „Der arme Schwager ist in meinen Augen vollkommen entschuldigt. Wer konnte sich's träumen lassen, daß ein Räuber, ein Mörder und Spitzbube meine unschuldigen Locken und mein rechtschaffenes Trauerkleid zu einer Maske verwenden würde."

Flugs telegraphirte Klara: „Der Onkel kann kommen — er soll kommen — er mag nur eilen, zu kommen!" was sie dadurch bezeichnete, daß sie erst mit einem Finger, dann mit zweien und zuletzt mit der ganzen Hand winkte.

Und der blonde Erhard sagte gleich darauf ganz ehrbar: „Wenn ich Ihnen rathen darf, lieber Onkel, so gehen Sie so bald als möglich zu Tante Mariechen hinüber, denn es könnte sich ereignen, daß die Criminaldeputation dazwischen träte und dann ist Ihnen die beste Gelegenheit zur Versöhnung genommen!"

Herr J. J. Mirrbach fand seinen Neffen ungewöhnlich weise, darum that er, wie er ihm gerathen hatte. Erhard wollte bemerkt haben, daß sich der liebe Onkel, ganz accurat wie beim Empfange der Madame Elwira, die Hände erst sauber gewaschen und das Taschentuch mit wohlriechenden Essenzen befeuchtet hatte, bevor er das Haus verließ und schnurstracks auf das hübsche Häuschen lossteuerte. War dies ein gutes Zeichen oder war es für seine stillen Herzenswünsche ein böses Omen!

Tante Mariechen, von Klara auf den großen Augenblick vorbereitet, Aug' in Auge mit ihrem Feinde unterhandeln zu können, vergaß glücklicherweise, in der Begierde sich mitzutheilen, die bittere Feindschaft und rief ihm lebhaft entgegen:

„Denke doch nur um Gotteswillen, daß der Kerl, der Fahrenholz, wahrscheinlich meine Locken vorgebunden und mein Kleid angezogen hat, um in dieser Maske seine Schandthaten auszuführen!"

Herr J. J. Mirrbach sah sie erschrocken an. „Was denn? Welche Schandthaten denn? Ach so — daß er mich gebunden hat wie ein Kalb?"

„Wie ein Kalb? Wie ein Kalb?" rief Tante und Klara gleichzeitig. „Darum also die weißen Schürzen —? Ja! Ein Fleischergeselle! Ein Fleischer ist der Kerl!"

Alle brachen in ein heiteres Lachen aus. Onkel Mirrbach trocknete sich die Lachthränen aus den Augen.

„Wißt Ihr denn aber schon, daß der Fahrenholz vielleicht der Räuber gar nicht ist? Als der hat rauben wollen, ist aller Wahrscheinlichkeit nach schon ausgeräumt gewesen." Tante Mariechen staunte, machte aber ein ungläubiges Gesicht.

„Weißt Du — Schwager Mirrbach — die ganze Sache ist noch nicht klar. Wenn wir aber einig wirken, so wird es uns bald gelingen, dahinter zu kommen, wer hier mitgeholfen hat. Wovon sollen fremde Leute wissen, was wir besitzen, und wie sollen fremde Leute dazu kommen, expreß nach Esberg zu reisen, um zu betrügen und um zu stehlen."

„Ja," rief Mirrbach in voller Begeisterung ihre Hand ergreifend, „laß uns einig sein, damit wir wirksam der Bosheit trotzen können. Ich biete Dir Herz und Hand, liebes Mariechen, nimm die Stelle meiner seligen Hausfrau ein — ich verspreche, Dir die Unbill, die ich Dir zugefügt habe, zu vergüten und ein gefälliger Ehemann zu sein mein Lebelang."

Tante Mariechen sah ihn an und lächelte. — Klara fühlte ihr Herz erzittern. Das Jawort der Tante auf diesen Antrag grub ihren stillen Hoffnungen ein mögliches Grab.

„Du denkst, lieber Schwager, ich hätte es nöthig, mir meine Ehre wieder herstellen zu lassen?" fragte Tante Mariechen mit verstecktem Spotte. „Ach nein, fürchte nichts, mir redet Niemand etwas Böses nach. Aus einer Heirath mit Dir kann nun nichts mehr werden. Seit ich eingesehen habe, daß alte Männer noch verliebte Narren werden können, halte ich mich zu gut für eine Vernunftheirath. Nimm Dir eine andere Frau, wenn Du durchaus nicht Lust hast, ein stilles und ruhiges Alter zu verleben. Ich werde die Frau nicht beneiden, die Du Dir nimmst."

„Aber Mariechen, Du mußt doch einräumen, daß ich zu entschuldigen bin," stotterte Herr Mirrbach.

„Ja, Dein Irrthum ist Dir zu verzeihen, denn wer denkt wohl daran, daß schlechte Menschen mein Kleid und meine falschen Locken benutzt haben könnten, um Dich zu knebeln und zu berauben. Aus unserer Heirath wird also nichts, aber unsere Freundschaft soll die Unthat nicht stören."

„Wir lassen aber der Klätscherei einen beliebigen Spielraum, wenn wir diese Tragödie nicht mit unserer Heirath schließen," meinte Herr J. J. Mirrbach, der mit Schrecken an seine Liebesthorheit zurückdachte.

„Nicht doch! Meine Ehre verlangt keine Heirath," sprach Tante Mariechen höchst kaltblütig. „Und daß Du mich nicht aus übergroßer Zärtlichkeit vor's Criminalgericht gebracht hast, weiß Jeder. Wir können Beide eigentlich nichts Klügeres thun, als gleich unser Testament zu machen — das wäre die richtige Ehrenrettung."

„Unser Testament?" fragte sehr unangenehm erstaunt der Kaufherr.

„Ja, ja — ich vermache mein Haus und Hof nebst Allem, was mein ist, dieser kleinen Person," sie küßte in einer Gemüthlichkeit, die sie selten anwandelte, Klara's weiße Stirn, „und Du vermachst mit einigen Klauseln Dein Geschäft an Erhard. Vielleicht fällt dann das, was uns bisher einzeln gehörte, doch noch in einen Topf."

Klara wurde so purpurroth, daß dem Kaufmann ein helles Licht über mancherlei aufging.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Zum Turnunterricht. Jetzt wo das Turnen als die beste Vorschule zur Wehrhaftmachung des jungen Mannes die Aufmerksamkeit der Staatsregierung und aller Vaterlandsfreunde zu wiederholten Malen auf's Lebhafteste in Anspruch nimmt, ist ein Buch doppelt willkommen, das in ebenso klarer, Allen zugängiger Darstellung als knapper und doch der Stoff vollständig erschöpfender Behandlungsweise ein anschauliches Bild von der Turnkunst und ihrem Betriebe gibt. Ein solcher Vorzug muß dem in dritter Auflage bei Julius Weber in Leipzig 1867 erschienenen „Katechismus der Turnkunst" von Kloß eingeräumt werden, und wir wüßten aus der reichhaltigen Turnliteratur nur wenige Bücher zu empfehlen, die an Verständlichkeit, Uebersichtlichkeit und Fülle des Inhalts diesem gleichkämen. Hier legte ein erfahrener, hochgebildeter Turnlehrer die ganze Summe seiner langjährigen Beobachtung und Erfahrung in der anschaulichsten Weise nieder; der Laie wird reichen Stoff zur Belehrung finden und der Erzieher ein erwünschtes Buch, das ihm zur Ertheilung des Turnunterrichts die geeignetsten Daten gibt. — Von demselben Verfasser erschien bei J. Weber in Leipzig 1867 „die weibliche Turnkunst" in zweiter Auflage. Das Buch hat keinen geringeren Zweck, als das bisher in Bezug auf körperliche Erziehung ziemlich vernachläßigte und zum Sitzen verurtheilte Mädchengeschlecht mit Gesundheit und Kraft auszustatten und es tauglich zu machen, seine künftige Stellung vollkommen auszufüllen. Das Buch verlangt die Einführung des Turnunterrichts in allen Schulen und Instituten. Und hierin muß auch bei uns noch viel geschehen. Kloß hat in seinem Buch das Material für das Mädchenturnen sorgfältig zusammengetragen und überall Rath und Winke gegeben, deren Befolgung für das nachwachsende Geschlecht von außerordentlichem Vortheil wäre. Wir glauben darum die Aufmerksamkeit von Eltern und Lehrerinnen mit vollem Grund auf dieses Buch hiemit gelenkt zu haben. — Wie wir unlängst schon im „Boten" mitgetheilt haben, ist die starke Betheiligung am Mädchenturnen in Memmingen eine erfreuliche und bemerkenswerthe Erscheinung, welches seit Erbauung einer geräumigen, schönen Turnhalle unter Leitung eines angestellten sachkundigen Turnlehrers dort stattfindet. Es hat diese Betheiligung nunmehr eine Höhe erreicht, wie sie verhältnißmäßig wohl kaum eine andere Stadt Bayerns aufzuweisen vermag. In drei getrennten Cursen turnen gegen 80 Mädchen im Winter- und über 100 im Sommer-Semester. Der Nutzen des Turnens für Mädchen, die täglich 6—7 Stunden in dumpfer Stube sitzen müssen, ist gewiß nicht zu verkennen, und es wäre zu wünschen, daß das dortige Beispiel recht viel Nachahmung fände.

Aus Freising wird unterm 3. Febr. geschrieben: Ein gräßlicher Raubmord bildet heute das Tagesgespräch. In Langenbach — Eisenbahnstation zwischen hier und Moosburg — wurde während des vormittägigen Gottesdienstes eine hochschwangere Bäuerin mit ihren zwei Kindern, Knaben von vier und zwei Jahren, ermordet. Der von der Kirche heimkehrende Bauer fand seine Frau in einer Ecke der Schlafkammer mit mehr als 20 Stichen getödtet, die Knaben im Keller, den zweijährigen mit Stichen in den Augen und aufgeschlitztem Bauche, den andern mit mehreren Stichen in den Oberkörper. Der noch nicht ermittelte Thäter vermuthete eine größere Summe Geldes, die aber der Bauer vor ein paar Tagen aus dem Hause geschafft haben soll. Die gestohlene Summe beträgt 82 fl.

Würdige Diener der Gerechtigkeit. Die „Independ. belge" erzählt eine pikante Geschichte aus Spanien. Zwei Soldaten, die auf Urlaub nach Hause reisten, baten um Aufnahme in einem guten bürgerlichen Hause in einer Ortschaft nahe bei Alicante. Der Besitzer desselben war abwesend und seine Frau nur mit einem Dienstmädchen zu Hause; jedoch wurden die Soldaten aufgenommen und erhielten für die Nacht eine Schlafstätte auf dem Boden. Mitten in der Nacht wurde an die Hausthür geklopft und die Frau öffnete, in der Meinung, daß ihr Mann nach Hause komme, arglos die Thür, brach aber in ein lautes Geschrei aus, als zwei maskirte Kerle auf sie losstürzten und ihr Geld forderten. Glücklicher Weise aber eilten die Soldaten auf den Hülferuf rasch genug herbei, es entspann sich ein Kampf und der eine Soldat streckte die beiden Eindringlinge mit seinem Revolver nieder. Nach einiger Zeit wurde wieder an die Thür geklopft, und diesmal war es wirklich der Mann, der nach Hause kam. Es wurde ihm aber von den Soldaten bedeutet, daß sie ihm nicht öffnen würden, als bis er mit einer Magistratsperson wiederkomme, die den Thatbestand constatiren könne. Der abgewiesene Hauseigenthümer lief also nach dem Maire, und als dieser nicht zu Hause war, zu dessen Adjunkten, den er ebenfalls nicht finden konnte. Er mußte nun mit dem Polizeiwächter vor sein Haus rücken, das ihm dann auch geöffnet wurde. Groß war aber die Ueberraschung dieses Dieners der Gesetze, als er den beiden getödteten Räubern die Masken abnahm und in ihnen — seine vorgesetzte Behörde, den Maire und dessen Adjunkten erkannte.

In Dublin wurde jüngst die „Antigone" des Sophokles zur Aufführung gebracht. Nach Schluß der Vorstellung rief der größte Theil der Zuschauer den Verfasser und hörte nicht eher zu schreien auf, bis der Regisseur hervortrat und das Publikum ersuchte, es möge nicht auf das Erscheinen des Sophokles dringen, da derselbe vor mehr als zweitausend Jahren bereits gestorben sei.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 12. Sonntag, den 10. Februar **1867.**

Tante Mariechen.

Criminal-Novelle von Ernst Fritze.

(Schluß.)

Der Kaufmann hätte mit aufwallendem Zorne gern die Nase gerümpft über die Vermuthung, aus zwei so blutjungen Menschenkindern ein Ehepaar werden zu sehen, allein die Klugheit gebot Rücksichten gegen Tante Mariechen, darum ließ er es nur bei einem verbindlichen Lächeln bewenden.

„Nun —?" fragte die Dame mit Stolz, „Du lächelst? Hast Du etwas dagegen einzuwenden, wenn ich es wünschte, daß Erhard meine Cousine Klara heirathen soll?"

„Durchaus nicht, mein liebes Mariechen!" versicherte Herr J. J. Mirrbach ganz erschrocken. „Mögen Sie sich heirathen."

„Und Du wirst Deines Versprechens eingedenk bleiben, das Deinen Schwestersohn zu Deinem Nachfolger im Geschäft macht?"

„Eines Tages werde ich meines Versprechens gedenken," meinte Herr J. J. Mirrbach, aber das hat noch Zeit."

„Nichts da! Wenn man bald sechzig Jahr alt sein wird, ist es klüger, an den Tod, als an eine Hochzeit zu denken, Schwager Mirrbach. Du erfüllst einen Wunsch Deiner seligen Frau, wenn Du Erhard mit Klara verheirathest und Dich von ihnen pflegen läßt."

„Sonderbar, daß Du erst jetzt daran denkst."

„Nun, ich gestehe es ein, für eine kurze Zeit so verrückt gewesen zu sein, mich in die Rolle einer Hausfrau hineinphantasirt zu haben. Meine Thorheit hat sich bestraft. Ich rathe Dir, meinem Beispiele zu folgen und nicht mehr an eine Heirath bei grauen Haaren und schwach werdendem Verstande zu denken. Es taugt dem alternden Menschen nicht, jugendliche Gedanken zu hegen. Die Welt lacht darüber und gelegentlich verachtet sie Denjenigen, der es thut."

„Ich will mir die Sache gründlich überlegen, liebe Schwägerin," antwortete Herr Mirrbach beklommen. „Es wird Zeit haben, da die beiden Kinder erst Vernunft und Charakter beweisen müssen." Er seufzte nach diesen Worten sehr tief.

„Ich halte Verstand und Herzensgüte für weit besser ausreichend zum Heirathen und zum Leben," erwiderte Tante Mariechen gereizt, weil ihr widersprochen wurde. „Was von der Vernunft zu halten ist, wenn sich sogar achtundfünfzigjährige Menschen bethören lassen, und was vom Charakter zu sagen ist, wenn Männer mit grauen Köpfen Liebesscenen aufführen, das magst Du selbst entscheiden. Jung gefreit, hat noch nie gereut! Klara ist ein herzensgutes und kluges Kind — Erhard ist ein verständiger und herzensguter Junge — sie passen zusammen und ich habe Alles angewendet, um dem guten Erhard eine fleißige und tüchtige Frau zu erziehen. Also sag: Ja und Amen."

„Nun — meinet — meinetwegen," murrte der Kaufherr.

„Nichts da. Ich habe schon von Kindesbeinen an diese unsicheren Zustimmungen nicht leiden können. Du sagst entweder „Ja" oder Du sagst „Nein!" eiferte die Dame.

„Nun — es ist mir schon recht — ich habe ja gar nichts dagegen —"

„Ja oder Nein!"

„Ja! Ja! Aber nicht morgen ist die Hochzeit, das mache ich zur Bedingung!"

„O morgen noch nicht, auch nicht übermorgen — wir haben noch ein Jahr Zeit!" rief Tante Mariechen lachend. Klara aber konnte nicht anders, sie mußte ihrer Wohlthäterin die Hände küssen.

„Wenn nur Erhard mich zur Frau haben will?" flüsterte sie verschämt.

„Ich will ihn fragen, Kleine. „Schick mir den guten Jungen nach dem Abendbrod herüber, lieber Schwager. Ueberhaupt mag Erhard bis zur Zeit, wo ich wieder einen ehrenwerthen Miether habe, zu unserer Sicherheit in der Fremdenstube schlafen. Man wäre ja seines Lebens nicht sicher, wenn es dem Herrn mit seinen sechs weißen Schürzen einfiele, uns einen nächtlichen Besuch zu machen."

Herr J. J. Mirrbach versprach, den blonden Erhard zu senden, entfernte sich jedoch bald darauf mit einem Gesichte, worauf der Gedanke geprägt stand, daß er wünsche, der Himmel stürze ein, damit er nicht Wort zu halten brauche.

Inzwischen hatten die Herren der Criminaldeputation durch ihre Ermittelungen schon die Ueberzeugung gewonnen, daß hier ein Complott geschmiedet gewesen war und daß die beiden Verbrecher unter einer Decke gespielt hatten. Was den von Unerfahrenheit befangenen Augen der Betrogenen und Bestohlenen unerklärlich erschien, das war den erprobten Geschäftmännern längst klar geworden. Es kam jetzt darauf an, durch den Postconducteur zu erfahren, wer der besagte gnädige Herr, der nur schlechtweg Herr Fahrenholz genannt sein wollte, eigentlich war und wo er aufzusuchen sein

möchte. Die Requisitionen an die betreffenden Behörden, die Auskunft über den jetzigen Aufenthalt der Dorothea Wirgleb, genannt Madame Elwira Schneevoigt, geben konnten, waren schon vom Stapel gelaufen.

In voller Bestürzung stellte sich am nächsten Tage der Postconducteur. Leider konnte er keine Auskunft über Fahrenholz geben, da er selbst auf's Aeußerste mystificirt worden war und gar nicht anders geglaubt hatte, als mit einem Edelmanne reinsten Wassers es zu thun zu haben. Er erzählte höchst zerknirscht, daß er selbst wahrscheinlich den ersten Anlaß zu weitern Erörterungen über den Vermögenszustand des Kaufmanns Mirrbach gegeben habe. In dem Postwagen habe eine Frau aus Esberg gesessen, die lange Zeit abwesend gewesen sei, sich also bei den gelegentlichen Ruhestunden ihm zugesellt und nach allen Veränderungen geforscht habe. Diese Frau sei direkt aus Hamburg gekommen and zwei Stationen vor Esberg habe sie die Post verlassen, um noch auf dem Heimwege einen Abstecher zu ihrer verheiratheten Tochter zu machen.

„Gleich nachdem diese Madame, die von der Madame Rönneke und ihrer Tochter Elwira erzählt haben kann, da sie dieselben kennt, den Postwagen verlassen hatte, hat mich der Mann, der im Fahrbillet »Herr Fahrenholz« genannt war, um die Vergünstigung, sich zu mir hinaus setzen zu dürfen. Ich willfahrte ihm, weil ich glaubte, er wolle gern rauchen. Aber er rauchte nicht, sondern gab mir deutlich zu verstehen, daß er sich von dem faden Geschwätz der im Wagen sitzenden Damen auf's Höchste gelangweilt fühle. Er gebrauchte die Worte, wenn man nicht gewohnt ist, mit Kammerkätzchen und Handelsfrauen auf gleichem Fuße zu stehen, so entwürdigt einen zuletzt solche Reisegesellschaft. Ich bedaure, einem thörichten Einfall nachgegeben und die Diligence zum Reisen benutzt zu haben. Mein Freund, Graf Rheden, sagte mir es gleich, daß ich es nicht aushalten würde. Nach dieser verrätherischen Auslassung nannte ich ihn »gnädiger Herr«. Er duldete es, wie es schien, gewohnheitsmäßig, bis wir hier ankamen, wo er es sich lächelnd verbat, weil Umstände eigener Art ein Incognito heischten."

Auf die Frage des Inquirenten, wie er dazu gekommen sei, dem Fremden die Wohnung bei Mademoiselle Frank zu verschaffen, antwortete der Postconducteur etwas verlegen und zögernd:

„Ich wollte mich ihm dankbar zeigen, da er mir ein Trinkgeld für die Bereitwilligkeit verabreicht hatte, womit ich seinen Wunsch, außen zu sitzen erfüllte."

„Haben Sie ihm gesagt, daß diese Wohnung dem Mirrbach'schen Hause gegenüber liege?"

„Ja. Schon früher hatte ich ihm dies gesagt, bei Gelegenheit, wo ich der reisenden Dame berichtete, daß der Justizamtmann nun verheirathet und das Quartier der Frank leer sei. Er ließ aber erst dicht vor der Stadt die Bemerkung fallen, daß er ein nobles Quartier zu beziehen wünsche. Natürlich empfahl ich ihm das der Mademoiselle Frank und er ging sogleich darauf ein."

„Haben Sie keine Vertraulichkeiten zwischen der Person, die sich Madame Elwira Schneevoigt nannte, und diesem Manne bemerkt?" inquirirte der Rath Borlewen weiter.

„O, bewahre! Als diese Dame Platz in der Post nahm, wurde dem Fahrenholz eben das Innensitzen so höchst unbequem."

„Wann stieg diese Dame ein?"

„Auf derselben Station, wo die Hamburger Reisende die Post verließ."

„Fiel Ihnen der Name auf dem Fahrzettel nicht auf?"

„Nein, denn ich hatte ihn von der Hamburger Reisenden nicht nennen hören. Hat sie von diesen Verhältnissen gesprochen, so ist's im Wagen beim Fahren geschehen."

„Wenn aber die Hamburger Reisende die Post schon verlassen hatte, so konnte das Frauenzimmer, das sich fälschlich Elwira Schneevoigt genannt, nicht von ihr selbst die Nachricht empfangen und darnach ihren Plan entworfen haben," wendete der Richter ein.

Der Postconducteur stutzte und blickte nachdenklich vor sich hin. „Da sie sich auf diesen Namen hat einschreiben lassen, so mußte sie vorher unterrichtet sein," sagte er sehr betreten. „Mein Gott, wie war doch das — darüber müßten doch die Postbücher Aufklärung geben können — Herr Fahrenholz hatte sich nur bis zu dieser selben Station einschreiben lassen. Er ging auch fort. Ja wohl! Er ging fort — eine Stunde dauert der Aufenthalt — da war er plötzlich wieder da — richtig, und dann traf eilig noch die hübsche Person, als Madame Elwira Schneevoigt ein. So war es!"

„Das lichtet schon die Sache," sagte der Richter zufrieden lächelnd. „Wie heißt diese Station? Wir wollen 'mal gleich einen Gendarmen hinsenden, um Nachforschungen zu halten. Vielleicht ist Herr Fahrenholz irgend einem Einwohner bekannt. Apropos — der Koffer der Madame Elwira war leicht?"

„Sehr leicht — äußerst leicht! Mir fiel diese Leichtigkeit auf und da mir unser Postdiener Martin späterhin mittheilte, daß der Koffer sehr schwer wieder zur Post gegeben sei, so machte ich noch den Scherz, bei Mirrbach's gäbe es was zum Einpacken."

„Wohin Madame Elwira gefahren ist, wissen Sie nicht?"

„Nein. Darüber müssen die Postbücher Ausweis geben. Unter meiner Führung ist sie nicht abgereist."

„Auch Fahrenholz nicht?" Der Postconducteur verneinte es. Er wurde nun entlassen.

Jetzt kam es darauf an, die Verbrecher richtig zu verfolgen.

Der ausgesendete Gensd'arme brachte die Nachricht, daß allerdings ein Frauenzimmer, Dorothea Wiegleb geheißen, in dem Orte, wo sie in die Post gestiegen war, gelebt und als Schenkmamsell fungirt habe. Eines Morgens sei sie weinend zu ihrer Herrschaft in die Stube gestürzt und habe erzählt, ihr Bruder wolle sie holen, denn ihr Vater liege im Sterben. — Da war also die erste Bestätigung, daß ein Zusammenhang zwischen beiden Verbrechern stattfand! Sie war geholt, um einen Schatz heben zu helfen. Den Bruder hatte Niemand gesehen und auf die Frage nach ihm, hatte sie ihrer Herrschaft geantwortet, daß er zur Post gelaufen sei, um ihr noch schleunig ein Billet zu lösen. Das war aber auch Alles, was sich für jetzt in der Sache aufklärte. Freilich reichte es hin, um Herrn J. J. Mirrbach die Ueberzeugung beizubringen, daß er nicht allein seiner Schwägerin das gestohlene Silber ersetzen, sondern auch ihr Kapital bei Heller und Pfennig auszahlen müsse. Rechnete er nun hierzu noch die vierthalbtausend Thaler, die ihm aus dem Schranke entwendet waren, so steigerte sich dies zu einer Ausgabe, die einen sparsamen Kaufmann wohl zu verzweiflungsvollen Seufzern veranlassen konnte. Herr J. J. Mirrbach seufzte auch innerhalb der nächsten Tage sehr viel. Er seufzte aber mit jeder Woche, die hinschwand, ohne die Verbrecher mit dem gestohlenen Gute zu bringen, immer herzhafter und mehr. Es war ja vorauszusehen, daß Herr Fahrenholz und Madame Elwira das Geld nicht gestohlen hatten, um es in die Sparkasse zu tragen, und bei den vornehmen Manieren des ersteren, ließ sich mit Gewißheit bestimmen, daß er auch auf vornehme Weise das Geld verbringen werde, welches mit so leichter Mühe erworben war.

Herr J. J. Mirrbach fand endlich den Ausweg ganz annehmbar, wenigstens die Bezahlung des Silberservices dadurch zu ersparen, daß er sich dem Projekte seiner Schwägerin hold zeigte. Er schlug eines Tages vor, seinen Neffen Erhard als Compagnon zu proklamiren, im Frühlinge das Haus umzubauen und zu vergrößern, damit hinreichend Platz für Alle sei und im Herbste das junge Paar heirathen zu lassen.

„Ja," sagte Tante Mariechen, „aber nur unter der Bedingung beziehe ich das Haus Mirrbach und Compagnie, wenn mein Herr Schwager heilig verspricht, nie wieder auf Heirathsgedanken zu verfallen."

Ein tiefer Seufzer, vielleicht der letzte Gedanke seines Liebe verlangenden Herzens, war Herr J. J. Mirrbach's Antwort.

Von diesem Tage an, wo eine allerseits befriedigende Uebereinkunft geschlossen wurde, war es allen Betheiligten gleich, ob die Gauner eingefangen würden oder nicht. Ja, es ist anzunehmen, daß der Kaufherr, wegen einiger unausbleiblichen Aufklärungen über die Süßigkeit erlaubter Vetterzärtlichkeit, es sogar nicht wünschte und lieber den Verlust an Geld und Gut tragen wollte.

Aber das Schicksal ist launisch und trägt Hohn und Spott im Schooße. Gerade jetzt, wo Alles friedlich geordnet war, lief die Nachricht beim Justizamtmann ein, daß es den unermüdlichen Nachforschungen der Criminaldeputation, die mit der Untersuchung betraut worden war, gelungen sei, das Pärchen in einer volkreichen Provinzialhauptstadt zu entdecken. Im festen Vertrauen, daß man ihre Spur nicht verfolgen könne, da sie ein gut verstecktes Spiel gespielt, hatte sich Herr Fahrenholz in einen Herrn von Brandt verwandelt und hatte sich, ohne das Bürger- oder Einwohnerrecht nachzusuchen, mit seiner Frau Gemahlin, geborne Dorothea Wiegleb, glänzend dort niedergelassen. Es war ihm gelungen, durch seine vornehme Physiognomie selbst die feinsten Physiognomen zu täuschen und sich in den Kreisen des Adels Eingang zu verschaffen. Man fand ihn etwas wortkarg, auch stolzer, als nöthig war, aber man zweifelte niemals an seiner Herkunft. Weniger glückte es seiner Gemahlin, die gnädige Frau richtig zu treffen, obwohl sie äußerlich Alles that, um nobel zu erscheinen.

Herrlich und in Freuden lebten sie, so lange die steckbriefliche Verfolgung des fraglichen Fahrenholz und der berüchtigten Dorothea Wiegleb nicht der Polizeibehörde ihres jetzigen Aufenthaltsortes zu Gesicht kam. Bei der langsamen Verbreitung solcher Nachrichten, gewannen sie wirklich so viel Zeit, das baare Geld, das sie aus jener Expedition in Esberg genommen hatten, durchzubringen. Schon gezwungen, gewagte Mittel zu ergreifen, um ihres erlogenen Standes würdig zu leben, schritten sie endlich vorsichtig zum Verkauf der gediegenen Silbersachen, die mit einem Wappen geziert waren, welches sie natürlich für das der Familie Brandt ausgaben.

Die ersten Verkäufe gelangen. Ein halbes Dutzend Teller brachte ihnen ein hübsches Sümmchen zum nothwendigen Bedarf. Aber dieser Verkauf weckte auch die Furcht, daß ihre Rolle, trotz des Koffers voll Silberzeug, hier ausgespielt sein dürfte, wenn sie nicht neue Einnahmen erzwingen könnten. Sie beschlossen zu verreisen, oder besser gesagt, auf Raub auszugehen. Dazu war ein Verkauf von abermals sechs Tellern nöthig. Ihr Schicksal ereilte sie nun in Gestalt des Silberarbeiters, der während dessen den Steckbrief und die Beschreibung des Silberservices gelesen hatte.

Diesmal half alles Leugnen und Lügen der Dorothea Wiegleb nicht, sie war überführt, wurde von dem tiefbeschämten Herrn J. J. Mirrbach als diejenige anerkannt, welche in der Maske seiner Cousine Elwira zu ihm gekommen war und hatte Klara, den Postkofferträger Martin und die Köchin Hanne als Zeugen gegen sich.

Mit frechem, allerliebstem Lachen gestand sie denn auch ein, daß ihr nie ein größerer Narr vor-

gekommen sei, als der alte Mirrbach; der schon nach der ersten Minute in ihrem Garne gefangen und ihr Alles offerirt hätte, was nur tragbar im Hause gewesen. Sie erklärte sehr bescheiden, nur das genommen zu haben, was sie in dem Koffer habe fortbringen können. Den Brillantring der seligen Frau habe er ihr fast aufgedrungen und wo die Schätze des Hauses zu finden seien, habe er ihr haarklein beschrieben. Daß sie schließlich mit ihrem allerliebsten Lachen das Abenteuer im Mirrbach'schen Hause als ein wahres Lustspiel aufstellte und fünf Jahre Zuchthaus lieber tragen wollte, als die Erinnerung daran zu entbehren, das gereichte dem guten Herrn J. J. Mirrbach keineswegs zur Freude und zum Vergnügen.

In Bezug auf Herrn Fahrenholz zeigte sich die freche Person durchaus zurückhaltend und merwürdig verschwiegen, in Betreff seiner frühern Verhältnisse. Sie leugnete nicht, daß er derjenige gewesen war, welcher sie mit den Worten: „Er wüßte einen Ort, wo etwas zu machen sei," von ihrer Herrschaft abgeholt und mit fliegenden Worten instruirt hätte. Sie leugnete auch nicht, daß er, zu ihrem unaussprechlichen Amüsement in dem schwarzen Kleide der Mademoiselle Frank geschmückt mit den prächtigen Locken in's Haus des Kaufmanns Mirrbach geschlichen sei, nachdem sie ihm selbst in der Nacht zuvor die Schlüssel eingehändigt und alles beschrieben habe; aber darüber, was er treibe, wie er eigentlich heiße, verweigerte sie hartnäckig jede Auslassung unter dem Vorgeben, es nicht zu wissen. Als Kellner habe sie ihn kennen lernen, indeß müsse sie zugeben, daß er auch als Fleischer sein Brod habe verdienen können. Er sei eben anstellig und zu Allem zu gebrauchen. — Selbst über seinen wirklichen Namen und seine Herkunft befragt, hüllte sich Fahrenholz in ein vornehmes Schweigen mit der kurzen Bemerkung, daß er das Unglück hoher Häupter durch eine Enthüllung seiner Geburt herbeiführen würde. Er schwieg also. Ob man ihm vorhielt, daß er es gewesen, der in einer Frauenkleidung einen Raub vollführt, ob man ihm die Geständnisse seiner sogenannten Gemahlin, die aber nie durch Priesters Hand dazu gemacht worden war, entgegensetzte — er schwieg und zuckte nur vornehm die Schultern. Da seine Eingeständnisse durch eine vollständige Ueberführung unnöthig wurden, so überließ man ihn seinem stolzen Schweigen.

Der Criminalbehörde gelang es dennoch, seinen Ursprung zu ermitteln. Leider erlosch mit dem Taufzeugniß der Nimbus, in den er sich zu hüllen beliebte, denn er erwies sich dadurch als der Abkömmling eines ehrbaren Fleischers in der Residenz, der seinen eigenen Sohn für einen Taugenichts erklärte.

Die nöthigen Aufschlüsse über die Entstehung seines Raubplanes, die er zu geben verweigerte, erhielt man von der reisenden Dame, die von Hamburg zurückgekommen und auf der Station ausgestiegen war, wo Dorothea Wiegleb lebte. Sie gab an, daß sie allerdings viel über den wachsenden Wohlstand Mirrbach's und über sein eigenthümliches Wesen gesprochen haben. Sie gab an, daß das Unglück der jungen Frau Elwira Schneevoigt, die wirklich unerwartet schnell Wittwe geworden, eine Veranlassung gewesen sei, von dieser Familie zu reden. Der Postconducteur habe scherzend von Mirrbach's Heirathslust gesprochen und hinzugefügt, daß er sich in seiner Thorheit fangen lassen werde. Daraus also hatte der stolze, schweigsame Mann, der wirklich Fahrenholz hieß, den Plan zusammengedreht und ihn mit geschmackvoller Kunstfertigkeit durchgeführt.

Bei allem Verluste pflegte Tante Mariechen, die stark von dem jungen Liebespaare verwöhnt wurde, dies Ereigniß zu denjenigen zu rechnen, die eine Bahn zum Glücke bilden. Das spätere Familienleben im Hause des Herrn J. J. Mirrbach und Compagnie lieferte den Beweis, daß sie recht hatte mit ihrer Behauptung.

Verschiedenes.

Ein Mittel gegen den Biß toller Hunde. Man besorge sogleich warmen Essig, oder laues Wasser, wasche die Wunde aus, und trockne sie; alsdann gieße man einige Tropfen mineralische Salzsäure in die Wunde, weil diese Säure das Speichelgift auflöst, wodurch die böse Wirkung aufgehoben wird.

Ueber die bereits gemeldete **Feuersbrunst** auf dem Mississippi-Dampfer „Fashion" erfährt man folgendes Nähere: Das Schiff gerieth 7 Meilen von Baton-Rouge in Brand, wahrscheinlich durch Funken, die dem Rauchfange entfahren waren. An Löschung war um so weniger zu denken, als auch die große Baumwoll-Ladung (2700 Ballen) von den Flammen erfaßt wurde. Etwa 400 Passagiere befanden sich an Bord, darunter gegen 300 Neger. Von allen diesen konnten leider nur 80 gerettet werden. Wild und verzweiflungsvoll stürzten sich Viele in den Fluß, die Fluthen den Gluthen vorziehend. Viele Andere rannten, um den Flammen zu entgehen, von einer Seite zur andern, bis auch sie, in eine dichte Masse zusammengeballt, ins Wasser gedrängt wurden. Eine Mutter warf ihre drei Kinder in den Fluß und sprang ihnen dann nach; sie selbst und ein Kind wurden in Sicherheit gebracht, während sie die beiden anderen vor ihren Augen ertrinken sah.

Räthsel.

Drei Starke sah ich, rath mir das,
Die schafften ohne Unterlaß.
Der eine sprach: O wär es Nacht!
Der andre: Wär der Tag erwacht!
Der Dritte sprach: Nacht oder Tag,
Keine Ruh ich jemals haben mag.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 13. Donnerstag, den 14. Februar **1867.**

Ein Arzt.

Deutsches Zeitbild von Otto Moser.

„Es klopft draußen!" rief in der Wachtstube des Grimmaischen Thores zu Leipzig der alte Corporal Harnisch einem gleich alten Soldaten, dem Gefreiten Bindemann, zu, welcher an dem langen Holztische sitzend, den Kopf auf beide Hände gestützt, zu schlummern schien. Der Soldat erhob sein graues Haupt und nach der eintönig pickenden Schwarzwälder Wanduhr aufschauend, die eben zur Mitternachtsstunde aushob, brummte er: „Du irrst Dich wohl, Corporal. Wer sollte denn zu dieser Zeit herein wollen in die Stadt, und noch dazu in der Osternacht, wo die Gespenster spuken und draußen an der Contrescarpe der feurige Hund den Nachtwandler schreckt. Nein, Corporal, der Sturm rasselt wohl mit dem alten Gebälk im Thor und hat Dich geäfft."

Die Antwort des Corporals wurde durch ein wiederholtes, lautes Klopfen abgeschnitten und zugleich vernahmen die Beiden das Nahen der Schildwache, welche das Zeichen zur Oeffnung der Pforte gab.

Der Corporal schloß die kleine, neben dem Hauptthore befindliche Einlaßthüre auf. Eben erscholl vom Kirchthurme zu Sanct Thomas hernieder der erste Schlag der Mitternachtsstunde, als der Ankommende sichtbar wurde. Er war ein junger, hochgewachsener Mann, der sein schweißtriefendes Pferd führte, welchem er sorglich den Mantel übergeworfen hatte. Das Pferd riß und schäumte am Zügel, daß der Mann Mühe hatte, es festzuhalten.

„Verdammt sei dieses Wetter!" rief halb lachend der Fremdling. „Hat mir doch Sturm und Regen mitgespielt, daß ich mich fast nicht im Sattel halten konnte."

„Der Herr ist zur bösen Stunde ausgezogen," sagte der alte Corporal. „Von der Gerichtsstätte bis zur Landwehr über der Thorbrücke ist es nicht geheuer und thut ein Christenmensch wohl daran, den Wesen, die sich dort herumtreiben bei nachtschlafender Zeit, aus dem Wege zu gehen. Zittert doch Euer Roß, als hätten die bösen Geister es meilenweit gehetzt."

„Corporal Harnisch, seid Ihr es?" erwiderte munter der Ankömmling, dem alten Soldaten die Hand reichend. „Es freut mich, daß bei meiner Rückkehr nach Leipzig mich zuerst ein alter Bekannter begrüßt. Wie ist es Euch ergangen, seit wir uns nicht sahen?"

„Junker Balthasar Baudiß!" rief die dargebotene Hand schüttelnd der Corporal mit freudiger Ueberraschung. „Ei nun, junger Herr, es ist mir nicht besser und nicht schlimmer ergangen, wie jedem anderen Corporal in eines edlen und hochweisen Raths zu Leipzig Defensionsfähnlein. Gott segne Euren Eingang, Herr Balthasar, und spende Euch seinen Frieden. Kommt wohl weit her, aus fernem Land?"

„Aus dem Lande Italia, wo die Limonien wachsen und ein ewiger Sommer auf die Menschen herablächelt," antwortete Balthasar. „Aber trotzdem gefällt es mir doch besser im deutschen Vaterlande, wenngleich auch Schnee und Nordsturm daselbst heimisch sind."

Der Ankömmling hatte sein Roß bestiegen und nach einem freundlichen »Gutenacht, auf Wiedersehen!« trabte er durch das hochgewölbte düstere Thor in die Stadt. Corporal Harnisch schaute ihm einige Augenblicke kopfschüttelnd nach und trat dann in die matterhellte Wachtstube, wo ein halbes Dutzend Defensionssoldaten auf harter Pritsche den Schlaf militärischer Sorglosigkeit schlummerten und der Gefreite Bindemann eben ein Holzscheit in den glühenden Ofen warf.

„Wer war denn der Reiter, welcher so spät noch Einlaß begehrte?" fragte der Gefreite den Corporal, welcher sich eben anschickte den Namen des Fremden in's Rapportbuch einzutragen.

„Balthasar Baudiß heißt er, und ist ein Sohn des Baumeisters, welcher vor nunmehr fünfundzwanzig Jahren durch einen Sturz von dem Gerüst am Thurm zu Sanct Niclas um's Leben kam", antwortete der Korporal.

„Des Vaters erinnere ich mich noch ganz wohl und auch, daß er ein einzig Söhnlein hinterließ!" erwiderte Bindemann.

Der Corporal strich wie sinnend das spärliche graue Haar zurück. Dann stand er auf und öffnete ein verräuchertes Wandschränkchen, aus dem er ein umfangreiches Heft herausnahm. Jetzt wußte der Gefreite, daß sein Vorgesetzter im Begriff war, aus seinem über ein Vierteljahrhundert alten Tagebuche ihm eine Geschichte mitzutheilen. Der Alte schob die Hornbrille auf die Nase und blätterte lange in dem vergilbten Hefte herum, bis er endlich die gesuchte Stelle gefunden hatte.

„Hier steht es, Gefreiter Bindemann, schwarz auf weiß," sagte der Corporal. „Soll ich Dir's vorlesen? Nun, so höre wohl auf!"

„Im Jahre unseres Herrn und Heilandes 1651

passirte durch das Grimmaische Thor in der Osternacht Herr Johann Baudiß, welchen der hochweise Rath berufen hatte, den Thurm der Niklaskirche, so bei der Bannerischen Belagerung gelitten, höher aufzuführen. Es hatte aber besagter Meister das Unglück, dabei vom Gerüste zu stürzen und wurde er mit zerschmetterten Gliedern von der Straße aufgehoben. Gott gnade seiner Seele!"

Der alte Mann neigte sinnend sein Haupt. —

„Gefreiter Bindemann," begann er nach einer Pause, „ich habe in des Baumeisters Hause viel Gutes genossen und mein altes Auge näßt sich noch jetzt von Thränen des Dankes und der Wehmuth, wenn ich daran zurückdenke. Arm und elend, ein kranker, verabschiedeter Soldat, zog ich durch Leipzig und sank vor des Meisters Hausthür ohnmächtig nieder. Einen solchen Engel, wie des Baumeisters Weib sucht man vergebens noch auf der Erde. Sie hegte und pflegte mich nicht wie einen fremden Wandersmann, sondern als gehöre ich zu des Hauses Freundschaft und ihr Eheherr behandelte mich so lieb und freundlich, als erfüllte er gegen mich eine hochgebotene Pflicht. Aber sieh, Bindemann, hier kannst Du es lesen, daß sie zu gut war für diese schnöde Welt. Schau her, wo das schwarze Kreuz gemalt ist mit der Jahreszahl 1651 — am 27. März, das war ihr Todestag, auf den gerade Ostern fiel. Sie starb im ersten Kindbett, eben als ihr Eheherr von einer Reise nach Dresden zurückkam. Ich hatte kurz vorher bei unserm Stadtfähnlein Dienst genommen und stand gerade Schildwacht, als er des Nachts durch das Thor kam und mich anrief: Nun, Harnisch, ist mein Weib noch wohlauf? Das ist sie, Meister, rief ich vergnügt, denn ich wußte es ja nicht anders. Als aber der arme Mann heim kam, da konnte er ihr eben noch die Augen zudrücken. Und nicht lange währte es, da that er den unglücklichen Sturz, der seinen Sohn zur elternlosen Waise machte. Bindemann, wenn der arme junge Gesell nur nicht gekommen ist, um neben den Särgen der Eltern sein eigenes Grab zu finden."

„Du sprichst eine düstere Prophezeihung aus!" erwiderte der Gefreite.

„Ich habe über so Manches meine eigenen Gedanken," fuhr der Corporal fort. „Schau, Gefreiter Bindemann, seit die gelehrten Herren den Glauben an Hexen und Zauberer verbannen möchten, fürchten sich viele Menschen weder vor dem Teufel, noch vor Gespenstern und sind auf dem besten Wege, auch den lieben Herrgott abzuschaffen. Was mich anbetrifft, so lasse ich mir den Glauben an Geister durch alle Disputationen der vornehmsten Professoren und Doctoren nicht nehmen."

„Ich auch nicht," sagte Bindemann. „Pfarrer und Schulmeister haben mich um Schutz gegen Unholdinnen, Zauberer und andere Teufelsbrut beten lehren und dann wird ihrer auch in der heiligen Schrift gedacht, folglich gibt es dergleichen und wer daran zweifelt, sündigt gegen die Christenlehre."

„So ist es," rief der Corporal. „Du kennst die Geschichte von dem Paulinerkloster, von dem noch die Kirche vorhanden ist. Es mag wohl viele hundert Jahre her sein, als das Kloster in der Osternacht abbrannte. Die Mönche dachten nicht an Messe und Hochamt, sondern saßen im Refectorium und schwelgten in weltlichen Genüssen. Da fuhr aus hellem Sternenhimmel ein Blitz hernieder und im Augenblicke standen die Gebäude in Rauch und Flammen, daß die Mönche rettungslos in ihrem Sündenleben verbrennen mußten. Das Kloster bekamen später fromme Brüder aus dem Thüringerlande, aber es wurde ihnen dort nicht Ruhe, weshalb sie die Stätte an den hochedlen Rath verkauften und von dannen zogen. Die Gebäude wurden größtentheils abgebrochen und später über die Stelle der Wallgraben hingeführt. Aber die gottlosen Mönche haben keine Ruhe gefunden, sondern treiben in dem sumpfigen Graben und um die Landwehr herum, noch heute ihr gespenstiges Werk. Wer aber in der Mitternachtsstunde des heiligen Ostertages die Brücke betritt, der ist ihrer Macht verfallen und ihn betrifft ein großes Unglück, noch ehe das Jahr vorüber geht."

„Was sagst Du?" fragte betroffen der Gefreite.

„Du staunst darüber, aber ich kann Dir aus meinem Buch nachweisen, daß es wenigstens zehn Mal eben so sicher eingetroffen ist, als es bei dem Baumeister Baudiß eintraf," fuhr der Corporal fort. „Erinnerst Du Dich an den Studiosus aus Wurzen der vor drei Jahren so lustig zurückkehrte und uns einen Gulden zur Zeche schenkte? Hier steht es: Am 19. Juli 1668 wurde Erich Zimmer aus Wurzen, ein Studiosus, im Streite mit einem Schuhknecht erstochen. Denke ferner an den Paunsdorfer Edelmann. Er und sein Weib passirten das Thor in der Osternacht 1670 und zwei Tage später erstickten sie in der Herberge zum Birnbaum in ihrem Schlafgemach an Kohlendunst. Willst Du noch mehr Beispiele, wie der Fluch der Osternacht die Ankömmlinge an Leib und Gut traf. Glaube mir, das Unglück ist niemals ausgeblieben und mein Herz ist banger Sorge voll für den Junker Balthasar. Wollte Gott, er wäre zu einer glücklicheren Stunde angekommen!"

„Was ist er denn seines Zeichens?" fragte der Gefreite.

„Ein Studiosus ist er," antwortete Harnisch. „Der junge Gesell hat sich ein wenig in der Welt umgeschaut und wird nun wohl ein Professor oder Doctor werden. Doch ich höre so eben die Runde kommen. Ich hoffe, Bindemann, Du wirst über das Mitgetheilte schweigen, denn ich mag die Geheimnisse meines Tagebuchs nicht Jedermann wissen lassen. — Hollah, Ihr Schläfer, auf die Beine und ins Gewehr, die Runde kommt!"

Während die beiden alten Stadtsoldaten in vertraulicher Unterhaltung beisammen saßen, hatte Balthasar Baudiß den Weg nach der Hainstraße

eingeschlagen, wo er in der Herberge zum Birnbaum gastliches Unterkommen fand. Als das Feuer im Ofen knisterte und das Stübchen traulich zu erwärmen begann, warf er sich auf das Ruhebett und ließ seinen Gedanken freien Lauf. Sie schweiften zurück in die Vergangenheit und schufen Bilder für die Zukunft. Was der Corporal Harnisch seinem Kameraden erzählt, war Wahrheit. Balthasar hatte frühzeitig seine Eltern verloren und im Hause seines Oheims Aufnahme gefunden. Nachdem er seine Studien absolvirt, trieb es ihn fort, sein Wissen auf der hochberühmten Universität Padua zu vermehren, von wo er nach länger als Jahresfrist eben zurückkehrte. Er hatte dem sanften Rufe eines theuren Wesens, das sein Herz erfüllte, nicht länger widerstehen können. Es zog ihn zurück wie mit Zaubermacht und ließ ihm nicht Ruhe und Rast, bis die Heimath erreicht war. Eva Eitelwein, des reichen Kramermeisters und Handelsherrn Töchterlein, war Balthasars einzige heiße Jugendliebe. Dem Scharfblicke der Eltern war dieses zarte Verhältniß verborgen geblieben, und obwohl in den Jahren, wo das Kindesalter den reizenden Kampf mit der knospenden Jungfräulichkeit beginnt, hatte das ernste, sinnige Mädchen die Liebe, welche sie dem Jünglinge geschworen, weder durch Wort noch durch Blick verrathen. Als Balthasar von ihr schied, hatte sie ihm ein Ringlein gegeben, mit zwei Herzen, die eine *Kette von Rosen* umschlang. Behalte mich lieb, waren ihre letzten Worte. Meine Liebe gehört Dein bis in alle Ewigkeit, und sollte uns das Leben trennen, so wird uns der Tod um so fester vereinigen.

Die letzten Worte der Geliebten tönten jetzt in Balthasars Erinnerung wie bange Ahnung wieder, und mit bewegtem Herzen drückte er den Ring mit den beiden Herzen an die Lippen und flüsterte: „Bis in alle Ewigkeit!“ Er gedachte, daß die Osternacht ihm das Leben und seiner Mutter den Tod brachte und schwer fielen ihm die Worte des Corporals der Thorwache: „Der Herr ist zu böser Stunde eingezogen“ auf's Herz. Selbst das plötzliche Scheuwerden seines Rosses, als er sich dem Thore näherte, erschien ihm als ein böses Omen, und wie er sich auch mühte, es wollte ihm nicht gelingen, diese düsteren, peinigenden Gedanken von sich abzuwälzen. Er begab sich zur Ruhe und mit ihm entschlummerten seine Sorgen und seine Wünsche.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Der Seetunnel bei Chicago schreibt die deutsche Ausw.-Ztg., welcher am 6. Januar eingeweiht wurde, ist wohl eines der merkwürdigsten Bauwerke der Neuzeit. Chicago hatte seit langer Zeit stark durch den Mangel guten Trinkwassers zu leiden, da die Ufer des Chicago-Flusses mit der Zeit von Branntweinbrennereien, Schlachthäusern und dergleichen Anstalten besetzt worden waren, aus denen der Fluß mit allen Arten von Unreinigkeiten gefüllt ward, welche in den See geführt wurden, und so auch dessen Wasser längs den Ufern, wo die Wasserwerke schöpften, fast ganz ungenießbar machte. Allerhand Pläne wurden vorgeschlagen, um dem Uebel abzuhelfen, bis man zuletzt, trotz des Widerspruchs bedeutender Ingenieure, welche das Werk für unmöglich erklärten, beschloß, einen Tunnel 2 Meilen weit unter dem Bette des Michigan-Sees hinauszutreiben, dort einen Schacht einzusetzen und so der Stadt ein reines und gesundes Trinkwasser aus den krystallhellen Fluthen des Sees zu verschaffen. Die Hauptschwierigkeit war eben dieser Schacht, denn man mußte für denselben erst eine feste Basis, eine Insel in den oft stürmisch erregten Wogen schaffen. Die Chicagoer bauten ein seltsames Ungethüm, „Crib“ genannt, welches bestimmt war, den Seeschacht zu schützen. Es ist 40 Fuß hoch, mit 5 Seiten, von denen jede 58 Fuß lang ist, so daß der Durchmesser etwa 90 Fuß beträgt. Es hat 3 parallel laufende Wände, die äußere, mittlere und innere Wand, jede aus 12zölligen Balken bestehend und fest, wie Schiffswände, zusammengefügt. Das Innere enthält 15 wasserdichte Abtheilungen. In der Mitte befindet sich ein cylinderischer Brunnen, 25 Fuß im Durchmesser. Die Ecken sind gegen das Eis durch dritthalbzöllige Eisenplatten geschützt. Im Juni 1865 wurde dieß seltsame Fahrzeug vom Stapel gelassen und an seinen Bestimmungsort geschleppt. Hier wurden die wasserdichten Abtheilungen mit Steinen gefüllt, bis das Ganze fest auf dem Boden des Sees ruhte, wo es noch zum Ueberflusse fest verankert ward. Das Wasser ist dort 36 Fuß tief, so daß der Gipfel 5 Fuß über dem Seespiegel hervorragt. Dann wurde ein 64 Fuß langer eiserner Cylinder, aus dritthalbzölligem Eisen bestehend und 203,000 Pfund wiegend, in die Mitte eingelassen. Als der Cylinder auf dem Boden des Sees angekommen war, sank er vermöge seiner eigenen Schwere durch die Paar Zoll Sand, welche die aus festem Thon bestehende Unterlage bedecken. Es galt nun, ihn bis zu der gehörigen Tiefe in diese einzutreiben, und Dieß geschah mittelst der Luftpumpe. Nachdem erst das Wasser ausgepumpt war, ward nämlich eine mittelst Dampfkraft getriebene, mächtige Luftpumpe an dem vorher luftdicht verschlossenen Cylinder angebracht und so stark war die Macht, mit welcher die Atmosphäre auf die schwere Eisenmasse drückt, daß es gelang, den Cylinder tief in den zähen Lehm einzutreiben. Unterdessen war am Ufer bereits ein Schacht angelegt worden und ward 70 Fuß tief unter dem Spiegel des Sees, ein im Lichten 5 Fuß weiter Tunnel in der Richtung der „Crib“ gegraben und mit Backsteinen ausgemauert. Jetzt begannen die Arbeiten auch von dem See-

schacht aus und schritten ohne Unfall weiter, bis die Arbeiter von beiden Enden aufeinander stießen und am 6. Dez. v. Js. die feierliche Einweihung erfolgte. Die Arbeit hatte am 17. März 1864 begonnen, nahm also beinahe zwei Jahre und neun Monate in Anspruch. Die „Crib", wie sie jetzt besteht, ist nur eine temporäre Aushilfe. Man wird die losen Steine aus ihren fünfzehn wasserdichten Abtheilungen noch einmal herausnehmen und mit solidem Mauerwerk aus Granitblöcken ersetzen. Dieß Mauerwerk wird sich mehrere Fuß über den Seespiegel erheben und auf seiner Spitze einen Leuchtthurm tragen. Das Wasser wird in den Cylinder mittelst künstlich angebrachter Thore eingelassen und am Ufer durch mächtige Dampfpumpen in die Wasserwerke hinaufgepumpt. Es soll das beste Trinkwasser sein, welches irgend einer Stadt auf der Erde zu Gebote steht. Die Gesammtkosten, einschließlich der nöthigen Veränderungen an den Wasserwerken, belaufen sich auf nahezu eine Million Dollars.

Die Juwelen des Fürsten Esterhazy. Die in ganz Europa bekannten kostbaren Edelsteine des Fürsten Paul Esterhazy wurden von seinen Gläubigern an einen Herrn Boore in London verkauft, wo sie zur Ansicht ausgestellt sind und ungeheures Aufsehen erregen. Außer den Rubinen, Topazen, Smaragden und werthvollen Perlen, sind noch mehr als 50,000 Brillanten da, worunter einzelne Steine von dem reinsten Wasser im Werth von 250,000 fl. und 150,000 fl. das Stück. Die Agraffe, welche der Fürst auf seiner Husarenmütze trug, besteht allein aus 5000 Brillanten und seine Uniform war so übersäet von Diamanten, daß dieselbe vollständig steif war. Die Ankunft und der beabsichtigte Verkauf dieser edlen Steine in England hat daselbst eine Art Panique in dem Diamantenhandel hervorgebracht, da man glaubt, daß die enorme Quantität einen nachtheiligen Einfluß auf die in der letzten Zeit sehr in die Höhe getriebenen Preise der Diamanten haben wird.

Allzu höflich! Kürzlich wurden in einer Wiener Wechselstube von einem Gauner Werthpapiere zur Verwechslung gebracht, die sich später als gestohlen herausstellten. Die Papiere waren dem Cassier eines dortigen Bankhauses auf der Ringstraße aus der Tasche gezogen worden. Originell ist ein Zwischenfall bei dem auf der Straße ausgeführten Gaunerstück. Der Dieb, der dem Cassier die Papiere aus der Tasche zog, ließ in der Eile einige derselben aus dem Pakete auf die Straße fallen. Der Cassier, welcher sich zufällig nochmals umwendete, sah die Papiere liegen und einen Mann davoneilen. „Sie, mein Herr", rief er ihm schnell nach. „Sie haben etwas fallen gelassen," und reichte dem Verblüfften, dessen seltsames Mienenspiel ihm wohl auffiel, die eigenen Werthpapiere getreulich hin. Der Gauner dankte in verbindlichster Weise für diese originelle Mithülfe bei einem Diebstahle und eilt nun erst spornstreichs davon. Der Herr Cassier weiß jetzt ganz genau, warum der Mann, gegen welchen er so höflich gewesen, das verblüffte Gesicht machte.

Unter den neuen Mitgliedern des englischen Parlaments, welche zu Anfange der gegenwärtigen Session ihren Eid abgelegt haben, war auch Herr Kavanagh, welcher weder Arme noch Beine, nur kleine Ansätze zu beiden, hat. Mit seinem Rollstuhle bewegte er sich ohne Anstrengung durch das Haus, und die Unterzeichnung seines Namens bei der Eidesleistung vollzog er eben so schnell, wie seine körperlich vollständiger ausgestatteten Collegen. Der Sekretär hielt ihm seine Feder hin, die er unten mit den künstlichen Gliedern seines Armansatzes, oben mit dem Mund erfaßte und mit leichter Mühe regierte. Als das Haus sich nach der Sitzung ziemlich geleert hatte, blieb er mit einigen Freunden zurück und durchwanderte es in seinem Rollstuhle, um alle Einrichtungen zu besichtigen. Ein anderes Mitglied des Parlaments, und zwar eines der hervorragenderen, der Professor Fawcett, ist blind.

Hohes Alter. In Neuhof (Oesterreichisch-Schlesien) starb am 20. Januar in dem Alter von 108 Jahren der dortige Grundbesitzer Jonas Lembinski. Der Verstorbene, der Sprößling eines berühmten polnischen Adelsgeschlechtes, hinterläßt 7 Kinder, 42 Enkel, 64 Urenkel und 24 Ururenkel. Aus den in seinem Nachlasse vorgefundenen Papieren geht hervor, daß der Verstorbene während der Feldzüge im Jahre 1788 bis 1789 in österreichischen Militärdiensten gestanden und sich als Officier bei der Eroberung Belgrads besonders ausgezeichnet hatte.

Charade.

1.

Ein Sohn des Morgens, der den Tag
Zu überdauern kaum vermag
Und doch — in andrer Deutung wohl —
Der längsten Dauer ein Symbol.

2.

Ein Sohn der Mode, der so gern
Den Frauen dienet, wie den Herr'n,
Auch als Verehrungsgegenstand
Der frommen Einfalt — viel bekannt.

1. und 2.

Ein Sohn der Zopfzeit, dem die Schönen
Schier ausnahmslos zu gerne fröhnen;
Ein hohler, aufgeblas'ner Gauch,
Kopflos, ohn' Brust und Füße auch.

Auflösung des Räthsels in № 12:

Sonne, Mond, Wind.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 14. Sonntag, den 17. Februar **1867.**

Ein Arzt.

Deutsches Zeitbild von Otto Moser.

(Fortsetzung.)

Der Ostertag erwachte in reinem Sonnenglanze. Der Regensturm, welcher die Nacht hindurch gewüthet, hatte die letzten Spuren des Winters hinweggeweht, und die Glocken der Kirchen trugen ihren frommen Ruf durch die reinste Frühlingsluft. Mit feinem Festkleide angethan, den funkelnden Degen an der Seite, schritt Balthasar durch die wegen des Ostermarktes reichlich belebten Straßen hinüber nach der Kirche zu Sanct Thomas. Durfte er doch hoffen, die Geliebte dort zu sehen, denn Eva war ein frommes Kind, die selten den sonntäglichen Gottesdienst versäumte.

Aber der Kirchstuhl der Eitelweins war leer, ein bedenkliches Zeichen in jener frommen Zeit.

Balthasar erschrak. Er wandte sich an den alten Küster, welcher eben aus der Sacristei trat, und der ihm gar wohl bekannt war.

„Die Eitelweins?" wiederholte der Küster auf Balthasars Frage. „Da muß der Herr lange Zeit entfernt gewesen sein, sonst müßte er wissen, daß dieser Name in Leipzig nicht mehr gefunden wird."

„Um Gotteswillen, sprecht, was ist geschehen?" rief der Student.

„Nur der gewöhnliche Lauf der Welt," erwiderte der Küster. „Herr Christoph Eitelwein hat vor einem Monat das Zeitliche gesegnet und gleich darauf folgte ihm sein Weib. Es geschah dies wenige Wochen nach des Töchterleins Hochzeit, die darob in große Traurigkeit versetzt wurde."

Balthasar stand wie niedergedonnert. „Hörte ich recht," stammelte er, des Küsters Arm krampfhaft fassend. „Die Eltern todt und Eva vermählt?"

„So ist es," war die Antwort. „Es war eine prächtige Hochzeit. In dem Zuge befand sich auch ein Abgesandter Sr. kurfürstlichen Durchlaucht, und mehr als 100 Adelspersonen, Männer wie Frauen gaben dem Brautpaare das Kirchengeleit. So eine adelige Hochzeit ist etwas Seltenes in unserer Stadt. Drum war auch alles Volk auf den Beinen und der hochgeborene Herr Bräutigam ließ Geld auswerfen, und die Armen mit Rindfleisch und Rosinen speisen und ihnen Bier reichen."

„O nein, — es kann nicht sein!" rief Balthasar.

„Weshalb nicht?" entgegnete verwundert der Küster. „Ist auch gleich der Gemahl der einstmaligen Jungfer Eitelweinin nicht mehr in den rüstigsten Jahren, so gleicht sich dies doch durch seine vornehme Geburt und hohe Stellung aus. Man flüsterte allerdings, die Jungfer hätte der Gewalt des elterlichen Willens weichen müssen bei dieser Vermählung, und Vater und Mutter gestanden, daß sie im Geheimen einen Herzliebsten habe, der in fernem Lande weile, und welchem sie ihr Treuwort gegeben. Aber gerade deshalb soll die Hochzeit beschleunigt worden sein. Doch wie gesagt, dieselbe war prunkvoll und glänzend wie seit Menschengedenken keine gefeiert worden und hat mir der Herr Generalmajor eigenhändig drei funkelneue Ducaten in den Hut geworfen."

Das Antlitz des jungen Mannes hatte sich in ernste, kalte Falten gelegt. Fest und hochaufgerichtet, mit blitzendem Auge stand er vor dem Küster. Nur die krampfhaft geballten Hände verriethen den Kampf in seiner Brust.

„Und wo ist der Gemahl der Tochter des Handelsherrn Christoph Eitelwein?" fragte er gleichgültig.

„Seiner kurfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen Gouverneur dieser Stadt und der Festung Pleißenburg, Generalmajor Freiherr von Hohmb," war die Antwort.

„Das ist ja ein endloser, hochadliger Titel!" lachte grimmig der Student. „Glaub's wohl, daß derselbe manches Schlimme verstecken und die Stimme des Herzens übertäuben mochte. Wo haust denn das vornehme Paar? In der Stadt oder auf der Festung?"

„Der Herr Generalmajor hat sein Quartier im Eitelweinschen Hause am Marktplatz genommen. Das Haus kennzeichnet sich durch ein spitzes Schieferthürmlein. Doch ich muß eilen, das Betstübchen zu öffnen. Das fromme Paar versäumt keinen Festtagsgottesdienst und bald könnt Ihr die Karosse vom Thomasgäßlein herüber rollen sehen.

Mit diesen Worten schlüpfte der Küster in einen offenen Gang. Balthasar aber zog den Mantel enger um sich und schaute unverwandten Blickes nach der angedeuteten Richtung. Er wollte mit eigenen Augen sehen, was er fast noch immer für unmöglich hielt.

Die schwerfällige, mit Vergoldung und Schnitzwerk reichverzierte Karosse ließ nicht lange auf sich warten. Zwei in goldstrotzende Livree gekleidete Lakaien sprangen herbei und öffneten den Schlag, aus welchem mit ihrer Hilfe ein hagerer alter Herr in reicher Kleidung stieg, dem eine junge,

in einen mit feinem Pelzwerk besetzten Sammetmantel gehüllte Dame folgte.

Sie war es, Eva Eitelwein, bleich wie eine Lilie, aber immer noch das liebliche Geschöpf mit den seelenvollen blauen Augen, aus welchen einst Balthasars Himmel strahlte. Er stand mitten in der Thür, welche nach der Kirche führte, unbeweglich wie ein Steinbild, den glühenden Blick auf die Treulose gerichtet.

„Platz da für Seine Gnaden, den Herrn Gouverneur!" rief einer der Lakaien, Balthasar am Arme fassend.

Er gab keine Antwort. Seine Augen ruhten auf Eva, als wollten sie sich in deren Seele einbohren.

Da traf auch ihn ihr Blick. Ein leiser Schrei entfuhr ihrer Brust. Sie wankte und erfaßte den Arm ihres Gemahls.

„Was ist Dir?" rief erschrocken der Gouverneur. „Johann, den Bisamapfel und das Lebenswasser! Eva, mein süßes Kind — laß uns in das Betstübchen treten, der Anfall wird vorübergehen."

„Aus dem Wege!" rief der Lakai, indem er sich nochmals gegen Balthasar wendete.

Jetzt fiel auch der Blick des Gouverneurs auf den unbeweglich Dastehenden, und wie ein Blitz zuckte die Wahrheit durch seine Seele. Dieser hohe bleiche Mann und sein zitterndes Weib waren sich nicht fremd.

„Wer ist dieser Mann!" fragte er die vergebens nach Fassung ringende Frau.

Sie antwortete nicht und trocknete mit dem kostbaren Spitzentüchlein die hervorbrechenden Thränen.

Da loderte die Eifersucht in des alten Mannes Herzen gleich Höllenflammen empor.

„Wer seid Ihr und weshalb vertretet Ihr mir und meinem Ehegemahl den Weg!" fuhr der Gouverneur heftig auf, indem er die Hand an den Degengriff legte.

„Wer ich bin?" erwiderte Balthasar. „Ein Mensch ohne Liebe, Trost und Hoffnung, der nur noch vom Tode gewinnen kann. Zieht immerhin Euer tapferes Schwert, Herr Edelmann, und stoßt zu. Das Werk wird dann rühmlichst vollendet sein."

„Entfernt diesen Menschen — er ist verrückt!" rief der Freiherr seinen Dienern zu.

„Habt Ihr's gehört," schrie einer der Lakaien, Balthasar zur Seite stoßend. Aber mit gewaltiger Faust erfaßte dieser den feilen Burschen und warf ihn zu Boden, daß die Erde dröhnte.

Der Gefallene raffte sich auf und wie ein gehetzter Hund stürzte er sich auf den Studenten und versetzte ihm einen Faustschlag ins Gesicht, daß das Blut darnach rann. Außer sich vor Grimm und Schmerz trat Balthasar einen Schritt zurück, riß den Degen aus der Scheide und mit durchbohrter Brust brach der Diener sterbend zusammen.

Es entstand ein furchtbarer Aufruhr. Mord! Mord! tönte es durch die heiligen Räume der Kirche und in hundertstimmigem Echo hallte der Schreckensruf auf den Straßen nach. Die Freiin von Hohmb war ohnmächtig zusammen gesunken und wurde in den Wagen gehoben, während der Gouverneur durch zulaufende Soldaten den Mörder verhaften und nach der Pleißenburg abführen ließ. Dort in dem massiven Gebäude, welches damals unter dem Namen des Trotzers einen Hauptschutz der Festung bildete, befanden sich die tiefen unterirdischen Kerker, in welchen das schrecklichste Elend wohnte. Eine dieser dunkeln Höhlen wurde geöffnet und Balthasar hineingestoßen. Aber sein Mund blieb stumm und trocken sein Auge. Er war auf Alles gefaßt, denn das Leben hatte keinen Werth mehr für ihn.

Wie ein Lauffeuer hatte sich das Gerücht von der Unthat durch die Stadt verbreitet. Bürgersleute und Meßfremde standen den Mord besprechend in hellen Haufen beisammen und das Volk drängte nach der Kirche, wo die Thüren geschlossen worden waren. Da tönte vom Paulinercolleg nach dem Markte herab ein hundertstimmiger Ruf, welcher so oft schon die Bürgerschaft in Schrecken versetzt hatte.

„Bursche raus! Bursche raus!"

„Die Studenten!" hallte es im Volke wieder. „Sie kommen, um den Mörder abzuholen, der ein Studiosus ist und nicht unter des Raths und des Gouverneurs Gerichtsstand, sondern vor die akademische Justiz gehört."

Verstärkt durch die Universitätsverwandten, Zünfte, die Buchdrucker, Buchbinder, Papiermacher, und andern in den akademischen Bund gehörigen Personen tobte der Zug unter dem wilden Rufe „Bursche raus!" lawinenartig immer mehr anwachsend, durch die Straßen, voran die Studenten, grimmige Gestalten theilweise mit breitem Schlepphut und langer wehender Feder darauf. Die Füße in bespornten Reitstiefeln, das gewichtige blank gezogene Stoßrapier in der Hand. Eine Riesengestalt mit weit herabhängendem Barte, die eiserne Degenscheide rasselnd hinter sich herschleppend, schien der Anführer zu sein. Er marschirte dem Haufen trotzig voran, und sobald er in dem Gewühl einen Schloßsoldaten wahrnahm, stieß er ein donnerndes „Pereat!" aus, in welches die Uebrigen kräftig einstimmten.

„Der wilde Rolf, der verwegene liefländische Baron," ertönte es hier und dort in der Menge. „Der wird eher den Bürgermeister an seine Klinge spießen, als der akademischen Freiheit nur ein Jota vergeben lassen."

Der Lärm nahm immer mehr überhand; heulend, brüllend und Drohungen ausstoßend wälzten sich die Massen durch die Stadt und ängstlich schlossen die Handelsleute Gewölbe und Buden. Da vernahm man von den Hauptthoren her den kurzen, scharfen Klang der Trommeln und auf dem Naschmarkte marschirten zwei Reihen Rathsknechte auf. Brust und Haupt mit Panzer und Sturm-

haube verwahrt, und vor sich die gefürchteten Sprungstangen, schwere, mit Eisenbeschlagene mehrere Zoll starke Eichenstämme, die bei Aufläufen unter das Volk geworfen und an daran befestigten Ketten wieder zurückgerissen wurden, wodurch ganze Reihen der Angreifer niederstürzten. Hier und dort sah man mit Ober- und Untergewehr bewaffnet einen Bürger an den Häusern und durch die schmalen Verbindungsgäßchen sich hindrücken, um den Sammelplatz der Viertelscompagnie, welcher er angehörte, zu erreichen.

Inzwischen hatten die Universitätsverwandten sich vor dem Hause des Gouverneurs aufgestellt, und ein anderer Haufen, mit dem wilden Rolf an der Spitze, kehrte nach dem Paulinercolleg zurück, um durch eine Deputation den schnell versammelten akademischen Senat an seine Pflicht zur Wahrung der akademischen Rechte mahnen zu lassen. Währenddem war es zwischen den Rathsknechten und Universitätsverwandten zu Thätlichkeiten gekommen. Die furchtbaren Sprungstangen fielen in kurzen Bogen in die dichtgedrängte Menge und rissen ganze Glieder zu Boden, aber die Angreifer drangen immer von Neuem vorwärts und die Rathsknechte kamen arg in's Gedränge. Die Bürgercompagnien schienen keine Lust zu haben, sich in den Streit zwischen Gouvernement und Universität zu mischen. Sie hatten die Thore und Bastionen besetzt und verhielten sich friedlich. Die Besatzung der Pleißenburg und die der Stadt standen niemals miteinander auf gutem Fuße, und sie gönnten wohl den übermüthigen kurfürstlichen Soldaten, welche mit Verachtung auf die Bürgerfähnlein herabzusehen pflegten, die bevorstehende Demüthigung.

Plötzlich bildete sich in der Hauptstraße, welche vom Paulinercolleg nach dem Markte führt in dem dichtgedrängten Volke eine Gasse. Durch sie hin bewegte sich langsam eine Karosse, in der man die Senioren der meißnischen und sächsischen Nation bemerkte. Links und rechts neben dem Wagen gingen in ihren langen rothen Talaren die beiden Pedelle mit dem silbernen Scepter in der Hand. Es war die Deputation des akademischen Senats, welche abgesendet worden, die Auslieferung des in der Pleißenburg gefangen gehaltenen Studenten zu verlangen.

Vor dem Hause des Gouverneurs tobte die Volksmenge, aber der alte Herr achtete nicht darauf. Er stand vor seinem gebrochenen Weibe, die in Thränen zerfloß. Liebe, Eifersucht und tödtlicher Haß gegen den Mann, welchem die Thränen Eva's galten, zerfleischten sein Herz und nur das Bewußtsein, daß der Geliebte in seiner Gewalt, daß er ein Mörder und der Vernichtung verfallen war, vermochten einigen Trost in seine Brust zu träufeln. Eva hatte ihm Alles gestanden, hatte ihre stille, keusche Liebe gegen Balthasar und daß Beide ihr Treuwort ausgetauscht, nicht geleugnet. Und als der vornehme Edelmann bei ihrem Vater um Eva's Hand geworben und dieser geschmeichelt in seiner bürgerlichen Ehre durch diesen Antrag, ihm dieselbe bewilligt, war Eva vor Vater und Mutter in die Kniee gesunken und hatte ihnen gesagt, daß sie mit Mund und Herz sich einem andern Manne versprochen. Der Eltern Wille aber blieb unbeugsam und das arme dem Hochmuthe geopferte Kind wurde mit einer Freiherrnkrone geschmückt in die Arme eines abgelebten Mannes gelegt. Dies Alles wußte er und ebenso, daß Eva rein und schuldlos war, wie ein Engel. Und doch fraß es wie ein Wurm in seiner Brust, denn jetzt erst hatte er erkannt, daß Eva's Herz ihm nimmer angehört.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte von Trippstadt und seiner Umgebung.

Wilenstein. Aschbach. Johanniskreuz.

Trippstadt mit dem alten Namen Driebscheidt oder Driebschyd wird zuerst als der Herrschaft Wilenstein zugehörig im J. 1293 genannt.

Wilenstein, eine jetzt verfallene Burg, rührt von dem Rittergeschlecht der Herren **Merbod** von **Wartenberg** her. Nach dem Aussterben dieses Geschlechts ging die Burg auf die Grafen von **Falkenstein** und die Edlen von **Flörsheim** über und wurde in zwei mit Gräben und Ringmauern abgesonderte Burgen abgetheilt, wovon die Grafen von Falkenstein die obere (vordere) und die Edlen von Flörsheim die untere (hintere) in Besitz nahmen. Das zu beiden Burgen gehörende Land bildete **Herrschaft und Amt Wilenstein** und zerfiel in zwei sogenannte **Huben** (Höfe), von welchen die eine die **Flörsheimer**- die andere die **Wyrichshube** genannt wurde. (Es hatte nämlich Wyrich I. von Dhaun die Irmengarde, Tochter Philipps von Falkenstein, geheirathet und dadurch die vordere halbe Burg Wilenstein erhalten). — Den falkensteinischen Antheil von Wilenstein erhielt im Jahre 1716 der kurpfälzische Oberjägermeister Ludwig Anton Freiherr von **Hacke** zu Schweinspaint in Erblehen. Den flörsheimischen Antheil, welcher durch Heirath an Conrad **Blarer** von Geiersberg und von diesem an den k. preußischen Obersten Friedrich Casimir von **Vozheim** übergegangen war, brachte Hacke durch Kauf im J. 1719 ebenfalls an sich.

Die französische Revolution ließ der Familie von Hacke nur die privatrechtlichen Besitzungen an Gebäuden (wozu besonders das im J. 1766 erbaute Schloß gehörte), Grundstücken und beträchtlichen Waldungen. Der ganze Complex wurde im J. 1812 veräußert.

Aschbach, die Mutterkirche für die ganze Herrschaft Wilenstein. Die Nennung des Orts in einer Urkunde Kaiser Friedrichs II. über die Besitzungen des Stifts Lautern vom J. 1215 läßt auf ein sehr hohes Alter der Kirche schließen, sowie auch die Bauart derselben solches errathen läßt.

Die Kirche war dem h. Blasius geweiht und gehörte zum sedes Ramstal (Landstuhl). Um die Kirche herum lag der Todtenacker. Die letzte Beerdigung nach langer Unterbrechung fand am 20. Dezember 1816 statt, an welchem Tage der in Aschbach gestorbene k. Förster und Hofbesitzer Friedrich Abraham Süß auf sein ausdrückliches Verlangen daselbst beerdigt wurde.

Johanniskreuz, genannt nach einem steinernen Kreuze, das an einem offenen, von Waldung freien Platze steht, wo sich die Wege von Landau nach Kaiserslautern und von Neustadt durch das Elmsteiner-Thal in den Westrich durchkreuzen.

Ueber die Entstehung und den Zweck des Steins fehlen sichere Anhaltspunkte. Was jedoch die erste Haus-Anlage in der Nähe des Kreuzes betrifft, so erzählt man sich folgende Geschichte:

Als vor etwa 55 Jahren der Israelite Reutlinger von Karlsruhe in Gesellschaft des Reichsraths von Gienanth die Hackischen Waldungen zum Behuf des Ankaufs besichtigte, führte man ihn zu einer Höhle im Lauberwalde, in welcher ein gewisser Mathias Kayser mit einer zahlreichen Familie (von 12 Kindern) seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Ergriffen vom Anblick des gesehenen Elends schenkte Reutlinger dem armen Manne einen Theil des öden Waldlandes am Johanniskreuz, und Herr von Gienanth schenkte ihm ein auf der neuen Schmelze abgerissenes hölzernes Haus, ließ es auf den betreffenden Platz liefern und bezahlte auch die Kosten des Wiederaufbaues. Seitdem siedelten sich daselbst noch mehrere Familien an. Im Laufe der Zeit wurde dort auch auf Staatskosten ein Forsthaus erbaut, das durch freundliche Lage und gute Bewirthung den zahlreichen Besuchern dieser Gegend eine liebliche Erquickung bietet.

Stelzenberg, welches seinen Namen von dem nahen Stelzenberg mit der ehemaligen Burg »Stolzenberg« hat, und Mölschbach, welches bereits 1222 unter dem Namen »Möllingsbach« in Schannats Geschichte des Bisthums Worms vorkommt, haben das Geschichtliche mit Trippstadt gemein.

Stütterhof (früher Hitzberg), von der Stuterei, die ehemals daselbst war, jetzt so genannt.

Gutenbrunnen hat seinen Namen von einer Mineralquelle, die unter Hackischer Herrschaft eine Zeitlang als Heilquelle benutzt wurde. Das jetzige Hofgebäude war das Badhaus.

Antonienhof, nach einer Frau von Hacke also genannt, ist jetzt ein Forsthaus.

Oberer Eisenhammer, mittlerer Eisenhammer (auch neuer Hammer), unterer Hammer (auch alter Hammer); alle seit 1724 bis 1728 erbaut. Blechwalzwerk seit 1724 und Eisenschmelz seit 1746.

Das Forsthaus Witzenberg im aschbacher Staatswald ist im J. 1832 erbaut; das Forsthaus Horst bei Stelzenberg im J. 1835, und das Forsthaus Haidekopf bei Trippstadt im J. 1855, beide von Herrn v. Gienanth erbaut. H.

Verschiedenes.

Eine Zwergheirath. In Mariahilf (bei Wien) wird nächster Tage eine interessante Heirath stattfinden. Bräutigam und Braut gehören nämlich dem Zwergenstande an. Ersterer ist als Commis in einer bekannten Modewaarenhandlung der inneren Stadt bedienstet, heißt Eduard S. und ist bei einem Alter von 29 Jahren, nur 4 Fuß hoch. Die Braut, eine Schneiderstochter aus Mariahilf, ist kaum einen halben Zoll höher, dabei aber von seltener Schönheit. Der Bräutigam ist übrigens ein vollkommen gebildeter Mann, spricht vier Sprachen und ist im Besitze eines prächtigen Schnurr- und Vollbartes.

Diamantene Hochzeit. Am 10. Februar wurde in Bühl eine noch selten vorgekommene Festlichkeit in der Synagoge in sehr entsprechender Weise gefeiert: die diamantene Hochzeit des dortigen Ehepaares Kaufmann Schweizer und Rachel, geb. Ullmann. Laut einer von Herrn Bezirksrabbiner Schott von der Kanzel aus vorgezeigten Urkunde hat dieses Greisenpaar am 10. Februar 1807 seine eheliche Verbindung erhalten, deren 60jährigen Bestand sie heute, bei noch sehr guter Geistes- und Körperkraft, feierten. Die ganze Stadt-Einwohnerschaft freute sich dieses Ereignisses und bewies durch ihre Anwesenheit bei der gottesdienstlichen Feier, soweit die Räume der Synagoge es gestatteten, ihre freundliche Theilnahme. Auch die Spitzen der Staats- und Gemeindebehörden wohnten dem feierlichen Akte bei. Den Glanzpunkt desselben bildete die freudige Ueberraschung, welche dem Jubelpaar durch ein Gnadengeschenk von dem Großherzog bereitet wurde.

Amerikanische Freigiebigkeit. Die „Times" vom 11. Februar bringen einen Briefwechsel zwischen dem zweiten Sohn der Königin von England, Prinz Arthur, und dem Amerikaner Herrn J. G. Bennett jun., Besitzer der siegreichen Yacht „Henrietta," welche im Dezember v. J. bei einer Wettfahrt von Newyork nach England ein Vermögen als Preis davontrug. Der Prinz forderte Herrn Bennett auf, im August dieses Jahres eine neue Wettfahrt mit der „Henrietta" zu machen und zwar um die Insel Wight, wobei der Prinz seine Yacht „Viking" theilnehmen lassen wollte, und zwar um einen silbernen Becher im Werth von 100 L. In Folge dieser Aufforderung bot Herr Bennett seine Yacht „Henrietta" dem Prinzen als Geschenk an und zwar mit dem Bemerken: „dem englischen Yachtsmann von den amerikanischen Yachtsmännern." Prinz Arthur schrieb hierauf an Herrn Bennett einen Brief in den verbindlichsten Ausdrücken, lehnte aber dieses warhaft großartige Geschenk dankend ab.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 15. Donnerstag, den 21. Februar **1867.**

Ein Arzt.

Deutsches Zeitbild von Otto Moser.

(Fortsetzung.)

Es wurde die Deputation der Universität angemeldet. Der Gouverneur durfte sich nicht weigern, sie zu empfangen. Gefolgt von den Pedellen, die links und rechts der Thür sich aufstellten, traten die beiden Senioren feierlich in das Gemach, wo sie den Gouverneur nur in Begleitung seines Adjutanten, des Capitainlieutenants von Einsiedel, fanden.

„Nach kaiserlichem und kurfürstlichem allergnädigstem Privileg steht der hochberühmten Universität zu Leipzig bereits seit Jahrhunderten der eigene Gerichtsstand zu," begann der Senior der Meißner Nation. „Ihr, Herr Generalmajor, habt einen Angehörigen des akademischen Bundes wegen begangenen Todschlages in Eure Verwahrung genommen, und deshalb sendet uns der Rector Magnificus und regierende Senat dieser Universität, um nach Fug und Recht die Auslieferung des Inculpaten zu verlangen."

„Ich ehre und achte die Freiheiten und Rechte der Universität," war des Gouverneurs Antwort. „Den Verbrecher aber werde ich nur auf Befehl kurfürstlicher Durchlaucht ausliefern, indem das Recht, welches die Universität auf peinliche Gerichtsbarkeit erhebt, sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen läßt."

„Der akademische Senat kennt seine Privilegien besser, als dies dem Gouverneur der Stadt und Festung möglich sein dürfte," erwiederte der Senior. „Er erhebt Protest gegen diesen Euren Gewaltschritt und wird, wenn Ihr bei Eurem Sinne bleibt, ihm Nachdruck zu verschaffen wissen."

„Der Verbrecher hat meinen Diener erstochen," rief heftig der Gouverneur. „Der Ermordete gehörte gleich mir zur kurfürstlichen Garnison und deshalb halte ich mich für befugt, den Mörder von einem Kriegsgerichte aburtheln zu lassen."

„Bedenkt Euch, Herr Generalmajor," warnte der Dekan. „Ihr seid kurfürstlicher Durchlaucht vereidet, die Rechte und Privilegien der Stadt zu wahren und ihren Bewohnern auf Erfordern jeden Schutz angedeihen zu lassen. Im Namen des Kurfürsten, Herr Gouverneur, fordert dies der akademische Senat von Euch. Wir verlangen, daß Ihr uns den Studiosus ausliefert, welcher Euren Diener erstach."

„Die Herren haben meine Meinung vernommen!" war des Gouverneurs kurze Antwort. Jede weitere Vorstellung der Senioren blieb vergeblich.

„Die Folge dieser Verletzung der akademischen Privilegien falle auf Euch zurück," erwiderte endlich der Senior der Meißnischen Nation. „Euch aber, Herr Capitainlieutenant rufen wir auf zur Zeugenschaft, daß wir Alles versucht, um den Herrn Generalmajor in Ruhe und Güte zu seiner Schuldigkeit zu bewegen."

Feierlich, wie sie gekommen, entfernten sich die Senioren und wurden von dem harrenden Volke mit lautem Geschrei begrüßt.

„Nach der Pleißenburg! Heraus mit dem Studiosus! Der feile Herrendiener hat ihn ins Gesicht geschlagen! Er hat ihn nur aus Nothwehr niedergestochen!" erklang es überall.

„Man lasse es ruhig heulen, dieses Bürgergesindel!" rief der Gouverneur, einen grimmigen Blick auf die Menge hinab werfend. „Der Mörder soll deshalb seiner gerechten Strafe sicherlich nicht entgehen."

„Johann war ein heftiger, streitsüchtiger Mensch und es ist Thatsache, daß er den Studenten mit der Faust in's Gesicht geschlagen," wagte der Capitainlieutenant zu bemerken. „Ich meine, Herr Generalmajor, Ihr würdet ein gutes Werk thun, wenn Ihr hier Gnade vor Recht ergehen ließet."

„Gnade, Herr Capitainlieutenant? Die mag er bei Gott suchen!" höhnte der Gouverneur. „Er kommt vor ein Kriegsgericht, und bevor die Herren Doctoren und Professoren kurfürstlicher Durchlaucht Bescheid erhalten, soll, hoffe ich, dem Uebelthäter sein Recht geschehen sein. Es muß ein Exempel statuirt werden gegen den Uebermuth dieser Schreiberzunft!"

Der Generalmajor befahl Pferde zu bringen und begleitet von seinem Adjutanten und einem Diener ritt er langsam durch die tumultirende Menge nach dem Petersthore zu, ohne daß Jemand den vornehmen mächtigen Mann zu insultiren wagte. Ruhe und Ordnung in den Ringmauern der Stadt herzustellen, dies lag dem regierenden Bürgermeister und seinen Räthen ob. Die kurfürstlichen Truppen hielten nur die Vorstädte und das Schloß Pleißenburg besetzt. Dorthin nahm der Gouverneur seinen Weg. Er fand die Thore geschlossen, die Brücken aufgezogen und die Mannschaft im Hofe aufgestellt, wie dies bei Aufruhr in der Stadt der Kriegsgebrauch gebot. Der Hauptmann des Schlosses machte die übliche Meldung, daß Alles beisammen und in guter Verfassung sei.

„Ihr seid ein eben so braver als energischer Offizier," antwortete der Gouverneur, dem Schloßhauptmanne leutselig die Hand bietend. „Um so mehr darf ich auch von Euch erwarten, daß Ihr bei einer Angelegenheit, die ich in Eure Hände lege, mein Vertrauen nicht minder rechtfertigen werdet. Der Mörder, welcher heute meinen Diener erstach und im Schlosse gefangen liegt, wird vor ein Kriegsgericht gestellt und Tags darauf ihm der Kopf abgeschlagen."

„Aber ist er nicht ein Studiosus und fremdem Gerichtsbann angehörig?" rief betroffen der Hauptmann.

„Ich hasse jeden Widerspruch, Herr Schloßhauptmann Rhäsa," antwortete der Generalmajor. „Der Gefangene wurde Euch auf meinen Befehl zugeschickt und ich werde vertreten, was das Recht über ihn bestimmt. Ich weiß, Hauptmann, daß Ihr schon längst gern den Festungsdienst mit einer Befehlshaberstelle bei einem Feldregimente vertauschen möchtet. Das Regiment der blauen Schützen hat seinen Oberstlieutenant durch den Tod verloren. Bei kurfürstlicher Durchlaucht gnädiger Gesinnung für mich darf ich Euch wohl ziemlich sichere Aussicht eröffnen, sein Nachfolger beim Regiment zu werden. Euer letzter Dienst unter meinem Commando sei Euer Vorsitz beim Kriegsgericht über den Mörder und die Veranstaltung, daß ihm sein Recht geschehe."

Der Hauptmann warf einen fragenden Blick auf den Adjutanten von Einsiedel und dann wieder auf das bleiche Antlitz des alten Gouverneurs, dessen Augen in Mordgier funkelten.

„Und wann befiehlt der Herr Generalmajor, daß das Kriegsgericht zusammentrete?" fragte der Hauptmann.

„Heute noch! Oder morgen erst — damit man uns keine Uebereilung vorwerfen kann!" erwiderte der Gouverneur. „Die Liste der Beisitzer des Gerichts wird Euch der Adjutant zustellen. Doch nein, ich werde Euch die Personen selbst nennen. Handelt schnell und ohne Aufsehen!"

Der Gouverneur stieg mit seinem Adjutanten hinauf nach dem Walle, wo die Büchsenmeister ordnungsmäßig bei ihren Geschützen standen. Der Hauptmann Rhäsa aber nahm den mächtigen Federhut vom Haupte, und mit der Hand nachdenklich das spärliche graue Haar zurückstreichend, murmelte er: „Gesegne es Gott, eine schöne Mission! Ist denn der Alte vom Teufel besessen. Will mich da in schönster Weise zum Henkersknecht machen, an einem jungen Blute, dem ich seine rasche That gegen den Karretenhüpfer ebenso leicht vergebe, als hätte er ihm eine Backenpfeife verabreicht. Inzwischen, Ordre muß parirt werden, so schwer mir's diesmal auch fallen will."

Jenseits des Schloßgrabens, in der Stadt, hörte man jetzt Schüsse fallen. Einzelne Studenten hatten sich mit Gewehren bewaffnet und feuerten auf die anrückenden Bürgerpatrouillen. Pfeifend und brüllend, einige eroberte Sprungstangen mit sich schleppend, begann das Volk das Pflaster aufzureißen und die gewichtigen Steine als Wurfgeschosse zu benutzen. Der Aufruhr nahm immer größere Dimensionen an, und es war das Aeußerste zu befürchten. Die Massen der Studenten und des ihre Partei nehmenden Volkes umwogten hauptsächlich das Rathhaus, wo der Rath, in Pleno versammelt, rathlos beisammen saß, und sich lediglich auf die Tapferkeit seiner Stadtsoldaten und Viertelscompagnien verließ.

Da schwang sich plötzlich auf den Rand des Brunnens, welcher auf dem Naschmarkte stand, der wilde Ralf, die Seele des Aufstandes. Er schwenkte den befiederten Hut, zum Zeichen, daß er sprechen wollte, und augenblicklich herrschte in der eben so wild bewegten Menge eine Todtenstille.

„Was hilft alles Schreien und Schießen, damit locken wir keinen Hund hinter dem Ofen hervor!" ertönte weithin seine kräftige Stimme. „Der Gouverneur hat die Rechte der Universität angegriffen, und das wollen wir ihm versalzen, bis er reuig zu Kreuze kriegt. Ihr blickt mich verwundert an? Schafft eine bespannte Karosse her und binnen einer Viertelstunde ist der Gouverneur in unserer Hand?"

„Da müßte der Herr ein Hexenmeister sein!" rief eine Stimme aus dem Haufen.

„Hat nicht der Gouverneur seine Gemahlin in der Stadt zurückgelassen? Wir führen sie als Geißel aus ihrem Thurmhause am Markte davon und liefern sie nicht eher aus, bis der Studiosus Baudiß den Gerichten der Universität übergeben worden ist!" schrie der Liefländer.

Ein ungeheurer Jubel durchbrauste die Menge.

„Ueberlaßt die Verhaftung der Dame uns Liefländern," fuhr Rolf fort. „Wir sind Fremde und haben nichts zu fürchten von Euren Gewaltigen für solch kecken Streich. Dafür aber laßt jetzt den Tumult und sucht keinen Streit mit Rath und Bürgerschaft, die ja gleich uns entrüstet sind über diesen soldatischen Uebermuth."

Im Nu hatten sich etwa ein Dutzend junge liefländische Edelleute um Rolf versammelt, der gefolgt von dem Gewühl der Menge mit ihnen nach dem Thurmhause schritt. Ungehindert fanden sie dort Einlaß und wurden auf dem Vorsaale von einem vor Angst zitternden Diener empfangen.

„Baron Rolf von Derschkra aus Liefland läßt die gnädige Frau um geneigtes Gehör bitten!" rief der riesige Student dem Diener zu.

„Meine gnädige Gebieterin ist erkrankt, liegt in schwerem Fieber darnieder," erwiderte der Lakai. „Bei Gottes Blut, Herr, die Schrecken dieses heutigen Tages haben die junge zarte Dame fast getödtet! Schont sie und den Frieden dieses Hauses!"

„Sprichst Du die Wahrheit? Bei Deinem Gewissen beschwöre ich Dich, rede keine Lüge, denn hier handelt es sich um den Kopf eines Menschen," sagte der Baron.

„So wahr ich auf ewige Seligkeit hoffe, die Freifrau ist an schwerem Fieber erkrankt!" betheuerte der Diener.

„Rufe die Kammerfrau Deiner Herrin!" befahl Rolf.

„Gebt mir einen vollständigen Anzug der Freiin," flüsterte Rolf der angstbebenden Frau ins Ohr. „Verschließt fest das Krankenzimmer Eurer Dame und weist diesem hübschen Herrchen ein Gemach an, wo er seine Kleider ablegen und dafür die der Frau Gouverneurin anlegen kann."

Der riesige Studio wies bei diesen Worten auf die zierliche Gestalt eines blutjungen Commilitonen mit zartem Mädchenantlitz, dessen Erstaunen über die ihm zugetheilte Rolle nicht minder groß war, als die Verwunderung der Kammerfrau über den beantragten Kleiderwechsel. Sie erkannte jedoch, daß Widerspruch hier vergeblich sein würde, und kaum nach einer halben Stunde führte Rolf den tiefverschleierten, verkleideten Studenten die Treppe hinab, und bestieg mit ihm die harrende Karosse. Umbraust von wildem Jubel rollte der Wagen davon.

Vor der Schloßbrücke, die jetzt aufgezogen war, wurde Halt gemacht. Die Fenster des Trotzers und die Schießscharten des Thores zeigten sich mit Arquebusieren besetzt und neben einer halben Kartaune auf der Bastion, welche das Glacis bestrich, sah man in der Hand eines Büchsenmeisters die brennende Lunte, von welcher ein blaues Rauchwölkchen aufwirbelte.

Rolf, begleitet von zwei seiner Commilitonen, näherte sich dem Außenwerke des Thores und verlangte den Commandanten zu sprechen. Die Karosse, dicht umdrängt von bewaffneten Studenten und Volkshaufen, war in einiger Entfernung zurückgeblieben. Der Schloßhauptmann Rhäsa erschien auf dem Vorsprunge über dem Thore.

„Was ist Euer Begehr?" rief er den Draußenstehenden zu.

„Ihr haltet widerrechtlich unsern Genossen zurück," erwiderte der Liefländer. „Dafür haben wir uns der Person der Freifrau von Hoymb, Gemahlin des Gouverneurs der Stadt und Festung, bemächtigt, und sind im Begriff sie als Geisel zu verwahren."

„Seid Ihr des Teufels!" rief betroffen der Hauptmann.

„In jener Karosse führen wir sie mit uns," fuhr Rolf fort. „Ihr seht, die Dame ist in unserer Hand, aus welcher selbst das Fähnlein Schloßsoldaten sie nicht befreien kann, indem Ihr nicht wagen dürft, Eure Waffen gegen die Bürgerschaft zu gebrauchen. Die übrige Garnison aber liegt in den Vorstädten, und vor ihr sind wir durch unsere Wälle und geschlossene Thore geschützt."

„Ich kann in diesem kitzlichen Falle nicht ohne des Gouverneurs Ordre handeln," antwortete mit einem Anfluge von Heiterkeit der Hauptmann. „Harrt, bis ich vernehme, was er befiehlt!" Und in den Bart murmelnd, fügte er hinzu: „Verfluchte Kerle, diese Studiosen! Haben den Alten bei der schwächsten Seite gefaßt, und ich wette mein Schwert gegen ein Barbiermesser, sie kriegen den Todtschläger heraus. Im Grunde genommen ist es auch gleichgültig, wer über ihn zu Gericht sitzt, denn den Kopf verliert er ja doch."

Noch ehe die Menge nach dem Schlosse wogte, hatte der Gouverneur dieses durch das Wasserthor verlassen, um die in den Vorstädten einquartierte Garnison auf ihren Sammelplätzen zu inspiziren. Der vom Hauptmann Rhäsa abgeschickte Lieutenant fand den alten Herrn eben im Begriff, in die Stadt einzureiten.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Breslau wird die Ehre haben, auf der bevorstehenden Pariser Weltausstellung durch ein Kunstwerk vertreten zu sein, welches schwerlich seinesgleichen haben wird. Es ist dies eine von einem Breslauer, Hrn. E. Scholz, gefertigte astronomische Uhr, welche eben so sehr die Bewunderung der Kenner wie der Laien verdient. Die Uhr zeigt auf einem großen, künstlerisch decorirten Zifferblatte die Breslauer und auf einem kleineren, unmittelbar darunter befindlichen, die Berliner Zeit mit Secundenschlag an. Außerdem befinden sich aber an der aus grauem Marmor gebildeten Rückwand des Uhrgehäuses, vor welcher der Pendel schwingt, nach rechts und links zwei Verticalreihen von je 12 Zifferblättern, welche von 24 der bedeutendsten Orte auf der Erde, als; z. B. von Peking, Sidney, Calcutta, Moskau, St. Petersburg, Konstantinopel, Rom, Paris, Marseille, London, Newyork, Washington und anderen bis San Francisco die gleichzeitige Zeit nach Stunde und Minute angeben. An diesen 24 Zifferblättern rücken die Minutenzeiger nur nach Ablauf je einer Minute, also mit dem Schlage der sechzigsten Secunde, zugleich um eine Minute weiter. Außerdem zeigt aber auch jedes Zifferblatt durch einen besonderen Index die Tageszeiten an, so daß man ganz genau weiß, wenn z. B. für irgend einen Ort die sechste Stunde durch das betreffende Zifferblatt angezeigt ist, ob dort 6 Uhr Morgens oder Abends ist u. s. w. Unter den Zifferblättern steht über einer Spiegelplatte ein sauber ausgeführter Erdglobus, der genau innerhalb 24 Stunden eine Umdrehung vollendet. Ein darüber angebrachter Zeiger weist genau auf den Meridian hin, welcher der Mittagstunde entspricht, so daß man an dem Globus alle Punkte der Erdoberfläche ablesen kann, in welchen in dem betreffenden Augenblicke eine richtig gehende Uhr die Mittagestunde anzeigen muß. Ueberaus interessant sind die Gewichte, welche das ganze Uhrwerk treiben; sie sind durch geschickte mechanische Combinationen zu einem einzigen geschmackvoll decorirten Ganzen vereinigt, welches

noch drei Zifferblätter trägt, die einen vollständigen Kalender repräsentiren, indem das eine Zifferblatt den Monat, das andere das Datum, das dritte den betreffenden Wochentag anzeigt, während unter dem mittleren Zifferblatt eine den Mond darstellende Kugel die verschiedenen Erleuchtungsphasen des Erdtrabanten darstellt. Der Mechanismus, durch welchen es möglich wurde, von dem Uhrwerk unabhängig diese verschiedenen Bewegungs-Combinationen in dem Gewichtskörper hervorzubringen, ist ein überaus sinnreicher, und in seiner Erfindung durchaus neu. Hr. Scholz hat sich aber mit all diesen Leistungen seines Uhrwerkes noch nicht begnügt. In der Linse des Secundenpendels hat derselbe noch ein sehr sorgfältig gearbeitetes Feder- oder Metall-Barometer angebracht und außerdem das Pendel selbst als Thermometer zu benützen gewußt. Das Pendel ist, wie bei allen guten Uhrwerken, ein sogenanntes Compensations-Pendel, das heißt die Pendelstange ist aus Zink- und Stahlstäben dergestalt zusammengesetzt, daß die durch den Temperaturwechsel dieser in verschiedenen Verhältnissen sich ausdehnenden beiden Metalle hervorgerufene Längenänderung sich gegenseitig aufhebt, so daß die absolute Länge des Pendels, von welcher seine Schwingungszeit abhängt, sich nie ändert. Ohne diese Einrichtung würde man nie Uhren herstellen können, welche gleichmäßig und nicht in der Wärme langsamer und in der Kälte schneller gehen. Die durch den Temperaturwechsel eintretende gegenseitige Verschiebung der verschiedenen Metallstäbe hat aber Hr. Scholz in ganz genialer Weise zugleich zur Messung der Temperatur benützt, so daß das Pendel zugleich ein großes Metall-Thermometer darstellt, an welchem ein aufrechtstehender Zeiger die Temperatur in Graden nach der Réaumur'schen Scale anzeigt.

Der kaiserl. französische Eisenbahnzug, berichtet das Zentralblatt für Eisenbahnkunde, besteht aus 11 Wagen, nämlich einem Packwagen, einem Dienstwagen, der Küche, dem Speisesaal, der Terrasse, dem Salon, dem Schlafwagen, einem zweiten Dienstwagen, einem zweiten Packwagen und endlich zwei Wagen für die Personen, welche, ohne zum persönlichen Dienste des Kaisers zu gehören, das Recht haben, denselben auf der Reise zu begleiten. Alle diese Wagen sind durch fliegende Brücken unter einander verbunden, die ziemlich breit und bequem über den Kuppelungen überschreitbar und von hohen Geländern umgeben sind. Die Pack- und Dienstwagen sind sehr bequem und praktisch eingerichtet, so daß die verschiedenen Funktionen des zahlreichen kaiserlichen Dienstpersonals mit der größten Ordnung und Regelmäßigkeit ausgeübt werden können. Die Küche ist mit zwei Oefen zur Bereitung des Kaffee's versehen. Am unteren Ende der Küche ist ein ziemlich großer Raum freigelassen, in welchem zwölf Lakaien auf bequemen, lederbezogenen Sitzen Platz nehmen können; in diesem Raume sind außerdem noch Etagèren und Kredenztische angebracht, auf welche sehr wohl assortirte Weinvorräthe, sowie alles nöthige Glaswerk und Tafelgeschirr symmetrisch geordnet aufgestellt sind. Der Speisesaal verdient seiner reizenden Möbel und seiner meisterhaft gearbeiteten Holzschnitzereien wegen besondere Erwähnung. Früher waren in diesem Raume nur ein Tisch, sechs Stühle und vier Lehnsessel von grünem Saffian aufgestellt, der Kaiser aber hatte die Möbel zu schwer und unbequem gefunden; sie sind durch Rohrstühle ersetzt worden, die sehr leicht sind und ganz wunderzierliche Formen haben. Die Tafel ist lang, etwas schmal und mit tiefen Einschnitten versehen, damit die Flaschen, Gläser, Teller dem immerwährenden Schütteln und Rütteln des Wagens widerstehen können. Längs der Wände ziehen sich meisterhaft gearbeitete Holzschnitzereien hin, die mythologische Motive darstellen und in symmetrischer Wiederkehr von der kaiserl. Namenschiffre überragt werden. Unmittelbar an den Speisesaal schließt sich die Terrasse an; diese Terrasse, die man wohl bezeichnender einen offenen Balkonwagen nennen möchte, ist ein wahres Meisterstück von Eisenarbeit. Das Geländer, welches sie umschließt, besteht aus vergoldetem stählernen Laubwerk mit Arabesken und hat allein hundert tausend Francs gekostet. Diese Terrasse ist von einem leichten Verdecke überragt; längs desselben ziehen sich an vergoldeten Stangen rothseidene Damastvorhänge hin; hier nehmen bei schönem Wetter die hohen Reisenden den Kaffee ein. Von dieser Terrasse aus nimmt der Kaiser auch in den Ortschaften, wo er den Wagen nicht verlassen will, die Huldigungen der Bevölkerungen entgegen, hört die offiziellen Anreden an und erwidert dieselben. Von dieser Terrasse tritt man in den Salon, der sehr reich und prächtig möblirt ist: Gobelintapeten, persische Teppiche, Rococo-Möbel, man meint, das ganze Zimmer sei aus einem Bilde der Zeit Ludwig's XIV. geschnitten. Ein kleines Vorzimmer und ein noch kleineres Toilette-Kabinet, ein wahres Schmuckkästchen von einem Boudoir, schließen sich an den Salon an; für dieses kleine reizende Boudoir hat der Kaiser eine ganz besondere Vorliebe, er zieht sich während der Reise oft ganz allein dahin zurück und überläßt sich der Lektüre oder der Ruhe. Der darauffolgende Schlafwaggon besteht aus drei Schlafzimmern: für den Kaiser, die Kaiserin und den kaiserl. Prinzen; sie sind prächtig in reichen Seidenstoffen austapeziert, das der Kaiserin himmelblau, das des Kaisers dunkelroth, des kaiserl. Prinzen lila; alle Toilettegeräthe sind von Silber, die Betten von Palisanderholz mit Spitzenvorhängen; das Ganze sehr reich und sehr bequem.

Auflösung des Räthsels in № 13:

Reifrock.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 16. Sonntag, den 24. Februar **1867.**

Ein Arzt.

Deutsches Zeitbild von Otto Moser.

(Fortsetzung.)

Die Wuth des Gouverneurs bei der Nachricht von dem an seinem Hause und seiner Gemahlin verübten Frevel war grenzenlos. Kaum hatte die Brücke sich gesenkt und die Ausfallthüre sich aufgethan, so gab er seinem Pferde die Sporen, riß den Degen aus der Scheide und sprengte in die Stadt, daß sein Gefolge ihm kaum zur Seite bleiben konnte. Die Schloßgasse war mit Menschenmassen angefüllt, welche die heranstürmenden Reiter mit wildem Geschrei empfingen.

„Macht Platz, Gesindel!“ schrie der Gouverneur, das Pferd in die Höhe reißend, daß es aufbäumend mit den Hufen in die tobenden Haufen einschlug. Da sausten einige Steine durch die Luft, an den Köpfen der Reiter vorüber. Diese hatten zu beiden Seiten des Gouverneurs Posto genommen, und gleich ihm die Degen gezogen. Immer dichter wurde der zusammengeschobene Menschenknäuel. Man hatte es sichtlich darauf abgesehen, dem Freiherrn und seinen Begleitern den Weg zu versperren. Da erblickte dieser plötzlich die Karosse und in ihr sitzend eine verschleierte Dame in blauem Sammetkleide, mit einem Ueberwurfe von feinem Pelzwerk angethan.

„Schlagt und stecht die Hunde nieder!“ brüllte außer sich bei diesem Anblick der Gouverneur seinen Begleitern zu. Und zugleich traf sein Degen einen Mann über den Schädel, daß er blutend zusammenstürzte. Dieser Angriff stachelte auch das Volk zur Wuth auf. So tapfer die Reiter um sich hieben und stachen, die Uebermacht war zu groß. Ein Pflasterstein, von kräftiger Hand geschleudert, traf den Gouverneur vor die Brust, daß er bewußtlos vom Rosse stürzte. Die Uebrigen wurden von den Pferden gerissen und unter die Füße getreten.

Dies Alles geschah in wenigen Minuten. Von den Wällen der Pleißenburg hatte man den Angriff auf den Gouverneur wohl wahrgenommen, doch fiel kein Schuß von dort, weil man die Wuth des Volkes, welches den Freiherrn und sein Gefolge in seiner Gewalt hatte, noch mehr zu reizen fürchtete. Da drang plötzlich der wilde Rolf mit einer Schaar bewaffneter Studenten heran, Alles vor sich hintreibend, was Hindernisse bot. Mit flachen Klingenhieben und kräftigen Fußtritten bahnten sie sich den Weg, und es gelang ihnen noch rechtzeitig zur Rettung der Reiter herbeizukommen. Der schwergetroffene Gouverneur wurde besinnungslos nach dem Schlosse getragen. Ihm folgten die sämmtlich verwundeten Begleiter und auf den Armen einiger Studenten ein sterbender Soldat, welchem ein Messerstich die Brust durchbohrt hatte.

Der Hauptmann Rhäsa wandte sich an den wilden Rolf. „Seid bedankt, Baron von Derschkra, für diesen Liebesdienst, durch welchen großes Blutvergießen verhindert und muthmaßlich der Gouverneur mit den Seinen am Leben erhalten wurde,“ sagte er. „Der Gouverneur ist schwer verwundet, und steht jetzt mir der alleinige Befehl im Schlosse zu. Tretet ins Pförtnerstübchen, damit wir wegen Auslieferung der Freifrau von Hohmb verhandeln. Meine Parole sichert Euch freies Geleit ein und aus.“

„Nun wohl, was habt Ihr mir vorzuschlagen?“ fragte der Liefländer.

„Laßt uns die Sache kurz machen,“ begann der Hauptmann. „Was kurfürstliche Durchlaucht wegen dieses Tumults und seiner Haupttheilnehmer verfügen wird, steht zu erwarten. Mir liegt nur ob, die Freifrau von Hohmb aus ihrer unwürdigen Lage zu befreien und sie ihrem Gemahl zuzuführen.“

„Gebt uns den Balthasar Baudiß heraus und ich geleite die Dame unverzüglich nach dem Quartier des Gouverneurs zurück,“ antwortete Rolf.

Der alte Hauptmann schritt mit unterschlagenen Armen einige Male nachdenklich im Zimmer auf und ab. Dann faßte er den Baron bei der Hand und führte ihn in die Fensternische, welche durch die ganze Stärke der Mauer sich hinziehend, dem Stübchen sein geringes Licht verlieh.

„Balthasar dauert mich,“ flüsterte der Hauptmann, „und ich würde fürwahr nicht anders gehandelt haben. Doch was hilft es Euch, wenn er ausgeliefert wird? Sein Weg führt allseits unter das Schwert des Nachrichters. Das arme junge Blut!“

Der Student warf einen fragenden Blick auf den Hauptmann, dann sprach er mit leiser Stimme lange und eindringlich zu ihm.

„Sollte mir schon recht sein!“ erwiderte nachdem Rolf geschlossen hatte, der Hauptmann.

„Meine Cavaliersparole, ich schweige wie das Grab!“ rief Rolf, des Hauptmanns Hand erfassend. „Dagegen gebt mir Euer Cavalierswort, daß ich Balthasar in seinem Kerker besuchen darf. Mein Plan ist entworfen, und es müßte mit dem

Henker zugehen, wenn der Rolf von Derschkra einen seiner Streiche mißglücken sähe. Die Hand, Herr Hauptmann, ich habe Euer Ehrenwort!"

„Ihr habt es, Herr Rolf," erwiderte der alte Soldat, dem Studenten die Rechte reichend. „Doch eilt, denn wenn mein Commando hierselbst einem Höhern unterstellt wird, betrachte ich mein Wort als gelöst."

„So sei es! Und nun noch eine Bitte, damit mein Werk wohl gelinge. Den sterbenden Soldaten, welchen man eben ins Schloß trug, laßt in das Lazareth bringen. Er wird es nicht lange mehr machen und für sein Begräbniß werde ich sorgen. Jetzt gehe ich, die Studentenschaft zu beruhigen und Ihr sollt sehen, daß der Rolf und sein Anhang besser auf sie einzuwirken vermag, als die Sprungstangen der Rathsknechte und die Musketen der Stadtsoldaten. Was aber die Freifrau von Hohmb in der Karosse draußen anbetrifft, so werde ich sie um so schneller wieder heimgeleiten, weil ich dieser Persönlichkeit bedarf. Im Wagen sitzt nämlich keineswegs die schöne, leider am Fieber darniederliegende Dame, sondern Hans v. Hiegersdorf, mein Leibfuchs, mit Kleidern angethan, welche mir die Kammerfrau der Freiin geliehen hat."

Der Hauptmann brach in ein donnerndes Gelächter aus. „Der Teufel fange mit Studiosen an, da ist man jedes Mal sicherlich der Angeführte!" rief er. „Nun meinetwegen — laßt nur die Sache nicht laut werden, und seid fein schlau und vorsichtig!"

Einige Stunden nach dem Gespräche der Beiden hatten sich die Universitätsverwandten und das Volk verlaufen und auf den Straßen herrschte der sonntägliche Meßverkehr.

In der darauffolgenden Nacht aber bekreuzte sich die Schildwache auf der Bastei am Trotzer und betete erschrocken ein Stoßseufzerlein nach dem andern, denn um die Geisterstunde zeigte sich nach langer Zeit wieder einmal der Spuk, welcher früher so oft die Wachtposten erschreckt hatte. Gespenstige Gestalten huschten durch die dunkeln Kasematten und wimmerten in den öden Gängen, wo sich die Kerker befanden. Scheu blieb die Schildwache in angemessener Entfernung, denn wie die ganze Schloßbesatzung wußte, rührte der Spuk von den ruhelosen Geistern der Unglücklichen her, die in diesen Gefängnissen durch Hunger, Folter oder Henkersbeil umgekommen waren. Der Geisterspuk aber war eine Vorahnung neuen Unglücks gewesen.

Am nächsten Tage verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, der Mörder des Hohmb'schen Lakaien, der Studiosus Balthasar Baudiß, sei in seinem Gefängniß todt aufgefunden worden. Bald sah man den wilden Rolf mit einigen anderen Studenten nach der Pleißenburg hinübergehen, um vom Hauptmann den Körper des Unglücklichen zu einem ehrlichen, wenn auch stillen Begräbniß zu verlangen. Im dunklen Kerker, bei mattem Lampenlichte, legten die Studenten ihren vormaligen Commilitonen in den herbeigeholten Sarg, nagelten diesen zu und ließen denselben in eine Seitenhalle der Universitätskirche tragen. Von dort sollte er unter dem Geleit einiger Wenigen, die den Verewigten im Leben gekannt, nach dem Friedhofe zu Sanct Johannis gebracht werden.

Zwei Tage später, nachdem das Türkenglöcklein geläutet zu frommem Gebet gegen die, das deutsche Reich immer näher bedrohenden Ungläubigen, hatte der alte Corporal Harnisch eben die schweren eisenbeschlagenen Flügel des Grimmaischen Thores geschlossen, als der Gefreite Bindemann mit der Frage zu ihm trat: „Weißt Du, Corporal — es ist ein Thorpaß für einen heute noch durchgehenden stillen Leichenzug angesagt!"

„Habe die Ordre gelesen," erwiderte Harnisch. „Aber weißt Du auch, Gefreiter Bindemann, wen sie noch so spät hinausschaffen? Meine Prophezeiung ist eingetroffen, den unseligen Mönchsgeistern ein neues Opfer gefallen! Der Todte ist Junker Balthasar Baudiß, der vor drei Tagen, just in der Osternacht hier anlangte. Schau, dort kommen sie schon mit ihm, ein kleiner Zug, ohne Sang und Klang ohne Fackellicht. Gott gnade seiner Seele!"

Der Leichenzug war herangekommen. Der Corporal warf seinen Mantel um, und dem Gefreiten die Thorschlüssel einhändigend sagte er: „Schließ auf, Bindemann! Der Herr Hauptmann hat mir Urlaub ertheilt für die Dauer dieses Begräbnisses. Ich will dem armen Kinde meiner einstigen Wohlthäter das letzte Geleite geben."

Schluchzend folgte der alte Mann dem Sarge. Unter Thränen warf er drei Hände voll Erde in die Gruft. Dann schlich er zurück nach dem unfernen Thore, wohin ihn die Dienstpflicht rief.

Als der Corporal die Brücke erreicht hatte, wäre er fast von zwei vorüberreitenden Reitern überschritten worden. Die langen Mäntel und breiten, befiederten Schlepphüte verhüllten sie genügend, um von dem alten Manne nicht erkannt zu werden. Schweigend trabten die Reiter auf der dunklen Landstraße fort, bis das Dorf Reudnitz hinter ihnen lag.

„Nun, Herr Balthasar, so muß denn geschieden sein!" begann einer der Reiter, welcher Niemand anders als der Baron Rolf von Derschkra war, indem er das Roß zum Stehen brachte. „Seid Ihr auch in der Heimath ein todter Mann, so steht Euch dafür ja die ganze Welt offen. Dank dem wackeren Hauptmann Rhäsa, daß unser Streich, der Euch den Kopf rettete, so prächtig gelang; wie hätte ich sonst die Leiche des erstochenen Soldaten in Euern Kerker befördern und Euch aus der Schießscharte nach dem Graben und von dort in meiner Behausung sicheres Versteck bringen können? Der Erstochene ist in Euren Kleidern bestattet worden, und Friede seiner Seele! Mit Geld, Kleidern und einem Rosse seid Ihr versehen, und so-

mit bleibt mir nichts mehr übrig, als Euch und Eure Zukunft nunmehr dem Himmel anheim zu geben."

„Habt ewigen Dank für Alles," erwiderte Balthasar Baudiß. „Ich würde mit leichterem Herzen in die weite Welt wandern, wüßte ich nur, daß Eure Theilnahme an dem Tumulte Euch nicht in Schaden brächte."

„Die kurfürstliche Commission ist allerdings angekommen," bemerkte gleichmüthig der wilde Rolf, „indessen wird man mir wenig anhaben können, zumal durch meine Mitwirkung dem Lärmen ein baldiges Ende gemacht wurde. Vielleicht wird man mich relegiren, doch dies geschieht mir nicht das erste Mal."

Noch ein langer, herzlicher Händedruck und die Beiden trennten sich. Als aber der Hufschlag von Rolf's Rosse verhallt war, da wandte sich Balthasar noch einmal zurück nach der Stadt, die seine Heimath gewesen und von wo, wie Abschiedsgruß durch die Nacht, eine Menge Lichter zu ihm herüberflimmerten.

„So lebe denn wohl, du liebe Heimath," rief er, „lebt wohl ihr schönen Träume und Hoffnungen meines Lebens! Ich habe keinen Vater, keine Mutter, keinen Freund, keine Geliebte, keine Heimath mehr, und gehe hinaus in die fremde Welt als ein Gestorbener. Aber sei ruhig, blutendes Herz! Der Himmel blüht nicht in einer Ringmauer, nicht in eines Menschen Brust. Weit und groß ist Gottes schöne Erde und in meinem Geiste flammt ein Gedanke, an den ich mein ganzes Sein setzen will, um vielleicht durch ihn vom Tode zur Seligkeit einzugehen."

In der Residenzstadt Dresden, am Eck der Wilsdruffer Gasse, dort wo sie nach dem Postplatze mündet, stand noch vor dreißig Jahren ein alterthümliches, schmales Häuschen, mit engem Flur und dunklen Treppen. An dessen Stelle wurde um diese Zeit das sich jetzt dort erhebende stattliche Gebäu mit der wohlbekannten Engel'schen Restauration errichtet. Im Jahre 1681 gehörte das genannte Häuschen einer kinderlosen bejahrten Wittwe, welche in dem Rufe stand, eine Hexe zu sein. Die Alte war schon verschiedene Male wegen Verdachtes der Zauberei in peinliche Untersuchung gerathen und hatte sogar die Folter ausgehalten, aber man mußte sie wegen Mangels an Geständniß und Beweis wieder auf freien Fuß setzen.

Die Nachbarschaft hütete sich inzwischen sorgfältig, mit der Hexe in Berührung zu kommen, und Niemand mochte in ihrem Häuschen zur Miethe wohnen. Um so größer war deshalb das Erstaunen, als eines Tages sich das Gerücht verbreitete, das Oberstübchen sei von einem berühmten italienischen Medicus gemiethet worden. Bald erzählte man sich von Wunderkuren, die der fremde Doctor nicht um Geld, sondern nur um Gotteswillen vollbracht haben sollte.

Der Arzt war ein junger Mann, etwa dreißig Jahre alt, und nannte sich Bardello. Aber wer sein Alter nach dem bleichen, abgemagerten Antlitz hätte beurtheilen wollen, würde sich geirrt haben. Nur die abspannendste Thätigkeit des forschenden Geistes, oder ein bitteres, am Herzen nagendes Weh konnte solche Furchen in diese hohe, von wirrem Haar umgebene Stirn einschneiden. Die regelmäßigen, schönen Züge wurden durch die hohlen Wangen und den langen dichten Bart keineswegs verwischt. Der Doctor wurde nur selten gesehen und pflog mit Niemand Umgang. Er ging nur aus, um Patienten zu besuchen und saß Tag und Nacht in seine Studien vertieft.

Es war zur Osterzeit und der Tag bis zur Dämmerung fortgeschritten, als der Doctor vor einem mit Gläsern und Retorten besetzten Ofen kauerte und aufmerksam eine kochende Materie beobachtete. Da öffnete sich leise die Thür und eine Stimme rief:

„Herr Doctor, Seine Excellenz der Herr Generallieutenant von Hoymb läßt dringend um Euren Besuch bitten. Ich habe die Karosse mitgebracht, sie harrt Eurer vor der Thür. Die gnädige Frau ist so krank — ach so krank, Herr Doctor, und Seine Excellenz hat die einzige Hoffnung auf Euch gesetzt!"

„Wer ist da?" fuhr der Doctor den leise eingetretenen, reichbetreßten Diener heftig an. „Geht zum Teufel mit Eurem Lamento! Seht Ihr denn nicht, daß ich beschäftigt bin?"

„Beschäftigt?" wiederholte der Diener. „Was weiß ich, womit der Herr Doctor seine Zeit ausfüllt und ob er wohl gar nach dem Steine der Weisen forscht! Aber während Ihr den Teufel versucht, stirbt vielleicht meine arme, kranke Herrin."

Der Doctor hielt die Blicke auf ein altes, vergilbtes Pergamentbuch mit seltsamen Buchstaben und Schnörkeln geheftet und dann schaute er wieder abwechselnd auf eine vor ihm stehende Sanduhr und in die kochende Flüssigkeit. Nach einiger Zeit warf er in letztere ein weißes Pulver und durch das kleine Gemach verbreitete sich ein wunderbarer, durchdringender Wohlgeruch.

„Den Stein der Weisen?" murmelte er. „O Du Narr, wie viel mehr als das! Ein Zauberer über Leben und Tod, ein herrliches und doch entsetzliches Geheimniß!"

Und wiederum warf er etwas von dem weißen Pulver und einige Kräuter in die Flüssigkeit und blies in die glühenden Kohlen, daß sie hoch aufschäumte.

„Jetzt stehe ich zu Diensten, Mann," rief nach einiger Zeit der Arzt. Er goß das chemische Erzeugniß in eine Phiole, steckte diese in die Tasche, und griff nach Mantel und Hut.

Der Diener hatte sich jedoch sammt der Karosse bereits entfernt. Das unheimliche Laboratorium und die rauhe Antwort des Doctors verscheuchten ihn. Er brachte seinem Herrn die Nachricht, daß

Doctor Bartella heute nicht zugänglich sei. Der Gemahl der Patientin war in Verzweiflung. Er rief nach Hut und Degen, um den Italiener persönlich aufzusuchen und an das Bett der Kranken zu holen.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Lebendig begraben. Die „France“ erzählt: „In Rom wurde in den ersten Tagen des Oktober eine Gräfin Pennicelli, die an einem choleraähnlichen Leiden erkrankt war für todt gehalten und im Campo Santo beigesetzt, um später in einer Gruft in der Kirche della Maddalena bestattet zu werden. Vor einigen Tagen waren die Arbeiten an der Gruft beendigt. Man öffnete den Sarg nochmals und erkannte mit Entsetzen, daß man eine Scheintodte in denselben eingeschlossen hatte. Die Hände trugen Spuren von Bissen, das Gesicht war zerkratzt, die Haare in Unordnung und theilweise ausgerissen. Die Unglückliche, die immer leidend gewesen, war von einem plötzlichen Uebel erfaßt worden; sie gab kein Lebenszeichen von sich, wurde für todt gehalten und wegen der damals herrschenden Cholera-Angst schleunigst begraben.

Ein entsetzlicher Vorfall, welcher geeignet ist, auf die siebenbürgischen Sicherheitszustände ein düsteres Licht zu werfen, hat sich, wie man der „Debatte“ von Karlsberg schreibt, dieser Tage zugetragen. Bei dem dortigen israelitischen Einwohner Aaron Wolf drangen in der Nacht fünf vermummte und bis an die Zähne bewaffnete Kerle ein, knebelten die Dienstboten und einen Almosen sammelnden galizischen Juden, welcher sich dort über Nacht befand, und verlangten nun von dem Hausherrn und seiner Frau die Herausgabe alles Baargeldes und Schmuckes. Da die Beiden sich nicht beeilten, dem Ansinnen der Räuber Folge zu leisten, wurde Aaron Wolf aufgehenkt, während die Unmenschen seiner Frau heißes Siegellack in das Gesicht träufelten. Nun wurde eilends Alles zusammengerafft, worauf sie den Hausherrn, der noch lebte, von der Schlinge wieder erlöst und ihn mit seiner vor Schmerzen stöhnenden Frau auf dem Boden liegen ließen. Darauf entfernten sich die Räuber, deren Zweck vollständig gelungen war. Man hat bisher keine Ahnung von ihrer Spur.

Mormonen. Vor 36 Jahren gab es in Amerika nur 6 Mormonen, keine in Europa; und jetzt sind 20,000 „Heilige,“ wie sie sich nennen, in der großen Salzseestadt; ungefähr je 4000 in Ogden Provo und Logan ansässig; und die gesammten 106 Ansiedlungen in jenen Thälern, von Bischöfen und Aeltesten verwaltet, zählen 150,000 Seelen. In anderen Theilen der Vereinigten Staaten befinden sich etwa 8—10,000; in England (nebst den Colonien) 15,000, im übrigen Europa 10,000, in Asien und Australien 20,000. Die Gesammtzahl der Jünger, welche das Evangelium Joseph Smith's angenommen haben und unter der geistigen Oberhoheit Brigham Young's stehen, ist also in wenig mehr als drei Jahrzehnten aus den ersten Anfängen auf 200,000 angewachsen.

Eine gute Partie. Der „Böblinger Bote“ enthält folgenden „Heirathsantrag“: „Ein Mann mit angenehmen Eißern welcher sich das 32 Lebensjahr nebst eines schönes Geschäfts mit bereits noch ohne Konkurrenz zu erfreuen hat, sucht wegen Mangel an Umgänglichkeit auf dießem Wege eine Lebensgefährtin, Ansprüche auf Vermögen, sind 2000 fl. Photographien sind erwünscht, beliebige Adresse W. Mr. posterestande Böblingen Württemberg Möchte dem Mann geholfen werden!“

Schwitzbad-Gauner. Ein äußerst raffinirter Betrug wurde kürzlich in Wien im Gumpendorfer Schwitzbade verübt. In die genannte Bade-Anstalt kamen nämlich zwei bisher unbekannte, ziemlich dürftig gekleidete Herren und ließen sich Anweisungen für ein Dampfbad geben. Sie mochten kaum zwei Minuten im Bade gewesen sein, als sie in den Ankleidesaal zurückkamen und das Oeffnen zweier fremden Cabinen unter dem Vorgeben, es seien die ihrigen, verlangten; dort kleideten sie sich vollständig an und verließen sodann die Bade-Anstalt. Man kann sich nun die Ueberraschung der beiden rechtlichen Besitzer dieser Cabinen vorstellen, als sie nach dem Bade sich ankleiden wollten, und statt der eigenen Kleider und Effecten im Werthe von je hundert Gulden, alte Kleidungsstücke, die auch nicht einmal mehr für den Tandelmarkt als salonfähig gelten und höchstens zwei Gulden werth sein konnten, vorfanden. Die Gauner, welche ihre Sache mit staunenswerther Frechheit angestellt hatten, werden polizeilich verfolgt.

Geheime Abstimmung. Aus Stettin theilt die „N. Stett. Z.“ folgendes verbürgtes Factum mit: Ein Kutscher, von seiner Frau gefragt, ob er für Müller oder Michaelis gestimmt hätte, erwiderte, daß er die Frage deßhalb nicht beantworten könne, weil die Abstimmung eine geheime sei, jeder seinen Zettel zugesteckt erhalte und denselben ungelesen an der Wahlurne abgeben müsse. Darin bestehe die geheime Abstimmung.

Buchstaben-Räthsel.

Bald werde ich recht dumm gemacht,
Bald bin ich fein und klug vollbracht.
Schlägst du mir ab den Doppelkopf,
Dann bin ich doch kein armer Tropf.
Und kürzest du mich weiter noch,
Dann wachs' ich dir zu Trutz recht hoch.
Und solltest du wohl gar es wagen,
Mir noch ein Glied hinwegzuschlagen,
Dann würde ich verlachen dich:
Denn — glauben kannst du's sicherlich
Ich bin so frei und bleibe — ich.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 17. Donnerstag, den 28. Februar **1867.**

Ein Arzt.

Deutsches Zeitbild von Otto Moser.

(Schluß.)

Als der vornehme Edelherr die breite Steintreppe seines am Altmarkte gelegenen Hauses hinabstieg, kam ihm der Doctor entgegen. Dieser maß die gebeugte Gestalt der greisen Excellenz mit finsterem Auge.

„Herr Doctor," schluchzte der Alte, „ich habe wenig Hoffnung mehr!"

Ueber das Antlitz des Arztes flog ein höhnisches Lächeln, das aber der Edelmann durch den Thränenschleier, welcher seine Augen umhüllte, nicht wahrnehmen konnte.

„Stehen doch der Natur wie der Kunst gar mannichfache Mittel zu Gebote, Excellenz," erwiderte er. Und eilig die Treppe hinaufsteigend, daß der Alte ihm kaum zu folgen vermochte, schritt er einer hochgewölbten Halle zu, welche nach dem Krankenzimmer führte.

Die Freiin schlummerte. Die Leiden hatten ihre reizenden Züge kaum verändert. Das holde Antlitz war nur marmorbleich geworden und die geschlossenen Augen umgab ein bleifarbiger Ring. Das goldblonde Lockenhaar floß in reicher Fülle über den Hals und den schneeigen Busen nieder.

Bardello betrachtete einen Augenblick dieses ergreifende Bild leidender Schönheit, dann zog er leise die Decke zurück und den Arm der Kranken erfassend prüften seine Finger den Pulsschlag.

„Sie wird in einigen Minuten erwachen, Excellenz und damit eine Krisis eintreten, welche über Leben und Tod entscheidet. Vor Allem muß jede Aufregung vermieden werden. Ich bitte Excellenz, mich mit der gnädigen Frau allein zu lassen."

„Laßt mich bleiben, Herr Doctor. Ich will mich hinter dem Verhange verbergen. Es macht mir immer so viel Freude, sie die lieben Augen aufschlagen zu sehen."

„Am Krankenbette befiehlt der Arzt, Excellenz! Noch einmal — von der nächsten Stunde hängt Tod und Leben ab, und bleibt Ihr, seid Ihr nicht Herr über jede Bewegung, jeden hörbaren Athemzug, so stehe ich für nichts. Sobald es Zeit ist, werde ich Excellenz rufen lassen."

Zögernd verließ der Freiherr das Krankenzimmer, welches Bardello sorgfältig verschloß.

Mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Wonne und Seligkeit im Antlitz betrachtete der Doctor die liebliche Schläferin. Dann kniete er vor dem Bette nieder und drückte auf ihre kleine, weiße Hand einen langen glühenden Kuß.

„Fünf Jahre anstrengenden Fleißes, fünf Jahre voller Lebensgefahr, voller Kummer und verzehrender Sehnsucht, werden sie sich bezahlt machen?" murmelte er.

Die Kranke erwachte. Sie wandte ihre Augen auf den Knieenden und zitterte vor Erstaunen, Freude und Angst.

„Eva, wir sind allein, das erste Mal während der fünf Jahre Deiner Krankheit, wo ich Dich ohne Zeugen sprechen kann," sagte der Arzt. „Ich will Dir nicht erzählen, wie ich es anfing, daß Alles so kam wie es ist, daß selbst Deine Krankheit durch mich — — doch nein, weshalb davon sprechen? Eva, ich weiß, welche Kämpfe, welches Sträuben, welche Thränen es Dich kostete, den Geliebten zu lassen und Dich den Armen des alten Mannes zu übergeben. Mein Name liegt in Leipzig begraben. Der Heimathlose flüchtete nach Padua, um dort seinen Schmerz über Deinen Verlust zu überwinden, um ein schweres, entscheidendes Unternehmen zur Reife zu bringen. Du wirst entscheiden, ob Alles vergeblich war."

Eva schaute den Doctor fragend an.

„Fünf Jahre hast Du Ehre, Reichthum und hohen Rang genossen," fuhr Bardello fort. „Du hast dessen Werth schätzen lernen und bist im Stande, auch das Glück zu würdigen, welches ich, der schlichte Gelehrte, Dir zu bieten vermochte. Würdest Du, wenn es das Schicksal so gewollt hätte, wohl jetzt noch getauscht haben und mit mir gegangen sein?"

„Ich würde es gethan haben, wenn ich Dir ohne Schuld angehören könnte," flüsterte die Edelfrau.

„Wir lieben verschieden," erwiderte düster der Arzt. „Ich könnte der Liebe zu Dir Ehre und Gewissen opfern und würde, um Deinen Besitz, um Dich frei zu machen aus rosengeschmückten Sklavenketten, selbst vor einem Verbrechen nicht zurückschrecken."

„Balthasar, weshalb eine arme, leidende Frau noch quälen. Du weißt ja, daß es nicht mehr in meiner Macht steht, selbst ein schuldbeflecktes Glück anzunehmen. Ich hoffe, bald wird Alles vorüber sein, und was ich Dir einst bei unserm Scheiden zugerufen: sollte uns das Leben trennen, so wird desto fester uns der Tod vereinen, in Erfüllung gehen."

„Du möchtest also sterben?" fragte der Arzt.

„Wenn Du sagest, daß mir keine Hoffnung auf Genesung bliebe, daß meine Krankheit tödtlich wäre, so würde ich Dir es danken," antwortete ruhig die Edelfrau.

Des Doctors Augen strahlten und über seine bleichen Wangen flog ein glühendes Roth.

„Du scheinst stark und vorbereitet — willst Du die Wahrheit hören?" rief er.

Sie heftete einen Blick unendlicher Liebe und Zärtlichkeit auf ihn. „Ich kenne sie," war ihre leise Antwort. „Nun so, ich fühlte bei Deinen letzten Worten, wie es mir das Herz etwas zusammendrückte, und das war wohl das letzte Aufflammen der Lust zum Leben. Aber sprich ihn nur aus, den Urtheilsspruch und mein Herz wird nicht schneller klopfen."

„Gottes Wille und der Deinige geschehe!" sagte Bardello. Er trat an den Tisch, zog die Phiole aus der Tasche und goß deren Inhalt in eine Schale von kostbarem venetianischen Porzellan.

„Weshalb dieser Trank?" fragte die Edelfrau. „Was liegt daran, ob er mein Leben noch um einige Stunden verlängert?"

„Wenn er die Krankheit nicht zu besiegen vermag, so wird er doch gewiß die Schmerzen der letzten Augenblicke lindern," erwiderte Bardello. „Du wirst einschlummern, wie von Engeln eingewiegt."

Die Edelfrau gab Bardello den geleerten Becher zurück. „Alle freundlichen Erinnerungen meines Lebens werden in den letzten Augenblicken desselben zurückkehren," lispelte ihr bleicher Mund. „Bist ja doch Du anwesend, an den sich Alles knüpft, was mein armes kurzes Leben Freudiges und Fröhliches gekannt hat."

Noch wenige Minuten und die Kranke fiel in einen Zustand hoffnungsloser Schwäche. Sie verlangte nach den Tröstungen der Religion. Der ehrwürdige Hofprediger wurde herbeigeholt und half der jungen schönen Frau sterben. Der in Schmerz zerfließende Gatte, Verwandte und Freunde und die Dienerschaft versammelte sich im Sterbezimmer zum Gebet. Bardello stand am Bett. Seine Augen ruhten gleichgiltig und gelassen auf der traurigen Scene. Er sah wie das matte Auge der Kranken erlosch, er vernahm ihren letzten Seufzer und murmelte: Sie wollte sterben! Dann wandte er sich gegen den jammernden Gemahl und sagte: „Drückt ihr die Augen zu — sie ist todt!"

Der Freiherr vermochte nicht, seinem über Alles geliebten jungen Weibe diesen letzten Liebesdienst zu erzeigen. Er mußte, halb bewußtlos vor Schmerz, nach seinem Zimmer geführt werden, nur der Arzt allein blieb bei der Leiche zurück. Dieser betrachtete mit Wonne die glasigen Augen, die starren Glieder und die stillen Züge mit allen von der Hand des Todes verlöschten Spuren der Schönheit.

„Da liegt sie," rief er. „Kein Hauch, kein Leben, bleich, todt, verwelkt, eine Leiche! Herrlich!" Er verschloß das Zimmer und ging nach dem Gemache, wo die Verwandten und Freunde des Hauses noch versammelt waren und über die Fehler und Tugenden der Dahingeschiedenen sprachen.

„Die Krankheit der seligen Freiin war im höchsten Grade ansteckend," verkündigte er einigen alten Muhmen, die trotz ihrer Jahre noch klettenartig am Leben hingen. „Der Leichnam darf nicht im Hause bleiben, er muß so schnell als möglich nach der Gruft gebracht werden."

Erschreckt von dieser Nachricht verließ die ganze Gesellschaft das Haus, und Bardello erbot sich, die Einsargung der Leiche zu besorgen. Man legte der Todten die schönsten Kleider an, ein Gewand von Brokat, einen kostbaren Spitzenkragen, seidene Strümpfe mit Goldzwickeln und weiße Sammetschuhe, auf denen in Gold und Seide gestickt das Wappen des freiherrlichen Geschlechts von Hoymb prangte.

„Es ist ihr Brautanzug," sagte Frau Martha von Lindenau, des Wittwers Schwester zu dem Doctor.

„Recht so," erwiderte dieser. „Zu gleichem Feste gehört gleicher Schmuck!"

Man brachte den Sarg und legte die Todte in dieses ihr letztes Ruhebettlein. Der Doctor schloß ihn, und als Alle sich entfernt hatten, blieb er zurück und bohrte mit einem blitzenden Instrumente mehrere Luftlöcher in die Fugen der Sargbretter. Dann verließ er das Haus und ging nach der Sophienkirche, wo man bei Fackelglanz einen Katafalk errichtete.

Am nächsten Morgen begannen die Glocken zu läuten und der Leichenzug stellte sich vor dem Sterbehause auf. Die halbe Stadt lief zusammen, um das Begräbniß der jungen, schönen Edelfrau, der Gattin des Günstlings des Kurfürsten, welcher vor fünf Jahren, nach jenem Aufruhr zu Leipzig, in des Landesherrn Nähe berufen worden, mit anzusehen. In der Sophienkirche, wo sich die freiherrliche Gruft befand, wurde ein feierliches Todtenamt abgehalten, eine Predigt voller ernster Worte gesprochen, und ein melancholisches Sterbelied gesungen. Dann nahm man den Sarg von dem hohen, mit schwarzem Tuch umhüllten Katafalk und trug ihn hinab in das feuchte Gewölbe, wo bereits eine Anzahl halbvermoderte, mit welken Kränzen und verblichenem Flitterkram umgebene Särge standen. Damit war der schönen Freifrau von Hoymb der letzte Ehrendienst erwiesen, und ihre Rechnung mit der Erde abgeschlossen.

Das altehrwürdige Gebäu der Sophienkirche warf im Halbdunkel des umschleierten Mondlichts phantastische Schatten, und durch die hohen schmalen Fenster fielen bleiche Strahlen und zitterten auf den Leichensteinen und Todtenkränzen, welche dem Andenken der Verstorbenen gewidmet, damals den Fußboden und die Wände der alten Begräbnißkirche bedeckten. Vor dem Altar stand noch der

Katafalk, welcher am Morgen den Sarg der Freiin getragen, und gespenstig lugten aus dem Dunkel die steinernen Bildsäulen längst begrabener Männer und Frauen in ihrer steifen Tracht, mit Wappen umgeben und von verwitterten Standarten umweht. Da knarrte die Thür des Pförtchens, welches von der Brüdergasse in die Kirche führt, und leise Tritte hallten in dem Gotteshause wieder. Der Küster war es, welcher nach damals üblichem Gebrauche in seiner Kirche die vorgeschriebene Abendrunde machte.

Als er sich dem Altarplatze näherte, fuhr er plötzlich zurück. Das Licht seiner Laterne fiel auf einen Mann, der in seinen Mantel gehüllt, in einem Betstuhle saß und ruhig schlummerte.

„Was macht Ihr hier?" rief der Küster, nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Erscheinung ein eben erwachtes Wesen mit Fleisch und Bein war. „Die Zeit des Betens und der Andacht ist längst vorüber und Ihr müßt mir Rede stehen, auf welche Weise Ihr in dieses verschlossene Gotteshaus gekommen seid."

„Das ist leicht gethan," erwiderte die Augen reibend der Schläfer. „Ich wohnte diesen Morgen dem Todtenamte der seligen Frau von Hohmb bei und als es vorüber und die christliche Versammlung sich entfernt hatte, war ich hinter dem Altare eben in Betrachtung des prächtigen Gedenkmals, welches über dem Grabe des Ritters Hans von Schleinitz steht, versunken, als die Kirchthür geschlossen wurde. So war ich ein Gefangener. Mein Pochen wurde nicht gehört, und es blieb mir nichts weiter übrig, als mich in Geduld zu fassen und zu harren, bis man die Kirchthür wieder öffnen würde."

„Gott bewahre mich in Gnaden!" rief verwundert der Küster.

„Aber Hunger und Durst habe ich," fuhr der Fremde fort. „Ehrwürdiger Herr, könnte ich durch Eure Beihilfe nicht einen guten Imbiß und einen Trunk vom besten Rheinwein erhalten? Ihr würdet mich verpflichten, wenn es Euch genehm wäre, dabei mein Gast zu sein und mir von den Schicksalen und Merkwürdigkeiten Eurer alten, schönen Kirche zu erzählen."

Der Fremdling hatte des Küsters schwächste Seiten berührt. Wie auch sein gewaltiges, in Roth und Blau erglänzendes Riechorgan verrieth, ging ihm ein Trunk guter Wein über Alles, und bekannt war, daß er als eine lebendige Chronik seiner Kirche diese sammt allen ihren Alterthümern und Merkwürdigkeiten bis in die geringsten Einzelheiten kannte und über dieses Thema zu sprechen nie müde wurde. Hier bot sich eine prächtige Gelegenheit beide Neigungen in umfassendster Weise zu verbinden.

„Ein Imbiß und ein Trunk ließ sich leicht schaffen," schmunzelte der Küster. „Unfern von hier, in der Wilsdruffer Gasse, steht die Herberge zum »Blauen Engel«, wo Speisen und Weine in gutem Rufe sind. Ich bin dort wohlbekannt, denn des Wirths Frau ist meiner seligen Hauswirthin Muhme Geschwisterkind, eine geborene Stöpsel. Wollt Ihr, so gehen wir dorthin."

Der Fremde zog eine schwere Geldbörse aus der Tasche und reichte dem Küster ein großes Goldstück. „Wie wäre es, Ehrwürden, wenn wir das Mahl in der Sakristei verzehrten?" sagte er. „Speisen und Wein lassen sich in einem Korbe herschaffen, eine Lampe läßt sich auch finden und die Mittheilungen über Eure Kirche werden unter deren Dache von doppelter Wirkung sein."

Der Küster schien allerdings einen Widerspruch gegen diesen Vorschlag im Sinne zu haben. Ein Blick auf das Goldstück aber und der Gedanke an den bevorstehenden leiblichen Genuß besiegte die aufsteigenden Bedenklichkeiten. Während der Fremde in der Sakristei harrte, schaffte der Küster mit bewundernswerther Behendigkeit einen Korb mit Lebensmitteln und einen zweiten mit Weinflaschen herbei, und beim schwachen Lichte einer Kerze begannen die Beiden ihre Mahlzeit.

„Aechte Liebfrauenmilch," schnalzte der Küster, den geleerten Becher niedersetzend. „Ein wahrer Heide, denn er ist nicht getauft."

Die Becher wurden wiederum gefüllt, aber der Fremde begnügte sich, nur die Lippen zu benetzen, während der Kirchendiener seinen Becher jedes Mal gewissenhaft bis zur Nagelprobe leerte. Und dabei erzählte er, wie die grauen Brüder das Kloster mit der Kirche gegründet, und wie diese später zur Hofkirche erhoben worden und nach der Gemahlin des Kurfürsten Christian den Namen Sophienkirche erhalten habe.

Der Fremde horchte mit der größter Kaltblütigkeit auf die Erzählungen seines Genossen, die immer abgebrochener und verworrener wurden. Die Glocke schlug eben Mitternacht, als er die Geschichte von dem kurfürstlichen Geheimrath Ludwig Wilhelm Moser geschlossen hatte, der verdammt ist, als Geist herumzuirren, weil er die Opfer der geheimen Kabinetsjustiz des ersten Johann Georgs der furchtbaren eisernen Jungfer unter der Elbbastion zu überliefern pflegte, und dessen Leiche auf sein eigenes Verlangen, vor die Kirchthür begraben werde mußte, damit die frommen Kirchgänger ihn bis zum jüngsten Tage mit Füßen treten möchten.

„Noch eine Stunde murmelte der Fremde, und eine neue Flasche öffnend und die Becher füllend rief er: „Trinkt aus! Der Wein ist köstlich und macht dem Engelwirthe und Eurer seligen Hauswirthin Muhme Geschwisterkind alle Ehre!"

Der Küster trank und trank und leistete den Geistern des Weines Widerstand als wackerer Zecher. Beim zwanzigsten Becher lachte er laut auf, streckte die Füße von sich und ließ den Kopf hintenübersinken. Nach und nach glitt er sanft auf den Boden, wo er ruhig liegen blieb.

»Endlich!« seufzte der Fremde. Er zündete die Laterne an, nahm des Küsters auf dem Tisch

liegendes Schlüsselbund und ging hinaus in die Kirche. Dort, an der Hoymbschen Erbgruft, versuchte er die Schlüssel, bis der rechte gefunden war. Er stieg hinab in das Todtengewölbe und entfernte von dem Sarge der Freifrau den Deckel. Da lag sie wieder vor ihm beim matten Lampenscheine, eine starre, unheimliche Leiche.

„Dreimal zehn Stunden — bald sind sie vorüber!“ sagte der Doctor. Er hob die bräutlich geschmückte Leiche behutsam aus dem Sarge und legte sie sanft, wie ein Kind, das er aus dem Schlafe zu wecken fürchtete, auf seinen hingebreiteten Mantel. Dann ergriff er ein schweres zerbrochenes Heiligenbild, das mit Staub und Moder bedeckt in der Ecke lehnte, legte es auf die Atlaskissen des Sarges und schloß wiederum den Deckel mit eisernen Schrauben.

Als am Morgen der Küster in der Sakristei von seinem Rausche erwachte, rieb er sich verwundert die Augen. Er würde Alles für einen Traum gehalten haben, wenn nicht die Reste der Speisen und des Weines ihn von der Wahrheit überzeugt hätten. Brummend brachte er die Spuren des nächtlichen Mahles bei Seite, ergriff sein Schlüsselbund und schlüpfte durch das Pförtchen hinüber nach seiner Wohnung, wo er Mühe hatte, seine alte Haushälterin über diese unerhörte Nachtschwärmerei durch eine erfundene Geschichte zu beruhigen.

Zwei Tage nach dem Begräbniß der Freifrau von Hoymb stand das Oberstübchen im Hexenhäuslein am Eck der Wilsdruffer Gasse wieder leer. Still und unbemerkt, wie er erschienen, war der italienische Arzt spurlos verschwunden.

Prinz August von Sachsen, welcher später als Kurfürst die polnische Königskrone erlangte, stattete auf seiner Reise nach Italien auch dem Kaiserhofe zu Wien einen Besuch ab. Hier verliebte sich einer seiner Cavaliere, der junge Baron Wolf von Lindenau, in eine wunderschöne Ungarin. Seine Liebe wurde erwidert, und ergrimmt darüber, schickte ein verschmähter Nebenbuhler dem Begünstigten eine Herausforderung. — Das Duell fand statt und der sächsische Edelmann wurde gefährlich verwundet. Man schaffte ihn in das nicht entfernt liegende Haus des berühmten kaiserlichen Leibarztes, Bardello, edlen Herrn von Finkenstein. Der Verwundete wurde durch die Kunst des Arztes dem Leben erhalten, doch währte es Monate, bevor er wieder so weit hergestellt war, daß er dem inzwischen nach Italien abgereisten Prinzen folgen konnte. Beim Abschiede von seinem Retter sah er zum ersten Male auch dessen Gemahlin und konnte sich gar nicht von seinem Erstaunen erholen über die außerordentlich große Aehnlichkeit, welche diese mit seiner bereits vor zehn Jahren in Dresden verstorbenen Tante, der Freifrau von Hoymb, hatte. Der Leibarzt lächelte bei diesen Aeußerungen, sein holdes Weib aber bog sich nieder zu ihren spielenden drei Kindlein, ohne Zweifel, um ihre Verlegenheit zu verbergen, die erst mit der Entfernung des sächsischen Edelmannes wich.

Verschiedenes.

Die Büchsenmacher sämmtlicher bayerischer Regimenter sind zu einem Lehrkursus in die Amberger Gewehrfabrik einberufen, woselbst sie etwa zwei Monate zu verbleiben haben werden, um sodann theilweise zur Controle für die an Civilbüchsenmacher überlassenen Arbeiten verwendet zu werden.

In Wiesbaden ist bei der Reichstagswahl eine Stimme auf Garibaldi gefallen. Auf dem Zettel stand folgender Vers:

„Garibaldi, edler Freiheitsheld,
Zogst mit Graf Bismarck in das Feld
D'rum wünsch ich ich auch, bis an dein End'
Wärst Du ein Glied vom Parlament.“

Diese allerletzte Consequenz der preußisch-italienischen Allianz mag dem Grafen Bismarck wohl niemals im Schlafe eingefallen sein.

Vierspännige Bettelei. Im Stuttgarter „Beobachter“ war dieser Tage in Bezug auf die Wahl Rothschilds zu lesen: „Da haben wirs ja! Frankfurt will wiederum vierspännig ausfahren, wie dieser Tage ein die Candidatur Rothschilds unterstützender Artikel der „Frankfurter Zeitung“ ausrief. Zu welchem Ende aber will Frankfurt vierspännig ausfahren? Um — zu betteln wegen den 6 Millionen Contributionsgeldern.“

Die Einnahmen der Stadt Mannheim beliefen sich im vergangenen Jahre auf 339,372 fl. 23 kr., die Ausgaben auf 308,960 fl. 15 kr. — Unter den Ausgaben figurirt ein Posten mit 34,700 fl. 2 kr. als Zulage für das Theater, gewiß ein ehrendes Zeugniß für eine Stadt von 32,000 Einwohnern.

Ein Orkan in Wien und Umgebung richtete am 23. d. großen Schaden an Häusern, Allee-Bäumen, Hüten und Mützen an.

Das Criminalgericht von Zug verurtheilte einen Milchfälscher zu der schweren Strafe von 1½ Jahr Gefängniß.

Garibaldi führt einen Leonberger Hund bei sich, den ihm ein dortiger Oekonom geschenkt. Als er nach dem letzten Feldzug zu seiner Insel fuhr, war ihm das treue Thier über ¼ Stunden unverlangt entgegengeschwommen. Der Hund ist so stark, daß er die wilden Ochsen auf Caprera im Nu niederwirft.

Auflösung des Räthsels in № 16:
Streich — Reich — Eich — ich.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 18. Sonntag, den 3. März **1867.**

Das Heiraths-Bureau.

Humoreske von J. Krieger.

Ich bin der Magister Börlin, daneben auch Doctor der Weltweisheit und sonst noch ein stiller, harmloser Mensch, der gern mit der Welt und der Menschheit in Frieden lebt und lieber Unrecht leidet, als solches übt. Die Familienrache, die Vendetta, wie sie es in dem heißblütigen Corsika heißen, ist mir meiner Lebtage ein unverständliches, unbegreifliches Ding gewesen. Ich gestehe gern, daß ich mir manchmal mehr Muth und Kraft gewünscht habe, denn mancher Poltron und Krakehler hat es verstanden, gestützt auf die Kenntniß meines Charakters mich in Furcht zu jagen und mir nicht geringen Schrecken einzuflößen. Allein was kann ich für diesen Mangel? Der liebe Gott wird es am besten wissen, warum er aus mir keinen Goliath oder sonst irgend einen Kriegshelden und Eroberer gemacht hat. Ich bin meinem Schöpfer täglich dankbar, daß er mir in der gegenwärtigen Zeit gegönnt hat, mein Dasein zu verleben in Ruhe und Friede und nicht in früherer Zeit, in der ich vielleicht genöthigt gewesen wäre, in den Krieg zu ziehen und da Menschen todt zu schlagen und mit Spieß und Morgenstern eben solch harmlose Leute zu erschrecken, wie ich selber bin. Der Herr weiß allein, was ich in der Schlacht bei Sempach oder bei Murten, in Granson gegen den grimmigen Karl von Burgund gethan hätte; ich meinerseits glaubte, ich hätte den Spieß heimwärts gedreht und wäre in Gottes Namen tapfer und flink heimgelaufen.

Mit dem will ich aber nicht gesagt haben, daß ich nicht auch an einigen Orten für einen tapferen, mannhaften Schweizer und biderben Eidgenossen gelte, zwar nicht bei meinen Bekannten und an meinem Wohnorte, aber doch an andern Plätzen, denn ich habe schon zwei- oder dreimal bei einer festlichen Gelegenheit eine tapfere und patriotische Rede gehalten, die mit ungeheurem Beifall aufgenommen wurde, und ich meine, das sei in unserer Zeit hinreichend. — Im Weiteren habe ich mich, obgleich Doctor der Weltweisheit, noch in keinem einzigen Fache ausgezeichnet und noch kein Zeichen meiner Weisheit gegeben; die Welt weiß auch bis auf den heutigen Tag nichts von mir, und seitdem meine Promotion am schwarzen Brette der Universität zu Bern angeschlagen war, ist mein Name nie öffentlich genannt worden, was mir, da ich keinen Ehrgeiz besitze, höchst gleichgültig, ja sogar lieb ist. Nach einer Stelle brauche ich auch nicht zu streben, denn mein Vater, der nur ein einfacher Bauersmann und Senne aus dem Emmenthale war, hat in dieser Beziehung weiser und klüger gehandelt, als sein der Weltweisheit beflissener und studirter Sohn. „Lieber Ruedi" — pflegte er in seines Herzens Aufrichtigkeit zu sagen — „Du bist der einfältigste Kerl von der Welt. Dir ziehen sie die Hose vom Leibe und Du wirst nicht im Stande sein, auch nur einen Hund hinter dem Ofen hervorzulocken." Und wenn ich ihn dann verwundert mit meinen offenen, zutrauensvollen Kinderaugen ansah, und wenn meine herzliebe Mutter mich auf solche Worte hin in ihre Arme schloß und mich küßte und dadurch zu erkennen gab, daß sie mich bewahren wolle vor Leid und Kummer, da beugte auch mein Vater sein wettergebräuntes Gesicht zu mir nieder und zeigte mir seine Liebe auf jede Weise. Er pflegte zu sagen, weil Du nicht im Stande bist, für Dich zu sorgen, so will ich es thun. Und er hat Wort gehalten, der brave Mann, und als er die ewige Ruhe suchte und sie neben meiner gar treuen und herzinnigen Mutter auf dem Friedhofe zu Junwyl gefunden hatte, hinterließ er mir ein Vermögen, das, sicher angelegt, hinreichend war, mich vor Noth und Zufälligkeiten des Lebens zu bewahren.

Ich bewohne ein bescheidenes trauliches Stübchen in der Gerbergasse, Sonnenseite, Nro. 328, habe Blumen vor meinem Fenster, die ich liebe und zärtlich pflege und einen Kanarienvogel, der mir's nicht an fröhlichen und süßen Liedern gebrechen läßt; auch ein zahmer Rabe besucht mich, der einem jungen Patriziersohn aus der Nachbarschaft zugehört, und läßt sich von mir füttern und grüßt mich zum Danke auch auf der Straße, wenn er mich sieht. Ja einmal ist er mir, zu meinem großen Entsetzen, auf den Kopf geflogen und hat meinen neuen Seidenhut in den Koth geworfen, als ich eben mit einem Bundesrathe sprach, was ich mir zur hohen Ehre anrechnete. Der Bundesrath hat über meinen Unfall gelacht und, leicht grüßend, sich von mir abgewandt und ist seines Weges gegangen. Seitdem mag ich den Raben nicht mehr recht leiden, auch beträgt er sich unartig in meinem Zimmer und ist ein ausgemachter schadenfroher Spitzbube.

Das sind Kleinigkeiten und ich würde im Ganzen ein recht zufriedenes, glückliches und angenehmes Leben führen, wenn sich nicht zwei widerstrebende Gewalten in dasselbe getheilt hätten, die

so sehr von mir als Mensch und Bürger Besitz genommen haben, daß ich manchmal zweifle, ob ich das eine oder andere noch sei. Diese zwei Uebel oder Gewalten sind ein Freund und meine Haushälterin.

Mein Freund ist sehr getreu, sehr anhänglich und sehr liebenswürdig. Er ist so getreu nicht in seiner Freundschaft, sondern in seiner Zudringlichkeit, und so anhänglich an mich, nicht gerade aus Liebe, sondern weil er mich brauchen kann, und dabei ist er ungemein liebenswürdig gegen alle Welt, nur nicht gegen mich. Er stört mich, wenn ich arbeite, er singt und trommelt mit den Händen dazu, wenn ich rechne und mich im Einmaleins übe und macht sich ein Vergnügen daraus und rechnet es sich zum Verdienste an, mir irgend eine Arie auf dem Hausschlüssel vorzupfeifen, wenn ich nicht heiter scheine, so daß ich, um diesen musikalischen Produktionen auszuweichen, stets fröhlich und aufgeräumt erscheinen muß. Er raucht meine Cigarren und stopft mit meinem Tabak seine Pfeife. Er zieht meine Stiefeln an, wenn sie neu sind und sagt, sie ständen ihm besser als mir, denn ich sei ein plumper und unbeholfener Mensch. Auch ist er der Meinung, ich sei dumm und einfältig, und wenn ich mich dagegen verwahre, so sagt er, das sei eben das Bejammernswerthe an mir, daß ich nicht wisse, wie dumm ich sei und wie wenig Selbstkenntniß ich besitze; ich würde eben in Gottes Namen alle Tage dümmer. Passirt ihm eine Unannehmlichkeit, so gibt er mir die Schuld und behauptet, ich sei ein Pechvogel und mein Unstern ziehe Alle, die mit mir umgehen, ins gleiche Verderben. Er borgt mir mein Geld ab und denkt nicht daran, es mir zurückzugeben unter dem Vorgeben, er schütze mich dadurch vor Verschwendung, weil ich nicht mit dem Geld umzugehen wisse.

Doch alle diese Dinge sind Kleinigkeiten und ich habe mich an sie gewöhnt, aber eine andere Passion meines Freundes ist schuld, daß meine Leiden manchmal unerträglich werden und daß ich schon hie und da an eine Auswanderung gedacht habe. Diese Passion oder diese Leidenschaft meines Freundes ist etwas delikater Natur und ich bitte den Leser und jede holde Leserin, mich nicht als einen Verräther an meinem Freunde anzusehen und mich demgemäß schief zu beurtheilen, aber ich muß es eben sagen, um ein wahres und vollständiges Bild liefern zu können. Mein Freund ist stets im Begriffe und stets und immerfort bereit, zu heirathen. Er ist, so zu sagen, ein ewiger Freier. Bis jetzt hat er es noch zu keiner Frau gebracht, hofft aber stündlich, eine zu bekommen. Ich bin nun sein stillschweigender Associe, d. h. ich bin genöthigt, seine Heirathsprojekte anzuhören und seine überraschend großartigen Spekulationen zu beurtheilen. Ach, wie selig fühlte ich mich, wäre ich dieses Geschäftes überhoben und mein Freund in den Hafen der Ehe eingelaufen! Sollte sich vielleicht eine der hübschen Leserinnen durch diese Zeilen bewogen finden, sich selbst meinem Freunde als Frau zu geben, so würde ich mich verpflichten, ein wunderschönes Hochzeitsgedicht zu fabriciren und mich gern zur Vermittlung bereit erklären. Ich nehme keinen Anstand, die Adresse meines Freundes zu diesem Zwecke mitzutheilen. Er heißt Rabilius, meines Erachtens ein ganz hübscher Name, und ich glaube, Madame Rabilius würde so schön klingen, als irgend ein anderer. Er ist Advokat und wohnt neben dem Schweizerhofe zu Bern. Dort hat er sich eingenistet, weil er es nicht für unmöglich hält, daß irgend eine russische Prinzessin oder eine englische Lady sich in ihn verliebe und ihm mit ihrer Hand einige Millionen zubringe. Für seine Kenntnisse als Jurist kann ich nicht bürgen, denn ich hatte noch nie Gelegenheit dieselben zu erproben und noch nie habe ich gehört, daß er mit ihnen irgend einem Menschen nützlich geworden wäre; dennoch aber behauptet er selbst, er sei der beste Jurist unseres Vaterlandes und Zachariä und Mittermaier wären nur Stümper gegen ihn. Mir droht er jeden Augenblick mit einem Prozesse, der kein Ende nehmen solle und glaubt steif und fest, er werde eines schönen Tages noch einmal Bundespräsident werden. Das ist mein Freund und die eine der beiden Gewalten, die mich auf dieser schönen Erde plagen. Aber die andere birgt ein noch größeres Uebel, das mich zeitweise mehr quält, als mein Freund.

Ich bin Junggeselle, lieber Leser, und habe eine Haushälterin, die mich partout heirathen will. So süß der Umgang mit einem holden weiblichen Wesen sein mag, so quälend und entsetzensvoll gestaltet sich die Liebe einer Haushälterin, natürlich einer Dame, die vermöge ihres Alters eine solide Stellung im Leben einnimmt. O, mein Gott, was habe ich nicht schon erduldet! Heiße Thränen habe ich geweint — Notabene, wenn ich allein war — und mein Schicksal gefragt, womit ich verdient habe, was mir diese Dame täglich aus Liebe anthut. In meinen Kaffe legt sie keinen Zucker — sie fragt, ob ihr Lächeln ihn nicht versüße. Sie läßt die Suppe und den Braten anbrennen, und wenn ich zanken will, so sagt sie, sie habe an mich gedacht, alles Andere vergessen und ich sei ein undankbarer Mensch. Schicke ich sie auf den Markt Morgens 7 Uhr, so kommt sie erst halb 12 Uhr nach Hause und sagt obenein zu allen Leuten, sie müsse schleunigst nach Hause, denn ich sei ein böser und ungeduldiger Mensch. Spreche ich mit einem andern Frauenzimmer, so wird sie eifersüchtig bis zur Wuth, droht, mich eines schönen Tages zu vergiften und trägt immer ein spitzes Messer in der Tasche, um mir mit diesem Messer die Augen auszustechen, falls ich mich unterstehe, mit einer anderen Dame schön zu thun.

Diese zwei Uebel abgerechnet, bin ich glücklich und zufrieden. Ja, eine Zeit lang lebte ich sogar fröhlich, denn mein Freund war auf ein-

mal spurlos verschwunden und meine Haushälterin krank. Ich fühlte mich wie neugeboren und war heiter und froh. Aber meine Fröhlichkeit sollte nicht lange dauern. Eines Morgens, ich trank gerade ein Glas Wasser und aß Brod dazu, stürzte und stürmte mein Freund in mein Zimmer, schlug, ohne ein Wort zu sprechen, das Glas Wasser vom Tische, warf meine Bücher an die Wand und klopfte mich mit seinem Stocke auf den Rücken. „Was ist denn los? Bist Du närrisch geworden?" rief ich aus.

„O Du bockledernde Seele! Weißt Du denn nicht, daß ich Bräutigam bin und also nächstens Hochzeit mache?"

„Du bist Bräutigam und willst nächstens heirathen?" fragte ich verwundert.

„Ja, das bin ich. Beneidest Du mich vielleicht um mein Glück und um die 80 Tausend, die ich bekomme?"

„Was der Tausend. 80 Tausend bekommst Du?"

„Ja wohl; 80 Tausend schöne baare Franken in lauter vollwichtigen 20-Frankenstücken. Ist das nicht glorios?"

„Allerdings, Doctor. Wenn Du sie nur schon hättest. Wie ging denn das Ding eigentlich zu?" fragte ich.

„Wie das zuging? Auf die natürlichste Weise von der Welt. Du kennst doch die Frau Pelz in der Streithausgasse?"

„Habe nicht die Ehre, lieber Freund," antwortete ich.

„Du kennst doch aber auch gar Niemanden. Was thust Du denn eigentlich auf der Welt? Die Frau Pelz ist eine ehrenwerthe Frau und ihr Geschäft ist, heirathslustigen jungen Männern heirathslustige junge Damen zu suchen und sie auf rechtskräftige Weise zu verbinden."

„Sie ist also eine Kupplerin, Deine Frau Pelz!" sagte ich.

„Was, eine Kupplerin? Laß Deiner bösen Zunge nicht so den Lauf und sprich anständig und mit Achtung von einer ehrbaren und reputationsfähigen Frau, sonst hänge ich Dir einen Injurienprozeß an den Hals."

„Nun was ist denn das Anderes, als Kuppeln, wenn man sich mit solchen Dingen abgibt? Oder wie nennst Du denn das?" rief ich entrüstet aus.

„Ich sehe, verstehe und begreife," sagte mein Freund kalt und gemessen, „daß ein Mensch wie Du, dem alles und jedes Begriffsvermögen, jede Urtheilsfähigkeit und jede Einsicht mangelt und der nichts besitzt, als eine ins Bodenlose gehende Fülle von Dummheit und eine unbegreifliche Taktlosigkeit, nicht fähig ist, zarte Verhältnisse dieser Art zu begreifen und zu verstehen. Da Du nun, vermöge Deiner löblichen Fähigkeiten, nie dazu kommst, einzusehen, was eine Frau, wie die Frau Pelz eine ist, thut und treibt und welch' nützliches Mitglied sie wenigstens für einen Theil der Menschheit ist, so will ich es Dir sagen. Darum höre und staune!"

„Ich höre und staune," sagte ich und ließ mich wieder auf meinem Stuhle nieder und sah erwartungsvoll zu meinem Freunde auf.

„Die Frau Pelz," so hob er an, „ist das sichtbare Werkzeug eines unsichtbaren Schicksals. Sie ist das leibliche Bindeglied eines geistigen Zuges zweier gleichgestimmter Seelen. Kurz, sie ist das Walten des Schicksals in Ehe- und Herzenssachen und also eins der nothwendigsten Dinge in der Natur und in der Gesellschaft. Sie ist der gültige und glaubhaft juridische Beweis eines noch nicht zur That gewordenen Willens. Das ist die Frau Pelz, und wenn Du Dich noch einmal unterstehst und an ihrem Nutzen zweifelst, so verliere ich geflissentlich Deinen ersten Prozeß pro Boerlino contra Waggesios, den ich nächstens mit eigener Hand anzetteln werde.

„So, das ist die Frau Pelz," sagte ich zufriedengestellt durch die geistreiche Definition meines Freundes und eingeschüchtert durch seine Prozeßandrohung. „Allen Respekt vor ihr, und die hat Dich zu einem Bräutigam gemacht?"

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Ueber das schreckliche Elend, das an einzelnen Stellen im Schooße der reichen Hauptstadt Englands, in London, herrscht, ein Elend, von dem sich Niemand, der es nicht aus eigener Anschauung kennt, auch nur annähernd einen Begriff machen kann, dringen von Zeit zu Zeit wirklich herzzerreißende Einzelnheiten unter das Publikum. Ein Geistlicher, der Pfarrer des Pfarrdistrikts St. Mathias, eines Theiles des hauptstädtischen Distriktes Bethnal-green, schreibt in einem zur Vertheilung gedruckten Berichte über den Zustand seiner eigenen Pfarre: Auf einem Raume von 400 Schritt Länge und etwa 200 Schritt Breite sind zwischen 6000—7000 menschliche Wesen in Armuth, Noth und Schmutz dicht zusammengehäuft. Hinter zerbrochenen, lumpenverstopften Glasscheiben, zwischen schwarzen, schmutzigen, baufälligen Wänden sitzen dort an schweren Webstühlen hagere, ausgehungerte Männer und sieche, kränkelnde Kinder hängen im jugendlichsten Alter über mühselige Arbeit gebückt. Es ist hier das Hauptquartier der Seidenmanufaktur von Spitalfields. Diese Seidenweber sind Abkömmlinge jener Hugenotten, die zur Zeit, als Verbannte aus ihrem Vaterlande, von der Königin Elisabeth die Felder um das Hospital von St. Mary, damals außerhalb der Mauern Londons, zur Niederlassung angewiesen erhielten. Der Ort, jetzt mitten in einem zahlreich bevölkerten Quartier gelegen, trägt heute noch den Namen Spitalfields und heute noch tragen die Enkel jener französischen Ansiedler die be-

kannten Namen Vendome, Rey, Vavine, Defoe, Lafontaine, Dupin, Blois, Le Beau, Fontaineau und Montier und sind, obwohl in Lumpen gehüllt, noch stolz auf die Traditionen ihrer Väter. Von dem Wohlstande jener Zeit und dem kleinen Luxus besserer Verhältnisse ist den jetzigen Bewohnern dieses Ortes nichts als eine traditionelle Liebe für Vögeln und Blumen geblieben, die man fast allenthalben, selbst da wo der Jammer in der traurigsten Gestalt erscheint, mit Sorgfalt gehegt und gepflegt findet. Obgleich in nächster Nähe dieses Quartiers Raub und Mord und alle Laster ihre Zufluchtsstätte haben, ist doch die Seidenwebercolonie fast ganz frei davon geblieben und die Hülfe des Geistlichen muß sich hauptsächlich gegen die grenzenlose Armuth wenden, die dort herrscht. Ein geschickter Arbeiter, der kostbaren Sammt und reiche Seidenstoffe webt, kann, bei 12—16stündiger angestrengter Arbeit, nur 12 Shillinge (1 Sh. = 35 kr.) per Woche verdienen und es gibt Manche, die es nur auf 7—8 Sh. bringen. Die Frauen, die nicht im Stande sind den schweren Balken des Webstuhles zu handhaben, sind mit der Anfertigung von Besatz in Sammt, Seide oder Baumwolle beschäftigt, und verdienen dabei etwa ein Drittel des Erwerbs der Männer, und selbst bei diesen elenden Lohnsätzen ist die Arbeit nur spärlich und oft sind für lange Zeit die Armen außer Beschäftigung. Die übergroße Noth hält die Eltern meist ab, ihre Kinder zur Schule zu schicken und die armen kleinen Geschöpfe sitzen zu Hause mit sogenannter Kinderarbeit beschäftigt. Der Hauptindustriezweig auf diesem Gebiete ist die Fabrikation von Zündholzschachteln, die das Gros mit 2½ Dime (1 Dime = 3 kr.) bezahlt werden, 32 Schachteln müssen auf diese Weise für ½ D. (1½ kr.) angefertigt werden, und aus diesem armseligen Gelde müssen die kleinen Arbeiter noch ihren Kleister selbst bestreiten. Der Berichterstatter fand ein kleines Mädchen von 4 Jahren, die nach der Aussage ihrer Mutter ihr Brod schon auf diese Weise seit einem Jahre selbst verdient hatte, die arme Kleine, die nie die dumpfe enge Gasse, wo sie geboren war, verlassen, nie weder Feld noch grüne Bäume gesehen hatte, trug den baldigen Tod schon auf dem ernsten, blassen Gesichtchen. Solcher Fälle gibt es hunderte und die Sterblichkeit der Kinder in Folge der schrecklichen Ueberfüllung von Menschen und der unzulänglichen Nahrung und Kleidung ist fürchterlich. Es ist an der Tagesordnung von einer Mutter zu hören, daß sie 6—8 Kinder begraben und nur 1 oder 2 aufgebracht hat. Fast keine Familie in der Pfarre bewohnt mehr als ein Zimmer, für das sie aus dem spärlichen Erwerb der Woche 3—4 Sh. bezahlen müssen; unter 20 Familien besitzt vielleicht eine eine Decke und unter 12 nur eine ein Betttuch. Zur Zeit der Cholera, als viele der Reconvalescenten in die Hospitäler geschafft wurden, hatte keine der betreffenden Personen ein zweites Hemd und viele gar keines, und doch tragen diese Armen die schreckliche Bürde ihrer Armuth ohne Klage und verlassen sich auf ihre eigene Arbeit.

In demselben London, aus welchem wir in Vorstehendem unsern Lesern ein Bild der größten Armuth gaben, wird in Zukunft der junge Lord Belgrave der reichste Mann der Welt werden, wenn er so lange lebt, um sein in Aussicht stehendes Erbe anzutreten. Zu der Zeit, als derjenige Theil Londons, der jetzt als das fashionableste Stadtviertel unter dem Namen Belgravia bekannt ist, nur ein Landgut war, verpachtete der erste Marquis dasselbe auf neunzig Jahre. In etwa zehn Jahren, wo der Erbe dieses Gutes großjährig geworden sein wird, hört dies Pachtverhältniß auf. Die Revenuen vermehren sich alsdann bis zu einer fast unberechenbaren Höhe. Gegenwärtig belaufen sich die Einkünfte auf 1000 Pfd. Sterling per Tag (gleich 12,000 fl.); in zehn Jahren werden sie auf das zehn- bis zwanzigfache gestiegen sein. Der jetzige Marquis von Westminster ist ungefähr 72, sein ältester Sohn, Graf Grosvenor, 47 und der älteste Sohn desselben, der junge Lord Belgrave, 13 Jahre alt.

Die Pariser Ausstellung wird sehr viele Amerikaner nach Frankreichs Hauptstadt ziehen. Es heißt, daß bereits sämmtliche Dampfboote die von Newyork nach Europa fahren, für die nächsten drei Monate keine Passagiere mehr annehmen.

Nutzen häufiger Inserate. Eine französische Zeitung schildert den Eindruck oft wiederholter Inserate in folgender Weise. Das erste Mal sieht der Leser die Anzeige kaum. Das zweite Mal sieht er sie, liest sie aber nicht. Das dritte Mal liest er sie. Das vierte Mal sieht er nach, was die ausgebotenen Gegenstände kosten. Das fünfte Mal spricht er mit seiner Frau darüber. Das sechste Mal willigt die Frau ein, den Gegenstand zu kaufen. Das siebente Mal gibt sie endlich Anlaß, den Einkauf zu besorgen.

Räthsel.

Dir lacht so hold wie Morgenroth das Leben,
So lange du die erste bist,
Und tausend zarte Liebesgötter weben
Dir Kränze. Keine Schranke mißt
Des Geistes Flug und jenes edle Streben,
Das nur der edlen Seele Erbtheil ist.
Vollendet steht im Zweiten, was als Blüthe
So herrlich und so lieblich dich entzückt,
Den stillen Schatz erprobter Lieb und Güte
Schließt es in sich, beglückend und beglückt.
Und wie du es im Ganzen einst erschauet
Als jene Blüthe, rein und zart und mild —
So bleibt es stets den Grazien anvertrauet
Der schönen Menschheit ewig schönes Bild.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 19. Donnerstag, den 7. März 1867.

Das Heiraths-Bureau.

Humoreske von J. Krieger.

(Fortsetzung.)

„Ja! Die Madame Pelz hat in mein Schicksal eingegriffen und unter ihren Händen wird es sich freundlicher gestalten, so daß ich fortan Burgunder und echten Nestenbacher trinken kann. Apropos, hast Du nichts zu essen und zu trinken, etwa eine Wurst und ein Glas Bier? Ich habe heute noch Nichts zu mir genommen.“

„Willst Du nicht ein Glas Burgunder oder Nestenbacher trinken?“ fragte ich demuthsvoll.

„Miserabler Kerl! Falscher, verrätherischer, mordsüchtiger Freund!“ schrie Rabilius. „Du bist der boshafteste Satan, den die Sonne bescheint. Du verhöhnst mich in meinem Hunger!“

„Sei nur ruhig,“ sagte ich, „da ist ein Stück Käse und ein prächtiges Glas Wasser.“

„Gieb her! Aber warte nur, wenn ich einmal 80 Tausend mein eigen nenne, so werde ich mit Dir, mitleidloser Bücherwurm, eine andere Sprache reden.“ Er aß frisch und fröhlich darauf los und ich muß zu seiner Ehre gestehen, daß er ein gutes Glas Wasser mit Brod und Käse noch zu würdigen wußte! Burgunder und Nestenbacher hatten ihn noch nicht verwöhnt. Nachdem er des Guten gethan, sagte er: „So wird es gehen. Du ziehst Dich jetzt an, Notabene festlich, und läßt Dein zerstreutes, gedankenloses Wesen zu Hause, nimmst Dein bischen Muth zusammen und begleitest mich zur Madame Pelz, allwo Du Gelegenheit haben wirst, die Wohlthätigkeit und Nützlichkeit einer Heiraths-Vermittlungstheorie, verbunden mit der vernünftigsten Praxis und gestützt auf polizeilich-rechtliche Grundsätze, kennen zu lernen. In einer halben Stunde bin ich bei Dir, um Dich abzuholen. Apropos, pumpe mir 20 Francs, ich werde sie Dir mit Zins und Zinses-Zins zurückzahlen, wenn ich verheirathet bin.“

„Wozu brauchst Du denn Geld?“ fragte ich.

„Dumme Frage! Ein Bräutigam braucht immer Geld oder glaubst Du, ich kann so armselig umherlaufen, wenn ich in kurzer Zeit über 80 Tausend zu verfügen habe?“

„Also auch noch Geld willst Du?“ seufzte ich und plünderte mein ohnedies mageres Beutelein. „Aber ich hoffe, Du giebst es mir wieder?“

„O Du armseliger Jude! Verzweifle nur nicht um solcher Lumperei willen. Wenn ich einmal die 80 Tausend habe, so wirst Du sehen, wie ich Dich entschädige und was losgeht. Adieu!“ und fort war er.

Ich lief nachdenkend in meinem Zimmer auf und ab und überlegte so für mich, wie reich einst mein Freund sein würde. „Ist er einmal reich,“ meditirte ich, „so ist er auch geehrt, hat er Ehre, so traut man ihm Verstand zu und hält man ihn für verständig und gescheidt, so wird er auch Bundespräsident. Da kann es nicht fehlen. „Schau, schau,“ sagte ich laut zu mir selbst, „wie klug Rabilius ist! Ich hätte es ihm wahrscheinlich nicht zugetraut. Was doch eine gute Heirath machen kann! So 80 Tausend und Bundespräsident! Es ist am Ende am besten, wenn ich mich auch verheirathe. Ja, ja! Ich thue am besten. Welch' ärmliches und einsames Leben führe ich nicht? So ein Junggesellenleben hat vor Gott und den Menschen keinen Werth. Es bleibt dabei! Ich benütze die Gelegenheit da mit der Frau Pelz und suche mir eine Braut; ob sie 80 Tausende hat, wie die meines Freundes, des künftigen Bundespräsidenten, oder nicht, das ist mir gleichgültig. Ich heirathe.“

„Ach du mein Gott, liebster Herr Doctor, ich habe ja noch gar nichts hergerichtet! Kein Bett, kein Kleid und noch keinen Brautkranz, verschieben Sie es doch auf 14 Tage!“ So sprach plötzlich eine schmachtende, in den süßesten Tönen flötende Stimme zu mir und eine sanfte Hand legte sich leicht auf die meinige. Ich erschrak fast zu Tode; meine Haushälterin stand neben mir und sah mich mit schmachtenden, bis zu Thränen seligen Augen an.

„Was ist es denn? Was wollen Sie?“ fragte ich zerstreut.

„Ach ich meine wegen der Hochzeit. Wir müssen uns doch noch besser einrichten. Ich besitze noch gar viele Dinge, die in diesem Zimmer keinen Platz haben. Ich habe 9 Dutzend blaue gestrickte Strümpfe, alle mit meinem Namen versehen; 4 Dutzend neue Hemden und 15 Unterröcke und 8 Regenschirme und 6 neuseidene Schürzen. Ich kann Ihnen von einer derselben ein Halstuch machen, weil“

„Um Himmels willen, lassen Sie mich mit Ihren Schürzen, Unterröcken und dergleichen Zeug in Ruh!“ rief ich aus.

„Aber liebster Herr Doctor, man hat sie doch so nöthig. Ich habe auch Schüsseln und Häfen; nur das Porzellan und Silberzeug fehlt noch. Sie dürfen mir nur Geld geben, dann kaufe ich Alles selbst und füge meinen Haushalt hinzu.“

„Ich brauche aber diesen Mischmasch nicht. Weder Häfen noch Schüsseln noch Porzellan und anderes Zeug," sagte ich.

„Aber um des lieben Christophulus mit dem lieben Knaben auf dem Buckel, womit sollen wir denn kochen und haushalten!" rief die Dame und schlug vor Verwunderung die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Wir werden gar nicht kochen und noch weniger haushalten," entgegnete ich bestimmt, „weil wir nie miteinander verehelicht sein werden!"

„So!" rief sie aus. „O ich unglückliche, ich betrogene, verlassene, mißhandelte und betrügerisch, hinterlistig umgebrachte Person! Sie werden mich nicht ehelichen, nicht heirathen? Ich falle in Ohnmacht!"

„Fallen Sie, wenn es Ihnen Freude macht," sagte ich kalt.

„O Sie Barbar! Sie Undankbarer! Sie Mörder und Verführer! Ja, Sie sind mein Mörder. Ich hänge mich auf und zeige Sie dann an, damit Sie geköpft werden!" rief sie drohend. „Wollen Sie mir das Versprechen der heiligen Ehe geben?"

„Nein! Lassen Sie mich in Ruhe!" sprach ich und wollte fort. Da aber ergriff sie mich am Schlafrocke und schrie: „So ersteche ich Sie mit diesem Messer!" Sie erwischte aber nur einen Schlüssel und stach nach mir. Ich aber vermochte in mein inneres Zimmer zu entrinnen, schob den Riegel vor und begann, mich zum Besuche bei der Madame Pelz in ein anständiges und äußerst solides Kleid zu werfen, denn so hielt ich es für meine Zwecke am besten. Mein pünktlicher Freund durfte nicht auf mich warten. Rabilius war heiter und aufgeräumt, da er mich bereit sah, und dachte nicht im Entferntesten daran, daß ich bei diesem Gange auch meine eigenen Zwecke verfolge. Natürlich sagte ich ihm keine Silbe.

* * *

Madame Pelz wohnte in der Streithausgasse. Ihre Wohnung war ganz geeignet zu dem Geschäfte, das sie trieb; man konnte unbemerkt und ungesehen zu ihr kommen. Ueberhaupt läßt sich in keiner Stadt der Welt so gut Versteckens spielen, wie in Bern. Durch die ganze Stadt laufen die sogenannten Bögen, und unmittelbar von ihnen gelangt man in die Häuser, d. h. man schlüpft hinein. Da ist nicht das lästige Anläuten auf der Straße, das Begaffen Seitens der Nachbarn und lästige Controlle-Passiren vermittelst der Spiegel an der Außenseite der Fenster, wie anderswo. Wir schlenderten gemüthlich unter besagten Bögen hin, bis endlich mein Freund sagte: „Halt! Hier ist's!" Ehe ich recht aufschaute, hatte er mich schon in's Haus gezogen. Im Hausgange waren der Reihe nach mehrere Glocken angebracht, die sehr vernünftig und praktisch die Namen derer trugen, die sie rufen sollten. Rabilius zog die Glocke des zweiten Stockes, und kaum erscholl ihr Klang, als auch schon eine sanfte, nicht unangenehm tönende Stimme sich vernehmen ließ. Oben am Geländer stand eine Vertrauen erweckende Dame, und als sie meinen Freund erkannte, sagte sie, ihm die Hand reichend: „Gott grüße Sie, Herr Fürsprech!" und verneigte sich auch artig und höflich gegen mich, während mein Freund den Gruß mit den Worten erwiderte: „Danke schön, Madame Pelz!"

Richtig, das war die Madame Pelz, das Schicksal meines Freundes, die auch, so es die Vorsehung wollte, mein Schicksal wenden oder wenigstens in dasselbe bedeutungsvoll eingreifen sollte. Sie führte uns in ein hübsch und geschmackvoll dekorirtes Zimmer, das, im bürgerlichen Style gehalten, jenes Zutrauen verstärkte, das die Eigenthümerin erweckte. Einige religiöse Kupferstiche an der Wand vollendeten den behaglichen Eindruck. Madame Pelz war eine über die Mittelgröße erhabene, in der Mitte der Vierziger stehende Frau, deren gemüthliches, behäbiges Aussehen Zeugniß ablegte von der Dankbarkeit ihrer Clienten. Sie war elegant gekleidet und ehemals die Frau eines eidgenössischen Postangestellten, dessen Andenken sie mit dankbaren Worten und thränenden Augen feierte und so indirekt das Glück der Ehe pries. Mir wurde schon ganz warm bei ihren Worten und auch Rabilius sah verklärt und selig aus. „Haben Sie Nachricht von Brechtwyl erhalten?" fragte er.

„O ja und die beste. Sie werden mit Sehnsucht erwartet," antwortete Madame.

„Das ist schön. Ich denke, wir wollen nächsten Sonntag hinausgehen; ich und mein Freund hier, Doctor Börlein," sagte Rabilius.

Madame verneigte sich anmuthig und warf einen prüfenden Blick auf mich, der sie wahrscheinlich über meine Person aufklären sollte. „Sie sind wohl schon verheirathet?" fragte sie leichthin.

Ich wollte eben auf artige Weise bedauern, daß dem nicht so sei, um mein Geschäft einzuleiten, als Rabilius ein helles Gelächter aufschlagend, ausrief: „Ach Gott der Doctor verheirathet! Das ist der größte Weiberfeind unter der Sonne, feig und furchtsam wie ein Hase einem Unterocke gegenüber und schüchtern wie ein Lamm in der Gesellschaft von Damen!"

Die Madame lächelte sarkastisch und ließ zum zweiten Mal jenen prüfenden Blick über mich gleiten; sie mochte wohl bemerken, daß ich gegen die Aeußerung meines Freundes hätte protestiren mögen. „Haben Sie keine Neigung zur Ehe?" fragte sie mich schelmisch. „Man bedarf dazu nur etwas Muth und ein klein wenig Zutrauen zu sich selbst." Ich hüstelte verlegen und mein Freund, der mir keine Hintergedanken zutraute, nahm sogleich seine Entwürfe wieder auf und fragte, ob wohl der nächste Sonntag zu einem Besuche in Brechtwyl geeignet sei und ob Madame ihm den Weg ebnen wolle? Madame Pelz hielt den Tag für vollkommen günstig und versprach, das Weitere auf völlig

entsprechende Weise zu besorgen. Mein Freund erhob sich auf diese Zusicherung, um sich zu verabschieden; ich folgte seinem Beispiele, konnte aber nicht umhin, Madame Pelz fragend anzusehen. Sie nickte mir zu und bemerkte leichthin, indem sie auf die Uhr sah: „Um 11 Uhr bin ich immer zu Hause!" Wir verabschiedeten uns. Als wir auf der Straße waren, sprach mein Freund: „Weil Du heute eine so geschickte Rolle gespielt und Dich so gescheidt benommen, das heißt, weil Du Deinen sonst so einfältigen Mund gehalten hast, so darfst Du zur Belohnung ein paar Glas Bier beim Czar bezahlen. Ich sah auf meine Uhr und da es noch nicht völlig 10 Uhr war, so ging ich mit, bei mir denkend: Warte nur, Du pfiffiger und schlauer Advokat, diesmal wird ein Doktor der Weltweisheit Dir zeigen, was weise und klug ist. Am Ende komme ich noch zu einer Frau, ehe Du nur daran denkst. Ich lächelte, glücklich im Bewußtsein meines einstigen Triumphes und bezahlte so viel Bier, wie der durstige Fürsprech nur immer trinken wollte. Als es 11 Uhr schlug, erhob ich mich zum Weitergehen. „Wohin schlitzöhriger Kerl?" fragte Rabilius.

„Ich muß zu Pastor v. W., um ein Kapitel aus dem heiligen Augustin mit ihm zu lesen!" sagte ich.

„Laß Du den seligen Augustin in Ruhe und kneipe noch mit mir bis um 12 Uhr; ich esse dann mit Dir zu Mittag."

„Nein, lieber Rabilius, ich danke. Das Kapitel ist zu wichtig. Es handelt von der Prädestination. Das leidet keinen Aufschub. Adieu!"

Ich lachte herzlich, daß ich ihn so geschickt losgeworden und begab mich wieder zur Madame Pelz. Sie empfing mich freundlich und als sie meine Verlegenheit bemerkte, sagte sie ermunternd: „Ohne Scheu, lieber Doctor. Das ist ja mein Geschäft und ich kann es mir denken, wie eisam sich ein Mann von Verstand und Herz fühlen muß im Junggesellenstande."

Sie setzte sich zu mir auf's Sopha und bat mich, ihr ohne Scheu meine Verhältnisse zu offenbaren, ihrer Discretion dürfte ich in allen Fällen versichert sein. Verschwiegen zu sein wie das Grab, sei ihr erster Grundsatz. „Haben Sie Vermögen, lieber Doctor?" war ihre erste Frage. Ich schraubte mein bescheidenes Einkommen um ein Drittel in die Höhe und versicherte herzhaft, ich könne eine Frau ganz gut, ja sogar nobel unterhalten.

„Schön!" sagte sie, „das habe ich mir gedacht." Aber ein Etwas in ihrem Mundwinkel, der sich fast unbemerkbar aufwärts zog, zeigte mir, daß sie schon wisse, wie sie daran sei.

„Und wie alt sind Sie?" Sie lächelte wieder und der Mundwinkel verkrümmte sich abermals. Nun ist mir die Lüge Zeit meines Lebens das Verhaßteste aller Dinge gewesen und doch hatte ich eben erst bezüglich meines Vermögens gelogen. Diese Gemeinheit empörte mich, und ich sagte herzhaft und roth vor Scham über meine frühere Sünde, daß die Welt schon 45 Jahre das Glück besitze, mich auf ihren rosigen oder dornenvollen Pfaden wandeln zu sehen.

„Nehmen wir 35!" sagte Madame. „Sie sind also vollkommen mit sich im Reinen, sich durch meine Vermittlung in den Stand der heiligen Ehe begeben zu wollen, oder nicht?" Ich bejahte die Frage, und fügte verschiedene Versicherungen bei, die Madame sehr zu gefallen schienen. Darauf lud sie mich ein, sie in ihr Allerheiligstes, in ihr Geschäftsbureau, zu begleiten.

Es war ein kleines, allerliebst ausgestattetes Gemach, in das wir traten. Licht und freundlich, sonnig und schön, war es von einem feinen aromatischen Dufte durchströmt, den Frauen so sehr lieben, weil er die Sinne betäubt, das Gefühl erregt und in jenen halbträumerischen Schlummer versetzt, der die Seele mit Wohlbehagen erfüllt und unfähig macht, scharf zu denken. Setzen Sie sich doch, Herr Doctor," sprach Madame Pelz freundlich und gefällig; „es spricht sich leichter und gemüthlicher. Ohne Zweifel wünschen Sie eine achtungswerthe, gefühlvolle und gebildete Dame, nicht zu jung, aber auch nicht zu alt, von wohlwollendem, sanftem Charakter; ich begreife das — nicht wahr?"

Ich nickte beistimmend. „Bildung wird erwünscht sein, auch einiges Vermögen, wenn auch nicht gerade Reichthum. Dabei hat sie einem Stande anzugehören, der zu dem Ihrigen paßt. Wünschen Sie vielleicht auch, daß Ihre Zukünftige musikalisch sei? Ich dächte, es wäre Ihnen vielleicht angenehm, unter Gesang einzuschlafen. Ziehen Sie Saiteninstrumente einer Flöte etwa vor?"

Bei all' diesen Fragen saß ich überrascht und erstaunt da und war um der Seltsamkeit dieser Fragen willen nicht im Stande, auch nur eine zu beantworten. Doch Madame Pelz schien auch nicht darauf zu warten, sie erhob sich, nahm aus einem Verschlusse ein in rothen Saffian mit Goldschnitt gebundenes Buch, setzte sich wieder zu mir und sagte mit der gewinnendsten Anmuth und der größten Freiheit der Welt zu mir: „Suchen wir einmal, Herr Doctor, ob wir nicht eine passende Partie für Sie finden können." Mit der liebenswürdigsten Gefälligkeit schlug sie das Buch auf, in dem mit hübscher, netter Frauenschrift eine Masse von Namen verzeichnet stand, lauter Heirathskandidatinnen, wie ich sogleich erfahren sollte.

„Sehen Sie," fuhr sie fort, hier ist Nro. 1. Louise Kollerbeck, 23 Jahre alt, Metzgerstochter mit 15,000 Francs Vermögen. Still, ehrbar und anhänglich, treu und fleißig. Eine vorzüglich gute Köchin, namentlich in Fleischspeisen. Was meinen Sie, Herr Doctor?" Ich schüttelte unbefriedigt das Haupt.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Unterseeische Photographie ist vor Kurzem, wie „Phot. News“ mittheilen, in England ausgeführt worden. Ein Mr. Bazin hat zum ersten Male unter der Tiefe der See gearbeitet, und zwar mit Hülfe des elektrischen Lichtes, um die Lage gesunkener Schiffe zu entdecken. Sein photographisches Atelier besteht aus einem Kasten von starkem Eisenblech, der kreuzweise verankert ist und das Licht durch linsenförmige, wasserdichte Fenster einläßt. Er kann etwa zehn Minuten lang bequem in demselben verweilen. Mr. Bazin hat schon gut ausgeführte Photographien geschaffen, welche in einer Tiefe von beinahe 300 Fuß aufgenommen wurden, und die darauf berechnet sind, die Wiedererlangung tiefgesunkener Gegenstände leichter zu machen.

Von Alexander Dumas erzählt man sich neuerdings folgende Anecdote. „Leihe mir einen Louisd'or!“ sagt er zu einem Freunde, ins Zimmer stürzend, „ich habe keinen Heller bei mir, um den Kutscher zu bezahlen.“ Natürlich wurde dem Wunsche sofort gewillfahrt. In demselben Augenblick erinnert sich die Frau des Freundes, daß Dumas bei seinem letzten Besuch ihre eingemachten Gurken so vortrefflich gefunden hatte. „Wollen Sie sich nicht ein Töpfchen von jenen Gurken mitnehmen?“ fragte sie, „die Köchin soll Ihnen dasselbe in den Wagen stellen.“ — „Mit Freuden“, erwidert Dumas. Die Köchin kommt dem Auftrage ihrer Herrin nach und erhält von Dumas, welcher eiligst wieder seinen Wagen besteigt — den eben geborgten Louisd'or als Trinkgeld.

Komische Anzeigen. Ein Berliner Wochenblatt gibt sich die Mühe, seinen Lesern bruchstückweise eine Sammlung komischer Anzeigen aus Zeitschriften und Plakaten zu bieten. Unter vielem Albernen findet sich doch wieder manches Drollige, und von der letzten Gattung sind nachstehende: Auf der hintern Bleiche (in Berlin) ist ein zwei Stiegen hohes, sehr freundliches Frauenzimmer mit oder ohne Möbel zu vermiethen und sogleich zu beziehen. — Heute Morgens entschlummerte bei der vollkommensten Bewußtlosigkeit seiner Menschenwürde an dem hartnäckigen Dasein einer Leberverhärtung mein zweijähriger Trompetergatte im 6. Husarenregiment, an dessen Grab eine elende Wittwe und zwei unsägliche Würmer ihren Schmerz aushauchen und um stille Theilnahme an dem Unfall ihres irdischen Mißgeschicks bitten. — Gestern entschlief zu einem schöneren Wachen an dem zweijährigen Rheumatismus dieses Lebens und bei dem vollkommensten Bewußtsein ihrer Subjectivität meine erste Gattin Appollonia, gebor. Strunk. Ihr 30jähriges Dasein war dem Elend gewidmet. Als Gatte beklage ich sie mit Thränen; was sie aber als Mensch gewesen, das hat sie immer mit Selbstverachtung geleugnet. Kurz ist der Schmerz und ewig währt die Freude. Gleichzeitig werde ich das Geschäft als Milchfrau jetzt selbst fortsetzen.

Eine fast unglaubliche Lebensrettung. Aus Ruhrort, 21. Febr., wird geschrieben: An einem mittelalterlichen Schlosse hatten sich die Gründungen eines der Thürme so gesenkt, daß derselbe dem Fall nachzustreben schien. Da er mit der Mauer des Schlosses verankert war, hatte sich Niemand eines Unglücks versehen. Plötzlich aber in der Morgenfrühe fand man den Thurm im Schloßgraben liegen. Dessen oberstes in Zimmerwerk gefügtes Geschoß lag sogar über dem Graben auf dem Trockenen. Die Köchin des Schlosses schlief aber gerade in diesem oberen Thurmgeschosse. Man dachte, sie zerschmettert zu finden; allein als man zu dem Thurmbruchstück eilte und einen Eingang in dessen Inneres erzwang, war das Mädchen in seinem Bette unversehrt geblieben. Es hatte von diesem salto mortale keine Schramme davongetragen, lag aber so wohl in seinem Bette verpackt, daß es erst nach Wegräumung einiges Bastes sich erheben und ankleiden konnte.

In Lille hat ein großes Metzger-Turnier zwischen der Zunft von Lille und der von Douay stattgefunden. Es galt eine bedeutende Wette, welche Partei am Schnellsten Schafe tödten und handwerksmäßig herrichten könne. Zu diesem Zwecke wurden jedem der beiden Vorkämpfer 10 Schafe und je ein gesondertes Schlachthaus zugewiesen. Nach 1 Stunde 3 Minuten gab der von Lille das Zeichen, daß er fertig sei; die Experten öffneten die Thüre und fanden die 10 Schafe aufgehängt und untadelig hergerichtet. Der Nebenbuhler von Douay wurde 14 Minuten später fertig.

Räthsel.

Es wünscht ein jeder Mensch auf Erden
Gewiß recht sehnlich, mich zu werden;
Doch ist er es geworden dann
Und fühlt er alle die Beschwerden,
Die ich von mir nicht trennen kann,
So hört man ihn oft bitter klagen,
Sich sehnen nach entschwund'nen Tagen.

Das erste Zeichen mußt Du rauben,
Dann stelle ich — kaum ist's zu glauben —
Mich Dir urplötzlich anders dar.
Ich trage jetzt die dunklen Trauben,
Schling mich der Braut als Kranz durch's Haar.
Dem Baume kann ich frisches Leben,
Der Jugend Bild dem Dichter geben.

Und wirst Du wiederum ein Zeichen
Mir ab von meinem Kopfe streichen,
So werde ich an hellem Schein
Dem Funkeln des Demanten gleichen,
Jedoch ihm sonst nicht ähnlich sein.
Ihn können Flammen nicht verzehren,
Mich werden gänzlich sie zerstören.

Auflösung des Räthsels in No. 18:

Jungfrau.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 20. Sonntag, den 10. März **1867.**

Das Heiraths-Bureau.

Humoreske von J. Krieger.

(Fortsetzung.)

„Begreife schon," sprach Madame Pelz schnell, „zu wenig Bildung, zu wenig sentimental. Nr. 9. Ernestine Georgine Dulkamara, 28 Jahre alt, aus einem vornehmen spanischen Geschlechte, Hidalgo's heißt man, glaube ich, dort die Edelleute.' Vornehm, sehr gebildet, kennt den Don Quixote auswendig und die ganze französische Literatur, Alex. Dumas wie Eugen Sue und Consorten; tanzt den Fandango; aber kein Vermögen. Doch Sie brauchen das ja nicht, obige Eigenschaften ersetzen es vollkommen. Nicht, Herr Doctor?" Sie blickte mich fragend an. Ich antwortete mit der Bemerkung: 28 Jahr ist die Dame alt! Der Mundwinkel der Madame Pelz verkrümmte sich wieder und ein schalkhafter Blitz schoß aus ihrem Auge, was mir ungefähr zu bedeuten schien: „Wahrhaftig, du bist nicht so dumm, wie du aussiehst." Sie sagte aber doch ohne Bedenken: „28 Jahre Herr Doctor, dünkt Ihnen das zu alt?" Ich erwiderte trocken: „Ja!" „Sprechen Sie nur ohne Scheu; meine Liste ist noch nicht zu Ende und die Auswahl groß." Sie lächelte spöttisch bei diesen Worten und ich sah deutlich, daß ihr die Verhandlung selbst lächerlich erschien, denn eine gescheidte Frau war sie unläugbar. Zwei bis drei Seiten ging sie flüchtig durch, es schien, als ob sie keine passende Partie, wie sie es nannte, fand; plötzlich sagte sie: „Warum halten wir uns aber bei Namen auf, während uns bessere Dinge zu Gebote stehen. Ich habe ja eine ganze Sammlung der hübschesten Portraits." So sprechend griff sie nach einer eleganten Mappe, die auf dem Tische lag und breitete eine ganze Reihe photographischer Damenportraits aus, die wie Schneeflocken im Winter nun in Fülle um mein Auge flogen. „Sehen Sie einmal dieses hübsche, reizende Gesichtchen mit den wunderschönen braunen Locken. Gefällt es Ihnen nicht? Ist es nicht reizend? Die Dame ist Modistin, sehr jung, sehr geschickt und sehr belesen. Ein französischer Marquis war nahe daran sie zu heirathen, aber die Dame schlug ihn aus; er war ihr zu verblüht. Verstehen Sie?"

„Ach ja," sagte ich, „zu verblüht! Wirklich ein schönes Wort und recht gut gesagt. Glauben Sie, ich sei ihr noch blühend genug?"

„Was denken Sie, bester Herr Doctor! Sie mit 35 Jahren" — „45," schaltete ich ein. — „Was 45? 35 sage ich. Sie blühen ja wie eine Rose. Ach, wie würden Sie meiner Viola willkommen sein. Welch' hübscher Name. Viola! Wünschen Sie eine Zusammenkunft mit der Dame?"

Ich war im Zweifel; Neugierde reizte mich, sie zu sehen, die Furcht, mich bloszustellen, hielt mich im Zaum. Viola konnte ja auch mich für zu verblüht erklären. Ich schüttelte herzhaft mit dem Kopfe. „Sind Sie Liebhaber von Blondinen oder von Brünetten? Sagen Sie es nur, liebster Doctor! Sehen Sie diese schmachtende Blondine! Welch' ergebenes, sanftes Engelsgesicht? Ist noch jung und singt wundersüß. Hat auch Neigung zum Theater und deklamirt herzbrechend!" Ich bedachte, daß dieses Engelsangesicht mir einmal etwas vordeklamiren könnte, was nicht angenehm klänge, und zudem hatte ich keine Lust, mich mit Schauspielern einzulassen, was bei einer solchen Frau früher oder später doch der Fall sein müßte; wenigstens wären nähere Berührungen mit dieser lustigen, luftigen und heitern Race von Menschen nicht zu vermeiden. Ich schüttelte abermals mit dem Kopfe und sagte: „Nein!" Madame Pelz sah mich bei diesem wiederholten Nein fragend an; plötzlich flog ein Strahl höherer Erkenntniß über ihr Gesicht und sie rief aus: „Ach wie thöricht bin ich doch! Sie wünschen eine reiche Frau! Gelehrte haben mitunter sonderbare Bedürfnisse: kostbare Instrumente, seltene Bücher, und lieben ein ruhiges, gemächliches Leben. Ei, ei! Schauen Sie her!" Dabei nahm sie aus der Masse der Portraits eines heraus, das, mit besonderer Aufmerksamkeit gefertigt, in eleganter goldener Fassung und in einem hübschen Etuis aufbewahrt, sich durch sein vornehmes Aussehen von vornherein empfahl.

Das von Madame Pelz mir zuletzt gezeigte Porträt stellte eine Dame vor mit scharfen, spitzigen Zügen und einem höchst befehlenden aristokratischen Ernst in ihrem Gesichte. Um den Hals schlang sich eine starke goldene Kette, ein Tuch von feinem Gewebe fiel nachläßig über den Nacken und die rechte Hand legte sich fest und kräftig auf die Lehne eines im Renaissance-Style gearbeiteten Lehnstuhles.

„Das ist Madame von Pfefferstock, ehemalige Frau des Generals v. Pfefferstock, der lange in Indien diente und sich dort ein colossales Vermögen erwarb. Sie können die Frau, natürlich ist sie jetzt Wittwe, sammt dem Vermögen haben. — Wollen Sie Beides?"

Ich schaute die Generalin, die jetzt Erbin eines colossalen Vermögens war, genauer an und es

kam mir vor, als ob nicht ich, sondern die Frau und das Vermögen mich zu ausschließlichem Besitze und freier Verfügung bekämen. Ich würde Beiden leibeigen und mit Verzichtleistung auf meinen eigenen Willen, angehören, denn all meiner Lebtage sah ich kein strengeres, so befehlerisches Gesicht und ich dachte mir, mag Seine Excellenz, der Herr General, auch Armeen commandirt haben, sicherlich nahm er schmählichen Reißaus, wenn seine Frau ihm als Feindin gegenüber stand. Sie schien so scharf wie Pfeffer und da ich diesen nicht kosten wollte, schüttelte ich wieder mit dem Kopfe und sagte abermals »Nein.«

Madame Pelz ermüdete ob meiner Weigerung nicht. Sie hatte die Hülle und Fülle von Ehestandscandidatinnen aus allen möglichen Ständen, jeglichen Alters und dem verschiedensten Vermögen. Jetzt bot sie mir eine Jungfer an mit 200,000 Francs. Leider aber, sagte sie, besitze diese Dame eine etwas gekrümmte Haltung, sei aber sehr geistreich und unterhaltend und entfalte einen strahlenden Witz. Nach meiner Auslegung hatte die Gerühmte einen entsetzlichen Buckel und jenen satyrischen witzigen Zug und Geist, der immer nur verwundet und sticht, nie aber heilt und wohlthut. Ich lehnte wieder ab. — Noch verschiedene Damen pries mir Madame Pelz an, alte und junge, reiche und vermögenslose, schöne und passable — mir wollte keine zusagen. Endlich hieß es: »Emilie Gutekunst, 32 Jahre alt, still, ehrbar, eingezogen, friedsam, verträglich und dienstfertig, mit einem Vermögen von 3000 Francs. Leider lag kein Porträt bei."

»Das ist die rechte! Diese oder keine!« rief ich plötzlich, wie von einem Strahle höherer Erkenntniß berührt, aus. »Das muß eine artige und anständige Person sein, nicht wahr?«

»O freilich. Großer Gott, wie einfältig war ich, daß ich nicht gleich an sie gedacht habe. O wie glücklich sind Sie, Herr Doctor! Welch ein Scharfblick! Ja, diese ist die rechte. Ich werde Veranstaltung treffen, daß Sie die Dame morgen schon oder heute noch sprechen können. Wollen Sie sie heute noch sehen?«

Ich dachte eine Zeit lang nach und sagte: »Ja, wenn es möglich ist.«

„Ich will es möglich machen, liebster Herr Doctor. Sogleich werde ich der Dame das glückliche Ereigniß melden und das Ergebniß Ihnen durch die Stadtpost um 2 Uhr mittheilen. Wo wohnen Sie?"

Ich nannte meine Adresse und bat Madame, mich gefälligst zu recommandiren und Gutes von mir zu sprechen.

„Soll geschehen, Herr Doctor, soll geschehen!" rief Madame versichernd aus. „Also um 2 Uhr erhalten Sie Nachricht."

Ich ging gedankenvoll nach Hause. Das Mittagessen, auf das ich eine ziemliche Weile warten mußte, wollte mir nicht recht schmecken aus zweierlei Gründen. Für's Erste beschäftigte mich meine Heirathsangelegenheit lebhaft und tief, denn heirathen erschien mir als ein gewagtes — wo nicht lebensgefährliches Spiel und zudem unter Umständen, wie sie bei meinem liebenswürdigen Freunde und mir vorlagen. Die Neugierde, wer und was wohl meine Zukünftige sein möchte, plagte mich ebenfalls nicht wenig. Dann zum Zweiten war mein Essen kärglich, schlecht zubereitet und wurde mir in einer Weise servirt, die nichts weniger als appetiterregend oder gemüthlich war. Meine Haushälterin zeigte sich mürrisch und übelwollend, höhnisch und barsch, und als ich mir eine Bemerkung über ihr auffallendes Benehmen erlaubte, erhielt ich eine spitzige, wegwerfende Bemerkung. „Was der Kukuk," sagte ich zu mir selbst, „hat denn diese Megäre wieder! Aber warte nur, alte Eule, Deine Herrschaft wird am längsten gedauert haben." Als ich meinen gewöhnlichen Kaffee verlangte, war auch der angebrannt und wässerig, und ich kam zu dem Schlusse, daß etwas Auffallendes vor sich gehe.

Während ich die Zeitung las, brachte mir die Post die erwartete Nachricht von Madame Pelz. Ich sollte mich um 3 Uhr, aber ja pünktlich, in der Wirthschaft »zum leuchtenden Kreuze«, Gerbergasse Nr. 388, einfinden. Die Zusammenkunft errege dort am wenigsten Aufsehen. In einer Nachschrift wurde dann wohlwollend noch erwähnt, ich möge mich schwarz und recht ehrbar kleiden, denn die Dame sei von frommer, stiller und äußerst sanfter Gemüthsart, liebe das Anständige und sei überhaupt sehr religiös und gottergeben.

„Nun," dachte ich, „wenn sie nur nicht zu religiös ist!"

Ich kleidete mich entsprechend: schwarzer Frack, schwarze Weste mit äußerst reiner weißer Halsbinde und schwarzen Beinkleidern und nahm eine duldende und feierliche Miene an. Denn so meinte ich am meisten auf ein frommes und gottergebenes Herz wirken zu können. Vor meinem Weggange wollte ich meiner Haushälterin noch einige Aufträge ertheilen, fand sie aber nicht und mein Rufen hatte keinen Erfolg. Ich schloß brummend mein Zimmer wie gewöhnlich und ging, gestärkt durch den Gedanken, künftighin nicht mehr von einer Haushälterin abzuhängen, sondern von einer liebenswürdigen und guten Frau sicherlich auch gut gepflegt zu werden, meinem Schicksale entgegen. Bedächtig und würdevoll schritt ich durch die Straßen, unbekümmert um das Menschengewühl und erreichte die Wirthschaft.

Siehe da, auch hier hatte sich Madame Pelz schon thätig erwiesen. Sie war, wie Rabilius sich ausdrückte, auch hier mein Schutzgeist gewesen, denn kaum hatte ich gefragt, ob nicht noch ein besonderes Zimmer zur Verfügung stände, so erwiderte die Kellnerin, eine hübsche, flinke Interlakerin, lächelnd: „O freilich, mein Herr! Erwarten Sie vielleicht eine Dame?"

Ich sagte „Ja," und wurde roth bis hinter die Ohren.

„So kommen Sie gefälligst," sagte das schnippische Ding, führte mich eine Treppe höher und überließ mich, eine Flasche Locote vor mich hinstellend, meinen Gedanken. Ich schritt überlegend und in sonderbarer Stimmung auf und nieder, jeden Augenblick erbebend, wenn eine Thür geöffnet oder ein Tritt auf der Stiege sich hören ließ. Keinem Angeklagten, der sein Urtheil erwartet, konnte ängstlicher zu Muthe sein, als mir in der einsamen Wirthsstube im „leuchtenden Kreuz," Gerbergasse Schattenseite Nro. 388, zu Bern.

Eine volle Stunde verstrich und die Uhr neigte sich schon über 4 Uhr, als ich Jemand die Treppe heraufgehen hörte, der von einer andern Person zurechtgewiesen zu werden schien. Wahrscheinlich meine Erwartete und die Kellnerin, dachte ich — „Herr, stärke mich in meiner Angst," rief ich leise, denn die Schritte näherten sich und auf ein sanftes und leises Klopfen würgte ich ein eben so leises „Herein!" aus meiner Kehle. Die Thür öffnete sich und eine Dame, ganz in Schwarz gekleidet und tief verschleiert, trat ein. Ich hatte so viel Muth, der Dame mit tiefer Verneigung entgegen zu gehen, ihre Hand zu ergreifen und sie zu einem Sitze zu geleiten. Die Unbekannte sank erschöpft auf denselben nieder und seufzte tief auf. Ich bewunderte ihr zartes Gefühl, denn sie mußte in eben so großer Verlegenheit sein, wie ich, und hatte Mitleid mit ihrer Schwäche. Auf die artigste Weise der Welt bot ich ihr ein Glas Wein an und sagte in den flötenweichsten, süßesten Tönen: „Mein liebes Kind" — Engel oder Herzchen wollte ich schon sagen — „seien Sie ohne Sorgen und ohne Scheu. Sie sind bei einem Ehrenmanne!"

„Das weiß ich," entgegnete die Dame in einer etwas hohen Tonlage.

Teufel dachte ich, ich kenne die Stimme, aber wem gehört sie an? Ich fuhr fort. „Wollen Sie nicht gefälligst sich's commoder machen und Hut und Schleier ablegen. Sie sind in jedem Falle meiner strengsten Verschwiegenheit und höchsten Achtung sicher. Ich bin der Doctor Börlin, und Niemand kann sagen, daß ich ein Vertrauen mißbraucht habe. Bitte legen Sie doch ab!"

„O, das kann ich schon, Herr Doctor," sprach die Dame und ihre Stimme kam mir noch viel bekannter vor.

„Es ist mir sehr angenehm und wohlthuend, daß Sie meinen Wunsch erfüllt haben," sprach ich weiter. „Ein wonnevolles Gefühl von unnennbarem Glück beseligt mein Herz und ich weiß sicher, daß ich eine gleichgestimmte Seele gefunden, die mir im Leben bis jetzt immer gefehlt. O, wir werden gewiß recht glücklich sein!"

Die Dame gab keine Antwort, sondern neigte sanft ihr Haupt und schien leise zu weinen. Ich wurde ebenfalls sehr gerührt, fand mich aber doch gehoben durch das Bewußtsein, einen so günstigen Eindruck hervorgebracht und ihr Herz in der ersten Viertelstunde schon bis zum Weinen bewegt zu haben. Ich setzte mich nahe zu ihr, ergriff leise ihre Hand und tröstete sie: „Warum weinen Sie? Sollten meine Worte Sie verletzt und Ihnen wehe gethan haben?"

„O nein," sprach die Dame, „ich weine über die wunderbaren Fügungen des Himmels!"

Sehr fromm und schön gesagt, dachte ich, aber diese Stimme! Wo habe ich die schon gehört? — Sie schien mir mit jedem Augenblicke bekannter.

„Wollen Sie mir nicht Ihr holdes Angesicht zeigen," bat ich demüthig. „Soll ich der Ehre nicht theilhaftig werden, Sie von Angesicht zu Angesicht sehen zu dürfen?"

Die Dame erhob ihr Haupt und schaute durch ihren dunklen Schleier mich lange an und es war mir, als ob zwei strahlende Sterne, verschleiert durch neidische Wolken, ihr Licht mir zusendeten.

„Bitte," sagte ich, „nehmen Sie gefälligst ihren Hut; ich will Ihnen behülflich sein." Und dabei griff ich, ich selbst erstaunte über meine Frechheit, ihr unter das Kinn und begann den lose geknüpften Knoten zu lösen, der, aus seidenen Bändern gewunden, gar anmuthig den Hut am Kopfe festhielt.

„O, wie gütig sind Sie nicht, Herr Doctor!" rief die Dame aus, „und wie wunderbar sind nicht die Wege Gottes! —"

„Himmel und Hölle!" jetzt kannte ich die Stimme, ich brauche das Gesicht nicht zu sehen und ehe der Hut fiel, wußte ich, wer die Dame war. Meine Haushälterin stand vor mir und schloß mich in ihre Arme, ehe ich mich von meinem Schrecken erholen konnte!

„O, Sie herzallerliebster Doctor! Wie glücklich bin ich! Ach wie fröhlich werden wir leben!" Und dabei gab sie mir einen Kuß.

(Fortsetzung folgt.)

Haut- und Kleiderfarben.

Unsere Damen kleiden sich hauptsächlich der Verschönerung wegen. Das wird ihnen Niemand verdenken. Aber unverzeihlich ist es, daß gerade der Kleidung so viel persönliche Schönheit geopfert wird. Wir wollen nicht von der Crinoline sprechen, obgleich sie die beste Grazie der schönsten Damen verunstaltet. Die beste weibliche Schönheit wird durch schlechte Wahl und Zusammenstellung von Farben beeinträchtigt, zerstört, oft in Häßlichkeit verdorben. — Zunächst gilt im Allgemeinen, daß Geschmack und Bildung in der Kleidung sich nie in starken, verschwenderischen Farben zeigen, und daß Einfachheit und Harmonie untrügliche Zeichen wahrhaften Geschmackes und Verschönerung des Schönen sind. — Dann aber gelten unverbrüchliche Gesetze, je nachdem eine Dame blond oder brünett ist.

Wir wollen hier nur einige Winke geben. Die

blasse, helle Blondine trägt am vortheilhaftesten Grün, weil dies der blassen Haut einen rosigen Schein anhaucht. Es muß aber ein zartes Grün sein. Damit harmoniren in gewissen Proportionen Goldgelb, Orange und Roth — aber nicht unmittelbar um's Gesicht. Ein grüner Hut mit etwas Orange im Ausschmuck ist bei sehr blauen Augen empfehlenswerth. Außer Grün paßt natürlich blau, auch ein zartes, verziert mit blasserem Blau und etwas Weiß. Gelb, Orange, Roth und Purpur müssen sorgfältig vermieden werden, wenn diese Farben sich nicht dem Grün, Blau oder Weiß unterordnen. Weiß und Schwarz — beides keine Farben — können von jeder Dame ohne Nachtheil getragen werden.

Für die blühende oder dunkle Blondine sind dunkles Grün und dunkles Blau am vortheilhaftesten, sodann auch neutrale Farben, wie Grau, Schiefer, Braun, Rehfarbe. Sehr blühende, knallrothe Gesichtsfarbe wird am besten durch Grün mit rosigen, orangenen oder weißen Blumen gedämpft. Für diese Blondinen gilt: je blasser das Gesicht, desto heller das Grün, je röther, desto dunkler.

Die blasse Brünette mit gelblicher Blässe und schwarzem Haar muß sich an Schwarz, dunkles Braun, Goldgelb und Strohgelb halten. Wirklich Blau, Grün oder Purpurroth ist zu meiden. Dunkles Blau, Grün und Violet sind auch schädlich, wenn in der Hautfarbe die geringste Spur von Gelb steckt.

Die blühende Brünette mit schwarzen Haaren und Augen und einem orange-braunen Teint überhaucht, mit Farbentönen von Roth, Orange und Gelb — harmonischen Tönen — hebt die Schönheit ihrer Augen und Haare durch Gelb, Strohgelb und Goldgelb. Orange macht sich blos in kleinen Zuthaten, ebenso Roth und Scharlach. Dunkles Roth in Kleidung dämpft die zu blühende Gesichtsfarbe. Von neutralen Farben müssen Braun, Schiefer und Grau vermieden oder nur vorsichtig gebraucht werden. Ihr weißes Kleid wird am besten mit Scharlach, Orange oder Gelb geschmückt, ebenso der Hut. Schwarz wird vortheilhafter durch weiße, rothe oder gelbe Zuthaten.

Verschiedenes.

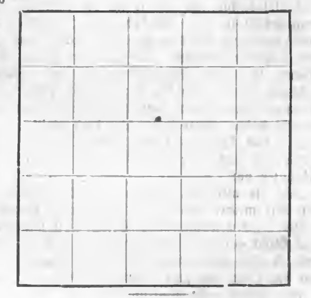
Die letzten Augenblicke eines Ertrinkenden. Der Navigations-Schüler in der hannover'schen Stadt Emden, T. A. Evers, ist, wie sich erst jetzt herausstellt, am 23. Dezember v. J. auf schreckliche Weise ums Leben gekommen. Zwei Jollenfahrer haben den jungen Mann, der bei seinen Eltern in Baltrum das Weihnachtsfest verleben wollte, an jenem Tage, getäuscht durch den dichten Nebel, statt im Baltrumer Strande, auf einer Sandbank im Watte, die sie für die Insel gehalten, ausgesetzt, und dort hat derselbe seinen Tod im Wasser gefunden. Kurz vor seinem Tod hat er nachstehenden Brief, der in ein Notizbuch gefaltet in einer Cigarrenkiste auf Wangerow angetrieben ist, geschrieben: „Liebe Mutter! Gott tröste Dich, denn Dein Sohn . . . ist nicht mehr. Ich stehe hier und bitte Gott um Vergebung der Sünden. Seid Alle gegrüßt. — — Ich habe das Wasser jetzt bis an die Kniee, ich muß gleich ertrinken, denn Hilfe ist nicht mehr da. Gott sei mir Sünder gnädig. — — Es ist 9 Uhr. Ihr geht gleich zur Kirche, bittet nun für mich Armen, daß Gott mir gnädig sei, — liebe Eltern, Brüder und Schwester. Ich stehe hier auf einer Platte und muß ertrinken, ich bekomme Euch nicht wieder zu sehen, und Ihr mich nicht! Gott erbarme sich über mich und tröste Euch. Ich stecke dieses Buch in meine Cigarrenkiste. Gott gebe, daß ihr diese Zeilen von meiner Hand erhaltet. Ich grüße Euch zum letztenmale."

Explosion. In Paris ereignete sich am 28. Februar auf dem Boulevard Pereire ein großes Unglück. Es explodirte nämlich der Kessel einer der bei der Macadamisirung benutzten Dampfwalzen, und vier Arbeiter kamen dabei ums Leben. Ueberhaupt verursachen diese Maschinen, die am hellen Tage durch die belebtesten Straßen schnaufen, zahlreiche Unfälle, besonders durch Erschrecken der Pferde.

Es ist unmöglich, die Fackel der Wahrheit durch ein Gedränge zu tragen, ohne hier einen Bart, dort ein Kopfzeug zu versengen.

Zahlen-Räthsel.

Die Zahlen 1—25 in nachstehendes Quadrat so einzutragen, daß sie addirt in jeder Reihe, sowohl senkrecht wie wagerecht, auch übers Kreuz von einer Ecke zur andern die Summe von 65 ergeben.



Auflösung des Räthsels in № 19:
Greis — Reis — Eis.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 21. Donnerstag, den 14. März **1867.**

Das Heiraths-Bureau.

Humoreske von J. Krieger.

(Fortsetzung.)

Ich konnte vor Erstarrung und Entsetzen nichts erwidern. Endlich vermochte ich zu stammeln: „Also Sie sind es? Sie sind die gottergebene, sanfte, demüthige, fromme und religiöse Person!“

Die Wuth übermannte mich und ich schrie: „So schlage doch das Wetter in das Heirathsbureau mitten hinein. Kreuz und kein Ende! Hat Sie der Teufel denn überall auf meinem Wege?“ Aber kein Mensch auf der Welt lebt, der meine Haushälterin länger denn fünf Minuten unschlüssig gesehen oder sie auf längere Dauer außer Fassung gebracht hätte. Sie kannte mich auch zu gut, um nicht zu wissen, wie am besten mit mir zu verfahren sei. Plötzlich stand sie kerzengerade vor mir; aus der gottergebenen, frommen, demüthigen Jungfrau war eine Furie geworden. „So,“ sprach sie in gekniffenem, gedrücktem, wuthentbranntem Tone zu mir, „solche Streiche machen Sie? Sie wollen heirathen und nicht mich? Mich, die Ihnen ein ganzes Leben geopfert hat. Nicht mich, die tausend Gelegenheiten ausgeschlagen und nur Ihnen allein ihr Dasein gewidmet hat? Sie pflichtvergessener ehrloser Doctor! Sie thun nichts auf der Welt, als harmlose, friedliche Tauben verlocken! Wozu haben wir einen Bundesrath? Aber warte, Du Räuber, Du Mörder, Du Sadrach und Bucephal! Dir lege ich das Handwerk. Wollen Sie mich in den Stand der Ehe erheben oder nicht?“

Ich stand bei diesen Fragen und Vorwürfen stumm und ergeben da. Welches Mißgeschick war schuld an dieser fatalen Verwechslung? Wie kam es, daß das Schicksal mir diesen weiblichen Teufel, den ich aus meinem Paradiese treiben wollte, gerade wieder in die Arme warf?

„Wie kommen denn Sie daher?“ fragte ich endlich.

„Durch eine Fügung Gottes,“ entgegnete sie schadenfroh.

„Ich wünschte schon, der liebe Gott hätte sie wo anders hingefügt!“ seufzte ich. „Aber Sie heißen ja nicht Emilie Gutekunst —“

„O doch. Das ist mein Familienname, den ich vor meiner Verheirathung trug,“ entgegnete der weibliche Satan.

„So, Sie waren schon einmal im heiligen Stand der Ehe, und wo ist denn Ihr Seliger gestorben?“ fragte ich neugierig.

„Er ist noch gar nicht gestorben und ist blos nach Amerika. Aber wir sind ganz ordentlich geschieden,“ antwortete sie.

„Er wird aus lauter Angst vor Ihnen nach Amerika gegangen sein,“ erwiderte ich. „Jetzt begreife ich die ganze Sache. Bei mir dienten Sie unter dem Namen Kohlrausch, also unter dem Namen ihres davongegangenen Gatten und auf der bekannten Liste der Madame Pelz figurirten Sie unter dem Namen Gutekunst. Das sind also die wunderbaren Fügungen des Himmels! Das die weise Lenkung der Vorsehung! O ich unglücklicher Mensch! Warum lenkte die Vorsehung Sie zu mir?“ „Jetzt aber,“ rief ich zornig aus, „jetzt machen Sie, daß Sie fortkommen; denn es ist eine Schande, wie ich betrogen worden bin! Gehen Sie, ums Himmels willen!“

„Ich gehen?“ rief sie mit funkelnden Augen aus. „Nicht eher, als bis Sie mir das Versprechen der Ehe gegeben haben. Denn die wunderbaren Fügungen des Himmels —“

„Fügungen des Himmels,“ entgegnete ich. „Wenn das Fügungen sind, daß ich einen Dämon zum Weibe nehmen soll —“

„Dämon! O Sie Niedertracht! Sie Giftmischer! Ich ein Dämon! Aber diesmal kommen Sie mir nicht hinaus. Ich behaupte mein Recht. Sie haben mir die Ehe versprochen und ich verklage Sie beim Friedensrichter!“

„Thun Sie das,“ rief ich, „nur lassen Sie mich fort!“

„Beim Statthalter und beim Bundesrath!“

„Meinetwegen.“

„Und beim russischen und französischen, spanischen, österreichischen und türkischen Gesandten. Ja, beim türkischen. Dann werden Sie strangulirt!“

„Lieber strangulirt von den Türken, als mit Ihnen verheirathet.“

„Sie wollen mich also nicht?“

„Nein und hunderttausendmal nein.“

„So ersteche ich Sie.“ Und flugs zog sie das bekannte Messer und ging auf mich los. Ich sprang hinter den Tisch, sie verfolgte mich und schrie, daß die Fenster klirrten: Wollen Sie mich heirathen! Du Abednego, Hannibal und Du Blaubart! Ja Blaubart, der nicht sieben, sondern alle Weiber umbringt.“ Sie verfolgte mich mit dem offenen Messer. Ich lief um den Tisch herum, sie hintendrein, da gelang es mir die Thür zu erreichen. Ich riß sie auf und stürzte hinaus, die Stiege hinunter und fort auf die Straße.

Ich wußte gar nicht, was ich anfangen und denken sollte, so sehr hatte mich die fatale Geschichte angegriffen. Das war also der Ausgang meines Heirathsversuches. O Himmel, warum trachtete ich auch nach einer Vermehrung meiner selbst. Hatte ich denn an meinem eigenen Unverstande nicht genug? Ich hob meinen Regenschirm zum Himmel auf und unter seinem unermeßlichen Raume sagte ich allen Gedanken an die Ehe ab und gelobte, ein Buch zu schreiben und darin zu beweisen, daß das Sprüchwort: „Ehen werden im Himmel geschlossen" ein unwahres und falsches, und es tausendmal besser sei, wenn der Mensch allein bleibe! Das gelobte ich feierlich und laut auf dem Kornhausplatze zu Bern. Einige Vorübergehende blieben verwundert stehen und fragten leise einander, ob es nicht gerathen sei, diesen Wahnsinnigen abzufassen. Als ich die flüsternden Gruppen bemerkte, drückte ich den Hut in's Gesicht und schritt mitten durch sie hindurch. Nach Hause mochte ich nicht, und so begab ich mich denn dahin, wohin jeder tapfere und biedere Eidgenosse seinen Kummer trägt, — in's Wirthshaus, und zwar in den goldenen Stern. Dort war viel Leben; ich setzte mich an ein Tischchen, das, abseits an der Wand, mir gestattete, die an einer langen Tafel sitzenden Gäste zu beobachten. Die Meisten waren mir unbekannt und gleichgültig, aber in der Mitte der Gesellschaft saß ein wohlgenährter Mann in der Tracht wohlhabender Bauersleute und neben ihm ein schlankes, schönes, aber wie es mir schien, trauriges Mädchen. Das kleidsame, reiche Gewand des Berner Oberlandes schmückte ihre hübsche Gestalt und lichtblonde, üppige Haare umrahmten ein süßes, liebes Gesicht, das belebt und verschönert ward durch jene blauen, trauten Augen, die im Berner Cantone so gewöhnlich sind. Aber dieses schöne Auge blickte traurig und betrübt über die Gesellschaft hin und weilte ab und zu, wie ich zu bemerken glaubte, verstohlen auf einem jungen Burschen am untern Ende der Tafel. Erwiderte der Bursche diese trüben Blicke, so erröthete das Mädchen und sah verlegen in ihren Schooß. — Aha, dachte ich, wieder ein Liebespaar, und gewiß kein glückliches, das sehe ich dem Mädchen wie dem Burschen an. Welcher Satan oder welche Hexe mag da in den Garten der Liebe wieder Streit und Unfrieden gesäet haben?

Der Bursche trank hastig seinen Wein und in größerem Maße als dem Mädchen lieb schien, denn ihre Blicke weilten öfter bittend und warnend auf ihm. Aber der Bursche achtete nicht darauf, sein Gesicht war stark geröthet und er fing bereits an mit den Fingern auf dem Tische zu trommeln und einige Worte in singendem Tone hören zu lassen.

Hollah! sagte ich mir selber, da ist sicherlich etwas im Werke! Dabei mußt du auch sein. Ich gestehe gern, daß mich im Grunde die Sache gar nichts anging, aber ungeachtet meiner Schüchternheit und meines furchtsamen Wesens war ich über die Maßen neugierig und sah einen Spektakel für mein Leben gern. Ich setzte mich zu dem Burschen und sprach ihn an. Nun ist auf der lieben Gotteswelt kein Mensch mittheilsamer, als der vom Wein leicht Berührte. In Wein ist Wahrheit! ist und bleibt ewig ein wahres Sprichwort, und darum preiset man die Rebe als das kostbarste Geschenk der Gottheit für die Menschen. Ja, im Weine ist Wahrheit und deßwegen wird er dem Schurken oft zum Verderben. Der Wein erträgt keine Lüge, keine Heuchelei und keinen Verrath. Leicht und süß berauschend, funkelt und perlt der goldene Tropfen im Glase und goldäugig, strahlend, voll Lust lacht den fröhlichen Zecher das Blut der Rebe an.

Der Bursche und ich, wir verstanden uns bald. Es lebt im Berner Volke, trotz des etwas ungeschliffenen Aeußern, ein unverwüstlicher Fond von Aufrichtigkeit und Herzensgüte, nur muß man es verstehen, die rauhe Schaale zu öffnen. Der Bursche theilte mir mit, jenes Meitschi sei sein Schatz von Jugend auf und jetzt wolle man es mit Gewalt verheirathen, und er sei nun ein armer und trauriger Bursche. Ihn ergriff die Wehmuth und eine heiße Thräne fiel in sein Glas, das er schnell leerte. Mit dem Weine überflog ihn jener verzweifelte Humor, den man Galgenhumor nennt, weil er Scherze macht, während das Herz blutet und Bangigkeit und Trauer die Seele erfüllt. Er wisse nicht, was er anfangen sollte, sprach der Bursche weiter. Der dicke Mann, des Mädchens Vormund, vormals seines unglücklichen Vaters Feind, sei nun auch sein, des Sohnes bitterster und rachsüchtigster Verfolger geworden. Das erzählte mir der Bursche, und wir tranken zusammen und ich tröstete ihn, indem ich sagte, es sei mir auch schon so ergangen. Ich vergesse es nimmermehr, wie er mich fragte und dabei mich mit seinen aufrichtigen Augen anblickte: „So! Hat man Dich auch schon in's Herz gehauen?" In's Herz gehauen! Wer hatte ihn diesen so bezeichnenden Ausdruck gelehrt? Wer anders, als die größte Lehrmeisterin der Menschen — die Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

Justus v. Liebig über den Kaffee.

Ueber die beste Methode der Bereitung des Getränkes »Kaffee«, schreibt der berühmte Chemiker, gehen die Meinungen der Liebhaber und der Köchinnen sehr weit auseinander, und die Schwierigkeiten müssen dem nicht gering erscheinen, welcher weiß, daß die Erfindungsgabe der Spengler und anderer Künstler das bereits vorhandene halbe Hundert von Kochgeschirren oder Kaffeemaschinen, wie man sie nennt, jährlich mit neuen Verbesserungen bereichert. Da meine Vorschrift zur Bereitung des Kaffee's alle diese mannigfaltigen Kochgeschirre überflüssig zu machen droht, so muß ich freilich fürchten, die zahlreiche Klasse der Fabrikanten derselben zu ihren Gegnern zu machen,

ich appellire aber an die Unparteiischen, die meinen Kaffee trinken und hoffe, sie auf meine Seite zu bringen. — Ueber den Einfluß des Kaffee's und Thee's auf die moderne Geistesrichtung und Civilisation ist so viel schon geschrieben worden, daß es überflüssig ist, hier näher darauf einzugehen; sicher ist, daß Anna Boleyn, nachdem sie beim Frühstück ein halbes Pfund Speck und eine Maß Bier zu sich genommen hatte, (wie sie in einem ihrer Briefe erwähnt) mit andern Empfindungen vom Tische aufstand, als wenn sie eine Tasse Thee oder Kaffee, Butterbrod und ein Ei gefrühstückt hätte. Ich übergehe auch die nationalökonomische Bedeutung des Kaffee's und will hier nur ein paar Worte über den Einfluß sagen, den der Kaffee auf die moderne Kriegführung gehabt hat. In dem ersten schleswig-holsteinischen und dem letzten italienischen Kriege hat die Einführung des Kaffee's sehr wesentlich dazu beigetragen, den Gesundheitszustand der Soldaten zu verbessern und ich bin versichert worden, daß auch in mehreren Regimentern in der bayerischen Armee, die Einführung des Kaffee's zum Frühstück und auf Märschen sich sehr nützlich erwiesen habe.

Die Engländer sind bekanntlich Meister in der Bereitung des Thee's, aber die Kaffeebereitung behaupten die Deutschen besser zu verstehen. Richtig ist, daß im Verhältniß sehr viel mehr Kaffee in Deutschland getrunken wird, als Thee. Die *deutschen* Gelehrten im besondern ziehen den Kaffee dem Thee vor, was vielleicht mit ihren Gewohnheiten und den Wirkungen beider Getränke in Verbindung steht. Der Thee wirkt bekannt direkt auf den Magen ein, dessen Bewegungen zuweilen in dem Grade dadurch vermehrt werden, daß er, nüchtern genossen, einen Brechreiz hervorbringt. Der Kaffee hingegen vermehrt die peristaltischen Bewegungen abwärts, und so betrachtet denn der deutsche Gelehrte, bei seiner mehr sitzenden Lebensweise, des Morgens eine Tasse schwarzen Kaffee, unterstützt durch eine Cigarre, als ein schätzbares Mittel zur Beförderung gewisser organischer Vorgänge. Auch die russischen Damen sind, wie man behaupten hört, aus gleichen Gründen Verehrerinnen des Kaffee's und des Tabaks geworden. Nach dem Vorhergehenden bietet die Bereitung eines Kaffee's, welcher die eben erwähnten vortrefflichen Wirkungen im vollsten Grade besitzt, Interesse genug dar.

Als die beste Methode der Kaffeebereitung habe ich folgende gefunden: Bei der Bereitung des Kaffee's behält man sein gewohntes Verhältniß von Wasser und geröstetem Kaffee bei; ein kleines Blechgefäß, welches eine halbe Unze (ein Loth) rohe Bohnen faßt, mit gerösteten Bohnen angefüllt, gibt in den meisten Familien ein Maß ab für 2 sogenannte kleine Tassen Kaffee. Man bringt das Wasser mit drei Viertel des Kaffeepulvers, welches man zur Bereitung verwenden will, zum Sieden und läßt es volle zehn Minuten, oder auch länger, bei gelindem Feuer und mit schwachem Aufwallen kochen. Nach dieser Zeit wird das zurückbehaltene Viertel Kaffeepulver eingetragen und das Kochgeschirr sogleich vom Feuer entfernt; es wird bedeckt und fünf bis sechs Minuten ruhig stehen gelassen; beim Umrühren setzt sich alsdann das auf der Oberfläche schwimmende Pulver leicht zu Boden, und der Kaffee ist jetzt, vom Pulver abgegossen, zum Genusse fertig. Angenommen, man wolle acht kleine Tassen Kaffee machen, so mißt man mit dem erwähnten Blechgefäß vier Maß geröstete Kaffeebohnen ab, drei Maß davon werden zuerst und dann das vierte Maß gemahlen und beide Portionen getrennt gehalten. Man mißt dann acht volle Tassen Wasser ab, setzt die drei Maß Kaffeepulver zu und verfährt bis zu Ende, wie soeben beschrieben worden ist. Man kann, um alles Pulver abzusondern, den fertigen Kaffee vor dem Serviren durch ein reines Tuch fließen lassen; in der Regel ist dies nicht nöthig, und für den reinen Geschmack oft nachtheilig. Das fertige Getränk soll eine braune (nicht schwarze) Farbe haben; es ist immer trübe, wie etwa mit Wasser verdünnte Chocolade. Die trübe Beschaffenheit des nach dieser Methode bereiteten Kaffee's kommt nicht von aufgeschlämmtem Kaffeepulver, sondern von einem eigenthümlichen butterartigen Fett her, wovon die Bohnen etwa 12 Procent enthalten und welches durch starkes Rösten zum Theil zerstört wird. Der Feinschmecker sieht nicht auf die Klarheit des Kaffee's, sondern liebt ihn so, wie er im Vaterlande des Kaffee's getrunken wird, wo man von Filtriren und von Hausenblase, um ihn zu klären, nichts weiß. In größeren Haushaltungen, in welchen diese Kaffebereitung Eingang gefunden hat, wird der zurückgebliebene Kaffeesatz mit Wasser nochmals aufgekocht und dieses bei der nächsten Bereitung anstatt reinem Wasser verwendet; ein Verfahren, welches auch für kleine Haushaltungen zu empfehlen ist. Bei der gewöhnlichen Bereitung des Kaffee's bleibt häufig mehr als die Hälfte der löslichen Theile der Bohnen im Kaffeesatze zurück. Um die nämliche gute Meinung von dem nach meiner Methode bereiteten Kaffee zu gewinnen, die ich selbst davon habe, muß man zunächst sich ganz strenge an meine Vorschrift halten, was, wie ich wohl weiß, eine schwierige Aufgabe für Köchinnen ist, die von dem Gewohnten kaum abzubringen sind, und man darf sodann den Geschmack des gewöhnlichen Getränkes nicht zum Muster nehmen, sondern mehr die guten Wirkungen beachten, welche mein Kaffee auf den Organismus hat. Viele, welche mit der dunkeln oder schwarzen Farbe den Begriff von Stärke oder Concentration verbinden, haben häufig den nach meiner Methode bereiteten Kaffee für dünn und schwach gehalten; bei diesen ist es mir stets gelungen, durch Färbung desselben mit gebranntem Zucker oder einem Kaffeesurrogate, wodurch er eine dunkelschwarze Farbe bekam, eine bessere Meinung für meinen Kaffee zu gewinnen. Dick,

schwarz und allzusüß darf der Kaffee nicht sein. Der wahre Kaffeegeschmack ist den meisten Menschen so gänzlich unbekannt, daß viele Personen, die meinen Kaffee zum erstenmal trinken, seinen Geschmack beanstanden, weil er nach den Bohnen schmecke. Ein Kaffee aber, der nicht nach den Bohnen schmeckt, ist kein Kaffee mehr, sondern ein künstliches Getränk, dem man irgend ein anderes ähnliches substituiren kann; daher kommt es denn, daß die Getränke aus den Kaffeesurrogaten, geröstete Cicherienwurzel — gelbe Rüben — Runkelrüben — wenn man eine Spur gebrannten Kaffee hinzufügt, von dem ächten Kaffee von den Meisten nicht unterschieden werden können, und daß die Kaffeesurrogate eine so große Verbreitung haben. Eine dunkelbraune Brühe, welche brenzlicht schmeckt, ist für die meisten Menschen Kaffee. Theesurrogate gibt es dagegen nicht, weil jeder Theetrinker weiß, wie Thee schmeckt. Als ich in Erlangen studirte, bekam ich zum Frühstücke einen Kaffee von der schönsten Farbe, der mir aber häufig übel machte; auf meine Bemerkung darüber erhielt ich regelmäßig den Bescheid, daß mein Kaffee von der besten Sorte in der Stadt bereitet sei, bis ich denn zuletzt die Hausfrau ersuchte, mir ihren Kaffee zu zeigen, und es kam richtig der bekannte längliche Cylinder mit dem rothen oder auch gelben Umschlag zum Vorschein, auf welchem der Käufer die Versicherung erhält, daß er »ächten Mokka« kaufe. Die Leute im Hause wußten gar nicht, daß es auch »andern« Kaffee gäbe; und so erhielt ich häufig in der Umgebung Münchens, wenn ich die Kellnerin schüchtern fragte, ob der Kaffee, den sie mir brachte, wirklich aus Bohnen bereitet sei, mit Entrüstung zur Antwort, daß »in ihrem Hause der Kaffee niemals aus Bohnen gemacht werde.« In der Regel war ich hierüber nicht im Zweifel. Auf Eisenbahnstationen und Dampfschiffen trinkt der Eingeweihte keinen Kaffee, denn was man dort so nennt, ist in der Regel nichts anderes, als eine heiße wässerige Lösung von Kaffee-Extract, welcher aus schwarzgebranntem Zucker, sogenanntem schwarzem Caramel besteht, ohne Zusatz eines Dinges, welches in Kaffeebohnen ist. Es ist dies eine schwarze glänzende Masse (in einem Umschlag von Staniol) von welchem in dem Nebenzimmer ein Stückchen in die Tasse gethan, und mit heißem Wasser angerührt, den Gästen vorgesetzt wird; die, welche ein solches Gebräu als Kaffee trinken, verdienen in der That nichts besseres. Wenn man die Zahlenangaben über den Verbrauch des Kaffee's in Europa liest und in Betrachtung zieht, daß die Hälfte der Bevölkerung geröstete Rüben, Feigen oder Zucker anstatt Kaffee trinkt und die andere Hälfte durch die fehlerhafte Zubereitung dem wahren Kaffee alle seine nützlichen und wohlthätigen Eigenschaften nimmt, so wird man an dem Instinkt der Menschen irre und man versteht nicht mehr, für welchen vernünftigen Zweck jährlich so große Summen vergeudet werden. Es ist eben viel Einbildung dabei und Selbstbetrug wie bei unzähligen andern Genüssen.

Wohlfeilheit des Weines im 16. Jahrhundert. Das 16. Jahrhundert ist in der deutschen Geschichte das wahre Zechjahrhundert, in welchem die nationale Untugend ihre höchsten Gipfel erreichte, man theilte sogar zu Anfang desselben unser Vaterland in die Bierländer und in die Weinländer. In guten Weinjahren war der Wein oft ungemein wohlfeil. In Württemberg kostete 1426 ein Eimer alter Wein 13 Kreuzer und 1484 konnte man ein Maß für ein Ei kaufen. Zuweilen war man gezwungen, wenn man ein leeres Faß für ein volles erhalten konnte, den Wein theils in Bütten und Zübern aufzubewahren, theils auf den Boden laufen zu lassen. „Tausend fünfhundert dreißig und neun — Galten die Faß mehr als der Wein." Im genannten Jahr kam ein Edelmann, anstatt seinen alten Wein wegzugießen, auf den Gedanken, ihn von seinen Bauern in der Frohne austrinken zu lassen. Sie mußten einen Tag zusammenkommen; ungemessen strömte der Wein in die durstigen Kehlen der Bauern und erhitzte ihre Köpfe. Händel und Verwundungen gab es dann genug, und die Strafen trugen dem Edelmann als Gerichtsherr mehr ein, als wenn er den Wein verkauft hätte. 1287 soll in Heilbronn das Fuder Wein nur 32 Kreuzer gekostet haben. Von 1420 — 1429, welche Jahre sich durch ihre Fruchtbarkeit auszeichneten, mußte man mehrere Male in ein Wirthshaus gehen, um nur eine Zeche machen zu können; ja, um für einen Heller zu trinken, mußte man zweimal kommen. In Urach ließ einmal ein Wirth ausrufen, man könne bei ihm für einen halben Batzen vom Morgen bis zum Abend trinken. Die glücklichen Zeiten, wo solches geschehen konnte, sind leider für immer dahin.

Auflösung des Zahlen-Räthsels in № 20:

(aufgelöst durch Hrn. Kurtz, Aufseher.)

25	4	7	6	23
5	16	9	14	21
24	11	13	15	2
8	12	17	10	18
3	22	19	20	1

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 22. Sonntag, den 17. März **1867.**

Das Heiraths-Bureau.

Humoreske von J. Krieger.

(Fortsetzung.)

Wir tranken fort, und mit jedem Glase Wein steigerte sich unser Vertrauen zu einander, aber auch unser Zorn und unsere Wuth gegen die Verfolger seiner Liebe.

Da trat mein Freund, Advokat Rabilius, ein.

„In allen Kneipen,'' hob er an, „in allen Wirthshäusern, in allen Spelunken suche ich Dich und finde Dich nirgends. Weißt Du denn nicht, daß ich kein Geld mehr habe und Du stiehlst Dich so davon? Ich war auch in Deiner Wohnung. Was hast Du denn mit Deiner Haushälterin gemacht? Sie hat mir erzählt, Du seiest ein Verräther, ein wahrer Türke und Italiener an ihr. Du sollest nur heimkommen, da werde es etwas Schönes absetzen u. s. w. Was ist denn geschehen?"

„Nichts ist geschehen!" rief ich aus. „Da trink, *altes Haus!*"

Ich bestellte ein Glas für ihn, stieß mit ihm an und begann zu singen. Rabilius starrte mich verwundert an. „Was ist denn mit Dir? Ich kenne Dich ja nimmer!"

„Da," sagte ich und deutete auf den Burschen, „ist einer, dem die Welt in's Herz gehauen hat. In's Herz gehauen! Denk' einmal!"

Ich erzählte ihm nun, was mir der Bursche eben mitgetheilt hatte, aber auf diese so kalte und speculative Natur machte das Schicksal des Armen nicht den Eindruck, wie auf mich.

„Schämst Du Dich nicht, an einer so einfältigen Töffelei Gefallen zu finden und Dich mit einem Bauernlümmel zu betrinken? Mach', daß wir fortkommen!" rief Rabilius.

Ich nahm Abschied von dem Burschen, der mir traulich die Hand reichte und zu mir sagte: „Adieu, auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen — gewiß!" entgegnete ich.

„O Du Kameel! Wo willst Du denn diesen Kerl wiedersehen," sagte mein Freund. „Wahrlich, Du hast noble Passionen!"

„Warum soll ich den Burschen nimmer wiedersehen?" fragte ich. „Weißt Du denn nicht, daß man ihn in's Herz gehauen hat? Solche Leute sehe ich alle wieder!"

„Guter Freund," sprach Rabilius, „ich merke, daß der Wein Deine Nerven angegriffen und Dein Urtheilsvermögen getrübt hat. Ich muß aber andere Dinge mit Dir reden, der Madame Pelz wegen —"

Mein ganzer Zorn erwachte, als ich von dieser Dame hörte. „Laß mich mit Deiner Pelzin in Ruh," rief ich. „Du Rechtsverdreher und Heirathsspeculant oder ich laufe davon."

Ich lief wirklich, aber wohin läuft der Mensch und namentlich der Eidgenoß, wenn er schon zu viel getrunken hat? Er läuft eben wieder in's Wirthshaus und das that ich denn auch und mein Freund hinterdrein. Wir tranken und tranken, bis ich denn zu meinem eigenen Erstaunen gewahrte, daß ich zu viel getrunken. Es war schon spät, als wir das Lokal verließen und ich konnte nicht umhin, etwas lauter zu reden, als sonst.

Unser Unstern führte uns am goldenen Stern vorbei. Vor dem Hause war ein Auflauf und in meiner Spektakelsucht eilte ich schreiend auf den Haufen zu, so daß mein Freund mich aus den Augen verlor. Es herrschte eine arge Verwirrung. Lärmen, Verwünschungen und Flüche tönten durcheinander. In der Mitte rangen Leute miteinander. Wer die Kämpfer waren und warum sie kämpften, wußte ich nicht. Plötzlich hörte ich eine Stimme: „Du Seelenverkäufer! Du Mörder!" Das war die Stimme meines Burschen, dem die Welt ins Herz gehauen, und den durfte ich nicht im Stiche lassen. Ich schrie also mit: „Ja, ein Seelenverkäufer! Ein türkischer, muffiger Seelenverkäufer!"

Da ranzte mich ein Landjäger an: „Was geht Sie der Streit an? Weshalb schreien Sie mit?"

Statt aller Antwort rief ich abermals: „Seelenverkäufer! Spanischer, marokkanischer Seelenverkäufer! Mörder!"

„Wenn Sie nicht augenblicklich schweigen," sagte der Landjäger, „so nehme ich Sie mit."

„Mich mitnehmen?" rief ich. „Mich, einen Schweizerbürger! Du irländischer Mops, Du ungarischer Kettenhund! Beiß Du Andere, aber nicht den Doctor Börlin, der zu seinem Vergnügen schreit und der einem armen Burschen hilft, dem man in's Herz gehauen!" Und dabei tupfte ich den wohlehrwürdigen Diener der Gerechtigkeit mit meinem Stocke auf den Arm.

Im Augenblicke war ich in seiner Gewalt und ein Anderer unterstützte ihn. Und so ging es dem Tempel der Gerechtigkeit zu, während man einen zweiten Arrestanten, der aber gewaltig um sich hieb, vor mir herschleppte. Als ich den Widerstand meines Unglücksgefährten bemerkte, brüllte ich: „Rette Dich, Habsburg! Auf Winkelried! Bürger, ich will euch eine Gasse machen!"

Endlich Licht, viele Uniformen, blinkende Säbel, Schlössergerassel, dann dichte, greifbare Finsterniß — das ist meine letzte Erinnerung, und dann ein süßer Schlaf.

* * *

Es war noch trübe, düstere Nacht. Ich hörte den Regen an die Fenster schlagen und den Wind heulen im Kamine; auf der Spitze des Hauses krächzte und knarrte der Knopf einer Wetterfahne. Ich fuhr mit der Hand über mein Gesicht und hatte Mühe, mich zurecht zu finden. Also im Gefängnisse! Dahin hat Dich Deine Freierei geführt!

Von der harten Bank neben mir stieg ein tiefer Seufzer, eine innige Klage auf und das heilige Wort: „Gott, mein Gott!" tönte langsam und feierlich durch das tiefe Dunkel zu mir. Warum doch schwebt dieser gebenedeite Name auf unseren Lippen, wenn wir uns in Noth und Elend befinden? Wohl deswegen, weil das Wesen selbst untilgbar in unserem Herzen wohnt und nimmer weicht, bis dieses Herz stille steht und der Gedanke erlischt.

„Wer ist da?" fragte ich.

„Ich bin es," sagte eine matte, traurige Stimme. Ich erkannte den Burschen, mit dem ich getrunken und der heute seinen Schatz gesehen und dem die Welt ins Herz gehauen hatte.

„Armer Bursche! Du auch da," sagte ich zu ihm. „Wie bald hat sich nicht Dein Wunsch erfüllt? Du wolltest mich wiedersehen und wir sehen uns nun im Gefängnisse. Wie ist es denn zugegangen, daß Du hierher gekommen bist?"

„Ganz einfach, lieber Herr," antwortete er. — „Ich war angetrunken und sprach mit der Marie, so heißt mein Schatz, und da kam der Vormund und sagte zu mir: „Geh', Du Lump. Was geht Dich das Meitschi an?" Da bin ich eben wild geworden und habe Streit angefangen, und dann haben sie mich gepackt und eingesperrt."

„Nun," sagte ich, „das ist das größte Unglück auch nicht. Es sind schon andere Leute im Gefängnisse gewesen, als wir, und sie leben alle noch!"

„Wohl wahr, lieber Herr!" entgegnete fast weinend der Bursche. „Aber was wird die Marie sagen, wenn sie das erfährt? Ich darf nie mehr vor ihr Angesicht kommen und mich nicht mehr vor den Leuten sehen lassen. O wenn ich doch todt wäre!"

„Sei ruhig, Franz," tröstete ich ihn. „Es wird dieses kleine Unglück Niemand erfahren und morgen bist Du wieder frei."

„Für mich wäre es besser, wenn es kein Morgen mehr gäbe," klagte Franz. „In unserem Dorfe ist es anders, als in der Stadt. Da ist ein Arrest das Schrecklichste, was den Menschen treffen kann, und namentlich bei mir armen Burschen! Ach, was wird mein Meitschi sagen? Ich springe in die Aar oder gehe nach Holland unter die Soldaten und suche einen ehrlichen Tod, fern von ihr und weit weg von der Schweiz!"

Der Bursche weinte tief und lange. Sein Herz pochte laut und hörbar, und gewaltiger Schmerz erschütterte seine Seele. Auch mich ergriff mit wunderbarer Macht sein Leid, und ich mußte ihn achten und lieben lernen um seines Grames und seiner Sorge willen, die er wegen eines Mädchens kund gab, das er durch sich um ihrer Liebe willen zu ihm in Unruhe und Kummer versetzt glaubte. Ich erkannte sein reines, treues Gemüth, denn wahr und tief lieben kann nur ein braves, treues Herz, und tröstete ihn, so gut ich konnte, aber was vermochten leere Worte gegen den lebendigen Schmerz seiner Seele?

„Franz," sagte ich, „die Liebe duldet Alles und Dein Meitschi wird Dich nicht verachten um dieser Kleinigkeit willen. Du mußt Dich jetzt in Geduld fassen und keine dummen Streiche machen!"

„Ich weiß nichts Anderes zu thun. Ich gehe nach Holland oder Amerika. Da wird mein Herz wohl Ruhe finden und meine Seele stille sein!" antwortete er.

„Ja, Dein Herz wird ruhig und Deine Seele stille sein dort im Tode, Franz," entgegnete ich ernst, „aber was wird mit dem Herzen Deines Mädchens geschehen, was wird die Seele Deiner Marie zu dulden haben? Weißt Du, was mit ihrem Herzen geschieht, Franz? Es wird brechen und ihre Seele wird einst zu Dir sagen, Du habest es gebrochen!"

Der Bursche stöhnte und kehrte sich weinend um und seine Seufzer erfüllten den engen Raum, der aus einem Gefängnisse plötzlich ein geheiligter Tempel geworden war, in dem sich ein gequältes, gedrücktes Menschenkind seinen Schmerz ausweinte.

Der Regen schlug noch immer an das Fenster und der Wind heulte stärker im Kamin. Nur bei uns war es ruhig und still, und als ich schwieg und Franzen Zeit zur Erholung und Fassung gönnte, tönte die Straße entlang in ergreifenden Akkorden das ewig schöne, so wunderbar ergreifende Lied:

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an &c.

Als der Vers schloß, sagte ich: „Horch, Franz, man verkündet Dir Dein Schicksal. Aus ist es mit Deiner Liebe, Deinem Glücke, Deinem Leben, wenn Du Deine Heimath fliehest und Soldat wirst. Willst Du noch nach Holland? Erzähle mir lieber, wie es gekommen ist, daß Du und Marie sich lieben lernten!"

Der Bursche richtete sich auf, überwand mannhaft seine Schwäche und ließ mich in ein Jugendleben voll Lust und Kindlichkeit, voll Treue und harmlosen Liebens blicken, daß mein Herz, seltsam bewegt, wieder jung wurde beim Anhören der Schilderung einer so wahren und innigen Neigung. Hier ist seine Liebesgeschichte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Brautkranz.

An's Liebchen denkend, das zu Hauſ' —
So einſam und allein —
Gar ſchwer erkrankt darnieder liegt
Im dunklen Kämmerlein:

So ſtehet hinterm Vorhang, ſtill,
In buntem Spielgewand,
Die Hand auf's pochend Herz gelegt,
Ein junger Komödiant.

Und was von banger Sorge zeigt,
Die Wange, ſehr gebleicht,
Er nun mit friſcher Röthe ſchnell
Zum frohen Scherz beſtreicht.

Die Muſik tönt, und langſam bebt
Der Vorhang ſich empor,
Da tritt zugleich der Komödiant
Mit luſt'gem Sang hervor! —

Und Niemand ahnt's, wie's in der Bruſt
Ihm gar ſo ſchmerzlich wird,
Da man ihm laut ein „Bravo!" ruft
Und jubelnd applaudirt!

Und vom Balkon, mit Bändern weiß,
Den Kranz man wirft im Nu —
Als Anerkennung ſchöner Kunſt —
Dem Komödianten zu. —

Aus iſt das Spiel — der Vorhang fällt,
Vom Leibe reißt das Kleid
Der Komödiant, der fort jetzt eilt,
Halb ſelig, halb im Leid!

In's Kämmerlein er ſtürzt zur Braut,
Den Kranz in ſeiner Hand,
„Hier, theure Seel', ein Brautgeſchenk
Bringt Dir Dein Komödiant! —

Doch bei den letzten Worten fühlt
Er ſchwinden ſeinen Sinn,
Und ſinkt mit einem Schmerzensſchrei
Zur Braut an's Lager hin.

Und weint und ruft und drückt ſie feſt
An ſeine warme Bruſt,
Umſonſt — ſie regt ſich nicht, als hätt'
Sie nie von ihm gewußt! —

Und lange noch hält er die Braut
So an ſein Herz gedrückt —
Die Thräne jenen Kranz benetzt,
Der ſie als Leiche ſchmückt.

Kaiſerslautern. Petrowitſch.

Eine Mahnung im Gewande der Erzählung.

Still und in ſich gekehrt ſaßen am Neujahrsmorgen Herr Müller und deſſen Gattin nebeneinander. Die Kinder, welche zur Beglückwünſchung ihrer Eltern gekommen waren, hatten ſoeben das Zimmer verlaſſen. Tief bewegt kämpften Vater und Mutter noch mit der Rührung, in welche jene Scene, ſowie die vorher beiderſeitig ausgetauſchten Glück- und Segenswünſche ſie verſetzt hatten. Geſenkten Blickes ſaß der Gatte in ſeinem Lehnſtuhl, vergeblich beſtrebt, weniger ergriffen zu ſcheinen, als er in der That war. — Mit ihren eigenen Gefühlen beſchäftigt, hatte die Gattin kaum auf das geachtet, was außer ihr vorging. Mit einem Male jedoch ſchreckte ſie der Gedanke auf, daß ſie ſchon ſo lange ſchweigend nebeneinander geſeſſen hatten, und ein Blick auf den in Nachſinnen verſunkenen Gatten war natürlich nicht geeignet, ihre Beſtürzung zu mildern. Wie hätte ſie dieſen peinlichen Zuſtand länger ertragen können? Im Nu war ſie bei dem Geliebten ihres Herzens, um ihn durch Kuß und Umarmung aus ſeinen Träumereien zu wecken. Es gelang ihr auch inſofern, als der Gatte den Blick erhob, um ihr ins treue Auge zu ſchauen. Sie konnte nicht anders, ſie mußte dies Schweigen brechen, das ihr je länger, je mehr das Herz zuſchnürte. Sie that es mit der Frage: „Was iſt's, was Dich ſo tief bewegt? Haben wir nicht Urſache, Gott zu danken, daß er uns Alle das neue Jahr hat froh und geſund erleben laſſen? Was ſoll deshalb dieſer kummervolle Blick? Sieh, wir ſind ja mit Ehren durchgekommen und haben auch noch etwas erübrigt; was ſollen wir noch wünſchen? Wäre es nicht Undankbarkeit gegen die Vorſehung, wenn wir uns beklagen wollten?"

„Du haſt Recht," verſetzte der Gatte, „wir ſind mit Ehren durchgekommen und haben auch etwas erübrigt, aber auch nur e t w a s. Ich will Dir den Grund meiner inneren Bewegung nicht verheimlichen. Als ich unſere Kinder in ihrer Freude und kindlichen Unbefangenheit das Zimmer verlaſſen ſah, mußte ich mir unwillkürlich die Frage vorlegen, wie es wohl ihnen ſammt Dir ergehen würde, wenn ich das Neujahrsfeſt nicht wieder mit Euch feiern könnte."

„Aber, lieber Mann, woher kommen Dir dieſe trüben Gedanken? Was haſt Du für Grund, Dir ſolche Vorſtellungen zu machen? Du biſt ja geſund und wohl, warum deshalb ans Schlimmſte denken?"

„Wie mir dieſe Gedanken gekommen ſind, das weiß ich freilich nicht, aber ſie ſind mir nun einmal gekommen. Und daß ich auf die Frage, wie es Euch ergehen würde, keine beruhigende Antwort finden kann, das bekümmert mich eben. — Geſetzt auch, mir hätte der Himmel noch viele Jahre beſchieden, mein Tod würde doch immer zu früh für Euch kommen. Ehe ſich unſere kleinen Erſparniſſe zu einem Kapital ſammeln, das hinreichend wäre, Deine und der Kinder Zukunft vor Mangel und Sorge zu ſchützen, da würde doch noch eine anſehnliche Reihe von Jahren vergehen müſſen. Und weil ich nicht weiß, ob ich ſo lange lebe, deshalb kommt mir dieſe Bekümmerniß in meine Seele."

Während das in Schmerz verſunkene, treue Weib nach einem Einwande gegen dieſe leider nur zu begründeten Bedenken vergeblich ſuchte, wurden auf der Treppe Schritte hörbar, deren wohlbekanntes Tempo das Kommen ihres Hausgenoſſen, des praktiſchen Arztes Dr. Meyer ankündigten. Frau Müller wußte, daß derſelbe ſchon in aller Frühe zum Profeſſor Bender geholt worden war. Es war natürlich, daß der gegenwärtig in ſo trübe Stimmung verſetzten Gattin jede Gelegenheit willkommen ſein mußte, welche die Befreiung aus ihrer ſo unangenehmen Lage hoffen ließ. Andererſeits kam auch das Intereſſe an dem Zuſtande des ihr bekannten

Professors Bender hinzu; genug, sie öffnete die Thür, um den Dr. Meyer zum Eintreten zu veranlassen. Dies geschah denn auch. Nachdem die Müller'schen Eheleute mit ihrem Hausgenossen und Hausarzte die herzlichsten Glück- und Segenswünsche ausgetauscht hatten, kam das Gespräch natürlich gar bald auf den kranken Professor. Auf die von Frau Müller an ihn gerichtete Frage nach dessen Befinden erwiderte der Arzt, daß er ihm keinen weiteren Dienst mehr habe leisten können, als ihm die Augen zuzudrücken. „Gestern Abend," fügte er hinzu, „bin ich noch mit ihm in Gesellschaft gewesen und habe keine Spur von Uebelbefinden an ihm bemerkt, und heute Morgen hat ein Nervenschlag seinem Leben rasch ein Ende gemacht." Frau Müller erschrack in innerster Seele, nicht sowohl über diese traurige Nachricht, als über die Wirkung, die dieselbe auf ihren Gatten hervorbrachte. Sie sah diesen nämlich tief seufzend in seinen Lehnstuhl zurücksinken und überzeugte sich, leider zu spät, daß sie durch das Hereinnöthigen des Arztes die trübe Stimmung ihres Gatten, statt zu verscheuchen, vielmehr verstärkt hatte. Der Arzt, der nichts davon ahnte, was vorher zwischen den beiden Eheleuten vorgegangen war, mußte natürlich die auch ihm deutlich genug erkennbaren Erschütterungen, welche seine Mittheilungen bei Herrn und Frau Müller hervorgebracht hatten, als Wirkungen des Mitgefühls und fuhr deshalb fort: „Hier ist mir wieder einmal so recht klar geworden, wie nöthig es ist, daß der Mensch heute so handelt, als ob er morgen sterben müßte."

(Schluß folgt.)

Oenologische Notizen.*)

Der Wein ist veredelt durch des Menschen Hand. Wilder Weinbau findet sich fast nirgends. Im südlichen Europa wachsen zwar an mehreren Orten die Reben wild, ihre Frucht aber ist ungenießbar. Lediglich im Neapolitanischen wächst in den Wäldern eine Rebe, welche süße Beeren trägt; sie wird von Knaben, welche Vieh hüten, oder von Räubern in Ermangelung besserer Speisen genossen, ist aber keineswegs geeignet, als Wein trinkbar zu werden. Anders ist es im Kaukasus, zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere. Dort erreichen die Schößlinge in einem Sommer 20 Ellen und dennoch sind die Trauben groß und lieblich zu genießen. Dort kann man auch das Vaterland der Rebe vermuthen, oder noch weiter in Persien und Nordindien, in Kaschmir. — Sobald der Wein im Magen angelangt ist, veranlaßt er einen Reiz der Magenwanderungen, der sich durch ein angenehmes Wärmegefühl äußert. Dieses Gefühl kommt von den Nerven, die sich in diesen Eingeweiden verbreiten. Er löset die Nahrungsmittel nicht auf, wie man oft glaubt, und stillt auch den Durst nicht. Bald wird er aufgesogen und gelangt in den Strom des Kreislaufes des Blutes, vermittelst dessen er alle Organe zu höherer Thätigkeit weckt. Liebig sagt von ihm: „Als Mittel der Erquickung, wo die Kräfte des Lebens darniederliegen, da wo traurige Tage zu überwinden sind, wo Mißverhältnisse in die Ernährung und Störung im Organismus eingetreten, hat der Wein noch von keinem Erzeugnisse der Natur oder Kunst übertroffen werden können."

Eigenheit der Tokayerreben. Erfahrung hat gelehrt, daß die Trauben des Tokayerweinstocks desto besser sind, je näher sie bei der Wurzel wachsen; je entfernter, desto schlechter. Die Reben werden sehr lang; man darf also wohl annehmen, daß den entfernten Früchten die nöthige Nahrung von den tiefer unten sitzenden entzogen werde. Die Winzer richten sich daher mit dem Schnitte der Rebe darnach. Von diesem können sich Winzer und Weinwirthe Verfahrungsregeln beim Schneiden der Weinreben abnehmen.

Der Riesling ist eine Traube, welche ihren vollkommenen Reifegrad erst dann erreicht, wenn sie zu faulen beginnt, d. h., wenn sich ihre Traubenhülle und die schleimigen Theile derselben auflösen.

*) Oenologie, Weinkunde, Lehre von der Cultur, Kelterung, Gährung und Behandlung der Weine 2c.
Die Red. d. Bl.

Verschiedenes.

Ein neues Goldland. Dem „Golos" wird aus Nertschinsk geschrieben, daß der Bevollmächtige des Herrn Benardaki im verflossenen Sommer fünf goldhaltige Stellen an einem Nebenflusse der Seja und eben so viele am Flusse Oldo, der oberhalb Albasins in den Amur fällt, angezeigt habe. Das Gold kommt daselbst in größeren Stücken und nicht in kleinen Plättchen vor. Die Ufer aller in die Seja fallenden Bäche kann man schon jetzt als goldhaltig bezeichnen.

Räthsel.

Ein zierlich Bauwerk künden Dir,
Gar viel gebraucht, die ersten vier;
Ob's gleich von luft'gem Stoffe war,
Hat's oft gehalten tausend Jahr'.
Es steht vor deinem Angesicht, —
Ob freilich zierlich sag' ich nicht,

Die zweiten vier sind leerer Schein,
Sind Goldpapier auf Todtenbein.
Doch weil der Welt der Schein gefällt,
Giebt's viel dergleichen in der Welt.
Sie sind nicht ernsten Ringens werth:
Ein Thor wer nichts als sie begehrt!

Das ganze hilft die ersten bau'n
Und lehrt, den zweiten nicht zu trau'n.
Was Menschenhände nur gemacht,
Das hat's vorher schon ausgedacht;
Ein jeder braucht's; und wem's gebricht,
Für den schrieb ich dies Räthsel nicht.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 23. Donnerstag, den 21. März **1867.**

Das Heiraths-Bureau.

Humoreske von J. Krieger.

(Fortsetzung.)

Zwei Stunden von Bern, in einem Seitenthale der Hochalpen, liegt traulich und einsam ein kleines Dörfchen. Rechts und links steigen die Berge an und diese sind überkleidet mit grünem Gebüsch und höher oben mit prächtigen Tannen- und Fichtenwäldern. Im Thale unten strömt ein Bach der Aar zu und die Häuser des Dörfchens sind in jenem Style erbaut, der im Bernerlande gebräuchlich und allüberall in der weiten Welt bekannt und beliebt ist. Die Häuser lagen alle rechts und links am Bache hin, und zu oberst die Kirche mit dem Pfarrhause und zu unterst, einige hundert Schritte weit, die Mühle des Ortes. In der Mühle nun wohnte Maria des Müllers Töchterlein. Es war eine gar eigene Welt, in der das Mädchen lebte und webte; Hinten am Hause war der Teich, der den Strom nährte, der die Mühle trieb und auf dem Teiche quakte und schwamm und ruderte eine Masse von Enten und Gänsen, und anderes Federvieh, dem die Natur die Gabe des Schwimmens versagt hatte, trieb sein Wesen an den Ufern desselben, während vom Walde her die Vögel kamen und, auf den Wasserlilien ruhend, aus dem Teiche ihren Vorrath von Wasser schöpften, den sie zu ihrer kleinen und fröhlichen Haushaltung nöthig hatten im Walde droben. Da wuchs Marie auf, sorglich behütet von einer guten, treuen Mutter und geliebt von einem Vater, dessen Leben und Herz an seinem Kinde hing. — Marie vergnügt sich mit den Hausthieren, da schaut ein fröhliches, treues Knabengesicht in diese bunte Welt und Marie ruft: Franz! Franz! — Ja, es war der Franz, des Nachbars Sohn, der glückliche, freundliche Bub, der mit Marie täglich spielen und sich an ihrem holden Wesen freuen durfte, derselbe Franz, der heute Nacht neben mir im Polizeigefängniß saß, weil er nicht aufgehört hatte, Marie zu lieben. Aber die Tage waren anders geworden!

„Jetzt klopf' aber dem Franz die Hosen voll," sagte eines Tages die Müllerin zu ihrem Mann. „Ist der böse Bube nicht in den Teich hinein gewatet und so weit, daß er ertrunken wäre, wenn der Uli, unser Knecht, ihn nicht noch zu rechter Zeit am Schopfe erwischt hätte."

„Und warum ging er in den Teich hinein?" fragte der Müller.

„Weil die Marie eine Wasserlilie haben wollte!"

„Und darum soll ich ihm das Wams ausstäuben?" rief der Müller. „Wo denkst Du hin! Solche Liebe ist selten unter Kindern; ich will ihm lieber ein Honigbrod geben!"

Als Franz größer wurde und Tag für Tag in die Mühle kam, sagte der Müller zu ihm: Gelt, Franz, Du wirst ein Müllerbursch und hilfst mir mahlen, wenn ich einmal alt bin? Ja, sagte der Knabe, und der Müller neigte sich nieder und küßte ihn innig auf die Stirn. Die Marie glaubte auch, es sei nicht mehr anders möglich, es müsse so sein, daß Franz alle Tage in die Mühle komme und immer darin bleibe, und der Müller glaubte es und die Müllerin, Alle glaubten es. — Gewiß hast Du, lieber Leser, schon einmal ein kleines Wölkchen am klaren Himmel aufsteigen sehen, ohne es sonderlich zu beachten, weil es nur ein bischen dunkel und gar nicht gefährlich aussah, und doch gestaltete sich der harmlose Nebel zur Tod und Verderben sendenden Wolke. In dem stillen Dörfchen, in welchem Franz und Marie lebten, erkrankte eines Tages ein Bewohner, ohne daß man die Ursache der Krankheit zu erkennen vermochte. — Selbst der heilkundige Bader des Ortes wußte nicht, was dem Manne fehlte, und auch der Pfarrer nicht. Als man es endlich wußte, war der arme Mann todt und alles Wissen nützte nichts mehr. Man wußte nur, daß die Cholera gekommen sei über die Berge her von Asien. Scenen der Trauer und Klage, des Jammers und der Verzweiflung folgten, und der Tod ging erntend von Hütte zu Hütte, von Berg zu Thal, vom Lande zur Stadt und kehrte auch in der Mühle ein und nahm ihr die Müllerin und, ein wenig weiter oben im Dorfe, wo der Franz mit Vater und Mutter lebte, nahm er den Vater und die Mutter und achtete nicht der Thränen des verzweifelnden Knaben, der um seinen Aeti und seine gute Mutter Tag und Nacht klagte und nach ihnen rief. Das Häuschen wurde nebst den paar Hufen Landes verkauft, und als die Schulden bezahlt waren, ging Null von Null auf und der barmherzige Müller nahm ein armes verlassenes Waisenkind in sein Haus und küßte es, indem er sagte: Jetzt bleibst Du bei mir, Franz; Du wirst ein Müller und ich will Dein Vater sein von nun an, wie es mein seliges Weib mir auf die Seele gebunden hat. Ja, die Müllerin hatte in ihrer Todesstunde noch für den Franz gesorgt. Die Augen der Sterbenden schauen so hell und klar; sie hatte die reine Seele des Knaben erkannt. „Fränzchen," sagte

sie, als eines Abends der Knabe und Marie an ihrem Schmerzenslager standen, „willst Du bei der Marie bleiben und sie lieb haben Dein Leben lang, auch wenn ich nicht mehr bin?"

„Wo gehst Du hin, Gotte?"

„Zu Gott, mein Kind, in den Himmel; zu Deinem Vater und zu Deiner Mutter!"

„Nimm mich mit, Gotte."

„Du mußt da bleiben, bei der Marie, weil sie noch so klein ist und mußt Acht haben, daß sie nicht in den Teich fällt. Willst Du das?"

„Warum nimmst Du die Marie nicht mit?"

„Weil der Weg so weit ist, Franz."

„So trage sie auf Deinem Arme und ich gehe auch mit zu meinem Vater und meiner Mutter."

„Es kann nicht sein, Franz, und Du, Marie, mein herzliebes, mein süßes und einziges Kind, willst Du bei Franz bleiben?"

„Ja, er holt mir Blumen aus dem Teiche!"

„Das thue nimmer, Franz. Im Garten blühen Blumen, Nelken und Rosen; dort am Fenstersimse wächst Rosmarin; von diesen Blumen machet einen Strauß und legt ihn auf mein Grab. Alle Sonntage einen! Wollt Ihr?"

„Wo ist Dein Grab, Gotte?"

„Auf dem Kirchhofe, neben Deinem Vater und Deiner Mutter, lieber Franz. Kommt recht oft zu mir, Du und Marie."

„Jeden Tag, liebe Gotte. Aber Du kannst uns ja nicht sehen und die Hand nicht mehr aus dem Grabe strecken."

„So reiche ich sie Euch vom Himmel herab. Weißt Du, Franz, der Arm der Mutterliebe reicht weiter, als Himmel und Erde von einander sind. Und wenn ihr groß geworden und brav und gut geblieben seid und mir auf mein Grab alle Sonntage Blumen gelegt habt, so komme ich zu Euch des Nachts, wenn Ihr schlaft."

So hieltens die Kinder auch und schmückten der Mutter Grab, ihrem Versprechen getreu, jeden Sonntag mit Blumen und ihrem Gebete. Die Kinder wurden größer und der Vater wurde älter, aber nicht gescheidter, denn er war ein gutmüthiger, etwas phlegmatischer Mann, der es zuletzt gern sah, daß eine noch ziemlich junge Frau ihm die Sorge seines Hauswesens abnahm. So erhielt Marie eine Stiefmutter, die es verstand, den Vater zu beherrschen, indem sie Liebe gegen die Tochter zeigte, vielleicht auch fühlte. Aber doch war es nicht jene innige, süße Liebe der wahren Mutter. Das fühlte vor Allen Marie, und dann am meisten Franz. Der Bube, war der neuen Frau im Wege, warum, wußte sie selbst nicht recht. Ein noch unklarer Eindruck, er werde ihren Plänen einst hinderlich in den Weg treten, beherrschte sie und sie handelte demgemäß, d. h. sie übte ihre Verstellungskunst, die bei vielen Frauen groß und eine natürliche Beigabe ist, bei ihr aber zur wahren Meisterschaft gediehen und zur zweiten Natur geworden war. Unter dem Scheine der Fürsorge für Franzens Wohl beredete sie den Müller, ihn zu seiner Vervollkommnung im Handwerke auf die Wanderschaft zu schicken. Lange sträubte sich der Müller, der Gespiele seines Kindes war ihm zu lieb geworden und an's Herz gewachsen, aber die Frau redete so eindringlich und überzeugend, daß er endlich einwilligte. Franz machte große Augen, als ihm sein Pflegevater den Plan auseinander setzte. Trennung! In seinem jungen Leben hatte er die Bedeutung dieses Wortes noch nicht kennen lernen und wußte noch nicht, was es sei, wenn zwei Herzen, in eins verwachsen, plötzlich auseinander gerissen werden. Er sollte in die weite, böse Welt. Daß die Welt böse sei, hatten Franz und Marie öfters sagen hören; aber nie selbst erprobt. Die Probe blieb nicht aus.

Im Garten, der an den Teich stieß, in dem die Wasserlilien blühten, stand eine Fliederlaube. Oft hatten die Kinder darin gespielt und ihre kindlichen Träume nahmen dort ihren Anfang und fanden dort ihr Ende. Den Abend vor seiner Abreise saß Franz allein in der Laube und wartete der Geliebten. Rein und klar stand der Mond am Himmel, sein silbernes, ruhiges Licht spielte auf der kleinen Wasserfläche und die ewigen Sterne — jene stillen, stummen Zeugen so manchen Ereignisses im menschlichen Leben — blickten in all ihrer Schönheit und Klarheit auf das ruhige und friedliche Thal, in dem das Geräusch des Tages verstummt und nur noch der lockende, melodische Ton der Amsel hörbar war. Aber der Friede, der im Thale und allüberall herrschte, wohnte nicht in Franzens Gemüth. Seine Seele war traurig und sein Herz, ach! wie wehe that es ihm nicht. Der leise Schritt der Geliebten weckte ihn aus seiner Betrübniß.

„Du gehst, Franz, und wann kommst Du wieder?"

„Bald, mein Meitschi, bald; wenn die Amsel wieder schlägt und die Lilien im Teiche wieder blühen, bin ich wieder bei Dir!"

„Wirst Du an mich denken draußen in der Fremde, und wirst Du mich gerne haben fort und fort?"

„So lange der Mond am Himmel steht und die Sterne scheinen und Gott im Himmel thront, will ich Deiner gedenken und Dich lieb haben. O, wie lieb!"

„So gehe denn und schreibe oft. Nimm diesen Ring und dieses Tuch und dazu diese Blume aus meinem Haar geflochten. Es ist eine Lilie, Franz. Trage sie bei Dir zu meinem Gedächtnisse. Willst Du?"

„Selbst der Tod trennt mich nicht davon!"

„So lebe denn wohl. O Franz, Franz! Gedenke meiner und der Mutter!"

Noch ein Kuß und noch einer, und dann war es still in der Laube und nur im Walde schlug noch die Amsel den letzten Gruß. — —

Franz kam wieder im Frühlinge, nach zwei Jah-

ten. Ach, wie war es anders geworden! Der Müller war todt, die Mühle verpachtet und die Müllerin mit ihrer Stieftochter wohnte oben im Dorfe. Franz nahm in einem Nachbarorte bei einem Müller Arbeit und sah nur hie und da die Geliebte, die ihm unwandelbar treu geblieben war. Aber die Mutter hatte Pläne. Jetzt wußte sie, warum ihr Franz so zuwider gewesen war. Der Vormund Marien's, ihr Verwandter, hatte einen Sohn und den auf die Mühle zu bringen, war ihre Aufgabe. Aber Marie hielt aus; sie schlug herzhaft die Stürme ab, die man auf ihr Herz unternahm und erklärte: Franz oder keiner! Nichts half, weder Bitten noch Vorstellungen; Verleumdungen, Hohn und Spott, selbst Drohungen prallten ab an Marien's felsenfester Treue. Mit dem Sohne des Vormundes war es nichts, das sah die Müllerin, aber Franz sollte Marie auch nie haben, sie hielt sie für zu gut für den »Bettelbuben«. Sie verdiene einen Stadtherrn. Aber wo ihn herholen? Ei, in Bern war ja eine Frau, deren Geschäft es war, Ehen zu vermitteln. Das hatte man der Müllerin gesteckt, und richtig, schöne und edle Seelen finden sich zu Wasser und zu Land. Die Müllerin fand diese Frau, und diese schickte viele Herren hinaus auf's Dorf, aber nie den rechten. Marie wollte nur den Franz und keinen Andern. Sie sah ihn selten und dann nur heimlich; aber dieses seltene Wiedersehen war geheiligt durch die *feierlichsten* Gelübde ewiger Treue und ewiger Liebe. Die Trennung und der Widerstand erhöhten noch die Macht der Neigung.

So verstrichen Jahre. Die Sonne des Lebens stieg höher und höher und der Müllerin Herz wurde nicht wärmer, aber auch das der Liebenden erkaltete nicht. Jemehr die Müllerin sich abmühte, einen passenden Freier aufzutreiben, um so stärker, kräftiger und zäher wurde die Anhänglichkeit der jungen Leute. Zuletzt kannte die Müllerin keine andere Lebensaufgabe mehr, als den Starrsinn der Tochter zu brechen und ihre Neigung für Franz zu schwächen, doch die Leutchen hielten tapfer Gegenwehr. Der Vormund, welcher aus altem Haß gegen Franzens Vater die reiche Base in ihren Bestrebungen unterstützte, um dem Sohne des Feindes zu schaden, bot Alles auf, um Marie, da sie doch seinen Sohn verschmähte, dem Geliebten abwendig zu machen. Er nahm sie mit auf alle Jahrmärkte, Hochzeiten und Tanzvergnügen in der Stadt und auf dem Lande, doch immer vergeblich.

So waren sie heute mit Franz in der Stadt zusammengetroffen und, angefeuert durch den Wein, riß die Geduld des Burschen. Er brach los gegen den Seelenverkäufer, und weil ich so gütig war, mitzuhelfen, mitzuschelten und mitzuschreien, saßen wir auch alle zwei des Nachts im Polizei-Gefängnisse zu Bern.

Das Alles erzählte mir Franz und ich tröstete ihn, indem ich ihm viele wunderbare Geschichten erzählte, in denen treue Liebe ihren Lohn gefunden. Es gelang mir, ihm die Soldatengedanken aus dem Kopfe zu reden, und als ich ihm vollends versicherte, daß ich einen Freund besitze, der der größte Rechtsgelehrte in der Schweiz und so gescheidt sei, daß er dem Gottseibeiuns selbst eine Nase drehen könne und daß besagter Freund nicht anstehen werde, uns aus diesem elenden Loche nicht nur zu befreien, sondern es auch dahin zu bringen, daß alle Landjäger, sammt dem Polizeidirector und dem dicken Vormunde, in das nämliche Loch gesperrt würden, da lächelte auch Franz wieder und fragte: „Ist Ihr Freund Bundespräsident?"

„Nein," erwiderte ich, „aber er wird es sicherlich."

Der Morgen kam und mit dem Morgen die Freiheit. In der Frühe hatte ich Nabilius in einigen Zeilen unsere Lage mitgetheilt und zwei Stunden darauf öffnete sich die verhängnißvolle Pforte und Franz hatte Gelegenheit, mit offenem Munde und großen Augen die wunderbare Geschicklichkeit meines Freundes zu bewundern, denn er war es ja, der uns die Freiheit brachte und uns dem Lichte der Sonne entgegenführte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Mahnung im Gewande der Erzählung.

(Schluß.)

Wie ein Dolchstich fuhr der armen Frau diese Aeußerung des Arztes in die Seele, denn sie mußte natürlich dem blutenden Herzen ihres Gatten eine neue Wunde schlagen. Der Dr. Meyer, welcher in eigener tiefer Bewegung über den erschütternden Todesfall den Blick auf den Boden heftete, sah nicht, was neben ihm vorging, und bemerkte deshalb auch nicht, daß ein bittender Blick der Geängsteten auf ihn gerichtet war, der seinen Mittheilungen Einhalt thun sollte. Er fuhr fort: »Nun, Gott sei Dank! unser guter Bender hat auch so gehandelt, er hat den Trost mit ins Grab genommen, daß Weib und Kinder nicht hülflos in der Welt dastehen, denn er hat sein Leben versichert!«

Dieser Schlußsatz wirkte wie ein elektrischer Schlag auf Herrn Müller, es war, als wenn alle Fibern an ihm mit einem Male ihre Spannkraft wieder gefunden hätten.

»Sein Leben versichert?« fragte er, als hätte er nicht recht gehört.

Die ungestüme Hast und die bebende Stimme, mit welcher die Frage hervorgestoßen wurde, überzeugten den Arzt mit einem Male, daß es sich hier um mehr handelte, als um das Mitgefühl für den Gestorbenen. Aufblickend zu dem in fast athemloser Spannung dasitzenden Frager, fuhr er befremdet fort: »Nun ja, das ist doch wohl selbstverständlich für einen sorgsamen Familienvater? — Leider giebt es freilich auch unter den gebildeten Leuten noch gar Viele, die vor lauter Bedenken und Verurtheilen nicht begreifen können oder wollen, daß die Lebensversicherung das untrüglichste Beruhig-

ungsmittel gegen den kommenden Tod ist. Es weiß das Niemand besser, als der Arzt. Glauben Sie mir, es ist ein gar gewaltiger Unterschied, ob man einen Patienten vor sich hat, der sich versichert, oder einen, der dies versäumt hat. Die merkwürdigsten Beispiele könnte ich Ihnen erzählen, daß selbst die schwersten und hoffnungslosesten Kranken, wenn sie ihr Leben versichert hatten, wieder gesund wurden, und offenbar nur dadurch, daß sie keine Todesfurcht fühlten, vielmehr wegen ihrer Versicherung sich ihre innere Herzensfreudigkeit bewahrt hatten. Auf der anderen Seite fehlt es aber auch nicht an Beispielen, wo Leichtkranke trotz aller angewandten Mittel dem Tode verfielen, blos deshalb, weil die inneren Vorwürfe wegen der bis jetzt vernachlässigten Versicherung das Herz zermalmten und die Lebenskraft verzehrten. Ihnen brauche ich wohl nicht erst zu sagen, daß die heitere Seelenstimmung eines Patienten der beste Bundesgenosse des Arztes ist, während die innere Zerknirschung des Kranken allen Mitteln der Kunst und Wissenschaft spottet. — Und glauben Sie wohl, Herr Müller, ich könnte mit unbefangener Seele an das Bett eines an ansteckender Krankheit darniederliegenden Patienten hintreten, wenn ich mir sagen müßte, ich hätte in sträflichem Leichtsinn noch versäumt, was jedes Familienvaters erste Pflicht ist? — Genug, der Professor Bender hat diese Pflicht noch zeitig genug erkannt, und darum hat es keine Noth mit seinen Hinterbliebenen. Als ich sie vorhin verließ, faßte mich die Frau Professorin noch bei der Hand und sagte mit bewegter Stimme: »Sie sind meines guten Gatten Trost im Tode und unser Schutzengel zugleich geworden. Gott segne es Ihnen.« Sie wußte nämlich, daß ich mit den Vorurtheilen ihres seligen Gatten erst harte Kämpfe gehabt hatte, ehe es mir gelang, sie zu besiegen.«

Als der Arzt geendigt, faßte auch Herr Müller mit Inbrunst dessen Hand und sagte: »Mein guter Doktor, Sie sind auch mein und der Meinen Schutzengel geworden. Es ist sicherlich eine göttliche Fügung, daß Sie gerade in dieser Stunde auch mir den Weg gezeigt haben, auf dem allein Trost und Beruhigung zu finden ist.« In tiefster Bewegung trennten sich die Hausgenossen, deren Freundschaftsband erst heute die rechte Weihe erhalten hatte.

Als der Arzt sich entfernt hatte, schloß Herr Müller die Gattin in seine Arme und sagte: »Nun hinweg mit aller Betrübniß liebes Weib, wir haben ja jetzt das Mittel gefunden, welches alle Sorgen vor der Zukunft verscheucht. Wahrlich, ein schöneres Glück konnte mir das neue Jahr nicht bringen.«

Verschiedenes.

Ein Rock für Alles auf der Pariser Weltausstellung. Ein Prager Industrieller hat in seinem Etablissement einen von ihm selbst verfertigten Rock ausgestellt, der wirklich ein wahres Faktotum eines Kleidungsstückes sein soll, und selbst auf der Ausstellung in Paris, wofür derselbe bestimmt ist, als ein Kunstwerk der seltensten und zugleich praktischsten Art Aufsehen erregen dürfte. Derselbe ist auf 6 Seiten zu tragen und birgt eigentlich das Geheimniß von 8 Röcken. Mann kann ihn als Gehrock, Winter- und Frühlingsrock, als Bonjour, Frack und Schlafrock gebrauchen und der Träger desselben kann von sich sagen: Meine ganze Habe trage ich an mir.

Eine Schauspielerin — auf der Bühne von der Tollwuth befallen. Im Theater zu Lima, der Hauptstadt der südamerikanischen Republik Peru, ereignete sich vor Kurzem ein erschütternder Vorfall. Fräulein Delancourt spielte die Rolle der Marguerite Gautiere. Während der großen Ballscene im dritten Aufzuge wurde sie von einer nervösen Zuckung ergriffen, und ihr Blick bekam einen finstern und wilden Ausdruck. Sie begann verworren zu reden, und suchte, da sie selbst die Nähe einer in ihr vorgehenden Katastrophe empfand, ihre Kolleginnen zu entfernen, welche ihr Hilfe leisten wollten, indem sie ihnen, bewunderungswerth starkmüthig, mit der äußersten Anstrengung zurief: »Rettet euch, ich werde euch sonst beißen!" Man kann sich den Schrecken der Schauspieler und des Publikums leicht vorstellen. Zwei Tage später starb die unglückliche Künstlerin unter den heftigsten Krämpfen an der Wasserscheu. Fräulein Delancourt war einige Tage vorher von einer wüthenden Katze gebissen worden, die sich auf die Bühne verirrt hatte. Dem Leichenbegängnisse der unglücklichen Künstlerin folgte fast die gesammte Bevölkerung Lima's.

Silben-Räthsel.

Erste Silbe.

Ich bin der stärkste Meinesgleichen,
Als König werd' ich anerkannt,
Ein stolzes Reich trägt mich im Zeichen,
Ein Sternbild wird nach mir benannt.
Nicht unter Eichen steht mein Thron,
Ich bin der heißen Länder Sohn.

Zweite Silbe.

Ein Thor, bald auf und bald geschlossen,
Mit Wall und Zäunen wohl verwahrt;
Wird gleich aus mir manch' Pfeil geschossen,
Send' ich auch Boten beßrer Art;
Doch, künden Schmerz sie oder Glück,
Noch Keiner kehrte je zurück.

Das Ganze.

Ich bin es, wird Dir Lob gespendet,
Preis't Dich als gut und klug die Welt;
Bin's, wenn sie Deinen Namen schändet,
Für werthlos und für dumm Dich hält.
Ich folg' Dir in den Erdenschooß,
Du machst Dich nimmer von mir los.

Auflösung Räthsels des in № 22:

Vers — Land — Verstand.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 24. Sonntag, den 24. März **1867.**

Das Heiraths-Bureau.

Humoreske von J. Krieger.

(Fortsetzung.)

„Also am Sonntage reiten wir nach Brechtwyl, um die Festung mit Sturm einzunehmen," sagte mein Freund zu mir den Tag darauf.

„Das magst Du thun; ich will, wie unsere gescheidten Vorfahren sagten, nicht in dem Ding sein, denn Du weißt wohl, ich habe kein Geschick zu solchen Affairen," entgegnete ich. Mir fiel mein Mißgeschick mit der Haushälterin ein und mich überschlich ein leises Grauen, wenn ich nur an eine Freierei dachte.

„Sei nur nicht halsstarrig und dicköhrig, guter Freund," sagte Rabilius zornig; „die Sache ist ganz einfach. Meine Auserwählte ist die Müllerstochter in Brechtwyl und hat 80 Tausend Francs im Vermögen. Die Mutter begünstigt mich — dabei ist doch keine Gefahr? Oder setzt der wohlweise Herr Zweifel in meine Liebenswürdigkeit und in meine Fähigkeit, derlei Geschäfte zu arrangiren? Sage es nur und ich habe die schönste Gelegenheit, Dich gerichtlich wegen Real-Injurien heimzusuchen."

„Bleibe mir um Himmelswillen mit Deinen Prozessen vom Halse," rief ich ängstlich aus. „Du machst mir heiß mit Deinen Drohungen. Ich wollte, Du und die Pelzin wären wo der Pfeffer wächst. O ihr unsterblichen Götter, ergießt sich denn die ganze Schaale eures Zornes auf mich und zwar immer um der Eseleien Anderer willen. Was willst Du also, Herr, daß ich thun soll?" fragte ich zuletzt in wahrhaft christlicher Demuth.

„Spiele nur den Karthäuser, es steht Dir wohl an," sagte Rabilius. „Am Sonntage also reiten wir nach Brechtwyl."

„Wir gehen oder fahren also nicht, wir reiten nach Brechtwyl. Weißt Du denn nicht, daß ich keinen Begriff vom Reiten habe," wandte ich ein. „Beabsichtigst Du, mich förmlich umzubringen? Ich habe nichts dagegen; ich bin in Deiner Gewalt, nur bitte ich Dich, sage es mir aufrichtig vorher, damit ich mein Testament mache."

„Schön, bedenke mich nur auch mit einem Legate. Einstweilen aber halte Dich bereit, mit mir zu reiten!"

„Nun so sei es denn," sprach ich ingrimmig, „aber das sage ich Dir, Du garantirst mir für mein Leben, und wenn mir sonst noch etwas Menschliches begegnet, so haftest Du für allen Schaden."

Ich lief händeringend in meinem Zimmer auf und nieder und achtete des Canarienvogels nicht, der aus Leibeskräften seine schmetternden, ermunternden und heiteren Weisen erschallen ließ. Den Raben, diesen Erzspitzbuben, jagte ich gleich wieder fort, weil er mir einen Teller zerbrochen hatte. Ich war banger Ahnungen voll und seufzte aus tiefstem Herzensgrunde: „Wenn nur die Welt unterginge am Samstag Abend. Wo der Teufel an einer Bosheit schürt, wo ein Narr einen dummen Streich präparirt und ein böses Weib eine Intrigue anzettelt, da muß ich dabei sein! Was hatte ich, der Doctor Börlin, in Brechtwyl zu thun? Hatte ich an meiner Brautgeschichte nicht genug? Wollte ich die Reden anführen, die mir meine Haushälterin bei jeder Gelegenheit zum Verdauen gab, und herzählen, was sie mir Alles zum Verdruß und Leid that, um sich zu rächen, so müßte ich Bände schreiben. Schon war ich Willens, ganz in der Stille einen kleinen Ausflug nach Island zu machen, als mein Vöglein anfing das ewig schöne Lied zu singen:

> Freund, ich bin zufrieden,
> Geh' es wie es will.

Ja, sagte ich mit dem Vogel, geh' es, wie es will, mein Freund ist die Ursache — er trage die Folgen."

Ein prächtiger, heiterer Sonntag-Morgen war es, den mein Freund zu seinem Freiersritte erwählt hatte. Die Sonne war kaum aufgegangen und lichte, strahlende Wölkchen zogen eilend am Himmel hin, als er vor mein Bett trat.

„Schläfst Du noch? heraus und kleide Dich hurtig an. Unsere andalusischen Hengste sind schon gesattelt!"

„Sachte, sachte! Was Du thust, thue es mit Bedacht! So lauten die Sprüche der Weisheit. Aber Du bist nicht weise, weil Dir die Klugheit mangelt, und nicht klug, weil Du kein Kind Gottes bist. Und weil Du kein Kind Gottes bist, bin ich in meinem Gewissen verpflichtet, Dich den Anfang der Weltweisheit: die Furcht des Herrn und der Vorsicht zu lehren!" sagte ich langsam.

„O Du weiser Salomo! Du Sohn der Weisheit! Du Sohn des Vaters Verstand und der Mutter Vernunft! Wenn Du nur heute halb so weise thust, wie Du jetzt sprichst, so muß die Sache gut gehen. Entfalte also heute Deine Geschicklichkeit, such' in den Vorrathskammern Deines Hirnes nach jedem Brosamen eines guten Gedankens, laß spielen Deinen Witz in hellfunkelnden Raketen und lege auf Deine Zunge den Zucker der Ueberredung und auf Deine Lippen den Honig der

Schmeichelei, damit Du die Augen Anderer blendest, die Ohren bethörest und die Herzen erhebest und erweiterst," rief Rabilius emphatisch aus.

„Das soll geschehen," sagte ich würdevoll, indem ich meine Stiefeln anzog. „Du wirst Ehre mit mir einlegen. Aber der Tausend," bemerkte ich, „Du hast Dich heute seltsam fein herausgeputzt."

„Nicht? ich gefalle Dir," sagte stolz mein Freund. Und wirklich stand er in einem prächtigen und imposanten Costüme vor mir. Er trug einen Calabreser-Hut mit einer rothen Feder, die kühn geschwungen und herausfordernd auf seinem Hute wehte. Ein rothes Halstuch umschlang lose seinen Hals und auf der Brust funkelte eine mit einem großen Rubin geschmückte Nadel, die er von dem Juden Mosele, seinem Intimus und zeitweiligen Finanzminister, eigens für den heutigen Tag geborgt hatte. Gott weiß, wie der Jude zu der Nadel gekommen sein mochte, denn sie trug den Stempel des vorigen Jahrhunderts und blinkte und blitzte nicht übel auf seinem Busen. Ein eng anschließender polnischer Rock, ein Ueberbleibsel aus seinen akademischen Jahren, straff angezogene Beinkleider und juchtenlederne Stiefel vollendeten seinen Anzug und verliehen seiner Person etwas merkwürdig Erhabenes und Theatralisches. Zudem trug er noch ein Paar mächtig große Sporen, die hell polirt, nicht übel klirrten und rasselten.

„Wo hast Du denn die Sporen her?" fragte ich ihn.

„Gefallen sie Dir? Nicht wahr, es sind Prachtstücke und sie werden ihre Wirkung nicht verfehlen. Sie stammen wahrscheinlich aus dem dreißigjährigen Kriege. Hast Du nicht auch für ein Paar gesorgt?"

„Daran habe ich nicht gedacht! Es wird auch wohl ohne Sporen gehen," antwortete ich.

„Schwerlich," entgegnete er, „denn wir reiten heut Andalusier und diese sind heikel in dem Punkte, doch ist das Deine Sache. Aber jetzt haben wir uns noch zu besprechen, unter welcher Form ich Dich vorstellen soll bei meiner zukünftigen Schwiegermutter. Was meinst Du zu einem Nationalrath?"

„Wo denkst Du hin? Da können wir in schöne Geschichten verwickelt werden. Nationalräthe reiten nicht auf Miethkleppern auf die Freierei."

„Das ist fraglich. Ich kenne Nationalräthe, die schon andere Ritte unternommen haben und nicht gerade im Dienste der Eidgenossenschaft, sondern auf eigene Rechnung. Aber für wen soll ich Dich ausgeben? Wir müssen unsere Rollen jetzt vertheilen, damit wir uns daran gewöhnen und uns in selbe hineinleben."

„Am besten wird es sein, wenn Du mich für einen Diener der Kirche, für einen Doctor der Gottesgelahrtheit ausgibst. Das macht auf Weiber immer den besten Eindruck," sagte ich würdevoll.

„Schön, mein wohlerwürdiger Freund und Diener der Kirche. Machen wir, daß wir fortkommen," erwiderte Rabilius, dem es von jeher gleichgültig war, was Einer schien oder scheinen wollte.

Ich kleidete mich meiner Rolle entsprechend; natürlich trug ich keine Sporen, und wir verließen in bester Stimmung meine Wohnung und gingen eiligen Schrittes dem Pferdeverleiher zu. Meiner Haushälterin bemerkte ich, ich mache einen Ausflug auf das Land, was eigentlich vollkommen der Wahrheit gemäß war, nur verhehlte ich ihr den Zweck, den sie auch nicht zu wissen brauchte. Sie sah mich mit ihren grauen Augen durchbohrend an, lächelte höhnisch und rief uns nach: „Wünsche viel Glück und Segen dem Herrn Doctor! Ha, ha!" Ihr Lachen tönte uns auf der Stiege noch nach.

„Was hat denn Dein alter Drache wieder?" fragte Rabilius. „Gestehe es nur, Du hast einmal eine Liebelei mit ihr gehabt."

„Wo denkst Du hin!" rief ich erbleichend. „Es ist ihre Gewohnheit."

„Jage sie fort und heirathe, wie ich," rieth mein Freund.

„Ja," dachte ich, „wenn Du Alles wüßtest und Deine Freierei ausfällt, wie die meinige, so würdest Du auf der Stelle umkehren und das Freien auf ewig verschwören."

* * *

Die Pferde standen schon bereit und ich fiel fast in Ohnmacht, als ich sie sah. Es waren eigentlich keine Pferde mehr, sie mochten einst solche gewesen sein, aber auch das hätte bestritten werden können. Sie erschienen wie ein Mittelding zwischen Maulesel, Kameel und Tapir und sahen aus wie die leibhaftigen Kinder des Hungers. Ich bin heute noch im Zweifel, ob das Bischen Schwanz, das lustig und kerzengerade gen Himmel sah, nicht angeleimt war. Dabei standen die Mähren da mit ausgespreizten Beinen und hängendem Kopfe, als fürchteten sie, umzufallen, wenn sie die Beine an sich zögen. Die Pferde erschienen wie unser verkörpertes Schicksal: mager, trostlos, verzweifelnd. Mein Freund schien von erhabeneren Gedanken getragen zu sein. Stolz, wie Don Quixote, schwang er sich auf seine Rosinante und schaute selbstbewußt auf die niedrige Menschheit hinab. Sein Gesicht glänzte im Wiederscheine seines Glückes; die 80,000 Francs übten bereits ihre Wirkung. Er trug einen Strahlenkranz. Ich gelangte mit Mühe auf meine Mähre, ergriff die Zügel widerstrebend, wie Einer, der Feuer anrührt, und suchte mich, so gut es ging, sattelfest zu machen.

„Sitzest Du endlich fest?" rief mein Freund ungeduldig. „Kann's nun losgehen?"

„Es kann losgehen!" rief ich resignirt im Gefühle, daß ich unrettbar einem Schicksale verfallen war. Von dieser Zeit an glaube ich an Ahnungen. Der Geist betrog mich nicht.

Es sollte losgehen, aber es ging nicht los. — Mein Freund klopfte schmeichelnd mit der Hand den Hals seines Thieres und rief: „Hi, mein Pferdchen!" — Ich machte es ebenso und rief ebenfalls: „Hi, Alter!" — Aber es ging nicht.

„Allez!“ rief mein Freund. — Ich schrie: „Vorwärts, Satan!“ Es half Alles nichts. Die Schindmähren rührten sich nicht, sie schienen Gehör und Empfindung verloren zu haben. Ich schmeichelte, bat, drohte, es ging um keinen Schritt vorwärts. Zuletzt beschloß ich, gar nichts mehr zu thun und stillschweigend abzuwarten, was mein Freund beginnen werde. Bereits hatte sich ein Haufen müssiger Gaffer um uns versammelt, die allerlei Witzworte uns zuriefen: „Halten Sie doch das Pferd im Zügel!“ rief der Eine. „Es brennt ja durch!“ — „Er wird gewiß ein Kind zu Tode reiten!“ rief ein Anderer. — Bei diesen Verhöhnungen saß ich wie ein Märtyrer auf meiner empfindungslosen Maschine, denn Thier konnte ich es nicht nennen, preisgegeben dem Gelächter schadenfroher Menschen. Ich sah auf meinen Freund und sprach in Gedanken mit Ruth: „Wo Du hingehest, gehe ich auch hin!“ Vielleicht geht er wieder heim, dachte ich. Aber ich kannte meinen Freund nicht gut in diesem Stücke. Nachdem er alles Mögliche versucht, vorwärts zu kommen, und dieses Mögliche nichts half, rief er mir zu: „Warum reitest Du denn nicht fort? Du sitzest ja wie ein Oelgötze auf Deinem Pferde.“

„Ich warte nur auf Dich,“ sagte ich.

„Warte nur, Du Canaille!“ rief er endlich erbost aus und gab der hartnäckigen Rosinante seine Reitpeitsche zu kosten. Diese schlug gewaltig aus, aber rührte sich nicht von der Stelle. Mein elendes Vieh schlug auch aus, so daß ich mich an seinem Halse festhalten mußte. Als Alles nichts half, stieß mein Freund seiner Mähre die bekannten Sporen in die Seite. Das Pferd stieg kerzengerade auf, nahm einen Anlauf und rannte wie der Wind wieder in den Stall zurück. Ich und mein Höllenthier hinterdrein. — „Da wären wir wieder!“ sagte ich ergeben.

„Spotte nicht, oder ich begehe an Dir einen Selbstmord!“ rief erbost mein Freund.

„Wollen wir nicht lieber dableiben?“ schlug ich vor.

„Nein, fort in Teufels Namen!“ rief er. „He, Stallknecht, nehme Er das Pferd am Zügel und führe Er es wieder hinaus.“

Der Stallknecht nahm lachend den Gaul am Zügel und führte ihn wieder in's Freie, mitten unter eine jubelnde Menge Nichtsthuer. Wir fingen das alte Manöver wieder an, aber mit gleichem Erfolge. Da erbarmte sich der Stallknecht unser, nahm eine Peitsche und hieb darauf los, daß es durch die Luft pfiff. Jetzt bekamen unsere Maschinen Leben. Auf einmal fingen sie an auszuschlagen, und als die Streiche nicht nachließen, ging das Ausschlagen in Galopp über und:

> Hurre, hurre, hopp, hopp, hopp!
> Ging's fort in sausendem Galopp,
> Daß Roß und Reiter schnoben,
> Und Kies und Funken stoben.

Wie eine Windsbraut jagten wir durch die Stadt, Alles bedrohend, was nicht schnell auswich. Schimpfen und Schelten tönte uns nach und die Landjäger suchten uns aufzuhalten, um uns, schnellen Reitens wegen, zu pfänden. Aber wir hielten und standen nicht Rede, d. h. wir konnten Beides nicht. Wir waren, wie Mazeppa, auf den Rücken unserer Rosse gebunden. Selbst der Zöllner am Thore, der das Brückengeld erheben wollte, streckte vergebens seine Hand aus. Er schaute uns entsetzt nach und schien uns für Kinder des Todes zu halten. Wir ritten und ritten fort, bis wir schweißtriefend am Orte unserer Bestimmung anlangten.

(Fortsetzung folgt.)

An das Theater.

> Du hast im Kleinen mir gezeigt
> Wie sie im Großen ist, die Welt,
> Und mir gezeigt, wie Lug und Trug
> Den Menschen oft recht wohlgefällt.
>
> Hast mir gezeigt zugleich, wie arm
> Und schwach auch diese Menschen sind;
> Ein toller Spaß erheitert sie,
> Reizt sie zum Lachen, wie das Kind,
>
> Hast mir gezeigt, wie falsches Weh
> Ihr Herz so leicht bewegen kann,
> Wie ein erborgtes Mitgefühl
> Ihr Auge füllt mit Thränen an.
>
> Hast mir gezeigt, wie Täuschung blos —
> Die Menschen gar so leicht besiegt;
> Und Alles in der Kunst allein
> Des Spiel's und der Berechnung liegt.

Kaiserslautern. Petrowitsch.

Verschiedenes.

Pariser Ausstellung. In der Vorwoche ist in München eine Conferenz von Abgeordneten verschiedener Bahnverwaltungen zusammengetreten. Die B. B.-Z. erfährt darüber, daß an derselben Theil nahmen Vertreter der französischen Ostbahnen, dann der württembergischen, badischen und pfälzischen Bahnen, ferner der hessischen Ludwigs-, der Saarbrücker-, der Kaiserin Elisabeth-, der böhmischen Westbahn sowie der bayerischen Staats- und Ostbahnen, und es war Zweck der Conferenzen, einerseits den neuen Fahrplan für den Sommerdienst festzusetzen, der mit dem 15. April ins Leben treten soll, sodann aber auch um eine Einigung bezüglich der Pariser Ausstellung zu erzielen. Weiter schreibt dasselbe Blatt: Was den ersten Punkt anbelangt, so können wir mittheilen, daß in Zukunft wieder zwei Schnellzüge zwischen Wien und Paris verkehren, ferner eine zweite sehr beschleunigte Verbindung zwischen München und Leipzig sowohl über Hof als über Eger eingeführt werden soll; auch erfolgt eine Abkürzung der Fahrzeit zwischen Wien und Köln der Art, daß der Abends halb fünf Uhr in Wien abgehende Zug bereits am andern Tage Abends 7 Uhr in Köln eintrifft. Wie wir vernehmen, sind bei dieser Fahrplan-Conferenz bereits die Anschlüsse

der Brennerbahn, deren Eröffnung auf den 1. August 1867 in Aussicht genommen ist, verabredet und festgestellt worden, daß eine ununterbrochene Schnellzugsverbindung aus Italien nach dem Norden Deutschlands stattfinden wird. Näheres hierüber wird seiner Zeit erfolgen, und wir theilen einstweilen nur mit, daß man um 12 Uhr Mittags aus Venedig, um 3 Uhr Nachmittags aus Verona abfährt und am andern Morgen um halb 6 Uhr in München eintreffen wird, gewiß ein Zusammendrängen der Entfernungen, welches noch vor Jahrzehnten fabelhaft geklungen hätte. Hinsichtlich der Pariser Ausstellung wurde von den Vertretern der deutschen Eisenbahnverwaltungen festgesetzt: einen Nachlaß von 25 pCt. der Fahrtaxe bei allen Zügen, also den Schnell- und gewöhnlichen Zügen, zu gewähren; die französische Ostbahn jedoch gibt 45 pCt. Nachlaß für Billete auf acht Tage Dauer, 35pCt. für Billete auf vierzehn Tage Dauer und 25pCt. für Billete auf vier Wochen Dauer blos bei ordinären Zügen, aber nicht bei Schnellzügen, indem sie von dem Grundsatz ausging, den Unbemittelten so viel als möglich die Reisegelegenheit zur ermöglichen. Die Deutschen Eisenbahnverwaltungen dehnen dagegen das Viertel Ermäßigung der Fahrtaxe selbst auf die Schnellzüge aus und geben Tour- und Retourbillete mit einer Gültigkeitsdauer von vier Wochen zum Besuche der Ausstellung ab. Dem Publicum ist übrigens noch freigestellt, sich auf den deutschen Stationen sogleich Billets für die französiche Strecke mit Gültigkeitsdauer auf 8, 14 Tage bis 4 Wochen zu lösen, für welche die eben angeführten ermäßigten Preise mit der Abstufung von 45, 35 und 25 pCt. auf der französischen Ostbahn bestehen. Neben diesen Einrichtungen werden noch von den deutschen Bahnen, wenn sich Unternehmer mit einer Anzahl von 300 Personen finden, welche in Gesellschaft hin- und zurückreisen, Extrazüge zu Sonntagen veranstaltet, für welche eine Fahrtax-Ermäßigung von 50 pCt. stattfindet. Diese letzteren gehen unaufgehalten durchaus bis Paris. Bei dieser Gelegenheit wollen wir aber nicht verabsäumen, unser deutsches Publikum aufmerksam zu machen, daß es sich vor den Straßburger Zügen etwas in Acht nehmen möge. Es fertigt nämlich die französische Ostbahn jeden Sonntag auf eigene Faust einen Extrazug nach Paris ab, welcher jeden Donnerstag von Paris zurückgeht, mit Tour- und Retourbilleten zu 20 und 30 Fr., aber nur wenn 400 Personen da sind. Durch diese Bestimmung wird die Sache höchst bedenklich; denn wenn nur 350, ja sogar 390 Personen zum Antritt der Fahrt im Bahnhofe da sind, so geht der Zug möglicherweise nicht ab, und der Reisende ist gezwungen, die höhere Fahrtaxe zu zu zahlen, oder aber zu warten, bis an einem solchen Tage die Zahl 400 voll wird. Es leuchtet ein, wie durch obige Bestimmung die ganze Sache illusorisch, wenigstens sehr bedenklich gemacht wird. Wie verlautet, wurde von Seite der Vertreter der deutschen Eisenbahnen dem Abgeordneten der französischen Ostbahn das Bedenkliche dieser Bestimmung nahegelegt ohne daß jedoch ein günstiges Resultat erzielt worden wäre.

In Braunschweig ist vom Bürgerverein der Beschluß gefaßt worden, sich des Hutabnehmens bei der Begrüßung auf der Straße zu enthalten. Die Mitglieder des Bürgervereins bitten in einer Anzeige das Publikum, „eine Berührung des Hutes oder eine grüßende Bewegung mit der Hand als Ausdruck der Achtung anzunehmen."

Der berühmte waadtländische Naturforscher Agassiz hat wieder ein großartiges Unternehmen, die Erforschung des Amazonenstromes, vollendet. Er hat den Riesenstrom seiner ganzen Länge nach von der Quelle bis zum atlantischen Ocean durchforscht. Agassiz versichert, der Strom, sowie seine großen Nebenflüsse, könne auf allen Punkten von Dampfbooten befahren werden. Ein reicher und gelehrter Amerikaner, Herr Spencer, hat die Kosten der großen Reise getragen. In zwei Vorträgen, die er in Philadelphia gehalten, hat Agassiz die wilden Völkerschaften, die er auf der Reise kennen gelernt, geschildert. Schon bildet sich in Newyork eine Gesellschaft, welche Fahrten für Touristen nach dem Amazonenstrom organisirt.

Ehesegen. Der Segen des Himmels hat in Lorsch einen Küfermeister am 16. März abermals beglückt, indem seine Frau (er lebt in dritter Ehe) ihm das sechsundzwanzigste Kind bescheerte. Von diesen 26 Kindern sind 17 mit Tod abgegangen und ist die schon so oft gethane Aeußerung des so glücklichen Familienvaters nur zu wahr, daß er auch auf dem Friedhofe am stärksten begütert sei, denn nimmt man zu den 17 verstorbenen Kindern auch schon zwei verstorbene Eheweiber, so ergibt sich die Zahl: neunzehn.

Räthsel.

Mein erstes dringt in Alles ein,
Man mag sich noch so sehr verschanzen,
Und ist's auch fast unsichtbar klein,
Ist's dennoch Theil vom großen Ganzen.
Auch ist's in schönster Farbenpracht
Im Thier- und Pflanzenreich zu schauen,
Und hoch steigt es in wilder Schlacht,
Wenn ein die Reiterhaufen hauen.
Mein Zweites, anderer Natur,
Sich immer neu gebärend schleichet
Sanft eingebettet durch die Flur,
Bis daß es hat sein Ziel erreichet.
Doch machet keineswegs Halt
Es zum kaufmännischen Verkehre,
Oft mit verderblicher Gewalt
Durcheilend Länder bis zum Meere. —
In einem Thal, wo ringsumher
Die Alpen glüh'n ihm Feenglanze,
Wo keine Brust empfindungsleer
Sich hebt, da findest du das Ganze.
Bewund'rung fesselt hier den Blick,
Das große Schauspiel zu betrachten,
Und Alle denken gern zurück,
Die einst hierher die Reise machten.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 25. Donnerstag, den 28. März **1867.**

Das Heiraths-Bureau.

Humoreske von J. Krieger.

(Fortsetzung.)

Wir landeten, wenn ich mir diesen seemännischen Ausdruck erlauben darf, im ersten Wirthshause des Dorfes. Es war ein reizend gelegener Winkel dieses Brechtwyl und ganz wie zur Freierei geeignet. Hier, dachte ich, als wir es uns im Wirthshause bequem gemacht, hier möchte ich schon wohnen mit einer Müllerstochter und 80,000 Francs. Ich fing fast an, meinen Freund zu beneiden und ihm sein Glück zu mißgönnen. Das, was mir vor einigen Tagen noch als Traum und Lächerlichkeit erschienen war, gewann allmälig eine bestimmte Gestalt. Sie ließen sich bald mit Händen greifen die 80,000 Francs und die fünfundzwanzigjährige Müllerstochter dazu. Wir frühstückten fröhlich, und der gute Wein, zwar kein Burgunder und Nestenbacher, wie ihn später mein Freund trinken wollte, aber doch immerhin ein ganz gutes Tröpflein, das golden und süßäugig in den Gläsern funkelte, übte auf unser Gemüth seine Wirkung. Wir wurden witzig.

„Alle Tage«, flüsterte mein Freund mir zu, »wirst Du eine solche Flasche bei mir finden, auch einen guten Braten, wenn wir heute reussiren."

»Dein Wohl und das Deiner zukünftigen Frau," entgegnete ich. Wir stießen lustig an und die Gläser erklangen in hellem und reinem Tone, was uns Beiden als gute Vorbedeutung erschien.

„Jetzt ist es Zeit," sagte mein Freund nach einer kleinen Pause, „die Operationen zu beginnen. Die Leute sind in der Kirche und nur der Wirth noch allein zu Hause. Beiß' an, frage und forsche ihn aus, aber auf listige und feine Weise."

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, zudem hatte mich der Wein etwas aufgeregt und mir Muth gemacht. Ich stand demnach von meinem Stuhle auf, legte die Hände auf den Rücken und spazierte einige Male, wie in tiefe Staatsgedanken versunken, in der Stube auf und nieder. Ich kam mir vor wie der alte Napoleon, gedankenvoll durch die Tuilerien schreitend und die Geschicke Europa's erwägend. Mein Freund sah mich bewundernd an. Auf einmal und unversehens drehte ich mich zu dem Wirthe um, der inmitten der Stube stand, und sagte: „Kennen Sie vielleicht die Wittwe Göggelin und ihre Tochter?"

Ein pfiffiges, vielsagendes Lächeln flog bei dieser Frage über das Angesicht des Wirthes. Sein Auge glänzte schalkhaft und schlau. Dies bemerkend, sagte ich zu mir selbst: „Nimm Dich in Acht, Doktor der Gottesgelahrtheit. Das ist ein schlauer Vogel! Oder steckt vielleicht sonst Etwas dahinter?"

Der Wirth entgegnete höflich: „Ja freilich kenne ich sie, denn sie wohnen mir ja gerade gegenüber. Sind Sie vielleicht verwandt mit ihr oder haben Sie sonst Geschäfte mit der Wittwe?"

„Verwandt bin ich gerade nicht," bei diesen Worten hustete ich ein wenig, „aber sonst bekannt!" fuhr ich oder log ich vielmehr herzhaft fort und gedachte dabei der ehrenwerthen Frau Pelz. „Wann sind die Frauenzimmer wohl zu Hause?" fragte ich weiter.

„Jetzt gerade nicht. Sie sind in der Kirche, aber später treffen Sie selbe bestimmt an," entgegnete der Wirth.

„Eine respectable Frau diese Frau Göggelin; nicht wahr?"

„O ja und sehr reich. Das wird Ihnen aber wahrscheinlich schon bekannt sein," bemerkte der schlaue Wirth und sah mir dabei aufmerksam in's Gesicht.

„Ich weiß," sagte ich langsam und gleichgiltig als ob 80,000 Francs nur so ein Taschengeld wären, „ich weiß, daß sie einiges Vermögen besitzt, das einst ihre Tochter erben wird. Oder nicht?"

„Ohne Zweifel, lieber Herr, und es wird nicht bei den 80,000 Francs bleiben; es könnten sogar hunderttausend und noch darüber werden!"

Mir verging bei diesen Worten Hören und Sehen. Mein unternehmender und speculativer Freund wuchs in meinen Augen von Minute zu Minute; er benahm sich aber auch als großer Mann. Er saß hinter dem Tische wie der Großmogul und warf vernichtende, niederschmetternde Blicke auf mich und den Wirth und kannte sich selbst nicht mehr. Es schien mir, als umgebe sein Haupt eine goldene Krone aus lauter Zwanzigfrancstücken, eine prächtige Krone, die Strahlen warf gleich einem Heiligenschein. Wie klein kam ich mir vor in diesem Augenblicke! Der Wirth beobachtete uns schweigend und wiederum glitt das vielsagende Lächeln über sein Gesicht. Es war das zweite Mal, daß ich dieses verhängnißvolle Zeichen bemerkte. »Schalk oder Lügner? Eins oder das andere bist Du, Spitzbube,« sagte ich bei mir selbst, »aber warte, Du Wasser und Wein mischender Schurke, ich hole Dir die Würmer aus der Nase."

„Die Jungfer Göggelin ist Braut, wie ich höre," fuhr ich in meinen verfänglichen Fragen fort.

„Davon weiß ich nichts," sagte der Duckmäuser. „Sie müßte sich denn in kürzester Zeit verlobt haben. Hier weiß kein Mensch von einem Verlöbniß."

„Wie kommt es denn, daß diese so reiche Jungfrau noch keinen Mann hat. Läßt sich denn etwas gegen ihren Ruf einwenden?" forschte ich.

„Nicht das Mindeste. Die Jungfer Gözgelin ist das sittsamste, bravste und stillste Mädchen in unserem Dorfe," sagte mein Inquisit.

„Aber es muß doch irgend ein Grund vorhanden sein, daß sie nicht heirathet; sie hat vielleicht eine Abneigung gegen eine Verbindung?" fragte ich gespannt.

„O nein, im Gegentheil! Sie nähme je eher, desto lieber einen Mann."

„Daß Dich der Kukuk!" dachte ich. „Brav, reich, schön und heirathslustig, und doch im fünfundzwanzigsten Jahr noch keinen Mann! Daraus werde der Kukuk klug."

„Ist vielleicht die Mutter ein Hinderniß?"

„Das weiß ich nicht," sagte der Wirth. „Der Gottesdienst ist jetzt zu Ende und Mutter und Tochter werden nach Hause kommen. Sie können sie um diese Zeit am besten sprechen."

Ich ließ mir dies nicht zweimal sagen, sondern setzte mich zu meinem Freunde und flüsterte ihm zu: „Der entscheidende Augenblick ist da. Rüste Dich und nehme Deinen Muth zusammen. In einer halben Stunde müssen wir vor dem Angesichte unserer geheimnißvollen Göttin, vor den Augen der Jungfer Gözgelin Revue passiren. Sei liebenswürdig und verführerisch gleich einem Casanova, ich werde würdevoll und imponirend sein wie der selige Calvin."

Mein Freund trank ein ganzes Glas auf einmal aus und warf einen prüfenden Blick auf seinen äußeren Menschen, der ihm sehr zu gefallen schien. Er strich sich mit den Fingern durch's Haar und wichste seinen Schnurrbart, der zu beiden Seiten in schlagenartig gewundener Linie über das Gesicht hinaussah wie zwei arabische Dolchspitzen.

„Sei klug, sei gescheidt und paß' wohl auf!" sprach er in gepreßtem Tone zu mir. „Setze der Mutter tüchtig zu! Denn will man die Tochter, muß man die Mutter zuerst gewinnen. An mir soll's bei der Tochter nicht fehlen."

„Sei unbesorgt. Ich spiele meine Rolle famos, das fühle ich, denn ich trage ein ungeheueres Selbstbewußtsein in meinem Busen," tröstete ich.

* * *

Es war ein stilles, trauliches Häuschen, das die Wittwe mit ihrer Tochter bewohnte. Die Festung, das Schloß, wie Rabilius die Wohnung nannte, sah gar nicht so drohend und finster aus. Im Gegentheil umgab e n eigener Zauber und süßer Reiz das weiß getünchte mit grünen Läden geschmückte Häuschen. Eine seltene Nettigkeit und der duftende Hauch der Reinheit schmückte das Gärtchen, das die Wohnung umgab. Die Sache wurde mir immer unerklärlicher, und ich begann zu fürchten, daß hinter Allem ein Geheimniß stecke; wir beide, sammt der Erzkupplerin Pelz, konnten mystifizirt worden sein. Die Thür stand offen, wie es auf dem Lande gebräuchlich ist und wir traten durch eine reinlich gehaltene Hausflur in ein eben so reinliches, wie einfach geschmücktes Zimmer. Die Decoration und Ausstattung desselben interessirte uns wenig; wir hatten nur Augen für die Bewohnerinnen. Wir machten unsere höflichsten Kratzfüße, ich der Mutter und Tochter zugleich, mein Freund der Tochter allein. Er stürzte sich auf seine Zukünftige, wie ein Habicht auf seine Beute, und wie dieser sie mit seinen Krallen umklammert, so umschlang und umstrickte Rabilius das Mädchen mit seinen Complimenten und Schmeicheleien.

Ich muß gestehen, daß sie dieselben in vollem Maße verdiente. Sie war ein über alle Erwartung hübsches, wo nicht schönes Frauenzimmer und ihre 25 Jahre hatten den Schmelz der Jugend noch nicht zu zerstören vermocht. Sie war eine Dorfschönheit, aber von edlerem Schlage und ihr ganzes Benehmen wie ihre Gestalt waren umflossen vom verlockenden Zauber der Anmuth und der Sittsamkeit, der das Weib und die Gattin auch in reiferen Jahren, ja selbst im Alter, mehr ziert, als die strahlendste Schönheit. Schönheit ohne Anmuth ist die Rose ohne Geruch; sie entzückt das Auge und blendet die Sinne, läßt aber Herz und Gemüth völlig leer. Die Müllerstochter zudem gefiel mir beim ersten Anblick; sie kam mir etwas bekannt vor, doch mochte dies nur eine Folge meines Wohlgefallens sein, wie es oft geht. Man glaubt im Gefälligen das Bekannte zu finden und täuscht sich. Ein sanfter, schwermüthiger Zug, der über ihr Antlitz gegossen war und ihr frommes, sanftes und demuthsvolles Auge nahmen mich sofort für sie ein und ich vergaß darüber die 80,000 Francs, meinen Freund, die Mutter und Alles, was drum und dran hing. Ich wurde aus einem Spekulanten ein Verehrer, aus einem Verschworenen ein ergebener und treuer Anhänger des in ihrer Selbstständigkeit gefährdeten Mädchens. So leicht und lustig ich die Sache im Anfang genommen, so wichtig und ernst erschien sie mir jetzt. Es drängte sich mir mit Macht die Vermuthung auf, daß hinter dem Allen ein Geheimniß, eine Art Seelenverkauf stecke, und aller Leichtsinn und jede Frivolität entschwand aus meinem Geiste, wie der Rauch im Winde verweht: „Warte nur, Du noch nie gewaschener Pelz, Dir will ich's eintränken," sagte ich. Denn daß die Frau Pelz, dieser Satan im Unterrocke, dahinterstecke, war mir klar. Wer aber bezahlte sie dafür? Wer gab Geld aus, um ein unschuldiges, wehrloses Frauenzimmer an den nächsten Besten, der sich melden mochte, zu verkaufen? Denn ohne Gewinn thut eine Creatur, wie Frau Pelz, durchaus nichts. Es gibt überhaupt Naturen, bei deren Handlungen man ungescheut und zuerst fragen muß, wer hat sie herbei-

gerufen? Wer hat diese That bezahlt? — Ich nahm mir fest vor, dahinter zu kommen und ich kam, wie der geneigte Leser im Verlaufe der Erzählung bemerken wird, unerwartet und auf die einfachste und deutlichste Weise von der Welt hinter die ganze Cabale. Doch zunächst bleibt mir das erste Zusammentreffen mit Mutter und Tochter zu schildern übrig.

* * *

Vor mir stand die Mutter und ich mußte eingestehen, daß sie der Schilderung, die mein Freund von ihr entworfen hatte, völlig entsprach. Groß, hager, lang wie ein Bohnenstecken, graue Augen, spitze Nase, schmale, dünne, keifende Lippen, die im Verein mit jener Nase, das sicherste und untrüglichste Zeichen einer zänkischen und schadenfrohen Seele sind. Dazu kam noch eine Redegewandtheit, geleitet und unterstützt durch einen, gewöhnliche Verhältnisse übersteigenden und überschäumenden Verstand. Auch Energie und Willenskraft gingen ihr nicht ab.

„Das ist schön, daß Sie ihren Freund begleitet haben; Sie sind ein Geistlicher?“ fragte sie.

Wie bedauerte ich nun die so leichtsinnig und unbesonnen eingegangene Verpflichtung, einem solchen Weibe gegenüber lügen zu müssen. Aber das eben ist der Fluch der bösen That, dachte ich mit Schiller und antwortete in Gottes oder eigentlich eines Andern Namen herzhaft: „Ja, ich bin ein unwürdiger Diener des Tempels.“

„Das ist mir sehr lieb; da sind Sie ganz geeignet, meiner Tochter, die sich unfolgsam und widerspenstig erweist, den Kopf zurecht zu setzen.“

Sie ging frisch und herzhaft gerade auf das Ziel los.

Warte, alte Schlange, dachte ich, wenn ich je in Deinen Diensten zu etwas geeignet bin, so ist es dazu, Deine höllischen Plane zu vereiteln. — Was kümmerten mich die 80,000 Francs, wenn darum ein Herz in seinem Frieden gestört und ein anderes vielleicht gebrochen werden sollte. Auf meinen Freund nahm ich keine Rücksicht, denn ich traute ihm zu, daß er, sobald er Kenntniß von der wahren Sachlage erhielte, keinen Augenblick anstehen würde, auf seinen gehofften Burgunder und Restenbacher zu verzichten. Laut aber sprach ich: „Wenn ich Ihrer Jungfer Tochter nützlich sein und zu ihrem Glücke verhelfen kann, so bin ich zu Allem bereit.“

„Ich darf Ihnen doch trauen?“ fragte die Wittwe mich scharf anblickend. Ihre grauen Augen senkten sich durchbohrend und forschend in meine eigenen und ich bemerkte, daß sie zu jenen Menschen gehöre, die ihre ganze Willensstärke und ihre Kraft in's Auge legen, durch deren Blitze und Schärfe sie furchtsame und offene Naturen leicht zwingen, zu erröthen und das Innere ihres Herzens und ihre geheimen Gedanken zu entschleiern; aber ich hielt den Blick aus. Ich spielte den Diplomaten besser, als im Wirthshause und verbeugte mich und sagte:

„Vollkommen und ungescheut.“

„Das ist so eine eigene Sache mit meiner Tochter und sie bringt mich fast unter die Erde mit ihrer Halsstarrigkeit,“ fuhr sie fort. „Denken Sie sich nur, sie schlägt die besten Partien aus und alle meine Mühe ist vergebens, sie von der Thorheit und dem Unsinnigen ihrer Handlungsweise zu überzeugen. Es ist ein wahres Unglück.“

„Warum thut sie das? Sie muß Ihnen doch einen Grund angeben?“ fragte ich.

„Wenn man auf sie hören wollte, so hätte sie die besten Gründe von der Welt. Betrachtet man aber diese Gründe näher, so sind sie verwerflich und einfältig. Sehen Sie, lieber Herr, die Sache ist diese. Mein Mann selig nahm vor Jahr und Tag einen armen Knaben, eine Waise, auf, dessen Eltern, weitläufig mit uns verwandt, in Armuth und Noth gestorben waren. Es waren eigentlich arme Schlucker ihr Lebelang und dieser Bube ihre ganze Hinterlassenschaft. Aus Barmherzigkeit und Mitleid nahmen wir ihn in's Haus und erzogen ihn mit unserer Tochter, und denken Sie sich, dieser Hungerleider und elende Tropf vergilt unsere Wohlthat dadurch, daß er meiner Tochter Herz stiehlt und durch allerlei Höllenkünste das einfältige Mädchen so für sich einnimmt, daß sie frischweg und offen erklärt, Keinen zum Manne zu nehmen als nur den elenden Burschen. Das bringt mich noch unter die Erde! Mein schönes Geld an einen solchen Lumpen übergehen zu sehen! Es ist zu arg!“

(Fortsetzung folgt.)

An das Mutterherz.

O Mutterherz, der Glaube wohnet
In Dir! — Der Treue schönstes Bild
Bist Du — so voller Zartgefühle —
So wahrhaft treu, so gut und mild;
Du trägst ein Bild in Deiner Tiefe,
Mit Lust erwärmt sein milder Strahl,
Es ist die Mutterlieb', die reine,
So unbefleckt wie's Sternenall!

Nicht Edelstein in Glanz und Farben,
Nicht Perlenschmuck, nicht feinstes Gold,
Nichts ist so kostbar, so entzückend,
Nichts ist so schön und wunderhold,
Nichts ist so theuer, nichts so heilig
Im großen, weiten Erdenreich,
Nichts ist im Worte Deiner Liebe,
Nichts ist, o Mutterherz! Dir gleich.

Wer kann die Freude so erheben,
Wer fühlt das Leid so bitterlich,
Wer trägt so stille Sorg' und Kummer,
Wer fühlt in Angst so kräftig sich,
Wer kann nicht strafen, nur verzeihen,
Wer leidet mit Geduld den Schmerz —
Wer kann all' dieß aus reinster Liebe?
Nur Du allein, o Mutterherz!

Du, für das Edle nur geschaffen,
Reich bist an Himmelssegen Du,
Zu Allem, was Dein Leben wirket,
Gibt Gott Dir seine Huld dazu;

D'rum soll das Kind an Dir festhalten,
Ihm steht ein Engel dann zur Seit'
Als treuer Schutzgeist — Mutterliebe —
Die es auch führt zur Seligkeit.

Kaiserslautern. Petrowitsch.

Verschiedenes.

Acht Personen mit Arsenik vergiftet. Die Gattin des Färbermeisters Karl T. in Klinz (Mähren) verwendete vergangenen Sonntag Abends statt Mehl eine Quantität Arsenik, welchen ihr Gatte Tags vorher zum Färben nach Hause gebracht und schlecht aufbewahrt hatte, zum Einbrennen und kochte davon eine Suppe. In Folge des Genusses dieser vergifteten Suppe erkrankten nicht weniger als acht Personen, und zwar der Hausvater, dessen Gattin, zwei Kinder, die Schwester der Frau und drei Dienstleute. Durch schnell angewendete Gegenmittel gelang es, vier Personen am Leben zu erhalten, die anderen starben in kurzer Zeit unter den heftigsten Schmerzen. Unter den Opfern dieser Vergiftung befinden sich die beiden Kinder und zwei der Dienstleute. Gegen den unvorsichtigen Färbermeister ist die Untersuchung eingeleitet worden.

Vögel-Export. Die »Newyorker Staatszeitung« schreibt: »Vor einigen Jahren importirten die Parkbehörden eine Anzahl Sperlinge zum Schutze der Bäume gegen Raupen. Sechs oder sieben Paar überlebten die Reise und wurden im Centralpark losgelassen. Vor ungefähr sechs Jahren kam ein Correspondent der „London-Times« hier an. Aus seinem seither veröffentlichten Tagebuch geht hervor, daß, als er am Morgen nach seiner Ankunft in Clarendon Hotel zum Fenster hinaussah, eines der ersten Dinge, welche ihm auffielen, die gänzliche Abwesenheit von Sperlingen war. In jener Gegend sind jetzt Hunderte derselben. Das Jersey-Ufer von Hoboken bis Communipaw wimmelt davon und selbst nach Newark haben sie sich verbreitet. Schaaren sind auch in Brooklyn, sowie in verschiedenen Theilen von Westchester zu sehen. In Newyork gibt es sicherlich mehr Sperlinge als eingeborene Vögel. Die Sperlinge sind bereits Lieblinge des Publikums geworden. New-Jersey hat sogar Gesetze zu ihrem Schutze erlassen. Die Schattenbäume in der Stadt werden über ein Kurzes eine Zierde und eine Wohlthat werden, statt Myriaden von häßlichen Raupen von fast blätterlosen Zweigen auf uns herab zu schütten." Der Verfasser des Artikels schlägt verschiedene Maßregeln vor, um das Gedeihen dieser nützlichen Vögel zu fördern, und kommt dann auf die Verpflanzung von europäischen Singvögeln nach Amerika zu sprechen, wobei er namentlich das Rothkehlchen, die Lerche, den Hänfling, den Goldfinken, die Nachtigall empfiehlt. Da man es den Leuten gerade nicht verdenken kann, daß sie nicht mit schweren Kosten Vögel importiren wollen, lediglich um sie zum allgemeinen Besten fliegen zu lassen, so würde dazu wohl der öffentliche Säckel herhalten müssen, und dies wäre keine der unnöthigsten Ausgaben, die gemacht werden. Der Vögel-Import beschränkt sich bis jetzt ausschließlich auf Canarienvögel. Der Werth dieses Imports wurde im vorigen Jahre auf 80,000 Dollars, die Zahl der importirten Vögel auf 15—20,000 geschätzt. Die meisten oder alle kommen aus dem Harz, über Hamburg und Bremen, und soll für die Importeure ein sehr profitables Geschäft sein.

In Hornbach bei Zweibrücken ist auch vor Kurzem ein Fall von Hundswuth vorgekommen: es war nämlich ein Hund an der Milch und wurde dabei ertappt und verjagt; ein Mann, der ihm begegnete, hielt die Milch für Schaum; dies und der eingezogene Schwanz waren Zeichen der Hundswuth, es wurde Jagd auf den Hund gemacht und derselbe erschossen.

Straßenbrücken. In Newyork fängt man an, da, wo sich mehrere Straßen kreuzen und großer Andrang von Menschen und Wagen ist, Brücken für die Fußgänger zu erbauen und somit manches Menschenleben zu retten, welches sonst alljährlich oder öfter in Verlust geräth. Eine solche Brücke ist im Broadway, der Hauptstraße Newyorks, nächst Fulton-Street, mit dem Kostenaufwand von 4000 Pfund gebaut worden. Sie hat eine Tragfähigkeit von 101 Tonnen, und bei der Probe trampelten 100 Personen gleichzeitig darauf herum, ohne eine merkliche Vibration hervorbringen zu können. Sie ist 17 Schuh 8 Zoll über dem Straßenpflaster erhaben; von vier Seiten gelangt man mittelst je 34 Stufen hinauf, die in drei Absätze vertheilt sind. Demnächst wird man in London dieses Beispiel nachahmen.

Colossaler Eisenbahnwagen. Die Amerikaner haben einen Personenwagen von 70 Fuß Länge, 10 Fuß Breite und 10 Fuß Höhe gebaut auf 16 Rädern, mit kühlen comfortablen und sauberen Schlafeinrichtungen für 64 Personen. Das Innere ist mit geschnitztem schwarzem Wallnußholz bekleidet, mit Teppichen versehen und die Sitze sind mit Sammet überzogen. In der Mitte des Wagens ist eine Cabinet-Einrichtung, von den Decken hängen hübsche Vorhänge herab und sechs große Lampen strahlen ihr Licht durch die Dunkelheit. Die Eigenthümer wollen noch zwanzig solcher Wagen bauen, deren jeder 20,000 Dollars kostet.

Auflösung des Räthsels in № 23:
Leumund.

In № 24:
Staubbach.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 26. Sonntag, den 31. März **1867.**

Das Heiraths-Bureau.

Humoreske von J. Krieger.

(Fortsetzung.)

Bei den letzten Worten sprach die Mutter etwas laut und ich sah mich nach der Tochter um, die, wie ich gewahrte, meinem Freunde mit getheilter Aufmerksamkeit zuhörte, während ihre Blicke ängstlich und bangend auf mir und ihrer Mutter ruhten und sie ihr Ohr augenscheinlich anstrengte, den Sinn unseres Gespräches zu erlauschen. „Armes Kind," dachte ich, „trotz deinen 80,000 Francs bist du unglücklich. Du hast nicht einmal die Freiheit der nächsten, besten Magd, die Freiheit, den zu lieben, der dich wieder liebt. Doch habe Geduld!" Ich sah ihr ermunternd und tröstend in's Auge, so daß sie erröthete und sich umwandte. Ob sie wohl fühlte, daß ich ihr Theilnahme schenkte? Es liegt im menschlichen Auge eine wunderbare Macht und Kraft. Das Auge spricht die Sprache aller Völker. Das Auge ist das untrüglichste Zeichen der Tugend und der wohlwollenden Gesinnung, aber auch der Verräther geheimer Laster und bösen Willens. In seiner Tiefe ruht eine Welt von Gedanken und Geheimnissen. Hohe, erhabene Gedanken, Gott und den Himmel berührend, und süße, dunkle, zauberhafte Geheimnisse, von ewiger Liebe und Treue sprechend.

Ich versicherte der Mutter noch einmal, daß ich gerne das Meinige beitragen würde, um ihrer Tochter das höchste menschliche Glück zu verschaffen und kehrte mich den beiden künftigen Eheleuten zu, deren Gespräch in ziemlich einsylbigen Sätzen sich bewegte, während die Mutter das Zimmer verließ, um das Mittagsmahl, zu dem sie uns geladen hatte, zu bereiten.

Da stand sie nun vor mir, diese Müllerstochter von 25 Jahren mit ihren 80,000 Francs. Doch der Böse hole alles Geld! Was sind die Schätze dieser Erde gegen Herzensfrieden und Seelenruhe? Wie thöricht handelt der Mensch, der um dieses todten Metalles willen seine Gewissensreinheit und mit ihr den besten und edelsten Theil seiner Selbst verkauft?

Mein Freund bemühte sich, so liebenswürdig zu sein, als nur möglich und bot Alles auf, um einen günstigen Eindruck hervorzubringen; wie ich aber wohl bemerkte, war seine Mühe vergebens, seine Anstrengung verloren. Das Mädchen wußte, daß ihrer Freiheit, ihrer Liebe Gefahr drohte, daß die Gefahr nahe sei; ja, daß diese Gefahr verkörpert ihr gegenüber stehe. Alle seine Scherze, seine Witz- und Schmeichelworte prallten ab an dem Schilde, den ihr die Liebe und Treue gereicht und den vorzuhalten, ihr die Klugheit und Vorsicht gerathen hatte. Sie blieb still und einsylbig, ja sie sah ängstlich und traurig aus. Wie hätte sie auch lächeln sollen und fröhlich sein, da sie wußte, daß wir nur da waren, um sie um ihre süßesten Hoffnungen, um ihr Glück zu bringen?

„Sie haben hier eine schöne Wohnung, so freundlich und traulich, und so wunderschöne, duftende Blumen," redete ich sie an. „Welch' herrlicher Rosenstock! — Haben Sie ihn selbst gepflanzt?"

„Nein, er ist ein Geschenk," entgegnete sie leise, während eine Tiefe Röthe ihr Gesicht überflog.

„Ein Geschenk," rief ich aus. „Das kann nur ein Geschenk der Liebe sein. So weiß nur diese zu geben, und Heil dem, der ihr mit voller Seele vertraut!"

Das Mädchen sah mich überrascht an. Ihr Auge blitzte in plötzlichem Feuer auf und ihre Gestalt hob sich, wie von einer Feder geschnellt, höher empor.

„Die Liebe," sagte sie, „gibt nicht immer Blumen und Blüthen, sie reicht oft bittere Früchte!"

„Wohl wahr, aber sie schmecken nur eine Zeit lang bitter. Was dem verzweifelnden und zagenden Herzen die Hoffnung, das ist bei Gegenwart die Geduld. Wer hofft und glaubt, dem wird gelohnt werden. Wer streitet und kämpft wird siegen, und wer leidet und duldet, triumphirt zuletzt und überwindet," rief ich in ermunterndem Tone aus. Sie dankte mir mit vielsagendem Blicke und entfernte sich unter der Entschuldigung, daß die Mutter sie gerufen hätte.

„Du sprichst ja wie ein zweiter Cicero," sagte mein Freund zu mir.

„Kommt es Dir so vor?" entgegnete ich, „so irrst Du sehr. Ich habe nur laut in einem Buche gelesen."

„Quälen Dich Räthsel und unverdaute Charaden?" fragte mein Freund. „Du ergehst Dich ja in Gleichnissen, wie ein Weiser des Alterthums. In welchem Buche hast Du denn gelesen, wenn ich Eurer Wohlweisheit gegenüber mir diese Frage erlauben darf?"

„In dem Buche, das soeben von uns ging," sagte ich.

„Was hast Du denn Neues darin gefunden? Du sprichst so befremdend und mir gegenüber so

kalt, was mir nicht ganz aufrichtig scheint. Sage, was fandest Du darin?"

„Allerlei," entgegnete ich, „auf der ersten Seite eine Liebesgeschichte, dann Thränen und Abschied, dann treue Liebe mit der Aufforderung zu Hoffnung und Geduld und auf dem letzten Blatte eine Anweisung, sich auf die billigste und gesündeste Art und Weise mit Wasser durch's Leben zu bringen und den Durst zu löschen, wenn Burgunder und Neftenbacher außer dem Bereiche des Erreichbaren liegen. Schließlich eine mit einem guten Rathe verbundene Moral."

„Ei der Tausend! Was hast Du nicht für Entdeckungen gemacht auf dem Gebiete der Literatur! Wie lautet denn die Moral und von welcher Art ist der gute Rath!" fragte sarkastisch mein Freund.

„Behalte die Ordnung bei," erwiderte ich. „Zuerst der Rath und dann die Moral. Der Rath für uns zwei ausschießlich, und die Moral für die übrige Welt."

„So schieß' einmal los, Du heimtückischer Mensch," brach mein Freund jetzt los, dem die Geduld ausgegangen war. „Was willst Du mit Deinem Buche, Deinem guten Rathe und Deiner Moral?"

„Wenn Du kein Heißsporn sowohl in der Liebe wie in der Freundschaft wärest und wenn die elende Pelzin und Deine Heiraths- und Genußsucht Dir nicht völlig den Kopf verrückt hätten, so müßtest Du es schon lange merken," erwiderte ich ihm.

„Was denn um aller Heiligen willen? Du bist der langweiligste, hinterlistigste Spitzbube unter allen vier Himmelsgegenden," rief Rabilius zornig. „Jetzt sage es mir auf der Stelle rund und klar; ich werde sonst unwohl bei Deinen Parabeln und Räthseln!"

„Nun denn, so höre und sei vernünftig," sagte ich. „Dieser alte Sabrach von Mutter hat des Teufels rechter Hand, Deiner ehrbaren Frau Pelz, den Auftrag gegeben, ihrer Tochter um jeden Preis einen Mann zu verschaffen, d. h. sie förmlich zu verkaufen und zu verkuppeln. Und das aus Hochmuth, Ehrgeiz und dem bornirtesten Bauerntrotz, den es unter der Sonne gibt, weil das Mädchen einem armen Jungen, einem Gespielen ihrer Jugend, ihre Liebe geweiht und diese ihm unverbrüchlich und treu bewahrt hat bis auf den Tag und sie ihm bewahren wird bis auf die letzte Stunde ihres Lebens. Und für uns ist es das Beste, wir fahren zur Stunde ab, lautlos, ohne Sang und Klang, und Du verzichtest auf die 80,000 Francs und den Burgunder und Neftenbacher und nimmst Deine Codices fleißig zur Hand, damit Du bald Präsident einer löblichen Eidgenossenschaft werdest. Da hast Du's!"

„Du heimtückischer, gleißnerischer Bursche, falscher, verrätherischer Freund! Ist das Deine Hilfe und Unterstützung?" rief Rabilius erbost. Ehe ich das thue, lieber will ich Staub essen mein Leben lang. Mein muß sie werden, und wenn Alles zu Grunde geht. Glaubst Du, um eines dummen Bauernlümmels willen, verzichte ich auf das Angebotene. Das wäre eine wahre Schmach für mich."

„Eine Schmach für Dich?" wandte ich ein. „Nein, eine Ehre ist es, und gerade die Ehre und die Billigkeit verlangt von Dir, daß Du zurücktretest. Und was den Bauerlümmel anbetrifft, so bist Du wie ich, kein Grafensohn; ich bin stolz darauf, eines Bauern Sohn zu sein, und zudem fragt die Liebe nicht nach Geburt, sondern sie liebt, wo sie will und wo ein fröhliches, tiefes Gemüth sie wiederstrahlt. Sei vernünftig und komme mit mir!"

„Nein, und abermals nein!" sagte mein Freund bestimmt und fest. „Bist Du ein Hasenfuß und ein Verräther, so sei es. Gehe fort und agire gegen mich; Du hast ja Talent dazu. Ich bleibe und will eine Entscheidung im Guten oder im Bösen."

„Das letztere wird nicht ausbleiben," entgegnete ich, „und ich will nicht Zeuge sein, wie Du und dieses elende Weib und Rabenmutter ohne Herz und Gefühl die Freiheit und das Glück dieser armen, unbeschützten, harmlosen Taube verschachern. Ich gehe, Du kannst mich bei Deiner Schwiegermutter entschuldigen. Im Wirthshause triffst Du mich."

Und ehe mein Freund noch Etwas erwidern konnte, war ich schon außerhalb der Thüre und mit wenigen Schritten auch außerhalb des Hauses. Ich war aber zur hinteren, statt zur vorderen Thür hinausgekommen, doch das war mir einerlei, wenn ich nur draußen war. Ich folgte einem schönen Wege, der durch duftende, grüne Fluren und Gärten aufwärts führte einem Walde zu, der, einem Kranze gleich, sich am Berge hinzog und das Thal und Dorf mit leuchtendem Immergrün umsäumte. „Was doch der Mensch für ein närrischer Kauz und für ein miserables Geschöpf ist," dachte ich im Aufsteigen. „Wo er mühelos und ohne Anstrengung ernten kann, da erntet er und nimmt so viel er kann. Er fragt nicht nach Recht und Billigkeit, nicht nach Gesetz und Ehre. Bleibt der Ruf vor den Menschen gewahrt, so beschwichtigt er sein Gewissen und dazu leiht ihm sein Verstand, der größte Spitzbube der Schöpfung, Gründe in Hülle und Fülle. Mag der hungernde Bruder verhungern, der durstende verschmachten, der nackte erfrieren, der gedrückte und beraubte weinen, was kümmert's ihn? Ist ja doch sein Ansehen gerettet und sein Beutel voll."

Mittlerweile war ich höher gestiegen und so nach und nach über die Gärten und die Umgebung des Dorfes hinausgekommen und vor mir lag der grüne duftende Wald. „In Dich will ich mich flüchten," sagte ich zu mir selber, „in Dich für Augenblicke zurückziehen aus dem Misère der Welt. In Deinem Frieden wird auch meine Seele Ruhe finden und von Deiner Stille wird mir Erhebung und Sammlung zu Theil werden." Ich betrat den schattigen Ort und wie kühl und erquickend war es nicht unter dem Dache, das säuselnde, fächelnde und

leise plaudernde Wipfel über meinem Haupte gewoben. Ich legte mich nieder und sah dem Sonnenstrahle zu, der spielend und flimmernd die Räume durchflog und die Lichtung golden färbte als Gegensatz zum dunklen, düsteren Schatten. Und was erzählten sich wohl die Bäume, die sich flüsternd zu einander neigten? Sprachen sie vielleicht von ihrem Schöpfer oder tauschten sie ihre Geheimnisse aus? Die hehre Stille, die süße Einsamkeit und der holde Friede, wie sprachen sie nicht zu meinem Gemüthe? Mir fiel Göthe's Lied ein:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest Du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruhest auch Du.

so wie das nicht minder tief empfundene:

Der Du vom Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all' der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust.

Ich hörte die Glocken läuten unten im Dorfe zum Nachmittagsgottesdienst. Rein und klar, beruhigend und tröstend drangen die Töne herauf zu mir und ergriffen meine Seele mit Gewalt. Mein Haupt sank nieder in's Moos und ich fiel jenem süßen Zustande anheim, der, wie Egmont sagt, unerfleht und unerwünscht am liebsten kommt und den man Schlaf und noch besser ein Selbstvergessen nennt.

Wie süß ich geschlummert, wie lange, wie kurz — ich weiß es nicht. Ich erwachte von einem Geräusche, und als ich völlig munter war, hörte ich sprechen. Ich blieb ruhig liegen. Hatten sich die Sprechenden Geheimnisse mitzutheilen, so war es ihre Sache, sich vor Lauschern zu sichern, und nicht die meinige. Ich hatte kaum ein paar Worte vernommen, so wurde ich auch schon aufmerksamer und machte mir schon gar kein Gewissen mehr daraus, den Lauscher zu spielen. Es waren zwei männliche, widrig, grell und falsch tönende Stimmen, die sich hören ließen und die sonderbar abstachen durch ihren Klang schon gegen den Gottesfrieden, der allüberall um mich herrschte in dem stillen Walde da droben.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Perlenkrone.

Thränen, die die Sorg' erpresset,
Lasten sie am Herzen schwer,
Thränen, die die Armuth weinet,
Das sind keine Thränen mehr.

Perlen sind es, reine, ächte,
Die der Himmel zu sich nimmt,
Perlen, d'rüber Engel wachen,
Von der Allmacht Lieb' bestimmt.

Darum auch nicht eine einz'ge
Aus dem Auge niederfällt,
Davon nicht der Himmel wüßte,
Die die Engel nicht gezählt.

Und ruft zu sich Gott den Armen
In das ew'ge Freudenreich:
Zu dem Thron des Schöpfers eilet
Auch des Armen Engel gleich.

Und die Perlen, die gefallen,
Aus dem trüben Augenpaar,
Bringt der Engel, treu gesammelt,
Seinem mächt'gen Herrscher dar.

Dieser faßt in Gold der Liebe
Sie zu einer Perlenkron',
Die er reicht der frommen Seele,
So zum ew'gen Himmelslohn!

Kaiserslautern. Petrowitsch.

Verschiedenes.

+ Mannheim, 24. März. Die Pariser Weltausstellung, die durch ihre Ausdehnung auf alle nur erdenklichen Ausstellungskategorien fast zu einer Allerwelts-Ausstellung wird, darf gleichwohl das öffentliche Interesse nicht ausschließlich in Anspruch nehmen. Auch die Spezial-Ausstellungen Deutschlands haben ein Recht auf die öffentliche Beachtung. Ihr einflußreiches Organ ist gewiß gerne bereit, seinen Theil dazu beizutragen und so benutze ich heute die weite Verbreitung Ihres Blattes, um in einem größeren Kreise die Aufmerksamkeit auf die am 24., 25. und 26. Mai l. J. hier stattfindende Fettvieh-Ausstellung zu lenken; und erlaube mir mit Ihrer Zustimmung die Fortsetzung meiner Berichte bei allen darin vorkommenden neuen Gesichtspunkten. Für heute gestatten Sie mir wohl, zur Skizzirung des Programms, ausnahmsweise einen größeren Raum. Die Ausstellung, von der süddeutschen Ackerbaugesellschaft angeregt und geleitet, wird von einem Spezialkomite, dessen Spitze der bewährte Vorstand unseres landwirthschaftlichen Bezirksvereins bildet, in den Räumen der hiesigen Fettvieh-Halle abgehalten. Die Ausstellung umfaßt in der ersten Abtheilung für Rindvieh: Ochsen, Kühe und Rinder; in der zweiten Abtheilung für Schafe: Hämmel und Schafe; in der dritten Abtheilung: Schweine. Alle nicht in diese Kategorien gehörenden Thiere fallen in eine vierte Abtheilung. Die zur Ausstellung gebrachten Thiere haben gerade sich nicht im Besitze des Züchters zu befinden; doch wird die Mittheilung des Namens desselben soviel als möglich gewünscht. Die Vertheilung der Prämien geschieht an die Aussteller. In der ersten Abtheilung für Rindvieh werden ertheilt: a) für Ochsen 1) im Alter bis zu drei Jahren 2 erste Preise a 150 fl. und 2 zweite Preise a 100 fl., 2) im Alter von drei Jahren und älter 2 erste Preise a 150 fl. und 2 zweite Preise a 100 fl.; b) für Kühe und Rinder 1) im Alter bis zu 3 Jahren 2 erste Preise a 100 fl. und 2 zweite

Preise a 50 fl., 2) im Alter von 3 Jahren und älter 2 erste Preise a 100 fl. und 2 zweite Preise a 50 fl. In der zweiten Abtheilung für Schafe sind ausgesetzt: a) Für Hämmel in Loosen von 3 Stücken 1) im Alter bis zu 18 Monaten 2 erste Preise a 50 fl, 2 zweite Preise a 35 fl., im Alter von 18 Monaten und älter 2 erste Preise a 50 fl. und 2 zweite Preise a 35 fl., b) Für Schafe werden, einzeln ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, 2 erste Preise: a 30 fl., 2 zweite Preise a 20 fl. ausgegeben. In der dritten Abtheilung für Schweine, ohne Rücksicht auf Geschlecht, a) im Alter bis zu 6 Monaten, 2 erste Preise a 30 fl., und 2 zweite Preise a 20 fl.; b) im Alter von 6 Monaten und älter, aber nicht volle 12 Monate, 2 erste Preise a 30 fl. und 2 zweite Preise a 20 fl.; c) im Alter von 12 Monaten und älter, 2 erste Preise a 50 fl. und 2 zweite Preise a 35 fl. In der vierten Abtheilung für Thiere, welche in keine dieser Kategorien gehören, sind dem freien Ermessen der Herren Preisrichter 150 fl. überlassen. Zu diesen 41 Preisen im Betrage von 2590 fl. kommt noch der Ehrenpreis der Stadt Mannheim in entsprechendem Werthe. Die Anmeldungen zur Ausstellung können bei dem Generalsekretär der süddeutschen Ackerbaugesellschaft, Herrn Casselmann in Frankfurt oder Herrn Bezirksthierarzt Fuchs hier gemacht werden. Die Anmeldungsfrist ist zunächst bis 10 Mai ausgedehnt. Wer nach diesem Termine sich anmeldet, hat es dem Zufalle zu danken, wenn er noch einen Platz erhält, während alle Diejenigen, welche sich bis zum Anmeldungstermine einzeichnen lassen, die sichere Gewißheit eines Platzes erhalten. Für jedes angemeldete Thier ist ein Einsatz zu zahlen und zwar: 1) für jedes Stück Rindvieh 1 fl. 45 kr., 2) für jedes Loos von drei Schafen 1 fl. 45 kr., 3) für jedes einzelne Schaf 36 kr., 4) für jedes Schwein 1 fl. Aussteller, welche mehr als drei Stück Rindvieh einer Kategorie anmelden, haben von jedem Stück mehr, den doppelten Einsatz zu zahlen. Die auszustellenden Thiere selbst müssen bis zum Abend des 22. Mai auf dem vom Comité angewiesenen Platze eingebracht sein. Auf dem Ausstellungsplatze ist für zweckmäßiges und gutes Futter zu entsprechenden Preisen ausreichend gesorgt. Dem Ende der Ausstellung schließt sich sofort und unmittelbar ein Fettviehmarkt an, wodurch vielfache Gelegenheit geboten ist, die ausgestellte Waare nach Wunsch zu verwerthen. Die Zeit der Ausstellung, die Anordnung derselben, die Preisvertheilung, die durch 9 unparteiische Sachverständige vorgenommen werden wird, sowie endlich der wohlgelegene Ort und die von diesem gebotenen Vortheile, lassen eine zahlreiche Beschickung um so mehr erwarten, als selbst die Bahnverwaltungen in weitem Umkreise eine Transportermäßigung dafür gewähren. Wenn wir daher der Pariser Weltausstellung sowohl ihre Bedeutung lassen und unsere Sympathien widmen, vergessen wir eine heimische Spezialausstellung nicht, welche einen so wesentlichen Theil unserer Landwirthschaft und somit unseres gesellschaftlichen Vermögens darstellt.

Am 18. d. M. starb in **Wien** der Privatier Adolf Eckhardt, der im Jahre 1801 aus Erfurt als Laufbursche in genannte Stadt gekommen, vom Commis zum Handlungschef avancirt war, sich seit 32 Jahren vom Geschäfte zurückgezogen hatte, zwei Zimmerchen auf der Wieden bewohnte (die er seit 11 Jahren mit keinem Schritt mehr verließ), für seine Bedürfnisse täglich kaum 58 kr. ausgab, und bei seinem kinderlosen Tode — nach Wiener Blättern — die Kleinigkeit von 5 Mill. Gulden hinterließ.

Der Washingtoner Correspondent der »Times« stellt eine Ueberraschung in Aussicht, welche den Vorkämpfern für die Gleichberechtigung der Frauen große Freude machen wird. Frau Frances L. Blend aus Newyork hat sich um ein Consulat in England beworben und der Präsident soll schon versprochen haben, sie als die Vertreterin der Vereinigten Staaten an einem britischen Hafenplatze zu ernennen.

In Jerusalem hat die Bekehrung von vier Israeliten zum Christenthum den Londoner Judenbekehrungsverein nicht weniger als 4444 Pfd. St. gekostet. — Wir möchten doch wissen, wie theuer die Bekehrung eines dieser verrückten Engländer zur Vernunft käme?

Eine Spukgeschichte. Vor einigen Tagen wurde von einem Verdener Schlachtermeister sein Geselle nach Ahnebergen geschickt, um ein Kalb zu kaufen. Es wurde Abend und derselbe gewarnt, nicht in der Dunkelheit die Brücke zu überschreiten weil es dort nicht richtig sei. Der Geselle hatte jedoch Courage genug, den Weg anzutreten. Bei der Brücke angelangt, zeigte sich, o Schrecken! eine schwarze Gestalt, diese springt in den Fluß, kommt auch am jenseitigen Ufer wieder heraus und verschwindet auf dem Wege nach Ahnenbergen. Der Schlachtergeselle, davon in Schrecken gesetzt und glaubend, es sei ein Gespenst, ergreift sofort die Flucht. Später stellt sich heraus, daß die schwarze Gestalt die Tochter eines dortigen Bauern, ebenfalls glaubend, daß der Schlachtergeselle ein Gespenst sei, sich in ihrer Angst in den Fluß begeben, mit Lebensgefahr bis am Halse im Wasser das entgegengesetzte Ufer erreicht und naß triefend in fürchterlicher Angst das elterliche Haus erreicht hat.

Räthsel.

Mit e such mich in Böhmen als Fluß;
Mit a in Bayern, zur Donau ich muß.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 27. Donnerstag, den 4. April **1867.**

Das Heiraths-Bureau.

Humoreske von J. Krieger.

(Fortsetzung.)

„Der miserable Kerl, der Lump da," ließ sich die eine dieser Stimmen vernehmen; „er kommt immer noch und das Meitschi ist ganz vernarrt in den elenden Burschen."

„Ja, das ist wahr," sagte die andere Stimme schadenfroh, „und von Dir will sie gar nichts wissen. Du mußt die Sache nicht recht angegriffen haben."

„Die Sache angegriffen! Wie meinst Du das? Ich glaube, Du lachst mich noch aus, he!" rief die erstere Stimme.

„Schrei nur nicht so!" entgegnete die zweite wieder. „Ich höre schon gut und an mir brauchst Du Deinen Zorn nicht auszulassen. Was sollen wir aber jetzt hier machen? Du siehst, es ist Niemand da."

„Sie werden schon kommen. Warte nur ein Weilchen; dann brechen wir hinaus und klopfen ihm sein weißes Wams derart aus, daß er gewiß genug hat."

„So!" dachte ich, „eine Prügelei in Aussicht. Ich will mir doch die kampflustigen Helden einmal ansehen."

Ich kroch durch die Gebüsche und das niedrige Gesträuch und sah vor mir in der Lichtung zwei junge, kräftige Burschen stehen, von denen der eine in seinem Sonntagsgewande stattlich genug aussah, um in ihm einen Sohn vermögender Eltern vermuthen zu lassen, während der andere ein verwegenes, herausforderndes Wesen zur Schau trug, das, im Vereine mit seiner nachlässigen Haltung und in üblem Zustande befindlicher Kleidung nicht auf den solidesten, friedfertigsten Charakter schließen ließ. — Das waren also die Kampf- und Schnapphähne, die auf ihr Opfer und ihre Beute harrten.

„Aber das sage ich Dir," wandte der Abgerissene ein, „Du mußt mir jetzt gleich den Fünfränkler geben und noch ein paar Flaschen Wein bezahlen, sonst rühr' ich keine Hand an bei der heiklen Geschichte, denn der Franz ist keiner von den Besten."

„Da hast Du die fünf Franken," entgegnete der besser Gekleidete, „aber Du mußt tüchtig darauf losschlagen, bis er halb hin ist!"

Der Andere entgegnete mit brummendem Tone etwas, was ich nicht verstand. Er bückte sich und schaute nieder in's Thal und zog dann hastig auch den Gefährten zu Boden und deutete mit dem Finger auf den Weg. Ich sah an ihren Mienen und ihrem heimlückischen Lächeln, daß ihr Opfer nahe.

„Soll ich ihn gleich anpacken?" fragte der Strolch.

„Nein," sagte der Andere, „warte, bis sie auch da ist, daß er sich recht vor ihr schämen muß."

Die Burschen verhielten sich still, und bald darauf schritt gedankenvoll und, wie es mir schien, traurig der Erwartete in den Wald. Als er den Kopf erhob und umherschaute, erkannte ich Franz, den Müllerburschen. Arme Seele Du, dachte ich, das ist also Dein Nebenbuhler und solch dornige Pfade mußt Du wandeln, ehe Du Deinen Schatz siehst. — Was sollte ich aber thun? Sollte ich ihn warnen? Nein, ich will warten und dareinfahren, wenn es Zeit ist. Wahre Mordgedanken stiegen in mir auf, und als ich unten im Thale eine Frauengestalt emporsteigen sah, wußte ich, daß der Augenblick der Handlung nahe. Wie schön und graziös stieg sie herauf und wie schaute Franz leuchtenden Blickes nieder zu ihr und wie hielt er ihr die Arme entgegen, und als sie bei ihm war, wie fiel sie ihm um den Hals und rief: »Franz, mein lieber Franz!" und er: »Marie, süßes, liebes Meitschi!« — Welcher Esel und großer Dummkopf war ich nicht, daß ich es nicht schon lange gesehen, daß dieser Bursche Franz nur der Liebhaber der Marie und diese Marie nur jenes Mädchen sein könne, das ich einmal im Sterne zu Bern gesehen, aber in meinem Räuschchen nie so in's Auge gefaßt hatte, daß ich sie nachher wieder bestimmt erkennen konnte und die also mein Freund heirathen wollte mit ihren 80,000 Francs. Jetzt war mir Alles klar. Auch von den zwei Lauerern wußte ich jetzt, wer sie sein konnten. Der Eine war bestimmt der Sohn des Vormundes und der Andere ein gedungener Helfershelfer und ich und mein Freund, der hochgelehrte Doctor Rabilius, waren die Narren im Spiel. „O Freierei! O Madame Pelz!" knirschte ich. Doch ich hatte nicht Zeit, meinen Betrachtungen lange nachzuhängen, das Spiel im Walde begann. Die zwei schnüffelnden und lauernden Schelme waren zum Sprunge bereit und ich lag ebenso wartend und bereit im Moose, während Marie und Franz sich ihrer Liebe hingaben.

„Wollen wir hinaus und den Kerl packen?" flüsterte fragend der gedungene Spitzbube.

„Nein, noch nicht," sagte ebenso leise der An-

dere. „Warten wir noch ein Wenig. Wir wollen sehen, was da gespielt wird."

So zärtlich, so liebevoll die gegenseitige Begrüßung war, so schlug doch der freudige Ton gar bald in einen traurigen um. Marie legte ihr schönes Haupt an ihres Geliebten Brust und weinte still, während Franz sie eng umschlossen hielt.

Die beiden Spitzbuben im Gebüsche wollten eben losbrechen. Wie Tiger, die auf das harmlose Thier lauern, standen sie mit vorgestreckten Hälsen, gierigen Augen und geballten Fäusten da. Der zerrissene Gauner wollte schon hinaus, als ihn der Andere wieder zurückhielt und abwehrend mit der Hand winkte. Er lauschte aufmerksam auf das Gespräch der Liebenden und es schien ihm so viel Interesse zu bieten, daß er dasselbe nicht unterbrochen wünschte.

„Denke Dir, Franz," sagte Marie, „es sind wieder zwei Herren aus der Stadt unten bei der Mutter."

„Wieder zwei," entgegnete Franz, „wann sind sie angekommen?"

„Heute Morgen," antwortete das Mädchen.

„Was haben die Beiden bei Euch zu thun?" fragte Franz. „Gibt es keine Jungfern in der Stadt; aber da ist das vermaledeite Geld schuld! Ich wollte, es läge im tiefsten Grunde der Aar!"

Das ist auch meine Meinung, lieber Freund, dachte ich.

„Ich möchte nur wissen, wer uns all' die feinen Stadtherren auf den Hals schickt? Wie erfahren sie denn, daß Du ein reiches Mädchen bist? Der wievielte ist es jetzt?" fragte der Bursche.

„Das ist der siebente aus der Stadt, ohne die vom Lande!" entgegnete mit einem leisen Anflug von Heiterkeit die Zukünftige meines Freundes, während Franz hell auflachte.

So, so, der Siebente ohne die vom Lande, sagte ich zu mir selbst. So wollte ich doch — da schau Einer! Also ich und mein Freund als eine Person gerechnet der siebente Narr, der hierherkommt. Und wer hat sie geschickt? Ich sollte es gleich hören.

„Du kannst noch lachen," fuhr das Mädchen fort, „und mir bricht das Herz. Ich weiß mich nicht mehr zu retten und mir nimmer zu helfen. Bleiben diese auch fort, so schickt die Madame Pelz wieder andere."

„Wer ist denn die Madame Pelz?" fragte Franz.

„Ach, das ist die Frau, die von meiner Mutter und meinem Vormunde den Auftrag hat, mir einen Bräutigam in der Stadt zu suchen," entgegnete das Mädchen.

„Ich wollte, ich hätte sie hier im Walde, die Kupplerin und Seelenverkäuferin!" fuhr Franz auf.

„Was soll aus uns noch werden, Franz?" sagte das Mädchen traurig, „Tag um Tag vergeht und noch immer keine Hoffnung, keine Aussicht. Wie habe ich nicht geklagt und geweint und Gott gebeten, daß er mir helfe. Du weißt es nicht und ahnst nicht, wie meine Mutter mich quält. Und wie ist meine Seele so gedrückt und mein Herz so traurig! Ich habe Niemand, keinen Freund, als nur Dich allein. Verlaß mich nicht, Franz!" Dabei warf sich das arme Kind an Franzens Herz und weinte bitterlich. Wie brannten diese Thränen auf meiner Seele. Gehörte nicht auch ich zu ihren Verfolgern?

Franz tröstete sie und sprach ihr Muth zu. Seine Stimme vibrirte krampfhaft und er umschlang fester seine klagende Geliebte. „O Marie, wie wehe thut es mir im Herzen. Um meinetwillen leidest Du und bist ein Schmerzenskind gewesen von Deiner Kindheit an und Alles nur, weil Du mich liebtest! Deine Jugend ist vergangen freudlos und traurig."

Sie hielten sich fest umschlungen, bis endlich Marie sich losriß. „Es ist Zeit, Franz, daß ich gehe. Auf Wiedersehen am nächsten Sonntage!" rief sie. Sie küßte ihren Geliebten zu wiederholten Malen innig und wie ein gescheuchter Vogel enteilte sie seinen Armen, flog in kurzen Sätzen den Berg hinunter und verschwand in den Gärten. Franz schaute ihr leuchtenden Auges nach und wollte ihr eben folgen, als die beiden Strolche aus ihrem Versteck hervorbrachen und ihn anfielen.

„So, schlechter Kerl, haben wir Dich einmal!" rief der Nebenbuhler, während der erkaufte Strolch mit seinem Stocke ausholte und schrie: „Da hast eins, elender Lump!"

Ich aber war ebenfalls aufgesprungen und rief: „Wehre Dich, Franz!"

Franz hatte den Zuruf gehört und sprang blitzschnell zur Seite. In rascher Wendung und voll Besonnenheit schlug er den Ersten mit mächtigem Faustbieb zu Boden. Im selben Augenblick hatte er auch den gehobenen Stock dem Schurken entwunden und schlug unbarmherzig auf ihn los. Ich hatte meine Herzensfreude an dieser Züchtigung und rief: „Nur drauf, Franz! Es ist ein Erz-Babylonier und niedriger Strolch! Nur drauf!"

Franz hieb auf den sich windenden und winselnden Spitzbuben ein, bis er fast regungslos dalag. „Und Du," sagte er zu dem Andern, „schämst Du Dich nicht, mit einem solchen Schufte mich zu überfallen? Gehe, oder ich schlage Dich ebenfalls nieder!" Dabei gab er ihm einen Fußtritt. Beide Angreifer verschwanden schnell im Dickicht.

Franz stand aufgeregt da und schaute mich mit großen Augen an. „Wundere Dich nicht, Franz," sagte ich, „ich bin es, einst Dein Kamerad im Gefängnisse zu Bern und jetzt als Brautwerber bei Deiner Geliebten. Aber nur für Dich, Franz, nur für Dich. Glaube es mir. Gott muß Deine Liebe lohnen."

Ich theilte ihm den Sachverhalt mit und bat ihn, mir zu vertrauen und zu hoffen, daß ich, mit dem Beistande meines Freundes, Alles zu seinem Besten leiten werde.

„Ist Ihr Freund der große Rechtsgelehrte?“ fragte er mich.

„Ja, der zukünftige Bundespräsident,“ antwortete ich.

Franz hatte Vertrauen zu mir und bat mich, meinen Freund zu warnen. „Denn,“ sagte er, „die Leute im Dorfe sind eifersüchtig und mißtrauisch gegen jeden Fremden, der die Marie mit fortnehmen will. Es ist wegen des Geldes.“ Ich reichte ihm dankend die Hand und schied tief gerührt von dem Burschen mit dem einfachen und redlichen Herzen voll Liebe und Treue.

* * *

Im Gasthause traf ich Rabilius nicht an, er war noch nicht aus der Wittwe Haus zurückgekommen, wohl aber viele andere Gäste, meistens Dorfbewohner. Ich trank ein Glas Wein und setzte mich still und beobachtend in eine Ecke. Es konnte mir nicht entgehen, daß meine Person einiges Aufsehen erregte; ich schrieb es aber meiner städtischen Kleidung, und meinem, vom Dorfgebrauch abstechenden Wesen zu. Die Beobachtungen wurden fast lästig, und da überdem ein Geflüster entstand, so konnte mir nicht entgehen, daß nicht flüchtige Neugierde, sondern ein tieferer Grund die Ursache zu nimmer endenwollenden Bemerkungen lieh. Man sprach von Franz, von Stadtherren, von Projektenmacherei u. dgl. und es wurde mir klar, daß der Zweck unseres Hierseins in aller Munde und Jedem bekannt sei und daß wir allgemein als Eindringlinge und demgemäß als Feinde angesehen wurden. Wir galten als Wölfe, die in den Schafstall eingebrochen waren, für vogelfrei erklärt, jedem Hohn und Spotte und, nach Dorfessitte, auch jeder Mißhandlung preiszugeben seien. Gesellte sich gar zu den Anwesenden noch der zornige Sohn von Marien's Vormund und dessen Freunde, dann durften wir uns zu einem glücklichen Fortkommen gratuliren. Mein Freund, der in seiner Heirathswuth die Zeit ganz zu vergessen schien, kam immer noch nicht. Es wurde mir nach und nach förmlich unheimlich, denn bereits begannen laute Witzworte zu spielen. Stichelreden flogen hin und her; sie wurden zur Grobheit und der Scherz zu Ernst. Es wurde gejubelt und getrunken, und weil die Sache Allen so lustig schien, mehr als sonst.

„Was kommt nach 7?“ rief Einer.

„8,“ gab ein Anderer zur Antwort.

„Gefehlt! es kommt 9, wenn zwei miteinander kommen.“

„Warum gehen die Stadtherren auf das Land?“ fragte ein Dritter.

„Weil sie gern den Storch in der Mühle klappern hören,“ antwortete man.

Allgemeines Gelächter.

„Wer hat die schönsten Pferde in der Schweiz?“ Niemand wußte eine Antwort.

„Der Wasenmeister in der Stadt. Aber warum?“

„Weil man sie zum Hochzeitreiten nimmt.“

Ungeheurer Jubel. Es war eine Lust unter den Leuten, wie wenn Jeder eine Million geerbt hätte. Ich saß still in meiner Ecke und rührte mich nicht, doch die letzte Anspielung war zu stark. Ich stand auf und rief: „Meine Herren!“

Da sprang schnell einer hinter dem Tische vor und rief: „Was will der Herr?“ und ich glaube, er wäre auf mich losgesprungen, wenn die Anderen ihn nicht gehalten hätten. Ich setzte mich wieder nieder und beschloß, in Geduld und Ergebung der Dinge zu harren, die da kommen würden. Recht wohl sah ich, daß ein bitterer Ernst hinter dem Scherze stecke und daß es nur eines Anlasses bedürfe, um die Situation in eine sehr scharfe und gefährliche zu verwandeln. Was sollte ich thun? Und mein Freund kam immer noch nicht! Tranken diese Leute noch mehr und verzögerte sich unser Aufbruch bis zum Abend, so stand es nicht gut mit uns. Ich beschloß, unsere Abreise zu beschleunigen. So wollte ich doch, ich wäre am Nordpol oder auf einer Insel der Südsee, sagte ich zu mir selber, aber es geschieht Dir ganz recht. Warum gehst Du mit Anderen auf die Freierei. Und Dein liebenswürdiger Freund ißt Kuchen und trinkt Kaffee, während Du in der Hölle schmachtest.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Liebe für Blumen. Suské sagt: Es dürfte keinen Widerspruch finden, wenn man behauptet, daß in der ganzen Welt die Frauen und Mädchen die Blumen lieben. In allen Ländern bindet man Blumensträuße und windet Kränze und vornehmlich ist es das schöne Geschlecht, welches den zarten Sinn in der Brust trägt, ihren Wohnort mit Blumen zu verschönern. Bei Lust und Trauer sind es die sinnigen Blumen, mit welchen sie ihren Gefühlen Ausdruck verleihen. Gibt es einen schöneren Schmuck für ein jungfräuliches Mädchen, als, nebst ihrer Jugend, frisches Grün und Blumen? Die Pflege der Blumen unter manchen Menschen ist ein sicheres Zeichen einer Umwälzung ihrer Gefühle. Es ist der Sinn für Schönheit, eine Fähigkeit der Seele, erwacht. Es ist ein schönes und reines Vergnügen, welches sich durch geringe Werkzeuge den Weg zur Seele bahnt. Zuerst an Farbe, Form und Geruch Gefallen findend, wendet sich später der Geist dem Erhabenen zu, um die unerschöpfliche Natur zu bewundern. Die Blumen sind das ABC der Engel, womit sie mit geheimnißvoller Wahrheit Hügel und Thäler beschreiben. Für den müden Wanderer ist es ein tröstendes Zeichen, sieht er einen Rosenbaum unter dem Fenster, oder die Thüre einer Hütte mit Geisblatt bekränzt. Die Hand, welche Blumen pflegt, ist nicht verschlossen bei der Bitte der Armen, noch gegen die Bedürfnisse der Reisenden.

Die »Tilsiter Ztg.« theilt folgenden Beweis mit, wie weit die Leichtgläubigkeit des Landvolkes oft geht: »In ein öffentliches Geschäft zu Tilsit traten zwei Litthauer mit der Frage, ob etwa in diesem Lokale Listen zur Unterschrift für Rothschild auflägen. Auf vielfaches Befragen erzählen sie, sie hätten von einem Bekannten erfahren, daß Rothschild geköpft werden solle; dieser wolle sich aber einen Stellvertreter besorgen und habe daher 60 Männer aufgefordert, sich durch Unterschrift bereit zu erklären, für ihn den Tod zu erleiden, wenn das Loos sie dazu bestimmen sollte; die übrigen sollten je 1000 fl. erhalten. Ihr Bekannter habe sich schon gemeldet und sie wären gekommen, um sich ebenfalls als eventuelle Todescandidaten zu präsentiren. »Denn,« sagten sie, »besser früh sterben, als ein langes Leben voll von Entbehrungen führen." Andererseits hätten sie doch Aussicht auf ein ansehnliches Geschenk, denn Rothschild wäre ein reicher Mann und würde sein Wort schon halten.«

Neue Gartenleiter. Der Kronprinz von Preußen brachte von seiner jüngsten Anwesenheit in Petersburg eine Gartenleiter mit, welche sich dort im landwirthschaftlichen Museum befand und aus Amerika stammen soll. Durch Zusammen- und Auseinanderklappen kann die Leiter eine dreifache Benutzung haben und zwar als Stehleiter, Bockleiter und Karren. Namentlich ist letzteres eine sehr praktische Einrichtung, um die zur Arbeit nöthigen Utensilien mit Leichtigkeit von einem Arbeitsplatz zum andern transportiren zu können. Herr Hofgärtner E. Sello zu Potsdam, welchem die Leiter zum Gebrauch überwiesen war, kann dieselbe nicht dringend genug empfehlen, um so mehr, da die Kosten einer solchen Leiter sich nur auf 4 Thlr. belaufen. In dem Garten des Neuen Palais hat sie sich sehr bewährt, so daß bereits eine Anzahl von Leitern in Arbeit genommen worden ist, welche den einzelnen Gartenstationen überwiesen werden sollen.

Bei einer am vergangenen Sonntag im Bahnhofe zu Mannheim abgehaltenen Feuerwehrprobe fiel Herr Spengler Bärenklau vom dritten Stockwerke des Thurmes herab und brach sich dabei ein Bein. Der Fall geschah durch Reißen des Gurtenseils, welches, wie es scheint, mit einer zerstörenden Flüssigkeit geschwächt war. Es dürfte dieser Fall die Feuerwehrleute zur Vorsicht mahnen, die in ihrem Besitze befindlichen Seile genau in ihrem erprobten Zustande zu erhalten.

In der preußischen Abtheilung der Ausstellung zu Paris herrscht Besorgniß über das Schicksal eines höchst werthvollen Ausstellungsgegenstandes. Die colossale Bochumer Gußstahlglocke, 10 Fuß breit und hoch, 30,000 Pfund schwer, ist nämlich wegen ihres ungebührlichen, polizeiwidrigen Umfangs unterwegs arretirt worden, weil die Fahrbahnen der Tunnels den Transport nicht gestatteten. Die Rheinische Eisenbahn hat sich indeß veranlaßt gesehen, den Waggon mit der Glocke durch eine besondere Lokomotive und unter besonderen Vorsichtsmaßregeln der französischen Nordbahn zuzuführen, da beide Bahnen die Uebernahme des Transports zugesichert hatten. Die Glocke sollte ursprünglich noch größer im Durchmesser gegossen werden, mußte sich indessen der zulässigen Maximal-Größe, die eisenbahn-polizeilich statthaft war, accomodiren.

Welche Fortschritte die Augenheilkunde gemacht, dafür mag ein Fall sprechen, der sich dieser Tage zutrug. Baron v. Gousch aus Brügge, der seit dreißig Jahren erblindet war, wurde vor einigen Tagen von dem deutschen Augenarzt Lehbracht zu Paris glücklich operirt und sieht wieder.

Die weltberühmten Diamanten des Fürsten Esterhazy, welche in London zum Verkaufe ausgestellt waren, wurden dort unlängst versteigert und brachten gegen zwei Millionen Franken ein. Der Ordensschmuck des goldenen Vließes wurde zu 200,000 Franken zugeschlagen.

Auch eine rettende That. Die kaiserlichen Astronomen in China setzen von jeder bevorstehenden Sonnen- oder Mondfinsterniß durch eine besondere Behörde die Gouverneure der achtzehn Provinzen des Reiches gleichzeitig in Kenntniß, und diese theilen es wieder den unteren Beamten mit. Erst am Tage vor der Sonnenfinsterniß wird das Volk durch öffentlichen Anschlag von dem bevorstehenden Ereigniß unterrichtet, und da nach der gewöhnlichen Annahme Sonne und Mond dann in Gefahr stehen, von einem gewaltigen Ungeheuer verschlungen oder sonst irgendwie geschädigt zu werden, so ist es die Pflicht der Mandarinen, in ihrer Eigenschaft als Beamte des Reichs, das bedrohte Gestirn »zu retten«. Zu diesem feierlichen und bis jetzt noch stets mit Erfolg gekrönten Geschäfte werden einige Priester von ihnen hinzugezogen. Zu Anfang der Finsterniß werden die zuvor bereit gestellten Kerzen angezündet; der Mandarin in vollster Gala-Uniform tritt ein, nimmt die Weihrauchstangen in die Hand, macht mit denselben verschiedene Verbeugungen vor dem Tisch, auf dem die Kerzen stehen, kniet schließlich dreimal nieder und berührt neunmal mit dem Kopfe den Boden. Dann erhebt er sich unter dem betäubenden Lärm von großen Gongs und Trommeln, und die Priester marschiren, indem sie gewisse Formeln hersagen, langsam um den Tisch, bis die Finsterniß vorüber ist.

Auflösung des Räthsels in № 26:

Iser — Isar.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 28. Sonntag, den 7. April **1867.**

Das Heiraths-Bureau.

Humoreske von J. Krieger.

(Fortsetzung.)

Ich schlich mich zur Thür hinaus und eilte spornstreichs über die Gasse dem Hause der Wittwe zu. Einer der Wirthshausgäste riß das Fenster auf und rief mir nach: „Sie kommen zu spät, hinter dem Hause stehen sechs Andere."

„Elender Spitzbube," brummte ich und war in wenigen Sätzen in der Stube, wo mein Freund ganz überselig am vollbeladenen Tische saß und das Müllertöchterlein mit seinen Aufmerksamkeiten quälte. „Wo steckst Du denn?" rief er mir entgegen. „Du bist doch ein rastloser Herumtreiber."

„Es ist nicht schön von Ihnen," bemerkte die Wittwe, „uns so im Stiche zu lassen."

Ich verbeugte mich nur und sagte zu meinem Freunde: „Ich habe Dir etwas Wichtiges mitzutheilen; aber allein."

„Heraus damit, Doctor," rief dieser laut. „Heraus damit; es wird kein Geheimniß sein?"

„Doch, es ist eins. Komm einen Augenblick heraus und höre mich an." Ich mochte ein ernsthaftes Gesicht gemacht haben bei diesen Worten, denn er erhob sich schnell und ging mit mir vor die Thür. Hier theilte ich ihm meine Beobachtungen und Erlebnisse mit und bat ihn, sich so schnell als möglich zu verabschieden und eiligst aufzubrechen. Aber er verlachte meine Warnungen, hielt sie für Gespensterseherei und sagte: „Wenn Du Deine werthe Haut salviren willst, meinethalben. Das würde Deinem heutigen Benehmen die Krone aufsetzen; denn Du hast Dich heute sehr würdevoll und weise benommen. Gehe Du nur, oder reite, oder thue beides. Ich will mir schon einen Weg bahnen, in Güte oder mit Gewalt."

„Ich bitte Dich," sagte ich dringend, „nimm doch Vernunft an. Dabei ist keine Ehre zu holen, wir machen uns nur lächerlich. Komm, laß uns aufbrechen."

„Jetzt ist es doch vollends gleich," entgegnete er, „eine Stunde früher oder später ändert nichts in der Sache. Wir sind, wie Du sagst, einmal in der Patsche."

„Mein Blut komme über Dein Haupt," sprach ich mit Ergebung „Du bist einmal jedem guten Rathe unzugänglich und nicht von hier fortzubringen und meine Pflicht ist es, bei Dir auszuhalten."

Wir gingen in das Zimmer zurück und überließen uns der Unterhaltung, die von Seiten der Wittwe mit Gewandtheit und von meinem Freunde jovial geführt wurde, während ich zu dem hübschen Töchterlein Worte des Trostes und der Ermunterung sprach und ihm zu verstehen gab, daß es meinem Freunde durchaus nicht so Ernst und die ganze Sache von unserer Seite mehr als ein schlechter, unüberlegter Scherz aufzufassen sei. Sie dankte und gestand mir, sie habe sich heute nicht sonderlich beunruhigt. Wir mögen ihrer gedenken. „Das soll geschehen, mein holdes Kind, und ich will mich Deiner erinnern und Dir Glück und alles Gute wünschen, auch wenn wir ferne sind!" rief ich aus. Endlich schickte sich mein Freund zum Aufbruche an und verabschiedete sich von der Mutter höflich, von der Tochter mit verliebten und vielsagenden Blicken. Sie sah ihn natürlich lieber gehen als kommen, und als er aus der Thür schritt, betrachtete sie lächelnd seine gewaltigen Sporen.

Auf dem Wege zum Gasthause erzählte ich Rabilius von dem Auftritte im Walde und stellte seine weiteren Schritte seinem gesunden Verstande anheim.

Er verfiel in Schweigen. „Wer konnte eine Ahnung haben von dem Liebesroman, der sich in diesem Neste entsponnen hat," sagte er dann. „O über diese Pelzin! Jetzt kann ich mir ihre vielsagende Miene und den Nachdruck, den sie auf das Zustandekommen dieser Partie legte, wohl erklären. Aber es sei ihr nicht vergessen und ich finde schon einmal ein Loch in ihrem Strumpfe."

„Laß das jetzt," mahnte ich, „und trachte danach, daß wir von hier fortkommen."

„Hast Recht, alter und getreuer Doctor, Du bist immer weise. Schade nur, daß Deine Weisheit immer zu spät kommt. Jetzt müssen wir noch ein Glas Wein trinken und den Lümmeln zeigen, daß wir keine Furcht vor ihnen haben. Komm."

Wir betraten die Gaststube, nahmen an einem noch leeren Tische Platz und tranken eine Flasche Wein. Die Witzworte und Sticheleien fingen sogleich wieder an.

„Baschi, Du verlierst Deinen Prozeß," schrie Einer.

„Warum?"

„Weil Dein Advokat auf der Brautschau ist und den Termin versäumt."

„Das macht nichts; der Advokat ersetzt ihm den Schaden; denn er erheirathet 80,000 Francs," sagte ein Anderer.

„Die fatalen 80,000! Siehst Du," sagte ich zu Rabilius, „wie gut die Leute unterrichtet sind."

„Die Schurken," entgegnete mein Freund. „Trinke, damit wir fortkommen; ich halte es nimmer aus. Ich müßte sonst so einen vierschrötigen Lümmel erwürgen."

Wir bezahlten unsere Zeche, ließen die Pferde vorführen und verließen das Zimmer. Großer Gott, wie sahen unsere Klepper aus! Bunte Bänder hingen am Halse und Schwanze und ein Federbusch, dem schönsten Hahn im ganzen Dorfe entnommen, prangte auf dem Kopfe eines jeden derselben; in diesem Aufzuge standen die Mähren da und ließen die Köpfe hängen, als ob es zum Schaffot ginge.

Vor dem Hause hatte sich die liebe Dorfjugend versammelt und vergnügte sich mit Steinwerfen nach unsern Gäulen. Einer von diesen hoffnungsvollen Sprößlingen des Vaterlandes trug eine Leiter, ein anderer eine Stange und der dritte war mit Stricken versehen, während wieder ein anderer auf einer zerbrochenen Clarinette blies. Als sie unserer ansichtig wurden, ertönte jubelndes Halloh, sie schrien uns ein lautes Vivat entgegen und man merkte es dieser Teufelsbrut an, daß sie sich so recht in ihrem Elemente fühlte. Als wir aufsteigen wollten, sprang der mit der Leiter herbei und legte sie an die Mähre. „Du kommst sonst nicht hinauf," rief er grinsend. Eine Ohrfeige, die ihn bis in die Mitte der Gasse schleuderte, war die Antwort meines Freundes. Der mit der Stange stemmte dieselbe an die Seite meines Pferdes. „Was willst Du, Hundsbube?" fragte ich. „Er fällt sonst um!" höhnte der Junge, und seine Kameraden hallohten, daß es durch das ganze Dorf tönte.

Und unsere Mähren, das elende Viehzeug, wollten wieder nicht von der Stelle; sie gingen eben nicht, und wenn es sich um unser Leben gehandelt hätte. Mein Freund, wuthentbrannt, stieß seiner hartnäckigen Unterlage die Sporen in die Seite, daß die Rippen krachten, und richtig! mit einem Satze standen die Pferde wieder vor der Stallthüre.

Man hätte nun den Jubel hören sollen! Alle Fenster waren dicht besetzt und aus allen schauten lachende, spottende Köpfe. Es war ja Sonntag und so etwas war im Dorfe noch gar nicht dagewesen. Selbst die Wittwe und ihre Tochter waren Zuschauerinnen unsers Elends und lachten herzlich. — Wir kamen eben wieder nicht von der Stelle und kein mitleidiger Hausknecht fand sich diesmal, uns zu helfen. Der miserable Kerl, welcher uns die Pferde abgenommen, erschien nicht, und wenn wir uns zu Tode schrieen.

In dieser Noth stieg mein Freund ab. „Sei nur getrost, lieber Doctor," sagte er ingrimmig zu mir, „ich bringe diese elenden Kanaillen, auf denen nur Teufel reiten können, gewiß von der Stelle. Halte meine bocksteife, hölzerne Mähre!"

Er zog Stein, Stahl und Zunder, Erbstücke seines Vaters, eines gerechten, ächten und alten Schweizers, aus der Tasche und fing an Feuer zu schlagen. Bei diesem Gebahren verstummte der Jubel und man sah erstaunt und fragend auf den Mann, der Feuer schlug, während er reiten sollte.

„Jetzt hab' Acht, Doctor, und halte Dich fest," sagte Rabilius. „Ich will in wörtlichem Sinne diesen Schindmähren Feuer unter den Schwanz legen. Wenn das nicht hilft, so stech' ich Beide todt." Und dabei theilte er den brennenden Schwamm und legte jedem der kopfhängenden Schleicher ein Stück unter den Schweif. Blitzschnell war er wieder im Sattel, und es war nöthig, denn kaum fühlten die Klepper den brennenden Zunder, als sie ausschlugen und wie rasend zu galoppiren anfingen. Hinter uns erhob sich ein Geschrei und Lärmen, wie es bei der Eroberung Jerusalems nicht größer gewesen sein konnte. Die Buben schrien, pfiffen, trommelten und klarinettirten, daß es eine Lust war, die Männer johlten und die Weiber lachten schadenfroh, während wir, gleich toll gewordenen Husaren, auf der Dorfstraße dahinjagten. Ich verlor meinen Hut, mein Freund einen seiner großen Sporen, aber in rasendem Lauf ging's vorwärts. Auf einmal schrie man „Halt!" und hinter einer Hecke kam ein Schwarm junger Burschen hervor und umringten uns. Unsere Mähren standen augenblicklich wie angewurzelt; der Zunder war verkohlt.

„Was soll das?" schrie mein Freund. „Platz da!"

„Wird nicht so pressiren," sagte Einer gemüthlich, „wir wollen den Herren nur ein Andenken an den heutigen Tag mitgeben."

„Laß mein Pferd los, Du Schurk, oder —"

Doch kaum hatte Rabilius diese Worte gesprochen, als er auch schon vom Rosse heruntergerissen war. Im gleichen Augenblicke war ich ebenfalls an die Erde gesetzt. „Mein Gott," dachte ich, „das ist jener Bursche aus dem Walde und seine Kameraden," während mein Freund brüllte: „Straßenräuber! Schurken! Mörder!" Aber die Burschen lachten und einer rief: „Er wird schon zahm werden, wenn er abgekühlt ist!"

Abgekühlt? Was wollte er damit sagen? Ich sollte es gleich erfahren. Die Burschen hoben uns, trotz unseres Widerstrebens, auf und trugen uns gleich Kindern von der Straße hinweg einen Abhang hinunter; dort schwenkten sie uns ein paar Mal hin und her und ließen uns, der letzten Schwenkung Nachdruck gebend, in einem Halbkreise durch die Luft fliegen. Plumps! lagen wir im rauschenden und eiskalten Wasser der Aar. Hohngelächter begleitete unsern Fall und Spott- und Schimpfworte tönten uns nach. Dann ward es plötzlich still.

Mittlerweile war es dunkel geworden und wir lagen im Wasser. Ich zappelte mit Händen und Füßen. Mein Freund schwamm rüstig darauf los.

Er kam bald an's Land; ich lag noch im Wasser und prustete vor Kälte.

„Was hast Du denn zu prusten und zu schnauben?“ rief mein Freund, „mache lieber, daß Du herauskommst.“

„Ach Gott, ich kann ja nicht,“ entgegnete ich kläglich, „ich hänge mit meinem Rocke an einem Pfahle.“

„Reiß Dich los, ehe Du ertrinkst!“ rief mein Freund.

„Aber mein Rock und meine neuen Hosen!“ klagte ich.

„Laß sie zum Teufel gehen, denn er ist es doch, der uns hierher geführt hat und jetzt seinen Lohn haben will. Komm endlich heraus!“

Endlich kam auch ich an's Land. Meine Kleider waren zerrissen, meine Hände zerschunden und mein Hut verloren. Mit den Zähnen klappernd stöhnte ich: „Eine lustige Brautfahrt, nicht wahr, Herr Bundespräsident?“

„Ueberaus lustig; man sieht es Dir an!“ entgegnete er ironisch, indem er mich vom Kopfe bis zu den Füßen betrachtete.

„Wo hast Du denn Deinen Sporn?“ In der Tasche etwa? und die Feder auf Deinem Hute wackelt auch nicht mehr so lustig,“ entgegnete ich rachgierig.

„Schweig mit Deinen Anspielungen und machen wir, daß wir nach Hause kommen!“ sprach er.

„Wir können uns ja zu Hause entschädigen und uns mit Deinem Burgunder und Neftenbacher ein „Bene“ thun!“ witzelte ich.

„Spotte nicht und verhöhne mich nicht, Du schadenfroher Mensch, oder ich schlage Dir den Hirnschädel ein. Du bist doch an der ganzen Geschichte schuld!“ sagte er zornig.

„Immer besser!“ bemerkte ich. — „Ich trage also wieder die Schuld? Doch ich will sie tragen, wie alles Andere, hätten wir nur unsere Pferde wieder.“

„Der Böse wird sie sicher nicht geholt haben, denn sie sind ihm zu mager. Aber wo sind wir denn eigentlich?“ fragte er.

„Auf dem diesseitigen Ufer der Aar, statt auf dem jenseitigen!“ entgegnete ich. „Im Uebrigen noch in der Schweiz, im Kanton Bern, und speciell hier in einem Walde.“

„Laß Deine dummen Späße; wir müssen jetzt wieder hinüberschwimmen und die elenden Mähren suchen!“ bemerkte Rabilius düster.

„O glückseliges Schwimmen, wie erfreuest Du mich!“ rief ich mit Pathos. „Nur voran in die goldenen Wellen, ich komme schon hinterdrein!“

Mein Freund sprang in die Fluth und schwamm an's jenseitige Ufer. Ich zögerte, denn das Wasser war eisig kalt.

„Folgst Du nicht gleich,“ brach Rabilius zornig los, „oder lässest Du etwas von dieser vermaledeiten Fahrt verlauten, so schieße ich Dich todt und bringe Dich um!“

Wir stiegen den Abhang hinauf zur Straße und fanden gleich unsere Rosse. Ein Mann hatte beide an einem Stricke und führte oder schleppte sie vielmehr hinter sich her.

„Das ist brav von Euch,“ sagte ich zu dem Manne, „daß Ihr Euch der Pferde angenommen habt.“

„Gehören die Pferde Ihnen?“ fragte mich der Mann, stillstehend.

„Freilich, mein Bester! wem denn sonst?“ antwortete ich heiter. „Wem denn sonst, als mir, dem Doctor Börlin, und Rabilius, dem zukünftigen Bundespräsidenten!“

„Ihr habt Strafe zu zahlen!“ entgegnete der Mann.

„Wir — Strafe zahlen! Warum denn, mein Lieber?“

„Weil die Pferde ein halbes Juchart Weizen abgefressen und zertreten haben. Ja, ja! Ein ganzes halbes Juchart,“ erwiderte der Mann.

„Das thut mir leid,“ entgegnete ich, „aber ich und mein Freund können da nicht helfen, die Pferde werden eben Hunger gehabt haben. Gebt sie nur her, wir wollen nach Hause, denn mich friert!“

„Nur langsam,“ entgegnete der Kerl. „Zuerst zahlet ihr 25 Francs Strafe und dann könnt Ihr heimreiten; wo aber nicht, so führe ich die Pferde ins Dorf zurück.“

Ich schaute meinen Freund, den berühmtesten Juristen in der Schweiz, fragend an, nicht zweifelnd, sein Scharfsinn und seine juristischen Kenntnisse würden uns über diese Klippe hinweghelfen, aber er schwieg hartnäckig, sei es, daß er meinen Blick der Dunkelheit wegen nicht bemerkt hatte, oder, daß ihn seine Wissenschaft hier im Stiche ließ. Er rief nur aus: „In's Dorf zurück! Nicht um eine Million! Zahle, Magister! Zahle 25 Francs und vorwärts!“ Ich zog seufzend mein Beutelein und zahlte, während Rabilius seinem Pferde einen Rippenstoß versetzte, daß es ausschlug. „Elende, geisterbleiche Schindmähren,“ rief er, „ich wollte, ein Tiger hätte Euch erwürgt!“

„Sitz auf!“ rief Rabilius verzweifelt, „sitz auf! Hier ist es nicht geheuer.“

Wir saßen auf, und weil es heimwärts ging, bewegten sich unsere charmanten Thierchen in gemächlichem Schritte auf der Straße fort, bis sie auf einmal wieder stille hielten.

„Was gibts wieder?“ fragte mein Freund.

„Es ist nur eine Schenke da,“ antwortete ich.

An diesem Wirthshause brachten wir die Pferde nicht vorbei, sie hielten aus Gewohnheit still. Wir mußten einkehren und jedem ein Brödli geben lassen, und so noch drei- oder viermal, bis wir spät in der Nacht zu Hause anlangten.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Ein Familiendrama in Wilhelmsdorf. In unmittelbarer Nähe der Bahnstation Meidling befindet sich das Haus des Stellfuhrinhabers Weissinger. Eine im ersten Stock desselben befindliche Wohnung war am Abend des 31. März der Schauplatz eines furchtbaren Familiendramas. Dieselbe bewohnte Ernst Paßka (bis zum 25. Sept. 1865 als Aufseher im Magazin der Südbahn zu Matzleinsdorf bedienstet, dann von dort entlassen) mit seiner Frau Amalia und seinen drei Söhnen Ernst, Friedrich und Ludwig. Der erstere stand im Alter von 10, der zweite in dem von 8 Jahren, während das jüngste Kind, Ludwig, erst vier Monate alt ist. Paßka selbst, aus Württemberg gebürtig, war 42 Jahre alt. Seit seiner Entlassung aus dem Dienste der Südbahn hatte er vergeblich eine neue Anstellung gesucht. Am 31. v. M. Abends war er jedoch freudig erregt nach Hause gekommen. Endlich hatte er, wie er seiner Gattin mittheilte, eine Stelle gefunden, die er schon binnen wenigen Tagen antreten sollte. Ein fröhliches Festmahl sollte diesen glücklichen Tag beschließen. In dem Cabinete, welches von der Küche aus links sich befindet, wurde dasselbe eingenommen. Die furchtbare Erregtheit, welche sich in seinem Benehmen zeigte, fiel jedoch der Gattin auf. Sie war wohl ebenfalls gleich ihm sehr erfreut über den Wechsel des Geschicks, der bevorstand, doch schien ihr, als ob seine Fröhlichkeit nicht ganz aufrichtig sei. Endlich ward Punsch bereitet und Paßka genoß mehrere Gläser. So war es ungefähr neun Uhr geworden. Die Frau Paßka's blieb mit ihrem kleinen Kinde im Cabinete, woselbst sie zu schlafen pflegte, Paßka selbst mit den beiden andern Knaben begab sich durch die Küche in sein Zimmer, in welchem zwei Betten, eines für ihn und den älteren Knaben, das andere für den jüngeren Sohn Fritz befanden. Beide Knaben legten sich zu Bett. Paßka jedoch ließ sich noch von seiner Frau Bier holen, um den ungewöhnlichen Durst, den er in Folge des reichlichen Punschgenusses angeblich fühlte, zu stillen. Die Frau erfüllte seinen Wunsch und begab sich sodann wieder in ihr Cabinet. Zufällig bedurfte sie eines Kleidungsstückes, welches sich im Zimmer befand. Sie kehrte daher nochmals zurück. Da plötzlich fing der kleine Sohn, den sie allein gelassen, zu schreien an. Ihr Gatte forderte sie auf, nach dem Kinde zu sehen. Sie that dies und nahm dasselbe auf den Arm. Doch jetzt hörte sie wieder ihren Sohn Fritz im Zimmer röcheln. Die Besorgniß trieb sie in's Zimmer zurück. Sie frägt den Gatten, was geschehen. Dieser erklärt, es sei nichts von Bedeutung, die Zukunft der Kinder sei gesichert, er habe sie getödtet. Nicht in der Lage, sich und seine Familie ferner zu erhalten, sei ihm kein anderer Ausweg übrig geblieben. Er nahm nun seine Frau bei der Hand und forderte von ihr, sie möge mit ihm von dem Biere genießen, in welches er Gift geschüttet hatte. Sie will sich frei machen, um ihm das Glas aus der Hand zu schlagen. Allein mit einem Arm hält sie das Kind, die andere Hand hält ihr Mann fest, sie kann nichts thun. Vergeblich fordert der Gatte nochmals sie auf, sich zu tödten; sie weigert sich; er leert das Glas und begibt sich zu seinem Bette. Im Begriffe sich zu entkleiden, wird er vom Tode überrascht. Seine Frau eilt auf den Hausgang. Sie schreit und jammert laut nach Hilfe; die Hausgenossen eilen herbei, man eilt nach Aerzten. Nicht lange darauf erscheinen diese, aber sie kamen zu spät. Noch in der Nacht wurde die Polizei gerufen und die Wohnung gesperrt. Frau Paßka mit dem noch lebenden Kinde fand Unterkunft beim Hauseigenthümer. Der furchtbare Schlag, der sie betroffen, übte eine schreckliche Wirkung auf die ohnehin seit Jahren brustkranke Frau. Sie ward so heftig von Krämpfen befallen, daß sie in Lebensgefahr schwebte. Die bei der gerichtlichen Untersuchung der Wohnung der Unglücklichen vorgefundene Baarschaft bestand aus einigen Zehnkreuzerscheinen.

In der von dem preußischen Ministerpräsidenten Grafen Bismarck bei Gelegenheit der Parlamentsdebatte über die straffreie Mittheilung der Reichstagsberichte gehaltenen Rede befand sich die Andeutung eines Citats aus Shakespeare's »Heinrich IV.« Die betreffende Stelle findet sich im ersten Akte, wo Heinrich Percy den Eindruck schildert, den das Auftreten des Kammerherrn auf ihn macht, als er ihm die Gefangenen abfordert. Die Worte Percy's lauten nach der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung:

„Doch ich erinn're mich, nach dem Gefecht,
Als ich, von Wuth und Anstrengung erhitzt,
Matt, athemlos mich lehnte auf mein Schwert,
Kam ein gewisser Herr, nett, schön geputzt,
Frisch wie ein Bräut'gam; sein gestutztes Kinn
Sah Stoppelfeldern nach der Ernte gleich.
Er war bebalsamt wie ein Modekrämer,
Und zwischen seinem Daum' und Finger hielt er
Ein Bisam-Büchschen, das er um's andere
Der Nase reichte, und hinweg dann zog,
Die zornig drüber, wenn sich's wieder nahte,
In's Schnauben kam; stets lächelt er und schwatzte,
Und wie das Kriegsvolk Todte trug vorbei,
Nannt' er sie ungezog'ne, grobe Buben

— — — — — — — — — — — —

Mit vielen Feiertags- und Fräuleinsworten
Befragt' er mich und fordert unter Anderm
Für Ew. Majestät die Kriegsgefang'nen.
Ich, den die kalt geword'nen Wunden schmerzten,
Nun so geweckt von einem Papagei,
In dem Verdruß und in der Ungeduld
Antwortete so hin, ich weiß nicht was;
Er sollte oder nicht, — mich macht es toll."

Räthsel.

1, 2, 3, 4, 5 — die hast du im Gesicht.
3, 4, 5, 2, 1 — eine Stadt in Südeuropa.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 29. Donnerstag, den 11. April **1867.**

Das Heiraths-Bureau.

Humoreske von J. Krieger.

(Schluß.)

Ich lag noch in süßem Schlummer, als ein lautes, polterndes Geräusch mich weckte. „Wer ist da?" fragte ich mit halboffenem Auge.

„Ihre Braut!" sprach eine falsche Fistelstimme

„Was für eine Braut?"

„Nun die, welche sie gestern gesucht haben," entgegnete die Stimme in ihrem wahren Tone, und ich erkannte sie jetzt als die meiner Haushälterin.

Ich drehte mich ärgerlich um und wollte weiter schlafen. Aber das war unmöglich. Eine Sturmfluth von Vorwürfen, Spottreden und boshaften Anspielungen überströmte mich. Sie schüttete ihre Worte eimerweise über mich und stach mich förmlich mit ihrem Hohne. Ihr Gesicht war gelb wie eine Citrone, ihr Auge schoß sengende Blitze und ihre Zunge, o ihre Zunge war ein siebenschneidiges Schwert! Ich lag wie auf glühenden Kohlen und dennoch klapperten mir die Zähne vor Kälte und Furcht. Ich verlor das Bewußtsein und — schlief ein. Als ich erwachte, war es Nachmittag. Mein Kaffee stand auf dem Tische; ich rührte ihn nicht an. Ein weißer Satz fand sich auf dem Boden der Tasse; es war Zucker, wie ich glaube, denn die Zuckerbüchse stand daneben, aber es konnte auch Gift, es konnte Arsenik sein. Ich traute heute meiner Haushälterin Alles zu.

Gegen Abend stellte sich mein Freund ein.

„Bist Du schon bei der Pelzin gewesen?" fragte ich.

„Das versteht sich mein Junge," entgegnete er aufgeräumt. „Apropos, Deinen Burschen habe ich schon gesprochen."

„Welchen Burschen?"

„Nun den, den die Welt in's Herz oder in die Pfanne gehauen, Deinen Liebeshelden und Märtyrer und meinen Nebenbuhler bei der Müllerstochter."

„Den Franz!" rief ich aus.

„Ja, den Franz, wohlweisester und ehrwürdigster Magister und zudem begegnete ich der Müllerin und der Marie, bin aber, verschiedener Antecedentien halber, links abgeschweift. Sie sind im Stern."

„Im Stern sind sie? Und Franz ist auch hier! Weißt Du, Rabilius, Du und ich, wir haben gesündigt; wenn Du aber willst, so bist Du im Stande, der Sache einen guten Ausgang zu geben. Wende nur einmal in Deinem Leben Deine Talente an und stifte damit etwas Gutes und Du machst mir, Dir und unserer Brautfahrt Ehre."

„Dir?" fragte Rabilius, „Dir Ehre machen?"

„Ja mir," entgegnete ich, „denn ich habe dem Franz und seinem Meitschi mein Wort gegeben, daß ich zu ihrem Glücke beitragen wolle und ich werde es halten. Du erfüllest Freundespflicht, wenn Du mir beistehst mit Deinen juristischen Kenntnissen und versöhnest zugleich Dein Attentat auf das Glück dieser harmlosen Leute."

„Doctor, Du bist heute zu liebenswürdig und zu ergeben und wohlthätig gesinnt, als daß ich Dir etwas abschlagen könnte. Deine Alte muß Dir den Kopf nicht übel gewaschen haben. Nun wohlan! Ich gehe noch einmal zu dieser Erzhexe, der Pelzin, und will ein Wort mit ihr reden. Nachher findest Du mich im Stern. Dein Bursche, der Franz, der in's Herz gehauene Kerl, sucht Dich in der ganzen Stadt; ich habe ihn in den Czar gewiesen, dort findest Du ihn. Kannst ihn später mitbringen in den Stern zu seiner Braut. Adieu!"

Ich kleidete mich hurtig an, um zu Franz zu kommen. „Donner und Doria!" sagte ich zu mir selbst. „Einer muß heirathen. Ist es nicht Rabilius oder ich, so muß es Franz sein. Und am liebsten ist mir Franz." Eilig begab ich mich in den Czar.

„Gott grüße Dich, mein lieber Franz!" rief ich aus. „Weißt Du, daß Deine Geliebte hier ist?"

„Ich weiß es," entgegnete er, „und gerade deßwegen bin ich auch hier, sie aufzusuchen."

„Sei getrost, Franz, es wird Alles gut," sagte ich ermunternd. „Mein Freund, weißt Du, der größte und bald auch der berühmteste Jurist der Schweiz, ist zur Frau Pelz gegangen und in den Stern zu Deiner künftigen Schwiegermutter. Er wird ihnen in's Gewissen reden. Jetzt komm auch mit dorthin zu Deinem Meitschi!"

Franz sah mich verwundert an. „Komm nur," sagte ich, „Du darfst mir und meinem Freunde trauen; versuchten wir auch einmal einen dummen Streich, so sind wir auch im Stande, ihn wieder gut zu machen."

Hoch erröthete Marie, als sie Franz erblickte. Sie verleugnete auch hier ihre Liebe nicht und redete ihn so vertraulich und in so innigem Tone an, wie in den glücklichen Tagen der Kindheit Beider, und fröhlich rief sie: „Franz, mein lieber Franz."

Die Mutter schaute sie verweisend an, doch legte ich mich gleich in's Mittel und sagte: „Machen Sie kein böses Gesicht gegen die jungen Leute, Frau Müllerin. Sie thun nur, wozu ihr Herz sie treibt, und vor Allem geben Sie mir Ihre Hand und seien Sie herzlich willkommen in Bern!"

Sie reichte mir die Hand freundlicher, als ich erwartet hatte und sagte: „Ihren Freund, den Herrn Rabilius, habe ich auch schon gesprochen."

„Gewiß bei der Madame Pelz?"

„Allerdings!" entgegnete sie, „aber heut sah er nicht so fröhlich aus, wie am Sonntage und sprach auch nicht so fröhliche Worte wie damals."

„Vielleicht sprach er ernst und streng zu Ihnen?"

„Nicht nur ernst und streng, sondern drohend und scharf. Ich habe ihn kaum wieder erkannt, so verändert sah er aus."

„Das ist seine Art so unter vorliegenden Umständen, ich kenne ihn genau. Er ist im rechten Zuge; gerade so spricht er mit mir, wenn er mir Furcht einjagen will."

„Haben Sie ihn zu fürchten?"

„O nein, im Grunde gar nicht. Aber wenn ich nicht nach seinem Sinne leben will, so droht er mir mit Prozessen aller Art und er ist Mannes genug, auch den Unschuldigsten an den Galgen zu bringen; denn er ist entsetzlich gescheidt und entschlossen dazu und kann Einem einen schlimmen Prozeß anhängen, wenn man auch nichts weiter gethan, als das Vaterunser gebetet!"

„Das ist ja entsetzlich!" rief die Wittwe aus, „und ein solcher Mensch kann Ihr Freund sein, und diesen wollten sie mir zum Tochtermann anrathen!" Die Müllerin wurde unruhig und verlegen, als sie das sprach und schaute mich verstört an. Aha, dachte ich, sie glaubt Dir und hält Deine Worte für Ernst. Die Stunde ist gekommen, ich will sie nützen.

„Ja," fuhr ich fort, „so ist mein Freund, aber nur dann, wenn er sich für beleidigt hält."

„Dazu wird es, wie mir scheint, nicht viel brauchen?" fragte die Wittwe.

„Viel brauchen?" entgegnete ich. „Du lieber Gott! Er drohte mir einmal mit einer Klage auf Mord, als er über meinen Stiefelknecht stolperte, denn er behauptete, ich hätte ihm das Möbel absichtlich in den Weg gestellt, um seiner los zu werden, und einen Mann brachte er acht Tage in's Gefängniß, weil dieser ihn Abends am Arme gehalten und gefragt hatte, wie spät es sei. Gerade da, wo Sie ihn trafen, macht Herr Rabilius ein solches Geschäftchen ab und ich möchte um Alles nicht in den Schuhen der betreffenden Person stecken."

„Was ist das für ein Geschäft?" fragte die Müllerin.

„Er ist eben zu der Frau Pelz gegangen, um ihre Heirathsgeschäfte oder eigentlich ihre Bücher und Correspondenzen zu untersuchen und eine Klage wegen Seelenverkäuferei gegen sie einzuleiten."

„Wegen Seelenverkäuferei?"

„Ja, und die wird mit Zuchthaus und Brandmarkung gestraft, denn die Pelzin hat es zu arg getrieben," sagte ich schadenfroh. „Das wird nicht geringes Aufsehen machen, denn es sind viele und zum Theil auch angesehene Personen in ihre Affaire verwickelt. Auch ich bin dabei betheiligt."

„Und Sie sitzen so ruhig hier?"

„Warum sollte ich unruhig sein? Bin ich doch einer von den Betrogenen oder eigentlich Mißbrauchten und werde nur als Zeuge dienen. Aber solche, die die Frau Pelz bezahlt haben, um Söhnen oder Töchtern, Bräute oder Bräutigame zu verschaffen, haben Ursache, unruhig zu sein."

„Wird das strenge bestraft?" fragte ängstlich die Wittwe.

„Allerdings," antwortete ich, „das ist ja eben Seelenverkäuferei!"

„Wenn es aber Jemand im guten Glauben gethan hätte, ich meine, wenn es Ernst gewesen wäre mit solchem Auftrage?" fragte die Müllerin.

„Es wäre das allerdings ein Milderungsgrund; hat aber Jemand durch Mißbrauch der väterlichen oder vormundschaftlichen Gewalt Anlaß zu einer Klage gegeben, so wäre dasjenige übel daran."

Die Wittwe saß schweigend da und ihr unsicherer, ängstlicher Blick zeigte mir, daß der Pfeil getroffen. Von Zeit zu Zeit schaute sie auf Franz und Marie, die in ihrer traulichen, innigen Unterhaltung mich und die Mutter vergessen hatten. Ich trank gemüthlich mein Glas Wein und es gereichte mir zu großem Glücke und innerer Zufriedenheit, dieser so eigenartigen Sache denjenigen Ausgang geben zu können, den ich von Anfang gewünscht hatte.

Auf einmal öffnete sich die Thür des Gastzimmers weit und mein Freund trat wichtig und geräuschvoll ein. Wie ich diesen liebenswürdigen Charakter kannte, sah ich auf den ersten Blick, daß er irgend eine Einschüchterung versucht, Schrecken eingeflößt und seinen Zweck durch entsetzliche Drohungen von ewigen Prozessen, an deren Ende Strick und Rad und Brandmarkung, auch wohl Galeere sich knüpften, erreicht hatte. O, ich kannte ihn zu gut in diesem Stück; er hatte das gleiche Mittel an mir selbst schon zu oft versucht und immer mit Erfolg.

Er grüßte die Wittwe höflich aber ernst, freundlich und zutraulich Franz und Marie, sprach aber wenig und nahm aus der Tasche einige Bogen Papier, fing an, darin eifrig zu lesen und Notizen zu machen. Ich achtete kaum, Franz und Marie gar nicht auf sein Gebahren, wohl aber die Wittwe. Mit mißtrauischem Blicke und verlegenem Gesichte verfolgte sie sein Thun und Treiben und fragte mich endlich: „Was thut Ihr Freund?"

„Er wird Notizen zu seinem Prozesse sammeln.",

„Ich darf ihn nicht unterbrechen, um Alles in

der Welt nicht, er würde mir gleich einen Prozeß anhängen wegen Störung in amtlicher Thätigkeit."

„Das ist aber doch arg; mich ängstigt dieses Stillschweigen. Bitte, sprechen Sie doch mit ihm."

„Ich will es wagen; wie es aber ausfällt, das läßt sich noch nicht bestimmen. Rabilius!" rief ich also. „Was in des Kukuks Namen treibst denn Du?"

Er ließ mich lange auf eine Antwort warten, endlich sagte er: „Verwickelte Geschichte das!"

„Was für eine Geschichte?"

„Nun, die mit der Madame Pelz, und so ausgedehnt und so viele Personen darin verflochten, das wird schwere und peinliche Verurtheilungen nach sich ziehen."

Die Wittwe richtete einen flehentlichen Blick auf mich. Ich nickte beistimmend und sagte: „Nun, es werden doch manche Personen diesen Verurtheilungen entgehen können!"

„Ja," entgegnete er, „wenn nicht eine besondere Klage gegen sie erhoben wird." Dabei schaute er mit seinen großen Augen auf Franz. Die Wittwe bemerkte diesen Blick und nun hielt sie es nimmer aus. Sie zupfte mich am Rocke und bat mich, mit ihr vor die Thüre zu kommen. Draußen sagte sie zu mir: „Um Gotteswillen, sprechen Sie mit Ihrem Freunde, daß er die Klage zurücknimmt!"

Ich machte mir die Freude, sie zu fragen, ob sie denn der Frau Pelz auch Geld gegeben habe.

Nach einer kleinen Weile sagte sie endlich: „Nun, wegen des Franz da!"

„Das ist freilich fatal," entgegnete ich, „und wird die Sache sehr erschweren!"

„Aber ich möchte um mein Leben nicht in dieser Sache vor Gericht. Gelten Sie denn so wenig bei Ihrem Freunde, oder wissen Sie oder er keinen Ausweg?" fragte sie verlegen.

Ich sann eine Weile nach, endlich sprach ich, wie von höherer Erleuchtung begeistert: „Ich weiß ein Mittel; ich weiß, wie Sie allen Unannehmlichkeiten entgehen können!"

„Welches?" fragte sie erwartungsvoll.

„Geben Sie Ihr Töchterlein dem Franz und Alles wird gut sein. Ja, ja, das ist das Beste. Thun Sie das!"

„Aber —" wollte sie einwenden.

„Kein Aber," rief ich, „denken Sie an Rabilius und seinen Prozeß, und Franz ist ein zu braver Bursche, als daß er nicht ein dankbarer und guter Sohn sein sollte."

„Nun denn, in Gottes Namen, ja," sagte sie endlich. „Es ist doch eine böse Sache!"

„Was, böse Sache?" sagte ich fröhlich, „die beste Sache von der Welt ist es. Jetzt gehen Sie hinein und geben Sie Franz Ihre Hand und seien Sie ihm, weil er eine Waise ist, eine gute und sorgsame Mutter."

Ich zog sie durch die Thür und ging mit ihr zu Franz und sagte: „Da, gib Deiner Mutter die Hand, Franz, und danke ihr, denn sie bringt Dir ein schönes Geschenk in ihrer mütterlichen Liebe: Marie ist die Deine!"

Franz schaute zuerst mich, dann die Mutter an und ich glaube, daß der Strahl unsäglicher Liebe und Dankbarkeit, der aus seinem Auge leuchtete, in's Herz der sonst so eigensüchtigen Frau gedrungen war und es wohlthuend und beseligend erwärmt hatte. Die Müllerin reichte ihm ihre Hand und sagte: „So nehme sie, Franz, und sei mir ein guter Sohn und ihr ein treuer und rechter Mann!"

Franz ergriff ihre Hand und küßte ihre Wange und als Marie sie umfaßte und ausrief: „Liebe, liebe Mutter! Wie wollen wir Dich lieb haben und in Ehren halten! — Wenn das der Vater sehen könnte!" da gab auch die Müllerin Franzen seinen Kuß zurück und sagte tief gerührt: „Der Vater sieht es, Marie, und an eurem Hochzeitstage wollen wir seiner gedenken, denn er ist der Stifter eures Glückes!"

Ich und mein Freund standen theilnehmend bei diesem Auftritte, und Rabilius sagte: „Das hätte ich auch gerathen!"

„Aber ich bin Dir zuvorgekommen," erwiderte ich. „Du siehst also, daß ich auch Anlage zu einem guten Juristen habe."

„Ja," entgegnete er, „wenn Du kein Hasenherz im Leibe trügest."

Von dem Prozesse gegen Madame Pelz, als Seelenverkäuferin, war nicht mehr die Rede, und ich glaube heute noch, daß das Ganze nur eine Finte meines Freundes gewesen, um die Müllerin zu ängstigen und sie zu bewegen, ihr Töchterlein dem Franz zu geben. Bald darauf war der Hochzeitstag der Liebesleute und Franz ist heute Müller und zwar ein ehrlicher Müller und lebt über alle Maßen gut und einig mit seinem Weibe und seiner Schwiegermutter, die wieder Spielraum für ihre Thätigkeit und ihren rastlosen Eifer gewonnen und das kleinliche Intriguiren aufgegeben hat. Mein Freund und ich waren zur Hochzeit geladen, sind aber nicht hingegangen; unser erstes Auftreten im Dorfe hatte uns den Muth zu einem zweiten Besuche benommen. Franz und Marie aber kommen fleißig zu mir. Rabilius besuchen sie nie, denn sie haben großen Respekt vor ihm und verehren in ihm bereits den künftigen Bundespräsidenten. Verheirathet ist er noch nicht, so wenig als ich. Meine Haushälterin bin ich noch nicht losgeworden und ich habe mich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß es mir bestimmt sei, sie behalten zu müssen bis an mein seliges Ende. Doch ist es mir gelungen, sie vollkommen zu versöhnen. So lebe ich denn wieder ruhig und harmlos; auf die Zeit meiner Freierei sehe ich wie auf eine überstandene Kriegszeit zurück und freue mich dann doppelt über den Frieden, der wieder mein Dasein vergoldet. Das Geschäft der Madame Pelz blüht mehr als je und mein Freund ist ihr beständiger

Rechtsbeistand. Mein Rabe kommt auch wieder zu mir, will mir aber Alles forttragen, was fortzutragen ist, daher wir manchmal einander in die Haare oder eigentlich in die Federn gerathen, während mein Kanarienvöglein mir zum Troste süßer und lieblicher singt, als je. — So ist es mir und meinem Freunde beim Freien ergangen.

Verschiedenes.

Die Schlüssel von Luxemburg. Kürzlich erhielt der französische Staatsminister einen Besuch des Baron Bast Vimeux. „Ich komme, Ihnen etwas sehr Kostbares zu zeigen," sagte dieser, auf seine Tasche klopfend. — „Und das wäre?" — „Die Schlüssel von Luxemburg." — Erstaunt, ungläubig sah Hr. Rouher den Baron an. „Kein Scherz" sagte dieser, „sondern die leibhaftigsten Schlüssel." Und dabei zog er zwei Riesenschlüssel aus der Tasche. „Sehen Sie," fügte er erklärend hinzu, „die Sache ist sehr einfach. Ein Großoheim von mir war einst Gouverneur von Luxemburg und hatte die Schlüssel der Stadt bei sich behalten. Diese haben sich seither in unserer Familie als ein Andenken, als eine Art Monument vererbt. So bin denn ich jetzt im Besitze der Schlüssel. Es fragt sich bloß, ob das Schloß noch dasselbe wie damals ist."

Kreta. Ein ehemaliger schweizerischer Schützen-Offizier, der für die Insurgenten in Kreta gekämpft und von daselbst verwundet und in elendem, abgerissenem Zustande nach Griechenland zurückgekehrt ist, schreibt dem „Berner Blatt" aus Athen vom 23. März: „Die Insel Kreta ist eine fruchtbare, sehr gebirgige Insel, die überaus reich sein könnte, wenn sie gut verwaltet und wie die Schweiz cultivirt wäre; unglücklicher Weise steht jedoch die Verwaltung und Cultur derselben auf der untersten Stufe europäischer Civilisation. Schöne Berge, Hügel und Thäler, die entweder gar nicht oder nur oberflächlich cultivirt sind; Flüsse ohne Brücken, Seeplätze, die mit dem Innern des Landes durch keine fahrbaren Straßen verbunden sind, nur durch Fußwege, auf denen Pferde und Maulthiere kaum fortkommen; schmutzige Dörfer, wo Männer, Weiber, Kinder, Esel und Hühner zusammen in einem Lokal leben, das zugleich noch als Küche und Oelfabrik benutzt wird; eine starke, gesunde, aber unwissende fanatische Bevölkerung, die glaubt, das Christenthum bestehe im Götzendienst und dem Kreuzli machen, und die verschmitzt und diebisch ist, — dieses ist ungefähr ein richtiges Gemälde der Insel. Die Antipathie und Kluft, die zwischen den beiden Racen, Griechen und Türken besteht, ist tief und unheilbar. Auch hält und befestigt sich die Revolution je länger je mehr; dieselbe wird sich jedenfalls noch, selbst wenn keine weitern Verwicklungen den Türken auf den Hals kommen sollen, bis nächsten Winter halten, denn die geographische Beschaffenheit ist den Insurgenten sehr günstig." Der Verfasser schreibt am Schlusse seines Briefes, daß in Athen Vorbereitungen getroffen werden, um andere Provinzen der Türkei zu revolutioniren. Wenn nicht Alles trüge, werden Epirus, Thessalien und Macedonien bald in vollem Aufstande sein.

Es gibt kein gefälligeres Volk, als die Pariser, wenn es gilt einen Fremden zu orientiren, der sich nach etwas bei ihm erkundigt. Doch möge man sich ja hüten, vor allzu eifriger Dienstwilligkeit, hinter der sich meist Anderes birgt. Dies erfuhren unlängst ein paar junge Deutsche, die sich sehr glücklich fühlten, daß zwei junge Männer, bei denen sie sich nach dem Wege erkundigt, sich ihnen ganz zu Gebote stellten. Nicht genug, daß sie als Begleiter mit ihnen gingen, gefielen sie sich darin, ihnen alle Merkwürdigkeiten des Stadtviertels zu erklären. Einem Stadtsergeanten war es aber nicht entgangen, wie sich die Beiden den Fremden angeschlossen und er bat einen Collegen, ihnen zu folgen. Während sie dann vor dem Pantheon standen und einer der Begleiter mit beredten Worten den Prachtbau beschrieb, fand der Andere Zeit, sich in der Tasche des Fremden zu orientiren. Ehe er aber Zeit gefunden, etwas zu eskamotiren, war er schon von einem Stadtsergeanten erfaßt. Der andere wollte die Flucht ergreifen, war aber nicht schnell genug dazu.

Aus Newyork wird dem „Fr. J." geschrieben: Warnen Sie doch ja ihre Auswanderer vor der Ansiedlung im Süden und vor den Vorspiegelungen nach Kentucky und Tennessee. Dort herrscht, nach dem Eingeständniß des Gouverneurs von Kentucky, noch in manchen Theilen des Landes eine vollständige Anarchie. Sogenannte Regulatoren, ehemalige Rebellensoldaten, üben dort eine gesetzwidrige Gewalt auf die Einwohner aus, so daß der Gouverneur von Tennessee eine Miliz gegen diese Strolche aufstellen mußte. Gleicherweise zieht sich auch nach Nord- und Süd-Carolina dieses Räuberwesen unter politischem Deckmantel. Dazu ist die Noth in Alabama und Georgien fürchterlich. In letzterem Staat zählt man an 50,000 Menschen die am Hungertuche nagen und zu Allem aufzuwiegeln sind. Es ist wahrlich hier die militärische Verwaltung nöthiger, als die sogenannte Reconstruction dieser Staaten.

In dem Monatsberichte der Regierung zu Gumbinnen wird mitgetheilt, daß ein junger Mensch, welcher als Treiber bei einer Treibjagd betheiligt war, sich verirrt hatte und im Walde verschmachtet aufgefunden wurde. Ein gewiß seltener Fall.

Auflösung des Räthsels in № 28:

Augen — Genua.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 30. Sonntag, den 14. April **1867.**

Im Zuchthause.

Erzählung aus der Wirklichkeit von W. Wauer.

1.

In dem geschmackvollen kleinen Salon der reizenden Schauspielerin Rosaline saßen an einem Novemberabend des Jahres 1832 fünf Personen in heiterem Gespräch um die singende und brodelnde Theemaschine. Es waren dies: die holde Rosaline, der vergötterte Liebling des ganzen Publikums der Residenz, ihre Mutter, die verwittwete Majorin von Norrmann, sodann deren Neffe, Curt von Norrmann, Oberinspektor des Zuchthauses zu S......, der Direktor eben dieses Zuchthauses, Hauptmann a. D. von Jersowich und der russische Fürst Michael Demidoff.

Sehen wir uns nun die versammelten Personen näher an, so finden wir in Rosalinen in der That eine der reizendsten Erscheinungen, eine hohe, schlanke Blondine mit gleichwohl feurigen braunen Augen, fein gebogener Nase und einem schwellenden Munde voll der schönsten Zähne. Sie mochte neunzehn Jahre zählen. In ihrem Benehmen erschien sie fein und graziös, in ihrer Laune bald heiter, bald ernst, jetzt neckisch, dann sentimental. Ihre Toilette war reich und geschmackvoll. Die Majorin zeigte sich als eine noch immer schöne, imposante Erscheinung, von stolzer Haltung und Benehmen, doch von einer erstarrenden Kälte in Mienen und Geberden. Ein Seitenstück zu ihr, und doch von ganz anderer Art, bildete der Direktor Jersowisch. Obwohl ein Mann von kaum vierzig Jahren, war seine lange, magere Figur doch schon schlaff und zusammengefallen, sein graublondes Haar spärlich und durchsichtig, den hellblauen Augen fehlte aller Ausdruck, außer dem einer scheinheiligen Sanftmuth, welcher nur zuweilen dem einer tückischen Bosheit Raum gab, und in seinem nicht häßlichen, doch ganz erschlafften Gesichte zeigte sich keine Spur von irgend einer Empfindung. Sein Wesen war das jener frömmelnden Augenverdreher, voll zur Schau getragener Sanftmuth und verborgener Tücke. Zwei Erscheinungen von vollendeter und doch so ganz verschiedener Schönheit aber waren Norrmann und Demidoff. Glich der Erstere mit seiner riesigen, doch wundervoll gebauten Figur der gewaltigen Marmorsäule eines antiken Tempels, so war die schlanke, graziöse, fast zarte, mittelgroße Gestalt des Fürsten der Palme vergleichbar; zeugte das schöne, regelmäßig geformte Antlitz Curt's mit den nachtschwarzen Haaren und Augen von gewaltiger Kraft des Geistes und Charakters, so war das zarte, weiße, rosig angehauchte Gesicht Demidoff's mit den weichen, weiblichen Zügen, den dunkelblauen, schwärmerischen Augen, dem dunklen Haar, das in großen, duftigen Locken auf seine weiße Stirn fiel, ein deutliches Zeugniß von dem schwachen, unselbstständigen Charakter des Fürsten. Noch mehr aber drückte sich dieser Unterschied der Charaktere in der Sprache der beiden Männer aus. Klang die des Oberinspektors kräftig und voll, tief und mild, so war die des Fürsten leise und sanft, zart und durch den, den Russen eigenen, etwas singenden Ton unendlich schmeichelnd und weich. Norrmann mochte vielleicht fünf- bis sechsunddreißig Jahre zählen, während Michael kaum das fünfundzwanzigste zurückgelegt hatte. Dieser von allen Damen der Residenz so heiß begehrte Fürst Michael Demidoff war der Bräutigam der von allen Männern angebeteten Rosaline, und wahrlich, ein schöneres Paar gab es so leicht nicht. Mit schwärmerischem Entzücken hing sein Auge an ihr; während sie heiter plauderten, sogen seine zärtlichen Blicke jedes Wort von ihrem Munde und so oft er ihre Hand erhaschen konnte, drückte er dieselbe glühend an seine Lippen. Dann schoß jedesmal aus den matten Augen des Direktors ein Blitz der Wuth und des Hasses zu dem Glücklichen hinüber, der, wenn er irgend Zündkraft gehabt, den armen Fürsten zu Asche gebrannt haben würde. Bald auch empfahl sich Jersowich und erst als er gegangen war, athmeten Alle freier auf.

„Gott sei Dank, daß er fort ist, der Jesuit!" rief Rosaline, drei Kreuze hinter dem Scheidenden machend.

„Ja," sagte Demidoff, „wirklich, mir war, als könnt' ich nicht athmen in seiner Nähe. Sie wirkt ängstigend und bedrückend!"

„Wie können Sie nur so reden, Herr Sohn!" sprach die Majorin in scharfem Ton. „Wie kann dieser Mensch beängstigend auf Sie wirken? Er, der Direktor eines Zuchthauses, auf Sie, den Fürsten! Sie müssen wirklich ein wenig stärker und Ihres hohen Standes sich bewußter werden!"

Der Fürst erröthete wie ein junges Mädchen; schmeichelnd entgegnete er:

„Verzeihen Sie mir, Mütterchen! Ach ja, ich bin ein schwacher Mensch; ich fühle es selbst oft und tief. Ob ich mich je werde ändern können, ich weiß es nicht."

„O, man muß es nur wollen!“ versetzte die Mutter. „Meinst Du das nicht auch, Curt?“

„Oft ist es mit dem Willen nicht gethan,“ erwiderte dieser; „wenn die Kraft nicht ausreicht, ihn zu unterstützen, nützt der Wille nichts. Gar häufig liegt diese Schwäche in den Nerven, und für nervenschwach halt' ich alle die Personen, welche so oft wie Fürst Demidoff die Farbe wechseln.“

„Ja, ja, Du hast recht, Curt, nervenschwach ist mein Michael, und das in hohem Grade. Tritt Jemand rasch in's Zimmer, so erblaßt er, und gestern, als wir beisammen saßen und der Polizeipräsident kam, mir zu meiner Verlobung zu gratuliren, wurde Demidoff leichenblaß und zitterte so, daß er lange nicht zu sprechen vermochte. Was ist das anders, als Krankheit?“

So sprach Rosaline, indem sie dem Geliebten zärtlich in das eben wieder schneeweiße Antlitz sah. Er aber stotterte:

„Ach laß, laß, theures Herz! — Wovon sprachen wir doch soeben?“

„Von dem Direktor Jersowich,“ sagte Rosaline.

„Ja, ich bedauere die Armen, die unter seinem Befehle stehen und von ihm abhängig sind,“ ergriff Michael das Wort.

„Warum nicht gar Die bedauern!“ lachte Rosaline. „Für Die ist er gut, es sind ja lauter Verbrecher und Züchtlinge!“

„Und lauter Menschen, Rosaline, unglückliche, verirrte Menschen!“ strafte sie Norrmann mit ernstem, strengem Ton. Rosaline schwieg.

„Ich glaube, Curt,“ sagte die Mutter spöttisch, „Du wirst auch noch zum Frommen durch das gute Beispiel Deines Herrn Vorgesetzten.“

„Ja, Tante, ich hoffe, daß ich ein Frommer bin, doch nimmermehr ein Frömmler.“

„Werthe Mutter,“ widerlegte sie Demidoff, „welch' ein Unterschied ist in dem Benehmen Ihres Neffen gegen das des Direktors! Man sagt mir, daß sogar die Gefangenen diesen Unterschied der Charaktere zu würdigen wissen, denn während sie den Direktor fürchten und hassen, fürchten und lieben sie ihren Oberinspektor.“

„Ein schöner Ruhm, von diesem Auswurf der Menschheit geliebt zu sein!“ lachte die Majorin höhnisch. „Wirklich, lieber Fürst, mit Ihren sentimentalen Ansichten passen Sie gar nicht in die jetzige Welt. Ich glaube, Sie nehmen, wie mein Herr Neffe es dreist heraus thut, heimlich in Ihrem Herzen Partei für die »unglücklichen, verirrten Menschen«.“

Während sie sprach, sah sie den jungen Mann mit einem so strafenden und herrischen Blick an, daß er verlegen das Auge niederschlug. Sie ließ ihn, indem sie verächtlich lächelte, einige entschuldigende Worte hervorstammeln, dann wandte sie sich wieder zu Norrmann, der die Schwäche Michael's mißbilligend das Haupt schüttelte.

„Ich hoffe, Curt,“ sagte sie, „Du wirst Dich nun bald um einen andern Posten bemühen, damit Du aus dieser abscheulichen Stellung heraus kommst. Der Onkel Präsident wird Dir jetzt sehr gern dabei behilflich sein, denn auch ihn verdrießt dieselbe schon längst.“

„Das thut mir leid,“ lächelte Curt mit schneidender Kälte, „da wird der Onkel Präsident seinen Verdruß wohl noch lange tragen müssen, denn ich bin nicht gesonnen meinen Posten aufzugeben. — Man hat mir zur Strafe für die Sünde, einen Charakter zu haben, der nicht mit sich spielen läßt, in diesen Posten, wie in ein Gefängniß geschickt, und ich bin entschlossen, darin zu bleiben, bis die Zeit kommt, wo es nach meinem Sinne sein wird, mich daraus zu befreien.“

„O das ist abscheulicher Trotz!“ rief die Tante.

„Aber dann bleibst Du ja in der Sünde, für die man Dich bestrafte,“ sagte Rosaline lachend.

„Ja, Kind, und ich hoffe, sie niemals zu bereuen.“

„Doch sagen Sie mir,“ wandte Demidoff voll Sanftmuth ein, „können Sie sich in Ihrer Stellung denn wohl fühlen?“

„Fürst Michael,“ erwiderte Norrmann mit mildem Ernst, „es kommt nicht darauf an, ob wir uns selber wohl fühlen, nur darauf ob wir Anderen wohl zu thun vermögen in unserer Lebensstellung. — Werden auch Sie sich des Zuchthausinspektors, als Ihres Verwandten schämen?“ setzte er fragend, mit ungewöhnlich weichem Tone hinzu, und der Blick seiner schwarzen, feurigen Augen schien bis in die Seele des jungen Mannes dringen zu wollen. Dieser aber sah ihn voll, wahr und offen mit seinen kindlichen Augen an. „O nein, nein!“ erwiderte er schnell. „Ich kenne Sie lange und gut genug, um Sie nur hochachten und lieben zu können.“

„Ich danke Ihnen!“ sagte Curt, und ein Schimmer von Freude ging über sein ernstes, strenges Gesicht. Er reichte Jenem seine gewaltige, aber schön geformte Rechte, die derselbe mit seinen beiden kleinen, feinen Händen ergriff und herzlich drückte. Dann erhob sich der Oberinspektor, sich von den Verwandten verabschiedend.

„Fährst Du heute noch wieder hinüber nach S.?“ fragte die Majorin.

„Nein, ich bleibe noch zwei Tage hier und will morgen kommen, Ihnen meine Braut vorzustellen, wenn Sie es erlauben.“

„Braut? Braut?“ riefen die Anderen und die Tante fragte: „Wer ist Deine Braut?“

„Johanna Moller.“

„Wie? Du scherzest! Die Tochter Deines Hausvaters?“

„Dieselbe!“

„Nun, das gesteh' ich! Du spannst die Geduld Deiner Verwandten übermäßig an“ rief die Majorin, die vor Zorn kaum ihrer Worte mächtig war. „Ein Mann vom höchsten Adel heirathet die Tochter eines ehemaligen Unteroffiziers! Ein Mann, dessen Onkel Präsident, dessen Cousin ein

Fürst ist, vergißt sich so weit, eine solche Dirne zur Frau zu nehmen!"

„Tante," sagte Norrmann, der bei dem Worte »Dirne« sehr blaß geworden war, mit furchtbar festem und strengem Tone, „ich muß Sie bitten, Ihre Worte besser zu wählen; ich dulde keine Beschimpfung meiner Braut!"

„Ja, ja, Braut!" lachte die Majorin höhnisch. „Lange genug hört' ich von diesem unwürdigen Verhältniß; allein ich meinte, es sei nur so eine Spielerei, um sich damit die Langeweile in dem kleinen Neste zu vertreiben."

„Ich treibe niemals mit dem Allerheiligsten, mit der Liebe, ein frevles Spiel!"

„Also darauf hast Du so lange gewartet?" fuhr sie, durch seine Ruhe immer mehr gereizt, fort. „Darum die vornehmsten und reichsten Partien ausgeschlagen, um die Tochter des Hausvaters!"

„Nicht just um sie," entgegnete Curt ruhig, „da ich sie zu jener Zeit noch nicht kannte, doch darum, weil ich von diesen Salonpuppen nicht eine lieben konnte."

„Und das Mädchen ist, wie ich höre, ein Kind, fast zwanzig Jahre jünger als Du."

„Je nun, wen kümmert das, wenn sie mich trotz dieses Vorsprunges von 20 Jahren dennoch liebt?"

„Wäre es mindestens Helene Moller, die Tochter des Geheimsekretärs!" jammerte die Tante.

„Es ist nun aber Johanna, meine herzige Hanna, liebe Tante!"

„Nenne mich nicht Tante! Ich kenne Dich nicht mehr, denn Du beschimpfst Deine Familie!"

„Frau Majorin, Sie hätten Gott zu danken," rief Norrmann mit scharfem, bezüglichem Tone, „wenn unsere Familie keine andere Beschimpfung wie diese je erfahren hätte!"

Diese Worte mußten furchtbar nach allen Seiten hin getroffen haben, denn die drei anderen Personen erbleichten. Die Majorin faßte sich zuerst wieder.

„Geh, geh, Abscheulicher!" rief sie. „Nie will ich Dich mehr sehen!"

„Nein, nein, Mütterchen!" bat Michael erschrocken. „Nicht diese Worte! Ich bitte Sie um Alles!"

„Lassen Sie mich, Schwächling, der Sie sind!" rief jene im höchsten Zorn. Curt aber sprach mit sanftem Tone zu dem Fürsten:

„Beunruhigen Sie sich nicht um meinetwillen! Es wird mir nicht schwer, aus einer Familie zu scheiden, die nur ehrgeizige Pläne, doch nie die geringste Liebe an mich geknüpft!"

Er verbeugte sich und wollte gehen, Demidoff aber eilte ihm nach, stellte sich mit dem Rücken gegen die Thür, ergriff beide Hände des Oberinspektors und bat ihn, zu bleiben. Im selben Augenblicke öffnete sich diese Thür; ein Polizeibeamter, gefolgt von mehreren Sergeanten, trat herein und legte seine Hand auf die Schulter des Fürsten.

„Michael Michailowitsch," sprach er mit scharfem, lautem Ton: „ich verhafte Sie! Sie sind angeklagt: der Anmaßung falscher Titel, der Urkundenfälschung und des Betrugs."

Michael stieß einen durchdringenden Schrei aus, er stürzte vor Norrmann nieder und umklammerte, wie um Schutz flehend, dessen Knie, sank aber gleich darauf ohnmächtig hin. Alle standen erstarrt vor diesem furchtbar Unerwarteten, Ungeahnten. Curt gewann seine Fassung zuerst wieder. Mit unendlich schmerzlichem Blick hob er den Leblosen auf und wollte ihn auf das Sopha legen; doch die Majorin rief mit entsetzlicher Härte:

„Fort! Hinaus mit dem Ungeheuer!"

„Lina, willst auch Du ihn hinausstoßen?" wandte sich Curt an Rosaline.

„Gewiß! Gewiß!" rief sie mit fast tonloser Stimme. „Fort mit dem Betrüger!"

Da wandte sich Curt, ohne ein Wort zu verlieren, mit seiner Bürde zur Thür, winkte den Polizisten, zu folgen und trug den Unglücklichen hinab in den Wagen, der ihn für immer hinaus führte aus der Welt des Glücks.

(Fortsetzung folgt.)

„Ach Gott, ich hab' mich schrecklich alterirt!"

Komm, Bertha, komm, ich muß Dir was gesteh'n,
Im Grünen hier wird uns ja Niemand stören;
Ich spreche leis', die Tante wird's nicht hören,
Ich würde sonst vor Scham und Angst vergeh'n!
Du siehst mir's an, es ist mir was passirt,
Doch was es ist, das räthst Du nicht, ich wette!
Wenn ich nur Alles schon gebeichtet hätte, —
Ach Gott, ich hab' mich schrecklich alterirt!

Du kennst ja Kurt, der schon als Knabe mich
So keck verfolgt auf allen meinen Wegen!
Im Anfang war mir wenig dran gelegen,
Allein allmälig ward mir's fürchterlich!
Du weißt, wie sehr sein Grüßen mich genirt,
Wie ich ihm stets erröthend ausgewichen,
Und wie er doch mir heimlich nachgeschlichen;
Ich hab' mich immer schrecklich alterirt!

Und damals, nein! wie er sich unterstand
Ein glühendheißes Liebeslied zu dichten,
Und gar an mich, denk' nur, an mich zu richten,
Wie bebte da das Blatt in meiner Hand!
Ich frage Dich, ob ich mich je geziert?
Allein das war zu viel für Albertinen!
Ein Lied? an mich? Mir soll's zur Lehre dienen!
Ich hab' mich damals schrecklich alterirt!

Am ersten Juni fuhren wir aufs Land,
Und als ich scheidend höflich mich verneige,
Und eben fast schon in den Wagen steige,
Faßt der Verwegne zärtlich meine Hand.
Rasch hat er an die Lippen sie geführt,
Es ging gewiß nicht zu mit rechten Dingen;
Ich schwieg, mein Herz schlug grade zum Zerspringen,
Ach Gott! ich hab' mich schrecklich alterirt!

Und gestern, denk' nur, traf er mich allein,
Und sprach: „Du bist mein höchstes Glück auf Erden,
„Du sollst, Du mußt, Du wirst die Meine werden,
„Nur Albertine kann mein Alles sein!

„O sprich das Wort, das mich zum Himmel führt,
„Wo meiner Zukunft schönste Sterne winken!"
Ich meinte in den Boden zu versinken, —
Ach Gott, ich hab' mich schrecklich alterirt!

Was sollt' ich thun? Ich sagte weinend Ja,
Er schloß mich in die Arme voll Entzücken;
Ich konnt' vor Scham ihm nicht ins Auge blicken,
So schändlich überlistet stand ich da!
Und wenn er gar mich heim als Gattin führt,
Wie wird er spöttisch lächelnd triumphiren!

Ach Gott! dann wird sich Tinchen alteriren,
Wie sie vorher noch nie sich alterirt!

(Dib.)

Verschiedenes.

Sclaverei unter den Insekten. Wenn wir an schönen Sommertagen im Freien spazieren gehen, dann begegnen uns zuweilen lange Züge mit Baumaterial beladener wandernder Ameisen, welche quer die Landstraße oder auch den Fußweg schneiden. Bewundernd hemmen wir dann unsere Schritte, um dem Treiben dieser kleinen Wesen ein Weilchen zuzuschauen. Aber nur selten kommt uns dabei der Gedanke, daß auch in diesem so friedlich scheinenden Gemeindewesen es ebenfalls arge Despoten geben könne, Despoten, die vielleicht den ehemaligen Sclavenhaltern in den Südstaaten der Union als ein nachahmungswürdiges Vorbild gedient haben mögen. — Da ist besonders eine große schwarze Ameise (Formica rufescens), deren Treiben und Thun der fleißige Forscher Huber, Jahre lang beobachtete. Der Stand dieser Ameise zerfällt in drei Klassen: Männchen, fruchtbare und unfruchtbare Weibchen. Die ersten dieser Klassen gefallen sich im Baronisiren und die Dritte glaubt nichts Besseres thun zu können, als das süße Müssiggehen der höhern Stände nachzuahmen. Aber auch die Ameisenaristokratie hat ihre Bedürfnisse, welche befriedigt sein wollen; um dies zu bewerkstelligen, unternimmt sie Feldzüge und bekriegt eine kleinere Ameise (Formica fusia), sie ordnet ihre Schlachtreihen, in deren Vorderreihen die unfruchtbaren Weibchen mit ganz besonderer Bravour als eine Art Amazonengarde kämpfen. Als Beleg auf welcher hohen Stufe der Gesittung diese kriegerische Ameise bereits steht, kann die Bemerkung dienen, daß ihnen ebenfalls die Einrichtung zu fouragiren und Kriegsbeute zu machen nicht unbekannt ist; ja sie beweisen sich bei dieser Gelegenheit als wahre Nützlichkeitsapostel, indem sie sogar aus den Leichen ihrer gefallenen Gegner Nutzen zu ziehen wissen; sie füllen mit ihnen ihre Speisekammern, ihr Hauptaugenmerk aber richtet sich auf die Eier und Brut der Ueberwundenen, die sie mit Sorgfalt wegtragen und zur Sclaverei aufziehen. Zur Steuer der Wahrheit jedoch müssen wir erwähnen, daß die so aufgezogenen Sclaven sich durchaus nicht unbehaglich zu fühlen scheinen. Sie zeigen sich als emsige Baumeister und Arbeiter, öffnen und schließen die Thore der Ameisenstadt, erziehen und pflegen die Brut ihrer Gebieter, füllen die Vorrathskammern, melken die Kühe — denn auch der Ameisenstand hat seine Kühe, nur bitten wir den Leser einen sehr kleinen Maßstab für dieselben mitzubringen: es sind die sogenannten Aphiden oder Blattläuse, welchen diese Stellung zufällt. Die Aphide schwitzt nämlich einen süßen Pflanzensaft aus, von dem sie sich nicht selbst befreien kann; da gibt es nun einen sehr ergötzlichen Anblick, den kleinen Sclaven zu sehen, wie er sie kämmt und bürstet, und wie dann sein Herr und Gebieter mit Behagen den ausgeschwitzten süßen Saft einsaugt. Uebrigens wird die Ameisenaristokratie durch die Einrichtung der Sclaverei so verwöhnt und entnervt, daß sie nicht einmal ohne Hilfe ihrer Sclaven Nahrung zu sich nehmen und im Falle der Gefahr fliehen kann, sondern von jenen gefüttert und weggetragen werden muß.

Eine furchtbare Erfindung. Ein Wiener Chemiker, Herr Leinelbroeck, soll ein Mittel erfunden haben, in kleinen Glaskapseln elektrische Funken anzuhäufen, welche stark genug sind, einen Menschen zu tödten. Dieses neue Zerstörungsmittel explodirt bei dem leisesten Druck und ist mit einer konischen Stahlhülle umgeben, um in das Fleisch eindringen zu können. Versuche, welche man damit an Ochsen und Pferden anstellte, sollen vollständig gelungen sein; die Thiere fielen todt um, wie vom Blitze erschlagen, und von allen, welche, wenn auch nur leicht, getroffen worden waren, soll keines am Leben geblieben sein. Die Kapseln sollen nicht größer als Bleischrot Nr. 4 sein, von dem auf eine Flintenladung 6 Stück gehen, so daß also mit einem Hinterladungsgewehre in der Minute 75 Stück tödtlicher Geschosse entsendet werden könnten. Bei einer solchen Vervollkommnung des Kriegsmaterials könnte der Krieg allerdings bald ganz unmöglich gemacht werden.

Der Cultus, welcher im vergangenen Spätsommer mit dem preußischen Zündnadelgewehr getrieben wurde, hat, nachdem dieses Gewehr inzwischen sehr erhebliche Nebenbuhler bekommen, noch einen fast komischen Nachklang gefunden. In einem Schaufenster unter den Linden in Berlin steht ein sehr mittelmäßiges Bildniß des alten Dreyse, in dessen Fabrik die ersten Zündnadelgewehre verfertigt sind, mit der Unterschrift: „Preußens militärischer Luther". Es ist oft schwer, keine Satyre zu schreiben. Sachkundige neigen zu der Ansicht, daß unter allen Hinterladungswaffen das bisher in Preußen übliche Zündnadelgewehr das unwirksamste sei. In keinem Zweige der Industrie ist die Concurrenz größer und erfolgreicher geworden, als in der Fabrikation der Schießwaffen.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 31. Donnerstag, den 18. April **1867.**

Sonett

auf ein Gemälde in Pompeji, Venus und Adonis,
in Beziehung auf
Ludwig II. und Sophie seine Braut.

Adonis sieht mit schwärmerischen Blicken
Die Schönheitsgöttin an; sie muß ihn lieben:
Sie fühlen zu einander sich getrieben,
Es will ihr Wesen wonniglich erquicken.

In beiden Herzen, glühend, ist geschrieben
Das selige, durchdringende Entzücken,
Das süße gegenseitige Beglücken,
Wie es entstanden, ist es auch geblieben.

Mein Enkel, diese Blicke sind die Deinen,
Lichtstrahlen, welche ungeahnt erscheinen,
Die Irdisches mit Himmlischem vereinen.

Des Lebens Höchstes haben sie erworben.
Nie werde durch die Welt Dein Glück verdorben.
Nie heiße es: die Liebe ist gestorben.

Zwischen Neapel und Rom, auf der Eisenbahn, 27. Febr. 1867.

Ludwig I.

Im Zuchthause.

Erzählung aus der Wirklichkeit von W. Mauer.

(Fortsetzung.)

2.

Schon im ersten Verhöre gestand Michael Alles, wessen er angeklagt war, und alle seine Schuld war nur aus der leidenschaftlichen Liebe zu Rosaline entsprungen.

Michailowitsch war der Sohn eines reichen Kaufmanns in Petersburg; er hatte eine sehr sorgsame Erziehung erhalten und der Vater sandte ihn, als dieselbe vollendet war, hinaus in die Welt, damit er seine Ausbildung vollende. Freilich that er dies nicht ohne Besorgniß, denn der unendlich liebenswürdige, aber eben so schwache Charakter Michael's war nur zu sehr geeignet, denselben mit Gefahren zu bedrohen. Leider gingen diese Befürchtungen in Erfüllung, wenn auch der Vater so glücklich war, diese Katastrophe nicht zu erleben. Die Mutter war ebenfalls bereits verstorben und so besaß Michael wenigstens Niemand, den seine schmachvolle Strafe mit entehrt hätte. Er hatte Rosaline auf der Bühne einer anderen Stadt, wo sie Gastrollen gab, gesehen und sich mit dem ganzen Feuer seines Temperaments in sie verliebt. Er strebte in ihre Nähe zu kommen, allein man sagte ihm, er möge sich nicht unnütz bemühen, denn die Mutter der Schauspielerin habe wiederholt erklärt, daß sie ihre Tochter nur an einen Grafen oder Fürsten vermähle. Ein langer, fruchtloser Kampf in Michael's Herzen endete damit, daß er der angebeteten Schauspielerin nachreiste und in der Residenz, wo sie engagirt war, sich als Fürst Michael Demidoff bei ihr einführte. Natürlich bedurfte er, um sich als solcher vor den Behörden auszuweisen, der Legitimationspapiere, und er war also gezwungen, sich diese selber anzufertigen. Ferner brauchte er sowohl zur Repräsentation eines Fürsten, als zu den sehr kostspieligen Geschenken für Rosaline und ihre Mutter große Summen, und da die Zinsen seines eigenen Vermögens, so bedeutend sie auch immer sein mochten, hiezu bei weitem nicht ausreichten, das Vermögen selbst aber nicht aus Rußland heraus durfte, so hatte er sowohl für entnommene Kostbarkeiten, als auch durch Aufnahme baaren Geldes eine gewaltige Schuldenlast auf sich gehäuft, die er jedoch nach und nach von den Zinsen seines eigenen Vermögens zu decken gedachte.

Dies Alles hatte er der Wahrheit gemäß vor dem Richter ausgesagt und sein weiches, einschmeichelndes Wesen, sein tiefer Schmerz hatten, vereint mit seiner wirklich idealen Schönheit, selbst die Herzen dieser trockenen Aktenmenschen gerührt. Dennoch wurde er nach dem Buchstaben des Gesetzes, als der Anmaßung falscher Titel, der Urkundenfälschung und des Betruges schuldig erklärt und zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.

Welche Mühe hatte sich Curt von Norrmann gegeben, den Unglücklichen vor dieser gräßlichen Strafe zu schützen und dahin zu wirken, daß er mindestens nur zu Gefängnißhaft verurtheilt werde; allein es war Alles vergeblich gewesen, denn an der Spitze des Gerichtes saß der Präsident von Norrmann, der, aufgestachelt von der Majorin und aus Haß gegen Curt, wegen dessen ihm immer anstößigen, freimüthigen Benehmens und wegen seiner standeswidrigen Verlobung mit Johanna Moller, den armen Michael, wenn er es gekonnt hätte, zum Tode verurtheilt haben würde. Und welche Wohlthat wäre dies gewesen gegen das Schicksal, welches ihm jetzt bevorstand!

So war denn Michael Michailowitsch an einem Nachmittage von der Residenz nach dem einige Meilen davon entfernten S. hinüber geführt und im Zuchthause abgeliefert worden. Der Direktor von Jersowich war in der Kanzlei zugegen, wohin

man den Ankömmling geführt hatte, und er empfing denselben mit den Worten:

„Nun Michailowitsch, welch' eine Verwandlung ist mit Dir vorgegangen, seit wir uns zum letzten Male sahen! Ja, ja, Hochmuth kommt vor dem Fall! Indeß, hier ist der Ort, wo jeglicher Hochmuth zum Falle kommt und wir wollen dahin wirken, Dir den Deinigen um Gotteswillen auszutreiben, denn der Herr will zwar nicht den Tod des Sünders, doch wohl seine Bestrafung. Zu dieser gab Er uns die Mittel in die Hand und wir wollen sie zur Ehre des Herrn gebrauchen!"

Der Unglückliche stand mit gesenktem Haupte und die vollen, dunklen Locken fielen über sein todtenstarres Gesicht; es war zweifelhaft, ob er die höhnische Ansprache gehört hatte oder nicht. Der Hausvater Moller, ein derber, doch gutmüthiger Mann, legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Na, nimm Dich zusammen, mein Junge," sagte er. „Was man sich eingebrockt hat, muß man auch den Muth haben auszuessen. Was nützt das Verzweifeln! Getragen muß es doch sein!"

„Man bringe den Hausanzug für den Sträfling!" rief der Direktor in diese gutmüthigen Worte mit schneidendem Tone hinein. „Und wo ist der Oberinspektor Curt von Norrmann? Warum entzieht er sich seiner Pflicht, hier zugegen zu sein? Man hole ihn!"

Bei der Nennung des Oberinspektors ging ein krampfhaftes Zucken durch Michael's ganzen Körper und ein teuflisches Grinsen der Freude zeigte sich in den schlaffen Zügen Jersowich's. Der Sträflingsanzug, aus grauer Jacke und Beinkleid bestehend, wurde gebracht und der Direktor rief dem Gefangenen zu:

„Nun entkleide Dich Deiner Hoheit! In dem Anzuge wirst Du wohl keine Eroberungen machen. Na, wird's bald? Ei, man wird ihm wohl auf fühlbare Weise Gehorsam beibringen müssen. Als Fürst hat er nur befehlen, nicht gehorchen gelernt; doch wenn er nur erst einmal hier den Stock des Profoßen geschmeckt hat, wird's schon besser gehen mit der Folgsamkeit!"

Bei diesen Worten zitterte der Arme wie Espenlaub an allen Gliedern.

„O nein, nein, Herr!" stammelte er. „Ich bitte! Ich will ja —"

Eben trat der Oberinspektor vor, der schon bei den Worten des Direktors eingetreten war. Als Michael ihn erblickte, sank er ohnmächtig nieder. Der Direktor fuhr den sehr bleich aussehenden Norrmann heftig an.

„Warum sind Sie nicht hier, wie es Ihre Funktion ist? Ist Ihnen wohl zu schmerzlich, Ihren Ex-Cousin zu begrüßen?"

„Herr, ich verbitte mir alle Persönlichkeiten!" sagte Curt mit eisiger Ruhe und einer Stimme von Erz. „Sie haben ein Recht, mir mein Ausbleiben zu verweisen, doch meine Empfindungen kümmern Sie nicht."

„Wohl kümmern sie mich," entgegnete Jersowich zornig, „wenn ich mich deshalb mit dem widerspenstigen Kerl befassen muß. Sehen Sie doch 'mal, ob er Ihnen besser gehorcht als mir; ich konnte ihn nicht zum Umkleiden bewegen."

Unterdessen hatten der anwesende Inspektor und der Hausvater den Ohnmächtigen wieder zum Bewußtsein gebracht. Norrmann trat zu ihm.

„Kleide Dich um, Michailowitsch!" sagte er mit gebietendem, doch nicht hartem Ton.

„Ja, Herr!" entgegnete dieser und seine Stimme klang so weich und schmeichelnd, daß sogar die beiden rauhen Männer eine Rührung überkam. Sie halfen ihm, der mit seinen zitternden Händen wenig thun konnte.

„Nun ja, er braucht noch immer Kammerdiener!" lachte der Direktor höhnisch. „Na, Hausvater, Sie können ihn nur alle Morgen anziehen, den feinen Herrn!"

„Wird's schon lernen!" meinte dieser gutmüthig. „Ist nur noch so voll Schreck und Angst. Wird wohl ruhiger und gefaßter werden."

„Werd' ich mir auch ausbitten müssen. Wiedener, bringen Sie ihn hinüber nach dem Arbeitssaal, daß er heut noch die Arbeit lernt und morgen früh gleich daran gehen kann."

Als er fortgehen sollte, verbeugte sich Michael.

„Die Verbeugungen kannst Du Dir ersparen," sagte Jersowich verächtlich. „Wir sind hier nicht im Salon, sondern im Zuchthause und Du bist hier ein Geschöpf, das sich durch Nichts bemerkbar machen darf, selbst nicht durch Höflichkeit."

Der Inspektor entfernte sich mit dem Gefangenen. Draußen lehnte sich dieser an die Wand.

„O Herr Inspektor," bat er, „ich kann nicht weiter! Haben Sie einen Augenblick Geduld mit mir!"

„Ja, Michailowitsch, aber fasse Muth! Es hilft doch nun einmal nichts!"

Indem kam auch Moller heraus. „Junge, Junge, nimm Dich zusammen!" sprach er mit rauher Gemüthlichkeit; „Du siehst, wo er hinaus will, der —, gönn' ihm doch nicht diesen Triumph und mache meinem armen Sohn den Schmerz nicht!"

„Würde er Schmerzen darüber empfinden?" fragte Michael.

„Welche Frage! Er, der mit einem Thiere Mitleid empfindet, er sollte nicht leiden, wenn Du — wenn Dir dergleichen geschähe!"

„Ich will gut sein, Väterchen," versicherte Michael schmeichelnd, „folgsam und muthig."

„Nun, das ist gut, dann wirst Du ihm Freude machen!"

Welch eine entsetzliche Pein nun auch für Michailowitsch darin lag, all den Anordnungen und Einrichtungen für die Sträflinge sich zu unterwerfen, that er es doch schweigend mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, so daß ihn schon am ersten Tage seine Mitgefangenen verhöhnten.

„Ah, Der will sich zum lieben Kind machen!" hieß es allgemein.

Wie schrecklich war es im Arbeitssaal, wo so Viele beschäftigt waren! Fast Allen stand das Verbrechen auf der Stirn geschrieben; und mit wie frechen Blicken sie ihn betrachteten! Doch er heftete seine ganze Aufmerksamkeit an die zu erlernende Arbeit, die er auch bald begriff, von der ihm aber nach den wenigen Stunden dieses Nachmittags die Hände schrecklich schmerzten. Um vier Uhr ging es nach dem Hofe, wo als letzte Mahlzeit des Tages Brod und Bier vertheilt wurde und wo Aller Blicke auf ihm hafteten.

„Das ist der Fürst!" hörte er sie mit höhnischem Lachen sagen. „Ein feiner Junge! Ein zierliches Herrchen!"

Wie peinlich war Das! Aber jetzt mußte er vortreten, um sein Brod und Bier in Empfang zu nehmen. Er that es und mit Schrecken blickte er auf das große Stück Schwarzbrod, das er in seinen zarten Händen hielt. Gleichsam Rath suchend, was er damit beginnen solle, sah er empor und fast hätte er das Bier verschüttet und das Brod zu Boden fallen lassen, denn vor ihm stand der Oberinspektor.

„Michailowitsch," sagte dieser, „wenn Du lieber eine Suppe magst, so gib das Bier zurück; Du kannst sie um 6 Uhr erhalten."

Ohne zu bedenken, daß er das Bier dem vertheilenden Unterbeamten geben müsse, reichte er in seiner Verwirrung das Gefäß schweigend dem Oberinspektor, der ihm dasselbe auch abnahm. Gleichzeitig hörte er die anderen Gefangenen lachen:

„Der macht's gut! Dummer Teufel!" hieß es von allen Seiten. Und ein junger, blonder Mensch, im Arbeitssaale sein Nachbar, mit dem er schon bekannt war, flüsterte ihm zu: „Was thust Du? Das ist ja der Oberinsektor!"

„Lass' ihn nur, Fahrenwald," sagte dieser, der es gehört hatte, „er ist hier noch zu fremd."

„Verzeihung!" stammelte Michael. Norrmann winkte ihm begütigend und entfernte sich. Jener wandte sich um zu Fahrenwald.

„Befreie mich von dem Brode!" bat er.

„Wie, Du willst es fortgeben?" fragte der Andere erstaunt. „Weißt Du, daß wir heut nichts mehr als dies zu essen kriegen?"

„Ich weiß es; doch ich bekomme ja noch die Suppe. Nimm es mir doch ab!"

„Behalte wenigstens die Hälfte oder iß ein paar Bissen davon."

„Ich kann nicht, der Hals ist mir wie zugeschnürt!" Mit diesen Worten reichte Michael Jenem abermals das Brod.

Furchtbar war die Nacht. In dem großen Schlafsaale schon um 7 Uhr mit vielen seiner Unglücksgefährten eingeschlossen, war er nicht allein gezwungen, noch mehrere Stunden lang die entsetzlichen Dinge mit anzuhören, sondern auch die rohesten Neckereien zu ertragen. Sie verspotteten seine Niedergeschlagenheit, sein vornehmes Wesen und meinten höhnisch: sie könnten sich wohl denken, daß Se. Durchlaucht sich hier nicht gefielen, aber sie wollten ihm etwas Spaß vormachen, vielleicht würden Dieselben dadurch heiterer werden. Fahrenwald, der sich des Armen annahm, wurde verhöhnt, sie nahmen den Unglücklichen in ihre Mitte, rissen ihn mit sich im Kreise herum oder tanzten um ihn her. Da mischte sich Fahrenwald darein.

„Ihr Lumpenhunde," rief er, „Ihr seid so schlecht wie der Direktor!"

„Wie? was?" tobten sie. „Was sagt der Kerl?"

„Ja, das sage ich," schrie Fahrenwald ihnen entgegen. „Quält Ihr nicht mit derselben Lust, wie er, einen Unglücklichen? Uebt Ihr nicht dieselbe Hartherzigkeit, wie er, gegen die Bitten des Gequälten? Pfui, ich dachte, so schlecht könne nur ein Mucker sein!"

Alle waren still geworden. Nach einer Pause sagte einer von ihnen, der bei Allem der Anführer war und den sie Kendelbacher nannten, ein großer, furchtbar häßlicher, rothhaariger Kerl:

„Na, höre Du, wir sollten Dir eigentlich das Fell vollklopfen für Deinen schändlichen Vergleich, aber wir wollen Dir beweisen, daß wir nicht so schlecht sind, wie der verfluchte Jesuit, und wollen Deinen Fürsten zufrieden lassen, da der Einfaltspinsel doch keinen Spaß versteht. Geruhen also Euer Durchlaucht wohl zu ruhen!"

Hierüber brach der ganze Chor in ein schallendes Gelächter aus. In demselben Augenblicke aber wurde stark an die Thür geklopft und des Oberinspektors mächtige Stimme erscholl draußen: „Ruhe da drinnen!"

Alle schwiegen erschrocken und standen ein Weilchen regungslos, dann schlich ein Jeder zu seinem Lager. Kendelbacher brummte leise: „Den hat auch der Satan überall!"

Bald lagen Alle im tiefsten Schlaf. Nur Michael wachte mit seinem furchtbaren, zerstörenden Schmerz. Dieser ließ ihn die Härte seiner Strohmatratze und die Rauheit seiner groben wollenen Decke vergessen. Unter dieser rang er seine Hände wund, dann faltete er sie wieder und betete und flehte Gott an, ihn durch den Tod von seinen Qualen zu erlösen.

„Hab' ich denn so schwer gesündigt, um diese gräßliche Strafe zu verdienen?" jammerte er. — „Wie Viele leben in Sünden und in Verbrechen und Du strafst sie nicht so hart wie mich, der ich nur aus Liebe fehlte!"

Sein Schmerz, seine Sehnsucht nach Rosalinen war grenzenlos; der Gedanke, daß er auf ewig von ihr getrennt sei, wollte ihm das Herz brechen. „Ja, ja," seufzte er matt, „ich habe diese Strafe verdient, denn ich habe ja s i e eben so unglücklich gemacht, wie ich es bin! Rosaline, verzeih! verzeih!" Er fühlte seine Sinne sich verwirren und

sich hastig auf seinem Lager emporrichtend, flüsterte er: „Gott, schütze mich vor Wahnsinn!“

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Man sollte es kaum glauben, auf welche Schliche die Pariser Gauner verfallen. Dieser Tage bewunderte ein Fremder die sich täglich mehr entfaltenden Wunder der Weltausstellung, als plötzlich ein feingekleideter Herr mit den Händen sich ins Gesicht schlägt und sich gräulich geberdet, als empfinde er die heftigsten Schmerzen. Der Fremde tritt auf ihn zu und fragt ihn, was ihm denn fehle? „Ach, entgegnete ihm der Leidende, der Wind hat mir etwas ungelöschten Kalk ins Auge getrieben; ich bitte Sie, blasen Sie mir doch ins Auge.“ Der Fremde ist sofort bereit dazu und entspricht seinem Verlangen. Der Schmerz scheint gelindert und der Herr dankt verbindlichst, und geht von dannen. Erst nach geraumer Zeit merkt der Fremde, mit wem er es eigentlich zu thun gehabt. Der feine Herr hatte ihm Uhr und Portemonnaie stibitzt, während er sich ihm hülfreich erwies.

Während der Dauer der Weltausstellung ist der Sold der Pariser Garnison erhöht worden, indem die Lebensmittel bedeutend im Preise gestiegen sind.

Zu Paris macht ein junger Fremder durch seine Verschwendungen Aufsehen, worin er es allen Russen und Engländern zuvorthut. Man weiß, daß er in den letzten vierzehn Tagen 400,000 Franken im Spiele verloren und über 200,000 Franken an Damen der Demimonde verschenkte. Dabei ist er so großmüthig, daß er seinen Freunden, an denen es ihm nicht fehlt, schon über eine halbe Million vorgeschossen! Wie lange werden die fünf Millionen ausreichen?

Zu Lyon gibt es keine Menschen mehr, die stammeln. Ein Herr Chervin heilt die ärgsten Stammler, und ist edel genug, seine Methode Jeden zu lehren, der sich dafür interessirt.

Dieser Tage starb zu Paris ein Millionär, wie es wenige gibt. Baron Greffelhe, der 90 Jahre alt geworden, hat die Kleinigkeit von 120 Millionen hinterlassen. Kraft Testament hat er vier Millionen für ein Krankenhaus und zur Aufnahme alter Leute bestimmt; einer seiner Nichten vermachte er sechsmalhunderttausend Franken; einem alten Bedienten zwölftausend Franken und den Rest haben seine zwei Neffen unter sich zu theilen. Nicht genug damit, haben letztere von der französischen Bank die Anzeige erhalten, daß noch 22 Millionen Franken für Rechnung ihres Oheims in der Bank liegen, die er wohl vergessen zu haben scheint.

Der kleine Dampfer des Grafen Edm. Széchenyi, „Hableány,“ trat seine Wasserreise von Pesth nach Paris am vergangenen Samstag Morgens an. Es dürfte für das Publikum von Interesse sein, die Details einer solchen Wasserfahrt zu erfahren, denn bisher hat es noch Niemand unternommen, den Weg von Pesth nach Paris zu Schiffe zurückzulegen. „Hableány“ muß zu diesem Behufe die Donau bis Kelheim hinauffahren, was bei dem gegenwärtig hohen Wasserstand und der Winzigkeit des Dampfers keine leichte Arbeit ist. Bei Kelheim schwenkt sie nach Norden in die Altmühl und den 23½ Meilen langen Ludwigskanal ein, der sie durch 103 Schleußen hindurch und über 12 Brücken hinweg bis in den Main führt. Diesen betritt sie bei Bamberg und geht bei Mainz aus ihm in den Rhein über. Nachdem sie diesen bis Straßburg hinaufgedampft hat, läuft sie in den Marnerheinkanal ein, welcher sie 36 Meilen weit durch ein System von 4 Tunnels, 66 Schleußen, 3 großen Kanalbrücken, 159 Wasserleitungen, 100 Verbindungsbrücken und 44 Stationsbuchten bis in die Marne bei Vitry führt. Auf der Marne endlich fährt sie bis Charenton-Pont eine Meile von Paris, wo sie in die Seine übergeht. Auf dieser hält sie dann ihren Einzug in Paris.

Aus Oberfranken scheint folgender amtlich beglaubigter Vorfall der Erwähnung werth: Der untersetzt gebaute, fast jeder Witterung trotzende, 40 Jahre alte Bote von Zell bei Münchberg erkrankte jüngst in Folge einer Erkältung an Magenkatarrh. Um sich nun von dieser „Verschleimung“, wie er es nannte, zu kuriren, wandte derselbe folgende Methode an: erst trank er zur Erwärmung des Magens für 42 kr. Arrac, als dies nichts half, nahm er noch ein halbes Seidel Oel zu sich, und als auch dieses nichts fruchtete, trank er zur Reinigung des Magens ein Seidel Seifenwasser mit einem Zusatz von einem halben Seidel Silbersand; der Tod befreite ihn natürlich bald von seinem Leiden.

In Paris muß man sich sogar wohl hüten, selbst bei einem Namensfeste ein Glas zuviel zu trinken, wenn man keine Equipage zur Verfügung hat. Dies erfuhr jüngst ein Pariser Bürger. Er konnte sich kaum noch auf den Beinen halten und war froh auf dem Boulevard eine Bank zu finden, auf der er sich niedersetzte und einschlief. Gegen zwei Uhr Morgens erwachte er; es fror ihn, was nicht befremden wird, wenn man erfährt, daß er im Hemde dasaß. In seinem tiefen Schlafe hatte er nicht bemerkt, daß Diebe in buchstäblich ausgezogen und Kleider, Uhr und Portemonnaie mitgenommen. Stadtsergeanten, die ihm begegneten, waren mitleidig genug, ihn auf einen Wachtposten zu führen, wo man ihn mit den nothwendigsten Kleidern versah.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 32. Sonntag, den 21. April **1867.**

Im Zuchthause.

Erzählung aus der Wirklichkeit von W. Bauer.

(Fortsetzung.)

Michael suchte sich endlich zu sammeln; er gedachte des Versprechens, das er dem Hausvater gegeben, um Norrmanns willen gefaßt und muthig zu sein, und da trat die erhabene Erscheinung desselben deutlich vor seine Seele. Wie liebte er die große, herrliche Gestalt, diesen eisernen Charakter, dieses schöne und edle Herz! Was konnte er jetzt dem hohen Manne noch sein, um dessen Freundschaft er sich einst so innig beworben? Er ein Sträfling!

Da plötzlich öffnete sich geräuschlos die Thür und beim Lichte des durch die Fenster hereinscheinenden Mondes sah er Curt von Norrmann eintreten. Er hielt diese Erscheinnng für ein Phantom und dennoch streckte er seine Hände danach aus. Inzwischen trat Curt zu ihm.

„Ja, ich dachte mir das, Michael,“ sagte er leise; „ich sah Sie immer mit Ihren Schmerzen kämpfen und vermochte nicht zu schlafen!“

Michael ergriff Normanns Hand und drückte sie wieder und immer wieder an seine nun überströmenden Augen, an seine brennenden Lippen, an sein hochschlagendes Herz.

„Fassen Sie sich!“ ermahnte Curt liebevoll.

„O um Alles nennen Sie mich nicht „Sie“!“ bat Michael. „Erinnern Sie mich nicht, daß ich etwas Anderes war, als ein Zuchthaussträfling! Ich darf keine Erinnerungen haben, wenn ich meinen Verstand behalten soll!“

„Die werden Sie nicht verbannen,“ sagte Norrmann, „sie vergehen nur mit uns selber. Ich darf Sie vor den Andern nur „Du“ nennen, hier unterlasse ich es, um ihren Stolz aufrecht zu erhalten, um Sie zu erinnern, daß Sie ein Mensch mit Menschenrechten sind.“

„Ein Mensch, mit Menschenrechten, der jeden Augenblick vor dem Stock des Profoßen zittern muß!“ sprach Michael schmerzlich. „Nein, nein, ich will, ich kann nichts mehr sein, als Ihr Diener, Ihr Sclav', Herr. Darum nennen Sie mich „Du!“ Das „Sie“ macht mir Todesschmerzen!“

„Gut! es sei! ich kam hieher, um Dir Muth und Fassung zuzusprechen. Nimm Dich zusammen und sei stark Deinem Geschick gegenüber. Laß mich Dich nicht verzagen sehen!“

„Ich will Alles thun, daß Sie mit mir zufrieden sind. Ich will auch ruhiger werden und gefaßt, haben Sie nur noch Geduld mit mir; es ist ja noch Alles so furchtbar neu und entsetzlich!“

„Gewiß, Du Armer, will ich Geduld mit Dir haben,“ erwiderte Norrmann, seine Hand auf das Haupt des jungen Mannes legend. „Ich fühle ja, wie groß Deine Leiden sind. Erfülle streng Deine Pflichten hier, damit Dir Niemand etwas anhaben kann; vor Mißhandlung, von welcher Seite sie Dir auch drohe, will ich Dich schützen. Und nun laß mich mit der Beruhigung von hier gehen, daß Du nicht verzweifeln willst.“

„Ich verspreche es!“ sagte Michael. „O Herr, haben Sie tausendfältigen Dank, daß Sie Mitleid und Erbarmen mit mir haben! Nein, Gott hat mich doch nicht ganz verlassen, da Sie mir Ihre Theilnahme nicht entzogen, Sie, den ich so über Alles hochachte und liebe.“

„Michael, denke daran, daß die Gnade des Herrn unendlich und daß diese kurze Spanne Zeit nichts ist gegen die lange Ewigkeit, aus der unser Dasein besteht! Ich gehe! Versuche zu schlafen!“

Er ging. „Versuche zu schlafen,“ hatte er gesagt, und Michailowitsch schlief aus liebendem Gehorsam. —

Am andern Morgen beim Frühstückvertheilen war es die riesige Gestalt des Oberinspektors, die dem jüngsten Gefangenen als ein Stern des Glücks sogleich ins Auge fiel. Nur selten fehlte Norrmann bei der Vertheilung der Speisen und jedesmal versuchte er selber die Kost der Gefangenen, strengen Verweis ertheilend, wenn ihm dieselbe nicht geschmackhaft genug erschien. Da stand er auch heut. Es war kalt und die Inspektoren und Aufseher alle in Mäntel gehüllt, nur er allein im leichten Ueberrock, den er stets bis zur schwarzen Halsbinde hinauf zugeknöpft trug, das Haupt, sowie die Hände entblößt, das ächte Bild unerschütterlicher Manneskraft.

Als Michael an den Kessel trat, um seine Suppe in Empfang zu nehmen, kam Norrmann zu ihm heran.

„Michailowitsch,“ sprach er mit seiner kräftigen und volltönenden Stimme, daß es Alle vernahmen, „hat man Dir in dieser Nacht etwas zu Leide gethan?“

„Nein Herr!“

„Ich hörte das rohe Gelächter und Geschrei auf dem Gange,“ fuhr der Oberinspektor fort, „und meinte es gelte dem Ankömmling.“

„Es war nicht bös gemeint,“ entschuldigte Michael Jene. „Sie wollten mich nur erheitern.“

„Ich wollt' es auch keinem rathen ihm zu nahe zu treten!“ sprach Norrmann und sein Blick flog drohend wie ein Blitz über die Sträflinge. „Auch der Lärm in den Schlafsälen unterbleibt!“

Als die Gefangenen in das Haus zurückkehrten, drängte sich Fahrenwald an Michailowitsch.

„Höre,“ sagte er, „mir war sehr bange, Du würdest sie verklagen; dann hätten sie Dich in dieser Nacht halb todt geschlagen.“

„Wie sollt' ich! Sind sie nicht ohnehin unglücklich genug?“

„Hm, Die sind nicht unglücklich,“ sagte Fahrenwald; „die meisten von ihnen fühlen sich hier ganz wohl. Was fehlt ihnen hier? Sie haben im Winter, wo Tausende freier Arbeiter hungern und frieren, Dach und Fach, Kleidung und Nahrung. Viele, wenn sie frei werden, streben nur darnach, wieder hierher zu kommen. Freilich, der jetzige Direktor verleidet ihnen den Aufenthalt bedeutend, denn er ist ein grausamer Kerl und Executionen sind seine höchste Lust; aber so lange wir den Oberinspektor haben, ist das Zuchthaus noch immer ein ganz angenehmer Aufenthalt für sie. Er ist zwar sehr streng, aber unerschütterlich gerecht.“

Oben im Arbeitssaale sagte Kendelbacher zu Michailowitsch mit höhnischem Tone:

„Warum hat Dich denn der Oberinspektor nicht schon heute Nacht, als er Dich zu trösten kam, gefragt: „hat man Dir in dieser Nacht etwas zu leide gethan?“

Bei den letzten Worten ahmte er die Stimme Norrmann's nach.

„Ich weiß nicht, Kendelbacher!“ sagte Michael erröthend.

„Na dann will ich es Dir sagen! Er fragte darum erst heut früh, um uns zu drohen. Aber es schadet nichts; er ist zwar streng, aber gut und hat noch nie einen aushauen lassen, wie der — Hund es alle Augenblicke thut, denn Der hat weiter keine Freude, als Menschen „ „um Gottes willen“ “ zu quälen. Es war übrigens sehr klug von Dir, daß Du nicht petztest; das wäre Dir schlecht bekommen!“

„Willst Du nicht mein Brod essen?“ fragte Michailowitsch, ihm dasselbe hinhaltend.

„Na warum werd' ich denn das nicht wollen? Zu solchen Gefälligkeiten bin ich immer gern bereit!“ antwortete jener und ließ die große „Kule“ Brod, wie die Gefangenen das Deputat zu nennen pflegten, mit unglaublicher Schnelligkeit verschwinden. —

Nachmittags, ehe Brod und Bier vertheilt wurden, ging der Oberinspektor auf dem Gange vor den Arbeitssälen umher. Seine Unruhe trieb ihn immer hieher und doch hatte der starke Mann nicht den Muth in den einen Saal hinein zu treten und den armen Michael bei seiner harten Arbeit zu sehen. Jetzt aber trat gerade aus diesem Saale der Direktor heraus, von dem Aufseher, der hier arbeitenden Gefangenen gefolgt. Eine Angst um seinen Schützling überkam Norrmann; er hörte im Arbeitssaale lautes Lachen und so trat er schnell in denselben ein.

„Was gibt's“ fragte er in furchtbarem Tone und die Gefangenen, welche alle auf einem Punkte versammelt gewesen, eilten erschrocken an ihre Arbeit. Er sah, daß Michael der Mittelpunkt dieser Versammlung war, der mit in Thränen gebadetem Antlitz im Saale dastand. „Warum arbeitest Du nicht, Michailowitsch?“ fragte er ihn. —

Zitternd und schluchzend streckte ihm dieser seine von der Arbeit blutenden Hände entgegen.

„Hm!“ rief Norrmann schmerzlich, doch sich schnell fassend setzte er hinzu: „Die Arbeit muß heut noch gemacht sein!“

„Das hat ihm auch eben der Direktor gesagt,“ ergriff Kendelbacher lachend das Wort, „und daß es heut Abend noch Hiebe setze, wenn sie nicht gemacht sei. Darum weint er. Ich 'hab ihn schon getröstet und ihm gesagt, daß aller Anfang schwer ist; wenn aber sein Buckel erst 'mal so abgegerbt ist wie der unsrige, wird er um so'n paar lumpige Hiebe nicht mehr weinen!“

„Da Dir die Sache so lächerlich erscheint, so wirst Du jeden Tag die fehlende Arbeit des Michailowitsch noch zu der Deinigen machen!“ befahl der Oberinspektor.

„Aber—“

„Wie, Du wagst zu widersprechen?“ rief Norrmann in einem Tone, der diesen frechen Patron erbeben machte.

„J Gott bewahre, ich denke ja gar nicht dran!“ war die ängstliche Antwort. „Ich wollte nur sagen —“

„Was?“

„Daß man des Herrn Oberinspektors Befehle immer gerne erfüllt.“

„Hm, ich danke Dir für den Vorzug den Du mir gibst!“

„O bitte, hat gar nichts zu sagen!“ versetzte Kendelbacher mit einer so possirlichen Verbeugung, daß Norrmann sich abwenden mußte, um sein Lachen zu verbergen, und daß selbst über Michael's verweintes Gesicht ein Lächeln zuckte.

„Michael,“ wandte sich Norrmann an diesen, „laß Dich nach dem Brod und Bier von Fahrenwald zu dem Hausvater führen, die Mutter wird Dir etwas Franzbranntwein zur Heilung Deiner Hände geben.“

„Ja lieber Herr!“

Norrmann entfernte sich. Es läutete. Die Gefangenen gingen hinab.

„Ich sage Dir, Nähhammer,“ sagte Kendelbacher zu einem der Gefangenen; „hängen will ich mich lassen, wenn er verlangt, daß ich die Arbeit Sr. Durchlaucht umsonst mache. Sollst sehen,

ob er mir nicht dafür etwas zuschanzt. Natürlich durch die dritte Hand, denn er straft ja nur!"

„Ja" erwiderte Näbhammer, „mit der einen Hand straft er und mit der andern legt er viel mehr Pflaster auf, als Wunden vorhanden sind." —

Als Michailowitsch sein Brod und Bier empfangen, that er von dem letzteren hastig, wie im Fieberdurst, einen Zug, dann reichte er Beides Kendelbacher.

„Da," sagte er, „nimm, und sei mir nicht böse, daß Du meine Arbeit thun mußt!"

Hiernach ließ er sich von Fahrenwald in das Zimmer des Hausvaters führen.

Dies Zimmer war von einer sonderbaren Bauart. Sehr hoch und groß wie ein Saal, befanden sich zwei mäßig große Fenster ganz oben unter der Decke. An diesen Fenstern hin, welche nach außen Blumenbretter hatten, die aber jetzt im Winter leer und statt dessen nach Innen mit Blumen und Vogelhäusern besetzt waren, unter diesen Fenstern hin lief quer über das Zimmer eine auf Pfeilern ruhende breite Gallerie, fast so groß wie ein Zimmer. Dort standen die Nähtische der Töchter Johanna und Antonie sowie der Arbeitstisch und das Bett des Sohnes Gustav. Auch das Steckenpferd des vierjährigen Johannes, eine Flinte, Peitsche u. s. w. lagen umher, denn obwohl er eigentlich unten im Zimmer spielen sollte, hielt sich doch der Knabe gern dort oben bei den viel älteren Geschwistern auf. Unter dieser Gallerie, zu welcher von der Stube aus eine Treppe hinauf führte, war gleichsam das Schlafzimmer der Eltern, denn dort standen die Betten derselben, sowie das des kleinen Hans. Ein grüner Vorhang schloß diesen Raum von dem übrigen Gemach ab, das noch groß und weit genug für eine Menge von Möbeln, als Sopha, großer Ausziehtisch, Commode, ein riesiges Kleiderspind u. s. w. war, worin sich aber ein stetes Dämmerlicht befand. Freundlicher war die sogenannte „gute Stube," ein helles mit altmodischer Malerei und einem großartigen Kamin verziertes Zimmer. Hier befanden sich die besten Möbeln, die Familienbilder und das Schreibpult des Vaters. Außerdem bestand die Wohnung aus der Küche und der Schlafkammer für die Töchter.

Oben auf der Gallerie saß der Oberinspektor neben Johanna, seiner Braut, deren Blicke mehr an dem theuren Manne als an ihrer Handarbeit hingen, obwohl dieselbe zu ihrer Ausstattung bestimmt war. Johanna war nicht schön aber sehr lieblich, ein Bild der Sanftmuth und Hingebung, der Wahrheit und Einfachheit. Ihr dunkelblondes Haar war glatt aus dem Gesichte gescheitelt und wand sich im Nacken zu einer großen Muschel zusammen. Ihr dunkeles Gewand war sehr kunstlos und ohne Verzierung, glatt an den schlanken, zierlichen Körper sich schmiegend; ein kleiner weißer Kragen bildete die einzige Ausschmückung ihrer Toilette. Und doch war sie so anmuthig, so reizend, daß man kaum das Auge von ihr abzuwenden vermochte. Johanna zählte siebzehn Jahre. Glänzender war die fünfzehnjährige Antonie, mit schönem kastanienbraunem Haar und Augen, regelmäßig hübschen Zügen und lebhaftem blendendem Teint. Ihr Anzug war auch keineswegs so einfach als der der Schwester, ihr Haar künstlicher frisirt. Auch sie war oben auf der Gallerie mit einer Handarbeit beschäftigt, Gustav, ein Knabe von dreizehn Jahren machte eben dort seine Schularbeiten und Johannes ritt auf dem Knie des Oberinspectors. Die Mutter bereitete in der Küche den Kaffe und der Vater war im Vorderzimmer mit Schreiben beschäftigt.

Fahrenwald klopfte an die Thür des Wohnzimmers und öffnete dann dieselbe.

„Herr Oberinspektor," rief er, „hier ist Michailowitsch, wie Sie befohlen haben." Damit schob er diesen hinein, schloß wieder die Thür und ging.

„Komm herauf Michael!" sagte Norrmann. „Ich diene meinem Schwager als Gaul und da kann ich nicht abkommen. Tony gieb doch Michailowitsch den Franzbranntwein zum Waschen seiner Hände."

Michael kam; sein Antlitz wechselte oft die Farbe, er sah Niemand an. Antonie brachte die Flasche mit dem Franzbranntwein und einen Napf, über welchem jener die Hände waschen sollte; doch einige Schritte von ihm blieb sie wie angewurzelt stehen, so überraschte sie die wunderbare Schönheit des jungen Mannes.

„Nun, wasche Deine Hände!" sprach Curt, und theilnehmend fragte er ihn: „schmerzen sie noch sehr? —

„Nicht wenn ich bei Ihnen bin, lieber Herr!" antwortete der Gefangene in leisem und weichem Tone.

„Nun so komm näher, ich muß Dir doch meine liebe Hanna zeigen!"

Inzwischen hatte sich Antonie wieder gefaßt; sie setzte die Flasche und den Napf auf den Tisch, wo Gustav arbeitete.

„Nun kommen Sie," sagte sie freundlich einladend.

Als er sich wieder vor ihr und dem Bruder, wie vorher gegen Alle, mit dem feinsten graziösesten Anstande verbeugte und seinen Dank in den gewähltesten, obwohl kurzen Worten aussprach, erstaunten Alle, einen Zuchthausgefangenen vor sich zu sehen. In jeder seiner Mienen und Bewegungen lag Adel und Anstand. Er war noch immer der Fürst und die graue Züchtlingjacke that diesem Eindruck keinen Abbruch.

„Nun sieh, da ist meine Hanna!" sagte Curt, als Michael herangetreten war. „Gieb ihm die Hand, mein Lieb'." Sie that es; Michael drückte dieselbe an seine Lippen; aber er zitterte und schwankte, denn er gedachte des Abends, als Norrmann bei der Majorin diese Verlobung erklärte,

er gedachte des eigenen zerstörten Glücks und der theuren Rosaline. Die Kraft verließ ihn. Der Oberinspektor zog einen Stuhl heran und Michael auf denselben nieder.

„Fassen Sie sich, armer Unglücklicher!" redete Johanna ihn liebevoll an. „Norrmann ist ja so gut," setzte sie hinzu, indem sie sich zärtlich an diesen schmiegte; „er will Alles thun, um Ihnen Ihr schweres Loos zu erleichtern. Was aber dann noch zu ertragen bleibt, und es ist wahrlich immer noch genug, tragen sie mit Kraft und Ergebenheit und murrren Sie nicht wider den Rathschluß Gottes."

O Dank! Dank für diese Sprache eines reinen Wesens zu einem Verbrecher.«

»Eines Menschen zum Menschen!« sagte Johanna. »So betrachten Sie sich unter uns. Niemand verdammt Sie hier, niemand wirft den Stein auf Sie, Niemand hält Sie für einen Verbrecher.«

»O Gott, wie soll ich Ihnen danken für diesen Trost!« rief Michael freudig erschüttert.

»Durch Fassung, Muth, Ergebenheit, Michailowitsch.«

»Ich will! Ich will!« stammelte er. Da rief die Mutter: »Na kommt herunter von Eurem Thron, hier ist der Kaffee! Bleiben auch Sie!« setzte sie hinzu, als der Gefangene sich entfernen wollte, und »trinken eine Tasse mit uns.«

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Seltsamer Fund. Ein Victualienhändler in Wien fand in einem Salzblocke, welchen er versägte, eine militärische Lagermütze, die stark versengt war, so daß die Farbe des Tuches nur noch schwach zu erkennen war. Als der Händler die Mütze näher untersuchte, fand sich unter dem Futter der letzteren ein kleines Geldtäschchen, das zwei italienische Ducaten und fünf Stück italienischer Kupfermünzen enthielt. Nach der Form der Mütze mußte dieselbe einem Soldaten eines kgl. italienischen Artillerie-Regimentes angehört haben, und sie dürfte beim Gießen der Salzblöcke, wahrscheinlich durch einen Urlauber, der bei der Arbeit beschäftigt gewesen, in die Gußform gerathen sein. —

Die homburger Spielhölle hat sich dieser Tage eine Beute aus den höheren Gesellschaftskreisen geholt. Herr L., ein bremer Kaufmann, der sich in der Havannah ein kolossales Vermögen erworben, mit seiner Frau, einer Creolin, sich hier seit zehn Jahren niedergelassen und ein glänzendes Haus gemacht hatte, war vor einiger Zeit zu allgemeiner Befremdung nach Homburg gezogen und ein Habitué des grünen Tisches geworden. Da man ihn indeß nach Millionen schätzte, so nahm man an den großen Summen, die er dort verlor, wenig Anstoß, bis vorige Woche die Katastrophe ausbrach und der Millionär mit Hinterlassung ansehnlicher Schulden bei Nacht und Nebel das Weite suchte. Die Frau und eine zahlreiche Familie sind die beklagenswerthen Opfer des Leichtsinnes. Das Spiel ist übrigens allerwärts wieder in flottem Gange, in Wiesbaden sind seit dem 1. April drei Tische in Thätigkeit und selbst Nauheim hat sein Publikum. Am 1. Mai öffnen Ems und Baden. Wann wird endlich deutscher Boden rein von solchem Schandfleck werden?

Eine ergötzliche Episode erzählen Pariser Blätter bei Gelegenheit der Eröffnung der Ausstellung. Der Gesandte Siams hatte sich beim Herannahen des kaiserlichen Paares platt auf die Erde gelegt und verlangte absolut, daß der Kaiser und die Kaiserin über seinen Rücken hinwegschreiten sollten. Da dies jedoch nicht geschah, so kam das ganze kaiserliche Train zum Stillstand und man mußte dem siamesischen Kriecher verständlich machen, daß die Majestäten nicht geneigt seien, sich über seine Person hinwegzusetzen. Als aber alles gütliche Zureden nichts half, ergriffen einige handfeste Beamten den edlen Mandarin, hoben ihn in die Luft und stellten ihn wieder sanft auf seine Beine nieder. —

Kreuz- und Quer-Charade.

Das erste Wort.

Aus starkem Stoff bin ich gemacht,
Muß steten Kampf bestehen,
Mich nach des laun'schen Windes Macht
Als flinker Diener drehen.
Doch wenn mir erst die Sehnen schwellen,
Besieg' ich leicht die Kraft der Wellen.

Das zweite Wort.

Kein Unberuf'ner darf mich tragen,
Ich werde mit dem Amt verlieh'n,
Doch wird bei hohen Feiertagen,
Der Würdenträger an mich zieh'n.
Ich darf dem Priester nimmer fehlen,
Spricht er als Hirt zu seinen Seelen.

Die erste Silbe des ersten Wortes und die zweite Silbe des zweiten Wortes.

Von dem, was ich einst galt und war,
Bin ich nicht mehr das Gleiche,
Die Blüthe meiner Macht gehört
Dem alten Römerreiche,
Doch tag' ich noch an manchem Ort,
Und sprech' ich, ist Gesetz mein Wort.

Die erste Silbe des zweiten Wortes und die zweite Silbe des ersten Wortes.

Es kann den kunstvoll schönen Bau
Ein Meister nur mir geben,
Und auch der Meisterhand bedarf's,
Mich wirksam zu beleben.
Doch bin durch sie erweckt ich worden,
So schwell ich auf zu mächtigen Accorden.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 33. Donnerstag, den 25. April **1867.**

Die heilige Allianz der Völker.

(Nach Beranger.)

Ich sah den Frieden jüngst hernieder steigen,
Er streute Blumen rings und lichtes Gold;
In allen Thälern schlief ein holdes Schweigen,
Wo eben noch des Krieges Sturm gegrollt.
„Erwacht!“ so klang's von seinem Göttermunde,
„Erwacht vom Ebro bis zur Wolga Strand!
„Schließt Eure Reih'n zum großen Völkerbunde,
„Reicht Euch die Bruderhand!“

Hellenen, Russen, Italiener, Briten,
Erwacht! es kommt die große Stunde nun!
Ihr, Söhne Deutschlands, habt genug gestritten,
Und Ihr, Franzosen, laßt die Schwerter ruh'n!
Ihr Alle blutet an derselben Wunde;
Zerbrecht die dumpfe Kette, die Euch bannt!
Schließt Eure Reih'n zum großen Völkerbunde,
Reicht Euch die Bruderhand!

Ihr saht so oft den Abendhimmel glänzen,
Gemalt von Eurer Hütte düst'rer Gluth —
Blind rast der Mord, und rings an Euren Grenzen
Ist keine Aehre rein von Menschenblut,
Des Wahnsinns Sclaven bis auf diese Stunde,
Trugt ihr Verwüstung in der Brüder Land!
Schließt Eure Reih'n zum großen Völkerbunde,
Reicht Euch die Bruderhand!

Was gilt das Volk im Schreckenskampf der Kronen?
Was gilt das Recht im Toben der Gewalt?
Verrath und Ehrsucht schlachten Millionen,
Und keine Männerlippe donnert Halt!
Ihr tauscht ein Joch, verkauft, wie feile Hunde,
Stumm mit den andern, ohne Widerstand!
Schließt Eure Reih'n zum großen Völkerbunde,
Reicht Euch die Bruderhand.

Ruhm jedem Edlen, der die Freiheitsfahne
Im Dienst des Friedens segensvoll erhebt!
Tod dem Erob'rer, der im Fieberwahne,
Was Gott geeinigt, zu zerreißen strebt!
Stürzt ihn hinab zum tiefsten Höllenschlunde,
Werft seine Burgen prasselnd in den Sand,
Schließt Eure Reih'n zum großen Völkerbunde,
Reicht Euch die Bruderhand!

Hold zu der Auferstehung Morgenfeier
Ertöne des Gesetzes Melodie!
Baut Eure Fluren bei dem Klang der Leier,
Fromm an der Hand der Liebe erntet sie.
Im Licht des Friedens heilt die letzte Wunde,
Zum Himmel wird der Erde stilles Land.
Schließt Eure Reih'n im großen Völkerbunde,
Reicht Euch die Bruderhand. (N. A.)

Im Zuchthause.

Erzählung aus der Wirklichkeit von W. Wauer.

(Fortsetzung.)

Unschlüssig, ängstlich sah Michailowitsch den Oberinspektor an.

„Nun Michael,“ sagte dieser lächelnd, „Du wirst doch die Mutter Dir nicht zur Feindin machen? Arbeiten kannst Du nicht, also bleib hier.“

Auch der Vater kam jetzt herein und begrüßte in seiner derb gutmüthigen Art den Gast.

„Komm, mein Junge, setze Dich hier an meine Seite. Mutter, schenk ihm ein, und da steht der Korb mit dem Zwieback, Michailowitsch; halte Dich 'ran, sonst läßt Dir die junge Braut nicht viel zukommen.“

Schon beim Kaffee erwarb sich Dieser das Herz des kleinen Johannes. Alle beobachteten ihn, wie er mit dem Knaben sich so kindlich beschäftigte, doch ließ dies Niemand merken, um ihn nicht zu stören, denn es ging ihnen mit ihm wie mit einem Nachtwandler, den man zu wecken sich hüten muß.

„Nun Michael,“ begann Curt endlich, „sprich ein wenig mit uns; sei nicht so stumm.“

Michael sprach jetzt hin und wieder ein Wort mit und machte sich inzwischen Allen nützlich. Dem Vater zündete er die Pfeife an, für die Mutter nahm er die Tassen zusammen und reichte sie wieder herum, für Curt liniirte er mehrere Seiten in einem Rechnungsbuche; trotz seiner wunden Finger zeichnete er Johanna in einige Taschentücher ihre Namenschiffre, hielt Antonien die Baumwolle zum Stricken und machte einige Schulbücher für Gustav. Alles geschah still und leise, in einer so sicheren, eleganten und eigenthümlich einschmeichelnden Weise, daß Niemand diese kleinen Dienstleistungen hätte ablehnen können. Noch ehe die Feierabendglocke erscholl, hatte er sich zum Liebling der ganzen Familie gemacht.

Während man plaudernd dasaß, klopfte es leise an die Thür und eine alte Gefangene trat herein. Sie mochte wohl zwei und siebzig Jahre alt sein, ging schon ganz gebeugt und ihr Haar sah schneeweiß unter der Kappe hervor, welche alle die weiblichen Gefangenen tragen. Ihr Gesicht zeigte das orientalische Gepräge, war blaß und leidend. Sie verbeugte sich zuerst tief vor dem Oberinspektor.

„Gott grüß' Dich, Mutter Jakobi!“ empfing sie dieser.

Dann begrüßte sie ebenso demüthig den Hausvater und dessen Frau.

„Was bringst Du, Alte?“ fragte Moller. „Gebt ihr doch einen Stuhl!“

Michael reichte ihr den seinigen und sein bittender Blick fragte den Oberinspektor, ob er ihr nicht auch seine Tasse Kaffee geben dürfe?“

„Nein, laß nur,“ sagte Dieser, das läßt sich die Mutter nicht nehmen.“

„Ich bringe die Strümpfe, die ich hab' gestrickt, Herr Hausvater!" begann die Alte. „Ich danke, schmucker, junger Herr!" setzte sie zu Michael gewandt hinzu. „Ja, ja, wenn man die Siebenzig erreicht hat und krank ist dazu, dann wird einem das Gehen und Stehen nicht mehr leicht."

„Wenn Du so krank bist, warum gehst Du dann nicht in's Lazareth?" fragte Curt. Dort hast Du ärztliche Hilfe und brauchst nicht zu arbeiten."

„Nicht zu arbeiten! Gnädigster Herr, das ist ja eben das Schlimme! Kann ich doch nicht leben ohne Arbeit. Auch bin ich nur krank, wenn mich antritt das Reißen in meinem alten Kopf; sonst hab' ich immer guten Appetit und weil es gibt im Lazareth nur halbe Portionen, so hungert mich da gar zu sehr."

Die Mutter gab ihr Kaffee und Zwiebach; die Alte wollte ihr die Hände küssen, die jene jedoch zurückzog.

„Wollt' ich doch gern entbehren den Arzt," fuhr die Gefangene fort, „wenn ich nur könnt' haben ein weiches Kissen unter dem Kopf. Ist es doch gar zu empfindlich, bei so schrecklichem Schmerz zu liegen auf dem harten Stroh! Zwar hab' ich gesammelt seit Jahren jedes Federchen auf den Höfen und doch ist es erst ein ganz kleines Beutelchen voll. Werd' ich wohl sterben müssen, ohne noch einmal weich zu betten meinen alten Kopf!"

Ueber Michael's Wangen rannen zwei helle Thränen bei der Klage dieser alten Jüdin.

„Wir wollen ihr ein Kissen geben, Mutter," fragte Norrmann.

„Nein," entgegnete Diese, „es soll nicht sein. Denkst Du denn, daß ich es sonst nicht längst gethan hätte? Ich fragte die Direktorin um Erlaubniß, sie schlug es mir entschieden ab. „„Denn,"" sagte sie, „„man darf es um des ewigen Wohles willen der Sünderin selbst nicht thun. Je mehr sie hier leidet, um so weniger wird sie es dort müssen. Ich thue fast schon zuviel, wenn ich gestatte, daß sie die gesammelten Federn behalten darf. Kann sie sich ein Kissen sammeln, so soll es ihr nicht genommen werden und ich will Gott bitten, daß er mir diese Weichheit meines Herzens nicht anrechne!"" „Dieses Versprechen," setzte die Mutter unwillig hinzu, „war Alles, was ich von der hartherzigen Frau erlangen konnte."

„Daß Dich der Donner über so ein Weib!" rief Meller empört. Der Oberinspektor biß sich auf die Lippen. „Du siehst, Du mußt Dich fügen," sagte er zu der Gefangenen.

„Wohl werd' ich mich fügen, gnädigster Herr," erwiderte die Alte weinend, „aber sagen Sie mir, Sie sind ja so gut und kennen den großen Jehova gewiß besser, als die Frau Direktorin. Sagen Sie mir, glauben Sie, daß meine Strafe jenseits noch sehr groß sein wird? Ach Jehova, hab' ich nicht hier schon gelitten furchtbar? Hat man hingerichtet meinen lieben Mann und meinen Bruder, hat mich gerissen von meinen Kindern, die ich nie habe wieder gesehen, mich blutig gepeitscht und dann Zeitlebens in's Zuchthaus gesperrt, wo ich nun schon dreiundvierzig Jahre bin. Und war doch nur ein schlechter, hartherziger Mensch, unser Peiniger, der uns wollte verderben, welchen umgebracht haben mein Mann und mein Bruder und wobei ich wachte an der Thür, daß sie niemand überrasche bei der That. Hatt' ich sie doch fußfällig gebeten, sie nicht zu vollbringen, doch als sie unerbitterlich waren, wollt' ich sie mindestens schützen vor Entdeckung. O sagen Sie mir: ist Jehova so unerbittlich wie die Menschen und können ihn meine Leiden und meine Reue nicht versöhnen?"

„Gewiß, gewiß sie werden ihn versöhnen!" erwiderte Norrmann mit so fester Ueberzeugung im Tone, daß sich dieselbe allen Anwesenden mittheilte. „Gott ist so groß, so barmherzig, es gibt keine Schuld, welche die Reue nicht sühnt. Tragt doch nur mit Geduld die weltliche Strafe und lasset sich Eure Seele aufrichten an dem Gedanken, daß Gott unendlich milder ist und gnädiger als die Menschen."

Michael eilte zu ihm und sank neben ihm auf die Knie; die alte Jüdin aber küßte unter Thränen seine gewaltige Hand.

„Haben Sie gesenkt Trost in mein armes Herz!" sagte sie erleichtert. „Der Herr Jehova vergelt' es Ihnen! Er halte Seine Hand über das Weib Ihres Herzens und gebe Ihnen Segen in Ihren Kindern!"

„Mutter Jakobi," sagte Johanna, „soll ich den Onkel bitten, daß er für Sie um Begnadigung an den König schreibt? Der König ist ein milder Herr und begnadigt gern."

„So?" sprach die Alte, und schmerzlich lächelnd setzte sie hinzu: „Wie ich hieher kam, regierte sein Vater seliger erst ein Jahr und der Kronprinz war ein junges Bürschchen von neunzehn Jahren. Nun ist er ein alter Mann!"

„Sie antworten nicht auf meine Frage?" erinnerte sie Johanna freundlich. „Soll der Onkel für Sie bitten?"

„Nein, gutes Mamsellchen," entgegnete die Jüdin. „Was sollt' ich noch draußen? Alles ist mir da fremd, kenn' ich doch Niemand und kennt doch Niemand mich. Meine Kinder! Ob sie noch leben? Und wenn sie leben, können sie lieben die ihnen ganz unbekannte Mutter? Und wenn sie sind geworden rechtschaffne Leut', was Jehova geben mag, müssen sie nicht fürchten die entehrte Verbrecherin? Nein, nein, lassen Sie die Alte sterben, wo sie gelebt nun drei und vierzig Jahre." Unter vielen Knixen entfernte sie sich. Bald darauf läutete die Feierabendglocke und die Männer mußten hinab.

„Mein Michael soll hier bleiben!" schrie Johannes, sich an diesen festklammernd.

„Laß ihn los, Junge, das geht nicht!" schalt der Vater.

„Es muß gehn! Schwager Oberinspektor, lass' ihn hier!"

„Ich bring' ihn Dir wieder, lass' ihn nur jetzt!" sagte Curt. Der Knabe beruhigte sich und ließ Michailowitsch sich entfernen. Auf dem Wege wandte sich Norrmann zu dem Hausvater, indem er ihm eine Düte und eine kleine Flasche reichte. „Hier, Vater," sagte er, „geben Sie das dem Kendelbacher und thun Sie, als ob es von Ihnen käme. Es ist Schnupftabak und etwas Branntwein. Er arbeitet für Michailowitsch, und obwohl es eigentlich eine Strafe für seine Rohheit sein soll, möcht' ich ihm doch gern etwas dafür zu gut kommen lassen, schon um Michael's willen, dem er die Strafe sonst nachtragen könnte," setzte er hinzu, da der Vater ein Lächeln über die Güte des Schwiegersohnes nicht zu unterdrücken vermochte.

Nachdem die Gefangenen in die Schlafsäle eingezählt und die übrigen eingeschlossen waren, nahm der Oberinspektor seinen Schützling wieder mit hinauf, der sich innerlich nicht wenig darüber beunruhigte, was wohl der Direktor dazu sagen würde, wenn er es erführe; doch wagte er nicht, seine Befürchtung zu äußern. Wieder oben angekommen, fanden sie die Töchter beschäftigt, den Tisch zu decken, die Mutter war in der Küche und kochte Fische zum Abendessen. Die Knaben eilten Michailowitsch entgegen.

„Da ist er wieder!" riefen sie freudig.

Antonie nickte ihm freundlich und ein wenig erröthend zu. Er half gleich beim Ordnen des Tisches, unterhielt sich während dessen leise mit den beiden Knaben, half dem Vater in Schlafrock und Pantoffeln zu kommen, reichte dem Oberinspektor einen Stuhl, und eilte der Mutter und Johannen entgegen, um ihnen die Schüsseln mit den Speisen abzunehmen.

Bei Tisch sagte der Oberinspektor zu seiner Braut: „Höre, Kind, da übermorgen Sonntag ist, könntest Du morgen früh von dem Bauer Krüger einige Enten zum Sonntagsbraten kaufen, er hat sie mir schon mehrfach angeboten, ich vergaß es nur immer wieder."

„Wenn Du es wünschest," entgegnete Johanna, ihn erstaunt ansehend, da er sich sonst niemals um dergleichen bekümmerte.

„Die Jakobi kann sie rupfen," fuhr er fort; „das ist eine leichte Arbeit. Aber, liebe Mutter, stopfen Sie mir die Federn nicht in die Brautbetten! Ich liebe die Entenfedern nicht!"

Alle begriffen den Zweck dieses Entenkaufs. Johanna und Michael fühlten in ihren Herzen eine schwärmerische Liebe und Verehrung für diesen, durch den Edelmuth seines Charakters wahrhaft erhabenen Mann. Als daher die Erstere ihm wie bei jeder Mahlzeit auch jetzt auf einem Teller ein Glas frisches Wasser reichte, da er niemals ein anderes Getränk als dieses genoß, so that sie es zum Ausdrucke ihrer Empfindungen knieend. Er aber zog sie empor und ließ sie den frischen Trunk mit ihren Lippen versüßen, bevor er ihn zu sich nahm. Michael hatte ihm eben das Glas mit Bier, welches ihm Antonie eingegossen, überreichen wollen und fragte: „Trinken Sie kein Bier, lieber Herr?"

„Nein, Michael, eine Natur wie die meinige bedarf solcher Stärkungen nicht."

„So ist er überhaupt," sagte Gustav zu Michailowitsch. „Sie sollen nur in seine Wohnung kommen! Eine Pritsche von Bett, kein Sopha, kein Armstuhl, nichts als die nöthigsten und einfachsten Möbel. Kein Teppich, nicht der kleinste Luxusartikel. Er ist ein Puritaner vom Scheitel bis zur Sohle."

„Mein Sohn," belehrte ihn Curt, „merke Dir: der freieste Mensch ist, der die wenigsten Bedürfnisse hat. Diese machen uns abhängig und Abhängigkeit ist Unfreiheit."

„Und willst Du denn auch als Ehemann diese puritanische Strenge fortsetzen?" fragte Antonie spöttisch.

„Ich weiß es nicht, Tony," erwiderte Norrmann, „das wird von Hanna abhängen."

„Wenn ich Dich habe," sagte Johanna, mit leisem, zärtlichem Tone, „was könnte mir dann fehlen?"

„Du bist recht thöricht, Hannchen," rief Antonie, „jetzt konntest Du ihn zu einem gänzlichen Systemwechsel vermögen. Du verstehst Deine Vortheile nicht."

„Sag' mir, Antonie," wandte sich der Vater an diese mit fast strengem Tone, „würdest Du nicht ebenso wie Deine Schwester denken, wenn Du liebtest?"

„Wie kann ich das wissen, wenn ich noch nicht geliebt habe!" antwortete sie mit erkünstelter Leichtfertigkeit. „Vielleicht auch niemals lieben werde!"

„Antonie!" rief der Vater erzürnt. „Ich verbitte mir diesen Ton!"

Da sprang sie auf und fiel ihm um den Hals. „Seien Sie gut, Väterchen, seien Sie gut!" bat sie, seine bärtigen Wangen streichelnd. „Ich will's nicht mehr thun!"

„Nun, dann sei's drum, Schmeichelkatze!" versetzte der schnell wieder versöhnte Vater. „Merke Dir: ein Weib, das nicht lieben kann, ist das erbärmlichste Wesen der Schöpfung."

Um 10 Uhr geleitete der Oberinspektor den Gefangenen hinab zu dessen Schlafsaal und mit tiefer Bewegung dankte ihm dieser für all das genossene Gute dieses Tages.

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche.

Willst Du der Erde Seligkeit gewinnen, so öffne zum Geben die Hand, zum Nachgeben Dein Gemüth, zum Vergeben Dein Herz.

Verschiedenes.

Wie Einer das Gras wachsen hört. Während eines ziemlich langen Besuches, den ein französischer Naturforscher im Sommer 1847 in Hammerfest (im hohen Norden Norwegens gelegen) machte, bemerkte er eines Tages am Fuße der Felsriffe den kleinen, zarten Stiel der Mohnblume, die aus dem Boden hervorzusprießen begann und noch im Grunde des Mooses ruhte. Er zog seine Uhr, es war die Mittagsstunde. Um 1 Uhr maß der Stiel dieser Mohnblume 2 Centimeter, um 3 Uhr 7, um 5 Uhr fing die Knospe der Blume an, sich zu entfalten und deutliche Formen anzunehmen, um 11 Uhr blühte die Blume in voller Pracht auf und er befand sich gegenüber einer farbenreichen Mohnblume. Zwei Tage nachher sammelte er den reifen Samen dieser Pflanze ein, und am Ende der Woche löste er von dem Fuße des Felsriffes ihren abgestorbenen Stiel, der zu vertrocknen anfing. Dieser Same, nach Frankreich und in gutes Erdreich sorgfältig verpflanzt, hat sich dort nicht rascher entwickelt, als andere europäische Pflanzen. Acht Tage brauchte er, um aus der Erde hervorzukommen, vierzehn Tage, um sich zu entwickeln und fast ebensoviel, um seine Knospe zu zeigen und seine Blume zu vollenden. In einem Klima, das ihr nicht zurief: „Eile!" ließ sie sich gemächlich Zeit, wie ihre Schwestern um sie herum; anstatt in drei Tagen, wie sie es im norwegischen Lappland that, geboren zu werden, zu leben und zu sterben, brauchte sie dazu mindestens vier volle Monate in Paris.

In Rotterdam trug sich neulich ein tragi-komisches Ereigniß zu. Es sollte eine Versteigerung stattfinden, und zu dem Ende war ein Holzgerüst über dem Wasser aufgeführt. Gegen 100 Personen hatten darauf Platz genommen, als der Boden einstürzte; Mobilien, Käufer und Verkäufer stürzten in das Wasser. Viele Personen trugen Verletzungen davon; einer ertrank im Schlamme.

In einem Pariser Tabakladen waren in den letzten Tagen Diebstähle vorgekommen, die mit seltener Gewandheit ausgeführt wurden, und was das Seltsamste dabei, daß dieselben vor Mitternacht immer stattfanden, wo gerade viele Käufer sich einzufinden pflegen. Zweimal waren die Schachteln mit der Gesammteinnahme verschwunden, und darauf hin legte man eine Schlinge, in die der Dieb fallen mußte. Eine andere Schachtel wurde bloß mit Centimestücken hingestellt, an deren Untertheil eine irdene Pfeife mit einem Faden gebunden war, die bei geringster Berührung der Schachtel brechen mußte. Ein paar Tage darauf waren drei Käufer im Laden, als plötzlich die Pfeife in Stücke bricht; die Schachtel war zugleich vom Comptoir verschwunden. Der Verkäufer verschließt rasch seine Thür und redet seine Kunden also an: „Meine Herren, ich bin bestohlen und Einer von Ihnen ist der Dieb; Sie erlauben mir, daß ich nachsehe wer es ist." Wer hätte es geglaubt? Ein sehr elegant gekleideter junger Mann, ein täglicher Kunde des Hauses, hatte unter seinem weiten Ueberrocke Platz für die Schachtel gefunden; es ist ein Commis, der sich für die nächste Zeit der Havanna-Cigarren entwöhnen muß.

Die „Hess. Landesz." bringt folgende ihr „auf vertraulichem Wege mitgetheilte Anecdote, deren Wahrheit dahingestellt bleiben mag. Graf Bismarck erzählte — so berichtet das Blatt — im Verlaufe dieses Winters einer Persönlichkeit, die hier zu nennen uns untersagt, an der kgl. Tafel folgendes Factum." „Nach der Schlacht von Königgrätz bot mir der französische Gesandte seine Mitwirkung zum sofortigen Abschlusse des Friedens an, Preußen alle bis jetzt gemachten Eroberungen zusichernd. Frankreich verlangte zur Belohnung für den Beistand, den es uns hier anbot, den Besitz von Luxemburg, Rheinbayern, Rheinhessen und der Festung Mainz. Darauf fragte ich Moltke, wie viel Zeit er brauche, um mit der Armee vor Wien zu stehen? Moltke antwortete: 14 Tage. Siebzehn Tage zog ich darauf die Unterhandlungen mit dem französischen Gesandten in die Länge. Unterdessen war die Armee vor Wien angelangt und ich war in den Stand gesetzt, die freundschaftlichen Vermittlungen der Regierung des Kaisers Napoleon mit dem wärmsten Dank — ablehnen zu können."

Schutz den Vögeln. Die Zeitschrift der landwirthschaftlichen Vereine Hessens bringt einen Aufruf von Dr. Funk zum Schutze der Singvögel. Die Landwirthschaft hat in den letzten Jahren durch Insektenfraß unendlich gelitten und es stimmen alle Praktiker und Gelehrten überein, daß der Grund davon in der Abnahme der Vögel zu finden ist. Die hessische Regierung wird deshalb angegangen, ebenso wie die preußische, ein Verbot des Handels mit Singvögeln zu erlassen. Noch wirksamer und richtiger ist die Mahnung durch Belehrung über den Werth dieser nützlichen und lieblichen Thiere Aufklärung zu verbreiten.

Man sieht jetzt in Paris viele Türken, Tunesen und sonstiges „Volk", die mit ihren abgelebten Gesichtern und absonderlichen Costümen die Aufmerksamkeit des neugierigen Franzosen fesseln, sonst aber zur Belebung des bunten Völkergemisches, das Paris darbietet, viel beiträgt.

Auflösung der Kreuz- und Quer-Charade in Nr. 32:

Segel — Ornat — Senat — Orgel.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 34. Sonntag, den 28. April **1867.**

An was wir verarmen.

Unter diesem Titel enthält der „Volksfreund" von Basel folgenden trefflichen Artikel, in welchem er sagt: „Man hat berechnet, daß die 10,000 Kanonen und die 3,200,000 Flinten, welche im gegenwärtigen Augenblicke in Europa nach dem neuesten System umgewandelt oder neu angeschafft werden, mit Inbegriff der dazu gehörigen Ausrüstung, Munition rc. auf beiläufig eine halbe Millarde Franken zu stehen kommen. Eine halbe Millarde oder 500 Millionen für vervollkommnete Zerstörungsmittel. Man könnte mit dieser Summe, so haben wir einmal irgendwo gelesen, einen Kranz silberner Fünffrankenthaler beinahe rings um die ganze Erde ziehen. Doch könnte man noch viel Besseres damit thun. Man könnte 10,000 Schulhäuser damit bauen, man könnte 20 Millionen Kinder zehn Jahre lang unentgeldlich damit unterrichten, man könnte hunderttausend Kranke und Arbeitsunfähige 10 Jahre lang damit pflegen. Statt dessen wird man das Geld dazu benützen, um Tausende von Eltern ihrer Stützen zu berauben, um Tausende von Frauen zu Wittwen, Tausende von Kindern zu Waisen und Tausende von kräftigen jungen Männern zu arbeitsunfähigen, elenden Krüppeln zu machen. Am Ende der traurigen Geschichte ist dann irgend ein Land etwas größer geworden, irgend ein Fürst, ein Minister, ein General darf den Kopf etwas höher tragen als vorher; aber überall ringsumher wird auch das Elend und die Armuth, die Arbeitslosigkeit und der Mangel gewachsen sein. Selbst das siegende Volk muß heutzutage den äußern Glanz seines Fürsten nicht nur mit seinem Blute, sondern vorzüglich auch mit großem Elende erkaufen. Aber jene ungeheure Summe von 500 Millionen, welche Europa gegenwärtig an die Verbesserung seiner Bewaffnung wendet, und mit welcher man einen so bedeutenden Theil der Armuth Europa's verwischen, einen noch viel bedeutenderen verhüten könnte, ist noch eine wahre Kleinigkeit gegen die Geldmassen, welche der bewaffnete Friede Jahr für Jahr verschlingt. Diese halbe Millarde ist am Ende nur eine periodische Ausgabe, die zwar in einem oder zwei Jahren gemacht wird, die aber auf mehrere Jahre vertheilt werden kann, da sie nicht alle Jahre regelmäßig wiederkehrt. Zwar wiederholen sich die Bewaffnungsverbesserungen in immer kürzeren Zwischenräumen wieder, aber so häufig sie auch wiederkehren, so sind es doch immer außerordentliche Ausgaben und als solche eher zu ertragen und zu bestreiten. Die ordentlichen Ausgaben für das Militärwesen lasten nicht nur deshalb viel schwerer auf den Nationen, weil sie regelmäßig Jahr aus Jahr ein wiederkehren, sondern weil sie noch viel unendlich größer sind, ja noch viel größer, als wohl die meisten unserer Leser ahnen. Die Zahl der Soldaten beträgt dermalen in Europa (mit Inbegriff der Marine) nicht viel weniger als 4 Millionen, und diese 4 Millionen Soldaten kosten nicht weniger als jährlich 3 Milliarden Franken. — Rechnet man ferner, daß jeder dieser jungen, kräftigen Menschen durchschnittlich bei jährlich 300 Arbeitstagen Arbeit im Werthe von 2½ Frs. täglich produciren könnte, so gehen durch unser europäisches Soldatenwesen wieder jährlich 3 Milliarden verloren. Also 6 Milliarden Jahr per Jahr, 6000 Millionen Franken, mehr als 20 Franken auf den Kopf, mehr als 100 Fr. auf eine kleine Haushaltung von 5 Personen; ungerechnet die ungeraden halben Milliarden, welche hie und da eine Verbesserung unserer Bewaffnung, oder die Milliarden, welche gelegentlich ein Krieg verschlingt. An diesen Milliarden zahlen wir Alle unser redliches Theil, gleichviel, ob etwa dieses oder jenes Land etwas weniger für sein Militärwesen ausgibt als andere. — Wenn wir Getreide aus Ungarn oder Südrußland, Holz aus dem Badischen, oder Steinkohlen aus dem Preußischen, Wein aus Frankreich, oder Kinderspielwaaren aus Nürnberg beziehen; immer haften auf der Waare neben anderen Steuern auch diejenigen, welche das betreffende Land für das Militärwesen erhoben hat. Und wenn Millionen durch den Militärdienst in die Unmöglichkeit versetzt werden, unsere Producte einzutauschen, wenn andere Millionen in Folge der Steuern auf das Allernothwendigste beschränkt, unsere Producte nicht zu kaufen im Stande sind, so leidet auch hier wieder das friedliche Volk mit unter den Ausgaben der Militärstaaten. Aber nicht nur auf alle Länder, sondern auch auf alle Stände vertheilen sich die Militärausgaben. Man ist oft stolz oben und man hat eben so oft eine ganz unbegründete Freude unten, wenn man auf eine Steuer hinweisen kann, die ihrer äußern Erscheinung und ihrem Namen nach hauptsächlich die Reichen oder die Wohlhabenden zu treffen scheint. Aber der Name der Steuer bezeichnet nur Denjenigen, der die Steuer auslegt, nicht Denjenigen, der dieselbe zahlt. Der Wirth legt

die Gewerbesteuer aus, der Kapitalist die Vermögenssteuer, aber in Wirklichkeit zahlt jene der Gast und diese Derjenige, welcher Geld braucht. Und auf diese Weise geht es durch alle Steuern. Wo sie am seltensten ausgelegt, dafür aber am gewissesten und häufigsten bezahlt werden, das ist in den untersten Reihen des arbeitenden Volkes, das keine Gelegenheit mehr hat, die ausgelegte Steuer auf noch niedriger Stehende abzuladen. So zahlen wir Alle, reich und arm, Neutrale und Kriegführende, Militärstaaten und friedliche Länder unsern Antheil an den 6 Milliarden, welche jährlich in Europa dem Gotte des Krieges geopfert werden. Jede Familie von 5 Personen trägt indirect ihren Antheil von jährlich 100 Fr. um so gewisser bei, je tiefer die sociale Stufe ist, auf welcher sie steht, und je mehr sie es nöthig hätte, mehr zu verdienen und weniger zu brauchen. Wenn in Europa noch einige Jahre so fortgewirthschaftet wird, wie in letzter Zeit, so muß eine allgemeine Verarmung das Ende vom Liede sein.

Im Zuchthause.

Erzählung aus der Wirklichkeit von W. Wauer.

(Fortsetzung.)

3.

Am anderen Morgen während der Frühstücksvertheilung stand der Oberinspector in seinem Zimmer am Fenster und las in einem Schreiben der Regierung, das er soeben erhalten. Ein triumphirender Zug ging über sein schönes Gesicht. Er nickte zufrieden, aber diese Zufriedenheit hatte zugleich etwas Drohendes, und sein Antlitz, zwar immer streng und ernst, nahm einen erschreckenden Ausdruck an. Eben wollte er das Papier in sein Pult schließen, als die Thür hastig geöffnet wurde, und Kendelbacher hereintrat.

»Was heißt das? Was giebt's?" rief ihm streng der Oberinspector entgegen.

»Nichts weiter als daß der Director den armen Michailowitsch aushauen läßt, wenn Sie nicht schnell dabei sind!"

»Wie!« rief Norrmann und ward todtenbleich vor Zorn. »Kommt die Gelegenheit so schnell? Gott weiß, daß es nicht mein Wille war, sobald Gebrauch davon zu machen!"

Das Papier zu sich steckend, schritt er zur Thür hinaus, Kendelbacher folgte. Unterwegs fragte der Oberinspector nach dem Vorgefallenen.

„Na", erzählte der Sträfling, »beim Frühstückvertheilen trat der Director gerade zur Thür hinaus, als Michailowitsch am Kessel stand, um seine Suppe zu kriegen. Er schlug ihn von hintenher auf die Schulter und sagte höhnisch: »»wo waren denn Euer Durchlaucht gestern Nachmittag und Abends?«« Vor Schreck ließ der Dummkopf den Napf mit der Suppe fallen und nun behauptet der — Director: er hätte sie ihm aus Trotz vor die Füße geworfen, und befahl: ihm fünfundzwanzig aus dem FF zu geben. Vergebens baten der Inspector Wiedener und der Aufseher für ihn; und der Narr ist noch so dumm, sich Dem zu Füßen zu werfen und um Erbarmen zu bitten. Er müßte doch schon wissen, daß zu diesem Herzen nichts Anderes zu dringen vermag als ein guter Messerstoß.«

»Was war das?« rief Normann streng.

»Die Wahrheit, Herr!«

»Für die ich Dich hart strafen müßte, wenn Du mir nicht in diesem Augenblick einen Dienst erwiesen hättest.«

»I, thun Sie's auch, dadurch werden Sie mich aber doch nicht glauben machen, daß Sie mir in Ihrem Herzen nicht recht geben!«

Sie traten auf den Hof hinaus, wo der Profoß eben Michailowitsch fort führte und der Director folgte, um der Execution beizuwohnen.

»Hagen, bleiben Sie hier mit dem Gefangenen; ich muß zuvor mit dem Herrn Director reden!« rief Normann mit einer Donnerstimme über den Hof. Dieser wollte widersprechen und wagte es doch nicht; wie alle Tyrannen, war auch er feig; Norrmanns Stimme schüchterte ihn ein.

»Na, warten Sie!« sagte er mit einiger Verlegenheit zu dem Profoß. »Es mag was Wichtiges sein!« Ueber den Hof zurückkehrend, fragte er verdrießlich: »Was wollen Sie denn?«

Keines Wortes mächtig winkte Norrmann nur mit der zuckenden Hand nach der am Hausflur gelegenen Kanzlei. Dorthin gingen sie. Da die Gefangenen frühstückten, war das Zimmer noch leer. Norrmann zog das Schreiben der Regierung hervor.

»Dieses Schreiben,« sagte er jetzt mit kaltem Tone, »erhielt ich heute von der Regierung. Es war eigentlich an Sie gerichtet, da aber früher hier kein Director, sondern nur ein Oberinspector an der Spitze stand, so adressirte man das Schreiben aus Irrthum an diesen. Den Namen übersah ich in der Dunkelheit des Morgens und ward so von dem Inhalte des Briefes wider Willen in Kenntniß gesetzt.«

»Nun, und ist derselbe denn so wichtig, daß Sie mich mitten in meiner Function stören?« fragte der Director ärgerlich. »Hat er Bezug auf den Verurtheilten?«

»Hm, ja! Der Inhalt wird eine wesentliche Veränderung für ihn herbeiführen,« versetzte der Oberinspector mit so schneidendem Hohn, daß Jener erbleichte. »Es handelt sich um einen kleinen Rechenfehler von Ihrer Seite, etwa um tausend Thaler. Die Regierung weiß davon natürlich nichts, mir aber fiel derselbe auf, als ich Ihre, der Regierung eingesandte Jahresrechnung mit meinem Buche verglich.«

Der Director zitterte unter dem Blick aus Norrmanns schwarzem Auge. Er stotterte in höchster Angst und Verwirrung: »Ei! — Nicht möglich! — das will ich doch sogleich redressiren. —

Machen Sie — na, machen Sie nur keinen Lärm davon!«

»Gott behüte!« erwiderte Norrmann verächtlich. »Irren ist menschlich! Aber Sie werden hoffentlich einsehen, daß auch Sie sich irrten, als Sie Michailowitsch für trotzig hielten, und ihm die Strafe hiefür erlassen..

»Versteht sich! — Aber — geben Sie mir doch das Schreiben der Regierung.«

»Hier!« sagte Norrmann, es hinreichend, und da er sah, wie der Director sich durch den Besitz desselben erleichtert fühlte, setzte er hinzu: „Hab ich doch mein Buch und die Regierung Ihre Rechnung, wenn ein Vergleich nöthig werden sollte, was sehr leicht dadurch geschehen könnte, daß Michailowitsch noch einmal mit Prügeln bedroht wird. Auch wollte ich Sie um die Erlaubniß bitten, diesen Gefangenen nach meinem Belieben in meiner Wohnung beschäftigen zu dürfen, auch wenn es mir nöthig scheint, ihn Nachts bei mir zu behalten."

„Sogar Nachts! Das geht doch nicht an!" rief Jersowich.

„Es wird nur in höchst seltenen Fällen geschehen," entgegnete Norrmann ruhig. „Oder meinen Sie, daß es gesetzlicher wäre," fügte er mit erhobener Stimme hinzu, „wenn ich eine schöne Kindesmörderin scheinbar zur Strafe für ein Vergehen in eine einsame Kammer sperren ließe und sie zur Nacht dort besuchte?"

Wie elektrisirt sprang Jersowich von dem Stuhle, auf welchen er vorhin erschöpft gesunken. Sie sind rasend!" rief er erröthend und erblassend. „Wer könnte sich so etwas herausnehmen?"

„Wer? Nun, ich will das vorläufig noch nicht wissen; vielleicht kommt auch hiezu die Zeit. Wollen Sie mir also die Erlaubniß hinsichts Michailowitsch geben?"

„Meinetwegen! Man kann Ihnen ja nichts abschlagen."

„Ich danke Ihnen! Und jetzt kommen Sie, gestehen Sie, daß Sie sich geirrt und nehmen das Urtheil gegen den Armen zurück."

„Ich bitte Sie, erlassen Sie mir das!"

„Nein!"

„Haben Sie mich noch nicht genug gedemüthigt? Machen Sie mit Ihrem Schützling, was Sie wollen!"

Schweigend wandte ihm Norrmann den Rücken und ging hinaus. Draußen sagte er zu dem Profoß: „Sie können gehen, Hagen. Der Herr Director selbst findet jetzt Michailowitsch nicht strafbar. Folge mir, Michael."

Dieser gehorchte mechanisch und wie ein Träumender. Sein Antlitz war todtenbleich, die Augen stier und wirr. Große Schweißperlen rannen von seiner Stirn und seine Füße trugen ihn kaum. Mitten im Zimmer des Oberinspectors blieb er unbeweglich stehen, doch als dieser ihn sanft berührte, brach er plötzlich zusammen und sank zu Boden. Norrmann hob ihn empor und trug ihn in das anstoßende Gemach auf sein Bett. Michael war durchaus nicht ohnmächtig, ja nicht einmal geistesabwesend, nur gelähmt und erstarrt. Endlich brach er in ein leises, schmerzliches Wimmern aus. Curt setzte sich zu ihm, richtete ihn empor und sprach ihm Muth und Trost zu.

„Ach", jammerte Michael mit leiser, kaum hörbarer Stimme, „was ich in der ersten Nacht mit Entsetzen fürchtete, den Wahnsinn, jetzt erfleh' ich ihn! Wie das brennt, wie das nagt! Ich kann es nicht ertragen!"

„Sei muthig, Michael! Hast Du nicht mir, hast Du nicht Hanna versprochen, es zu sein?"

„Ich kann nicht! Lassen Sie mich diesem Leben ein Ende machen, es ist zu qualvoll!"

„Norrmann erhob sich und reichte ihm einen über dem Pult hängenden Dolch. „Thu' es!" sagte er kalt. „Ich verachte Dich, Unglücklicher!"

Da schrie Michael entsetzt auf, er sprang empor, schleuderte die Waffe weit fort und warf sich vor Norrmann nieder, mit beiden Armen seine Kniee umschlingend. „Erbarmen! Erbarmen!" jammerte er. „Verlassen nicht auch Sie mich! Um Gottes und meiner Leiden willen, zürnen Sie mir nicht!"

„Gut, Michael, so nimm Dich zusammen und sei ein Mann! Es war das Letztemal, daß man Dir so begegnete. Ich habe Dich befreit von der schweren Arbeit unter jenen rohen Menschen und von der Tyrannei des Directors; er wird Dir nichts mehr zu Leid thun, Du wirst fortan den Tag hindurch in meinem Zimmer arbeiten, und wenn Du mir dankbar dafür sein willst, so laß mich Dich gefaßt und muthig sehen. Jetzt steh' auf und laß uns an unser Tagewerk gehen."

Glühend drückte Michael seine Lippen auf die Hand des Oberinspectors.

Fahrenwald, der als dienender Geist in der Haushaltung des Hausvaters fungirte, brachte jetzt den Kaffee für den Oberinspector.

„Ich lasse die Mutter noch um eine Portion ersuchen," sagte Norrmann zu ihm.

Der Kaffee kam und Michael nahm die für ihn bestimmte Tasse an, die Milchbrode aber lehnte er ab. „Zwar nehmen möcht' ich sie gern, doch nicht essen," sagte er bittend.

„Und was willst Du sonst damit, fragte Norrmann.

„Der Mutter Jakobi möcht' ich sie geben. Sie sagte, sie habe immer guten Appetit und da der meinige so schlecht ist, so könnt' ich ihr mit meinem Ueberflusse helfen!"

„Wie Du willst!" Und sich zu Fahrenwald wendend, der den Staub von den Meubles wischte, sagte der Oberinspector: „Michailowitsch kommt nicht mehr in den Hof, um sich die Speisen zu holen, sie werden ihm, wie die der Kanzelisten gebracht."

(Fortsetzung folgt.)

Pudel und Papagei. Glaßbrenners „Montagszeitung" erzählt folgende allerliebste Geschichte: In Güstrow wohnt ein Thierfreund, der Rentier Müller, welcher einen prächtigen Papagei besitzt, schön gefiedert und sprachgelehrig sonder Gleichen. Außer diesem ist ihm noch eine Pudelhündin eigen, welche er, als er aus dem Patti-Concerte in Rostock, entzückt von der Kunstfertigkeit dieser italienischen Nachtigall, nach seiner Heimath zurückkehrte, den Namen „Signora Patti" beilegte. Signora Patti, die Pudelhündin, wuchs allmälig unter der Dressur des Rentiers zu einer Künstlerin heran. Es gibt kein Hundekunststück, das dem klugen Thiere zu schwer wäre. Der Papagei „Lori" hat sich bei den Lectionen als aufmerksamer Zuhörer gezeigt, und nicht allein das ganze Lexicon der Commandoworte, welche der Signora galten, im Kopfe, sondern auch geläufig auf der Zunge. Wenn der Rentier der Hündin gebot: „Signora, gah tom Bäcke!" (geh zum Bäcker), so wußte der Papagei die Worte deutlich nachzuschnarren. Fräulein Patti aber beeilte sich, auf den Befehl ihr Körbchen herbeizuholen. Sich vor dem Herrn hinsetzend, schaute sie ihn mit ihren klugen Augen an und scharrte mit der Pfote, welche Geste die Bedeutung hatte: „Gib Geld her!" Der Rentier legte ein paar Schillinge auf den Boden des Körbchens, Signora flog davon zum nachbarlichen Bäcker, und, bald zurückgekehrt, stellte sie das mit Zuckerkringeln gefüllte Körbchen zu den Füßen ihres Herrn und erwartete ihren Botenlohn, der ihr stets gespendet wurde. — Oft mußte Signora, der Abwechslung wegen, auch ohne Geld zum Bäcker. Der Rentier gab dann die einfache Ordre: „Up Pump", und die Hündin, wissend, daß der Nachbar das süße Gebäcke, wenn auch kein Münze im Korbe war, verabfolgte, führte den Befehl pünktlich aus. Der Papagei zog einen drolligen Nutzen aus diesen Dressur-Lectionen, seine dabei errungenen Sprachkenntnisse auf das Schlaueste verwerthend. War er mit dem Pudel allein und dieser im Begriff, sich bequem auf sein Lager auszustrecken, schnarrte Lori — als wolle er sich einen Spaß machen — befehlend: „Wiste rut!" Signora ließ dann die Ohren hängen und schlich gehorsam zur offenen Thür hinaus. Rasch aber ließ Papchen einen Pfiff ertönen — hatte er doch diese Commandos oft von seinem Herrn gehört — und Signora wedelte wieder erfreut zum Zimmer herein. — Doch nicht nur zur Kurzweil, auch für seinen Schnabel beutete der lose Vogel seine Sprachkenntnisse aus. Zu wiederholten Malen wollte die Wochenrechnung des nachbarlichen Bäckers mit der des Rentiers, der auch im Kleinen peinlichst Buch führte, nicht stimmen. Fräulein Patti, behauptete Jener, sei in der letzten Zeit ein Pumpgenie sonder Gleichen gewesen, und selbstverständlich auf Befehl ihres Herrn. Dieser aber, als er die Rechnung ausgeglichen, brummte für sich: „Mein Nachbar ist ein Gauner, er schreibt mit doppelter Kreide." Wie erstaunte jedoch der Rentier, und wie schnell verschwand sein Argwohn, als er durch die Thürspalte des Nebenzimmers folgende komische Scene belauschte. Lori saß eines Morgens auf seinem Bauer und rief in höherem Tone: „Signora!" Die Pudelhündin wedelte zu ihm heran und Papchen befahl weiter: „Gah tom Bäcke!" Hurtig haschte Patti ihr Körbchen von der gewohnten Stelle, setzte sich vor den buntgefiederten Commandeur und schaute, mit der Pfote kratzend, zu ihm hinauf, um sich Geld zu erbitten. „Up Pump!" lautete Lori's lakonischer Befehl und Signora stürmte zur offenen Thür hinaus. Bald kam sie zurück, setzte das kringelgefüllte Körbchen zu Füßen des Bauers und erwartete den gewöhnlichen Botenlohn. Lori aber machte die Harrende mit einem heisern: „Wiste rut!" flüchtig und sich selbst über die leckere Beute her.

Die Gesellschaft für die Errichtung von Arbeiterwohnungen in Mühlhausen hat bekanntlich den menschenfreundlichen Zweck, dem Arbeiter die Mittel zu einer eigenen und bequemen Wohnung nebst Hof und Gärtchen zu verschaffen. Die ausgezeichneten Ergebnisse, welche erzielt wurden, sind erwähnenswerth. Während der letzten zehn Jahre wurden 684 Häuser an Arbeiter verkauft, davon sind 112 vollständig verkauft, für die meisten übrigen aber sind nur noch kleine Summen im Rückstande. Jedes Haus kostet nebst Zubehör 2800 bis 3000 Fr. Die erste Zahlung beträgt 250 bis 300 Fr., darauf kommen Abschlagszahlungen von 18 bis 25 Fr. monatlich. Zwölf Jahre genügen zur vollständigen Zahlung. Das Beispiel der Mühlhauser Gesellschaft verdiente in allen Fabrikstädten nachgeahmt zu werden.

Der letzte Mohikaner. In Havre ist dieser Tage eine aus 28 Personen bestehende Reitertruppe angekommen, welche während der Ausstellung im Pariser Circus der Kaiserin Vorstellungen geben wird. Außer den Künstlern, oder vielmehr unter den Künstlern zählt diese Gesellschaft 20 Pferde, 2 Maulesel und 1 Büffel, die alle mehr oder weniger gelehrt sind. Das Kurioseste unter dem Personale sind ein Rothhaut-Indianer und seine Ehehälfte. Das „Journal du Havre" schreibt von demselben: „Dieser Indianer, wahrscheinlich der letzte Mohikaner, hat seinen Namen ins Fremdenbuch geschrieben, welcher, wenn wir recht gelesen haben, „Der Kaiman, welcher seine Nachkommen beweint", lautet. Am Abende nach ihrer Ankunft gingen „Der Kaiman, der seine Nachkommenschaft beweint" und seine Gattin „Hist o' Hist" ins Theater. Sie waren beide in ihrem Gala-Anzuge; der Indianer hatte die Brust von Waffen und Distinctionsabzeichen bedeckt, welche bezeigten, daß er in seiner Nation einen hohen Rang einnehme. Das Weib hatte eine Art Hütchen mit langen Federn auf dem Kopfe.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 35. Donnerstag, den 2. Mai **1867.**

Ein Mahnruf an Deutschland. *

Ein Pfingsttag war's. Die weißen Federwölklein,
Sie zogen langsam durch den blauen Raum,
Und summend flog das munt're Bienenvölklein
Um den Jasmin und um den Fliederbaum.
Und Abend ward's. Nur auf dem Haupt der Fichten
Und Pappeln lag noch goldner Sonnenstrahl. —
Ich merkt' es nicht. In Freiligrath's Gedichten
Las ich an jenem Tag zum ersten Mal!

Vom Nachmittag bis sich die Sonne senkte
Saß ich im Garten mit dem lieben Buch,
Und Bild auf Bild sich in die Seele drängte. —
Den Löwenritt, den Caravanenzug,
Die Erde an dem Schweife des Cometen,
Den Mohrenfürsten sah ich in dem Zelt. —
Die farbenreichen Bilder des Poeten,
Sie weckten in mir eine neue Welt! —

Das ist gescheh'n vor mehr als zwanzig Jahren.
Mir ist, als wär's erst gestern so gescheh'n!
Noch Bild um Bild seh' ich in lichten, klaren,
Gewalt'gen Zügen vor der Seele steh'n!
Das Kind ward Jüngling. — durch der Länder Weiten
Ging frisches Brausen wie ein Morgenwind,
Und seine Stimme lieh dem Geist der Zeiten
Der Mann vom Land des Herzogs Wittekind.

„Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!"
Voll war die Welt von dieses Dichters Ruhme!
Das war ein Lied wie lichter Wetterschein!
Das ließ der Jugend Herzen höher schlagen,
Das ließ der Männer Augen heller glüh'n!
Prophetisch klang in jenen düstern Tagen
Ein Wort von eines neuen Frühlings Blüh'n.

Und jener Lenz kam. Seine Blüthen sanken;
Es ward nicht reif der Freiheit edles Korn. —
Wer schwang das scharfe Schlachtschwert der Gedanken?
Wer sang das Lied vom grimmen Völkerzorn?
Wer sammelte der Unterdrückten Zähren?
Tribun des Volks — wer war es früh und spat?
Wer fluchte kühn den neuen Baalsaltären?
Westfalens Sprosse, unser Freiligrath! —

Ja, jener Dichter, der das Lied gesungen,
Das Lied: „O lieb', so lang Du lieben kannst!"
Im Kampf der Völker hat er mitgerungen,
Der Freiheit Banner hat er aufgepflanzt.
Da ward zum Blitz, nicht nur zum Wetterleuchten,
Ein jeder Ton aus seinem Saitenspiel! — — —
Der Menschenrechte Anwalt, der Gebeugten
Und Armen Freund — man trieb ihn in's Exil!

Verbannt, verbannt! — Der Eichendome Hallen
In Deutschland schmückt der Lenz mit grünem Blatt;
Dem Dichter singen nicht die Nachtigallen
Den Maienpsalm in fremder Riesenstadt!
Von Ruß geschwärzt der Bäume junge Triebe,
Von grauen Nebeln Tag für Tag umspannt,
So kommt sein Lenz. — Das ist der Lohn der Liebe
Zur Freiheit und zum deutschen Vaterland!

Für dich, du Volk, für euch, ihr deutschen Söhne,
Um eurer Freiheit willen trägt das Joch
Im Dienst Merkurs der Priester der Kamöne;
Mit grauen Haaren trägt's der Dichter noch!
Er, der am Volke nie zum Judas worden,
Deß' Herz entbrannte für der Brüder Noth,
Schafft, fern der Heimath, an der Themse Borden
Im Schweiß des Antlitz für sein täglich Brod!

Und Deutschland sieht's — Es läßt den Mann sich mühen,
Der Jahr um Jahr mit harter Sorge ringt.
Noch ließ das Herz wohl Liederblumen blühen —
Der Alltag bricht sie, eh' die Knospe springt! —
Mit Gold behängt man eitle Bühnendirnen,
Dem Virtuosen regnet Fest auf Fest. —
Das Schamroth, Männer, steig' auf eure Stirnen,
Wenn ihr den Dichter im Exil vergeßt! —

O Deutschland, Deutschland, ruf' zu dir zurücke
Den Sänger, der für dich die Harfe schlug!
Zum grauen Haupt' sprich: „Deine Erndte pflücke!
„Ruh' friedlich aus! Du schafftest nun genug!
„Auf deutscher Erde, frei von Sorgenlasten,
„Sollst Du den Lebensabend sonnig seh'n.
„Lang' trieb Dein Schiff mit sturmumtobten Masten,
„Nun soll es endlich in den Hafen geh'n!"

So sprich, mein Deutschland! Ja, so wirst du sprechen!
Noch hast den Dichter du zu lieben Zeit!
Laß in der Fremde nicht das Auge brechen
Des Sängers, der sich glühend dir geweiht!
Nicht kämpfen laß den Treuerproben länger!
Hab' nicht den Kranz nur für die Todtenbahr'!
Auf, Deutschland, auf! Ruf' heimwärts deinen Sänger
Und bring' des deutschen Volkes Dank ihm dar!

Emil Rittershaus.

---

* **Ferdinand Freiligrath**, der geniale deutsche Dichter, welcher seit mehr als 30 Jahren das deutsche Volk durch seine herrlichen Lieder erfreut, lebt verbannt auf fremder Erde, sein Haar ergraut in Sorgen des Familienvaters!

Um ihm die Anerkennung des Volkes darzubringen, beabsichtigen seine Verehrer in Deutschland und England, ein Kapital zu sammeln, welches dem Dichter die Möglichkeit gewähren soll, der Muse in seiner originellen Begabung zu leben. Dank und Preis dem Dichter, welcher durch unsterbliche Lieder von frühester Jugend an das deutsche Volk, bildend und veredeld, für die Freiheit, für das Wahre, Gute und Erhabene begeisterte. Ein ächter Sohn des Teutoburger Waldes, ist er sich und dem Volke stets treu geblieben; seine Werke sind deutsche Werke, die zu den schönsten unverwelklichen Blättern im reichen Lorbeerkranze unserer Literatur gehören. — Zur Zeit der Aristokratie und des Despotismus fand der Künstler Zuflucht bei hohen Mäcenaten; heut zu Tage, wo Bildung und Aufklärung Gemeingut werden, findet er sie bei der Dankbarkeit der Völker. Mit welch' großartiger Freigebigkeit kam Frankreich seinem Lamartine entgegen, ohne Discussion votirte der gesetzgebende Körper dem Dichter eine Dotation von 400,000 Francs. Sollte das deutsche Volk in dieser Hinsicht zurückbleiben wollen?

In Barmen und Cöln haben die Freunde des deutschen Dichters Comité's gebildet, welche Beiträge zu einem Sammelfond entgegen nehmen, welcher dem verdienten Manne zu seinem Geburtstage im Sommer oder spätestens zu Weihnachten im Namen des deutschen Volkes übermacht werden soll. — In Barmen nimmt der Dichter vorstehenden „Mahnruf's", Herr Emil Rittershaus, und in Cöln der preußische Abgeordnete, Herr Classen-Kappelmann Beiträge entgegen,

worüber dieselben seiner Zeit in der „Gartenlaube" Quittung ertheilen.

Die Redaction des „Plauderstübchens" ist gerne erbötig die Uebermittelung auch der kleinsten Beiträge an diese Herren zu übernehmen.

Im Zuchthause.

Erzählung aus der Wirklichkeit von W. Wauer.

(Fortsetzung.)

Jetzt ging es an die Arbeit. Norrmann hatte bald Gelegenheit, sich seines neuen Secretairs zu freuen. Als Kaufmann, wozu dieser von seinem Vater gebildet worden, wußte er mit der Buchführung Bescheid, und die schwierigsten Berechnungen waren ihm Spielwerk. Als fein gebildeter Mann wußte er hinsichts der Correspondenzen nach allen Seiten hin Auskunft und handhabte dieses Fach mit einer Gewandtheit, welche den Oberinspector überraschte. Selbst sehr ungern schreibend, sah er, daß er an Michailowitsch auch einen ausgezeichneten Privatsecretair gewonnen. Am meisten freute ihn die Bemerkung, daß der Gefangene während der Arbeit ein ganz anderer Mensch zu werden schien. Sein Benehmen zeigte hier eine ruhige Sicherheit, im Gegensatz zu der ängstlichen Unterwürfigkeit anderer Stunden. Ja, er erlaubte sich sogar, freilich im bescheidensten, feinsten Ton, den Oberinspector über Manches zu belehren und anderer Meinung zu sein als Dieser. Der unglückliche Ausdruck seines Gesichts ging allmählig in eine sanfte Melancholie über.

„Sie sind ein wahrer Schatz für mich, Michailowitsch!" sagte Norrmann, ihm die Hand reichend.

Dieser drückte die dargereichte Hand an seine Brust.

„Wie glücklich würden mich diese Worte machen, wenn sie nicht das unglückliche „Sie" enthielten," erwiderte er traurig.

„Warum wollen Sie es nicht hören, Michael?" fragte Curt. „Ich darf es Ihnen freilich nur geben unter vier Augen oder im Familienkreise, weil ich als Beamter nicht abweichen darf von den Regeln des Hauses, aber als Mensch, als Mann von Bildung möchte ich Ihnen gerecht werden."

„Darf ich aufrichtig sprechen, lieber Herr?"

„Immer, Michael!"

„Was Sie in edelster Absicht thun, würde mir nur unsägliche Schmerzen bereiten. Müßte nicht der Wechsel von „Du" und „Sie" mir immer wieder mein trauriges Geschick vor die Seele führen, während das stete Du mich Ihnen näher bringt und —"

„Nun, und?"

„Und ich mein Herz mit dem Troste belügen kann, daß Sie es mir aus Liebe, nicht aus Verachtung geben!"

„Höre mich, junger Mann!" sprach der Oberinspector mit Würde. „Wer in einer Stellung lebt wie die meinige und nicht oberflächlich, abgestumpft oder böswillig ist, der lernt sehr bald die Menschen von ihrer Stellung zur Welt sondern. Glaube mir, Michael, ich fand in den geachtetsten Stellungen der Welt Menschen, deren Dasein allein schon mich empörte, während ich mit Staunen und Rührung selbst in dem schwersten Verbrecher oft noch die durch das weltliche Gesetz erst erstickten Keime des Guten vorfand. Wie wach, wie immer zum Strafen bereit ist dies Gesetz, wie wenig gilt ihm der Mensch mit seinen Gefühlen, wie wenig Rücksicht nimmt es auf die Versuchungen der Welt, wie leicht verfällt ihm der nicht immer Starke. Soll der von dem Gesetze Getroffene darum hier ein Verworfener sein? Haben nicht mindestens die, welche sich ausschließen von der Gemeinschaft mit dem Pöbel des Geistes und Herzens, haben nicht wir die Verpflichtung, den Unterschied zu machen zwischen Gesetz und Recht? Zwischen Dem, was das Gesetz zu strafen hat und Dem, was der Mensch an dem so Gestraften dennoch achten, lieben darf und muß? So bist Du mir kein Entehrter, sondern der unglückliche, vom weltlichen Gesetz, nicht von Gott Verurtheilte und so sehe ich nicht ein, was mich verhindern könnte, Dich zu lieben."

In stummem Entzücken neigte Michael sein Antlitz auf Norrmanns Hand und seine Thränen netzten dieselbe. Da klang die Tischglocke. Der Oberinspector ging hinab auf den Hof, kehrte aber gleich zurück.

„Nun komm' zu Tisch," sagte er. „Lassen wir die Mutter nicht warten. Deine Portion ließ ich dem Kendelbacher geben; sein Magen ist wie das Faß der Danaiden, unausfüllbar."

Nach Tisch nahm der Oberinspector den Hausvater bei Seite.

„Lassen Sie, lieber Vater", sagte er, „für Michailowitsch einen Rock machen von dem besten grauen Tuche, das wir haben. Ich mag ihn in der Jacke nicht sehen."

„Es sind noch Röcke genug vorhanden, davon kann er ja einen bekommen."

„Die sind schon alle getragen," entgegnete Norrmann, „er soll einen neuen haben; Kersten soll ihm das Maß nehmen und sich Mühe geben, daß der Rock nicht gleich den anderen wie aus einem Block gehauen aussieht." —

Wenige Tage genügten, um Michailowitsch zum allgemeinen Liebling Derer zu machen, die sich nicht, wie der Director, aus bösem Willen dem Einflusse seines so einnehmenden Wesens entzogen. Von den Gefangenen, von den Aufsehern, den Inspectoren ward er wegen seines immer gleichen sanften, gefälligen und freundlichen Benehmens gern gesehen und geliebt, in der Familie des Hausvaters aber war er ein unentbehrlicher Gesellschafter, Rathgeber, Gehülfe und Freund geworden. Man freute sich auf die Stunden, wo er erschien: zu Mittag, bei weniger Arbeit zum Kaffee und dann zum Abendessen. Der Abend war es be-

sonders, wo er sich die Herzen Aller gewann. Er war unerschöpflich, sich jedem Gliede der Familie angenehm, ja unentbehrlich zu machen; er besaß zu Allem Fähigkeit und Geschick, und diese benutzte er zu tausend kleinen Unterhaltungen und Dienstleistungen. Die Güte und Freundlichkeit, mit der ihn Alle behandelten, hatten seine ängstliche Scheu so weit gemindert, daß man ihn ins Gespräch zu ziehen vermochte, daß man ihn zu Erzählungen von Rußland oder den anderen Ländern und Völkern, welche er kennen gelernt, veranlassen konnte, oder daß er sich zum Vorlesen bestimmen ließ. Spielend unterrichtete er die Kinder, half Gustav bei seinen Schularbeiten und erfüllte mit Norrmanns Erlaubniß Antoniens Bitten, ihr Unterricht in der französischen und englischen Sprache zu ertheilen. Zu diesem Unterricht wurde an jedem Tage die Stunde von 3 bis 4 Uhr Nachmittags bestimmt und diese hatte Tony schlauer Weise deshalb gewählt, weil um 4 Uhr die Kaffeestunde war. Da nun Michael, wenn er in des Oberinspectors Zimmer arbeitete und es viel zu thun gab, oft nicht zum Kaffee erschien, so legte sie die Unterrichtsstunde so, daß, wenn diese zu Ende war, der Kaffee gebracht wurde und er bleiben mußte. Da Gustav von 3—4 Uhr noch in der Schule war, so hielten die Beiden ihre Lectionen an dem Arbeitstische desselben auf der Gallerie ab. Aber Antonie, von der Mutter etwas verwöhnt, war ein kleines, heftiges und schnippisches Ding und der arme Lehrer hatte nicht immer die beste Zeit. Konnte sie etwas nicht sogleich begreifen, so behauptete sie, er verstehe nur nicht, ihr die Sache beizubringen, oder wenn sie ihre Aufgaben nicht gelernt hatte, erklärte sie, er gebe ihr zuviel auf, während er sie doch stets entscheiden ließ, wie viel sie lernen könne. Wenn nun aber Michael sie mit seinen großen, dunkelblauen Augen schweigend und traurig anblickte, oder sanft erwiderte, ja, sie habe recht, er sei ein ungeschickter Lehrer, dann gestand sie reuig ihr Unrecht ein und bat um Verzeihung, bis wieder eine Gelegenheit kam, ihre Launen an dem Geduldigen auszulassen. Eines Tages aber, als sie das Buch, aus welchem sie übersetzen sollte, heftig zuschlug und auf den Tisch warf, sagte Michailowitsch leise und traurig:

„Sie sollten großmüthiger gegen mich sein, Antonie, es ist nicht edel von Ihnen, einen Menschen zu mißhandeln, der sich nicht vertheidigen darf."

Noch nie hatte er sie Antonie genannt; dies und sein weicher, klagender Ton rührte sie; eben wollte sie ihn um Verzeihung bitten, als der Vater, der unbemerkt Zeuge dieser Scene gewesen, ihr zurief:

„Komm herunter, Antonie!"

Antonie erschrak, gehorchte aber sofort. Mit einer ganz unzweideutigen, drohenden Geberde kam der Vater auf sie zu, sie aber umschlang ihn mit ihren Armen:

„Bitte, bitte! Ich thu' es niemals wieder!" rief sie. „Ich will ihn auch um Verzeihung bitten, Vater! Gewiß, ich wollt' es eben thun, als Sie mich riefen."

„Es sollte Dir nicht so hingehen," sagte der Vater sehr strenge. Doch laß mich's nur noch einmal hören!"

„Nein, nein, Väterchen!"

„Jetzt geh' hinauf und bitt' ihn um Vergebung."

Sie ging hinauf.

„Lieber Michailowitsch", sagte sie bittend, „nicht nur, weil der Vater mich strafen würde, sondern aus wirklicher Reue bitt' ich Sie, mir zu verzeihen; ich verspreche Ihnen, nie mehr so heftig zu sein."

„Das wird mich um Ihretwillen freuen, liebes Fräulein", entgegnete Michael sanft. „Heftigkeit ist unweiblich und Unweiblichkeit so häßlich an einer Frau."

„Ich werde gewiß nie wieder unweiblich sein", rief sie in Thränen ausbrechend, und von diesem Tage an war Antonie sanfter und folgsamer in den Lehrstunden.

War nun auch durch Norrmann das Schicksal des Gefangenen unendlich gemildert und trug er, was zu tragen blieb, mit Geduld und unerschütterlicher Sanftmuth, so nagte doch der Gram der glühenden Liebe zu Rosalinen und der Schmerz um sein zerstörtes Leben an seinem Herzen. Sie raubten ihm die Ruhe der Nächte, die letzte Spur von Farbe auf seinen Wangen und untergruben die Gesundheit seines ohnehin nicht sehr kräftigen Körpers. Der Oberinspector sah dies sehr wohl, obgleich Michael, seit er dieses Haus betreten, noch nie Rosalinens Namen genannt hatte, auch nie von seiner zerstörten Zukunft sprach. Durch stete geistige Beschäftigung am Tage, durch anregende Unterhaltung am Abend suchte er ihn fern zu halten von trostlosen Grübeleien, aber die Stunden der Nacht bewirkten die Zerstörung von Michaels Gesundheit.

„Wenn Du Abends in den Schlafsaal kommst, liegen da schon Alle im Schlaf oder wachen sie noch?" fragte Norrmann eines Tages.

Michael sah ihn mit seinen großen blauen Augen bittend und fragend an.

„Antworte mir nur der Wahrheit gemäß, es soll Niemand zum Nachtheil gereichen."

„Nein, Herr, sie schlafen nicht", entgegnete Michailowitsch, „sie erzählen sich noch lange gegenseitig ihre Abenteuer aus vergangenen Tagen."

(Fortsetzung folgt.)

Luxemburg,

du Zankapfel seit Beginn Deiner Geschichte, stehst wieder als solcher auf der Tagesordnung!

Wie dem Europäer das Wegebreit in die fernsten Gegenden der verschiedenen Erdtheile gefolgt ist, weshalb es von den Indianern die Fußtapfen

der Weißen genannt wird, so hinterließen die fremden Völker, welche Dein Ländchen von Zeit zu Zeit überflutheten, die Spuren ihrer Fußtritte in der Mundart der Bevölkerung, wie dies ein eifriger Sprachforscher derselben in Deiner Hauptstadt vor wenigen Jahrzehnten noch unwiderleglich nachwies.

Wer Konstantinopel gesehen, vergleicht dies Felsennest mit dem Deinigen, und wer Malta kennt, glaubt sich dorthin versetzt.

Carnot, der berühmte Fortificator zu Ende des vorigen Jahrhunderts, der sein Vertheidigungssystem fester Plätze auf die Erleichterung eines raschen und energischen Hervorbrechens basirte, ein Grundsatz, der in unseren Tagen auch im freien Felde zur verdienten Anerkennung gekommen ist, und der die Erfolge der preußischen Zündnadelgewehre wesentlich gesteigert hat, Carnot nannte Dich die stärkste Festung nach Gibraltar und den einzigen Stützpunct für einen — abwehrenden — Angriff auf Frankreich mit der Mosel als Basis.

Kann man sich also in unserer annexionssüchtigen Zeit wundern, wenn Deine Nachbarn ihr Augenmerk wieder auf Dich richten? Wenn namentlich Napoleon Preußens Besatzungsrecht ungern sieht, er, der so uneigennützig in Italien das Nationalitätsprincip unterstützte, indem er Victor Emanuel zwang, ihm Nizza und Savoyen für die geleistete Hülfe abzutreten! Der Preußen an der Mainlinie sein „Halt" zurief, damit das deutsche Volk nicht zur Einheit gelange, und vor Wien den Stillstand gebot, um die Befreiung der österreichischen Völker zu hindern — der aus der Abrundung Preußens, die Metternich und Talleyrand im Jahre 1815 zu hindern wußten, ein Recht auf »Compensation« abzuleiten sucht, um das unschätzbare Kohlenbecken von Saarbrücken, die Unabhängigkeit seiner Flotte von den englischen Kohlen, und Mainz, d. h. den Schlüssel Deutschlands zu erlangen! Die luxemburger Frage bildet dazu den Ausgangspunkt. Unter dem Vorwande, das europäische Gleichgewicht wiederherzustellen, strebt er nach dem erdrückenden Uebergewicht seines Onkels!

Göthe beschrieb die Stadt Luxemburg als eine Verkettung unübersehbarer Bastionen, Redouten, Halbmonde (Ravelin-) und solcher Zangen- und »Krakel«-Werke, wie sie nur im seltensten Falle die Vertheidigungskunst ausheckte, so daß sich die Einbildungskraft gewöhnlich verwirrt, wenn man diese Mannigfaltigkeit der Werke, fern von ihnen, sich wieder vergegenwärtigen will. Man kann ihm nur beistimmen, wenn er hinzufügt: »Hier findet sich so viel Größe mit Anmuth, so viel Ernst mit Lieblichkeit verbunden, daß wohl zu wünschen wäre, Poussin hätte sein herrliches Talent einem so merkwürdig interessanten Punkt gewidmet; denn in diesem Labyrinth wetteifern Naturfels und Kriegsgebäu, um seltsam steile Schluchten gegen einander aufzuthürmen, ohne Pflanzenwuchs, Baumzucht und Lustgebüsch auszuschließen.«

Der berühmte Landschaftsmaler Harding hat vor längerer Zeit einige Ansichten dieser so eigenthümlichen Naturschönheiten hier skizzirt und, sehr gelungen ausgeführt, in seiner Nebelweltstadt London ausgestellt, was viele seiner Landsleute bewog, ihre Ausflüge nach dieser grotesk-malerischen Gegend zu richten. Auch vom Zeichnenlehrer des hiesigen Athenäums, dem Professor Fresez, ist der reiche Schatz dieses malerischen Ländchens in einem Album niedergelegt, das durch den Verlag von Hoffmann hier dem kunstsinnigen Publikum zugänglich gemacht wurde. Endlich hat auch die Photographie das Ihrige dazu beigetragen; Kenntniß von dem Charakter dieser interessanten Scholle Erde zu nehmen, die in der Geschichte einen lebendigen Commentar zu der Behauptung bildet: »Alles in derselben sei nur Machtfrage.«

Seit Belgien das unnatürliche Band gelöst hat, durch das es mittelst der Verträge von 1815 an die Niederlande gefesselt war und, seit es den Niederlanden nicht mehr überlassen werden konnte, für die Sicherheit der Festung vorzugsweise selbst zu sorgen, sind von dem jetzt aufgelösten deutschen Bunde unter Preußens Antrieb noch bedeutende Verstärkungen durch wichtige Kernwerke, detachirte Forts, Hohlbauten, Abschnitte ꝛc. hinzugekommen.

Roßmäßler, der Naturforscher und Volksmann von echt deutschem Schrot und Korn, sagt in seiner Geschichte der Erde Seite 178: »Wo am Neckar die Rebe schwellt, wogte einst ein Meer mit einer großen, buchtenreichen Insel, die in späteren Zeiten an Umfang gewann und sich mit zwei andern, westlich und südwestlich gelegenen verband, während rings um diese zerrissene Insel Deutschland und Frankreich von einem Meere bedeckt war, aus dem sich die mächtigen Schichten absetzten, welche als die sächsische Schweiz jetzt so viele Reisende herbeilocken, nachdem sich die Elbe ihr tiefes Bett hindurch gewaschen hatte.« Zu gleicher Zeit und in derselben Weise ist auch dem Luxemburger Lande sein Dasein gegeben worden, wie der erste Blick dies jedem kundigen Auge zeigt. Man erkennt sofort die sächsische Schweiz en miniature.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

(Zweisilbig.)

Mein Erstes lebt von Erde, mein Zweites von der Fluth,
Mein Ganzes nach dem Tode im Schooß von beiden ruht.
Mein Erstes bleibt dem Armen sein einzig treu Geleit,
Mein Zweites stumm und fühllos theilt keines Menschen Freud'.
Mein Erstes ist meist grade, mein Zweites wohl auch krumm,
Mein Ganzes manchmal dürftig, oft doch dabei recht dumm.
Mein Erstes ist gefürchtet, mein Zweites sehr beliebt,
Und oft kommt's, daß mein Erstes man meinem Ganzen giebt.
Doch weil mein Erstes trocken, so hat, der es verschmeckt,
Noch nie mit groß Behagen die Finger nach geleckt.
Mein Zweites dann hingegen ist wieder delikat,
Darum gesucht vom Bauer, vom Fürsten und Prälat;
Und trifft's, daß unter diesen mein Ganzes Einer ist,
So kann's ihm leicht passiren, daß er sich selber ißt.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 36. Sonntag, den 5. Mai **1867.**

O lieb', so lang' Du lieben kannst.

Von Ferd. Freiligrath.

O lieb', so lang' Du lieben kannst,
O lieb', so lang' Du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo Du an Gräbern stehst und klagst!

Und sorge, daß Dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang' ihm noch ein andres Herz
In Liebe warm entgegenschlägt.

Und wer Dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was Du kannst, zu Lieb,
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb.

Und hüte Deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt;
O Gott, es war nicht bös gemeint, —
Der Andre aber geht und klagt.

O lieb', so lang' Du lieben kannst,
O lieb', so lang' Du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo Du an Gräbern stehst und klagst.

Dann kniest Du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen trüb und naß
— Sie seh'n den Andern nimmermehr —
In's lange, feuchte Kirchhofsgras.

Und sprichst: O schau' auf mich herab,
Der hier an Deinem Grabe weint;
Vergib', daß ich gekränkt Dich hab',
O Gott, es war nicht bös gemeint!

Er aber sieht und hört Dich nicht,
Kommt nicht, daß Du ihn froh empfängst,
Der Mund, der oft Dich küßte, spricht
Nie wieder: Ich vergab Dir längst.

Er that's, vergab Dir lange schon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um Dich und um Dein hartes Wort —
Doch still — er ruht, er ist am Ziel!

O lieb', so lang' Du lieben kannst,
O lieb', so lang' Du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo Du an Gräbern stehst und klagst!

Im Zuchthause.

Erzählung aus der Wirklichkeit von W. Wauer.

(Fortsetzung.)

„Und diese sind wohl nicht uninteressant?" fragte Norrmann.

„Ich weiß es nicht, lieber Herr."

„Du weißt es nicht? Schläfst Du so schnell ein, daß Du nichts davon hörst?"

„Einschlafen? Ach nein, so gut wird es mir nicht!" entgegnete Michael seufzend. „Aber ich ziehe mir die Decke über den Kopf und überlasse mich meinen Gedanken, bis es still wird im Saale."

„Das sollst Du nicht, Michael", sagte der Oberinspector, „ich sehe die Folgen dieser Gedanken in Deinem bleichen Antlitz, in Deiner verfallenden Gestalt. Du hast kein Recht, Dich um Gesundheit und Leben zu bringen. Du wirst daher, wenn Du mich liebst, an diesen Gesprächen Theil nehmen, wirst die Männer dahin bringen, Dir, einer nach dem andern die Veranlassung zu erzählen, welche ihn hieher brachte. Dann ordne in Deinem Kopfe die Sache, wie sie von psychologischer Seite aufzufassen und darzustellen, so daß Du mir am andern Morgen Bescheid darüber geben kannst. Ueberrascht dich aber der Schlaf dabei, so wehre ihm nicht! Ich denke, wir wollen ein Werk herausgeben, das eine Reihe solcher psychologisch erörterter Fälle bringen soll. Willst Du das?"

„Ich habe nichts zu wollen, Herr", erwiderte Michailowitsch sich verneigend.

Curt setzte seine Tasse ziemlich unsanft auf den Tisch, trat an das Pult, wo Jener schon, seiner Anordnungen harrend, stand, und sagte mit kurzem rauhem Tone:

„An die Arbeit denn! Hier, diese Rechnungen sind durchzusehen und in das Hauptbuch einzutragen."

Erschreckt sah ihn Michael an, er ergriff die Feder, doch sie entsank seiner zitternden Hand; er senkte erschüttert das Haupt.

„Nun, was giebt's?" fragte Norrmann streng.

„Ich bitte um Nachsicht, Herr! Es schwimmt mir vor den Augen; meine Hand zittert."

„Hm! Du kannst also doch nicht immer den knechtischen Gehorsam üben, in den Du Dich gleichsam verpuppen und alle Deine Gefühle einspinnen möchtest!" sprach Norrmann höhnisch. Da fiel Michael vor ihm nieder.

„Ach Herr, Herr, aus Erbarmen, nicht diesen Ton!" rief er flehend.

„Nun, weiter fehlte nichts! Steh auf! Ich bin es wirklich herzlich satt, für alle meine Bemühungen um Dein Wohl nichts zu erlangen, als diese sklavischen Redensarten, für das Brod, das ich von Dir begehre, einen Stein zu erhalten."

Er trat an das Fenster und blickte mißmuthig auf die enge, düstere Straße hinunter. Leise nahte sich ihm Michael, faßte seine Hand und fragte in dem eigenthümlichen, ein wenig singenden, schmeichlerischen Tone, wie er den Russen so eigen und der aus seinem Munde unwiderstehlich klang:

„Wann werden wir denn das psychologische Werk beginnen, lieber Herr?"

„Wann Du es wollen wirst, mein lieber Michael!"

„Ja, ich will es und werde mir recht Mühe geben, damit Sie mir nicht mehr zürnen."

„Ich zürne Dir nicht, wenn Du mich nicht erzürnst mit Deiner Knechtesdemuth. Sei ein Mann, dann bin ich Dein Freund."

„Und Michailowitsch bemühte sich wirklich eifrig um das projectirte Werk; anfangs nur, um dem Willen Norrmanns nachzukommen, bald aber empfand er selber ein so lebhaftes Interesse dafür, daß die Arbeit seine Gedanken fast gänzlich in Anspruch nahm, und mit Freuden sah sein Beschützer, welch einen wohlthuenden Einfluß diese Beschäftigung auf den jungen Mann übte. Er befreite denselben von einem großen Theil seiner früheren Arbeiten und ließ ihn sich den ganzen Vormittag mit dem Niederschreiben der Erzählungen der Sträflinge beschäftigen. Alle diese Fälle aber waren bestimmt, deutlich darzuthun, wie sehr das weltliche Gesetz nur nach dem äußeren Anscheine urtheile, wie wenig es Rücksicht nehme auf Lagen und Verhältnisse, und wie es, anstatt bessernd und aufbauend, meist nur moralisch tödtend und zerstörend wirke. Der Züchtling, nachdem er seine Strafe überstanden, werde von Jedermann geflohen, sein früheres Geschäft sei zerstört, Niemand möge ihn in dem seinen aufnehmen, und dies nicht ganz mit Unrecht, denn im Zuchthaus sei er durch den Umgang mit Verbrechern verwildert und für jedes moralische Gefühl abgestumpft, so daß er durch Noth und Rohheit bei erster vorkommender Gelegenheit von dem kleinen zu immer größeren Verbrechen übergehe. — Zwar ward diese erste literarische Beschäftigung Michailowitsch durchaus nicht leicht, denn wenn er die deutsche Sprache auch ziemlich geläufig redete, so kostete es ihn doch viele Mühe, sich in derselben einen flüssigen und angenehm darstellenden Styl anzueignen. Aber auch dies gelang ihm mit Norrmanns Hülfe sehr bald und nnn zeichnete sich sein Styl durch eine Feinheit der Manier, durch elegante Prägnanz, wie durch scharf begrenzte und doch stets umfassende Ausdrucksweise aus Seine Darstellungen waren lebendig, seine Ansichten geistvoll. Bald hatte Curt die Freude, in Michael einen fertigen und vielverheißenden Schriftsteller zu erblicken, und hochbeglückt förderte er dieses Talent des Unglücklichen, der sich unter der anregenden Beschäftigung und dem ihm bis dahin ganz unbekannten Genusse geistig und körperlich erhob.

So war Michael im Zuchthause bereits ein halbes Jahr vergangen. Außer der Zeit im Schlafsaale erinnerte ihn fast nichts daran, daß er ein Sträfling sei. Freilich vergaß er selber dies nie und wenn ihm auch keine Zeit blieb, diesen Gedanken zu einer lebenzerstörenden Macht werden zu lassen, so hatte derselbe doch sein ganzes Wesen so sehr überschattet, daß er gleich einer stehenden Sonnenfinsterniß, als ein tief melancholischer Ausdruck auf seinem schönen Antlitz lag.

Man befand sich im Monat August, als Vater Moller eines Tages bei Tische den Seinen erzählte: „Mein Bruder Karl hat geschrieben. Helenens Verlobung ist zurückgegangen und sie befindet sich in Folge dessen in einem geistig sehr besorglichen Zustande. Er wünscht daher, daß Du, Antonie, hinüber kommst und zu ihrer Erheiterung eine Zeit lang dort bleibst."

Röthe wechselte mit Blässe auf Antoniens Wangen, sie vermochte kaum zu sprechen, als sie des Vaters Auge scharf und streng auf sich gerichtet sah.

„Warum denn ich?" stammelte sie. „Hannchen könnte der armen Helene viel nützlicher sein als ich."

„Wenn nun aber der Onkel gerade Dich verlangt?" fragte der Vater mit einem Tone, der das junge Mädchen noch mehr einschüchterte. „Du gingst sonst gern zu den Verwandten, warum jetzt nicht?"

„Nun, ich sage ja nicht, daß ich es nicht gern thue."

„Gleichviel, Du richtest Dich ein, morgen um 1 Uhr Mittags von hier abzufahren. Gustav kann auch mit, da er gerade Ferien hat."

Der Knabe freute sich ungemein, denn er hing sehr an seinen Vettern in der Residenz. Der Onkel Staatssecretair hatte dicht bei der Stadt ein nettes Landgut, wo er sich mit seiner Familie im Sommer aufhielt, und so erwartete Gustav die genußreichsten Tage.

Nach Tisch, als Alle das Zimmer verlassen hatten, warf sich Antonie in eine Ecke des altmodischen Ruhebettes und weinte heftig. Der Vater überraschte sie hier, da er unerwartet zurückkehrte.

„Was ist das?" fragte er streng. „Schickt es sich für ein junges Mädchen, müßig und auf dem Sopha zu sitzen?"

Rasch sich erhebend wollte sie auf die Gallerie gehen, um dem Vater ihre Thränen zu verbergen.

„Antonie! Du weinst? Und warum?" fragte der Vater, sie zurückrufend, während sie zitternd vor ihm stand. Sie konnte nicht antworten und ergriff nur schluchzend seine Hand. „Laß mich nicht auf den Grund Deiner Thränen kommen", sagte Moller mit gedämpfter und gepreßter Stimme, „es könnte sonst der Grund zu etwas Furchtbarem werden."

„O Vater", rief Antonie, „warum sind Sie nur immer mit mir so streng, mit mir, die ich Sie gewiß am meisten liebe?"

„Warum, Antonie?" sprach der Vater, vergeblich einen festen Ton suchend; „weil ich fürchte, mein liebstes Kind, ein Unrecht begehen zu sehen, das es für immer aus meinem Herzen reißt."

Die Tochter umschlang ihn mit ihren Armen und lehnte ihr Haupt an seine Brust.

„Dann würd' ich sterben, Vater", schluchzte sie, „denn leben ohne Ihre Liebe, ach, das könnt' ich nicht!"

„Nun, dann sei mein gutes Mädchen!" sagte er, indem er sich in's Sopha setzte, sie auf sein Knie niederzog und ihren Kopf sanft an seine Brust drückte. „Sei vernünftig, begehe keine Unbesonnenheit und mache Dir keine unerfüllbaren Hoffnungen. Sei meine gehorsame Tochter und vorläufig weiter nichts."

Er küßte sie, schob sie sanft von sich und ging hinaus. Gleich darauf erschien Michael. Antonie folgte ihm auf die Gallerie zum Unterricht; aber vergeblich rang sie nach Fassung. Michael schaute sie betroffen an und konnte einen Augenblick sein Auge nicht abwenden, so reizend erschien sie ihm. Wo war das wilde, unbändige Kind, das er bis jetzt an ihr gesehen? Vor ihm saß eine schöne, ernste Jungfrau, deren feurige braune Augen noch feucht waren von vergossenen Thränen, deren sonst rothe Wangen jetzt so bleich. Eine Flechte ihres kastanienbraunen Haares hatte sich gelöst und hing, ohne daß sie es wußte, auf den schneeweißen Hals und Nacken nieder. Ihre schlanke, graziöse Gestalt war heut ein wenig gebeugt und hatte nichts von der kecken, fast übermüthigen Haltung. Aber gerade Das und der Ausdruck ihres sonst so heitern Gesichtes machte sie unendlich lieblich.

„Sie haben geweint, Antonie?" sagte Michailowitsch in weichem Ton.

Seit jenem ersten Male hatte er sie noch nicht wieder Antonie genannt; ihr Herz zitterte vor Entzücken, sie erwiderte erröthend mit leiser Stimme:

„Ich möchte nicht gern hier fort."

„Oho!" sagte er erstaunt. „Dies ist doch ein trauriger Ort für ein junges und frohes Wesen. Es würde Ihnen wohl thun, wenn Sie ihn eine Zeit lang verlassen."

„Sie sind wohl sehr froh, mich eine Weile los zu werden?" fragte sie pikirt.

„Sie sind wieder ungerecht!" sagte er traurig. Sie aber reichte ihm die Hand über den Tisch.

„Verzeihen Sie mir, lieber Michailowitsch!"

Zum ersten Male küßte er ihre Hand; ein Schauer unaussprechlichen Glücks durchrieselte sie. Es entstand eine Pause.

„Kann ich Ihnen drüben nichts besorgen? Mir würde das meinen Aufenthalt dort versüßen", sagte Antonie.

Michailowitsch erbebte, ward blaß und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Erschrocken sah ihn Antonie an, dann aber erhob sie sich und trat zu ihm.

„Vertrauen Sie mir, Michael!" sagte sie mit weicher, zitternder Stimme. „Ich bin Ihre treueste Freundin; sagen Sie, was ich für Sie thun kann und ich werde es thun und wenn — mein Herz darüber bräche!" flüsterte sie in sich hinein. Michailowitsch ermannte sich, durch ihren innigen Ton ermuthigt.

„Ja, Sie könnten mir eine große Beruhigung, einen unendlichen Trost bereiten."

„Und wie? O sprechen Sie!"

„Wenn Sie zu Rosaline gingen und erflehten mir ihre Verzeihung. Sagen Sie ihr, was ich gelitten, was ich noch leide, daß aber nichts mich so elend macht als der Gedanke: sie unglücklich gemacht, sie beschimpft zu haben! Sagen sie ihr", fuhr er fort und seine Stimme brach bei diesen Worten, „ich würde es niemals wagen, wieder vor ihre Augen zu treten, aber bei den Wunden des Heilands beschwöre ich sie, mir nicht zu fluchen, mir zu verzeihen!"

Er weinte still und Antonie mit ihm; endlich faßte sie sich.

„Ich bringe Ihnen ihre Vergebung", sagte sie zuversichtlich, „verlassen Sie sich darauf; sie müßte denn ein Herz von Stein haben."

„Sie ist gut, sie ist weich und hat mich ja geliebt. Sie kann nicht unversöhnlich sein."

Als man sich am andern Mittage vom Tische erhob, nahmen Antonie und Gustav Abschied von den Anderen. Antonie eben so betrübt, wie Gustav froh und glücklich sich zeigte. Die Thränen standen bei ihr stets zum Ausbruch bereit; doch wagte sie es nicht, dem Vater ihren Schmerz zu zeigen. Als sie auch Michailowitsch ihre Hand reichte, küßte er diese.

„Seien Sie recht heiter und froh, liebes Fräulein!" sagte er innig; „für Sie ist ja die Welt dort draußen noch so voll Sonnenschein und Blüthenduft. Es ist ja so schön, sich noch des Lebens freuen zu können."

„Ja, und recht undankbar gegen Gott, wenn man es nicht thut", mahnte die Mutter und schloß noch einmal ihr Kind in die Arme.

Als Antonie später noch einen Augenblick allein war, kam der Oberinspector und übergab ihr ein kleines Packet mit Papieren.

„Empfiehl mich dem Oheim", sagte er, „und übergib ihm Dies. Es ist ein Gnadengesuch für Michailowitsch an den König. Bitte den Oheim, es unter seinem Namen einzusenden. Ich habe es ihm aufgesetzt, weil ich mit allen Umständen und Verhältnissen des Gefangenen am besten bekannt bin. Er hat ja schon so Viele losgebeten, vielleicht kann er auch dem armen Michael seine Freiheit verschaffen. Bitte auch Du ihn. Willst Du, Tonchen?"

Sie war erröthet und erblaßt, mit zitternden Händen nahm sie das Packet.

„Ja, ich will; obwohl — doch das ist ja gleichviel", sagte sie. „Glück gibt's für mich in keinem Falle!"

Norrmann sah sie erstaunt und erschrocken an.

„Kind, Kind, was sprichst Du?"

„Vergiß es!" erwiderte sie mit gepreßter Stimme und schlüpfte zur Thür hinaus.

Der Oberinspector war am Nachmittage sehr ernst und nachdenklich, Michael aber blaß, auf-

geregt und zerstreut; seine Gedanken waren fortwährend bei Rosaline und sein Herz bebte und schien dann doch wieder ganz still zu stehen, wenn er an die beabsichtigte Unterredung Antoniens mit der Schauspielerin dachte.

(Fortsetzung folgt.)

Luxemburg.

(Fortsetzung.)

Die Celten werden als die Urbewohner des Landes genannt, die durch Anlage eines Lagers auf dem sogenannten Rahmen den ersten Grund zur Festung legten; denn auf dieser Stelle erbaute auch der Römer Lucilius unter Kaiser Gallienus sein „Castrum", das in den Urkunden zur Zeit des Grafen Siegfried, also in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, den Namen „castellum Lucilinburhut" führt, wovon der Name für Stadt und Land abgeleitet wird.

Schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. wanderten deutsche Stämme ein, denn Cäsar fand bereits die Trevirer völlig organisirt. Stadt und Land sind reich an allen Arten von Denkmälern aus dem langjährigen Römerjoch und geben dem sinnigen Beschauer den Beweis vom Unbestand aller Theorie zu Gunsten der rohen Gewalt, die nur im Mißbrauch der Macht wurzelt*).

Gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts überschwemmten die Hunnen auf ihrem Zuge nach Italien unter Attila das Land, woran noch die Namen Hunskopf und Hunsdorf erinnern.

Chlodewigs des Frankenkönigs Sieg bei Soisson (486 n. Chr.) stürzte die Römerherrschaft und brachte auch das luxemburger Land unter seinen Scepter. Nach seinem Tode theilten sich seine vier Söhne in das Reich und Luxemburg kam als Herzogthum Moselanien und Grafschaft Ardennen zum Königreich Austrasien, was noch in dem Landestheil, den man Oestrich oder Oesling nennt, erkennbar ist. Es bildete vier Bezirke: das Ardenner-, Mosel- und Woivre-Land und die Gegend von Bittburg, Echternach, Wittlich, Schönecken und Manderscheit.

Aus dieser Zeit, wenn nicht aus früherer, datirt auch die Kapelle des heiligen Quirinus im Petrusthal, der Südgrenze der Oberstadt, obgleich der Apostel dieser Gegend, der heilige Willibrodus, der das Kloster zu Echternach gründete — wo bis auf den heutigen Tag noch die sogenannte „Springprocession" am zweiten Pfingstfeiertage unter großem Zulauf stattfindet — erst um das Jahr 700 lebte, also ein Zeitgenosse des heiligen Bonifacius war, der auch im Jahre 724 zu Erfurt schon vier Kirchen vorfand.

Im Jahre 738 schenkte Karl Martel Luxemburg der Abtei St. Maximin von Trier; 876 kam es jedoch durch Ludwig, den Sohn Ludwigs III. des Deutschen, zu dessen Reich, also zu Deutschland.

Nach Besiegung der Sachsen durch Karl den Großen siedelte dieser 10,000 Männer, Weiber und Kinder derselben hier im Lande an, die einen großen Theil des Ardenner Waldes urbar machten.

Durch Otto den Großen kam das Land unter die Herrschaft des Erzbischofs Bruno von Köln, fiel aber nach dessen Tode wieder an Otto zurück.

In der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts erwarb der oben erwähnte Graf Siegfried, ein Enkel Karls des Großen, das Land und erbaute auf der Felsenzunge, die von dem Alzetteflüßchen umspült wird und der Bock heißt, ein Bollwerk zum Schutz gegen die Einfälle der Normannen und Magyaren. Auf den Namen dieses Felsen spielte Maria Theresia an, wenn sie behauptete, sie besitze den theuersten Bock von ganz Europa, da in demselben sehr bedeutende Gewölbe ausgesprengt sind.

Siegfried zog viele Einwanderer herbei, die sich unter dem Schutze seiner Burg niederließen, den Grund zu den beiden Unterstädten Grund- und Pfaffenthal- und zur Oberstadt legten und das Land weiter anbauten. Unter Gieselbert, dem zweiten Nachfolger Siegfrieds, war die Stadt bereits so bevölkert, daß ihre Ringmauer bedeutend erweitert werden mußte. Den sieben ersten Umfassungsthürmen wurden noch fünf hinzugefügt. Es geschah dies im Jahre 1050.

Bald aber nahm die Rohheit dieser gewaltthätigen Periode so zu, daß jede Entwickelung auf die unnatürlichste Weise gehemmt wurde. Erst unter der Gräfin Ermesinde erhielt die Stadt im August 1244 einen Freibrief, der ihr das Privilegium gab, Friedensgerichte mit selbstgewählten Richtern und Bürgermeistern einzusetzen. Jeder Bürger mußte aber Heeresfolge leisten und sich die ersten acht Tage selbst verpflegen. Wer Mittel genug besaß, mußte ein Pferd stellen. Diese allgemeine Wehrpflicht war in jenen Tagen eine so schwere Last, daß sie die Entwickelung der Stadt sehr beeinträchtigte, so daß ihre dritte Erweiterung erst im Jahre 1393 stattfand. (Die vierte Erweiterung, welche die Vorstadt Clausen, zwischen Grund und Pfaffenthal gelegen, mit der Stadt vereint, ist ihrem Abschluß nahe, aber noch nicht vollendet.)

(Fortsetzung folgt.)

*) Das Museum des Athenäums enthält viel werthvolle römische Alterthümer und bei Remich an der Mosel haben kürzlich umfassende Ausgrabungen begonnen, die hoffentlich fortgesetzt werden.

In einer Brüsseler Vorstadt ist ein italienischer Hausirer, Namens Poli, der kleine Statuetten feilbot, von einem anderen Italiener aus Habgier ermordet worden. Der Mörder wurde zu Antwerpen bereits gefaßt, und man fand bei ihm noch die paar hundert Franken vor, die ihn zur Unthat verleitet.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 37. Donnerstag, den 9. Mai **1867.**

An die große Nation.

(Albert Träger an Garnier-Pagès.)

Mag Leu und Tiger grimmig sich zerfetzen,
Begehrt des Cäsar finst'rer Blick nach Blut —
Doch Volk auf Volk zu grausem Kampf zu hetzen,
Erdreiste sich kein frevler Uebermuth.
Wohl ringen wir, hier Deutsche, dort Franzosen,
Um jenen Kranz, den uns die Menschheit flicht,
Fort mit den Waffen! — uns'res Sieges Rosen
Erblühen aus den Bajonetten nicht!

Wo schlüg' ein Herz, das Dir es je vergäße,
Wie Du die Welt durchströmt mit frischem Hauch,
Stimm' an Dein Lied, Du Volk der Marseillaise,
Und auf den Feind, er ist der uns're auch!
Sein Werk ist es, daß sich die Völker trennen,
Sie säen Liebe, doch er erntet Haß,
Er fürchtet Alle, die sich Brüder nennen,
Und Kriegsgeschrei ist ewig sein Erlaß!

Er hat die Welt zur Festung umgeschaffen,
Die brach für alle edlen Keime liegt,
So lang' sich noch auf einem Wald von Waffen,
Der schwanke Horst des wilden Vogels wiegt;
Entwinden wir dem Adler seine Blitze,
Nie sei auf Beute mehr sein Flug geneigt,
Wähl' er den Oelbaum sich zu sicherm Sitze,
Indeß die Taube in die Lüfte steigt!

Deutschland und Frankreich, Hand in Hand, in Frieden
Zu gleichem Werke einig sich gesellt,
Wer dürfte Schwerter noch und Ketten schmieden,
Wenn uns're Losung das Gesetz der Welt!
Krieg zwischen uns — wie auch die Würfel fallen,
Für wen der blinde Schlachtengott entschied,
Am Grabe des Besiegten wird erschallen
Mit dumpfem Klang der Freiheit Todtenlied!

Ihr leben wir, wen lüstet es nach Morden,
Da rings sich regt des Frühlings Schaffenslust?
Der Kranz der Freiheit ist der höchste Orden
Für eines Mannes hochgeschwellte Brust,
Der schönste Schmuck ist er um alle Kronen,
Kein blut'ger Lorbeer schmiegt so treu sich an,
Das sei fortan die größte der Nationen,
Die sich mit Recht die frei'ste nennen kann!

Und müssen wir im letzten Kampf bekriegen
Des alten Feindes Hinterlist und Trug,
Noch einmal sollen unsere Adler fliegen,
Auf bis zur Sonne geh' ihr letzter Flug!
Deutschland und Frankreich! wird es stolz erklingen,
Und keine Macht entreißt uns dann den Sieg,
Gilt es, der Welt die Freiheit zu erringen,
Nur für die Freiheit zieh'n wir in den Krieg!

Im Zuchthause.

Erzählung aus der Wirklichkeit von W. Wauer.

(Fortsetzung.)

4.

Kaum acht Tage waren vergangen, als Antonie schon wieder zurückkehrte. Der Vater empfing sie nicht eben sehr freundlich und wollte wissen, warum sie nicht länger bei den Verwandten geblieben. Sie berichtete, daß der Arzt Helenen eine Ortsveränderung vorgeschrieben habe und sie in Folge dessen zu einem Bruder ihrer Mutter gereist sei, der als Oberförster mitten in einem großen Walde wohne, für den Helene immer eine besondere Vorliebe gehegt.

„Nun, da hätte sie Dich auch mitnehmen können," sagte der Vater; „die Waldluft wäre Dir sehr dienlich. Du verlierst seit einiger Zeit Deine gesunde Farbe."

Antonie schwieg; wenn der Vater gewußt hätte, wie sehr Helene gewünscht, daß sie mit komme und daß es nur an ihr selber lag, wenn es nicht geschehen war. Man forderte sie auf, zu berichten, wie es mit der Auflösung von Helenens Verlobung sich verhalte, sie war froh, auf ein anderes Thema zu kommen und erzählte:

Der Bräutigam des jungen Mädchens, ein schwedischer Edelmann, jetzt jedoch **scher Assessor, war ein ernster, ruhiger Mann und hatte von jeher mit seiner Braut viel Geduld haben müssen, da sie, als einzige Tochter, von ihren Eltern sehr verzogen war. Es kamen häufig kleinere und größere Streitigkeiten vor und Nordenhielm hatte ihr schon einmal mit der Auflösung des Verhältnisses gedroht, wenn sie ihren kindischen Launen und Capricen nicht entsage. Trotzdem führte sie durch eine derselben eines Tages wieder einen Streit herbei. Trotz und falsche Scham hielten sie ab, ihn um Verzeihung zu bitten; er ging, nachdem er sie, augenscheinlich tief bewegt, in seine Arme geschlossen und geküßt hatte. Sie wollte ihm schreiben, doch daran verhinderte sie die Mutter, behauptend, man müsse den Männern keines Strohhalms Breite nachgeben. Nach zwei Tagen erhielt der Vater einen Brief von Nordenhielm, aus welchem ihm der Verlobungsring desselben entgegen fiel. Nordenhielm schrieb: „Die Ueberzeugung, daß die Ehe mit Helene nie eine glückliche sein kann, besiegt den Schmerz, Ihnen sagen zu müssen: ich löse ein Band, das nur zu einer Kette werden kann, welche uns Beide moralisch erdrücken würde." Helene war außer sich, sie wollte ihn schriftlich bitten, ihr zu verzeihen, allein die Eltern untersagten dies streng. Die Mutter packte den Verlobungsring Helenens, sowie alle die von Nordenhielm erhaltenen Geschenke ein, hatte sogar die Unzartheit, seine Briefe, in kleine Stücke zerrissen, zwischen die Sachen zu streuen,

und wollte sie sogar überreden, einem anderen Mann, der sich schon früher um sie beworben und sich jetzt wieder einfand, sogleich ihre Hand zu reichen. Dem aber widersetzte sich die Tochter entschieden und fand bei dem Vater Schutz und Beistand. Der Schmerz der Liebe, die sie jetzt erst in ihrer ganzen Tiefe erkannte, die Reue über Das, was sie gethan, nagten an Helenens Gesundheit.

Diese Erzählung geschah beim Mittagstisch. Gustav hatte die Erlaubniß, welche er für die ganze Ferienzeit vom Vater erhalten, benutzt und war noch bei den Verwandten geblieben. So theilnehmend nun alle Anderen der Erzählung zugehört, so wenig war Michailowitsch mit seiner Aufmerksamkeit an derselben betheiligt, seine Gedanken gingen augenscheinlich nach einer anderen Richtung hin und schienen ihn mit fieberhafter Unruhe zu erfüllen, denn er aß noch weniger als sonst und seine Farbe wechselte in jeder Minute. Als man sich vom Tisch erhob, blieben nur Antonie und Michael zurück. Dieser eilte auf sie zu.

„Sagen Sie mir, welche Nachricht bringen Sie?" sprach er mit leiser, vor Aufregung bebender Stimme. „Bei der heiligen Mutter Gottes fleh' ich Sie an. Martern Sie mich nicht bis zum Wahnsinn!"

„Ach, Michael, hätt' ich dieses Weib nie gesehen!" antwortete Antonie weinend. „Ist es möglich, daß man so verführerisch schön und so ohne alles menschliche Gefühl sein kann!"

„Reden Sie! Ich beschwöre Sie!" rief Michael zitternd und leichenblaß.

„Nein, nein, lassen Sie mich schweigen!" bat Antonie. „Vergessen Sie dieses Weib, sie ist Ihrer nicht werth!"

„Eines Zuchthaussträflings nicht werth!" rief Michailowitsch mit höhnischem Lachen. „Doch," setzte er mit eisiger Kälte und einem Tone hinzu, der dem jungen Mädchen wahrhaft imponirte, „sprechen Sie! Ich will Alles wissen!"

„Nun denn! Sie empfing mich sehr freundlich, da sie meine Cousine Helene vor sich zu haben glaubte, behandelte mich aber schnöde und unfreundlich, als sie hörte, wer ich sei und was ich wolle. O, wie viel Worte hab' ich verschwendet, wie viel Bitten, wie viel Schilderungen Ihrer Leiden, Ihres grenzenlosen Elends!" —

„Weiter! — Was ... sagte ... sie?"

„Michael, muß ich es denn sagen? Erlassen Sie es mir!"

„Nein!" rief er mit so rauhem, hartem Tone, wie sie ihn aus seinem Munde nie gehört.

„Sie wollen es, so muß ich gehorchen," fuhr sie zitternd fort. „Rosaline lachte schadenfroh und rief: „„Diesem Ungeheuer kann es nie schlecht genug gehen!""

Bei diesen Worten erhielt Michaels Gesicht ein leichenfahles Ansehen, die Augen schienen ihm aus dem Kopfe treten zu wollen, von der Stirn perlte ihm der Schweiß, er wankte, griff um sich, als wolle er sich an irgend einem Gegenstand halten, und fiel, ehe ihn Antonie unterstützen konnte, in den furchtbarsten Krämpfen zu Boden. Angst und Schmerz ließen Antonie jede Fassung und Rücksicht vergessen. Sie stürzte sich über Michael, rief ihn mit den zärtlichsten Namen, preßte seine Hände, seinen Kopf an ihre Brust und bedeckte beide mit glühenden Küssen. In diesem Augenblick erschien der Vater. Einen Moment stand er starr vor Entsetzen, dann aber eilte er einem Rasenden gleich auf die Tochter zu, riß sie an den Haaren fort von Michailowitsch und schlug mit dem Strick, den er zufällig in der Hand hielt, so gewaltsam auf sie los, daß sie zusammensank. Dennoch versuchte sie, halb ohnmächtig sich aufzuraffen, um seine Knie zu umfassen, er aber stieß sie mit dem Fuße von sich und schleuderte sie in das Vorzimmer, wo sie ohnmächtig zu Boden sank. Moller rief Fahrenwald und einen anderen Gefangenen.

„Fort mit diesem da in's Lazareth!" rief er, noch ganz athemlos vor Zorn. Die Gefangenen sahen einander an.

„Soll ich nicht erst dem Herrn Oberinspektor die Meldung machen?" fragte Fahrenwald.

„Ich werde Dich gleich eine Meldung an den Profoß machen lassen, damit er Dich gehorchen lehrt!" schrie ihn der Hausvater an, und blaß, mit zusammengebissenen Zähnen, winkte Fahrenwald dem Andern. Sie nahmen den Kranken auf und trugen ihn hinüber in's Lazareth. Moller ging hinab in die Arbeitssäle. Als er nach einiger Zeit aus dem ersten derselben herauskam, trat ihm der Oberinspektor aus der Thür, die in's Lazareth führte entgegen. Er sah finster aus und fragte mit ruhigem, doch äußerst scharfem Ton:

„Wer gab den Befehl Michailowitsch in's Lazareth zu bringen?"

„Ich!" versetzte der Hausvater trotzig kalt. Jener aber richtete sich zu seiner ganzen gigantischen Höhe empor.

„So muß ich Ihnen bemerken, daß ich, wenn ich auch als ihr Schwiegersohn mich Ihnen gern in jeder billigen Sache unterordne, doch als Beamter die Rechte eines Ihnen Vorgesetzten in Anspruch nehme und mir fernerhin eine jede solche eigenmächtige Handlung verbitte."

„Danke unterthänigst für gnädigste Belehrung!" erwiderte Moller voll Hohn und Wuth über eine Sprache, wie er sie noch nie hatte zu hören bekommen. Norrmann antwortete nicht, er schritt majestätisch wie eine wandelnde Ceder davon, um zu erfragen, was die Veranlassung von Michaels Krankheit sei. In der Wohnstube fand er Niemand, er trat daher in das Vorderzimmer. Hier bot sich ihm entsetzlicher Anblick. Auf den Dielen lag Antonie, leise wimmernd, bleich wie Schnee, mit zerrauftem Haar und überströmt von Blut, das aus ihrem Munde hervordrang. Augenblick-

lich combinirte sich Norrmann, was hier vorgefallen, er hob die Arme empor, die bei dem Berühren, so sanft es auch war, nur stärker wimmerte, und trug sie auf das Sopha.

„Du armes, armes Kind!" sagte er milde. „Ist Deine Liebe nicht schon eine Mißhandlung des Schicksals, mußt Du auch noch der Rohheit der Menschen verfallen? Ich bin Dir zu streng, was ist Dir aber der eigne Vater?"

Sie schien seine Worte verstanden zu haben, denn sie lehnte ihre bleiche Wange auf seine Hand, die bei dieser Bewegung wieder von dem hervorstürzenden Blute überströmt wurde.

Als Moller nach einer Stunde aus den Arbeitssälen zurückkehrte und nach seiner Wohnung hinaufstieg, begegnete ihm auf der Treppe der Arzt des Hauses, der von oben herunter kam.

„Woher kommen denn Sie, Doktor?" fragte der Hausvater erstaunt.

„Von Ihnen!" entgegnete der Arzt mit finstrem Blick. „Ihre jüngste Tochter soll einen unglücklichen Fall gethan haben, und allerdings muß derselbe sehr unglücklich gewesen sein, da sie so viele blutige Streifen auf dem Körper erhalten hat. Auch die Brust ist schwer verletzt und wenn es mir nicht gelingt, sehr bald den Blutsturz zu hemmen, wird wohl der nächste Fall für sie in's Grab sein. Gelingt es mir aber auch, den Tod abzuwenden, so wird sie doch Jahre, vielleicht ihr ganzes Leben lang von diesem Falle zu leiden haben und jedenfalls künftig der höchsten Schonung bedürfen."

Er ging und ließ den entsetzten Moller stehen, dem es plötzlich tiefe Nacht vor Augen ward. Seine Füße wankten einen Moment, dann aber war er gefaßt und schritt weiter.

Die Nacht hindurch wachten Norrmann und Johanna bei Antonien. Der Blutsturz hatte gegen Abend aufgehört und die Kranke war in einen Schlummer der Erschöpfung gesunken. Da lag sie mit halb offenen Augen, unter denen sich ein breiter schwarzer Streifen herumzog; die Lippen zeigten eine bläuliche Farbe und das Antlitz war gelblich durchsichtig wie von Wachs. Ohne sich zu regen, lag sie die ganze Nacht hindurch und Johanna lauschte von Zeit zu Zeit angstvoll, ob sie noch lebe. Die Mutter hatte so viel geweint, daß sie selbst sehr erschöpft war und die Kinder sie erst mühsam beredeten, sich zur Ruhe zu legen, ihr versprechend, sie zu wecken, wenn sich der Blutsturz erneuern oder überhaupt Gefahr eintreten sollte. So ging sie in's Bett, zum ersten Male nach 18jähriger Ehe ohne Gruß und Kuß für ihren sonst so sehr geliebten Mann. Sie hatte seit der Katastrophe kein Wort mit ihm gewechselt. Er fragte nicht nach Antonien, und legte sich endlich nieder, doch schlief er nicht, und so oft Curt oder Johanna durch das Zimmer gingen, sahen sie, wie er sie verzweiflungsvoll anblickte.

(Fortsetzung folgt.)

Luxemburg.

(Fortsetzung.)

Leider dreht sich die Geschichte Luxemburgs meistens um Kriegszüge. Man sieht das Land durch Raub, Heirath, Vertrag oder Kauf oft wie eine feile Waare aus einer Hand in die andere übergehen, was nicht ohne Einfluß auf die Zustände desselben und den Charakter des Volks bleiben konnte. Der Lauf der wichtigsten Begebenheiten soll hier kurz angedeutet werden.

Im Jahre 980 leistete Siegfried seinem Neffen, dem Herzog von Lothringen, Hülfe gegen die Franken. Siegfried's Sohn und Nachfolger kämpfte im Verein mit seinen Brüdern, den Bischöfen von Metz und Trier, zwölf Jahre hindurch gegen den deutschen Kaiser Heinrich II. Auf diesen folgte Gilbert, der die Grafschaft Salm bereits besaß. Er mißbrauchte seine Macht zu den schrecklichsten Raubzügen in die Trier'schen Lande während der Abwesenheit ihres Erzbischofs Poppo, der nach Palästina gezogen war. Auch der folgende Herrscher Conrad I., dessen Gemahlin ihm die Grafschaft Longwy zubrachte, konnte seiner Sucht nach Raub und Verwüstung nicht widerstehen und folgte dem schändlichen Beispiel seines Vorgängers. Er wurde dafür vom Papst mit dem Banne belegt und starb auf der Rückreise von Palästina. Sein Nachfolger Wilhelm erneuerte die Kriege mit den Bischöfen von Metz und Trier, schlug auch den Grafen von Bar in dessen eigenem Lande.

Heinrich der Blinde, der auf Conrad I., den letzten Sprossen von Siegfried, gefolgt war, erneuerte die Streitigkeiten mit Trier, half auch dem Bischof von Lüttich gegen den Grafen von Bar, gerieth aber in Folge dessen wegen der Entschädigung für die Kriegskosten mit seinem Verbündeten in Streit und unterlag in demselben. Gegen den Herzog von Lünburg, der in sein Land eingefallen war, kämpfte er ebenfalls und entledigte sich dieses Feindes mit Hülfe des Grafen von Hennegau, wofür dieser Namur erhielt. Dies befriedigte denselben aber nicht; es entspann sich ein Krieg mit Theobald, dem ersten Gemahl Ermesinde's, an welchen nach Heinrich dem Blinden die Herrschaft Luxemburgs übergegangen war. Auch mit dem Herzog von Lothringen, seinem Schwiegersohn, gerieth Theobald in Streit. Wegen seiner Kriege mit dem Erzbischof von Metz wurde er mit dem Bann belegt und zu einem Kreuzzug gegen die Albigenser im südlichen Frankreich verurtheilt.

Wallram, der zweite Gemahl Ermesinde's, führte ebenfalls Krieg mit dem Grafen von Namur. Das Land wurde vier Jahre hindurch verheert. Auch mit dem Erzbischof von Köln gerieth er in Streit, der mit der Ermordung desselben durch dessen Neffen, den Herzog von Isenburg, endete. Arlon, ein Theil der Herrschaft Diekirch, die Herrschaft Ligny, die Stadt Thionville, von den Einwohnern und der Bevölkerung der Umgegend noch heutigen

Tages stets mit dem deutschen Namen »Diedenhofen« benannt, und das Schloß Falkenstein kamen in dieser Zeit (bis 1246) durch Eroberung, Heirath und Vertrag zum Lande.

Heinrich II., der seiner Mutter in der Herrschaft folgte, eroberte Namur, von der Bevölkerung ins Land gerufen. Ein weiterer Krieg, der wegen rücksichtsloser Bestrafung eines Kuhdiebes durch den Strang, zwischen Luxemburg, Namur und Lüttich entbrannte, kostete 15,000 Menschenleben und verwüstete Städte und Dörfer. Mit dem Grafen von Bar führte Heinrich II. ebenfalls Krieg. Durch Ankauf erwarb er Marville, Avanch, St. Vith, Neundorf, Amblève und noch einen Theil von Dielirch. Sein Nachfolger Heinrich III. führte Krieg mit dem Bischof von Lüttich und fiel im Kampfe gegen den Herzog von Brabant. Nach ihm erhielt die Herrschaft Heinrich IV., der als deutscher Kaiser Heinrich VII. heißt. Dieser verbündete sich mit Philipp dem Schönen, König von Frankreich, gegen Eduard IV. König von England, und machte mehrere Schlachten mit, in denen er sich auszeichnete. Durch einen Kriegszug gegen Trier erzwang er sich das Bürger- und Schutzrecht dieser Stadt. Der Tod ereilte ihn schon im 51. Lebensjahre auf einem Kriegszuge gegen Italien zu Siena, den 24. August 1312. Seine Gebeine ruhen im Dom zu Pisa.

Der nächste Herrscher, Johann der Blinde, zugleich König von Böhmen, lebt noch in guter Erinnerung bei den Luxemburgern, da er ihnen viel Liebe und Anhänglichkeit bewiesen hat, ihre Lasten erleichterte und der Stadt verschiedene Privilegien ertheilte. Sein Leben war ein sehr bewegtes und selbst seine irdischen Ueberreste theilten dies Schicksal und konnten erst nach 5 Jahrhunderten endlich zur ungestörten Ruhe kommen; sie wurden im J. 1838 im Mausoleum, das Friedrich Wilhelm IV. König von Preußen zu Kastel bei Saarburg hatte erbauen lassen, beigesetzt. Selten versäumt ein Reisender diesen schönen Punkt im Saarthal zu besuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Ueber die letzten Augenblicke Diesterwegs entnehmen wir der »Allg. Lehrerztg.« Folgendes: »Der Todeskampf des edlen Mannes war kurz, doch hart gleich dem Kampfe, den er während seines Lebens mit seinen Widersachern geführt. — Seine Körperkraft brach zusammen, sein Geist blieb fest, klar, licht, bis sein Auge brach. Mit derselben Ruhe, mit der ein Weiser des Alterthums seinem Tode entgegenging, sah er seine letzte Stunde herannahen. Er ließ sich mehrere Male einen Handspiegel reichen, um in seinen Gesichtszügen zu sehen, welche Fortschritte die Krankheit mache, und als sein besorgter Sohn ihm davon abrathen wollte, sprach er: »Glaubst Du denn, daß ich mich vor dem Tode fürchte?« In dem Augenblick, da seine Kräfte bedeutend abnahmen, wendete er sich mit den Worten an seine Tochter: »Ich fühl's, ich gehe zur Mutter!« Die tiefbekümmerte Tochter, die von seinem nahen Tode unterrichtet war, erwiderte mit Seelenstärke: „Grüße sie von uns.“ Zu seinen versammelten Kindern sprach er die Worte: »Trauert nicht, seid friedlich mit einander, seid gut zu einander.« Als ihn die Schmerzen übermannten, rief er seinem Sohne zu: „Kommt denn der liebe Gott noch nicht und holt mich?“ So starb der Vater der deutschen Lehrer, der größte Pädagog unsers Jahrhunderts.“

In Paris wurde vor einigen Tagen der Graf v. Aug.... todt im Bett gefunden mit Anzeichen, welche auf Selbstvergiftung schließen lassen. Das Leben desselben war ein sehr tragisches, er hatte nämlich einen vollständigen Affenkopf, was ihn zu einem vieljährigen Einsiedlerleben zwang. Seine Mutter, im Jahre 1820 eine berühmte jugendliche Schönheit zu Paris, hegte eine bizarre Vorliebe für die Affen, an deren Sprüngen und Grimassen sie täglich Stunden lang Unterhaltung fand. Im April obigen Jahres gebar sie erwähntes Kind, über dessen Aussehen sie sich nicht einmal sehr entsetzt haben soll, während ihr Gatte darüber schwermüthig und bald darauf zum Selbstmörder ward. Die Gräfin ließ ihren Knaben sorgfältig durch einen vertrauten Hofmeister erziehen, indessen derselbe durch ein reizend eingerichtetes, jedoch ummauertes Landhaus im Faubourg du Roule den Blicken aller andern Leute entzogen blieb. Weder männliche noch weibliche Dienstboten hatten in seinen Gemächern Zutritt; die Mutter allein besorgte seine Bedienung. Außer dem Kopf war Graf Gaston d'A. durchaus wohlgestaltet, selbst sein unglückliches Antlitz war nicht ohne geistigen Ausdruck, in welchem sich Freude und Schmerz scharf und auf das Beweglichste ausprägten. Trotzdem, trotz seinen feinen, liebenswürdigen Manieren, und einer Jahresrente von 50,000 Fr. konnte sich keines der jungen Mädchen, welche die Mutter ihrem 20 Jahre alten Sohne zu freien suchte, zu einer Heirath entschließen. Nunmehr warf sich der Unglückliche, der außer dem Hofmeister auch noch mit einem in das Geheimniß eingeweihten Arzt verkehrte, ganz auf die Wissenschaften, und wurde buchstäblich ein Gelehrter. In Gesellschaft der erwähnten Männer machte er bisweilen nächtliche Wanderungen durch Paris, mit halbverhülltem Gesicht. Ende April fand ihn seine bejahrte Mutter, als sie ihm eben das Frühstück bringen wollte, todt im Bette. Derselbe hatte gerade sein 47. Lebensjahr vollendet.

Auflösung des Räthsels in № 35:

Stockfisch.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 38. Sonntag, den 12. Mai **1867.**

Im Zuchthause.

Erzählung aus der Wirklichkeit von W. Wauer.

(Fortsetzung.)

Johanna wagte nicht, den Vater anzureden, doch bat sie Norrmann, denselben durch ein paar Worte zu beruhigen. Dies geschah, als er wieder durch das Zimmer ging, indem er ihm berichtete, daß sich der Blutsturz nicht wieder eingestellt und die Kranke schon seit Abend schlafe. Moller nickte dankend mit dem Kopfe, drehte sich um und kehrte sein Gesicht der Wand zu.

Am Morgen ging der Oberinspektor hinab in's Lazareth, um nach Michailowitsch zu sehen. Auch dieser befand sich besser; die Krämpfe hatten über Nacht aufgehört, doch geschlafen hatte er nicht. Norrmann bat ihn, wenn er irgend kräftig genug, aufzustehen und zu ihm hinauf zu kommen; er könne sich dort auf sein Bett legen und der Oberinspektor mehr zu seiner Pflege thun als hier. Michael versuchte sich empor zu richten, doch fiel er erschöpft wieder zurück.

„Es geht nicht!“ sagte er. „Lassen Sie mich nur hier. Es kommt mir auf eine Hand voll Leiden nicht mehr an!“

„So werde ich zum Direktor gehen und mir von ihm erbitten, daß ich Dich hinauf nehmen darf.“

„Thun Sie's nicht!“ bat Michailowitsch. „Geben Sie ihm meinetwegen kein gutes Wort; es ist nicht der Mühe werth. Das Alles ist ja nur äußerlich, ich fühl' es kaum vor Dem, was in mir vorgeht. Und warum soll' ich auch einen Vorzug haben vor diesen Armen? Bin ich nicht ein Zuchthaussträfling wie sie? Man muß ertragen können, was man selbst verschuldet hat.“

Es lag etwas so Festes, Abgeschlossenes in diesen Worten, wie auch in seinem Gesicht, in seinen sonst so weichen, melancholischen Zügen ein Ausdruck kalter Ruhe und Starrheit. Als ihn Norrmann mit prüfendem Blick ansah, schloß er die Augen und preßte die Zähne knirschend auf einander.

Norrmann beschloß mit seinem Gesuch an den Direktor noch einen Tag zu warten. Es ekelte den edlen Norrmann davor, einen Menschen so gedemüthigt zu sehen und er wünschte daher, die Beschämung seinem Vorgesetzten so lange als möglich zu ersparen. Nachdem er noch an allen Krankenlagern vorgesprochen, trat er noch einmal zu Michailowitsch.

„Nimm Dich zusammen, daß Du bald genesest,“ sagte er; „wolle nur, so geschieht es auch. Des Menschen Wille überwindet selbst den Tod.“

„Und ich will!“ versetzte Jener mit festem Tone. „Es wäre meine tiefste Schmach, hieran zu sterben.“

Nicht wenig ging es Norrmann, sowie der Mutter und Johanna im Kopfe umher, was zwischen Michael und Antonie vorgefallen sei? Beide plötzlich erkrankt, die Letztere offenbar in Folge der Mißhandlung von Seiten des Vaters. Dieser aber sprach nicht, die Tochter durfte und konnte nicht sprechen und Michailowitsch konnte man im Lazareth nicht befragen. Was mußte man denken, als daß Moller die jungen Leute bei einer Liebesscene überrascht, die Tochter gemißhandelt und daß Michael darüber in Krämpfe gefallen sei? Die Frauen glaubten dies ganz bestimmt, nicht so Curt. Er kannte seinen Schützling zu gut, um glauben zu können, daß derselbe es wage, hier ein Liebesverhältniß anzuknüpfen. Auch hatte er nie bemerkt, daß der junge Mann irgend ein anderes Gefühl als das des Wohlwollens für Antonie empfand. Gleichwohl war Norrmann sehr beunruhigt und sehnte sich nach Aufschluß. Dieser sollte ihm am nächsten Tage werden; denn am Morgen trat Michailowitsch in das Zimmer des Oberinspektors. Er war sehr schwach, trotzdem aber bemerkte Jener, wie seine Haltung nicht mehr so gedrückt, sondern ruhig und fest war. Ebenso hatte sich jener entschiedene, kalte Zug, welcher Norrmann schon gestern aufgefallen, in dem Gesichte Michael's festgesetzt. Nachdem ihn der Oberinspektor freundlich begrüßt und sie mit einander den Kaffee eingenommen, trat Jener zum Pult, um sich zur Arbeit nieder zu setzen.

„Laß dies jetzt, ich habe mit Dir zu sprechen,“ sagte Norrmann. „Setze Dich.“ Ein Blick Michael's flog über des Oberinspektors Antlitz, er senkte die Augen und stützte sich auf das Pult, dann setzte er sich nieder.

„Nach Dem, wie ich mich zu Dir gestellt, glaubte ich wohl etwas Vertrauen von Dir erwarten zu dürfen,“ fuhr Norrmann fort. „Allein ich sehe das Gegentheil. Es thut mir leid, trotz Deines Schweigens nach der Veranlassung zu Deiner und Antoniens Krankheit fragen zu müssen.“

„Antonie?“ rief Michael erschrocken. Ist sie krank?“

„Lebensgefährlich, an einem Blutsturz, der sie gleich nach Deiner Erkrankung befiel.“

„Herr, ich weiß nichts davon! Sie sehen, wie mich dies erschreckt!“

„Gut, und kam auch Deine Krankheit so aus der Luft?"

„Ach, lieber Herr," bat der junge Mann, die Hände faltend, „seien Sie gütig! Sprechen Sie freundlich mit mir."

„Nun, so rede!"

Michailowitsch erzählte, welche Bitte er vor ihrer Reise an das junge Mädchen gestellt, wie sie diese erfüllt und was sich, durch Rosalinens herzlose Antwort veranlaßt, nach Antoniens Rückkehr zugetragen.

„Daß etwas Entsetzliches in meiner Nähe vorging, als ich so in Krämpfen dalag, davon hatt' ich ein dunkles Bewußtsein," fuhr er fort. „Es war mir, als müßte ich mich aufraffen, um Schreckliches zu verhindern; was es aber war, darüber konnt' ich nicht klar werden."

„Hm!" sagte Norrmann. „Hättest Du Vertrauen zu mir gehabt, hättest Du mir nur einmal Rosalinens Namen genannt, so hätte ich Dich längst auf eine schonendere Weise mit ihrer Gesinnung bekannt gemacht. Denkst Du nicht, ich habe schon lange mich bemüht, Dir ein liebevolles Wort von ihr zum Troste zu bringen?"

„Verzeihung, mein theurer Wohlthäter!" rief Michael, sich über Norrmann's Hand beugend und dieselbe an seine Lippen drückend. „Es war nicht Mangel an Vertrauen, daß ich schwieg, es war mir so schrecklich, zu Ihnen, der mir jetzt Alles und nach Gott der Erste ist, von jener Zeit zu reden. O zürnen Sie mir nicht!"

„Ich zürne Dir nicht, es schmerzt mich nur, daß Du Dir unnütze Leiden bereitet hast."

„Nicht unnütze, Herr," sprach Michael mit der Festigkeit, welche Curt schon früher bemerkt hatte, „diese Leiden sind mir wohlthätig geworden. Sie haben mich von einem zerstörenden Schmerze geheilt. Das Gefühl, Rosaline entehrt, sie elend gemacht zu haben, war dieser zerstörende Schmerz. Er hat mich verlassen. Entehren kann sie nichts und elend ist sie geboren, die Elende! Freilich ist es nichts Geringes, dieses Geschick für eine Unwürdige zu tragen, doch ich werd' es tragen als Strafe der Thorheit, einem solchen Weibe Alles, selbst die Ehre geopfert zu haben. Doch, Herr, es ist Ihre Verwandte, von der ich rede, ich bedachte es nicht —"

„Sei ruhig! Dies verwandtschaftliche Band lag nur im Blute, nie in den Seelen; jetzt ist es zerrissen und ich bin glücklich, Dich so gefaßt zu finden. Sei ein Mann und nimm mein Wort, ich helfe Dir zu einem neuen Leben."

Er zog bei diesen Worten den jungen Mann zu sich heran, der überwältigt einen Augenblick an Norrmanns Brust sank. Er wollte sich sogleich wieder erheben, Curt aber drückte sein Haupt an sich.

„Ruhe aus und dann sei stark!" sagte Curt mit Treuherzigkeit.

Noch vor Tisch suchte er den Vater auf und erzählte ihm, was er mit Michael gesprochen. Ihn darauf aufmerksam machend, daß der junge Mann keine Ahnung von Antoniens Liebe habe und selber eine solche für sie durchaus nicht empfinde, bat er ihn, nicht durch unfreundliches Benehmen gegen Michailowitsch oder durch das Verbot, in Moller's Wohnung zu erscheinen, diese Angelegenheit zu verschlimmern, da man sie hiedurch nur in der Leute Mäuler bringe. Mürrisch, ohne zu antworten, blickte der starre Mann vor sich nieder.

„Mit Ihrer Erlaubniß bring' ich also Michailowitsch heut wieder mit zu Tisch," fuhr Norrmann fort.

Hartnäckiges Schweigen.

„Sollten Sie dies nicht wollen, so speise ich mit ihm auf meinem Zimmer."

„Hm, nein, das laß nur!" entgegnete der Vater höhnisch; „sonst wird mir die andere auch noch verrückt; meine Töchter scheinen Anlage dazu zu haben. Ich werde dem Gesellen wohl sehr um den Bart gehen müssen, damit die Dirne mir nicht abfährt."

Er ging und ließ Curt stehen.

V.

Vierzehn Tage waren seit Antoniens Erkrankung vergangen. Jetzt erst hatte der Arzt die dringendste Gefahr als beseitigt erklärt und die allerhöchste Schonung anbefohlen. Der Vater hatte die Tochter noch gar nicht wieder gesehen; er ging umher gleich einer wandelnden Gewitterwolke, die jeden Augenblick losdonnern und blitzen kann, aber dem aufmerksamen Beobachter konnte auch ein tief schmerzlicher Zug in seinem faltiger gewordenen Antlitz nicht entgehen. Antonie sollte nun mit stärkenden Speisen, Wein und Dergleichen gekräftigt werden, allein man konnte sie nur selten dazu vermögen, etwas zu genießen. Sie grämte sich unaussprechlich, daß der Vater nicht einmal kam, um nach ihr zu sehen; sie hatte sich vorgenommen, nichts zu ihrer Genesung beizutragen, denn, von ihm verstoßen wollte sie nicht leben. Auch nach Michael war ihre Sehnsucht übermächtig. Zwar wußte sie, daß er wieder gesund sei und Johanna brachte ihr von ihm einen Gruß mit der Bitte, doch ja recht bald zu genesen; dies that ihr wohl, allein ihn zu sehen wünschte sie mit krankhafter Gluth und wagte es gleichwohl nicht, dies irgend Jemand zu gestehen. Umsonst schaffte daher Norrmann die theuersten Weine, Speisen und alle erdenklichen Stärkungsmittel herbei, die Kranke genoß wenig davon und man war gezwungen, fast Alles selber zu verzehren.

Eines Mittags kehrte so die Mutter mit ihrer Taubenbrühe zurück, ohne daß die Tochter dieselbe berührt hatte. Sie setzte die Suppe schweigend auf den Tisch und bemühte sich ihre Thränen zu verbergen.

„Mach' die Thür auf," sagte Moller zu ihr.

Sie that es und er rief in die Kammer hinein: „Du wirst die Brühe essen, Antonie! Trag' sie ihr hinein, Johanna!"

Diese gehorchte, kehrte aber zurück.

»Sie bittet Sie um Gotteswillen, lieber Vater, ihr die Suppe selber zu bringen!« sagte sie.

Finster und unschlüssig blickte er vor sich nieder; Alle sahen ihn ängstlich an und die Mutter warf sich weinend an seine Brust. Sanft schob er sie von sich, nahm den Teller und ging hinein zur Tochter. Fast hätte er denselben auf den Boden geworfen, als er seine einst so blühende Antonie so verändert sah. Moller jedoch war nicht der Mann, sich so leicht besiegen zu lassen; er faßte sich und trat an das Bett.

»Da bin ich; iß nun!«

Antonie streckte bebend ihre Arme nach ihm aus.

»Erst iß!«

Moller setzte sich zu ihr aufs Bett und hielt ihr den Teller; da er jedoch sah, wie ihre Hände zitterten, daß sie Alles verschüttete, nahm er selber den Löffel und fütterte sie, bis sie mit schwacher, leiser Stimme sagte:

»Bitte, bitte — Genug!«

Schweigend setzte er den Teller fort und nun schlang sie ihre Arme um seinen Hals. Er streichelte ihr den Kopf und ließ sie ein Weilchen an seiner Brust ruhen.

»Nun laß mich gehen,« sagte er; »um 2 Uhr, wenn ich aus den Sälen komme, wollen wir ein Wort mit einander reden.«

Aengstlich sah sie ihn an.

»Nicht mehr zürnen, Vater!« bat sie mit matter Stimme.

»Nein, sei ruhig!"

Er ging. Um 2 Uhr kehrte er wieder und setzte sich zu ihr. Schmeichelnd ergriff sie seine Hände, streichelte, küßte sie und legte ihr mattes Köpfchen auf dieselben. Eine Weile ließ er sie gewähren.

»Ja, Kind,« sagte er, „das ist Alles ganz gut; doch sage mir, was soll denn aus dieser Geschichte werden? Willst Du dieser thörichten Liebe entsagen?

»Ich kann ja nicht, selbst nicht im Tode, Vater!«

»Na, das gefällt mir!« rief er zornig lachend. Doch als er ihre Angst sah, nahm er sich zusammen und fragte ruhiger: »Und was meinst Du, daß nun geschehen soll?«

»Nichts! Nichts, Vater! Ich will ihn ja nur sehen, nur in seiner Nähe weilen. Er liebt mich ja nicht und soll auch niemals erfahren, daß ich ihn so über Alles geliebt habe. — Lassen Sie mich noch eine kurze Zeit seiner Gegenwart ungestört, ohne Argwohn, ohne Ihren Zorn genießen! Norrmann hat um Begnadigung für ihn geschrieben, der Onkel meint, sie würde ihm jedenfalls gewährt, da der König das Urtheil gleich sehr hart gefunden habe und ihn nur der Präsident von Norrmann verhindert habe, die Strafe, wie es Curt erbeten, in Festungshaft zu verwandeln. Wenn Michailowitsch frei ist, so geht er fort und ich sterbe bald, dann ist Ihre Ehre gerettet, Vater.«

»Meine Ehre gerettet und mein Herz gebrochen!« rief Moller im Ausbruch seines Schmerzes. »Ja, stirb nur, stirb für den Sträfling; was kümmert Dich Dein alter Vater und sein gebrochenes Herz!«

Antonie verhüllte das Antlitz in ihre Decke, dann aber schlang sie die Arme um den Vater und sprach in unendlich weichem und klagendem Tone:

»Ich möchte, ach, wie gern leben; ich bin ja noch so jung und hatte mir das Leben so schön gedacht! Ich werde auch leben, so lange er bei mir ist, wenn ich ihn auch nicht besitzen kann, nur ihn sehen, ihn hören, mich in seiner Nähe wissen. Ich kann nicht dafür, Vater, daß ich sterben muß, wenn er geht; mein Leben ist an ihn gekettet, es flieht mit ihm!«

Voll Schmerz und Zorn wollte er auffahren, allein er faßte sich und sagte ruhiger, doch nicht ohne Bitterkeit:

»Nun, rege Dich nicht auf und erhalte Dich mir mindestens noch so lange, bis er Dein Leben mit sich nimmt. Ich will nichts gegen Dich thun, und auch keinen Argwohn gegen Euch hegen, sondern mich auf Dein Wort und Deine Ehre verlassen.«

»Dank, o Dank!«

Moller wollte gehen, sie rief ihn zurück.

»Ach, küssen Sie mich doch nur einmal, Vater!« bat sie, und er that es. An seiner Brust ruhend sprach sie schmeichelnd: »Ich möchte so gern im Wohnzimmer ein wenig auf dem Sopha liegen."

»Warum?«

»Nun, es ist doch eine Veränderung!«

»Antonie! Du lügst!«

»Vergebung, Vater! Ja, ich sprach nicht die Wahrheit! ach, ich möchte ihn so gern einmal wieder sehen!« stotterte sie voll Angst und Verlegenheit.

„Nun, sei ruhig! Ich habe Dir neulich zuviel gethan und muß Dir nun schon etwas hingehen lassen. Ich schicke Johannen, sie mag Dich einhüllen und Norrmann soll Dich dann hinein tragen zur Kaffeezeit.«

(Fortsetzung folgt.)

Die »Pass. Ztg.« Nro. 124 bringt folgendes

Beruhigende Wort an die Biertrinker.

O, halt' euch nicht auf, weil das Bier jetzt so theuer,
Zum Schimpfen und Drohen da lacht blos der Bräuer,
Und denket: „erhitzt euch der Preis schon das Blut,
Wie wird's erst das Bier thun, wenn's — stark ist und gut!!! —

Der Schwindel mit Drohen, der kann zu Nichts führen,
Man läßt euch, so viel als ihr wollt, raisonniren;
Ich rath' euch, erwartet die Zeit und seid still,
Und hört, was ich deßhalb euch sagen jetzt will: —

Beschlossen ward's droben im Rathe der Götter,
Man schickt uns den Sommer ein naßkaltes Wetter, —
Daß Alle sehr wenig die Sonne erhitzt
Und nicht arg bei der Arbeit der Arbeitsmann schwitzt. —

Und sticht dann die Sonne nicht so auf den Scheitel,
Dann trinkt man natürlich auch weniger Seidel;
Man bleibt hübsch bei Frau und bei Kindern daheim
Und legt auch auf die Art zum Sparen den Keim.

Man trinkt nur ein Maßerl, statt zweien und dreien,
Was meist oft geschieht dort im Wirthshaus beim Schreien;
Man bleibet gesund stets, das wird man erst seh'n,
Und kann seiner Arbeit am Morgen nachgeh'n.

Dann bleibt den Bräuern das Bier in dem Keller,
Sie geben's zuletzt noch um Vier und ein Heller,
Und sauer wird's obendrein, wie man schon weiß,
So geht von sich selber herunter der Preis.

Dann kratzt sich im Haare am Ende der Bräuer,
Ein anders Jahr gibt er das Bier nicht so theuer:
Er denkt sich: „S'ist z'theuer, das hab' ich gespürt," —
Bin wahrlich ich mehr als die — Leute petschirt.

Luxemburg.

(Fortsetzung.)

Wie seine Vorgänger führte auch Johann Kriege gegen die Bischöfe von Lüttich und Metz. Die letztere Stadt mußte eine zweijährige Belagerung aushalten. Gegen Oesterreich zog er wiederholt zu Felde. Auch dem deutschen Orden leistete er gegen die heidnischen Lithauer Hülfe. In ihren Sümpfen verlor er ein Auge, das andere raubte ihm die Gewissenlosigkeit eines Menschen, der sich für einen Augenarzt ausgegeben hatte. In der Schlacht von Crecy (1346) fiel er mit seiner Leibwache, aus fünfzig luxemburgischen Rittern bestehend, da er absichtlich den Tod gesucht hatte; denn aus den Berichten über den Gang der Schlacht hatte er den unglücklichen Ausgang derselben für Philipp von Frankreich erkannt, für den er mit seinem Sohne Karl gegen Eduard III., König von England, kämpfte. Der Gedanke, sich vor einem Feinde zurückziehen zu müssen, erschien ihm unerträglich. Die Liebe der Luxemburger hat das Ständehaus mit seinem Standbild würdig geschmückt, denn Anhänglichkeit und Treue einem Herrscher zu beweisen, der ihrer würdig ist, hat sie von jeher ausgezeichnet, wie das selbst von Wenzel II. anerkannt wurde.

Wenzel I., aus zweiter Ehe, folgte seinem Vater Johann in der Regierung der Grafschaft, da der älteste Sohn als Karl IV. zum deutschen Kaiser erwählt worden war. Während der Minderjährigkeit Wenzels leitete Karl selbst die Regierung und erhob die Grafschaft zu einem Herzogthum im Jahre 1354. Dasselbe umfaßte die Probsteien Remich, Grevemachern, Echternach, Bittburg, die Thäler der Leser, Salm, Kill und Prüm; ferner Diedenhofen (Thionville) und die Grafschaft Roussy, die Herrschaft von Rodenmachern, von Noville und mehrere Ortschaften an der Saar und Orn; gegen Westen begrenzte es die Maaß, es gehörten Ivoix, Dampvillers, Marville, Montmedy, Chiny, Virton, Neufschateau, Arlon und verschiedene Gegenden an der Chiers und Semois dazu; nach Norden erstreckte es sich über Salm, Laroche, Vianden, Montaigu, Poilwache, Bastnach, Marche, Durbuy, über die Herrschaften Mirouart, Harzin, St. Veith bis zur Ourth, Lesse, Sauer, Lomme und Wiltz.

Durch Wenzels I. Vermählung mit Johanna von Brabant, die schon in seinem zwölften Jahre stattfand, wurde er nach dem Tode seines Schwiegervaters Herr der Herzogthümer von Brabant und Limburg und von dem Marquisat Antwerpen, was ihn aber in einen Krieg mit seinem Schwager, dem Grafen von Flandern und in Grenzstreitigkeiten mit dem Grafen von Namur verwickelte. In seinem Kampf mit dem Herzog von Jülch, der eine Räuberbande schützte, die durch ihre Ausdehnung und Grausamkeit den Schrecken von Belgien und der Rheingegend bildete, war er nicht glücklich. Er unterlag und gerieth in Gefangenschaft, aus welcher ihn nur der Kaiser befreite. Erdbeben, Hungersnoth und in Folge dessen eine Pest, „der schwarze Tod," hatten unter seiner Regierung fast ganz Europa verheert. Zur vermeintlichen Abwendung dieser Uebel war die „Geißlersekte" entstanden, die aber bald durch ihre tollen Ausschweifungen ihren Untergang fand. Auch die Echternacher Springprozession stammt aus dieser Zeit; sie fand zum ersten Male im Jahre 1374 „zur Ehre des heiligen Willibrodus statt."

Im Jahre 1369 hatten sich die Stände des Landes zum ersten Male versammelt, denn durch Wenzel's I. Fürsprache beim Kaiser erhielt Luxemburg in Verbindung mit Trier eine Stimme zur Kaiserwahl und eine Theilhaberschaft bei den Reichsständen. Die Grafschaft Vianden, Dasburg, Stadt Veith und Bütgenbach gingen durch Heirath an das Haus Oranien-Nassau über.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Der englische Advokatenstand erhielt kürzlich sein erstes mohamedanisches Mitglied. Budrodeen Thabjee, seiner Nationalität nach Indier, hat seine Studien im Middle Temple gemacht und wurde nach Erfüllung aller sonstigen Formalitäten auf den Koran vereidet und, wie der englische Ausdruck lautet, zu der „bar" berufen. Der neue Advokat beabsichtigt, wie es heißt, sich in Bombay niederzulassen.

Ein russischer Censur-Beamter schickte jüngst unter Kreuzband den „Kladderadatsch" mit folgender classischen Bemerkung zurück: „Di Russische Zensur Lastnich, Retur!" Man kann aus diesem Deutsch einen Schluß auf die Urtheilsfähigkeit der Censur-Beamten über deutsche Schriften ziehen.

Ein Newyorker Blatt erzählt, daß zu Taylon (Ohio) ein 80jähriger Schuhmacher lebe, der seit 40 Tagen nichts gegessen noch getrunken! Bei Beginn seines Fastens war er ein korpulenter Mann und jetzt hat er blos die Haut auf den Knochen. Uebrigens versichert er, sich sehr wohl dabei zu finden und spricht von Schutzengeln, die ihn in die ewige Heimath überführen würden.

Der Schmuck, womit der Graf von Flandern seine junge Gemahlin überrascht hat, hat einen Werth von anderthalb Millionen Franken. Die Diamanten kommen von der Prinzessin Charlotte her und Leopold I. hat sie dem Grafen von Flandern in seinem Testamente vermacht.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 39. Donnerstag, den 16. Mai **1867.**

Im Zuchthause.

Erzählung aus der Wirklichkeit von W. Wauer.

(Fortsetzung.)

Als der Schwager kam und sie in's Wohnzimmer trug, war nur Johanna in demselben. Wie er die Kranke nun so sorgsam und bequem zu betten bemüht war, sah ihn dieselbe gerührt an.

„Wie unrecht that ich Dir, als ich Dich zu strenge fand!« bat sie. »Vergib es mir, mein theurer, edler Bruder! Was hast Du nicht Alles jetzt für mich gethan!"

Wenig, Kind, wenig!« erwiderte er. »Doch habe Vertrauen zu mir und meinem Willen. Gräme Dich nicht; ängstige Dich nicht und denke nur immer: Curt lenkt Alles noch zum Guten!«

Fast erschrecken sah sie ihn mit ihren jetzt so großen braunen Augen an.

»Wie wäre das möglich?« fragte sie.

»Bei Gott ist nichts unmöglich!« entgegnete er feierlich, „und wenn wir uns auf ihn verlassen, so verläßt er uns sicherlich nicht."

Es pochte leise, man konnte dies Klopfen; das war Michailowitsch. Antonie erbebte und sank in die Kissen zurück. Michael war eingetreten.

»Antonie!« rief er heftig erschüttert und überrascht von ihrer unerwarteten Anwesenheit. »O liebes Fräulein, wie sehr müssen Sie gelitten haben!«

Zu sprechen vermochte sie nicht, doch reichte sie ihm ihre Hand, die er innig und tief bewegt an seine Lippen drückte. Die Mutter brachte den Caffee, sie küßte die Tochter zärtlich, dann kam auch der Vater und man setzte sich um den Tisch.

»Gieß auch Antonien etwas Caffee ein,« sagte Moller zur Mutter. »Nicht wahr, Kind, Du trinkst ein wenig?«

»Wenn Sie ihn mir reichen wollen, lieber Vater!« entgegnete sie lächelnd.

»Nein, Kind, ich bin müde und abgehetzt; Michailowitsch, gib ihr die Tasse und einen Zwieback. Na, was ist denn das für ein Geklapper? Seid so gut und werft die Tasse weg! Eins ist so ungeschickt wie das Andere.«

„Das war ich, Väterchen!« sagte Michael schmeichelnd. »Die Obertasse glitt etwas auf die Seite.«

Wie er lügen konnte! Sie war es gewesen, weil ihre Hand vor Freude und Verlegenheit mehr noch als vor Schwäche zitterte.

Da der Vater ihr nun vergeben und sogar jetzt liebevoller als je zu ihr war, da die Worte Curt's eine, wenn auch ganz unbestimmte Hoffnung in ihrem Herzen erregt hatten, so that Antonie jetzt Alles, was der Arzt zu ihrer Stärkung und Kräftigung verordnete. Doch diese beruhigenden Empfindungen selbst wirkten schon unendlich wohlthuend zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit. Freilich konnten, wie der Arzt gesagt, wohl noch Jahre vergehen, bevor sie ganz genesen sein würde, allein es war doch schon viel gewonnen, daß nur überhaupt eine Hoffnung auf ihre Genesung vorhanden sein konnte. Jetzt freute man sich schon, daß sie es vermochte, von Mittag bis zum Schlafengehen in der Wohnstube auf dem Sopha zu liegen. Hiezu kräftigte sie die Liebe, denn zu Mittag, zum Caffee, zum Abendessen kam ja der Geliebte, und der Abend, der schöne Abend, wo er drei Stunden lang in ihrer Nähe weilte. Und hier entwickelte sich nun ein eigenthümlich zartes und anmuthiges Verhältniß zwischen den jungen Leuten. Michael, welcher zwar nie einen Augenblick von der höchsten Bescheidenheit verlassen wurde, der aber von seiner früheren verzweiflungsvollen Gedrücktheit jetzt ganz frei war und dessen Antlitz und Benehmen wohl noch eine ruhige, tiefe Trauer, doch kein hoffnungsloses Verzagen mehr zeigte, Michael hatte in der Zeit, in welcher er bei Antonie sich aufhielt, mit der sanften, eleganten Sicherheit, welche seinem Wesen eigen, die Unterhaltung und Bedienung der Kranken ganz allein in Anspruch genommen, ohne daß irgend Jemand darin etwas Besonderes hätte finden können. Es geschah eben mit solcher Feinheit und sanfter Entschiedenheit, mit so eleganter Bescheidenheit, daß, was er that, ganz selbstverständlich erschien. Was er aber that, gab ihr das Leben wieder, indem es eine Glückseligkeit in ihr Herz goß, die den Tod verscheuchte. Unerschöpflich in ihrer Bedienung, im Aufsuchen jeder Erleichterung, jeder Bequemlichkeit, jeder Annehmlichkeit für sie und ihren schwachen und kranken Zustand, war er ebenso unerschöpflich in den Mitteln zu ihrer Unterhaltung. Er las vor oder erzählte ihr russische Sagen und Märchen, auch Scenen aus dem russischen Volksleben, dabei knetete er aus Wachs die niedlichsten Thiere, von denen sie bald eine ganze Menagerie hatte; aus buntem Papier machte er ihr die reizendsten Blumen, schnitt eine Gruppe graziöser Tänzer oder die Silhouetten sämmtlicher Familienglieder, machte ihr Zwirnwickel, Körbchen und kleine Schlitten zur Aufbewahrung von Nähnadeln aus Kartenblättern, zeichnete und malte die Trachten der verschiedenen Völker, welche er gesehen, so

bei dieser Gelegenheit einen Schatz von Talenten entwickelnd, die in einer Person vereinigt fast unglaublich erschienen. Dabei aber hatte sein Benehmen durchaus nichts von der beflissenen Aufmerksamkeit eines Liebenden, sondern zeigte die ruhige aber innige Zärtlichkeit eines bedeutend älteren Bruders, die Tändelei mit einem geliebten kranken Kinde. Er hatte keine Ahnung von ihrer Liebe zu ihm, dadurch blieb seine Unbefangenheit ungestört und sein unendlich graziöses, liebenswürdiges Wesen konnte sich in seiner ganzen wunderbaren Anmuth entfalten.

Unter dem Einflusse eben dieser wunderbaren Anmuth, die sie ganz umstrickte, bezauberte und berauschte, lebte Antonie wie in einem schönen, sonnigen Traume dahin, ihre körperliche Schwäche hüllte ihr Inneres in jene weiche Widerstandslosigkeit, die nichts begehrte, als so fort zu träumen in alle Ewigkeit.

Der Vater Moller aber war in einer sonderbaren Lage. Unter seinen Augen knüpfte sich ein Band, das selbst der Tod nicht zu trennen vermochte; denn wenn dasselbe gleich von Michael's Seite durchaus nichts von dem Feuer der Liebe besaß, so war es doch eben so fest und dauerhaft als jenes. Moller sah dies, er sah, daß diesen sich immer fester schürzenden Knoten auflösen zu wollen, Antonien tödten heiße, und dennoch machte das eben so zarte als ruhige, innige und unbefangene Wesen des jungen Gefangenen es unmöglich, einen Tadel über sein Benehmen aufkommen zu lassen. Ja noch mehr: der Vater, der sein Kind sich diesem vor der Gesellschaft entehrten Manne hinopfern sah, hätte diesen Mann gern vom Grunde seines Herzens aus gehaßt; wenn er aber sein Herz und seine Empfindungen für Michailowitsch prüfte, fand er darin nur eine herzliche, väterliche Liebe für denselben. Wohin sollte Das führen? Er wußte es nicht und das machte ihn oft recht unwirsch und verdrießlich. Aber Michael und Antonie schmeichelten jede Wolke von seiner Stirn hinweg, und wenn Moller, anstatt der Tochter, die er schonen mußte, manchmal gern Michael angefahren hätte, war er gleich wieder besiegt, wenn das herzige, bittend-schmeichelnde »Väterchen!« von dessen Lippen ertönte.

VI.

Inzwischen war der Herbst herangekommen. Helene schrieb an Johanna, sie werde noch vierzehn Tage bei den Verwandten bleiben und dann zu den Eltern zurückkehren, wolle aber vorher noch für einige Tage nach S. kommen, um sich an dem Glücke Johanna's zu erfreuen. Vielleicht sei es möglich, deren Hochzeit in diese Zeit zu verlegen, damit sie derselben beiwohnen könne. Sie selbst, Helene, sei kränker, als da sie abgereist, und wünsche nur noch den Tod, um von diesen Qualen endlich erlöst zu sein. Es wurde nun bestimmt, der Cousine Willen zu befolgen und Norrmann's und Johanna's Hochzeit in den Tagen ihrer Anwesenheit bei den Verwandten zu feiern. Das Brautpaar wünschte dieses Fest ganz in der Stille zu begehen, und da man es ohnehin für den Oktober festgesetzt hatte, so konnte man es leicht in diese Tage verlegen.

Vom Vater Helenens war gleichfalls ein Schreiben an den Oberinspektor eingelaufen, welches ihm Bericht über das für Michailowitsch eingereichte Begnadigungsgesuch erstattete. Es liege schon seit längerer Zeit im Cabinet des Königs, doch habe derselbe noch immer nichts darüber entschieden. Der Staatssecretär hegte aber die bestimmteste Hoffnung auf die Gewährung der Bitte. Sorgfältig verschloß Norrmann das Schreiben, damit es nicht etwa in Michael's Hände gerathe, der die Befugniß hatte, die offen daliegenden Briefe behufs der Beantwortung zu lesen.

Endlich war nun auch das Buch: „Erzählungen der Sträflinge" im Druck erschienen. Norrmann hatte dasselbe auf seine Kosten drucken lassen, da kein Buchhändler sich entschließen mochte, das unter dem ganz unbekannten Pseudonym Michael Steppanoff angebotene Manuscript zu übernehmen. Und welch ein Aufsehen, welch einen Aufruhr erregte dasselbe! Dieses Buch mit seiner ruhigen, eleganten Manier, mit seiner knappen und doch lebendigen Darstellung, mit seinen unendlich milden und menschlichen Ansichten und dargelegten Empfindungen, das doch so furchtbare, einschneidende Wahrheiten sagte und in der graziösesten Weise die ganze Rechtspflege, sowie das Strafsystem als veraltet und verwerflich, unmoralisch und verderblich hinstellte! Weder Curt, noch der Verfasser selbst, der Letztere aber am wenigsten, hatte eine Ahnung gehabt von dem Sturm, welchen das Werk erregte. Allgemein galt Norrmann für den Verfasser und die ganze Gesellschaft der Juristen, hohe und niedrige, erhoben sich, Parteien bildend, für und gegen ihn. Der Präsident von Norrmann hatte nichts Eiligeres zu thun, als seinen Neffen bei dem Könige in das ungünstigste Licht zu stellen, als Einen, der immer nur bemüht sei, alles Bestehende umzustürzen und Neuerungen einzuführen. Aber der alte Herr sagte:

„Wenn das Bestehende nicht mehr taugt für die anders gewordene Zeit, muß es umgestoßen und Neues aufgebaut werden. Ich will das Buch lesen!"

Jetzt verstummte jedes Urtheil über dasselbe und Alle harrten der Entscheidung des Königs, um sich dann mit der ganzen Wucht seines Urtheils auf die Seite der Macht werfen zu können.

Nicht wenig erschrocken war Michailowitsch im ersten Augenblicke, als er vernahm, welch großartigen Erfolg seine erste literarische Arbeit erzielt habe. Bald aber hatte er sich gefaßt und sein Auge leuchtete vor freudigem Stolz. Unbewußt faltete er die Hände und hob sie wie zum Dankgebet. Norrmann's Antlitz strahlte von der reinsten Freude; er reichte dem jungen Mann seine Hand.

„Siehst Du es nun, mein Freund, das neue Leben?“ fragte er.

„Ich seh' es! Ja, ich seh' es! Und küsse die theure Hand, die es mir gab!“ antwortete Michael, die ihm dargereichte ergreifend und an seine Lippen drückend. „Ach, welch ein Dasein! Ein doppeltes Leben, das eine in der Wirklichkeit, das andere in der Welt des Geistes, und dieses heilt mit seinem Zauberbalsam die Wunden, welche jenes schlug. Da ist kein Stillstand, ein stetes Schaffen nur, ein stetes Vorwärtsschreiten. Und welchen Muth, welche Kraft gibt es für das qualvolle Leben der Wirklichkeit! Es gibt gewiß keinen höheren, erhabeneren Beruf als den des Schriftstellers!“

„Wohl, so erfülle ihn fortan!“ sagt Curt. Um den zweiten Theil Deines Buches werden sich die Buchhändler reißen und Dein erstes Werk wird Dir so viel bringen, um auch in der Wirklichkeit ein neues Leben beginnen zu können, nach Deinem Freiwerden.“

„Wie weit ist es noch bis dahin!“ seufzte Michael melancholisch lächelnd.

„Vielleicht nicht so weit als Du denkst. Wie wär' es, wenn der Oheim für Dich an den König um Begnadigung schriebe? Wenn Dein Buch seinen Beifall findet und Du wirst ihm als Verfasser genannt, so ist Deine Begnadigung sicher.“

„Nein, thun Sie's nicht! Ich würde dann vielleicht von Rußland aus den Befehl erhalten, dorthin zurückzukehren, und müßte mich von Ihnen trennen. Das wäre das Schrecklichste! Viel lieber will ich, so lange ich lebe, ein Zuchthaussträfling bleiben!“

Es wurde an die Thür geklopft. Michael eilte in das Cabinet, um nicht etwa von einem Fremden gesehen zu werden. Fast gleichzeitig trat ein Herr ein von vielleicht 28 bis 30 Jahren, dessen Figur etwas über Mittelgröße, schlank, elegant und doch kräftig gebaut, das Haar vom hellsten wie Seide glänzenden Blond, die Augen blau, mit offenem, redlichem Blick, das Gesicht sehr weiß und zart von Farbe, doch mit hübschen, männlich kräftigen Zügen, die jedoch wie von einem Schleier stiller Trauer eingehüllt waren. Die Herren begrüßten einander mit stummen Verbeugungen, dann begann der Fremde:

„Mein Herr, auf die Gefahr hin, mich sogleich Ihres Wohlwollens zu berauben, muß ich Ihnen dennoch meinen Namen nennen; ich würde es für unredlich halten, Sie auch nur einen Augenblick im Unklaren über meine Person zu lassen.“

„Ein feierlicher Eingang!“ lächelte der Oberinspektor, indem er mit einer Handbewegung den Fremden einlud, sich zu setzen.

„Nicht feierlich, wohl aber ehrlich,“ erwiderte Jener. „Ich bin der Assessor Oscar von Nordenhilm, und Sie werden einsehen, daß ich ein Recht habe, einen nicht allzufreundlichen Empfang von Ihrer Seite zu erwarten.“

„Herr Assessor,“ sagte Norrmann mit unveränderter ruhiger Freundlichkeit, „ich habe mich überzeugt, daß Ihre Handlungsweise gegen die arme Helene nicht aus treulosem Leichtsinn, sondern einestheils aus der eigenen Schuld des jungen Mädchens, andererseits aus einer unglücklichen Verknüpfung von Umständen und Verhältnissen hervorgegangen. Es steht also auch mir nicht zu, Sie unfreundlich zu empfangen. Sagen Sie mir, was mir das Vergnügen Ihres Besuches verschafft.“

„Die Bewunderung, welche mir Ihr Buch eingeflößt, führt mich zu Ihnen, und vielleicht war es auch der Wunsch, meine Handlungsweise gegen Helene gerade in den Augen eines so hochachtungswerthen Mannes in ihrem richtigen Lichte darzustellen; denn aller Anschein sagt mir, daß ich weder von Helene noch von deren Eltern Gerechtigkeit zu erwarten habe.“

(Fortsetzung folgt.)

Luxemburg.

(Fortsetzung.)

Da Wenzel I. kinderlos geblieben war, so hatte er seinen Neffen Wenzel II., den ältesten Sohn Karls IV., zum Erben seiner Lande eingesetzt. So sehr aber auch Deutschland und Böhmen unter der schweren Mißregierung dieses Fürsten zu leiden hatten, so blieb doch Luxemburg von dessen Ausschweifungen und Grausamkeiten verschont. Er bestätigte nicht nur die bisherigen Privilegien des Landes, sondern vermehrte sie noch und bewilligte der Stadt sogar die hohe und niedere Gerichtsbarkeit. In seine Zeit fällt auch die Erweiterung der Stadt, wobei „der Grund“ und „der Rahm“ in die Umwallung eingeschlossen wurde. Den häufigen Privatstreitigkeiten und den daraus entstehenden Bürgerkriegen suchte er im Verein mit den Ständen des Landes durch den Erlaß eines Reglements im Jahre 1398 ein Ziel zu setzen: denn er hatte sich bei der Verpfändung des Landes an Jost, den Sohn Johanns von Luxemburg und Marquis von Mähren (im Jahre 1388), einen Antheil an der Verwaltung vorbehalten, wodurch indessen eine Doppelregierung herbeigeführt wurde, die ihre großen Uebelstände erzeugte. Jost, auch Jobst und Jodock genannt, konnte es nicht hindern, daß der Graf von St. Pol wegen einer alten Schuldforderung an Wenzel II. ins Land fiel und über hundert Ortschaften verwüstete; er übertrug daher seine Rechte an den Herzog Ludwig von Orleans, den Bruder des Königs von Frankreich Karl VI. Er verpfändete ihm die Städte von Ivoix, Montmedy, Dampvillers und Orchimont. Nach der Ermordung Ludwigs in einer Empörung zu Paris fiel die Regierung wieder an Jost zurück. Nach seinem Tode im Jahre 1411 übertrug Wenzel II. die Pfandinhaberschaft an Elisabeth von Görlitz, die er mit dem Herzog von Brabant vermählt hatte.

Der fortgesetzte Regierungswechsel erzeugte so große Unzufriedenheit, daß Elisabeth nur mit vieler

Mühe in den vollen Besitz der Herrschaft gelangen konnte, obgleich sie die Rechte und Freiheiten des Landes ohne Zögern bestätigt hatte. Montmedy, Dampvillers, Orchimont und Ivoix konnte ihr Gemahl der Herzogin-Wittwe Ludwigs von Orleans durch Gewalt entreißen. Als dieser in der Schlacht bei Azincourt gefallen war, verheirathete sich Elisabeth mit Johann von Bayern, der jedoch kurze Zeit nachher vergiftet wurde.

Auf Wenzel II., der als deutscher Kaiser den Beinamen „der Faule" erhalten hatte, folgte dessen jüngerer Bruder Sigismund, der Luxemburg unter noch erweiterten Bedingungen von Neuem an Elisabeth von Görlitz verpfändete. Da sie aber mit großer Härte regierte, die Steuern erhöhte und zu gerechten Klagen Anlaß gab, so mußte der Kaiser wiederholt einschreiten. Unter Anderem hob er den „Herrenpfennig" wieder auf, den jeder Bürger jährlich hatte erlegen müssen. Eine Empörung, die ausbrach, wurde unterdrückt.

Nach dem Tode Sigismunds erhielt Elisabeth, seine einzige Tochter aus zweiter Ehe, das Land; sie war mit Albrecht II. von Oesterreich vermählt, der Sigismund in der Kaiserwürde folgte. Dieser hatte die Absicht, Luxemburg wieder einzulösen, er starb aber schon im Jahre 1439. Seine Wittwe übertrug ihrem Schwiegersohn Wilhelm, Herzog von Sachsen, die Regierung, mit dem Vorbehalt, dieselbe gegen Erstattung der Pfandsumme selbst übernehmen oder sie ihrem Sohn Ladislaus übertragen zu können. Wilhelm hatte weder Lust noch Mittel, seinen Verbindlichkeiten nachzukommen; mit Hilfe einer Partei im Lande gelang ihm die Besitzergreifung desselben, nachdem Elisabeth von Görlitz von den Bürgern aus ihrem Schlosse vertrieben worden war. Sie flüchtete zu ihrem Neffen, Philipp dem Guten, Herzog von Burgund, nach Dijon und dieser unterwarf das Land wieder. Ein Duell zwischen den Heerführern hatte den Krieg entscheiden sollen, es war aber nicht zu Stande gekommen. Elisabeth von Görlitz überließ das Land ihrem Neffen gegen eine baare Summe und eine lebenslängliche Rente und zog sich nach Trier zurück, wo sie im Jahre 1451 starb.

Unter Burgundischer Herrschaft blieb Luxemburg nur bis zum Jahre 1503. Zwar hatte Ladislaus, König von Böhmen und Ungarn, die Luxemburger aufgefordert, ihm zu huldigen, als er den Tod von Elisabeth von Görlitz erfuhr, und der größte Theil derselben hatte freudig diesem Aufrufe Folge geleistet; auch waren die hierauf ausgebrochenen Feindseligkeiten mit Philipp dem Guten durch den schiedsrichterlichen Spruch des Pfalzgrafen Ludwig durch Vermittlung des Erzbischofs von Trier bald wieder gütlich beigelegt worden, aber ein früher Tod raffte Ladislaus in einem Alter von achtzehn Jahren dahin und Wilhelm von Sachsen verkaufte seine Ansprüche auf Luxemburg im Jahre 1459 dem Könige von Frankreich, Karl VII. Dieser starb im Jahre 1461 und sein Sohn und Nachfolger Ludwig XI. überließ seine Ansprüche auf Luxemburg Philipp dem Guten. Mit diesem Vertrage vom 3. Sept. 1462, genehmigt den 4. Okt., hört die Selbstständigkeit des Luxemburger Landes auf. Philipp starb im Jahre 1467 und es folgte ihm sein Sohn Karl der Kühne, der dem Lande noch das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Zütphen zufügte, durch seine Kriege mit dem Herzog von Lothringen, Renatus und den mit ihm verbündeten Schweizern aber das Land an Menschen und Mitteln so erschöpfte, daß seine Tochter Maria von Burgund bei seinem Tode 1477 die Heere aufgelöst, die Städte ohne Besatzung, den Schatz erschöpft fand und die Einwohner außer Stand sah, neue Auflagen zu tragen. Hatte doch Luxemburg von den geforderten 120,000 Pfd. noch nicht die Hälfte zu zahlen vermocht! Aus dieser verzweifelten Lage suchte sie sich durch die Vermählung mit einem mächtigen Fürsten zu retten. Sie wählte daher Maximilian, den Sohn Kaiser Friedrichs III., wodurch ein mehrjähriger Krieg mit Ludwig XI. entstand, der das Land abermals vielfach verheerte; sogar die Hauptstadt fiel dem Feinde in die Hände (1479), aber der Statthalter Mariens und Maximilians, der Markgraf von Baden, eroberte sie bald wieder zurück. Der hierauf geschlossene Waffenstillstand brachte keinen dauernden Frieden. Die Treue der Einwohner wurde belohnt, der Verrath, der es mit dem Feinde gehalten hatte, bestraft. Noch heutigen Tages erzählt die Ruine von Hesperingen in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt auf dem Thalrande der Alzette von dem Letzteren. Die Besitzung gehörte den Herren von Rodenmachern, die ihrer Lehne verlustig gingen.

Nach dem Tode Mariens, auf der Jagd durch einen Sturz vom Pferde herbeigeführt, widersetzten sich die flandrischen Stände der Vormundschaft Maximilians und verbündeten sich mit Frankreich, mußten sich aber unterwerfen; Luxemburg dagegen hatte fest zu Maximilian gehalten. Als er zum deutschen Kaiser erwählt, eine neue Steuer in seinen Landen ausschreiben mußte, um die Mittel zu einem Kriege gegen Frankreich zu erhalten, empörten sich die Flammländer nochmals und nahmen Maximilian in Brügges gefangen. Nach neunmonatlicher Haft befreite ihn Friedrich an der Spitze eines deutschen Heeres. Er bestieg nun den Kaiserthron und übergab die Verwaltung der Niederlande seinem Sohn Philipp dem Schönen, der durch seine Vermählung mit Johanna von Kastilien das Luxemburger Land unter österreich-spanischer Herrschaft brachte.

(Schluß folgt.)

Räthsel.

Ein schöner Fluß in Deutschlands Gauen,
Der mehrmals sich nach Nord und Süden windet,
Gib ihm ein z, dann wirst du schauen
Die Stadt, die nah sich seiner Mündung findet.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 40. Sonntag, den 19. Mai **1867.**

Im Zuchthause.

Erzählung aus der Wirklichkeit von W. Wauer.

(Fortsetzung.)

„Von Helene haben Sie gewiß Gerechtigkeit zu erwarten," entgegnete Curt zu Nordenhielm; „die Reue über Das, was sie selber verschuldet, zerstört ihre Gesundheit, vielleicht bald ihr Leben. Doch reden wir nicht mehr davon. Dies Gespräch muß Ihnen peinlich sein, und wozu sich unnütz mit vergangenen Dingen quälen!"

„Daran erkenn' ich ihren Trotz!" sagte der Assessor mit schmerzlicher Bitterkeit. „Sie würde eher sterben als ein Wort der Entschuldigung sprechen. Mein Herr, ich wartete drei Tage auf ein solches Wort, bevor ich unser Verlöbniß trennte. Hätte sie es gesprochen! Ich war so geneigt, auch jenes Mal noch zu verzeihen, denn ich liebte sie ja fast mehr noch als meinen Stolz."

„Diesmal mindestens thun Sie ihr unrecht," vertheidigte sie Curt. „Sie wollte dieses Wort sprechen, doch ward es ihr von den Eltern streng untersagt. — Doch genug hievon! Kommen wir auf die Sache zurück, die Sie hierher geführt. Sie glauben wie alle Welt in mir den Verfasser des Buches zu sehen; ich bin es aber nicht, ich habe es nur gefördert."

„Schon verdienstlich genug! Und wer also ist der Verfasser? Ich kam, um ihn zu einem neuen Buche zu veranlassen. Niemand kann so sehr fühlen und einsehen, welch ein Gebrechen, ja, welch ein Verbrechen unserer Regierung diese heimlichen Gerichte sind, als der freisinnige Jurist dies zu thun vermag; es muß uns deshalb daran liegen, so oft und so klar als möglich die Vortheile der öffentlichen Gerichtsbarkeit darzustellen und sie dringend zu fordern. Welch eine würdigere Feder aber könnte ich dazu finden? Sagen Sie mir, wo lebt und wie heißt der Verfasser; ich brenne darauf, ihn kennen zu lernen."

„Den Namen des jungen Schriftstellers," versetzte der Oberinspektor, „haben Sie bereits auf dem Buche gelesen. Michael Steppanoff ist ein junger, vornehmer Russe und mein bester Freund, obwohl das Verhältniß unserer Jahre eigentlich zu ungleich zur Freundschaft ist, denn er zählt erst 25, während ich mich bereits zu 36 bekennen muß. Ich spiele denn auch meistentheils den Vater und bin oft ein wenig strenge gegen ihn, da er mit seinem weichen und unpraktischen Wesen immer leicht in die Lüfte geht. Doch ist er ein guter Sohn," setzte Norrmann lächelnd hinzu, „fügsam und artig wie ein Kind, und vielleicht liegt es gerade in dieser Verschiedenheit unserer Charaktere, daß sie sich so sehr anziehen. Steppanoff ist verreist, doch in vierzehn Tagen kehrt er zurück und wird es mich freuen, Sie hier bei mir mit ihm bekannt zu machen."

Nordenhielm erhob sich und schied von Norrmann mit der Erlaubniß wiederzukehren.

Einige Tage waren vergangen, als der Oberinspektor den Befehl erhielt, sich nach der Hauptstadt zu begeben, um vor dem Könige zu erscheinen. Mit Norrmann's Wesen stimmte sein Wunsch überein, diesen Befehl geheim zu halten. Doch mußte er denselben dem Direktor vorzeigen, um den Urlaub zu der Reise zu erhalten. Indeß von diesem war ein Verrath nicht zu befürchten, denn der fromme Mann war so hochmüthig, daß er zu seinen Unterbeamten niemals ein überflüssiges Wort sprach. Auch Jersowich hielt den Oberinspektor für den Verfasser der „Erzählungen der Sträflinge." Er wünschte daher Norrmann in einer Weise zu der ihm bevorstehenden Ehre Glück, daß dieser sofort erkannte, der Direktor halte ihn für ein verlorenes Wesen. Trotz seiner Kraft und seines Muthes fühlte sich doch Jener hiedurch etwas beunruhigt und bedrückt; nicht um seiner selbst, sondern um Michael's willen, für den er all' seine Hoffnungen auf den Erfolg gesetzt, welchen das Buch beim Könige haben werde; schlug dieser Erfolg fehl, so konnte zwar die Begnadigung dennoch erfolgen, da Norrmann entschlossen war, den Verfasser dann für jetzt nicht zu nennen, allein die übrigen gehegten Hoffnungen waren dann gescheitert. Doch war der Oberinspektor keineswegs der Mann, sich durch Befürchtungen ernstlich beunruhigen zu lassen, wenngleich er sich wohl sagen konnte, daß der Direktor von dem Präsidenten von Norrmann vielleicht schon Nachricht über des Königs Stimmung in Betreff des Buches haben könne. Aber er meinte: Gefahr und Mißgeschick kämen nur vor im Leben, um überwunden zu werden, nicht um sich von ihnen überwinden zu lassen, und unnütz sei es, sich vorher zu beunruhigen. Mit seiner gewöhnlichen Ruhe besorgte er daher seine Geschäfte, durchging Abends die Schlafsäle der Gefangenen, sagte ihnen, daß er für einige Tage abwesend sein werde und ermahnte sie, sich inzwischen nichts zu Schulden kommen zu lassen. Er mußte indeß wohl sehr zerstreut sein, sonst würde es ihm gewiß aufgefallen sein, mit welchem Schweigen

diese Ermahnung überall aufgenommen wurde und daß nicht eine Stimme sich erhob, ihm das Versprechen eines guten Verhaltens zu geben. Er ging hinauf in die Wohnung des Hausvaters und fand schon Alle zum Abendessen versammelt. Jetzt erst verkündete er ihnen seine morgen mit dem Frühesten bevorstehende Abreise. Michael war der Einzige, welcher schon davon wußte, da ihm Norrmann die Arbeiten für die nächsten Tage hatte zuertheilen müssen. Der junge Mann war still und traurig, die Familienmitglieder erschienen im höchsten Grade überrascht, doch wagte Niemand, Norrmann's Entschluß wankend zu machen.

Am nächsten Morgen war der Oberinspektor sehr früh bei Wege. Er ging hinab, Michael zu wecken und ihn herauf zu holen, um denselben bis zu seiner und Johanna's Abfahrt, denn ihre Begleitung hatte sich Norrmann von den Eltern erbeten, noch bei sich haben zu können. Der junge Mann stand schon angekleidet am Fenster und als sich Norrmann hierüber erstaunt zeigte, sagte Kendelbacher, der sich noch auf seinem Lager dehnte:

„Ich glaube, er hat die ganze Nacht nicht geschlafen, ich hörte ihn fortwährend seufzen. Ich habe ihn schon getröstet, daß Sie ja nicht lange fortbleiben, aber er ist wie eine liebekranke Dirne; er nimmt keinen Trost an."

„Verdenkst Du es mir, daß ich ihn so liebe?" fragte ihn Michailowitsch, nachdem er sich mit tiefster Ehrerbietung vor dem Oberinspektor verbeugt hatte.

„Den Teufel auch," lachte Kendelbacher mit roher Gutmüthigkeit; „ich denke nicht daran! Ein undankbarer Lump müßtest Du sein, wenn Du es nicht thätest. Du wärst längst zu Ragout gehackt, wenn unser Oberinspektor nicht wäre, der Dich in Schutz nahm. Wir lieben ihn Alle eben so, nur versteht es nicht ein Jeder so von sich zu geben, wie Du Schmeichelkatze."

„Es freut mich, Kendelbacher, wenn Ihr mich liebt," fiel Norrmann ein. „Ihr werdet also gewiß nichts in meiner Abwesenheit thun, was mich betrüben könnte."

Auch diesmal erhielt er keine Antwort. Jetzt wäre ihm dieß gewiß aufgefallen, wenn nicht eben Fahrenwald vom anderen Ende des Saales her auf ihn zugekommen wäre.

„Herr Oberinspektor, ich will Abschied von Ihnen nehmen," sagte er bewegt, „denn ich werde heut' entlassen und bin nicht mehr hier, wenn Sie zurückkommen. Erlauben Sie mir, Ihnen von ganzem Herzen zu danken für all das Gute, das Sie mir erwiesen und —" Er mußte inne halten, so heftig war seine Bewegung. Norrmann nahm mit dem Tone herzgewinnendster Güte das Wort.

„Nun, Fahrenwald, danke mir dadurch, daß Du in Zukunft ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft wirst. Darauf gib mir Deine Hand."

„Ich will's versuchen, Herr!" entgegnete Fahrenwald mit einem Seufzer.

„Wohin wendest Du Dich zunächst?"

„Weiß nicht, Herr! Ist auch Alles Eins. Wohin ich immer gehe, überall folgt mir das Brandmal des Zuchthauses. Wer dazu verurtheilt wird, sollt' es immer gleich auf Lebenszeit werden, denn was nach dem kommt: das Demüthigen, das Betteln um Arbeit und das Entsetzen, der Abscheu der „Tugendhaften" vor dem Entehrten, das ist viel schrecklicher als das Leben im Zuchthause. Wer weiß, vielleicht pfusch' ich bald den Hydraulikern in's Handwerk und messe, wie tief das Wasser bei der Hauptstadt ist."

„Fahrenwald," rief Norrmann verweisend, „sind dies Deine guten Vorsätze? Hattest Du den Muth zu sündigen, so habe auch die Kraft es wieder gut zu machen."

„Könnt ich nur in Ihrer Nähe bleiben, lieber Herr, dann sollte mir das nicht schwer werden; doch so hinausgetrieben in die Welt, gehetzt, verstoßen, verachtet: es ist zu schwer! — Behalten Sie mich bei sich, Herr, ich will Ihnen treu und redlich dienen für nichts als das tägliche Brod."

„Das geht nicht, Fahrenwald, doch ich will für Dich sorgen. Hier, nimm dies Geld und die Adresse des Herrn Staatssecretär Meller, dort suche mich heute Nachmittag auf, vielleicht bring' ich Dich in seinen Dienst, wo nicht, sorg' ich anderweit für Dich; doch halte Dich gut und laß mich's nicht bereuen."

Dankbar gerührt versprach Fahrenwald, der Güte Norrmann's gewiß niemals mit Undank zu lohnen, und dieser begab sich mit Michael hinauf. Die Worte Fahrenwald's von dem Loose des entlassenen Sträflings und der Gedanke, diese Schmach durch das ganze fernere Leben mitschleppen zu müssen wie eine klirrende Kette, hatten Michailowitsch sehr trübe gestimmt, er wünschte sehnlichst, nie mehr hinaus zu müssen in die Welt außerhalb dieser Mauern. Ach, und doch war sie so schön, so herrlich diese Welt, diese Natur, und er sehnte sich unendlich hinaus in Berg und Wald, in Feld und Wiese. Wie lange hatte er nun schon nichts mehr von ihr gesehen als einen armen kleinen Streifen Himmel zwischen den hohen, düstern Häusern, und wie lechzte sein Herz nach einem Athemzuge in frischer, freier Luft! Aber dennoch wollte er alledem gern für dieses Leben entsagen und ein Sträfling bleiben bis zu seinem Ende, wenn es ihm nur vergönnt war, in Norrmann's Nähe bleiben zu dürfen. Wenn er nur nicht hinausgetrieben wurde in die große, fremde Welt, wo er niemand liebte und von niemand geliebt wurde. Er hatte nicht nöthig, um Arbeit zu betteln wie Fahrenwald; wenn seine Strafzeit vorüber war, so hatten die Zinsen seines Vermögens die Schulden getilgt, welche er als Fürst auf sich geladen und er konnte sie sogleich wieder beziehen, auch durfte er hoffen, von dem Ertrage seiner literarischen Arbeiten allein leben zu können, da die erste derselben schon so großen Erfolg gehabt und der Buchhändler, bei dem

die »Erzählungen der Sträflinge« im Vertrieb waren, für den zweiten Theil derselben eine bedeutende Summe geboten hatte. Wenn er aber nach Rußland zurück mußte, wenn er fortmußte von Norrmann, von — ach, von dieser ganzen, ihm so theuern Familie, wie konnte er dann leben? Er schauderte bei diesem Gedanken; doch sagte er sich bald, es sei ja bis dahin noch eine lange Zeit und es wäre unnütze Selbstquälerei, sich schon jetzt darüber zu beunruhigen. Hatte er doch viel näher liegende Sorgen! Norrmann war abgereist, ohne ihm den Zweck seiner Reise nach der Residenz mitzutheilen. Allein er konnte wohl denken, daß es um des Buches willen geschah, er hatte fast die Gewißheit, daß der Oberinspektor zum Könige beschieden war, denn er hatte ja gesehen, wie derselbe das feinste Visitenkostüm, den Frack, die seidenen Strümpfe und den Chapeau claque, die er so ungerne trug, eingepackt hatte. Wozu anders, als zum Erscheinen vor einer der höchsten Personen? Und wenn nun das Buch das Mißtrauen des Königs erregt hätte? Dann fiel dasselbe auf Norrmann, der den eigentlichen Verfasser gewiß nicht verrieth, wenn er eine Mißstimmung gegen denselben bemerkte. Aber er konnte dies ja auch im günstigsten Falle nicht thun, denn wie durfte er gestehen, daß er einem Sträfling erlaubt, solche Arbeiten anstatt der im Zuchthause angeordneten zu vollbringen. Und wenn der kühne Norrmann es nun doch that, was würde der König dazu sagen? Der Oberinspektor konnte dadurch von seinem Posten kommen und er, der ihn so unaussprechlich liebte, hatte dies verschuldet! (Fortsetzung folgt.)

Luxemburg.

(Schluß.)

Philipp der Schöne starb schon in seinem 27. Jahre. Sein Sohn, Karl V., der schon in seinem 15. Jahre als Regent in den Niederlanden anerkannt wurde, hatte eine besondere Vorliebe für die Luxemburger, da er ihre Treue als eine kräftige Stütze seiner burgundischen Herrschaft gegen die Eroberungsgelüste Frankreichs ansah, die einen fast 200jährigen Kriegszustand herbeiführten. Im Jahre 1540 war Karl V. selbst nach Luxemburg gekommen, hatte die Vorstadt Klausen abbrennen, die Münster-Abtei und das alte Schloß auf dem Bock niederreißen lassen, um die Vertheidigungsfähigkeit der Stadt zu erhöhen, da Franz I. mit einem Einfall drohte, der aber erst im Juni 1542 durch die Herzöge von Orleans und Guise ausgeführt wurde und mit Unterwerfung des Landes endete; sogar die Festung fiel wegen gänzlichen Mangels an Lebensmitteln schon nach 24 Stunden in die Hände des Feindes. (30. August 1542.) Nach 8 Tagen aber mußten die Franzosen dieselbe wieder räumen, Graf Reinhard von Nassau rückte an der Spitze eines österreichischen Heeres ohne Schwertstreich ein. Im nächsten Jahre kehrte der Herzog Karl von Orleans wieder zurück und die Festung capitulirte abermals (12. Sept.); 179 Bürger schlossen sich den abziehenden Oesterreichern an, um sich dem französischen Joch zu entziehen. Die Festungswerke waren wiederholt verstärkt worden; dennoch stand die Stadt zu Ende des Jahres schon wieder auf dem Punkt, zu capituliren, als Prinz Melfi mit seiner Entsatz-Armee das Belagerungsheer zum Abzug zwang. Bald aber erschien Ferdinand von Gonzaga, Vicekönig von Sicilien, und Graf von Fürstenberg mit einem neuen Heer vor der Stadt, und trotz der eifrig verstärkten Werke fiel sie wieder wegen Mangels an Lebensmitteln. (6. August 1544.) Im folgenden Jahre kam Kaiser Karl V. nach Luxemburg und setzte den Grafen von Mansfeld als Statthalter ein, der in Klausen ein prächtiges Schloß erbaute, von dem noch das Eingangsthor und einige Mauerreste vorhanden sind, und bei demselben einen reich besetzten Wildpark anlegte. Noch heutigen Tages heißt dieser Theil der Stadt »Thiergarten." Mansfelds erste Sorge jedoch war, die Vertheidigungsfähigkeit des Ortes durch Vermehrung der Werke zu erhöhen. Auch ein neues Stadthaus wurde erbaut, die jetzige Civil- und Gouvernements-Wohnung und das jetzige Justizgebäude, ein Privathaus zu jenem Zweck eingerichtet.

Im Jahre 1549 ernannte Karl V. seinen Sohn Philipp zum Herzog von Luxemburg, und im Jahre 1555 trat er ihm seine Erblande ab. Schon in den ersten Jahren der Regierung Philipp II. erneuerten sich die Kriege mit Frankreich. Doch nicht sie allein verheerten das Land, es brach auch zu verschiedenen Malen die Pest aus, und allerlei Raubgesindel, namentlich Zigeuner, durchzogen dasselbe, bis ein strenger Befehl, bei Todesstrafe das Land binnen 4 Tagen zu räumen, dem Unfug ein Ende machte. Luxemburg insbesondere war schon am 11. Juni 1554 von einem schweren Unglück betroffen worden; der Blitz hatte die Franziskanerkirche getroffen, auf deren Gewölbe eine große Menge Pulver lagerte, und die Explosion verwüstete fast die ganze Stadt. Beim Neubau wurden die Straßen besser geregelt. Aus dieser Zeit stammt die Philippsgasse. Die Festungswerke wurden fortgesetzt erweitert.

An den Religionswirren und dem Abfall der Niederlande nahm Luxemburg keinen Theil. Im Jahre 1596 brach der Krieg zwischen Frankreich unter Heinrich IV. und Philipp II. von Neuem aus; Turenne und der Herzog von Bouillon verwüsteten das Land. Im folgenden Jahre versuchte Marschall Biron einen Ueberfall der Festung, der aber mißlang. Ein zweiter Versuch, durch List eine Leitererersteigung auszuführen, endete für den Angreifer noch kläglicher.*) Die Festungswerke wurden vermehrt.

*) Man hatte eine Anzahl Bauern vorausgeschickt, welche um die Erlaubniß nachsuchen sollten, ihr Vieh in die Festungsgräben zu flüchten. Man bewilligte es, weil man den

Nach dem Tode Philipps II. übertrug sein Sohn Philipp III. seiner Tochter Isabella und ihrem Gemahl Albert, Erzherzog von Oesterreich,¹) die Regierung über das Land; doch starb ersterer schon am 21. März 1621, und den 13. Juni desselben Jahres auch Erzherzog Albert; so daß Isabella die Herrschaft bis zu ihrem Tode (im Jahre 1633) im Verein mit ihrem Oheim, dem Kardinal-Erzbischof Don Fernando, fortführte, da Philipp IV. sich die Regierung der Niederlande nicht sehr angelegen sein ließ.

Der Krieg zwischen Frankreich und Spanien, dem mit Hülfe der Holländer die katholisch gebliebenen Niederlande entrissen werden sollten, brachte wieder großes Elend über das Land. Trier hatte sich gleich zu Anfang der Wirren unter französischen Schutz begeben, was den Grafen von Embden, den Gouverneur von Luxemburg, bewog, dieses zu überfallen. Er nahm den Kurfürsten gefangen und sandte ihn nach Brüssel, von wo derselbe nach Spanien abgeführt und 10 Jahre lang im Gefängniß gehalten wurde. Dafür fielen nun die Franzosen in das Land und verwüsteten es. Die räuberischen Kroaten, Ungarn und Polen, welche zum Schutz des Landes hergesandt waren, plünderten jedoch nicht minder, so daß Alles in die festen Städte und Schlösser flüchtete und das Land unangebaut liegen blieb.

Hatte die Pest bereits in den Jahren 1604, 1612 und 1626 große Opfer gefordert, so raffte sie unter diesen Umständen den dritten Theil der Bevölkerung hin. Ganze Ortschaften starben aus und die Kirchhöfe der Hauptstadt boten nicht mehr Raum genug, man mußte das Innere der Festungswerke zu Hülfe nehmen, die fast unausgesetzt vermehrt worden waren; denn jeder Gouverneur strebte danach, sich auf diese Weise ein Denkmal zu setzen, das seinen Namen erhielt.

Nach der Schlacht von Rocroi fielen die Franzosen unter dem Herzog von Enghien (dem großen Condé) abermals ins Land. Sie nahmen Thionville und Montmedy. Im Pyrenäischen Frieden (6. Nov. 1659) blieben diese Orte nebst Dampvillers, Ivoix und Marville mit einer Bevölkerung von 60,000 Seelen gezwungener Weise mit Frankreich vereinigt.

Der Proviantmeister der Provinz Pierre Pillard, ein Franzose, wollte durch Verrath die Festung zu Falle bringen, er wurde dafür in Brüssel gehängt (1660). Vier andere Verräther büßten den gleichen Versuch, den Franzosen die Festung zu überliefern, ebenfalls mit ihrem Leben (1678).

Philipp IV. starb 1665 und es folgte ihm der schwache Karl II.

Im Verein mit dem Gouverneur, dem Prinzen von Chimay, wählte der Provinzialrath die heil. Jungfrau als „Trösterin der Betrübten" und als ferneren Beistand gegen die Franzosen zur Schutzpatronin des Landes. Alljährlich wird noch immer der Schutzpatronin zu Ehren vom 4. Sonntag nach Ostern ab eine feierliche Oktave gehalten, die am 5. mit einer großen Prozession endet; zu dieser strömt von weit und breit das Volk zusammen, was der Kirche eine sehr bedeutende Einnahme sicherte, die erst in letzterer Zeit in merklicher Abnahme begriffen ist.

Ludwig XIV. hatte sich aber durch das neugestiftete Kirchenfest nicht abhalten lassen, 2 Heere ohne alle Kriegserklärung in die Niederlande zu senden. Ihre Hauptheldenthat war die Plünderung des Städtchens Bittburg.

Don Juan Dominik von Zuniga und Fonseca, Graf von Monterey, dem im Jahre 1670 vom Connetable von Castilien die Regierung übernommen hatte, kam das folgende Jahr nach Luxemburg und erhöhte die Vertheidigungsfähigkeit der Festung durch Niederreißen der Häuser im Grund und Pfaffenthal und Erweiterung der Werke. Die Bewohner der beiden Unterstädte mußten sich in der Oberstadt ansiedeln, wodurch die Monterey-Louvigny- und Chimaystraße entstanden.

Der Utrechter Friede (1714) verwandelte die österreichisch-spezifische Herrschaft in eine österreichisch-deutsche.

Im Jahre 1795 würde Luxemburg mit Frankreich vereinigt. Die Wiener Congreßakte vom Jahre 1815 trennte einen Theil im Osten vom Lande und entschädigte es dafür mit dem Titel eines Großherzogthums, den es auch noch behielt, als es 1831 den größten Theil an Belgien geben mußte. —

Das Weitere ist bekannt.

Zweck kannte und ihn zu verhindern bereit war. Eine Abtheilung Franzosen ließ sich in die Gräben hinab, um die Leitern zur Ersteigung der Wälle auf der Front der Ebene, wo dies allein eine Möglichkeit war, anzustellen; eine andere rückte auf der Straße vor, um durch das Judenthor einzubringen, das später geschlossen und durch das Neuthor ersetzt wurde. Als die Sturmcolonne bis zur letzten Barrière auf der Brücke über den Hauptgraben vorgedrungen war und sie sprengen wollte, sandten ihre Bürger und Besatzung einen solchen Hagel von Steinen über die Brustwehren herab, daß Marschall Biron in größter Eile Alles im Stich ließ und bis nach Longwy entfloh.

Räthsel.

(Zweisilbig.)

Die Erste hat der Zeichen drei,
Die mittlersten gerad im A. B. C.
Gefragt: wohin? wenn ich nach Hause geh,
Antwort ich kurz mit Silbe zwei.
Wie leicht ist das Ganze! Wem ist's nicht bekannt,
Das Städtlein im Schwaben dem herrlichen Land?

Auflösung des Räthsels in № 39:
Mainz.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 41. Donnerstag, den 23. Mai **1867.**

Im Zuchthause.

Erzählung aus der Wirklichkeit von W. Bauer.

(Fortsetzung.)

Diese Gedanken quälten Michailowitsch nach der Abreise seines Beschützers, er war daher sehr still und trübe gestimmt und wenn er auch die tausenderlei kleinen Dienstleistungen keineswegs vergaß oder unterließ, an die er die Moller'sche Familie, besonders aber Antonie so sehr gewöhnt, so übte er dieselben doch heute nicht mit jener liebenswürdigen Aufmerksamkeit, welche ihm sonst eigen war. Hierüber fühlte sich Antonie tief gekränkt. Abends fand er sie allein.

„O liebes Fräulein, Sie sehen wieder recht leidend aus und haben wohl gar geweint!“ sagte Michael zu ihr tretend mit herzlicher Theilnahme.

„Geweint!“ wiederholte sie höhnisch. „Und hätte ich keine Ursache dazu? Wissen Sie nicht, daß Sie mich mit Ihrer Kälte zu Tode martern, und Sie weiden sich noch an meinen Qualen!“

„Antonie!“ rief Michael erschreckt. „Mäßigen Sie sich!“ Die Betroffenheit, in welche ihn ihre Heftigkeit versetzt, mochte seine Worte etwas hart klingen lassen.

„Nun,“ rief sie noch mehr erregt, „Sie können es ja dem Vater sagen; vielleicht mißhandelt er mich noch einmal um Ihretwillen; dann sind Sie für immer von mir befreit!“

Michael fiel vor dem Sopha auf die Knie, preßte Antoniens Hand an seine Lippen und rief mit schneidendem Wehelaut:

„Ach, um Gottes Barmherzigkeit willen, sprechen Sie nicht so zu mir, Antonie! Haben Sie Erbarmen mit einem Unglücklichen, der ja wehrlos in Ihren Händen ist.“

„Wehrlos?“ rief sie aus. „Haben Sie recht, so schonen Sie mich nicht, vertheidigen Sie sich! Strafen Sie mich.“

„Antonie, Sie vergessen, daß ich Sie nicht strafen darf; denn welch ein Recht hiezu hat der Sträfling?“

„Michailowitsch!“ schrie sie wie wahnsinnig. „Sagen Sie das noch einmal und so wahr ein Gott ist, stoß ich mir dies Messer vor ihren Augen in's Herz.“

Mit flammenden Blicken schwang sie das von dem gedeckten Tische aufgeraffte Messer, er griff mit beiden Händen in dasselbe und rang mit ihr darum, bis sein Blut auf ihre Decke niederrieselte. Jetzt ließ sie das Messer fahren.

„Gott, Gott, ich habe Sie verwundet!“ jammerte sie. „Wie das blutet!“

„Es ist nicht schlimm, beruhigen Sie sich!“ bat Michael, vor Aufregung und Schmerz einer Leiche ähnlich. Antonie aber sog das Blut aus der Wunde und verband dieselbe mit ihrem Taschentuche. Er küßte ihre Hände und fragte mit seinem weichsten Schmeicheltone:

„Darf ich das Tuch behalten, Tony?“

Ohne alle Fassung schlang sie beide Arme um seinen Kopf und preßte denselben an ihre Brust.

„Ja, ja! Doch vergib! vergib!“ flehte sie.

Einen Augenblick ließ er sein Haupt an ihr ruhen, denn es war wie eine wunderselige Ohnmacht über ihn gekommen, dann aber riß er sich los.

„Unglückliche, was thust Du?“ rief er sich aufraffend und stürzte der Thüre zu. Ihr Angstruf aber: „Michael, kannst Du mich tödten?“ zog ihn zurück; abermals fiel er auf die Knie neben ihr nieder. Antoniens holdes Gesicht ruhte auf seinem Haupte, ihr schönes Haar, das sich in der Erregung gelöst, hing an seinem todtenbleichen Antlitz nieder. So ruhten Beide einige Minuten an einander, dann plötzlich schrack Antonie zusammen:

„Die Mutter kommt!“ flüsterte sie. „Um Gotteswillen verrathe uns nicht, Geliebter!“

Michael fand die Kraft in sich, ruhig und gefaßt vor der eintretenden Mutter zu erscheinen, die allein mit ihnen das Nachtmahl theilen sollte, da Moller mit Gustav ausgegangen war. Seine innere Pein aber war zu groß, er konnte nicht essen und klagte auf die Frage der Mutter über Unwohlsein. Er segnete den Augenblick, als er mit Antonie allein war. „Erlauben Sie mir, jetzt zu gehen!“ bat er. „Ich bin unfähig, diese Qualen länger zu ertragen!“

„Michael, nenne mich Du, wenn wir allein sind!“ schmeichelte sie und seine verwundete Hand streichelnd und küssend, setzte sie hinzu: „Ich will auch sanfter werden und artiger, Dich nicht mehr kränken und verletzen; habe mich ein wenig lieb!“

„Armes, armes Kind!“ rief er verzweifelsvoll. „So jung und so unglücklich! O Gott im Himmel, was verbrach dies Wesen, daß Du es hineinziehst in mein elendes Geschick!“

„Warum unglücklich? Warum arm?“ fragte sie, ihn angstvoll ansehend. „Liebst Du mich nicht?“

„Weil ich Dich liebe, bist Du arm und elend!“ entgegnete er, sich auf sie niederbeugend, und seine Thränen netzten ihr Gesicht. Sie aber schlang ihre Arme um seinen Hals.

„Nein, nein, Geliebter, reich, reich bin ich und

glücklich!" rief sie aus. „Geh', wenn Du nicht bleiben kannst, doch verzage nicht! Hoffe, hoffe auf Norrmann!"

„Norrmann!" rief Michael, sich das Antlitz verhüllend. Großer Gott, wie soll ich ihm vor die Augen treten?"

„Sei ruhig! Er kennt meine Liebe, er ermahnte mich, ihm zu vertrauen und zu hoffen, daß noch Alles gut werde. Geh' und vertraue auch Du ihm."

Michailowitsch wankte hinaus. Seine Füße trugen ihn kaum. Er ging hinüber in die Wohnung des Oberinspektors, um sich dort zu erholen, bevor er sich in den Schlafsaal begab. Er setzte sich in dem dunkeln Zimmer in eine Ecke neben dem Schreibpulte und verfiel in schweres, qualvolles Sinnen, das ihm ein heftiges Fieber zuzog. Seine Pulse flogen, in seinen Schläfen hämmerte es und das Klopfen des Herzens versetzte ihm den Athem. Zuletzt wich die Besinnung ganz und gar. Er hatte das Maß der Zeit verloren und wußte nicht, wie lange er so gesessen, als er die Thür sich öffnen hörte. Gewaltsam nahm er sich zusammen, es mochte der Hausvater sein und er wollte ihn bitten, ihn hinab zu begleiten und sein spätes Erscheinen im Schlafsaale zu vertreten. Eben wollte er sich erheben und den Fenstervorhang zurückschieben, der seinen Sitz verhüllte, als er durch eine Spalte desselben gewahr wurde, daß der Eingetretene der Direktor selbst war. Erschreckt drückte sich Michael tiefer in die Fensterecke zurück. Wenn ihn Jersowich hier entdeckte, so spät außer dem Schlafsaal (eben schlug es zwölf Uhr auf dem Gange), wie mußte es ihm dann ergehen! gerade jetzt, wo Norrmann nicht gegenwärtig war, ihn zu schützen. Er zitterte heftig und hielt doch angstvoll den Athem an, um sich nicht zu verrathen.

Inzwischen war der Direktor, nachdem er sich vorsichtig überall umgesehen, an das Schreibpult herangetreten und stand dicht neben dem hinter der Gardine Versteckten. Dieser war schon im Begriff hervorzutreten, denn er meinte, Jersowich wisse ihn hier und komme, um ihn aufzusuchen. Doch zu seinem Erstaunen sah er, wie dieser unter den Papieren auf dem Pulte zu suchen begann. Bald hatte er auch das Gesuchte gefunden; es war das große Hauptbuch des Oberinspektors, welches, da es Michailowitsch heut' gebraucht, noch auf dem Pulte lag. Da der Gefangene nichts von dem Betruge wußte, dessen sich der Direktor der Regierung gegenüber schuldig gemacht, so sah er nichts Arges darin, daß derselbe das Buch mitnahm. Er meinte, es sei um eines Zahlen-Vergleiches willen, und dankte Gott, als er jenen das Zimmer verlassen sah. Kaum aber hatte sich die Thür wieder geschlossen, als Michael unten in den Schlafsälen ein dumpfes Brausen wie von vielen Menschenstimmen vernahm, dann folgte ein furchtbares Krachen gesprengter Thüren und gleich darauf das Fallen mehrerer Schüsse. Im selben Augenblick stürzte Jersowich todtenbleich und zitternd in's Zimmer zurück und schob eilig den Nachtriegel vor die Thür. Doch wie entsetzte er sich, als er sich umwendend gerade vor Michailowitsch stand. Alle Kräfte verließen ihn, Buch, Laterne und ein Hauptschlüssel fielen auf die Erde. „Ach Gott, ach Gott," rief er, vor Angst kaum der Sprache mächtig, „verrathen Sie mich nicht! Man will mich ermorden! Ich habe Ihnen zwar viel Leid zugefügt, aber sind Sie großmüthig, lassen Sie mich nicht umbringen!"

Er wollte sich vor dem Gefangenen niederwerfen, dieser aber hinderte ihn daran.

»Fassen Sie sich, Herr!« sagte Michael. »Von mir haben Sie nichts zu fürchten. Besinnen Sie sich, was soll geschehen? Ordnen Sie an, was man thun soll, um den Aufstand zu dämpfen!«

»Ich weiß nicht! — Ach, ich weiß es ja nicht! — Gott im Himmel, daß auch der Oberinspektor nicht hier ist! — Der Teufel muß ihn auch gerade heute fortführen! — Geh'n Sie zum Inspektor, zum Hausvater, sie sollen sagen, was geschehen soll. Ich weiß es ja nicht!«

Inzwischen hatte sich der ganze Strom der ausgebrochenen Sträflinge, nachdem sie ohne ihnen viel zu Leid thun die Wachen überwältigt, nach der Wohnung des Direktors begeben. Draußen schrien sie, er solle herauskommen, und da er nicht kam, so rissen sie die Pflastersteine des Hofes auf, schleuderten diese in die Fenster und drangen mit wüthendem Geschrei in die Wohnung ein. Hier trat ihnen die Direktorin mit der Bibel in der einen und dem Cruzifix in der andern Hand entgegen.

»Was wollt Ihr Belialskinder?« rief sie zürnend. »Weichet sofort aus der Behausung des Reinen!«

Ein höllisches Gelächter beantwortete diese Aufforderung.

»Na, gib nur 'raus den Reinen,« rief Kendelbacher, der den Anführer machte, „wir wollen ihm ein Bischen den Pelz waschen, damit er noch reiner werde."

»Ja, ganz rein soll er werden von den Sünden dieser Welt!« schrie ein Anderer, und ein Dritter höhnte:

„Wir sind die Engelmacher, gib ihn heraus, sonst wollen wir Dich auch sogleich verengeln.«

»Nein, Keiner berühre sie!« rief Kendelbacher gebieterisch. »Wir führen keinen Krieg mit Weibern.«

»Na, eine gute Tracht Prügel hätte sie für ihre oft bewiesene, schändliche Härte wohl verdient,« murrte einer der Sträflinge.

„Aber ich will's nicht!« sagte Kendelbacher. »Auch er soll nicht geschlagen werden, das sag' ich Euch! Wir wollen nicht solche Lumpen sein wie er; wir bringen ihn um's Leben, damit er keine Menschen mehr schinden kann, und damit gut!«

»O Ihr Mörder, Ihr Satansdiener!« rief die Direktorin noch heftiger. »Wollt Ihr Euch mit

dem Blute dessen beflecken, den Gott hat über Euch gesetzt als Eure Obrigkeit?«

Die Geduld der Empörer war zu Ende; sie hörten sie nicht mehr an, sondern stürmten in die Wohnung hinein und als sie den Direktor auch dort nicht fanden, zerschlugen und zertrümmerten sie Alles, was ihnen unter die Hände kam.

Inzwischen waren auch der Inspektor und der Hausvater von dem Lärm erwacht; ebenso die Mutter und Antonie, nur die beiden Knaben schliefen ruhig den festen, kräftigen Schlaf der Kindheit. Moller, der längst zurückgekehrt, war schnell in den Kleidern, er griff nach seinem Säbel und schnallte sich denselben um. Die Mutter fragte mit zitternder Stimme:

„Willst Du denn hinuntergehen in den Tumult?"

„Wie, Du fragst, Lottchen!" erwiderte er. „Wie könnt' ich anders?"

„Vater! Vater!" rief Antonie. „Ach Gott, bleiben Sie hier! Die Aufrührer werden Sie tödten!"

„Sei ruhig, Antonie," sagte Moller zu ihr hineingehend. „Sie werden mir nichts thun, denn sie haben mich lieb; und wenn es auch wäre; Jeder muß seine Pflicht mit seinem Leben besiegeln können. Oder soll ich etwa Euch zu Liebe meine Ehre auf's Spiel setzen?"

„Nein, lieber Vater," entgegnete sie seine Hand küssend. Doch das Gewissen schlug sie, daß sie sein Vertrauen getäuscht, indem sie Michael heut' ihre Liebe gestanden. Wenn der Vater in dieser Nacht um's Leben käme, ohne daß sie ihm ihre Schuld gestanden, sie hätte nie mehr ruhig werden können. Als er daher gehen wollte, hielt sie seine Hand fest. „Lassen Sie mich Ihnen erst ein Geständniß ablegen!" bat sie inständig.

„Kind, ich habe keine Zeit, Dein Geständniß anzuhören!" versetzte Moller, und mit bewegter Stimme fügte er hinzu: „Hast Du ein Unrecht auf Deinem Herzen und sterb' ich in dieser Nacht, so denke, Dein Vater habe Dir Alles verziehen!"

Er küßte sie zärtlich, umarmte seine Gattin und ging. Auf der Treppe begegnete ihm Michael, der sich von Allem, was vorging, überzeugt hatte, und berichtete dem Hausvater, wie Alles stehe. Ein Theil der Sträflinge bewachte das große Hauptthor, damit Niemand hinaus oder herein könne, die Andern zogen in den Gebäuden umher und suchten den Direktor. Die im Hause befindlichen Beamten, Wachen und Aufseher waren zum Theil entwaffnet, zum Theil entflohen, zum Theil aber stellten sie sich den Andringenden überall muthig entgegen, wurden jedoch von der großen Uebermacht der Aufrührer stets zurückgetrieben; mehrere waren bereits verwundet. Michailowitsch berichtete auch von der Furcht und dem jetzigen Aufenthalte des Direktors, sowie daß er gesagt, Moller und der Inspektor Wiedner sollten entscheiden, was geschehen solle.

„Der feige Lump!" rief der Hausvater verächtlich. „Nun, so müssen wir denn handeln! Eile hinauf, Michael, hier ist ein Schlüssel, er schließt zu der Kammer auf der östlichsten Seite des Bodens, dort findest Du Pechkörbe; zünde einen derselben an und häng' ihn an der Vorrichtung, welche Du finden wirst, zum Fenster hinaus. Es ist das Zeichen für die Festung, uns Hilfe zu senden. Eile, was zauderst Du?"

„Väterchen," bat Michael dringend, „lassen Sie das nicht mich thun! Es sind meine Unglücksgefährten! Soll ich die Ursache ihres noch tieferen Elends oder gar ihres Todes sein?"

„Ja so!" sagte der Hausvater bitter. „Du bist ein Sträfling; ich meinte, Du hieltest Dich schon für meinen Sohn."

„Herr! Herr!" rief Jener tief erschüttert.

„Keine unnützen Worte! Geh zu den Frauen, damit nicht die eine von ihnen vor Angst um Dich stirbt. — Das sind die Freuden, die ein Vater an seinen Kindern erlebt!"

„Verzeihung! Ach Verzeihung!"

„Geh!" gebot der Vater, und sein Ton sollte nach seinem Willen recht hart sein, schlug aber wider diesen Willen ganz in das Gegentheil um. Er ging rasch davon und Michael hinauf zu den Frauen.

Als der Hausvater einen der Aufseher hinauf gesandt, um den Pechkorb anzuzünden, trat er dem eben heranstürmenden Trupp der Sträflinge entgegen.

„Was macht Ihr für Streiche, Kinder?" redete er sie an. „Was beginnt Ihr? Was denkt Ihr durch dieses tolle Treiben auszurichten?"

„Den Direktor!" schrien sie. „Wir wollen ihn haben! Er soll sterben, der Menschenschinder!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Goldfisch und die Behandlung desselben.

Unter den Bewohnern der Bassins, Aquarien und Glaskugeln gibt es wohl keinen, der an Schönheit den Goldkarpfen überträfe. Man sehe ihn einmal an, wenn die freundlichen Sonnenstrahlen die Wasserfläche vergolden und er munter und frisch in den Wellen sich schwenkt, hin und her, auf- und abwärts taucht.

Wie er da glänzt und funkelt und das Gold der Sonnenstrahlen noch übertrifft. Er muß Gold in sich haben, sagten die Alten, als er 1611 von China nach England und von da aus über ganz Europa verbreitet worden; ja er muß Gold in sich haben, sagten die Alten, wenn man nur die Kunst verstände, es durch die Chemie herauszubringen; woher denn sonst dieser Goldglanz?

Von dieser kindischen Ansicht ist man längst abgekommen, aber werthvoll unter den Fischen ist er immer gleich dem Golde unter den Metallen geblieben, verhältnißmäßig auch der theuerste Fisch.

»Wenn er nur nicht so leicht abstürbe in den Aquarien und Glaskugeln«, hört man allgemein klagen.

Woher mag das wohl kommen?

Von der schlechten Behandlung seitens der Verkäufer und Käufer.

Was die ersteren anbelangt, so pferchen sie — und davon kann sich Jeder selbst bei den Händlern im Vorübergehen überzeugen, diese armen Fische massenhaft in Gefäßen zusammen, so daß sie fast ersticken müssen.

Wie die Armen da nach Luft schnappen, indem sie, nach der Oberfläche des Wassers schwimmend und den Kopf empor richtend, anzeigen, daß ihnen die Athmungsbedingung, die Luft im Wasser, ausgeht! — wie matt, wie entkräftet sehen sie aus, besonders wenn die Sonne auf die Kugel scheint! Der Käufer bekommt kranke Fische, die bald absterben.

Wir erweisen den Freunden dieses schönen Fisches sicher einen Gefallen, wenn wir ihnen die Regeln der Behandlung desselben anführen, und zwar:

1. Man rechne nicht mehr als ein Stück auf eine Maß Wasser, sie vertragen einen dichten Stand nicht und sterben ab.

2. In der Wahl des Wassers wechsle man nicht, sondern wähle stets dasselbe, sei es Bach- oder Brunnenwasser. Im Sommer wechsle man es täglich, im Winter jeden zweiten bis dritten Tag.

3. Das Gefäß (hübsch tief, seichte Glaskugeln taugen nichts) halte man im Schatten, dieser Fisch liebt Schatten. Auch starke Zimmerwärme kann er nicht vertragen. Den Boden des Gefäßes bedecke man mit kleinen, glatten Kieselsteinchen, daran sich die Exkremente hängen und das Wasser rein halten.

4. Da die zarten Fischchen bei dem Wechsel des Wassers und Reinigung der Steinchen sehr leicht Schaden leiden, wenn man sie in die Hand nimmt, so fische man sie mit einem Netzchen heraus und nehme sie nie in die bloße Hand.

5. Die Fütterung geschehe nicht mit Brod oder einer Nahrung mit Gärbestoff, sondern mit Oblaten, Ameiseneiern, Fliegen, Eierdottern, Salat, einer Lieblingsspeise rc., aber nur jeden 3. bis 4. Tag und wenig; das Ueberfüttern zieht ihnen Verstopfung und den Brand zu, worauf sie sterben. In den Monaten November, Dezember, Januar und Februar füttere man sie gar nicht, was hochwichtig und in der Natur des Fisches begründet ist; im März, April und Mai füttere man sehr mäßig, weil der Magen an den Futterstoff nur nach und nach sich wieder gewöhnen und ihn vertragen kann.

Wer diese Regeln befolgt, behält den Goldfisch frisch und gesund 10-12 Jahre, so alt wird er.

Verschiedenes.

Einem reichen Pächter aus der Umgegend von Paris widerfuhr eine Geschichte, die Erwähnung verdient. Vor zwei Jahren wanderte er in der Dunkelheit in dem Wald von Fontainebleau. Da tritt ein maskirter Mann aus dem Dickicht hervor, hält ihm eine Pistole vor die Brust und forderte sein Geld. Der Pächter wirft ihm seine Börse zu. „Das will ich nicht," ruft ihm der Räuber zu, „das Portefeuille her!" Der Pächter zögerte damit; der Maskirte spannt die Pistole und ruft: „Rasch damit, sonst sind Sie ein Kind des Todes." Der Pächter überreicht ihm das Portefeuille, der Räuber nimmt vier Bankbillets von je tausend Franken heraus, läßt ihm aber zweitausend Franken, die sich außerdem darin befanden; darauf verschwindet er. Hr. D. zeigte die Sache der Polizei an, die den Thäter aber nicht ausfindig machte. Er dachte kaum mehr an die Geschichte, als er vor einigen Wochen mit der Post einen Geldbrief erhielt, der ihn nicht wenig überraschte. Es fanden sich darin sechstausend Franken in Bankbillets mit folgendem Begleitschreiben: „Ich muß Sie daran erinnern, daß ich Ihnen viertausend Franken abgenommen, die ich Ihnen sammt Zinsen hiermit zurückerstatte. Als ich Sie wie ein Bandit angriff, da war ich in einer verzweifelten Lage; das Geld, das ich Ihnen entrissen, hat mich aus einer Verlegenheit gerettet, die mich zum Selbstmorde hätte treiben können; ich versichere Ihnen, mein Revolver war nicht geladen, und ich hätte Ihr Leben nicht gefährdet, wenn Sie mir Widerstand leisteten. Heute genieße ich eine gewisse Achtung, um so mehr als mein Geschäft florirt, das Dank Ihrem Gelde sich erweitert hat. Die Vorsehung hat mich geschützt, denn sie ließ es zu, daß ich unentdeckt geblieben, und ich hoffe, daß es immer so bleiben wird und Sie keine weiteren Schritte thun, um zu erfahren, wer ich bin. Der Unbekannte, der Ihnen Dank schuldet."

Wem der Verstand sogar bis in die Fingerspitzen geht, dem fährt er oft aus dem Kopf heraus. —

Wir gehen dem kommenden Frühling mit der Hoffnung entgegen, daß Alles wieder grünen und blühen werde. Warum nicht jeder Zukunft? —

Räthsel.

Drei Silben.

Erste Silbe — du hohes stolzes Wort!
Du bist für alle Bewegung der beste Hort.

Erste und zweite Silbe — Ihr werdet mich doch kennen
Da eine Bekräftigung nur ich thue nennen.

Die dritte Silbe — ah das ist nicht leicht,
Viel Köpf, viel Sinn, viel wenn und auch vielleicht,
Ist es der Mann jedoch in der That geworden,
So hat er schöne Einnahme und auch so manchen Orden.

Das Ganze — Du armes, edles Herz! —
Das in der Verbannung sich härmet in blutigem Schmerz.

Auflösung des Räthsels in № 40:

Monheim.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 42. Sonntag, den 26. Mai **1867.**

Im Zuchthause.

Erzählung aus der Wirklichkeit von W. Wauer.

(Fortsetzung.)

»Und was nützt Euch dies, Ihr Thoren? Sein Tod würde an Euch gerächt und Ihr habt keinen Vortheil davon!«

»Ein Lump, der immer nur an sich denkt!« rief Kendelbacher. »Was liegt an uns und unsrem verhunzten Leben? Aber er soll auch andere nicht quälen und nichts Böses mehr in Gottes Namen thun!«

»Fort! Laßt uns ihn suchen!« brüllten die Anderen. »Weg mit dem Schwätzer! — Stoßt ihn bei Seite! — Schlagt ihn zu Boden!«

»Wag' es Einer!« schrie Kendelbacher. »Dem dividire ich fünfe in die Zähne, daß er wahrhaftig nicht denken soll, sie gingen zweimal hinein! Der Hausvater war immer gut gegen uns und er ist der Schwiegervater des Oberinspektors; ein doppelter Grund, ihn zu schonen. Niemand berühre ihn!«

»So geh' er aus dem Wege!«

Moller mußte weichen. Was konnte sein Widerstand nützen? Er ließ sie ziehen und begab sich nach der kleinen, geheimen Pforte, welche niemand kannte als die Beamten und die für dergleichen Nothfälle eingerichtet war, um Militär herein führen zu können, wenn das Hauptthor sich in den Händen der Gefangenen befand. Er hatte einen der Aufseher mitgenommen und sandte diesen auf den Weg nach der Festung, um die Soldaten sogleich zu diesem Eingange zu führen.

Indessen zogen die Aufrührer immer weiter. Sie kamen auch hinauf, wo des Oberinspektors und des Hausvaters Wohnungen sich befanden. Hier trat ihnen Michael entgegen.

»Was wollt Ihr hier?« fragte er sie sanft. »Hier findet Ihr nur zwei Kinder und zwei Frauen, von denen die Eine krank und durch Euren Aufstand bis zum Tode erschreckt ist. Und dort, wollt Ihr den Herrn Oberinspektor so erzürnen, in seine Wohnung einzudringen? Thut es nicht! Er hat Euch stets beschützt, war immer gütig gegen Euch; für wie undankbar müßt' er Euch halten!«

»Na sei ruhig, wir wollen weder hier noch dort hinein!« sagte Kendelbacher. »An keinem von beiden Orten wird ja auch der Hund sich versteckt halten. Doch finden müssen wir ihn. Hast Du keine Ahnung, Michailowitsch, wo er sein kann?«

»Wie sollt' ich!« entgegnete dieser mit ziemlich unsicherer Stimme.

»Du warst nicht im Schlafsaale; wo warst Du?«

»Ich war eingeschlafen in des Oberinspektos Wohnung und erwachte erst über dem Lärmen; dann verschloß ich dieselbe und ging hinab.«

»Nun, dann kann der Direktor nicht darin sein, wenn man auch sonst glauben könnte, er habe sich hinein geflüchtet.«

»Nein, nein!« rief Michael eifrig. »Ihr wißt, ich habe keine Ursache ihn zu schonen.«

»Ach!« machte Kendelbacher dem Direktor nach. »Eure Durchlaucht sind aber viel zu nobel. Sie würden den Teufel selber nicht an's Messer liefern."

„Kendelbacher!" bat Michael.

Jener aber äffte ihm nach; „Ja, Kendelbacher! So heiß ich, Du Nachtmütze! — Na, kommt Jungens, laßt uns weiter suchen. Der Teufel soll den Kerl lothweis holen, wenn wir ihn nicht bald finden!"

Mit furchtbarem Geschrei und Gelächter zogen sie weiter. Michael dankte Gott für die Rettung seines schlimmsten Feindes.

Da die Sträflinge endlich die ganzen Gebäude durchforscht und die Person nicht gefunden hatten, welcher dieser Aufstand galt, zogen sie in die Arbeitssäle und zerstörten in ihrer Wuth sämmtliche Maschinen und Arbeitsgeräthe. Die Trümmer davon trugen sie auf den Hof zu einem großen Scheiterhaufen zusammen, um welchen sich Alle vereinigten und den sie eben angezündet hatten, als sie sich plötzlich von Soldaten umzingelt sahen. Ein furchtbares Wuthgebrüll erscholl, Alles stürzte wild durcheinander; die Einen flüchteten, die Andern rissen die Pflastersteine auf, um sie auf das Militär zu werfen. Kendelbacher aber schrie:

„In Ordnung, Jungens! Hieher zu mir! Rüstet Euch zum Kampf!«

Die Sträflinge gehorchten. Alle sammelten sich um Kendelbacher und einen Augenblick herrschte eine Todtenstille, so daß man nichts hörte, als das Knistern und Prasseln der hochemporschlagenden Flamme. Da trat der Hausvater noch einmal unter sie, ermahnte sie, sich ruhig zu ergeben, zur Ordnung noch jetzt gutwillig zurückzukehren, und versprach ihnen die möglichste Milderung der Strafe für die schon stattgehabten Vergehungen. Einige folgten seiner Aufforderung, legten die Waffen nieder und begaben sich in die Schlafsäle; die meisten aber schrien:

»Nein, Alles gegen Alles! Kampf! Kampf!«

Und Kendelbacher sagte:

»Was thu' ich mit möglichster Milderung! Das

läßt sich in's Unmögliche ausdehnen, wie Gummi, wenn es in die Hände so eines frommen Schurken kommt wie dieser Jersowich ist. Gehen Sie weg von hier, Herr Hausvater! es sollte uns leid thun, wenn Ihnen 'was passirte, denn hier geht's »Aug' um Auge, Zahn um Zahn!«

Jetzt erschien auch der Direktor, umgeben von einer Escorte Soldaten, an einem der breiten Flurfenster. Ein allgemeines Wuthgebrüll der Sträflinge begleitete sein Erscheinen. Ein Hagel von Steinen flog hinauf und einer aus Kendelbacher's Hand sauste dicht an dem Kopfe Jersowich's vorbei und schmetterte den hinter ihm stehenden Soldaten sofort zu Boden. Der so Bedrohte zog sich eilig zurück, verfolgt von einem wilden Hohngelächter. Eine Salve von oben traf Niemand, denn die Gefangenen stoben auseinander. Jetzt aber begann unten der Kampf, wie es schien, wirklich Aug' um Auge, Zahn um Zahn; die Sträflinge hatten sich auf die Soldaten geworfen und rangen mit ihnen, so daß diese von ihren Schießwaffen nur wenig Gebrauch machen konnten. Es war ein wilder und toller Knäuel mit einander Ringender, die sich mit Messern und Säbeln, mit Zähnen und Nägeln anfielen. Viele stürzten in die Flammen und kamen entweder elend darin um oder wurden gräßlich verwundet und verstümmelt.

In dieses Chaos hinein begab sich Michailowitsch, da er mitten darin den Hausvater sah.

»Lieber Herr, Ihre Tochter stirbt vor Angst um Sie!« rief er Moller zu. »O, gehen Sie nur einen Augenblick hinauf, sie zu beruhigen!«

Moller ging wirklich, und da Michael sich Kendelbacher einen Augenblick verschnaufen sah, trat er zu ihm und bat ihn um aller Heiliger willen, durch sein Aufgeben des Kampfes denselben zu beenden.

Während sie beisammen standen, erhob Michael zufällig sein Auge zu dem Fenster, wo der Direktor mit den Soldaten stand; er sah, wie dieser, sich vorsichtig hervorwagend, mit einem der Soldaten sprach und auf ihn deutete. Fast gleichzeitig fiel der Schuß; Kendelbacher stieß einen Schrei aus und Michael sank lautlos nieder.

VII.

Es war am anderen Morgen. Das Militär hatte den Aufruhr bewältigt, freilich mit großen Opfern; mehrere todte und viele verwundete Soldaten blieben auf dem Platze. Doch bei weitem größer war die Zahl der todten und verwundeten Sträflinge. In einem der Schlafsäle lagen mehr als zehn Leichen und das Lazareth vermochte die Verwundeten nicht aufzunehmen. Es war daher noch ein Saal zu diesem Zwecke hergerichtet und in diesem vollzog jetzt der Wundarzt seine blutige Arbeit. Die unverletzt Gebliebenen füllten die unterirdischen Gefängnisse, die sogenannten Cachots, und harrten bei Wasser und Brod ihrer strengen Urtheile.

In dem vorher erwähnten Saale ging soeben eine Amputation vor sich, und zwar an Kendelbacher. Der Schuß, welcher Michailowitsch niedergestreckt, hatte dem viel größeren Kendelbacher den rechten Oberarm zerschmettert. Der Arzt hatte erklärt, der Arm müsse abgenommen werden, und dies geschah nun soeben. Mit der Ruhe und Gleichgültigkeit, welche ihn bis jetzt noch nie verlassen, saß der Riese auf einem Schemel, die rechte Seite des Oberkörpers entblößt, eine Pfeife rauchend, die er sich vom Arzte zu der Operation erbeten, und diese ließ er, zwar mit bleichem Gesicht und Lippen, doch sonst, als ginge sie ihn gar nicht an, über sich ergehen. Eben legte der Arzt den abgetrennten Arm auf den Tisch und machte sich an das Verbinden der Wunde, als der Direktor eintrat. Ein krampfhaftes Zucken ging durch den Körper des Amputirten; die Finger der ihm noch übrig gebliebenen Hand preßten sich fest um die Pfeife, doch sein Gesicht blieb ruhig und gleichgültig wie zuvor.

»Der Friede des Herrn sei mit Euch!« redete der Eintretende, dem der Hausvater folgte, die Anwesenden an. Niemand antwortete ihm; Kendelbacher spie mit furchtbar verächtlicher Miene vor sich hin.

Jersowich trat zu diesem und legte seine Hand auf den abgenommenen Arm. Mit frommer Salbung, hinter welcher sich die boshafteste Schadenfreude verbarg, sagte er:

»Aergert Dich Dein Auge, so reiß' es aus und wirf es von Dir. Sieh', mein Sohn, der Herr hat Dich befreit von einem Theile Deines Verbrechens. Dieser wird fortan nicht mehr sündigen.«

Kendelbacher erwiderte mit kaltem Hohn, doch mit einem Blick, welcher den Direktor erbeben machte:

»Hm, was der nicht mehr kann, das kann der andere!«

»Hm! — Ach! — Na! — Wir wollen 'mal hinüber zu den in ihren Sünden Verstorbenen gehen. Kommen Sie, Hausvater.«

Er ging und Moller folgte mit einer Miene, in welcher Ekel und Abscheu sich deutlich ausprägten.

„Nimm Dich in Acht, Schurke," rief Kendelbacher laut hinter Jersowich her, „daß sie nicht wieder zu bluten anfangen und Dich ersäufen wie einen räudigen Hund!"

Jersowich stellte sich, als habe er es nicht gehört, und ging hinüber zum Saale der Todten. Es war ein grausiger Anblick, diese im Kampfe gestorbenen Männer zu sehen. Mit verzerrten Todtengesichtern, stieren, offenen Augen, zerrissenen Kleidern, von Blut überströmt, viele halb verbrannt, lagen sie da, die noch gestern lebten in Gesundheit und Kraft. Gleichgültig aber schritt der Direktor an den Leichen vorüber.

„Wo ist die Leiche des Michailowitsch?" fragte er etwas hastig, mit unsicherer Stimme. „Ich sah ihn doch fallen!"

„Er fiel, doch er starb nicht," sagte Moller, ihn scharf ansehend; „er ist nicht einmal gefährlich verwundet. Die Kugel, welche Kendelbacher's Arm zerschmetterte, hat seine Stirn nur gestreift und obwohl er heftig phantasirend im Lazarethe liegt, gibt doch der Arzt Hoffnung auf baldige Genesung. Das ist Ihnen wohl gar nicht recht?" fragte er den Direktor, der bleich geworden und zusammengesunken war. „Ich hörte, wie Sie dem Soldaten befahlen, auf ihn zu schießen, da er der Anstifter des ganzen Tumultes sei. Sie thaten das, obwohl Sie wußten, daß es unwahr sei, und obwohl der großmüthige Michael Ihnen, seinem Peiniger, eben erst das Leben gerettet hatte."

Der Direktor ward noch bleicher.

„Da — ach — da haben Sie sich verhört!" stotterte er in größter Verlegenheit. „Ich — ach — ich meinte Kendelbacher."

„O nein, ich hörte deutlich, wie Sie sagten: der schöne, blasse Mensch, der so vornehm aussieht; dort neben dem großen Rothhaarigen!"

„Ja, wissen Sie — ach — ich meinte, den — den solle er ja nicht treffen. — Na, wo gehn Sie hin? Ich komme mit! Sie werden mich doch hier nicht allein lassen?"

„Fürchten Sie sich vor den Leichen?" fragte Moller verächtlich lächelnd. „Die thun Ihnen nichts!"...

So lag nun Michallowitsch im heftigsten Wundfieber im Lazareth und Antonie in einem eben so heftigen Fieber, das von der Angst um den Vater und den Geliebten erzeugt worden war. Mit größter Mühe nur konnte der Arzt die Wiederkehr des Blutsturzes verhindern; er gebot die tiefste äußere und innere Ruhe für die Patientin. Sie sollte durch nichts aufgeregt, durch nichts gereizt, überhaupt mit noch mehr Schonung als früher behandelt werden. Aber wie war dies möglich! Die Ereignisse der Nacht und Michael's Verwundung wirkten schrecklich auf sie. Angstvoll verlangte sie, der Vater solle sie nicht verlassen. Sie hielt ihn bei den Händen fest, ihr ganzes Leben schien an dem väterlichen Blick zu hängen. Erst am Morgen, als sie erschöpft in Schlaf versunken war, konnte sich Moller entfernen.

Unter den vielfachen Pflichten, welche diese besonderen Verhältnisse im Dienste erheischten, sowie im Verweilen an den Krankenbetten Antoniens und Michael's verging auch dieser Tag und der Vater dankte Gott dafür, denn am nächsten Vormittage mußte Norrmann kommen. Der ruhige, kraftvolle und milde Mann fehlte ihm unendlich, denn er allein konnte sowohl in die Angelegenheiten des Hauses, als in die der Familie wieder Ordnung und Klarheit bringen. Froh eilte er daher am anderen Vormittag seinen ankommenden Kindern entgegen und nachdem er Johannen herzlich umarmt und geküßt, schickte er sie hinauf zu der Mutter und den Geschwistern, während er den Oberinspektor in die in Folge der Revolte nun ganz leer stehende Kanzlei führte und ihm alles Vorgefallene berichtete.

Norrmann zeigte sich tief erschüttert, einen Augenblick war er keines Wortes mächtig.

„Abscheulich!" rief er endlich. „Mir das zu thun! Ich erschrecke vor den Strafurtheilen, die unausbleiblich sind! — Und Michael?" fragte er plötzlich. „Wo ist er, warum kommt er nicht mich zu begrüßen?"

Moller theilte ihm die Vorgänge zwischen dem Direktor und Michael mit, auch daß dieser zwar noch darnieder liege, daß er sich jedoch heut schon wieder völlig bei Bewußtsein befinde, und wohl in einigen Tagen das Lazareth werde verlassen können.

„Das Lazareth!" rief Norrmann erstaunt und erzürnt. „Und warum liegt er im Lazareth? Warum nicht in meiner Wohnung? Vater, Sie wissen, wie sehr ich ihn liebe!"

„Curt, Du redest sonderbar!" sagte Moller. „Wie würde der Direktor erlauben, einen Gefangenen..."

„Gefangenen?" unterbrach ihn der Oberinspektor. „Michael ist kein Gefangener mehr. Seit dem dem Tage meiner Abreise, wurde mir versichert, sei die Begnadigung und Anordnung sofortiger Freilassung in den Händen des Direktors."

„Jedenfalls ist dieselbe nicht ausgeführt worden," versetzte Moller, „denn Michallowitsch ist bis jetzt noch nicht entlassen." (Forts. folgt.)

Die siamesischen Zwillinge,

vor Jahren allgemein bekannt und viel besprochen, welche durch eine kurze Fleischmasse seitlich mit einander zusammengewachsen sind, wohnen auf ihrer Pflanzung in Nord-Karolina. Ein Arzt, welcher während des Krieges in ihrer Nachbarschaft stationirt war, erzählt: Sie haben seit Beginn des Krieges ihre Pflanzung nicht verlassen und in gleicher Ruhe und Uebereinstimmung gelebt, wie ehemals bis 1862; leider aber wurde ihr Glück dadurch gestört, daß ihre Frauen, welche Schwestern sind, ihr Herz von ihnen wendeten, und die Kinder wurden die Veranlassung dazu. Jeder hatte 5 blühende Kinder; da wurde dem einen das sechste geboren, und das erweckte so viel Neid und Eifersucht, daß beide Schwestern nicht mehr unter demselben Dache wohnen wollten, sondern verschiedene Häuser auf der Pflanzung bezogen. Die Brüder waren damals etwa 50 Jahre alt, aber der eine von ihnen, der kleinere und schwächere, erscheint um volle 10 Jahre älter als der andere. Sie können die Rücken und auch die Gesichter gegen einander kehren, so weit das sie verbindende Fleisch es eben erlaubt. Vor einigen Jahren correspondirten sie mit berühmten Chirurgen Londons wegen einer Zerschneidung der Verbindungsstelle, um möglicherweise beim Ster-

ben des Einen den Andern zu retten. Sie gingen auch auf Verlangen des Arztes selbst nach London, und man machte alle möglichen Versuche, um die Sicherheit einer solchen Operation zu bestimmen. So schnürte man z. B. durch ein festes Band die Verbindungsstelle einige Minuten fest ein und hemmte die Blut-Circulation durch dieselbe; aber es war, als wenn beide sterben würden, wenn dieß länger fortgesetzt wäre. Der etwas kleinere wurde ohnmächtig und bewußtlos, und es hatte ganz den Anschein, als wenn dieselbe Wirkung sich auf den Andern erstrecken werde; aber man konnte das Verfahren nicht lange genug fortsetzen, weil das Leben des Schwächeren in Gefahr gekommen wäre. Sollte der Kleinere und Schwächere sterben, so würde man den Versuch einer Operation machen; aber es würde wenig Aussicht vorhanden sein, das Leben des Anderen zu erhalten. Sollte aber der größere und gesündere der Zwillingsbrüder zuerst sterben, so würde absolut keine Hoffnung vorhanden sein, das Leben des schwächeren zu erhalten. —

Ein geheimnißvoller Mord.

Schon wieder hat sich die französische Justiz mit einem kopflosen Rumpfe zu beschäftigen. Dießmal ist aber nicht allein der Kopf abgeschnitten, sondern auch beide Arme und Beine mit einer nicht geringen Sachkenntniß abgelöst.

Dieser so verstümmelte Rumpf wurde am 28 April unterhalb Lyon von den Fischern in der Rhone aufgefunden.

Von den fehlenden Gliedmaßen war bis jetzt noch keine Spur zu finden. Dagegen ist es einige Tage später gelungen, die Identität der Leiche zu constatiren, hauptsächlich durch eine auffallende Defformität des Rückgrats; man erkannte sie für die des Geschäftsagenten Goutalaud, welcher in der Nacht vom 21. bis 22. April spurlos verschwunden war.

Goutalaud war ein lediger Mann von 35 Jahren, besaß einiges Vermögen, namentlich viele Gold- und Schmucksachen, mit denen er zu prahlen liebte. Er hatte häufigen Verkehr mit leichten Frauenzimmern und suchte dieselben gewöhnlich durch Auskramen seiner Juwelen anzuziehen und Versprechungen zu machen, die nachher nicht gehalten wurden, worüber in seiner Wohnung Morgens oft Discussionen entstanden, die von den anderen Bewohnern des Hauses gehört wurden. Bei Durchsuchung seiner Wohnung waren alle diese Schmucksachen sammt Geld und Werthpapieren verschwunden, übrigens Alles wieder wohl verschlossen.

Goutalaud ist demnach nicht in seiner Wohnung umgebracht, sondern offenbar durch eine jener Phrynen in einen Hinterhalt gelockt worden; er hatte gegen 11 Uhr Nachts zum letzten Male das Haus verlassen.

Die Mörder müssen sich der Schlüssel bemächtigt und wahrscheinlich am folgenden Tage die Plünderung in der Wohnung mit aller Gemüthlichkeit vorgenommen haben.

Im Uebrigen tappt die Justiz immer noch in der Irre. Es wurden jedoch bereits mehrere verdächtige Personen, meistens Frauenzimmer, die man eingezogen hatte, nachdem sie ihr Alibi vollständig bewiesen haben, aus ihrer Haft wieder entlassen.

Verschiedenes.

Das Alter der Thiere. Das durchschnittliche Alter eines Eichhörnchens und Hasen ist 7 bis 8 Jahre. Schafe werden selten älter als 10 Jahre. Kühe leben ungefähr 15 Jahre. Die Katzen werden durchschnittlich ebenso alt. Ein Fuchs 14 bis 16 Jahre. Ein Bär wird selten über 20 Jahre alt; ein Hund 20 Jahre, ein Wolf ebenso. Hirsche haben ein sehr zähes Leben. Schweine leben 30 Jahre; Rinozerosse 50 Jahre. Man fand ein Pferd, das 72 Jahre alt wurde, das durchschnittliche Alter ist jedoch 25—30 Jahre. Kameele leben bisweilen 100 Jahre. Raben erreichen häufig ein Alter von 100 Jahren. Ein Adler erreichte in Wien ein Alter von 104 Jahren. Eine Schildkröte lebte weit über 190 Jahre. Man kannte Schwäne von 300 Jahren; auch Pelikane leben sehr lang. Elephanten haben das hohe Alter von 400 Jahren erreicht. Als Alexander der Große den König Porus von Indien besiegt hatte, erbeutete er einen großen Elephanten, der tapfer für den König gekämpft hatte, nannte ihn Ajax und ließ ihn mit einer Inschrift versehen, wieder in die Wälder laufen. Dieser Elephant wurde 300 Jahre später mit jener Inschrift gefunden.

Das „Neue Wiener Tagblatt" bringt unterm 22. ds. folgendes Reclam: „Ein gutes Tauschgeschäft. Für Leute, welche noch nicht im Besitze neuer Frühjahrs- und Sommerkleider sind (und es soll deren einige geben), bietet sich eine günstige Gelegenheit, sich solche, und zwar gegen Umtausch alter Winterkleider anzuschaffen. In Folge dieses praktischen Antrages wimmelt es in der renommirten Kleiderhandlung des Herrn S. Löwy (Mariahilf, Casapiccola) von Groß und Klein, welche sich dort rasch des unnöthigen entledigen und saisonmäßig gekleidet unter tausend Segenswünschen wieder davoneilen. Auch in Knabenkleidern findet sich dort eine vortreffliche Auswahl. — Ein zufriedengestellter Kunde. (Ein solches Geschäft würde gewiß auch hier nicht ohne Kunden bleiben!)

Auflösung des Räthsels in № 41:
Freiligrath.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 43. Donnerstag, den 30. Mai 1867.

Im Zuchthause.

Erzählung aus der Wirklichkeit von W. Bauer.

(Fortsetzung.)

Ohne ein Wort stürmte Curt in die Wohnung des Direktors. Dieser erschrack, als die riesige Gestalt des Oberinspekters so plötzlich und mit so drohender, zorniger Geberde in sein Zimmer trat. Norrmann aber ließ ihn gar nicht zur Rede kommen.

„Seit drei Tagen befindet sich die Begnadigung des Michael Michailowitsch in Ihren Händen, warum ist er nicht entlassen?“ rief er heftig.

„Die Ereignisse!“ stotterte Jersowich. „Ach! Wissen Sie denn? — Kennen Sie die Ereignisse?“

„Leider kenne ich die durch Ihre Grausamkeit herbeigeführten Ereignisse! Doch Sie hatten einen ganzen Tag vorher den Befehl der sofortigen Entlassung des Michailowitsch in Händen... keine Entschuldigung! Sie sind ein elender, verbrecherischer Wicht und meine Geduld mit Ihnen ist am Ende! Ich werde Sie dahin bringen, wohin Sie gehören.“

„Ach! Mein Gott, Sie werden mich doch nicht unglücklich machen um solcher Kleinigkeit willen?“

„Kleinigkeit? Ist es eine Kleinigkeit, daß Sie den Armen, nachdem Sie ihn, wo Sie nur gekonnt, gepeinigt haben, meuchlerisch um's Leben bringen wollten? Ist es eine Kleinigkeit, daß Sie die Gefangenen bis zum Wahnsinn reizen durch Ihre Grausamkeit? Daß Sie die gefangenen jungen Weiber zu Ihren Lüsten mißbrauchen und sie, wenn davon gesprochen wird, bis auf's Blut peitschen lassen? Ist es eine Kleinigkeit, daß Sie die Regierung bestehlen und betrügen, Sie frommer Mann?“

Jersowich war keines Wortes mächtig, sein ganzer Körper schlotterte vor Angst, sein Antlitz wurde leichenfahl.

„Es kann sich ereignen,“ fuhr Norrmann fort, „daß Sie selbst noch in diesem Hause unter den Stock des Profoßen kommen, den Sie so vielfach in Bewegung gesetzt haben.“

„Ach Gott, mein Jesus, hilf mir!“ stammelte der Direktor. Er warf sich vor Norrmann nieder „Ich flehe Sie an, verderben Sie mich nicht! Sie sollen Alles bestimmen; ich will gar keine Macht mehr haben, will mich ganz nach Ihrem Willen fügen; machen Sie mich nur nicht unglücklich! Schonen Sie mich!“

„Nein,“ sagte der Oberinspektor, ohne ihn aufstehen zu heißen, „es widerstrebt meinem Gewissen, einen Bösewicht wie Sie länger zu schonen.

Dennoch bewog Norrmann die hündische Demuth, welche Jersowich zeigte, seine entsetzliche Angst und sein flehentliches Bitten, mehr aus Ekel als aus Mitleid, ihm Bedingungen zu stellen.

„Gut,“ sagte er, „Sie geh'n jetzt mit mir zu Michailowitsch, verkünden ihm seine Begnadigung und bitten ihn wegen der ihm zugefügten Kränkungen in Gegenwart der Sträflinge um Verzeihung. Ferner werd' ich Ihnen einen Brief an die Regierung aufsetzen, in welchem Sie um milde Urtheile für die Aufständischen bitten und Sie gestehen, diesen Aufstand durch zu große Härte hervorgerufen zu haben, auch für die Zukunft ein milderes Verfahren versprechen. Endlich überlassen Sie mir die sämmtlichen hier jetzt nöthigen Anordnungen und enthalten sich jeder eigenmächtigen Bestimmung von Strafen. — Wollen Sie?“

„Ja, ja, ich will ja Alles! Verderben Sie mich nur nicht!“

„So kommen Sie!“

Der Oberinspektor schritt voran, wie er dies sonst nie gethan, denn immer, so tief auch seine Verachtung gegen den Direktor sein mochte, hatte er streng darauf gehalten, die äußere Ehrerbietung für denselben nicht zu verletzen. Jetzt aber, zu sehr gereizt, vergaß er jede Rücksicht und ging mit schnellen, festen Schritten ihm voran nach dem Lazareth, wohin ihn die Sehnsucht nach seinem Liebling zog.

Dieser streckte ihm freudig die Hände entgegen.

„Ach, sind Sie wieder hier, mein lieber, lieber Herr!“ rief er überglücklich. „O dann ist ja Alles wieder gut!“

Eine Bewegung der Freude gab sich bei allen Kranken kund. Curt ergriff die beiden zierlichen Hände und nahm sie zwischen die seinen.

„Mein armer Freund,“ sagte er in mitleidigem, liebevollem Tone, „man hat Dir übel mitgespielt, während ich nicht bei Dir war. Doch nun hat's ein Ende mit diesen Leiden; Du bist frei!“

„Frei!“ schrie Michael freudig auf und fuhr empor. Plötzlich aber gedachte er der nun vielleicht baldigen Trennung von all seinen Lieben und mit einem schmerzlichen Stöhnen sank er wieder zurück.

„Der Herr Direktor wünscht mit Dir zu sprechen,“ fuhr Norrmann fort, um Jersowich an seine Pflicht zu mahnen. Da dieser aber so stand, daß der Kranke ihn nicht sehen konnte, so bat derselbe dringend:

„O Herr, wenn ich frei bin, so halten Sie ihn mir fern! Ich bitte, verschonen Sie mich mit seinem Anblick!“

„Nun,“ versetzte Curt, „er wollte Dich nur um Verzeihung bitten für Alles, was er Dir Böses gethan.“

„Ich erlass' es ihm,“ entgegnete Michael. „Gern will ich ihm alle Leiden vergeben, die er mir bereitet; nur sehen lassen Sie mich ihn nicht mehr!“

Der Oberinspektor wandte sich zu dem Direktor. „Sie hören seine Worte!“ sprach er mit einer gebietenden Handbewegung.

Jersowich entfernte sich eilig.

Nach einer halben Stunde lag Michael in der Wohnung des Oberinspektors in einem weichen, mit schönen Ueberzügen versehenen Bett. Ein unendliches Wohlgefühl bemächtigte sich seiner. Wie lange hatte er schon in keinem Bett mehr gelegen, und dazu hatte ihn Curt vorher in seine blendend weiße Wäsche kleiden lassen. Michael weinte. Damit es Norrmann nicht bemerkte, verhüllte er sein Gesicht in das Deckbett und war in wenigen Minuten, überwältigt von seiner Schwäche, eingeschlafen. Der Oberinspektor schloß vorsichtig die Thür seiner Wohnung und ging hinüber in die seines Schwiegervaters. Dieser war nicht zugegen, Johanna in der Küche bei der Mutter, die das Mittagessen besorgte, er ging also zu Antonie hinein und setzte sich zu ihr an's Bett.

„Mein armes Kind,“ sagte er, sanft mit der Hand über ihr bleiches Antlitz streichend und ihre Stirn küssend, „wie bist Du wieder blaß und schwach!“

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals.

„Ach!“ rief sie mit schwacher Stimme. „Ich möchte Dir so gern beichten, wenn Du mir nur dann nicht zürnen wolltest!“

„Schelm, Du machst Dir Bedingungen!“ drohte Curt lächelnd. „Darauf geh' ich nicht ein, ergib Dich auf Gnade oder Ungnade.“

„Ach ich will es ja! Du bist so mild und gütig, Du wirst nicht zürnen! Ach Curt, wenn Du uns nicht hilfst, so sind wir augenblicklich und ganz verloren!“

„Uns?“ fragte er ernst. „Wer sind wir?“

„Michael und ich, lieber, lieber Curt! Sieh mich nicht so schrecklich ernst an! Zürne nicht, besonders ihm nicht, der ganz unschuldig ist und dennoch Deinen Zorn so sehr fürchtet! Ich, ich habe ihm meine Liebe verrathen und das Vertrauen des Vaters getäuscht! Ach, wenn Ihr mich nun von Michael trennt, so muß ich sterben, und ich möchte doch noch so gern mit Euch, mit ihm leben!“

„Kind, rege Dich nicht auf!“ ermahnte Norrmann ernst, doch mild. „Du hast sehr unvorsichtig gehandelt, allein es ist nun einmal geschehen, hab' also Muth und vertraue auf mich! Hoffe, daß noch Alles gut werde.“

„Und Du willst ihm nicht zürnen?“ fragte sie, seine bärtige Wange streichelnd.

„Wie könnt' ich, wenn Du so für ihn bittest!“ entgegnete er lächelnd.

„Wie edel, wie gut Du bist!“

Johanna kam herein; sie setzte sich auf das Bett der Schwester.

„Sieh nur, Curt,“ sprach sie zu Norrmann, „wie sie wieder bleich ist und krank, die Arme!“

„Ja, es sind traurige Wandlungen vorgegangen während dieser zwei Tage, und es scheint, als dürfte der Mensch sich niemals an etwas Gutem erfreuen; immer setzt das Schicksal einen Dämpfer darauf. Ich kehrte so froh aus der Residenz hieher zurück und finde so traurige Veränderungen.“

„In Bezug hierauf habe ich eine Bitte an Dich, Geliebter!“ sagte Johanna, Norrmann's Hand in die ihre nehmend.

„Sprich! Es ist selten, daß Du um etwas bittest; es wird mich freuen, Dir einen Wunsch gewähren zu können.“

„So lass' uns unsre Verbindung noch hinaus schieben!“ bat Johanna. „Ich möchte nicht, daß in diese Trauertage des Hauses das schönste Fest meines Lebens fiele. Wie schön hatt' ich mir's gedacht, den Tag dieses Festes ganz still nur im Kreise der Familie zu begehen; aber sie, die armen, unglücklichen Gefangenen, sie sollten ihn mit uns feiern. Sie wollten wir erfreuen durch eine gute Bewirthung, wollten zu ihnen gehen und einem Jeden von ihnen ein Wort des Trostes und der Liebe sagen. Das geht nun nicht; sie haben sich schwer vergangen; Strafurtheile werden erfolgen; Du mußt Dir mindestens das Ansehen geben, ihnen zu zürnen. O lass' uns nicht in dieser Trauerzeit das ewige Band knüpfen!“

Gerührt schloß sie Norrmann in seine Arme.

„Du hast in meiner Seele gelesen, mein theures Herz,“ sagte er. „Ich würde Dir diesen Vorschlag noch heut gemacht haben, und es freut mich innig, daß Du mir mit demselben zuvor kommst. Doch nun laßt mich hinüber zu Michael; er wird gewiß schon erwacht sein.“

Nachdem er Antonien versichert, daß sie den Verwundeten schon in den nächsten Tagen wieder bei sich sehen werde, auch daß nach des Arztes Ausspruch keinerlei Gefahr vorhanden, ging er hinüber zu dem Patienten, den er wirklich schon erwacht fand. Norrmann holte einen Koffer von ziemlicher Größe herbei, setzte denselben vor das Bett, öffnete ihn und nahm daraus die feinste Wäsche und Kleider, die er vor Michael ausbreitete. Dieser sah ihn groß und im höchsten Grade erstaunt an.

„Nun, warum so verwundert?“ fragte er lächelnd. „Mußt' ich nicht sorgen, daß der berühmte, selbst vom Könige anerkannte Schriftsteller Michael Steppanoff anständig vor der Welt erscheine?“

„Was sagen Sie, Herr?“ rief Michael zitternd vor Freude. „O, darf ich nicht Alles wissen?“

„Allerdings,“ entgegnete Curt, „doch zuvor noch etwas Anderes. Es geht in Zukunft entweder nicht mehr, daß ich Dich Du nenne oder Du müßtest Dich denn entschließen, die biblische An-

rede: Herr, Herr! aufzugeben und mich ebenfalls zu dutzen. Erwäge Das! Eins oder das Andere muß geschehen; denn wie würde man darüber urtheilen, wenn es darin so bliebe wie jetzt!"

„Man könnte ja glauben, ich sei unter Ihren Augen aufgewachsen oder Sie hätten mich erzogen," wandte der junge Mann ein.

„Ei, ich danke Ihnen!" erwiderte Norrmann. „Sie wollen mir da ohne Weiteres die Vaterrolle übergeben. Wenn man sich noch jung genug fühlt, um der Bräutigam eines siebzehnjährigen Mädchens zu sein, so möchte man sich nicht gern zum Vater eines fünfundzwanzigjährigen Sohnes machen lassen. Ich will zwar ein strenger Vater gegen Dich sein, doch auf dem gegenseitigen Du oder Sie muß ich bestehen."

„Sei nicht allzu streng," schmeichelte Michael, „ich will immer ein gehorsamer Sohn sein."

„Wir werden ja sehen; jetzt aber höre, wie die Sachen stehen. Du hast wohl geahnt, daß ich zum Könige beschieden war. Auch er hielt mich für den Verfasser der „Erzählungen der Sträflinge." Dieselben hatten einen sehr günstigen Eindruck auf ihn gemacht und er empfing mich äußerst gnädig. Ich sollte ihm eine nähere Detaillirung der Gebrechen unserer Gerechtigkeitspflege, sowie der Fehler unserer Zuchthäuser geben. Das Erstere that ich, soweit ich es vermochte, das Letztere aber konnt' ich auf's Gründlichste und er fragte mich, ob ich mir getraue, eine Strafanstalt einzurichten, welche frei von diesen Fehlern sei. Da ich dies bejahte, so erklärte er, daß er eine solche Musteranstalt einrichten lassen und mir das übertragen wolle; er ging dann wieder lobend auf das Buch über und ich gestand ihm nun, daß nicht ich und wer der Verfasser des Buches sei. Ich erhielt allerdings meinen Verweis, daß ich Dir erlaubt, solche Arbeiten zu machen, doch er blieb gnädig und nach einer Schilderung, welche ich ihm von Deinem Charakter und von den Verhältnissen gemacht, welche Dich in's Unglück gebracht, sagte er mir, daß er Dich bereits begnadigt habe und gestattete Dir auf meine Bitte, für die Zukunft den Namen: Michael Steppanoff führen zu dürfen. Auch soll an die russische Regierung geschrieben werden, damit Du nicht von dort aus reclamirt werdest, „denn," sagte der Monarch, „ich will meinem Lande einen so ausgezeichneten Schriftsteller erhalten." Nun, was sagst Du zu diesen Aussichten?"

„O Gott, ich kann es ja noch nicht fassen! — Und wie wenig verdien' ich Ihre beispiellose Güte! Ach, wenn ich Ihnen Alles werde gestanden haben, so bereuen Sie dieselbe vielleicht und verstoßen mich aus Ihrer Nähe."

„Was gibt's?" fragte Norrmann plötzlich sehr ernst. „Was hast Du gethan?"

Michael theilte ihm voll Angst und Zagen den Vorgang zwischen ihm und Antonie am vorgestrigen Tage mit.

„Was soll daraus werden!" schloß er verzweiflungsvoll. Ich muß fort! Und wenn ich daran sterbe, so werd' ich doch sie retten, die Unglückliche!"

„Oder vielmehr sie tödten!" sagte Norrmann.

„Besser todt als entehrt durch die Liebe zu einem Zuchthaussträfling!"

„Höre, jetzt ein ernstes und bestimmtes Wort," sprach Norrmann streng und fest. „Ich habe Dir ein neues Leben erschlossen, habe Dir einen neuen Namen gegeben, ich biete Dir meine Freundschaft, aber ich will nichts mehr wissen von dem Vergangenen. Hörst Du! Nennst Du Dich noch einmal mit jenem Namen, so wirst Du mich schwer erzürnen."

„Nein, nein, nicht zürnen!" bat Michael.

„Nicht, wenn Du es nicht veranlassest. Beginne ruhig und muthig das neue Leben und stütze Dich, wenn Du schwach wirst, auf mich. In Bezug auf Dein Verhältniß zu Antonie sage mir: erwiderst Du ihre Liebe?"

„Ja!"

„Und Rosaline, ist sie vergessen?"

„O nein, nicht vergessen," sagte Michael bitter, „dergleichen vergißt sich nicht. Wie kann man noch lieben, wo man so tief verachtet! Nein, Herr, sie durfte so nicht an mir handeln; sie durfte mich so nicht verstoßen, verurtheilen, als ich aus wahnsinniger Liebe zu ihr mich so schwer vergangen. Ich wollte ja nichts als ihre Vergebung, ich wollte ja nie mehr vor ihre Augen treten, also durfte sie mir nicht fluchen, denn sie wußte, wie heiß ich sie geliebt."

„Sie aber hat Dich nie geliebt; selbst als sie Deine Braut war, gehörte sie Dir nicht allein; ich wußte dies schon damals. Heut' aber ist sie die offizielle Geliebte des Herzogs von B. und die heimliche einiger reichen Engländer. Doch Antonie, liebst Du sie wirklich und ist es nicht nur das Mitleid für das junge Wesen, das sein Herz und seine Sele an Dich gehängt?"

„Ich liebe sie, zwar nicht mit jener wahnsinnigen Gluth, wie ich jene geliebt, das kann man wohl nur einmal, doch mit inniger Zärtlichkeit, mit tiefer, unvergänglicher Innigkeit."

„Gut, dann sei geduldig und voll Vertrauen zu Eurem Freunde, der noch Alles zum Guten wenden wird." (Fortsetzung folgt.)

Aus einem Lumpen-Magazine.

Paris, im Mai 1867.

In einer der engen, feuchten und düsteren Straßen, wie sie in den Geheimnissen von Paris figuriren und denen die Pariser Bauverwaltung seit einiger Zeit einen so schrecklichen Krieg macht, öffnet sich ein Erdgeschoß eines halb verfallenen Hauses, eine Art tiefer finsterer Höhle, die man ohne eine große Waage am Eingange für einen Keller halten würde; weiter hinten fällt das schwache Tageslicht auf ganze Haufen von Lumpen; das ist das Magazin des Herrn Thomas B...., Lumpenhändler; das ist die Niederlage, wo täglich ein Theil der von den nächtlich umherstreifenden Lumpensamm-

lern zusammengesuchten Reste aufgehäuft wird, es ist ein ungeheurer Bazar von Abfällen, wo die Schmutzsachen in Kategorien klassifizirt, in dem Halbdunkel ihren widerlichen Glanz ausbreiten, und den Rang kurshabender Waaren einnehmen.

In den dunklen Tiefen dieser Niederlage bemerkte man vor einiger Zeit in einer Art Glasschrank, der als Bureau diente, eingeschlossen ein junges Mädchen von zarter Gesichtsbildung, deren engelreine Schönheit von einer den ganzen Tag brennenden Lampe erleuchtet, seltsam mit den schmutzigen Dingen, die sie umgaben, kontrastirte; das war Fräulein Julie, die Tochter des Herrn vom Hause.

Vor einiger Zeit bemerkte ein eleganter junger Mann, welcher gerade zufällig vorüberging, das junge im Glaskäfig eingeschlossene Mädchen und stand mitten auf der Straße still, um es zu beschauen. Des anderen Tages kam er wieder, aber dieses Mal nicht aus Zufall. Denn nachdem er einen Augenblick der Thüre gegenüber still gestanden hatte, trat er in das Magazin. Er fragte um irgend was oder irgend wen — war es ihm ja doch nur darum zu thun, das junge Mädchen in der Nähe zu sehen. — Um das Zusammensein möglichst zu verlängern, that er so, als ob er über die Mannigfaltigkeit der aufgestapelten Waaren ganz außer sich sei; nun waren aber deren Zahl so groß wie Sand am Meere; alte Pferdehufe, Ballen von Hundehaaren, Haufen von alten Schuhen, zerbrochenen Bouteillen, kurz, es war Alles da und sogar noch etwas mehr.

Dessenungeachtet mußte denn doch die Bewunderung einmal aufhören und der junge Mann sah sich schon zu seinem großen Bedauern genöthigt, seine Visite zu beenden, als er plötzlich in einem Haufen von altem Papiere Lieferungen von allerlei interessanten Werken entdeckte; das war nun ein glücklicher Fund! Er wühlte darin herum, traf eine Auswahl und fragte nach dem Preise, der nicht sehr hoch gestellt wurde; denn bei Meister Thomas wird die Literatur pfundweise verkauft. Es versteht sich, daß der junge Herr dem hübschen Mädchen versprach, seine Bücher künftighin nur von ihr zu beziehen, — seitdem verging auch fast kein Tag, an dem er nicht ins Lumpenmagazin kam. Allein nach Verlauf von einiger Zeit war die Rede nicht mehr von Lieferungen, sondern die Zeit verging mit süßem Kosen am Schiebefenster des Bureaus, so daß sich der elegante Besucher, von nun an gewiß, daß er für das junge Mädchen mehr, als ein fleißiger Kunde sei, eines Tages bei Meister Thomas um die Hand seiner Tochter bewarb. Dieser war auch ganz damit einverstanden; denn schon lange bewunderte er von dem Hintergrunde seiner Höhle aus das gute Aussehen des Besuchers; nur verlangte er, daß der Vater desselben offiziell um die Hand des Mädchens für seinen Sohn anhalte.

Das war aber gerade der Knoten; denn die Eltern des Herrn George, Modewaarenhändler in einem der elegantesten Quartiere von Paris, hatten ganz andere Absichten und dachten nicht daran, ihren Sohn mit der Tochter eines Lumpenhändlers zu verheirathen.

Nach langem Besinnen öffnet er endlich sein Herz dem Herrn Papa, der ihn ganz einfach einen Thoren schilt; der junge Mann setzt ihm aber so gewaltig zu, daß er sich endlich entschließt, den Meister Thomas und seine Tochter zum Diner zu laden, in der Hoffnung, den ganzen Plan mit Hilfe des Lächerlichen der Personen und besonders durch die Interessenfrage zunichte zu machen. Der Lumpenhändler und seine schöne Tochter stellten sich auch ein; während die Manieren und das Kostüm des Meister Thomas, der ein Eingeborner der Auvergne ist, zu allerlei boshaften Anspielungen Anlaß gaben, konnte man sich doch der Wirkung der unschuldigen Anmuth und engelischen Schönheit seiner Tochter nicht entziehen. Beim Dessert versuchte der Wirth den Lumpenhändler »steigen zu lassen,« der aber wußte mit seinem gesunden Menschenverstande alle Angriffe so glücklich zurückzuschlagen, daß die Ehre des Sieges auf seiner Seite blieb.

Jetzt war noch die finanzielle Frage übrig, und in dieser mußte er unfehlbar unterliegen. Die Mutter fing das Gefecht an und fragte Thomas, wie viel er wohl seiner Tochter mitgeben werde. Der arme Georg errieth die Falle und wollte von dieser Frage nichts wissen.

»Im Gegentheile aber,« sagte der Lumpenhändler, »sprechen wir davon, weil Ihre Frau Mama das durchaus wünscht; ein wenig Geld schadet nicht im Haushalte!« — »Wie viel wird denn Ihr Papa Ihnen mitgeben, ich werde versuchen, in Bezug auf meine Tochter dasselbe zu leisten.« — »Am Hochzeitstage 50,000 Frcs.!« erwiderte hochtrabend die Dame, und glaubte den armen Lumpenhändler mit einer solchen Summe zu Boden zu schmettern.

»Hoho!« meinte Thomas, »ich hatte für meine Juliette auf mehr gerechnet! Indeß, da sich das junge Blut so lieb hat, so will ich nicht weiter darauf achten! Ich meinestheils gebe meiner Tochter 400,000 Frcs. baar.« Man begreift, wie man diesem Krösus in der Sammljacke jetzt ganz anders entgegen kam. Obgleich nun der Heirath nichts mehr im Wege zu stehen schien, zog sich die Sache dennoch in die Länge; die gute Mama hatte nämlich viel zu dick aufgetragen, und um die versprochenen 50,000 Frcs. zusammenzubringen, mußte man Anlehen machen, Papiere veräußern, unter dem Preise verkaufen u. dgl. m. Die jungen Leute waren mittlerweile in Verzweiflung, da empfing George's Vater eines Tages ein Paket mit 50 Banknoten und folgende Beilage: »Ich sehe wohl, wo der Schuh drückt, und da ich wegen einer solchen Bagatelle die Sache nicht länger hinausziehen will, so schicke ich Ihnen das Nöthige; ein andermal seid aber offener mit Eueren Freunden und tragt armen Leuten gegenüber die Nase nicht mehr so hoch. Am 15. d. M. ist Hochzeit! Thomas.«

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 44. Sonntag, den 2. Juni **1867.**

Im Zuchthause.

Erzählung aus der Wirklichkeit von W. Wauer.

(Fortsetzung.)

Wirklich konnte Michael am zweiten Tage das Bett schon wieder verlassen und drüben in der Familie erscheinen. Aber wie anders jetzt, als sonst! Die elegante Kleidung, die feine und zarte Wäsche, welche er trug, vereint mit seiner schönen Haltung, seinem vornehmen Wesen und seiner Schönheit, machten ihn zu einer so überraschenden Erscheinung, daß selbst die Moller'sche Familie ihn mit staunender Bewunderung betrachtete und Antonie ihn mit einiger Schüchternheit begrüßte. Sie lag wieder auf dem Sopha und mit innigster Aufmerksamkeit als je leistete er ihr all jene kleinen Dienste, achtete auf jeden Blick, lauschte auf jedes noch so leise Wort aus ihrem Munde; aber dies Alles machte sie heut verlegen, fast ängstlich. Und dennoch hing ihre Seele an seinen Augen, und wie weh that es ihr, als er wieder ging, denn Norrmann wollte ihn ein wenig ins Freie führen und sie sah, wie sehr Michael sich darauf freute. Als Curt nach der Rückkehr erzählte, wie glücklich sich Steppanoff (so wurde er jetzt genannt) da draußen gefühlt und daß er am liebsten ganz dort geblieben sei, begann sie zu weinen. Der Vater machte ein finstres Gesicht, sie trocknete schnell ihre Augen; dennoch sah Michael die Spuren von Thränen, als er kam und ihr in dieser späten Jahreszeit ein wundervolles Rosenbouquet brachte.

„Welch ein Verschwender sind Sie!“ rief die Mutter.

„Schelten Sie nicht, Mütterchen!“ bat Michael. „Was ist zu theuer für unsre liebe Kranke, wenn es den Frühling in ihr dunkles Krankenzimmer hinein zaubern kann!“

„Den Frühling! Ach werd' ich ihn noch erleben!“ seufzte Antonie.

Der Vater zuckte zusammen, sie aber streckte ihre Hände nach ihm aus und schmiegte sich kosend an ihn.

„Welche Idee, Kind!“ sagte Norrmann. „Gewiß wirst Du ihn erleben und Du sollst ihn recht genießen. Wir miethen, wenn wir noch hier sind, den benachbarten Garten, wo Du immer sein kannst und wir uns viel bei Dir aufhalten können —“

„Und da bauen wir einen hübschen, kleinen Pavillon für Tonchen,“ fiel ihm Michael in die Rede, „damit sie vor jedem Wetter geschützt ist. Das wird auch unserm Väterchen gefallen, wenn er gleich hier aus dem Hause in den Garten zu seinem Töchterchen gehen kann. Im Pavillon aber wird ein weicher Armstuhl stehen zum Mittagsschlaf für den Vater.“

„Hm! Und was wird dann Herr Steppanoff in dem Garten haben, das ihn hinein ziehen wird?“ fragte der Vater mit halb mürrischem, halb neckendem Tone.

„Eine schöne, seltene Blume,“ erwiderte Michael mit dem Ausdruck innigster Zärtlichkeit, „die er hineinpflanzen und pflegen wird, sein Väterchen und alle seine Lieben.“

So hatte er noch nie zu sprechen gewagt. Moller ward durch diese Kühnheit ein wenig gereizt.

„Und wenn man ihm den Weg zu der schönen Blume verschließen wird, wie dann?“ fragte er mit Schärfe.

Antonie bebte, sie drückte ihr Antlitz in die Rosen; die Anwesenden fürchteten eine unangenehme Scene. Michael aber schlang beide Arme um den Vater und sagte mit seiner weichen, jetzt ein wenig bebenden Stimme:

„Wer hätte den grausamen Muth gegen die Arme? Sie sicherlich nicht, Vater!“

„Hm! Verlaß Dich nicht zu sehr auf meine Güte, sie reißt manchmal plötzlich.“

„Dann unterwerfe ich mich in Demuth und flehe nur um Schonung für die holde Blume.“

„Ja, und die „holde Blume“ weiß wohl, daß sie schonen, Dich schonen heißt.“

„Lieber Vater!“ rief Antonie, seine Rechte an ihre Lippen drückend, während Michael die Linke küßte und streichelte.

„O Väterchen, wir bitten Beide um Schonung und um ein wenig Liebe!“ setzte Michael hinzu.

„Geht, Schmeichelkatzen! Ich kann Euch nichts versprechen! — Seid meine guten Kinder, dann hab' ich Euch lieb!“

Curt zog ein spöttisches Gesicht. Moller sah es. Er konnte sich nicht entschließen, dem ehemaligen Zuchthaussträfling seine Tochter zu geben, es widerstand ihm, selbst unter den günstigeren Verhältnissen, und doch vermochte er nicht, ein entschiedenes „Nein“ dieser Verbindung entgegen zu setzen, weil er wußte, daß er die Tochter dadurch tödte und weil er den jungen Mann zu sehr liebte, um ihn so kränken zu können.

Inzwischen wirkten die neuen Verhältnisse auf Michael unendlich vortheilhaft. Wie seine Person, so verschönerte sich sein ganzes Wesen unter dem Gefühle der Freiheit, der ihm entgegengebrachten Liebe und Freundschaft, sowie unter dem Einflusse der

reien, anerkannten und gewürdigten geistigen Beschäftigung. Seine Natur glich einer tropischen Pflanze, die sich nur bei hellem Sonnenlicht in ihrer ganzen Pracht entfaltet. Sein lebhafter Geist, seine glühende Phantasie, nicht mehr niedergedrückt von dem Gefühl, ein ausgestoßenes Mitglied der Gesellschaft zu sein, begannen all' seine anderen liebenswürdigen Eigenschaften mit einem wahren Brillantfeuer zu beleuchten. Auch seine geistigen Arbeiten trugen durch diesen Wechsel einen bedeutenden Gewinn davon. Dieselben sprudelten von Geist und Phantasie und hatte der erste Theil seines Buches schon große Sensation erregt, so that dies der zweite in bei weitem größerem Maaße. Auf die Bitte des Verfassers hatte der König erlaubt, ihm das Buch zu dediziren, die ganze vornehme Welt drängte sich danach, den jungen Schriftsteller kennen zu lernen; die schmeichelhaftesten Schreiben von den hochgestelltesten Personen liefen ein, die um persönliche Bekanntschaft baten, was Michael, aus Furcht erkannt zu werden, ablehnte. Er sehnte sich fort aus dieser Gegend, und auch hierin wußte Norrmann dem Wunsche des Freundes entgegen zu kommen.

Auf Befehl des Königs hatte sich nämlich der Präsident von Norrmann mit seinem Neffen in Corresondenz setzen müssen wegen der neu zu errichtenden Strafanstalt, und so war auch die Frage an ihn ergangen, in welchem Theile des Landes er dieselbe anzulegen wünsche. Er wählte die von seinem jetzigen Aufenthaltsorte am entferntesten gelegene, südliche Gegend zu seinem Vorhaben, und zwar in einem Orte, in welchem sich schon ein zu diesem Zwecke geeignetes Gebäude befand. Die Ausführung des Planes wurde also durch einen Bau nicht verzögert, man konnte bald dahin abgehen, wo ein leichteres, freieres, angenehmeres Leben als in dem schwerfälligen Norden zu erwarten war und wo Michael durch sein Ungekanntsein erst zu einem freien Manne wurde.

VIII.

Zu Ende des September kam Helene an, sie hatte die Erlaubniß erhalten, bis Weihnachten bei den Verwandten zu bleiben, denn sie sehnte sich hinaus aus dem väterlichen Hause. Die Mutter, welche stets die erste, nächste Freundin der Tochter sein sollte, war ihr dies durchaus nicht; sie war eine stolze Frau, ohne jedes feinere weibliche Gefühl.

Ein alter, reicher Hagestolz, welcher sich schon lange um Helene bewarb, schien in den Augen der Mutter, nachdem diese ihr Kind von dem Geliebten getrennt, eine bessere Partie als der arme adlige Assessor. Eben deßhalb widersetzte sie sich entschieden, als Helene den Bräutigam um Verzeihung bitten wollte. Der Vater war ein guter, aber schwacher Mann, die Brüder waren noch Knaben, und so hatte die arme Helene in ihrer Heimath keinen Vertrauten, keinen Trost, keinen Rath. Helene war eine feine, schlanke, aristokratische Erscheinung mit tiefbraunem Haar und Augen, einer hohen, edlen Stirn, kleiner fein gebogener Nase und einem lieblichen, mit den schönsten Zähnen versehenen Munde. Ihr Teint war blüthenweiß und Hände und Füße von der zierlichsten Form. —

Die Moller'sche Familie empfing sie mit der größten Herzlichkeit, war jedoch nicht wenig erschüttert von ihrem kranken Aussehen und tief gebeugten Wesen. Der Oheim schloß sie ebenfalls liebevoll in seine Arme, konnte sich aber nicht enthalten, ihr in seiner derben Manier zu sagen:

„Mein armes Mädchen, wärst Du meine Tochter gewesen, so würdest Du heut nicht so unglücklich sein, denn ich würde Dich gelehrt haben, den Mann, den Du Dir zu Deinem Herrn erwählt, mit mehr Achtung zu behandeln."

„O wie sehr würde ich es meinen Eltern danken, wenn sie dies gethan hätten!" antwortete sie seufzend.

Nach Vollendung der „Erzählungen der Sträflinge" hatte Steppanoff die ihm von Nordenhielm proponirte Arbeit begonnen, welche die öffentliche Gerichtsbarkeit in all ihren Segnungen zu zeigen bestimmt war. Der Assessor war gekommen, hatte den jungen Schriftsteller kennen gelernt, ihm das nöthige Material zu der Arbeit gegeben, und war ganz bezaubert von Michael's Liebenswürdigkeit abgereist, um bald wieder zu kommen. Er wünschte eine Abschrift von dieser Arbeit Steppanoff's. Norrmann veranlaßte Helene, um ihr eine sie zerstreuende Arbeit zu geben, diese Abschrift zu fertigen, ohne ihr jedoch zu sagen, für wen dieselbe bestimmt sei oder ihr mitzutheilen, daß Nordenhielm schon bei ihm gewesen.

So saß nun Helene mehrere Stunden des Tages und schrieb die ihren Geist so sehr interessirende Arbeit ab. Dies geschah in einem Zimmer, welches zur Wohnung des Oberinspektors gehörte, bisher aber leer gestanden und nun erst, da Norrmann's eheliche Verbindung bevorstand, eingerichtet worden war.

Inzwischen waren auch die Urtheile über die aufständischen Gefangenen eingetroffen und in der That glimpflich genug ausgefallen. Curt war namentlich glücklich, die ihn stets empörende Prügelstrafe ganz ausgeschlossen zu finden. Da der Anführer Kendelbacher schon durch den Verlust des einen Armes schwer bestraft war, so wurde ihm nur eine verlängerte Freiheitsstrafe von einem Jahr zudiktirt, die Uebrigen, welche nun schon so lange bei Wasser und Brod in den Cachots schmachteten oder verwundet darnieder lagen, erhielten nur einige Monate verlängerter Strafzeit und durften sogleich von ihrer bisherigen Strafe entbunden werden.

Wie oft hatten die Verwundeten und die Eingekerkerten den Oberinspektor bitten lassen, doch nur ein einziges Mal zu ihnen zu kommen, er aber hatte es stets entschieden abgeschlagen und

ihnen sagen lassen: er habe mit Meuterern, die sein Vertrauen getäuscht und seine Bitte, sich ruhig zu verhalten, mißachtet hätten, nichts zu thun. Ja diesmal fruchtete selbst die Fürbitte Michael's nicht, die sonst Alles bei ihm erwirken konnte. Hatte Norrmann gleich bisher alle wichtigeren Angelegenheiten an Stelle des Direktors angeordnet, so that er dies doch immer im Namen desselben und als sei er von ihm dazu beauftragt. Als es jetzt galt, die Urtheile zu verkünden, wollte er den Direktor der Gelegenheit nicht berauben, die Herzen der Gefangenen durch Verkündigung so milder Strafen sich einigermaßen zu gewinnen. Aber Jersowich, vor Wuth schäumend, weigerte sich entschieden, die Sträflinge mit den Urtheilen bekannt zu machen. Waren doch die Armen den furchtbaren Strafen entrückt, welche er sich schon ausgesonnen und durchzusetzen gehofft hatte; der verhaßte Michael lebte und war frei, ja nicht einmal das Hauptbuch des Oberinspektors, diesen schrecklichen Belastungszeugen, hatte er bei Seite bringen können, denn da Michael gesehen, daß er dasselbe in den Händen gehabt, so konnte er es nicht fortbringen, ohne sogleich verrathen zu sein. Außerdem hatte ihn noch ein anderes Unglück getroffen. Seine Frau hatte am Tage der Zurückkunft des Oberinspektors die Vorwürfe gehört, welche dieser dem Direktor machte und die Aeußerung desselben, daß Jersowich die jungen gefangenen Weiber mißbrauche, hatte sie bestimmt ihren sündigen Gatten zu verlassen. Alle seine Bitten konnten sie nicht zur Rückkehr bewegen. Es erschien ihm daher wie eine Verhöhnung von Norrmanns Seite, als er ihn zum Verkündiger so milder Urtheile machen wollte.

An einem Sonntag früh wurden jetzt die Gefangenen der Cachots, sowie die genesenen Verwundeten aus den Lazarethen entlassen und nachdem sie ihr Frühstück genossen, abermals in den Hof citirt, wo sie nun zum erstenmale den Oberinspektor wiedersahen, der, sie erwartend, in der Mitte des Hofes stand. Ein Ausruf der Freude erscholl aus Aller Munde.

„Still! — Ich bin hier, Euch Eure Urtheile zu verkünden," rief Norrmann streng.

Viele erbleichten, Einige zitterten, selbst die Frechsten zeigten Angst und Besorgniß, nur Kendelbacher lehnte mit einer Ruhe und Gleichgültigkeit an dem Pfosten der Hausthüre, als ginge ihn der ganze Act nichts an. So hörte er auch der Verlesung des Regierungserlasses zu. Nur einmal erhob er sein Auge, als Norrmann's Stimme vor Bewegung ein wenig bebte.

Nach der Vorlesung standen alle einen Augenblick starr vor Erstaunen, dann aber entstand eine allgemeine Bewegung der Freude und Alle drängten zu Norrmann hin. Dieser jedoch winkte ihnen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

New-Yorks geheime Polizei.

Ein Landstädtchen am westlichen Ende des Staates Newyork war vor einer Reihe von Jahren, als dasselbe noch weder durch Eisenbahn noch Telegraph mit der Hauptstadt in Verbindung stand, der Schauplatz einer Reihe von geheimnißvollen Verbrechen geworden. Man wendete sich an die Polizeidirektion von New-York, damit diese sogleich einen geschickten Polizeibeamten an Ort und Stelle sende.

Ein Inspektor, Namens George Lewis, wurde alsbald nach P. beordert; er verließ die Hauptstadt mit der vollen Ueberzeugung, daß es ihm gelingen werde, den Verbrecher zu entlarven.

Lewis war in gewöhnlichen Fällen ein ausgezeichneter Beamter; wo immer das erste Glied gefunden war, gelang es ihm beinahe unfehlbar, die Beweiskette herzustellen; aber es fehlte ihm jene scharfsinnige Spürkraft, die es mit abgefeimten Spitzbuben am liebsten zu thun hat. Er war zu offen, zu hitzig und zu eingebildet, um feineren Schurken gewachsen zu sein.

Es wunderte mich demnach nicht, daß Lewis nach ungefähr 8 Tagen anzeigte, seine Untersuchungen seien fruchtlos gewesen.

Der Polizeidirektor schickte nun mich auf die Fährte. Ich verschaffte mir vor allem eine Musterkarte, wählte einen großkarrirten Anzug und machte mich am folgenden Tage als der wohlbestallte Reisende einer großen Tuchfabrik auf den Weg.

Es war ein kalter Februartag und der Eilwagen gewiß nicht das behaglichste Plätzchen; aber die Pflicht gebot und ich mußte mich ins Unvermeidliche schicken. Nach einer langweilgen Fahrt von 2 Tagen erblickte ich endlich die Kirchthürme des Städtchens P. Ich stieg im „Adler" ab und betrat ein angenehm durchwärmtes Gastzimmer. Noch denselben Abend suchte ich Lewis auf und erklärte ihm, daß er mir die Untersuchung zu überlassen habe. Er schien nicht sehr davon erbaut und theilte mir verdrießlich und gereizt die spärlichen Erfolge seiner 8tägigen Arbeit mit.

Ungefähr 14 Tage vor seiner Ankunft waren die Bewohner von P. durch die Kunde eines räthselhaften Mordes erschreckt worden.

Jasper Copman, der Wächter im Bankhause Russel und Sohn, wurde eines Morgens meuchlings erdolcht gefunden. Er war allem Anscheine nach von hinten überfallen und so sicher getroffen worden, daß keine Gegenwehr möglich war. Die Kasse war erbrochen und um zehntausend Dollars bestohlen worden

Alle Versuche den oder die Thäter zu entdecken blieben fruchtlos.

Drei Tage später hatte man in das Haus eines reichen Kaufmanns, der vor der Stadt wohnte, eingebrochen und alle Werthgegenstände geraubt.

Der Hausherr und dessen beiden Diener hatten nichts gesehen und nichts gehört und doch waren die Räuber bis ins Schlafgemach gedrungen und hatten dort sogar Schlösser zu erbrechen gewußt.

Die Angst und Aufregung der Einwohner des Städtchens, das zu jener Zeit nur 3000 Einwohner zählte, steigerte sich jedoch aufs Höchste, als vier Tage später eine einzelnstehende Dame, die mitten in der Stadt wohnte, erdolcht im Bette gefunden wurde.

Das Haus war ausgeplündert, aber nicht die geringste Spur verrieth den Thäter.

Nun wurde ein Polizeicommissär von Newyork verlangt.

Lewis hatte nach seiner Ankunft verschiedene zweideutige Personen verhaften lassen, mußte sie jedoch wegen Mangel an Beweisen wieder auf freien Fuß setzen. Seiner Ansicht nach waren die verübten Verbrechen das Werk einer Bande. Mein Kollege hatte Jedermann den Zweck seines Aufenthaltes in P. mitgetheilt und überhaupt wenig Scharfsinn in dieser Sache bewiesen. Er verließ den Ort noch in derselben Nacht. Ich kehrte in mein Gasthaus zurück und überlegte die Mittel und Wege, den Verbrecher auszukundschaften. Jedermann sprach von den Mordanfällen; aber ich mengte mich nicht ins Gespräch.

Am folgenden Morgen besuchte ich das Haus der Dame. Es war ein kleines Gebäude, lag aber in der Hauptstraße, daher war es allerdings überraschend, daß ein solches Verbrechen begangen werden konnte, ohne daß irgend Jemand in der Nachbarschaft es bemerkte. Der Fall war ein schwieriger; denn es war klar, daß der oder die Thäter keine gewöhnlichen Gauner waren.

Zuerst fiel mir die Geräuschlosigkeit auf, mit der die Morde verübt worden waren. Niemand hatte auch nur einen Laut gehört. Der Thäter mußte also eine dichte, weiche Hülle an den Füßen tragen. Ich durchsuchte das Zimmer genau und fand an einem Nagel des Fußbodens ein Flöckchen weißer Wolle der gröbsten Gattung. Daraus war zu schließen, der Mörder habe dicke, wollene Strümpfe über den Schuhen getragen. Ich versuchte das Experiment selbst und fand, daß ich vollkommen geräuschlos umhergehen konnte.

Meine nächste Ueberzeugung war, der Thäter (denn ich war der Ansicht, daß nur eine Person bei dem Verbrechen betheiligt sei) müsse ein kleiner Mann mit hellblonden Haaren sein.

Das Fenster, durch welches er eingedrungen war, zeigte sich zu schmal und niedrig, um einen hochgewachsenen Mann durchzulassen. Es war überdies mit Eisenstäben versehen, deren einer gebrochen war; an diesem fand ich zwei lange hellblonde Haare.

Es war nun meine Aufgabe, alle Läden, in welchen Wollwaaren verkauft wurden, zu besuchen um zu erfahren, wer in den letzten Wochen solche dicke, weiße Strümpfe gekauft habe. (Fortsz. folgt.)

* Westrich.

Schön bist Du, mein Heimathland,
In des Maies Festgewand,
Wo, so weit die Augen schweifen,
Durch die reichen Segensfluren
Zieh'n des Kohles gold'ne Streifen,
Mild, wie Gottes lichte Spuren,
Bis zum blauen Höhenrand.
Schön bist Du, mein Heimathland!

Schön bist Du, mein Heimathland,
Wie es je mein Auge fand,
Mit des Glanes frischen Wiesen,
Die die Rebenberg' umsäumen,
Wo die Dörfchen friedlich grüßen
Aus dem Wald von Blüthenbäumen,
Reich geschmückt von Gottes Hand;
Schön bist Du, mein Heimathland!

Schön bist Du, mein Heimathland
Mit den Thälchen unbekannt,
Wo das Heer der Nachtigallen
Mit den andern Sängerchören
Jubelt frei in Waldeshallen —
Schönres wird kein Wandrer hören;
Perlen hegst Du, unbekannt!
Schön bist Du, mein Heimathland!

Schön bist Du, mein Heimathland!
Deine Sprach', ob rauh genannt,
Klingt doch deutsch, treuherzig, bieder;
Und die schlichte Strohdachhütte,
Die belächeln viele Brüder,
Hegt oft ächtre deutsche Sitte,
Als manch Haus im Prachtgewand.
Schön bist Du, mein Heimathland!

Schön bist Du, mein Heimathland,
Auf so mancher Felsenwand
Und in tief verborgnen Schlüften,
Wo gewalt'ge Trümmer ragen,
Auf den Höh'n mit Hünengrüften
Und in wundersamen Sagen
Weht der Geist der Welt, die schwand.
Schön bist Du, mein Heimathland!

Schön bist Du, mein Heimathland!
Gott knüpf' Dich mit starkem Band
An das Vaterland, das ganze,
Sammt der schönen Pfalz am Rheine;
Glänz' in seinem Perlenkranze
Fort und fort mit mildem Scheine!
Bleib ihm treu mit Herz und Hand!
Grüß' Dich Gott, mein Heimathland!

Ch. Böhmer.

Räthsel.

(Viersilbig.)

Das erste Paar bedeutet Thränen,
Die doch oft Tausende ersehnen.

Gott Amor, wie die Dichter sangen,
Kommt mit dem zweiten Paar gegangen.

Das ganze zeigt Dir klar im Trüben:
Es gibt auch eine gute Sieben.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 45. Donnerstag, den 6. Juni **1867.**

Im Zuchthause.

Erzählung aus der Wirklichkeit von W. Wauer.

(Fortsetzung.)

»In die Kirche!« rief Norrmann gebietend und schritt voran. In hergebrachter Ordnung folgten die Gefangenen. Hier in der Kirche waren auch der Inspektor, der Arzt, der Hausvater, Michael, die Mutter, Johanna und Helene. Der Prediger hielt eine herzergreifende Rede und einige der Gefangenen weinten.

Als die Kirche zu Ende war, drängten wieder Alle zu Norrmann hin, der eben abermals im Begriff war, sich ihnen zu entziehen, als Michael ihm an der Kirchthür entgegentrat und seine Hand ergriff.

»O bleibe!« bat er. »Entzieh Dich ihnen nicht auch jetzt! Vergib oder zeige ihnen vielmehr Deine Vergebung, denn verziehen hast Du ja längst!«

Curt blieb an der Thür stehen, wo Alle an ihm vorüber mußten. Sie küßten seine Hände, seine Kleider, während er ernste, aber milde Worte zu ihnen sprach und sie beruhigt und erheitert entließ. Zuletzt kam Kendelbacher. Der Oberinspektor reichte auch ihm die Hand, der Gefangene verbeugte sich tief und ehrfurchtsvoll, nahm jedoch die Hand nicht an.

»Ich will Sie nicht berühren, Herr!« sagte er. »So ein konfiscirter Kerl wie ich verdient das nicht. Es wäre mir, als sollt' ich Sie beschimpfen.«

»Wie kommst Du zu diesem Zartgefühl?« fragte Norrmann, den Einarmigen erstaunt anblickend; »vorher im Hofe war ich empört über Deine Unempfindlichkeit! Alle zitterten und erschracken, als ich ihnen die Verkündigung der Urtheile anzeigte, Du allein bliebst gleichgültig, anstatt Dich als Rädelsführer am meisten zu beunruhigen.«

»Na, Herr, da wär' ich doch sehr dumm gewesen!« lachte Jener. »Da Sie die Urtheile verkündeten, so konnte ich ja wissen, daß sie nicht hart waren."

»Darin hättest Du Dich täuschen können!« lächelte Curt.

»I nun! Wenn Sie sich auch hätten entschließen können, scharfe Urtheile zu verkünden, so würde sich Das der Herr Direktor nimmermehr haben nehmen lassen. Herr, wir Alle wissen, was wir von Ihnen zu halten haben, und sind Ihnen in Liebe und Dankbarkeit ergeben.«

»Ich wollte, Ihr, besonders Du, hättest diese Gefühle Dich zurückhalten lassen von Vergehungen, die mich tief betrüben mußten."

»Ach Herr, da gibt es kein Mittel, Einen zurück zu halten, den der Teufel in den Klauen hat. Von Zeit zu Zeit stößt er Einen zu einer That, die ihn immer fester an die Hölle bindet, bis er zuletzt durch so eine That geraden Weges hinein fährt. Dagegen hilft dann kein Maulspitzen, es muß gepfiffen sein!«

Gegen Mittag sagte Norrmann zum Vater: »Ich hätte wohl Lust, heut zu Mittag ein Glas Wein zu trinken.«

Gustav erbot sich, diesen zu holen.

»Nein, mein Sohn,« sagte der Vater lachend, „das kannst Du nicht; wenn Curt ein Glas trinkt, so braucht er zehn bis fünfzehn Flaschen, die kannst Du doch nicht holen.«

»Ja und gerade soviel guten Cognac,« setzte der Oberinspektor ebenfalls lächelnd hinzu. »Gustav kann das wohl bestellen. Auch eine Flasche Tokayer für Antonie soll der Weinhändler schicken.«

Als die Gefangenen ihr Mittagessen erhalten, erschienen Michael und Johanna in den Sälen und vertheilten an die Genesenen Wein, an die Gesunden Cognac. Der Oberinspektor ließ sich natürlich nicht sehen.

„Der Herr Bräutigam," sagte Kendelbacher zu Johannen mit gutmüthiger Ironie, »hat wohl keine Ahnung von Dem, was uns hier geschieht? Kann's mir denken! Trotzdem wollen wir ihn leben lassen, Jungens!«

Und es erscholl ein so entsetzliches Hochgeschrei, daß der Hausvater herbei eilte.

»Norrmann,« rief er, »läßt Euch fragen, ob Ihr toll geworden seid?«

»Man könnt' es werden aus Liebe zu ihm!« rief Kendelbacher, mit seiner ihm übrig gebliebenen Linken auf den Tisch schlagend, daß es donnerte.

»Seid still, er will den Lärm nicht!« ermahnte Moller. »Uebrigens müßt Ihr bedenken,« setzte er höhnisch lachend hinzu, »wie sehr Ihr einen Anderen erschreckt, wenn Ihr so schreit. Der denkt vielleicht, es geht ihm an die Kehle.«

»Heut' nicht!« versetzte Kendelbacher. »Es wird sich wohl eine andere Gelegenheit finden.«

In einigen Wochen sollte die Hochzeit des Oberinspektors mit Johannen gefeiert werden, die Frauen hatten also noch viel zu thun. Helene half ihnen nach Kräften und hatte eine wehmüthige Freude an dem stillen, doch tiefen Glücksgefühl Johannens, das in deren ganzem Wesen ausgeprägt

war. Wenn sie die beiden künftigen Gatten bei einander und den Respect sah, mit welchem Johanna dem Bräutigam begegnete, empfand sie mit reuevollem Schmerz, wie anders sie selber sich gegen Nordenhielm benommen und mit wie viel Liebe und Geduld er sie ertragen. Sie kam zu keinem Frieden und machte allerhand Pläne, wie sie dieser Qual ein Ende mache. Eines Tages hatte sie schon einen Brief entworfen, worin sie dem Geliebten ihre Schuld eingestand und ihn um Verzeihung anflehte. Sie verzichte darauf, in das frühere Verhältniß zu ihm zurück zu kehren, nur seinen Zorn, seine Verachtung möge er von ihr nehmen. Unter tausend Thränen hatte sie diesen Brief geschrieben, sie wagte aber nicht, ihn abzusenden und schob ihn unter die Papiere des Pultes, an welchem sie schrieb. Nach einigen Tagen suchte sie ihn, um ihn zu vernichten, fand ihn aber nicht und abgerufen, vergaß sie wieder darnach zu suchen.

„Heut um 11 Uhr kommt der Assessor," sagte eines Morgens der Oberinspektor zu Michael; „ich werde ihn in das Zimmer schicken, wo Helene zu schreiben pflegt. Hörst Du, daß er darin ist, so halte sie ein wenig auf, wenn sie sich hinein begeben will, nach einigen Minuten aber hindere sie nicht mehr daran."

„Was hast Du vor?" fragte der junge Mann neugierig. „Vielleicht ein Multiplicationsexempel?"

„Wie so?"

„Aus einem Brautpaar zwei zu machen?"

„Hm! Drei wären Dir wohl lieber?"

„Wenn's sein könnte!" entgegnete Michael mit einem Seufzer.

„Hab' Geduld, mein Junge, auch das kommt noch!"

Wie er versprochen, kam Nordenhielm um 11 Uhr. Der Oberinspektor empfing ihn auf dem unteren Flur.

„Gehen Sie hinauf in das blaue Zimmer," sagte er, „und während ich noch einige nöthige Geschäfte abmache, können Sie einen Theil der auf dem Pulte liegenden Abschrift durchlesen; Sie erfüllen doch Ihr Versprechen, einige Tage bei uns zu bleiben. Zur Tischzeit führe ich Sie zu Johannen und deren Eltern und Geschwistern!"

Anstatt der Abschrift fiel dem Assessor auf dem Pult ein an ihn selbst adressirter Brief in die Augen, dessen Schriftzüge ihn erbleichen ließen. Schnell sich fassend, lächelte er kopfschüttelnd.

„Es wird bald dahin kommen, daß ich selbst in den Akten ihre Handschrift zu sehen glaube!" sagte er für sich. „Erbärmlich genug, daß man immer noch hofft, wenn man gleich mit eigenen Händen jede Möglichkeit einer Hoffnung zerstörte! — Hm! Diese Handschrift sieht aber der ihrigen seltsam ähnlich!"

Mechanisch griff er nach dem Briefe, öffnete ihn und sein Auge flog nach der Unterschrift. Er war von Helene! Der ruhige Mann, der gewöhnlich so kühl war wie seine nordische Heimath, zitterte und Leichenblässe wechselte mit dunklem Roth auf seinem Antlitz. Er sammelte seine ganze Kraft und las den Brief; seine Hände zitterten und sein großes hellblaues Auge schwamm in Thränen. Endlich stützte er sein Haupt in beide Hände und versank in ein tiefes Sinnen, aus welchem ihn ein Schrei emporschreckte. Zu seiner Bestürzung sah er Helene, die außer sich vor Schreck soeben im Begriff war, aus dem Zimmer zu fliehen. Er eilte ihr nach, ergriff ihre Hand und zog sie zurück, die halb bewußtlos sich sträubend ihm zum Pulte folgte.

„Hast Du Das geschrieben und ist es Deine wahre und aufrichtige Meinung?" fragte er mit heftiger Stimme.

Helene drückte die frei gebliebene Hand vor ihre Augen und neigte schweigend ihr Gesicht zur Seite.

„Antworte!" wiederholte er bleich mit bebenden Lippen. Als sie schwieg, ließ er ihre Hand fahren und schritt der Thür zu.

„Nun so leb' wohl auf ewig!" rief er bestimmt und fest.

„Oskar!" schrie sie endlich auf und stürzte ihm nach. „Erbarme Dich! Bleib'! Ja, ich schrieb's und fühlte es tiefer, als es diese Worte wieder zu geben vermochten."

Kraftlos glitt sie an ihm nieder.

„O ich sterbe!" sprach sie matt. „Verzeih' mir zuvor!"

„Das darfst Du nicht!" rief Nordenhielm heftig. „Helene, sei vernünftig!"

Sie gehorchte auch diesmal nicht, sondern wurde wirklich ohnmächtig. Er kniete an der Thür und hielt die Bewußtlose in seinem Arm, wobei der sonst so ruhige Mann die heftigsten Bewegungen der Ungeduld machte. So schrie er auch den eben in der gegenüber liegenden Thür erschienenen Norrmann an:

„Was stehen Sie und gucken? Helfen Sie mir lieber!"

Dieser war gleich bei der Hand und bald erholte sich Helene. Nordenhielm aber hörte nicht auf, mit der Bewußtlosen zu zanken:

„Dummheiten! — Was das für Dinge sind! — Die Frauen sind doch unpraktisch in jeder Hinsicht!" u. s. w.

Als sie nun wieder zu sich gekommen war und ihren Kopf an seine Brust lehnte, indem sie ihn mit ihren Armen umfing, sagte er, noch immer ärgerlich, doch mit bewegter Stimme:

„Mädchen, das darfst Du mir nicht wieder thun! Das sind Kindereien! Hab' ich Dir denn Etwas gethan, worüber Du ein Recht hättest, ohnmächtig zu werden?"

Das Glück und die Freude des versöhnten Paares war groß, aber auch dieser Freude fehlte es nicht, wie Norrmann neulich gesagt, an einem Dämpfer. Der Onkel Moller wollte gegen den Willen von Helenens Eltern kein Beisammensein Nordenhielms mit dem Mädchen in seiner Behausung

gestatten, doch erbot er sich, an seinen Bruder und Schwägerin zu schreiben und seinen Einfluß zu Gunsten der Liebenden aufzubieten. Oskar sollte dann persönlich sich mit dem Geheimsekretär und seiner Gattin verständigen und Helene die Eltern noch einmal um deren Einwilligung bitten.

Ruhig ging der Assessor in die Wohnung des Oberinspektors, um sich zur Abreise vorzubereiten. Moller war im Vorderzimmer und schrieb an seinen Bruder, denn Nordenhielm sollte den Brief mitnehmen.

Nach dem Kaffee erschien ein Wagen, den Normann bestellt hatte, welcher nebst dem Vater und Michael den Assessor bis zu einer auf dem halben Wege liegenden kleinen Stadt begleiten wollte, von wo derselbe mit anderer Gelegenheit bis zur Residenz weiter fahren konnte.

„Onkelchen, darf ich nicht mit fahren?" schmeichelte Helene, während Johanna dasselbe dachte, jedoch nichts zu sagen wagte.

„Soll sie mit?" fragte Moller lächelnd den Assessor und dieser lud auch Johanna und Michael ein, die freudig einwilligten.

Als man Antonien Adieu sagen wollte, stellte diese sich schlafend und der Vater sprach mit strengem Ton:

„Laßt sie! Hoffentlich wird sie, wenn wir zurückkommen, ihre unartige Laune ausgeschlafen haben. Ich werde sie dann Höflichkeit lehren."

Alle gingen; der Vater aber gab vor, seine Pfeife vergessen zu haben und kehrte noch einmal in das Wohnzimmer zurück. Als er dasselbe wieder verlassen wollte, rief Antonie:

„Lieber Vater!"

„Schlaf nur," sagte er, „wir sprechen uns später!"

„Nein jetzt, lieber, lieber Vater! O kommen Sie doch zu mir!"

„Was willst Du?" fragte er zu ihr tretend.

„Einen Kuß, Vater!"

„Weiter nichts?"

„Lieber Vater, es schmerzt mich, daß Sie mir zürnen. Ich kann Sie so nicht von mir lassen. Seien Sie gut, einziges Väterchen!"

(Fortsetzung folgt.)

New-Yorks geheime Polizei.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Umsatz schien sehr flau in diesem Artikel; denn in vier Geschäften erhielt ich die Antwort, daß seit zwei oder drei Monaten keine wollenen Strümpfe mehr verkauft worden seien. Im fünften Laden, den ich betrat, hatte ich besseren Erfolg; man nannte mir einen Herrn, der kürzlich drei Paar solcher Strümpfe gekauft habe. Bei näherer Erkundigung erfuhr ich, daß es ein kleiner Mann mit hellen Haaren gewesen war.

Das Kaufen der Strümpe an und für sich war noch nicht verdächtig; der Umstand aber, daß der Käufer klein und blond war, bewies mir, daß ich meinen Mann gefunden hatte.

Der betreffende Herr war übrigens reich, angesehen und geachtet; und wenn ich meinen Verdacht irgend Jemand mitgetheilt hätte, würde man mir wohl ins Gesicht gelacht haben. Ich war jedoch mit meinen Entdeckungen so zufrieden, daß ich schon am folgenden Tag den Hauptschlag auszuführen beschloß und die ganze Nacht so ruhig schlief, als ob der Mörder bereits hinter Schloß und Riegel säße.

Am frühen Morgen brachte das Zimmermädchen heißes Wasser; sie sah bleich und erschreckt aus.

»Was gibts, Marie?« fragte ich freundlich.

»Haben sie die furchtbare Neuigkeit noch nicht gehört?«

»Welche Neuigkeit?«

»Frau Adams ist heute Nacht ermordet worden!«

»Wer?« rief ich und sprang beim Klange dieses Namens entsetzt auf.

»Frau Adams wurde im Studierzimmer ihres Mannes erdolcht gefunden, und das Haus ist beraubt worden!«

»Ist Herrn Adams auch etwas geschehen?"

»Nein, aber man sagt, er sei außer sich vor Jammer. Er ging, wie gewöhnlich, früh zu Bett und hörte erst diesen Morgen von dem Morde.«

Dieses Verbrechen überraschte mich auf's Aeußerste, denn es warf alle meine Berechnungen über den Haufen; gerade diesen Mann bezeichneten sie als den gefürchteten Mörder, und jetzt lag sein eigenes Eheweib in ihrem Blute, und der Gatte rang die Hände in trostloser Verzweiflung!

Ich begab mich ins Gastzimmer, um zu frühstücken. Die Angst der Einwohner hatte den höchsten Grad erreicht; man getraute sich kaum mehr allein über die Straße zu gehen. Mit bleichen Gesichtern eilten die Leute auf den Straßen an einander vorüber oder sprachen in kleinen Gruppen über die Tragödie der letzt vergangenen Nacht.

Herr Adams, der Gatte des letzten Opfers, war ein sehr geachteter Mann. Er wohnte in einem großen Hause, ungefähr eine Viertelstunde vor der Stadt. Man hielt ihn für sehr reich; jedenfalls hatte er in letzterer Zeit für bedeutende Summen Grund und Boden erworben. Seine Frau mochte 25 Jahre zählen und war nach dem allgemeinen Urtheile eine liebenswürdige geistreiche Dame.

Adams war erst seit einigen Wochen nach P. gezogen; er hatte ausgezeichnete Empfehlungsbriefe mitgebracht und sah sich mit seiner Gattin alsbald in der besten Gesellschaft des Städtchens.

Es lag mir aus verschiedenen Gründen daran, den Schauplatz des Verbrechens in Augenschein zu nehmen.

Das Gebäude war groß und von einer hohen Mauer umgeben, welche man oben mit Glasscherben bestreut hatte, um das Eindringen von Dieben zu erschweren.

Ein massives Thor führte in den Hof.

Vor demselben befand sich eine große Menge von Neugierigen, aber der Eingang wurde polizeilich bewacht, und nur Freunde der Familie ließ man ein.

Bevor ich mich ins Haus begab, untersuchte ich dessen Umgebung. Die Mauer war so hoch und durch die Glasscherben so gut verwahrt, daß ein Erklimmen derselben nicht gut möglich erschien.

Hierauf erkundigte ich mich, ob man das Schloß des Thores verletzt gefunden habe, und erhielt die Antwort, es sei nach entdecktem Morde noch geschlossen gewesen. Ich wollte nun eintreten, aber man verweigerte mir die Erlaubniß; ich sah mich daher genöthigt, den Wächtern, gegen meinen Willen, meine amtliche Stellung und Sendung mitzutheilen.

Das Zimmer, in dem die junge Frau ermordet worden war, befand sich noch in unverändertem Zustande. Es zeigte sich keine Spur des Kampfes; die Unglückliche hatte ohne Zweifel am Schreibtisch gesessen und das Nahen des Mörders nicht bemerkt. Sie war, wie die Andern, von hinten erdolcht. Auf dem Boden lagen kleine Papierfetzen, als ob man einen Brief vernichtet hätte.

Unter der Asche des Kamins fand ich auch einige halbverkohlte Papierstücke, sammelte sie sorgfältig und brachte folgende unzusammenhängende Sätze heraus:

„Entsetzliche Entdeckung — eines Verbrechers Geschick — mein Gatte — Leben eine Last — — o Gott! — was soll ich thun? — mein Gatte — — schrecklich — schrecklich —“

Ich erkundigte mich bei den Dienstboten nach der Verblichenen und hörte, sie sei den ganzen gestrigen Tag in trostloser Stimmung gewesen, habe sich in ihr Zimmer eingeschlossen und fast kein Wort gesprochen.

Nachdem ich alles erfahren hatte, was zu erfahren war, verlangte ich, Herrn Adams zu sehen. Man sagte mir, er sei zu sehr vom Schmerz gebeugt, um Besuche anzunehmen. Hierauf sandte ich einen der Diener zu dem Herrn, ließ ihm melden, wer ich sei, und daß ich ihn amtlich zu sprechen wünschte. Wenige Minuten später befand ich mich in seinem Kabinete. Er war sehr bleich und schien tief und schmerzlich bewegt. Seine Mittheilungen lauteten dahin, daß er sich ungefähr um 10 Uhr zu Bette begeben und erst am Morgen von dem furchtbaren Ereignisse, das sein Lebensglück so jäh zerstörte, Kenntniß erhalten habe.

Sobald ich ihn verlassen, forderte ich die Polizeidiener, welche den Eingang bewachten, auf, mir Behufs der Erfüllung einer schmerzlichen Pflicht zu folgen.

Die Männer starrten mich an, als ob sie mich nicht verständen. Ich wiederholte mein Verlangen und kehrte in ihrer Begleitung in Herrn Adam's Zimmer zurück. Sobald die Thüre sich öffnete, trat ich ein, legte die Hand auf des Hausherrn Schulter und rief: „Herr Adams, ich verhafte Sie wegen vorsätzlichen Mordes Ihrer Frau, und klage Sie ebenfalls des Mordes der Frau B. und des Wächters im Bankhause Russell und Sohn an.

Der Mann erbleichte. „Was soll das heißen?“ stammelte er. „Sind Sie verrückt?“

„Nicht gerade, sonst wäre es mir wohl kaum gelungen, Ihre gräßlichen Verbrechen zu entdecken.“

„Was haben Sie für Beweise!“

„Da sind einmal die Strümpfe,“ erwiderte ich, und holte aus einer Ecke des Gemaches ein Paar wollene Strümpfe, „die Sie über den Schuhen trugen. Sehen Sie, es hängen sogar noch von den kleinen Papierfetzen daran, mit welchen der Boden des Zimmers bedeckt war. Ich habe auch einen Brief gefunden, den Ihre Frau eben schrieb, als Sie sich ihr meuchlings nahten —“

„Der Brief ist zerstört,“ stammelte Adams in der größten Verwirrung.

„Sie sehen, meine Herren,“ wandte ich mich zu den Polizeidienern, „er gesteht selbst, den Brief nach vollbrachter That zerstört zu haben. Wie schade, daß ein so geschickter Mörder sich so vergessen konnte! Ueberdies klebt noch Ihres Weibes Blut hier an diesem Schlafrock.“

Der Meuchelmörder begriff, daß er entdeckt sei, und sank sprachlos in seinen Sessel.

Sobald ich ihn gesehen hatte, war es mir klar gewesen, daß ich in der Gegenwart des Verbrechers stand. Er war ein kleiner Mann, mit hellem Haar, und in der Ecke des Zimmers lagen die wollenen Strümpfe.

Adams wurde ins Gefängniß gebracht und legte noch am selben Tage ein Geständniß ab. Man hatte ihn für reich gehalten, während seine Vermögensverhältnisse zerrüttet waren. Um sich wieder aufzuhelfen beging er die furchtbaren Verbrechen. Seine Frau entdeckte irgendwie die Sachlage und machte ihm Vorwürfe. Er leugnete und beschloß ihren Tod.

Die Dame saß am Schreibtisch und schrieb ihrem Gatten einen Scheidebrief, als er sich in's Zimmer stahl und sie erdolchte. Nach vollbrachter That warf er den Brief ins Feuer, wo ich ihn, halb von den Flammen verzehrt, noch fand. Der Gatten-Mord erklärt sich nur durch des Mannes Angst vor Entdeckung.

Sechs Monate später wurde der Elende hingerichtet. — —

Auflösung des Räthsels in № 44:

Regenbogen.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 46. Sonntag, den 9. Juni 1867.

Im Zuchthause.

Erzählung aus der Wirklichkeit von W. Wauer.

(Fortsetzung.)

Wie zufällig hatte er sich nieder gebeugt und sie ergriff die Gelegenheit, ihre Arme um seinen Hals zu schlingen und ihre Lippen auf seine Wange zu pressen.

In diesem Augenblick trat Michael, den die Unruhe zurücktrieb, weil der Vater so lange ausblieb, in's Zimmer.

„Was willst Du? Geh Deiner Wege!" fuhr ihn Moller barsch an.

Schweigend verbeugte sich Jener und trat zurück. Antonie erbebte.

„Aengstige Dich nicht um Deine Marzipan-Puppe," sagte der Vater verdrießlich, „davon schmilzt sie nicht. Hat wohl noch Andres anhören müssen. — Adieu!"

Er küßte sie und ging. Michael hatte die Worte des Vaters gehört. Mit tiefem Schmerz empfand er es, daß ihm die Zeit der Schmach nie vergessen werden könne, daß sie ihn durch sein ganzes Leben verfolgen müsse, und wer weiß, ob nicht Antonie, wenn die erste Gluth ihrer Liebe sich gekühlt, unter dem Drucke dieser schimpflichen Vergangenheit tief leiden werde. Er war sehr still während der Fahrt und klagte auf Befragen über heftiges Kopfweh.

Am Abend fand Curt ihn quer über das Bett geworfen, im tiefsten Schmerz und heftigsten Fieber. Erst als Curt heftig in ihn drang, gestand Michael die Ursache seines Zustandes.

„Curt," setzte er hinzu, indem er die heiße Stirn an den Bettrand lehnte, „ich fühle, daß die Zeit der Schmach mir nie vergessen wird, daß der Vater nur mit Widerstreben mir sein liebstes Kind geben kann. Ich fühle, daß Antonie selbst, wenn das erste Feuer der Liebe verglüht ist, sich vielleicht elend fühlen wird in den Armen eines —"

„Sollt' es sich an der Brust des Freundes nicht besser ruhen?" fragte Curt, ihn an sich ziehend. „Du siehst zu schwarz, Michael. Noch ist ja die Zeit, von der Du sprichst, kaum zur Vergangenheit geworden, wie soll sie schon vergessen sein? Hab' Geduld! Ich fühle mit Dir, allein hoffe; laß Dich nicht von diesen Gedanken so sehr erregen und verstören. Der Vater liebt Dich und glaube mir, Dir noch am liebsten gibt er das Kind seines Herzens, wenngleich ihm der Gedanke, sie überhaupt fortzugeben, jetzt noch ziemlich unbequem ist. Doch hab' Nachsicht mit dem Herzen eines Vaters, der plötzlich alle seine theuersten Rechte an einen Anderen abtreten sollte."

Norrmann führte hierauf den lebhaften Geist Steppanoff's auf ganz andere Gedankenwege, und als sie sich zur Ruhe begaben, war Michael wieder ganz heiter und beruhigt.

Am anderen Morgen, als der Vater und der Oberinspektor bei den Gefangenen war, schlüpfte Michael hinüber zu Antonie. Er fand sie in der Sophaecke sitzend, eilte auf sie zu und küßte ihre Hände, die sie ihm freudig entgegenstreckte.

„Wie gut Du bist!" sprach sie bewegt. „So hast Du mir verziehen?"

„Still! Still!" bat er und legte seine Finger auf ihren Mund. „Nichts mehr davon! Wir sind thöricht, uns das schöne Leben durch Kindereien zu verbittern!"

Während sie plauderten, hörten sie den Vater. Michael wollte forteilen.

„Bleib!" rief Antonie.

Moller trat ein; sein Gesicht verfinsterte sich, als er Antonie außer dem Bett und Steppanoff schon hier fand.

„Hm!" sagte er. „Ich dächte, diese Zeit wäre zum Arbeiten am geeignetsten, Herr Michael. Und Sie, Mamsell, sollte noch im Bette sein! Indeß meinetwegen!"

„So darf ich noch hier bleiben?" fragte Steppanoff.

„Ja, doch nicht zu lange; die Tageszeit ist zur Arbeit, nicht zur Tändelei."

Als er fort war, führte Michael die sehr schwache Antonie im Zimmer auf und nieder. Wie glücklich waren Beide, so nah verbunden, Arm in Arm. Wie stolz machte ihn das Gefühl, ihr eine Stütze sein zu können!

Am Mittage bei Tische war Helene unbesonnen genug, eine Aeußerung über Michael's Verhältniß zu thun, welche Moller das Blut in die Stirn trieb. Norrmann nahm sich vor, das Eis zu brechen; er bat den ersteren, ihm nach Tische einige Minuten Gehör unter vier Augen zu gewähren. Bald darauf standen die beiden Männer sich im Vorderzimmer gegenüber, der Vater finster wie eine Wetterwolke, Norrmann in seiner stolzen, eisernen Ruhe.

„Sie wiesen vorhin Helenens Erwähnung des Verhältnisses zwischen Michael und Antonie so streng zurück!" begann Norrmann.

»Welch ein Verhältniß?« unterbrach ihn Moller. »Wer wagt es, von einem Verhältniß meiner Tochter mit dem Sträfling zu reden?«

»Ich, Sie hören es!«

»Leider habe ich auch gesehen, daß Du dieses Verhältniß stets begünstigtest.«

»Wenn ich das that, so geschah es, weil ich nicht bemerkte, daß Sie entschieden dagegen gewesen.«

»Nicht?« fragte Moller höhnisch. »Ich meine, ich hätte die Dirne selber es deutlich genug fühlen lassen, wie sehr ich dagegen bin. Hätt' ich sie getödtet, so erlebte ich heute nicht diese Schmach! Ich hasse diesen Menschen!«

»Vater, Sie sprechen in Ihrer Aufregung nicht die Wahrheit! Auch Sie lieben ihn und wollen es sich vergeblich verhehlen.«

»Und wenn ich ihn noch mehr liebte, so gäb' ich ihm dennoch meine Tochter nicht!«

»Gut also! Tödten Sie Antonie und jagen den Armen noch einmal in ein namenloses Elend! Sie werden das Gespenst der Ehre gerettet haben, wenn Ihr Kind von Ihrer Härte gemordet im Grabe ruht.«

Mit diesen Worten wollte ihn Norrmann verlassen.

»Curt, bleib!« rief Moller überrascht. Norrmann blieb an der Thür stehen, während Moller, höchst erregt, doch schweigend, im Zimmer auf und ab schritt. Nach langer Ueberlegung blieb er vor Curt stehen.

»Nimm auch Du Vernunft an, Curt,« sagte er mit Selbstüberwindung. „Noch hat mich ja Steppanoff nicht um die Hand meiner Tochter gebeten; soll ich sie ihm etwa anbieten, sie ihm an den Kopf werfen?"

„Nein, das sollen Sie nicht. Bisher wagte es Michael nicht, eine solche Bitte an Sie zu richten, doch, wenn Sie mir erlauben, ihn zu rufen, so wird er seine Bitten mit den meinigen vereinigen."

Auf das stumme Kopfnicken des Vaters öffnete Norrmann die Thür.

„Komm herein, Michael!" rief er.

Michael kam und auf seinen Arm gestützt Antonie.

„Jetzt bringt Eure Bitte bei dem Vater an!" sagte der Oberinspektor lächelnd. Aber Moller unterbrach ihn.

„Was willst Du, Antonie? Wer hat Dich gerufen?"

„Ach Vater, lassen Sie meinen ersten Weg in dieses Zimmer zu Ihren Füßen, zu Ihrem Herzen führen!" flehte Antonie, indem sie an allen Gliedern bebend mit Michael vor ihm niedersank. „Hier hinein schleuderten Sie mich einst dem Tode nahe, o geben Sie mir hier ein neues Leben wieder!"

„Hm," sagte der Vater, spöttisch auf Michael deutend, „er läßt Dich reden! Er hat kein Wort, keine Bitte!"

Dieser schlang seine Arme um des Vaters Knie und rief mit der Erregung kaum hörbarer Stimme:

„Wie kann, wie darf ich bitten um ein solches Gut! Ach, und dennoch, wenn Sie es über sich vermögen, so thun Sie es um Ihrer Tochter willen, nicht um mich, der es nicht verdient!"

Er verhüllte sein Gesicht und lehnte dasselbe an des Vaters Knie; Antonie hatte dessen Hände ergriffen und streichelte und küßte sie.

„Nun, Michael, fasse Dich!" sagte der Vater. „Vergiß das Vergangene, beginne ein neues, besseres Leben und laß das Gut, das ich Dir anvertraue, Dir stets ein heiliges sein; es ist ein Stück von meinem Herzen."

Er zog die Kinder in seine Arme und küßte sie innig. Lange währte es, bevor diese sich nur einigermaßen gefaßt hatten.

„Die Verbindung," fuhr Moller fort, »findet erst statt, wenn wir an unserem neuen Bestimmungsorte sind. Auch wünsche ich, daß wir in Zukunft wie jetzt nur eine Familie bilden.«

»O wie schön wird das sein!« rief Michael. »Väterchen, ich werde ein dankbarer, gehorsamer Sohn sein, über den Sie sich nie beklagen sollten. Ach, lieben Sie mich nur auch ein wenig!«

»O Du hast Dich schon in mein Herz eingeschmeichelt und weißt das auch recht gut.«

IX.

Der Hochzeittag Norrmann's und Johannen's war endlich zu Anfang des Oktober herangekommen. Man hatte im Schlafgemach Steppanoff's am Morgen vor dem Tage noch zwei Betten aufgestellt, denn der Onkel Staatssecretär hatte geschrieben, er komme mit Nordenhielm zur Hochzeit. Dies war bis jetzt die einzige Auskunft, welche man über den Erfolg von Moller's Schreiben an seinen Bruder und von Helenens Bittschreiben an die Eltern hatte. Aber es war genug, und so sah also auch sie glücklich dem morgenden Tage entgegen. Und wie glücklich erst Antonie, da der Vater gestattet, daß ihre Verlobung mit Michael morgen ebenfalls gefeiert werde. Die beiden letzteren jungen Mädchen waren in ihrem Glücke von einer übermüthigen Lustigkeit, während Johanna immer stiller wurde, immer blasser und so bewegt, daß sie kaum ein Wort ohne Thränen hervorzubringen vermochte. So in Thränen fand sie Norrmann gegen Abend in dem blauen Zimmer, wo sie beschäftigt gewesen, den letzten Theil ihrer Ausstattung in die Schränke zu legen.

Wirklich trafen am Abend der Staatssecretär und der Assessor, sowie zu Gustav's großer Freude die beiden Brüder Helenens, Hermann und Hugo, ein. Der Vater gab Helenen noch einmal seinen Segen zu ihrer Verbindung mit Nordenhielm, die Mutter aber schrieb ihr einen Brief voller Vorwürfe über ihr »unwürdiges Benehmen« gegen einen Mann, der sie nur nehme, um durch des Vaters Einfluß zu einer guten Stellung zu ge-

gefangen. Der Inhalt des Briefes erschütterte das junge Mädchen auf's Tiefste. Ihr Vater überraschte sie beim Lesen.

„Lehnchen," sagte er, „gib mir den Brief!"

„Nein, nein, Vater, es darf ihn Niemand lesen!"

„Soll auch Niemand, gib ihn her, Kind."

Zögernd reichte sie ihm denselben. Er nahm ihn, hielt ihn über das Licht und verbrannte ihn.

Am anderen Morgen waren Alle schon sehr zeitig auf den Füßen, denn für 11 Uhr war die Zeit der Trauung angesetzt. Auf Norrmann's Wunsch sollte diese in der Zuchthauskirche, in Gegenwart sämmtlicher männlichen und weiblichen Gefangenen geschehen. Als die Stunde schlug, erschien der Oberinspektor, um seine Braut zu holen. Er fand im Vorderzimmer Alle versammelt. Der Hausvater und seine Gattin führten ihm die Tochter entgegen, die unaussprechlich lieblich erschien in ihrer ausgesucht einfachen Toilette, denn sie trug ein weißes, weites, faltenreiches Mullkleid und keinen andern Schmuck als ihren Trauring und den schönen, blühenden Myrthenkranz in dem blonden, glatt gescheitelten Haar. Bewegt schloß Curt sie in seine Arme. Er nahm aus einem Etui mehrere Schnüre echter Perlen mit einem Brillantschloß und legte sie um ihren Hals, hing auch in ihre Ohren Gehänge von echten Perlen und Brillanten und band um ihre Arme eben solche Bracelets. Johanna sah ihn erschrocken und erschüttert an.

„Curt," sagte sie, „das ist ein eben solcher Schmuck, wie ihn Deine Mutter auf dem Bilde trägt."

„Es ist derselbe, Hanne!" sprach der Oberinspektor mit feierlichem Ernst. „Er schmücke in Dir die Heilbringerin des Mannes, wie er in ihr die Heilbringerin des Knaben schmückte!"

Weinend hob Johanna ihre Hände empor.

„O Gott, mein Gott, mach mich würdig so vielen Glücks!" rief sie mit rührender Frömmigkeit.

Endlich setzte sich der Zug in Bewegung. Voran die Eltern, dann das Brautpaar. Hierauf zwischen dem Oheim und Michael, von denen sie geführt wurde, Antonie, sodann Nordenhielm und Helene, denen der Arzt und der Inspektor folgten; den Beschluß machten die vier Knaben.

Auf dem Hofe bildeten die gefangenen Männer und Frauen eine Gasse, deren Boden mit Blumen bestreut war und durch welche der Zug hindurch ging. Dies hatte, auf Bitte der Sträflinge, der Inspektor Wiedener angeordnet. Auch empfing und begleitete ein Choral die Dahinschreitenden. Mit welcher Freundlichkeit und doch wie ernst grüßte Norrmann die Gefangenen, wie holdselig war der Gruß Johannens. Dieser überreichte Kendelbacher an der Kirchthür ein Bouquet der schönsten Rosen, während die alte Jakobi dem Oberinspektor ein solches, aber künstlich aus bunten Federn bereitetes einhändigte. Die Kirche fanden sie auf's Schönste mit grünen Zweigen und Blumen geschmückt, besonders schön aber den Altar und den Platz vor demselben. Nachdem sich der Hochzeitszug vor dem Altare und die nachfolgenden Gefangenen in der Kirche geordnet hatten, erfolgte die Trauung. Als die Trauung vorüber war und Norrmann sein junges Weib im Arme hielt, drängten sich alle Sträflinge heran, um eine Hand oder einen Zipfel seines Kleides zum Kuß, ein Wort oder einen Blick zu erhaschen. Wie ein rechtes Weh ging ihm der Gedanke durch die Seele, daß er diese Armen bald verlassen und sie der Obhut eines Menschen wie Jersowich überantworten müsse; denn der Staatssecretär hatte ihm heut früh die mitgebrachte Bestallung als Direktor der neu zu gründenden Muster-Straf-Anstalt überreicht, mit der Weisung des Königs, dieselbe noch im Laufe des Winters zu eröffnen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frauen-Duellanten.

Nicht nur die Männer, auch die Frauen haben schon öfters Duelle ausgefochten, und da diese weniger in die Oeffentlichkeit gelangten, so dürfte eine Aufzählung der Frauen-Duellanten nicht ohne Interesse sein.

Die erste Dame, welche ein Duell anbot, war die Gemahlin Königs Karl des Kahlen (9. Jahrhundert), welche seiner Zeit erklärte, sich durch Zweikampf vom Verdachte des unlauteren Lebenswandels reinigen zu wollen. Es wurde aber damals, wie bis in die Neuzeit, ein Zweikampf zwischen Personen verschiedenen Geschlechts für unehrenhaft erklärt, und so steht der vorerwähnte Fall ziemlich vereinzelt in der Geschichte da.

Zwischen Frauen allein kamen jedoch in der alten, wie in der neuesten Zeit Duelle vor, die nicht minder auf Tod und Leben gingen, wie bei den Männern. Gar oft beschimpften sich in der Neuzeit Schauspielerinnen, ohrfeigten sich darnach und schlugen sich nicht selten.

Madame de Villerhey erwähnt in ihren Memoiren eines Zweikampfes auf Degen, den Henriette Sylan mit einem Mädchen ausgefochten, beide in Männerkleidern. Madame Denoyer spricht in ihren Briefen von einem Duelle auf Säbeln, das nach vorhergegangener regelrechter Ausforderung zwischen einem Frauenzimmer aus Beaunaire und einer jungen Dame in einem Garten statt hatte, und welches ohne zufällige Störung sicher mit dem Tode der Einen oder der Andern geendet haben würde. — De la Colombiere erzählt von einem Zweikampfe, der auf dem Boulevard Sct. Antoine in Paris zwischen 2 Mädchen von zweifelhaftester Tugend vorgefallen. Es war dies ein Schwertkampf, in welchem Beide mehrere Gesichts- und Brustwunden erhielten; zwei Körpertheile nach denen ihre weibliche Eifersucht natürlich am meisten zielte. — Saint Fox erzählt, daß Mademoiselle Duriez auf offener Straße ihren Geliebten Antinotti angegriffen, und mit ihm gefochten habe.

Eine der furchtbarsten Duellantinnen war aber

die Opernsängerin Mademoiselle Maupin. Ueberhaupt bieten die Lebensschicksale dieser »neuen Sappho«, wie man sie wegen derselben verbrecherischen Leidenschaft hieß, die sie, wie jene Gesangsheldin des Alterthums, beherrschte, ungewöhnliches Interesse.

Louise Aubigny, so hieß sie eigentlich, war am 26. Februar 1673 geboren und die Tochter des Sekretärs des Grafen Armagnac. Sie wurde in sehr jugendlichem Alter und gegen ihre Neigung an Hrn. Albert Maupin aus St. Germain-en-Laye vermählt und verschaffte ihrem jungen Gatten einen Dienst bei der Steuerverwaltung in der Provence. Frau Maupin lebte einsam in Paris, aber das Einerlei eines geordneten Lebens behagte ihr nicht, und so machte sie die Bekanntschaft mit dem Fechtmeister Jules Seranne, mit welchem sie nach Marseille entfloh. Hier lebte das Paar im Ueberflusse. Seranne unterrichtete seine Geliebte im Fechten, und sie macht in dieser Kunst solche Fortschritte, daß sie es mit den geübtesten Fechtern aufnehmen konnte. Aber bald war das mitgebrachte Geld verschwendet und nun erforderte die gebieterische Nothwendigkeit, sich durch die eigenen Talente den Lebensunterhalt zu verschaffen. Da Beide schöne Stimmen hatten, wurden sie bei der dortigen Oper engagirt. Aber ein entsetzliches Abenteuer sollte sie von dort vertreiben.

Frau Maupin war nämlich außerordentlich geschickt in Frauen- wie in Männerrollen. Erstere führte sie mit ungemeiner Zartheit und Naivität, letztere mit fast männlicher Kraft und Entschiedenheit aus. Sie hatte sehr schöne Haare, eine Adlernase, einen vollkommen schönen Mund und Zähne, trug aber beständig Männerkleider, weshalb sie, umsomehr als alle ihre Bewegungen, das Gepräge der Natürlichkeit trugen, stets für einen Mann gehalten wurde.

Zu diesem vermeintlichen Manne nun faßte eine junge Marseillerin die leidenschaftlichste Zuneigung, weshalb die Eltern des Mädchens dasselbe in ein Kloster nach Avignon sendeten. Als Frau Maupin deren Aufenthalt erfuhr, beschloß sie, dieselbe zu befreien, stellte sich dort in Frauenkleidern vor und ließ sich als Novize aufnehmen. In derselben Nacht starb eine Nonne, deren Leichnam von Frau Maupin aus der Gruft genommen, in das Bett ihrer Freundin gelegt wurde, worauf sie die Vorhänge anzündete und den Lärm, der durch den Brand entstand, benützend, entfloh sie mit dem Mädchen. Alsogleich entdeckt und verfolgt, wurde das junge Opfer von der Verbrecherin getrennt, was aber erst nach langem Kampfe, bei welchem sie 2 Gerichtsdiener tödtete, geschehen konnte. Da sie sich für ledig ausgegeben hatte und den Namen ihres Vaters, Aubigny, führte, wurde ihr unter diesem Namen auch der Prozeß gemacht und sie zum Scheiterhaufen verurtheilt. Allein sie wußte ihre Richter für sich zu gewinnen und das Urtheil konnte, da sie entflohen war, nur in contumaciam vollzogen werden.

Nun zog sie einige Jahre unstät und in Männerkleidern umher, kam hierauf nach Paris und betrat da, unter dem Namen Mademoiselle Maupin das Operntheater. Gleich beim ersten Auftreten als Pallas in der Oper »Cadmus« erregte ihre schöne Stimme, ihre Schönheit und Anmuth, stürmischen Beifall. Wohl kannte sie keine Note, aber ihre Geschicklichkeit und ihr unvergleichliches Gedächtniß ersetzten den Mangel an musikalischer Bildung. Der Applaus war so ungeheuer, daß sie im Wagen, der sie in den Olymp trug, aufstehen und durch Abnehmen des Helmes danken mußte.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Ein Pariser Mechaniker hat eine Erfindung gemacht, die sich gegen die Taschendiebe trefflich bewährt. Er hat nämlich einen Stahlring mit einem eigenthümlichen Haken apparat erfunden, der zum Schutze des Portmonais dienen soll. Das Portmonai wird in eine Feder gethan, die sich in der Tiefe der Tasche befindet, und muß auf eine gewisse Weise herausgezogen werden. Geschieht dies nicht, so werden die Finger von dem Haken des Stahlrings sofort festgehalten und es ist nicht möglich, die Hand zu befreien. Der Erfinder wollte sich vor einigen Tagen von der Brauchbarkeit des Apparats überzeugen. Er trat in mehrere Restaurationen, und zeigte dann, daß er Gold und Bankbillets im Portmonai habe. Ein Taschendieb ging in die Falle, denn als er aus dem Schiffe, dem Louvre gegenüber ans Ufer kam, fühlte er im Gedränge, daß eine Hand sich gefangen. Er blickt um sich und sieht, wie ein Taschendieb die schmerzlichsten Grimassen macht, denn er kann die Hand nicht mehr aus der Tasche ziehen, in die sich die Haken immer tiefer einklammern, je mehr er sich bemüht, sie herauszuziehen. Der Erfinder mußte laut auflachen und rieth seinem Gefangenen ihm gutwillig zu folgen, wolle er nicht sich neue Schmerzen machen. Noch mit der Hand in der Tasche führt er ihn zum Polizei-Commissär, der jedem Besucher der Weltausstellung einen solchen Apparat wünschte!

Als eine Probe des Darmstädter Dialektes diene folgende Aeußerung eines Chevauxlegers, der sich über ein zartes Verhältniß, welches einer seiner Kameraden mit einer hübschen Küchendragonerin unterhielt, also ausdrückte: »Den hot se! Da hot ses, wann se Den hot.«

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 47. Donnerstag, den 13. Juni 1867.

Im Zuchthause.

Erzählung aus der Wirklichkeit von M. Bauer.

(Fortsetzung.)

Als die Gefangenen aus der Kirche zurückkehrten, wurden sie in die Arbeitssäle geführt, wo sie die Arbeitstische gedeckt und mit den trefflichsten Speisen besetzt fanden. Die Männer erhielten Branntwein, die Frauen Wein als Festtrank. Nachmittags erhielten jene Bier, diese aber Kaffee und Kuchen. Dazu gab's Musik und waren ihnen Einrichtungen zu allerhand unterhaltenden Spielen gemacht. Bei Tische, wie mehrere Male während des Nachmittags erschienen Norrmann und Johanna unter ihnen und veranlaßten dadurch unendlichen Jubel, der, sowie die Lustigkeit der Gefangenen überhaupt, welche durch das ganze Haus erscholl, den Director in seiner einsamen Wohnung vor Wuth knirschen machte.

„Wartet nur!“ sagte er und drohte nach den Sälen hin. „Er geht und dann sollt Ihr mir es büßen!“

Während Jersowich auf Rache sann, herrschte bei dem Hochzeitsmahle die größte Heiterkeit. Auch Michael hatte durch das Glück, nun der Verlobte Antoniens zu sein, seinen Schreck und Erinnerungsschmerz schon überwunden und war in seiner feinen, graziösen Art Einer der Heitersten. Er wußte durch seine sprudelnden Geistesblitze die ganze Gesellschaft zu beleben, durch seine zarte Aufmerksamkeit jedem Wunsche zuvorzukommen und hatte sich bald durch seine einschmeichelnde Liebenswürdigkeit dem Staatssecretär eben so zum Günstling gemacht, wie er dies den Uebrigen schon war, so daß Jener, als der junge Mann hinab gegangen war, um die Gefangenen zu besuchen, zu den Seinigen sagte:

„Ich kann's Euch wahrlich nicht verdenken, daß Ihr so vernarrt in ihn seid. Man muß ihn lieben, mag man wollen oder nicht.“

Endlich war auch dieser frohe und langersehnte Tag vergangen; man trennte sich, um sich zur Ruhe zu begeben, denn es war spät und Alle fühlten sich müde und erschöpft. Nur Steppanoff bat Norrmann, ihm noch einen Augenblick zu schenken, was dieser dem Freunde gern gewährte, der, als er Antonie hinüber geleitet, wieder in das Arbeitszimmer des Oberinspektors zurückkehrte. Dieser saß am Pult und Michael eilte mit seinem leichten, unhörbaren Schritt auf ihn zu, sich neben ihm niederlassend.

„Curt, mein Freund, mein Gebieter,“ rief er, „ich kann diesen Tag nicht vorüber gehen lassen, ohne Dir noch einmal für das neue Leben zu danken, das Du mir geschaffen, dem Du die Krone aufgesetzt durch den Besitz des holden Mädchens —“

„Das ich Dir doch nicht gab!“ unterbrach ihn der Andere lächelnd.

„O Freund, wer anders gab es mir? Nur durch Dein Fürwort wurde Antonie mein. Laß Dir danken für Alles, was Du an mir gethan! Ich schaudere, wenn ich denke, was ich heute wäre ohne Dich! Ein gänzlich verlorener, armer Elender; denn nie hätt' ich den Muth und die Kraft gehabt, mich wieder aufzurichten aus meiner Schmach. Als Sträfling wär' ich hier gestorben, in grenzenlosen Schmerzen oder im Wahnsinn!“

„Nun so höre denn,“ sagte Curt, „daß Das, was ich für Dich gethan, zu einem guten Theil aus Egoismus geschah! Ich wünschte mir stets einen Freund und hatte doch niemals einen. Vielleicht war ich zu schroff. Endlich lernt' ich Dich kennen. In diese Freude und Hoffnung mitten hinein kam Dein Unglück. Ich sah wohl, das Schicksal mißgönnte mir diesen Gewinn und suchte ihn mir zu rauben. Allein ich nahm den Kampf auf und habe gesiegt. Ich errang mir den Freund gegen den Willen des Schicksals.“

Bei den letzten Worten hatte sich Norrmann erhoben und ein Schauer der Bewunderung durchrieselte Michael, wie die mächtige Hühnengestalt so vor ihm stand, das edle, schwarzgelockte Haupt mit den brennend schwarzen Augen stolz zurückgeworfen und die Hand wie die eines Dictators gebieterisch ausgestreckt. Steppanoff ergriff diese Hand und preßte sie an seine Brust.

„Weine Dich aus!“ sagte Curt mit seinem mildesten Tone, die Locken aus der Alabasterstirn des jungen Mannes streichend. „Dann aber laß uns ruhig sein und solche Scenen vermeiden. Es thut nicht gut, wie ein Seiltänzer immer balancirend auf der schwindelnden Höhe hochgeschraubter Empfindungen hin und her zu schwanken. Laß uns auf festem Boden bleiben, auf der Erde; ist sie nicht schön?“

„O wunderschön!“ rief Michael, die gefalteten Hände wie zum Dankgebet emporhebend. Norrmann neigte sich, küßte des Freundes Stirn und winkte ihm dann sanft, sich zur Ruhe zu begeben.

Mehrere Tage waren vergangen, die Gäste hatten sich wieder entfernt, auch Helene mit ihnen, und Alles war in die frühere Ordnung der Dinge

urückgekehrt. Es hatte sich durch die Verbindung Johannens nichts in der häuslichen Ordnung geändert, denn der Mittelpunkt derselben blieb nach wie vor die Haushaltung der Eltern.

Der Oberinspektor hatte den Gefangenen seine baldige Entfernung von hier mitgetheilt und fand einen so großen und allgemeinen Schreck und Schmerz, daß er selber seine Fassung sich kaum zu erhalten vermochte. Kendelbacher, der sich zuerst gefaßt, sprach mit vorwurfsvollem Tone: „Wie, Herr, Sie könnten von uns gehen und uns Dem dort (er deutete nach der Wohnung des Direktors) überlassen?"

Norrmann, der sich noch niemals dazu herbei gelassen, seine Handlungsweise vor irgend Jemand, geschweige denn vor den Gefangenen zu rechtfertigen, setzte ihnen auseinander, wie er nicht anders könne.

Kendelbacher sprach vor sich hin, indem er mit geballter Faust, jedoch verstohlen, nach der Wohnung des Direktors hinüber drohte:

„So wird es Zeit, für Dich — und mich!"

Der Oberinspektor hatte nichts hievon vernommen; der Schmerz der Gefangenen und das Bewußtsein, sie Jersowich überlassen zu müssen, schnitt ihm jedoch in die Seele.

War er, da er die Mittel in Händen hatte, diesen Menschen zu beseitigen, nicht mitschuldig an all' den Leiden, welche den Armen bereitet wurden? Und wieder, sollte er den Direktor ganz in's Elend stoßen?

War es doch schon seine Schuld, daß die Direktorin ihren Gatten verlassen und derselbe durch diesen Verlust immer gehässiger und verbitterter geworden. In so unentschiedener und darum finsterer Stimmung kam Norrmann zu Tische. Johanna und Michael sahen ihm ängstlich nach den Augen. Er hatte noch kein Wort gesprochen, als die Suppe schon gegessen war. Nun setzte die Mutter das Fleisch zum Tranchiren vor ihn hin, er griff nach dem großen Vorschneidemesser; es war nicht zur Stelle.

„Fehlt Etwas?" fragte Johanna besorgt.

„Das Tranchirmesser."

„Ich legte es ja auf seine gewöhnliche Stelle," entgegnete sie mit zitternder Stimme über die Schärfe, welche in seinem Tone lag.

„So komm her und nimm es fort von dieser Stelle!"

„Ist es vielleicht hinunter gefallen?" sagte die Mutter und schon war Michael suchend unter dem Tisch; doch es war nicht zu finden.

„Man hätte es wohl fallen hören müssen," sprach der Vater. „Gustav, hol' es herein!"

„Vater, ich habe es hingelegt, ich weiß es ganz gewiß!" wandte die junge Frau ein.

Gustav brachte den Bericht, daß auch in der Küche sich das Messer nicht gefunden habe, und Michael wollte sich erheben, um weiter zu suchen.

„Bleib!" sagte Norrmann streng. „Aus einer Nachlässigkeit soll nicht eine große Revolution entstehen."

„Horch! Was ist das für ein Tumult unten?" rief plötzlich der Vater. Michael eilte fort, um nachzusehen und stürzte schon nach wenigen Minuten leichenblaß in's Zimmer zurück.

„Komm, um Gotteswillen!" rief er. „Die Geschichte mit dem verschwundenen Messer klärt sich entsetzlich auf. Soeben hat Kendelbacher mit demselben den Direktor und dann sich selbst erstochen."

Johanna schrie entsetzt auf und wurde ohnmächtig. Auch Norrmann ward todtenbleich und schwankte wie eine vom Sturm ergriffene Eiche, doch das war nur ein kaum bemerkbarer Augenblick, dann sprach er mit voller Ruhe und Kraft:

„Schicke die Mutter zu Hanna und Gustav zum Arzt. Auch besorge, daß der Polizeidirektor gerufen werde!" Dann ging er mit festem Schritt hinab.

Unten fand er die entsetzlichste Verwirrung. Alles lief, schrie, sprach durcheinander. Der Inspektor Wiedener sowie der Hausvater bemühten sich vergeblich, einigermaßen eine Ordnung herzustellen; Aufseher und Gefangene, ja selbst das im Hause befindliche Militär, alle waren von Schreck, Entsetzen und Neugier zu sehr ergriffen und standen, sprachen und debattirten in collegialischer Einigkeit mit einander. Norrmann trat unter sie.

„Wo sind die Leichen?" fragte er.

„Kendelbacher ist noch nicht todt; der Inspektor schickte ihn in's Lazareth. Die Leiche des Direktors liegt noch im Maschinen-Saale, wo die That geschah."

„Ein Jeder gehe an seinen Posten, auf seinen Platz und verhalte sich ruhig!" gebot Norrmann.

Alle zerstreuten sich und Norrmann begab sich zuerst zu Kendelbacher. Der Verwundete lag in völliger Kleidung, die jedoch wie in Blut getränkt war, auf dem Lager. Die Wunde hatte man noch nicht verbunden, denn der Kranke weigerte sich, dies zuzulassen und man hatte nur die allzustarke Blutung derselben verhindert. Sein Antlitz hatte schon jene graugelbe Farbe, welche die Begleiterin des Todes ist. Als der Oberinspektor zu ihm trat, öffnete er die schon halb gebrochenen Augen und wie ein Freudenschimmer flog es über seine schon starr werdenden Züge.

„Sie kommen — zu mir? — O Dank, Herr! — Dank!"

„Unglücklicher, was hast Du gethan?"

„Was ich mußte, Herr; — er durfte nicht länger leben."

„Wie, Kendelbacher, reut Dich Deine That nicht an der Grenze der Ewigkeit?"

„Nein! — Sie war seit Jahren — beschlossen."

Es wurde dem Oberinspektor gemeldet, daß die Criminalbeamten bei der Leiche seien und daß der Geistliche zu Kendelbacher wolle. Dieser aber verbot es.

„Wollen Sie mir — noch 'was Gut's erweisen,

Herr," sagte er, „so halten Sie mir — den Schwarzrock vom Leibe!"

„Du hättest wohl nöthig, Dich mit Gott zu versöhnen," mahnte Norrmann; der Sterbende aber lachte höhnisch.

„Durch den Pfaffen? — Nein! — Nein! — Aber die Herren sollen sich nicht zu lange — mit dem todten Hunde — aufhalten. — Sie sollen kommen."

„Hast Du noch etwas Besonderes zu sagen?"

„Nein, Herr — doch ich will nicht — daß meine Kameraden in Verdacht kommen — um meine That gewußt zu haben."

Der Oberinspektor ging in den Saal, worin der Ermordete lag und wo er den Arzt und die Criminalbeamten fand. Er schauderte, als er die blutige Leiche des verhaßten Mannes erblickte, den er noch lebend vor kaum einer Stunde an sich vorüber hatte gehen sehen. Auf dem Tische lag das blutige Tranchirmesser. Sein Auge fiel auf Michael, der todtenblaß an der Wand lehnte.

„Was willst Du hier? Geh' hinauf und bleib' bei den Frauen!" rief er ihm zu.

Es folgten nun all' die bei solchen Begebenheiten nöthigen Akte. Das Protokoll der bei der That gegenwärtig Gewesenen ergab Folgendes: Die Gefangenen waren schon wieder in den Arbeitssälen, als Kendelbacher von dem Hausvater herunter kam; er ging in die verschiedenen Säle und vertheilte, wie Norrmann es angeordnet, die Strümpfe an die Gefangenen. Zuletzt that er dies in dem Saale, worin er täglich arbeitete. Eben war er mit der Vertheilung zu Ende gekommen und die Sträflinge standen noch um ihn her, als der Direktor eintrat.

„Warum arbeiten die Kerle nicht?" schrie er. „Aha, Kendelbacher in der Mitte! Wird wieder ein Complott geschmiedet?"

„In Gegenwart der Aufseher?" fragte Kendelbacher höhnisch. „Das müßte doch ein putziges Complott sein?"

„Raisonnirt das Vieh noch? Wart', ich will Dich's lehren!"

Bei diesen Worten schlug Jersowich mit dem Stocke, den er stets bei sich zu führen pflegte, auf Kendelbacher los, besonders aber auf den noch immer sehr schmerzhaften übrig gebliebenen Theil des amputirten Armes. Der Gemißhandelte stieß ein Schmerzensgebrüll aus wie ein verwundeter Tiger, gleich darauf aber erfolgte ein anderer Schrei aus dem Munde des Direktors und im selben Augenblicke taumelte dieser blutend zurück. Noch einmal jagte ihm Kendelbacher dann wuthentbrannt das Messer in die Kehle, da er ihm vorher die Brust durchstochen hatte, und als sich die Aufseher auf ihn stürzen wollten, riß er die furchtbare Waffe aus der Wunde des bereits zur Leiche Gewordenen und stieß sich dieselbe, ehe man es zu verhindern vermochte, in die Brust. Niemand wußte, woher das Messer gekommen, Niemand hatte es vorher bei dem Gefangenen bemerkt.

Als die nöthigen Geschäfte hier vollendet waren, begab man sich zu dem Sterbenden, der unterdessen sehr schwach geworden war; man mußte fürchten, keine Aussage mehr von ihm zu erhalten. Doch Norrmann's Nähe wirkte augenscheinlich belebend auf ihn und er sagte zu diesem sehr schwach, kaum noch hörbar:

„Eine halbe Stunde Leben, Herr — dann thue der Teufel das Seine an mir!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Frauen-Duellanten.

(Schluß.)

Maupin's Lebenswandel blieb in Paris derselbe, wie anderswo. Sie wurde in unzählbare Streitigkeiten verwickelt, die sie meistens mit Stockschlägen oder mit Degenstichen löste. So machte ihr eines Tages der Sänger Dumesnil über ihre Lebensweise herbe Vorwürfe. Mademoiselle Maupin wartete in Mannskleidern auf dem place des Victoires seiner und forderte ihn heraus. Der Sänger, welcher seine Collegin nicht erkannte, weigerte sich, worauf sie ihn gehörig durchprügelte und ihm Uhr und Dose abnahm. Am andern Tage gab Dumesnil auf der Bühne dieses Abenteuer zum Besten und wußte nicht genug Rühmens von der tapferen Vertheidigung zu machen, die er gegen 3 Straßenräuber, die ihn beraubt hätten, vollführt habe.

»Erbärmlicher Prahler!« rief die Maupin hervortretend. »Lüge nicht so unverschämt! damit man erkenne, was für ein feiger Prahlhans Du bist, so erfahre man, daß ich allein Dich angegriffen habe. Zum Beweise ist hier Deine Uhr und Dose, die ich Dir abgenommen habe. Da Du von mir Deine wohlverdienten Stockprügel bekommen hast, magst Du sie wieder zurücknehmen.«

Auch der berühmte Schauspieler Thevenard beleidigte sie einmal. In Folge dessen erschrack er so sehr und fürchtete die gleiche Behandlung, daß er sich 3 Tage hindurch im Palais Royal verbarg, und Demoiselle Maupin später öffentlich um Verzeihung bat was ihn auch allein rettete.

Bald darauf wurde von dem Herzoge Philipp von Orleans (Bruder Ludwigs XIV). im kgl. Palaste ein prachtvoller Ball gegeben. Auf demselben erschien Mademoiselle Maupin wie gewöhnlich in Mannskleidern und flüsterte 3 Damen so unanständige Scherze in die Ohren, daß deren Männer den Frevler sofort zum Duelle forderten. Ohne zu entdecken, daß sie weiblichen Geschlechts sei, nimmt sie den Zweikampf an, eilt in den Garten hinab, ergreift den angebotenen Degen und — tödtet alle drei Gegner. Dann kehrt sie ganz ruhig, als ob nicht das Mindeste vorgefallen wäre, auf den Ball zurück und erzählte dem Prinzen den Hergang. Dieser — verzieh ihr.

Später ging sie ein neues Bündniß mit ihrem früheren Geliebten, dem Grafen d'Albert, ein, für welchen sie trotz ihrer übrigen Liebschaften stets große Achtung und Zärtlichkeit bewahrt hatte. Sie beschloß endlich, ein zurückgezogenes Leben zu führen, ließ ihren Mann aus der Provence kommen und lebte mit ihm in Ruhe und Frieden bis an dessen im Jahre 1701 erfolgten Tode. 1705 entschloß sie sich, der Welt zu entsagen, und ging in ein Kloster, in welchem sie am 19. April 1707 als fromme und reuige Magdalena starb.

Berühmt ist weiters ein Duell zwischen der Gemahlin des Obersten Graf Rocca und der des Großkanzlers Marquis Bellegarde, welches in Turin im Jahre 1701 stattfand. Beide Damen wurden verwundet und büßten den Zweikampf mit Arrest.

Unter der Regentschaft schlugen sich die Marquise von Nesle und die Gräfin Polignac auf Pistolen. Ursache war der berühmte Herzog von Richelieu.

1718 duellirte sich ein junges Mädchen mit einem Garde du corps, der sie betrogen hatte. Sie hatte ihn auf Pistolen gefordert und empfing das Feuer ihres Gegners, ohne nur mit den Wimpern zu zucken. Glücklicherweise hatten die Sekundanten nur blind geladen, und so hatte es keine weiteren Folgen.

Im selben Jahre schossen sich bei Straßburg zwei Damen, eine Französin und eine Deutsche. Es geschah dies um eines Malers willen, den jede für sich allein besitzen wollte. Die Sekundantinnen gehörten ebenfalls dem zarten Geschlechte an. Die Deutsche schlug vor, sich über das Schnupftuch zu schießen, die Französin aber und deren Sekundantin beharrten auf einer Entfernung von 25 Schritten. Zweimal feuerten beide Damen, ohne zu treffen. Die Deutsche wollte den Kampf fortsetzen, bis eine von ihnen gefallen wäre, was aber die Sekundantinnen nicht angehen ließen und den Kampf einstellten.

Mademoiselle Theodore, Tänzerin an der Pariser Großen Oper, und Mll. Beaumenil, Sängerin derselben Bühne, forderten sich einer Liebschaft wegen. Man traf sich im Boulogner Wäldchen. Die erste Dame hatte die Fräuleins Erl und Charmey, die zweite die Fräuleins Guimard und Geslin zu Sekundantinnen. Die beiden Damen in Amazonentracht, standen sich eben gegenüber, als Rey, der berühmte Bariton der Großen Oper, des Weges kam. Er warf sich zwischen die Feindinnen, hielt eine höchst gefühlvolle Anrede, was jedoch die beiden Damen nur noch mehr gegen einander aufbrachte. Endlich bemächtigte er sich, fortwährend perorirend, der Pistolen und warf sie in einen nahe befindlichen Teich. Nun war das Duell unmöglich und man bewog schießlich die Gegnerinnen sich zu versöhnen und zu umarmen.

Eine vornehme Dame war auf Baron Knigge erboßt, wegen der Art und Weise, wie dieser in seinem Buche „die Kunst mit Menschen umzugehen", mit ihrem Geschlechte umgegangen war. Sie sprach darüber mit dem Verfasser und wurde von ihm sehr kühl und trocken abgefertigt. Sie forderte ihn zum Duell heraus, was der Baron annahm. Auf dem Kampfplatze ließ ihr der Baron die Ehre des ersten Schusses. Flammend vor Grimm hält sie sich schußfertig. „Noch ein Wort meine Gnädige!" ruft der Baron, tritt auf die Dame zu, zieht aus seinem Ueberrocke einen Fuchsschweif hervor, klopft damit die Dame auf die schöne Hand, in welcher sie das Pistol hielt, worauf diese einen Schrei der Ueberraschung und des Entsetzens ausstößt, die Pistole fallen läßt und in Ohnmacht fällt. „Wünsche wohl zu speisen!" ruft der Baron und entfernt sich ganz ruhig.

In den Jahren 1827, 1828, 1837 und 1858 fanden in Paris Frauenduelle statt, die jedoch sammt und sonders unblutig ausgingen.

Das letzte blutige Damen-Duell der Neuzeit, geschah zu Texas in Amerika, im September 1866, zwischen den Frauen Stewart und Roberts. Erstere erhielt durch den Revolver ihrer Gegnerin eine schwere Verwundung.

Um die Zahl der Frauenduellanten hier zu ergänzen, erwähnen wir des bekanten Duells zwischen zwei Schauspielerinnen des Theaters des Variétés Frls. Siely und Schneider, das verschiedener Unziemlichkeiten wegen im Januar ds. Js. stattfand, welche Erstere produzirte, um die Aufmerksamkeit des Publikums von ihrer Rivalin ab und auf sich zu lenken. Die Damen schlugen sich im Bois de Boulogne auf Pistolen mit 10 Schritt Distanz. Fräulein Siely, welche den ersten Schuß hatte, fehlte, Fräulein Schneider schoß darauf in die Luft, und die Sekundantinnen stellten sofort den Kampf ein.

Verschiedenes.

Brieftauben-Concurs. Am 9. ds. fand der erste Concurs für Brieftauben des Cölner Vereins „Columbia" von Brüssel aus statt. Die Tauben konnten des ungünstigen Wetters halber erst um halb 9 Uhr aufgelassen werden. Die erste Taube erreichte Köln in nahezu 3 Stunden und wurde 11 Uhr 50 Minuten im Vereinslokale vorgezeigt, die zweite Taube um 1 Uhr 30 Min., die dritte um 1 Uhr 45 Min., die vierte um 1 Uhr 55 Min.

In Greifenberg in Pommern brach am 21. Mai durch einen in ein Rohrdach abgefeuerten Flintenschuß Feuer aus. Binnen einer Stunde waren 70 Schennen vollständig eingeäschert. Sie waren alle mit Stroh und Rohr gedeckt. Die mit Ziegeldachung versehenen blieben verschont. —

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 48. Sonntag, den 16. Juni **1867.**

Im Zuchthause.

Erzählung aus der Wirklichkeit von M. Wauer.

(Fortsetzung.)

Der Arzt gab Kendelbacher einige Tropfen aus einem kleinen Fläschchen und alsbald belebten sich seine Züge, seine Augen. Neue Lebenskraft schien über ihn zu kommen und mit ziemlich kräftiger Stimme sprach er:

„Ich möchte aufrecht sitzen.“

Norrmann brachte ihn sanft und vorsichtig in eine sitzende Stellung und Kendelbacher begann nun:

„Ich habe keine Mitschuldigen; die That ist von mir seit Jahren schon beschlossen, doch bisher stets durch die Liebe und die Ehrfurcht, welche ich vor dem Oberinspektor hegte, hinaus geschoben worden. Ich stand schon so tief unter ihm, ich wollte in seinen Augen nicht noch tiefer sinken, indem ich zum Mörder wurde. Einmal zwar konnt' ich der Lust nicht widerstehen, unseren Quäler zu beseitigen; der Oberinspektor war verreist und ich beredete meine Kameraden zu einer Revolte, in welcher des Direktors Tod die Hauptkatastrophe bilden sollte. Doch sie schlug fehl und wir hätten es furchtbar büßen müssen, wenn nicht der edle Norrmann für uns gebeten, über uns gewacht, uns beschützt hätte. Ich machte mir nichts daraus, daß meine Strafe um ein Jahr verlängert wurde, denn so lange mein Oberinspektor blieb, mochte ich gar nicht fort von hier. Auch der Verlust meines Armes schmerzte mich nicht sehr. Hinaus in die Welt wollt' ich nicht mehr, das hatt' ich beschlossen, und hier ging's auch mit einem Arm. Aber dem Direktor, durch dessen Heimtücke gegen Michailowitsch ich den anderen verlor, schwur ich auf's Neue blutige Rache. Doch wieder schob ich sie in's Ungewisse hinaus; mit ihm mußte ja auch ich hinweg und ich konnte mich nicht entschließen, aus dem hellen Schein von Norrmann's Augen freiwillig in die dunkle Hölle hinab zu fahren.“

Kendelbacher hielt inne; er schien wieder schwach zu werden, denn sein Kopf sank zur Seite. Norrmann neigte sich zu ihm und ließ das Haupt des Sträflings in seinem Arme ruhen, wofür ihn dieser mit einem Blicke so tiefer Liebe und Dankbarkeit ansah, daß Curt in diesem Augenblicke die Ueberzeugung gewann, Gott könne ein Wesen nicht verwerfen, das solcher Gefühle fähig. Der Arzt reichte dem Sterbenden auf's Neue von seinem Elixir und noch einmal erholte sich derselbe und fuhr nach einigen Minuten in seinem Bekenntniß fort:

„Heut' früh nun verkündete uns der Oberinspektor seinen Abgang von dieser Anstalt; damit verlor ich das Letzte, was mir das Leben erträglich machte, und ich beschloß nun, dem Teufel seine doppelte Beute nicht länger vorzuenthalten. Indem ich meine Leidensgefährten von ihrem Peiniger befreite, wollte auch ich mich befreien von diesem elenden und erbärmlichen Leben. Doch das sollte erst geschehen, wenn Herr von Norrmann gegangen war, denn ich wollte ihm den Schmerz solcher Scenen wie diese ersparen. Auch als ich das Messer vom Tische nahm, während die Frau Oberinspektorin mir die Strümpfe holte, dachte ich noch nicht, es sobald zu benutzen. Sorgfältig verbarg ich es in dem leeren Aermel des fehlenden Armes. Doch der Satan konnte die Zeit nicht erwarten, bis er uns Beide hatte; er sandte mir den Schuft in die Quere, ließ ihn mich mißhandeln und — da war's geschehen!“

Wieder sank der Verwundete zusammen, der Arzt wollte ihm auf's Neue die stärkende Arznei reichen, doch er wies sie zurück.

„Nein! Nein! Ich bin fertig!“ sagte er. „Mein Tag ist aus, nun geht es in die ewige Nacht!“

„Nein, Kendelbacher,“ sprach Norrmann feierlich, „rufe Gott und er kommt und führt Dich in's Licht!“

„Er käme zu mir, dem Verbrecher?“

„Er kommt zu Dir! Sprach nicht unser Meister und Herr zu dem Mörder, der neben ihm am Kreuze hing: „„Noch heute wirst Du mit mir im Paradiese sein?““ — Wer zu lieben vermag wie Du, der kann nicht gänzlich von Gott verlassen und verstoßen sein. Rufe Gott und er kommt!“

Der Sterbende schwieg, er drückte die Augen, in denen eine Thräne schimmerte, fest zu und die Nägel seiner Hand gruben sich krampfhaft in seine Brust. Der Oberinspektor aber sprach dringend, bittend und zugleich mit einer unwiderstehlichen, gebieterischen Majestät:

„Geh' nicht so von mir, Unglücklicher! Geh' nicht hin in die ewige Nacht, wo wir uns niemals wieder finden!“

Angstvoll raffte sich Jener zusammen und stammelte:

„Beten! — Beten! — Gott rufen!“

Nun kniete Norrmann neben dem Lager nieder, nahm den Verscheidenden in seinen Arm, legte die andere Hand sanft auf dessen Brust und sprach

ihm ein kurzes, inbrünstiges Gebet vor. Flüsternd, doch mit tiefer Andacht wiederholte Jener die Worte desselben und als es geendet und der Vorbetende mit fester Ueberzeugung die Worte des Heilandes wiederholte: „Wahrlich ich sage Dir, noch heute wirst Du im Paradiese sein!“ da breitete es sich wie eine Verklärung über die schon erstarrenden, sonst so wilden und rohen Züge Kendelbacher's, er neigte seine Lippen auf Norrmann's Hand, und in diesem Kusse floh seine Seele hinüber zu den Füßen des erbarmenden Gottes.

Lange noch hielt ihn der Oberinspektor in seinem Arm, doch als der Verblichene kalt zu werden begann, erhob er sich, rückte die Leiche zurecht und als er aufblickte, sah er in Michael's treue, blaue Augen, und dessen Hände streckten sich ihm liebevoll entgegen. Er legte die seinige hinein und sagte voll inniger Herzlichkeit:

„Ich danke Dir, mein Sohn!“ —

Bei der Nachricht von der Ermordung ihres Gatten war die Direktorin in dessen Wohnung zurückgekehrt, um ihre letzten Pflichten an seiner Leiche zu erfüllen. Sie sah sehr bleich und verfallen aus, man sah, daß die Trennung von ihm ihrem Herzen tiefe Schmerzen bereitet hatte. Doch Niemand hatte eine Thräne oder eine Klage von ihr gesehen oder vernommen, Niemand sah oder vernahm diese jetzt. Nur einmal, als sie sich mit der Leiche eingeschlossen, hatte das Dienstmädchen drinnen ein Schluchzen zu hören geglaubt und als sie neugierig durch das Schlüsselloch geblickt, sah sie, wie die sonst so kalte und ruhige Frau sich über die Leiche geworfen und dieselbe mit glühenden Küssen bedeckte. Natürlich konnte das Mädchen eine für sie so merkwürdige Thatsache nicht verschweigen und bald wußte man im ganzen Hause davon. Wenige nur bemitleideten die Unglückliche, denn sie hatte sich stets, wenn auch nicht mit so ausgesuchter Grausamkeit wie ihr Gatte, doch mit großer Härte gegen die Gefangenen betragen. Nur in der Familie des Hausvaters, in den weichen Herzen der Frauen und Michael's fand sie Beileid; besonders aber war es Norrmann, der die innigste Theilnahme für sie empfand; trotzdem konnte er sich nicht entschließen, hinab zu gehen und der zur Parade ausgestellten Leiche Jersowich's wie die übrigen Beamten, seine Ehrfurcht zu bezeigen. Er hatte dieselbe seit der Obduction und Protokollaufnahme nicht wieder gesehen; auch war er nicht gewillt, den Todten zur Begräbnißstätte zu begleiten, hatte dies jedoch zu Niemand geäußert.

Die Wittwe aber errieth seinen Willen. Zu Norrmann's nicht geringem Erstaunen trat sie am Tage vor der Beerdigung bei ihm ein. Ehrfurchtsvoll begrüßte er sie.

„Mein Herr,“ begann sie, „ich erscheine vor Ihnen als eine Bittende!“

Sich verbeugend und sie durch eine Handbewegung zum Sitzen einladend, entgegnete der Oberinspektor:

„Die Bitten einer Unglücklichen —“

„Ich bin nicht unglücklich,“ fiel sie ihm in die Rede, „nur die von Gott Verlassenen sind unglücklich; ich bin es nicht, denn ich bin bei Gott und Gott ist bei mir. Zwar hat der Herr mich tief gebeugt, aber ich weiß ja: er züchtiget die er liebt!“

Ohne sich weiter auf ihre frommen Reden einzulassen, nahm Norrmann seine Antwort wieder auf:

„Lassen Sie mich also sagen: die Bitten einer Tiefgebeugten werden mir Befehle sein, wenn die Erfüllung derselben nicht meinen Grundsätzen widerstrebt.“

„O,“ sagte sie bitter, „damit sind die meinigen schon so gut als abgeschlagen.“

„Nein, meine gnädige Frau —“

„Nennen Sie mich nicht gnädig; kein Mensch kann es sein, nur Gott ist es.“

„Nun denn; hegen Sie die Zuversicht, daß meine Wünsche dahin gehen, den Ihrigen entgegen zu kommen und sie, sei's auch mit Opfern, zu erfüllen.“

„Gut, so will ich denn reden! An dem Tage nach der Revolte war ich eine ungesehene Zeugin Dessen, was Sie meinem Gatten zur Last legten und was er leider nicht leugnen konnte. Von Ihnen auf's Höchste geängstigt, gestand er mir auf Befragen später Alles ein, und dies veranlaßte mich, ihn zu verlassen.“

„Mit tiefem Bedauern erfuhr ich dies,“ sagte der Oberinspektor, „und ich habe oft gewünscht, dies redressiren zu können. Hätten Sie nichts gewußt, so hätten Sie ferner noch glücklich mit Ihrem Gatten gelebt und —“

„Und wäre durch seine Laster in's ewige Verderben gegangen!“ fiel ihm die Direktorin in's Wort. „Nein, es sollte so sein, der Herr sorgte für mein ewiges Heil, indem er mir den zeitlichen Schmerz auferlegte. Doch, nun ist er todt, dessen Verbrechen mich von ihm trennten, und ich möchte mindestens vor der Welt seinen guten Namen retten. Ich möchte nicht, daß die Menschen, von denen wenige besser sind als er, den Stein auf ihn werfen und seinen Namen wie einen Schimpf nennen dürfen.“

„Ich begreife das,“ sagte der Oberinspektor ein wenig spöttisch, „da Sie selber diesen Namen tragen.“

Sein Gefühl war beleidigt von der Kälte, mit welcher diese Frau ihren Gatten seinem Verderben überließ, ohne nur einen Versuch zu seiner moralischen Rettung zu machen, und sich nur beeiferte, ihr ewiges Theil in Sicherheit zu bringen. Sie aber sah ihn scharf an, dann flog ein Schatten tiefen Schmerzes über ihr bleiches Gesicht, während sie sich erhob.

„Ich habe nichts mehr zu sagen; leben Sie wohl!“

„Nein, nein!" rief Curt, ihre Hand ergreifend und sie zurückführend. „Nicht also lassen Sie uns scheiden! Habe ich Sie gekränkt, so verzeihen Sie mir. In meinen Händen allein liegen die Beweise der Schuld Ihres Gatten, Niemand weiß davon, und hier gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nie zu einem Menschen, als zu Herrn von Jersowich selber davon sprach oder jemals davon sprechen werde."

„Ich danke Ihnen!" sagte die Wittwe und ein leises Zittern der Rührung bewegte ihre Stimme. „Doch, Herr von Norrmann, ich habe noch eine Bitte. Ich weiß, Sie haßten meinen — den Direktor und Sie haben diesen Haß noch der Leiche bewiesen, indem Sie sich derselben nicht mehr genahet, nachdem es amtlich nicht mehr nöthig war."

„Sie irren! Ich haßte ihn nicht; verzeihen Sie, wenn ich Sie durch meine offenen Worte verletze! Ich verachtete ihn als einen lasterhaften Menschen, als einen Heuchler, der die Religion zum Deckmantel seiner schimpflichen Handlungen mißbrauchte. Seine Leiche erregt mir Widerwillen und Ekel, deßhalb kam ich nicht, sie zu sehen, denn ich bin der Meinung, daß, wenn man vor einer Leiche nicht jene ehrfurchtsvolle Scheu zu empfinden vermag, welche dem Tode gebührt, man mindestens verpflichtet ist, ihr fern zu bleiben."

„Herr von Norrmann!" rief die Direktorin überwältigt von ihrem Schmerz. „Sie urtheilen mit furchtbarer Strenge über den Dahingeschiedenen, während Sie sich grenzenlos mild und gütig gegen die größten Verbrecher zeigten."

„Ich kann den Verbrecher bemitleiden, den Bösewicht muß ich verachten," erwiderte Norrmann. „Das ist der Unterschied. Herr von Jersowich war ein Bösewicht und keiner Erhebung mehr fähig. Ich habe mich Jahre lang bemüht, ihn empor zu ziehen und ich gab ihn erst auf, als ich sah, daß Alles vergeblich war. Von da an hielt ich mich, wenn ich es konnte, so fern von ihm, wie jetzt von seiner Leiche."

„Ach, und wollen Sie diesen Ekel, diesen Abscheu vor dem Todten denn auch dadurch öffentlich bezeugen, daß Sie nicht bei seinem Begräbniß erscheinen?" fragte die Wittwe, den Oberinspektor bittend und ängstlich ansehend.

„Um Gott, nicht diese furchtbare Erregung! Ich bitte Sie, fassen Sie sich! Ich will auch Dies noch für Sie, für Ihre Ruhe thun; ich will seiner Bestattung beiwohnen; doch nun gebieten Sie Ihrem Schmerz; es thut mir unendlich weh, ihn verursacht zu haben!"

„Wenn Sie diesen Schmerz verursachten," antwortete Frau von Jersowich sich aufrichtend, „so haben Sie ihn auch wieder gestillt, edler, großmüthiger Mann; haben Sie Dank, tausendmal Dank!" Sie erhob sich zum Fortgehen, dabei ergriff sie seine Hand und wollte sie an ihre Lippen ziehen. Er aber in seiner chevaleresken Weise wußte die Sache geschickt zu wenden, küßte die ihre und geleitete sie bis zur Thür ihrer Wohnung.

Als die Leichen beerdigt und die Ruhe des Hauses wieder hergestellt war, betrieb Norrmann eifrig seinen Abgang aus der hiesigen Anstalt. Auf seine Verwendung wurde der Inspektor Wiedener zum Direktor derselben ernannt und ebenso rückten einige Unterbeamte in die Stellen des Oberinspektors, des Inspektors und des Hausvaters. Endlich kam die Zeit der Abreise heran; die der Direktorin war schon früher erfolgt. Sie reiste nach der Hauptstadt, wo sie an einem, von der Kronprinzessin eben gestifteten Krankenhause die Stelle der Vorsteherin erhalten hatte. Bewegt und mit Gefühlen des Dankes trennte sie sich von Norrmann und den Seinen, die ihr noch in dieser letzten Zeit ihres Aufenthaltes hier unendlich viele Freundlichkeit und Aufmerksamkeit erwiesen hatten.

Noch einen Todesfall und eine Hochzeit erlebten Diese, bevor sie aus ihrer Heimath schieden. Die alte Gefangene Jacobi ging nach wenigen Tagen, mehr aus Schwäche als Krankheit, zur ewigen Ruhe ein. Auch hier hatte Curt, mehr noch als der herbeigerufene Rabbiner, die Stelle eines geistlichen Rathes und Beistandes vertreten und bewirkt, daß die Sterbende gefaßt und vertrauend auf die Gnade Gottes in die Ewigkeit hinüber ging und ohne Zagen vor der Zukunft sich der Erlösung aus nun vierundvierzigjähriger Zuchthaushaft erfreute.

Die Hochzeit fand ganz plötzlich und unerwartet zwischen Nordenhjelm und Helene statt. Man erstaunte nicht wenig, als man die Einladung dazu erhielt; aber Helene schrieb: man möge sich nur auf noch viel Wunderbareres gefaßt machen. Dies ergab sich denn auch darin, daß man bei der Hochzeit erfuhr, Nordenhjelm habe eine Anstellung als Kreisgerichtsdirektor in derselben Stadt erhalten, wohin man sich selber zu begeben im Begriff stand.

„Wie wunderbar der Zufall manchmal waltet!" sagte der so Beförderte. „Ich habe mich nicht um die Stelle beworben, ich wußte gar nichts davon! Wie man auf die Idee kam, gerade mir dieselbe zu geben, die mich mit Euch in einer Stadt vereint und die mir darum lieber ist als jede andere in der Welt, das begreif' ich nicht. Der Präsident von Norr— ah!" unterbrach er sich plötzlich; „das war kein Zufall!" Er sprang auf, fiel Curt um den Hals und rief: „Läugne es nicht, theurer Herzensfreund, das ist Dein Werk!"

Curt läugnete in der That nicht. Es ward nun beschlossen, die Reise nach dem neuen Bestimmungsorte zusammen zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Die ungarischen Reichtagsinsignien, welche bei der Krönungsfeierlichkeit eine große Rolle spielen, sind folgende: Die goldene, mit Perlen und Edel-

steinen reich besetzte, mit den Bildnissen des Heilandes und der Apostel geschmückte Krone des heiligen Stephan, das Scepter und der Reichsapfel aus Gold, der seidene, goldgestickte, über 8 Pfund schwere Krönungsmantel und das zweischneidige, damascirte Stephansschwert. Sonst bleiben diese Insignien unter dem Siegel des Königs und des ersten Kronbeamten in einem eisernen Kasten, der Cista, verschlossen, das ganze Jahr hindurch im Schlosse zu Ofen unter strengster Aufsicht. Die Krone des heiligen Stephan, die sogenannte heilige Krone, ist, sowie der Krönungsmantel über 800 Jahre alt; ihr Stirnband ist der Sage nach ein Geschenk des griechischen Kaisers Michael Dukas; der über dem Kronhute sich kreuzende Doppelbogen soll ein Bruchstück von jener Krone sein, welche Papst Sylvester II. seinem streitbaren Apostel, dem König Stephan dem Heiligen zum Geschenk machte. Die prachtvollen Goldstickereien auf dem Krönungsmantel rühren von der eigenen Hand der Königin Gisela, der Gemahlin Stephans des Heiligen, her. Das Schwert dagegen ist höchst wahrscheinlich neueren Ursprungs. Die hohe Bedeutung, welche die Reichsinsignien, besonders Krone und Schwert, in den Augen des Volkes für den Krönungsakt haben, läßt sich auf eine alte Tradition zurückführen, nach welcher derjenige als legitimer Herrscher Ungarns anzusehen ist, welcher die Krone des h. Stephan auf dem Haupte trägt und auf dem Krönungshügel zu Preßburg das Schwert desselben nach den vier Himmelsgegenden schwingt. Darum suchte auch der ungarische Diktator Kossuth, als er im Jahre 1849 sein Vaterland verließ, die Kroninsignien dem Hause Habsburg zu entziehen, indem er sie in der Nähe von Orsowa vergrub, wo sie vier Jahre später durch das kaiserliche Militär wieder aufgefunden wurden.

Ueber den Krönungshügel entnehmen wir einem Schreiben der „N. F. Z.“ Folgendes: „Der Krönungshügel wird aus Erde gebildet, welche jedes Comitat im Gewichte von 40 Pfund von einem historisch merkwürdigen Orte sendet. So wird der Hügel Erde aus der berühmten Burg Ungvar enthalten, um welche sich die Ungarn, als sie vor tausend Jahren vom Lande Besitz ergriffen, zuerst niederließen, und von wo sie unter Führung ihres Herzogs Arpad auf weitere Eroberungen auszogen; ferner Erde von der Stelle, wo nach der Volkssage König Stephan der Heilige, der fleißigste Cultivator des Landes und eifrigste Bekehrer seines Volkes zum Christenthum, das Licht der Welt erblickte; Erde von merkwürdigen Schlachtfeldern; Erde von der Geburtsstätte des berühmten Patrioten Franz Deak, des populärsten lebenden Mannes in ganz Ungarn; Erde von dem Königsberge, wo einst der Sage gemäß der neugekrönte ungarische König das Schwert des heiligen Stephan nach den vier Himmelsgegenden zu schwingen pflegte. Die Sitte des Schwertschwenkens gründet sich auf uralte Traditionen und bildete immer einen wesentlichen Bestandtheil der Krönungsceremonien; und je nachdem die Krönung des Königs bald in dieser, bald in jener Stadt, bald in Preßburg, bald in Stuhlweißenburg vollzogen ward, wurde auch ein in der Nähe der Stadt gelegener Hügel oder Berg als Krönungshügel oder Königsberg bestimmt.

Letzten Mittwoch ereignete sich auf der Eisenbahn in einem der von Paris nach Lyon gehenden Züge während der Fahrt zwischen Blaysi und Dijon eine schreckliche Scene. Ein Berner Augenzeuge erzählt: Unter den Reisenden der 3. Classe befanden sich drei Fremde, der Sprache nach Flamländer, welche fortwährend in eifriger Unterhaltung waren. Erst als es dunkel geworden, schwieg ihr Gespräch. Plötzlich, ungefähr Nachts 11 Uhr, ward einer derselben von einem Anfall von Raserei ergriffen. Unter grausenerregendem Geheul sprang er von seinem Sitze auf und fiel mit Faustschlägen, Kratzen und Beißen über die Mitreißenden her. Die jetzt folgende Scene war fürchterlich. Alles glaubte, es mit einem Wasserscheuen zu thun zu haben und flüchtete sich vor seinen Bissen, ohne Versuch, den Wüthenden unschädlich zu machen, bis endlich ein Zuave, minder zaghaft als die Anderen, denselben packte, trotz einem Biß in seine Hand bewältigte, nach der offenen Thüre des Waggons schleppte und von dort hinunter auf den Eisenbahndamm warf. Niemand von den Reisenden weiß, was aus dem Unglücklichen geworden ist, über dessen weiteres Schicksal die dortigen Blätter wohl Näheres bringen werden. Auf dem Bahnhof in Dijon wurden die Reisenden, welche Bisse erhalten halten, verbunden. Glücklicherweise sollen die Bisse von einem Wahnsinnigen, nicht von einem Wasserscheuen herrühren.

Das zur Dublin-Bristoler Dampschifffahrts-Gesellschaft gehörige Schiff „Rosetta“ verließ jüngst Dublin mit einer Ladung von 1000 fetten Schweinen. Die Fahrt, die sonst in 16 Stunden gemacht wird, erforderte diesmal in Folge dessen, daß durch den furchtbaren Sturm der Räderkasten vernichtet wurde, mehrere Tage. Als die Kohlen verbraucht waren, wurde mit Schweinen geheizt, und verbrauchte man bis Bristol 400 Schweine mit Erfolg zur Heizung des Kessels.

Prinz Plonplon und seine Dienerschaft. Prinz Napoleon scheint auf einem sonderbaren Fuße mit seinem Bedienten zu stehen. Ein Berichterstatter der „Rh. Z.“ erzählt, daß er den Prinzen in der Ausstellung mit einem graubunten Rocke gesehen habe, an welchem die rechte Seitentasche mit weißem Zwirn dickfadig geflickt war. Als er einen Sergeant de Ville darüber befragte, meinte dieser: Das ist ganz natürlich, der prügelt sich mit seinem Bedienten.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

// Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 49. Donnerstag, den 20. Juni 1867.

Im Zuchthause.

Erzählung aus der Wirklichkeit von M. Wauer.

(Fortsetzung.)

An einem heiteren Oktobermorgen begab man sich auf die Reise, und zwar in einem großen Omnibus-ähnlichen Wagen. Anfangs war die Stimmung ein wenig trübe und gedrückt von den schmerzlichen Abschieden, doch bald erheiterte sich dieselbe. Man reiste mit der größten Muse und Bequemlichkeit, verweilte oft einen oder mehrere Tage in Städten, welche Sehenswürdigkeiten enthielten, und durchwanderte schöne Gegenden zu Fuß oder machte von einem Haltorte Ausflüge in die Umgegend, unternahm Wasserfahrten u. s. w. Dabei war man vom schönsten Wetter begünstigt. Man aß entweder im Freien aus der Reiseküche, welche man bei sich führte, oder hielt in irgend einer Stadt oder einem Dorfe in Gasthöfen zu Mittag an. Stillschweigend hatte sich Norrmann zum Haupt der kleinen Karawane gemacht. Der phlegmatische Schwede, der sanguinische Michael, der strenge Vater, alle hatten sie sich jedes eigenen Willens entschlagen und folgten dem seinen. Michael, der Jahre lang die Welt durchzogen hatte, schien nie gereist zu sein, so neu war ihm Alles, so glücklich machte ihn die Reise; erst jetzt verschwand die bisherige schneebleiche Farbe seiner Wangen und machte einer sanften Röthe Platz, die seine Schönheit noch bedeutend erhöhte.

Eines Tages hatte sich die Reisegesellschaft scherzend in ein Gehölz vertieft, als sie plötzlich am Rande desselben einen Wiesenteppich vor sich ausgebreitet und auf einer bewaldeten Anhöhe ein schönes Schloß liegen sahen. Ueberrascht standen Alle und schauten hinaus in die Gegend.

„O wie schön!“ rief Johanna, die noch nie gereist war.

„Wem gehört jenes Schloß dort, lieber Mann?“ fragte Curt einen vorübergehenden Landmann.

„Dem Herzog von B. und da ist er selbst mit seiner schönen Geliebten, der Comödiantin.“

Schnell hatte sich Steppanoff, da er hörte, der Herzog komme, vom Boden erhoben und so stand er plötzlich wenige Schritte vor demselben und vor — Rosaline.

Erstarrt, todtenbleich, wie an den Boden gewurzelt, stand er da. Auch Rosalinens Wangen entfärbten sich ein wenig. Der Herzog, der dies nicht bemerkte, sagte halblaut, doch so, daß Alle es hören konnten, indem er mit den Augen auf Michael deutete:

„Welch' eine wunderbare männliche Schönheit!“

„Ja wohl!“ entgegnete Rosaline absichtlich sehr laut. „Nur schade, daß sie auf einen so Unwürdigen gefallen ist!“

Dunkelroth vor Zorn wollte Norrmann etwas erwidern, aber Michael flog auf ihn zu und ergriff seine Hand.

„Um Gotteswillen, vertheidige mich nicht gegen sie, Du beschimpfst mich damit!“ rief er flehend.

Die Schauspielerin wandte sich nach ihm um und fragte höhnisch:

„Können Sie noch beschimpft werden?“

„Sicherlich nicht durch Dich, bezahlte Courtisane!“ rief ihr Norrmann donnernd zu; doch der Freund zog ihn fort.

„Komm! Komm!“ bat er. „Um Deines reinen Weibes willen, komm!“

Der Herzog führte Rosaline ebenfalls hinweg.

Michael's Füße schwankten; nach einigen Schritten konnte er nicht weiter gehen und Norrmann ließ ihn sich auf einen Baumstumpf niedersetzen. Er sprach keine Sylbe, sondern drückte sich beide krampfhaft geballte Hände in die Augen. Der Freund und Johanna redeten ihm zu, er ermannte sich endlich und kehrte mit ihnen zur übrigen Gesellschaft zurück. Kaum aber erblickte er Antonie, so stürzte er zu ihr hin, fiel neben ihr nieder und rief verzweiflungsvoll:

„O Antonie, Antonie, verzeihe mir!“

„Mein Gott! Was soll ich Dir verzeihen, Michael?“

„Daß ich lebe, um Dich —“

„Michael!“ rief Norrmann drohend, und als der junge Mann erschrocken schwieg, fuhr Jener fort: „Das ist Uebertreibung, abscheuliche Uebertreibung! — Komm! Sieh, der Kaffee ist fertig; setz' Dich zu mir und lass' uns trinken, damit wir weiter fahren können.“

Michael gehorchte schweigend. Alle sahen einander erstaunt an, nicht ahnend, was geschehen sei.

Der Kaffee wurde schweigsam eingenommen, und dann die Fahrt fortgesetzt. Ziemlich spät erreichten die Reisenden eine kleine Stadt, wo sie Unterkunft zu finden, hoffen durften. Aber auch hier war fast Alles besetzt, so daß Curt, als er die Uebrigen einigermaßen untergebracht, sich selbst auf ein Strohlager bettete. Michael bat um die Erlaubniß, dieses Lager theilen zu dürfen. Wo war die blühende Farbe auf Michael's Wangen

geblieben! Er sah gedrückt und niedergebeugt aus und setzte sich, als das Lager fertig war, müde und wie voll Lebensüberdruß nieder.

„Wie schön Du unser Bett zurecht gemacht," sagte Curt zu ihm tretend.

„Ja, Lieber," entgegnete Steppanoff schmerzlich lächelnd, „mit Strohlagern weiß ich Bescheid."

„Geh zur Ruh, Du bist erschöpft und müde!"

„Ja müde! Recht müde! O Curt, daß ich nie mehr erwachte! Das Leben ist so schwer zu tragen!"

„Nicht für den Mann, der die Kraft in sich fühlt, dem Geschicke die Stirn zu bieten," antwortete Curt.

„O Du weißt nicht, kannst nicht wissen, nicht fühlen, was mein Leben vergällt, zerstört!" rief Michael. „Ich werd' es tragen, ja ich werd' es, um Dich, um Antonie! Ich werde sogar ruhig, heiter sein können, doch glücklich nie. Mein Leben hat eine Wunde, die niemals heilt: das Brandmal der Entehrung, das keine Zeit, keine Liebe, keine Freundschaft heilt. Es brennt unablässig und um mit dem Dichter zu reden: „Ein jedes leis gesprochne Wort fällt schmerzend hernieder wie auf fleischentblößte Fibern. —" Das kann nicht anders werden; ein Wort, ein Ton, ein Hauch und da steht sie vor mir, die furchtbare Erinnerung, wie ein blutiges, drohendes Gespenst, da steht sie, mitten in der Freude, im Glück und schreit mir zu: Zuchthaussträfling!"

„Du mordest Dich mit Vorsatz!" rief Curt unwillig. „Laß uns abbrechen und die Ruhe suchen!"

Michael fühlte sich vielleicht beschämt, denn er sah, daß Norrmann zürnte. Schweigend streckte er sich auf das Stroh und endlich entschlummerte er vor Erschöpfung. Wie ihn Curt so todtenbleich da liegen sah, lief ein Schauer durch seinen ganzen Körper. Er hob seine Augen und Hände zum Gebet; dann neigte er sich und küßte die Stirn des Schlummernden. Dieser lächelte im Schlaf und seine Wangen begannen sich sanft zu röthen. Beruhigt löschte Norrmann das Licht und bettete sich neben ihn.

X.

Endlich war das Ziel der Reise erreicht. An einem hellen Novembertage sahen sie die Stadt vor sich liegen, in deren nächster Umgebung sie künftig leben sollten. Hinter der Stadt ragte eine bewaldete Anhöhe empor und auf dieser erhob sich eines jener alten, festen Schlösser aus den Zeiten des Mittelalters mit Thürmen, Mauern und Zugbrücken.

„Das ist unser neues Asyl!" rief Norrmann und ein allgemeiner Jubel erhob sich über die reizende Lage des künftigen Wohnsitzes. Man verließ den Wagen, um zu Fuß in die neue Heimath einzuziehen.

Das Nomadenleben war jetzt zu Ende; es gab jetzt viel zu thun. Zuerst die Privatwohnungen und dann die ganze Anstalt einzurichten. Das Erstere blieb den Frauen überlassen, an das Zweite begaben sich die Männer; ja sogar der phlegmatische Nordenhielm half mit großer Ausdauer. Auch er hatte auf Helenens Wunsch seinen Wohnsitz hier im Schlosse und zwar im Erdgeschosse aufgeschlagen, während im ersten Stocke des Hauses Moller's mit Kindern und Schwiegerkindern eine Familie bildeten, in einer großen und schönen Wohnung miteinander lebten, wo auch schon die Zimmer für das künftige junge Ehepaar eingerichtet waren. Die Mutter und Johanna führten gemeinschaftlich die Wirthschaft; Antonie aber durfte noch gar nicht angegriffen werden, sie beschäftigte sich nur mit leichteren Handarbeiten oder schrieb die Arbeiten Michael's ab. Dieser arbeitete wieder wie früher in Norrmann's Zimmer und zu diesem Arbeitszimmer hatte der Freund eines im Schloßthurme mit der schönsten Aussicht über Wald, Berge und Thäler erwählt, wo der Blick hinaus schweifen konnte in's Freie und die Seele sich an dem selbst im Winter wundervollen Anblick zu erheben und zu erheitern vermochte.

Norrmann mußte ihn dabei streng überwachen, denn wenn man ihn sich selber überließ, so brachte er sich durch übertriebenes Arbeiten und die damit verknüpfte Aufregung um Gesundheit und Leben.

Im Mai des nächsten Jahres fand die Verbindung Michael's und Antoniens statt. Zwar war die Letztere noch immer nicht völlig genesen, jedoch ihr Zustand auch nicht mehr bedenklich, und man wollte nicht länger zögern, sie mit dem geliebten Manne zu verbinden, denn man hoffte dadurch einem Uebel zu steuern, das sich bei ihr in bedauerlicher Weise zeigte. Es war dies die Eifersucht. Bei der Stellung, welche Norrmann, Steppanoff und Nordenhielm in der Gesellschaft einnahmen, war es wohl nicht anders zu erwarten, als daß sie sowohl von allen gebildeten und hochgestellten Personen der Stadt und der Umgegend, sowie namentlich Steppanoff selbst von den durchreisenden Fremden aufgesucht wurden. Da es hier nun, wie natürlich, auch an Damenbesuchen nicht fehlte und Michael ebensowohl wegen seines Ruhmes, als wegen seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit das Ideal der Damenwelt war, so wurde Antoniens Anlage zur Eifersucht hiedurch sehr gesteigert und es gab oft die schlimmsten Scenen, die der Vater freilich meistentheils gewaltsam unterdrückte. Im gesicherten Besitze schien sich Antonie ruhiger zu fühlen, doch hatte sie ihren Fehler keineswegs ganz abgelegt.

Was die neu begründete Anstalt betraf, so konnte man sie nur als das Erzeugniß der edelsten, reinsten Menschlichkeit bezeichnen. Norrmann's großherziger, hochgemutheter Sinn zeigte sich in allen Einrichtungen. Da waren keine vergitterten Fenster, denn die Sicherheit und Festigkeit, welche das Schloß von außen umgab, machte dies unnütz, hohe, helle, freundliche Arbeits- und Schlafsäle, über-

wölbte Gänge für die Spaziergänge der Erholungsstunden im Winter, ein Bibliothekzimmer, in welchem eine große Sammlung auserlesener unterhaltender Schriften aufgestellt war, die den Gefangenen zur Benutzung in den Mußestunden, sowie an Sonn- und Feiertagen zu erlaubter Verfügung standen. Da war eine Schule, da waren Werkstätten der Kunst und des Gewerbes, in welchen tüchtige Meister den Sträflingen das nach eigener Neigung Erwählte lehrten. Eine schön ausgestattete Kirche lud die Gefangenen am Sonntag zur Andacht ein, welche der Direktor und die Seinen mit ihnen theilten. So gut der Hausvater und all' die Vorgesetzten auch bei den Sträflingen angeschrieben standen, war doch Norrmann von diesen um so viel mehr geliebt, daß sein jedesmaliges Erscheinen erwärmend und erfreuend wie der Strahl der Sonne auf sie wirkte. Wie wir dies schon an Kendelbacher gesehen, zeigte es sich auch hier, daß selbst die Rohesten, die Wildesten sich scheu, aber voll Liebe zu seinen Füßen schmiegten, vor einem finsteren Blick zitterten und für einen freundlichen durch Feuer und Wasser gingen. Mit Schmerzen schieden die Gefangenen stets aus der Anstalt, obwohl der Direktor auch dafür gesorgt hatte, daß sie nicht hülflos aus derselben entlassen und wieder auf's Neue in Elend und Verbrechen gestoßen wurden. Er hatte sich mit den Handwerkern in der Stadt, wie mit den Landwirthen in der Umgegend in Verbindung gesetzt, damit die entlassenen Sträflinge sofort in der Nähe Beschäftigung fanden, und hier war die so sehr verbreitete Furcht vor der Aufnahme solcher Bestraften gänzlich verschwunden. Im Gegentheile wurden sie von Jedem gern in Arbeit genommen, denn die aus dieser Anstalt Entlassenen waren ordentliche, pünktliche und fleißige Leute. Die Resultate dieses Institutes waren die ausgezeichnetsten: es bildete einen großen Theil ganz roher Menschen zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft aus und entließ dieselben wirklich gebessert. Der König war sehr erfreut hierüber. Norrmann erhielt außerordentliche Belobungen und stand hoch in Gunst und Gnaden. Alljährlich mußte er nach der Residenz kommen, Bericht abzustatten und ein bedeutendes Geschenk für die Anstalt in Empfang zu nehmen, das Norrmann dazu verwandte, die Mußestunden der Gefangenen auf eine nützliche und doch unterhaltende Art auszufüllen. Sie wurden nicht um 7 Uhr in die Schlafsäle gesperrt, sondern konnten im Sommer auf den großen Höfen sich mit Lesen, Schreiben oder irgend einem Vergnügen, einer Arbeit beschäftigen. Auch erhielten sie auf ihren Wunsch innerhalb dieser Höfe kleine Beete, welche sie sich bearbeiten und bepflanzen durften. Mit den so gewonnenen Blumen war es ihnen erlaubt, die Fenster ihrer Arbeitssäle zu schmücken oder sie zu verkaufen und das erlöste Geld entweder zu sparen oder für Etwas, das sie ganz besonders wünschten, zu verwenden. Der Absatz machte ihnen dabei keine Mühe, denn Michael kaufte sie ihnen immer, sowie auch ihre kleinen Feierabendarbeiten für gutes Geld ab und verschenkte sie wieder.

So lassen wir unsere Freunde fortwirken, lieben und leben durch zehn Jahre und kommen dann noch einmal, um vor unserem Scheiden von ihnen zu sehen, was sie erstrebt, errungen, was sie sich erliebt und erlebt.

Wir finden sie an demselben Orte, in demselben Hause wieder, aber das Haus ist jetzt kein Zuchthaus mehr, sondern Norrmann's Privat-Eigenthum, das mit einem großen Besitz von Ländereien, Forsten, Seen und Teichen, sowie mit einer sehr bedeutenden Landwirthschaft eines der größesten Güter jener Gegend bildete. Wie es kam, daß Norrmann aus seiner früheren Thätigkeit geschieden und wie er, der sonst wenig Vermögen besaß, einen so umfassenden Ländereibesitz an sich bringen konnte, dies lag in Folgendem.

Der alte König war gestorben. Der Sohn hatte andere Ansichten als der Vater und stimmte der Milde nicht bei, welche der Erstere geübt; nur durch unnachsichtliche Strenge meinte er sein Land von Verbrechen befreien zu können. Die Anstalt Norrmann's war daher dem neuen Regime ein Dorn im Auge, auch in seiner Anstalt sollte wie in den Zuchthäusern des ganzen Landes das Zellensystem eingeführt werden. Norrmann forderte und erhielt seinen Abschied. Noch unter der Regierung des alten Herrn war der Präsident v. Norrmann gestorben und hatte, unvermählt, wie er gewesen, sein fast unermeßliches Vermögen den Kindern seiner Brüder: Curt und Rosaline hinterlassen. Der Erstere beschloß, einen bedeutenden Grundbesitz anzukaufen, der gerade in nächster Nähe zu haben war, und da die Regierung das Schloß, welches bis jetzt die Strafanstalt enthielt, für ein Zellengefängniß nicht geeignet fand, kaufte Norrmann auch dies und richtete es zu einem prächtigen Herrensitz ein. Johanna hatte ihm vier liebliche Kinder geboren, zwei Knaben von nun zehn und acht, zwei Mädchen von sechs und vier Jahren, und dabei war sie selbst so lieblich und hold wie je zuvor. An Moller war die Zeit nicht spurlos vorübergegangen; sein dunkles Haar und Bart war ziemlich ergraut und seine kräftige Gestalt ein wenig gebeugt. Antonie hatte sich, seit ihre Gesundheit wieder hergestellt war, zu einer üppig-schönen Frau ausgebildet, welche die Bewunderung der ganzen Männerwelt hervorrief. Sie lebte indeß nur für Michael, obwohl ihre Eifersucht ihn oft genug quälte. Sie hatte ihrem Gatten nur ein Töchterchen gebracht, das jetzt sieben Jahre zählte und der Abgott der Eltern, des ganzen Hauses war.

Der Herbst nahte wieder; die Blätter färbten sich roth und gelb, die Störche und Schwalben rüsteten sich zur Heimkehr, die Abende wurden länger, die Nächte kühl und neblicht, die Tage

aber waren von jener wundervollen, milden Klarheit, wie nur der Herbst sie mit sich bringt. In seinem Arbeitszimmer, am geöffneten Fenster, lehnte Michael, sein Blick schweifte hinaus in die Ferne, die sich vor ihm ausbreitete. Das Schloß lag, wie wir wissen, auf einem Berge und das Arbeitszimmer war das höchst gelegene in einem der Thürme des Schlosses; so sah er meilenweit in's Land hinein, ja sogar über die Grenzen des Landes hinaus erblickte er die schneebedeckten Bergeshäupter des Nachbarlandes. Unbemerkt von ihm, trat Minka, sein Töchterchen, zu ihm herein.

„Was willst Du, mein Herz?" fragte er das Kind liebkosend und an sich ziehend.

„Ich wäre nicht gekommen, Väterchen, wenn mir die Dame nicht befohlen hätte, sie zu Dir zu führen," entschuldigte sich das Kind, wohl wissend, daß der Vater nicht gestört sein wollte.

„Welche Dame?" fragte Michael, „wo ist sie?"

„Hier!" sagte eine Stimme, die Michael erbeben machte, und vor ihn trat mit kühnem, herausforderndem Lächeln Rosaline. Einen Schrei ausstoßend flog Michael von seinem Sitz empor und starrte die vor ihm Stehende wie eine Geistererscheinung an, dann aber ergriff er das erschrockene Kind beim Arm und schob es hinaus.

„Fort, hinweg aus ihrer Nähe!" rief er aus. Das Kind eilte weinend fort; Michael schloß die Thür und trat wie von einem schweren Traum befangen in's Zimmer zurück. In der That glich Rosaline mehr einem Traumbild als der verführerischen Erscheinung von ehedem. Zwar war sie noch immer schön genug für Den, der sie nicht in jenen Tagen ihrer schönsten Blüthe gekannt, aber sie war mager und bleich, die Zeichen der Krankheit lagen sowohl auf ihrem Antlitz, als sie sich in der etwas heiseren Stimme und in einem kurzen, trockenen Husten kund gaben. Ihre Kleidung erschien ebenso verlebt wie sie selbst. Ein schweres schwarzes Atlaskleid, aber fahl, voller Flecken und zugenähter Risse, ein persischer Shawl schmutzig und verknittert, und ein verschossener Hut mit zerbrochenem Paradiesvogel bildete den aus den Tagen ihres Reichthums herstammenden, einst höchst werthvollen, jetzt nur ihr Elend noch schreiender machenden Anzug. Als Michael sie schweigend anstarrte, sprach sie mit einer gewissen Schamlosigkeit ihn anlachend: „Nun, was starren Sie mich an? — Kennen Sie mich nicht, oder wundern Sie sich, daß die Zeit nicht an Jedermanns Schönheit so schonend vorübergeht, wie an der Ihrigen? Ihr Leben floß in diesen zehn Jahren ruhig und heiter dahin, es war gleichsam ein Spaziergang; während das meine einer wilden Jagd über Stock und Stein glich. Immer toll dahin stürmend an Felsen und Gesträuch, wie ich es that, wundern Sie sich, daß die Rosen abgestreift sind. Und diese letzte Zeit des Elends, des Hungers, warf den schwersten, eisigen Reif auf sie."

„Des Hungers?" „Rosaline, ist das möglich?"

„Und warum nicht?" lachte sie. „Zwar hatte mir der Oheim ein hübsches Vermögen hinterlassen, aber wenn man sein Leben mit Freunden genießen will, so schwindet das Geld. Auch der Narr, der Herzog v. B., starb so plötzlich und hinterließ mir nichts als ein zehrendes Kapital, das seine Erben nicht einmal als das seine anerkennen wollten. Was blieb mir übrig; ich ging wieder zum Theater, wo ich nach und nach so herab kam, daß ich jetzt als erste Liebhaberin bei der Bande engagirt bin, welche heut' Abend in der Reitbahn spielt."

Michael rang die Hände, sie aber schaute ihn verächtlich lachend an. „Sie sind doch immer noch der sanguinische Narr, der Sie schon als Fürst Demidoff waren und der sich nur durch seine moralischen Skrupel verrieth. Wären Sie damals ein muthiger Abenteurer gewesen, ich wäre mit Ihnen durch Dick und Dünn gegangen; doch was sollte mir so eine Amphibie, die nicht auf der Erde leben kann und im Wasser auch nicht. Jetzt helfen Sie mir, anstatt dazustehen, zu zittern und die Hände zu ringen. Mein Kind und ich hungern, Sie aber sind ein reicher Mann. Man rühmt Ihre Wohlthätigkeit; Sie haben Gelegenheit diese zu zeigen."

„Und ich will es, doch verlassen Sie mich und wagen Sie es nicht, zurückzukehren!"

„Ei, Sie sind nicht galant; doch das thut nichts. Ich werde gehen, wenn Sie mir Etwas gegeben haben, wovon ich mit meinem Kinde einstweilen leben kann, denn die Gesellschaft wird hier keine bessere Geschäfte machen wie anderwärts, und wenn auch, die Direktoren sind Betrüger, sie stecken den Gewinn ein und lassen uns darben."

Während ihrer letzten Worte war Stepanoff an einen Schrank getreten und hatte ihn geöffnet; mit todtenbleichem Antlitz und bebenden Händen reichte er ihr zwei Rollen mit Gold.

„Ah, Sie finden mich gleich für immer ab!" sagte sie höhnisch.

„Nein, Rosaline, ich werde für Sie und Ihr Kind sorgen, Sie sollen nicht mehr darben, doch scheiden Sie sogleich von der Gesellschaft."

„Das soll mit Vergnügen geschehen! Nun, ich danke Ihnen," sagte sie, und eine innere Bewegung verrieth sich sowohl auf ihrem Gesicht als in ihrer Stimme. „Jetzt will ich aber meiner armen Michaela einmal ein schönes Mittagbrod besorgen! So gut ist es uns lange nicht geworden. Leben Sie wohl! Sie sind noch immer der alte Michael, der Gute!"

Sie entfernte sich rasch, traf aber in der Thür mit Antonie zusammen, an der sie mit einer Verbeugung vorübereilte.

(Schluß folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 50. Sonntag, den 23. Juni 1867.

Im Zuchthause.

Erzählung aus der Wirklichkeit von M. Wauer.

(Schluß.)

Antonie stand wie versteinert und sah der Forteilenden nach. Als ihr Gatte sie erblickte, eilte er auf sie zu, sie aber stieß ihn heftig von sich.

„Fort von mir, falscher, meineidiger Verräther!“ rief sie aus. „Also darum wird mein Kind zur Thür hinaus geschickt, daß Du mit diesem verworfenen Weibe ungestört beisammen sein kannst! O ich kenne sie noch sehr gut, obwohl ich sie nur einmal sah! Also ihr werd' ich zum Opfer gebracht!“

Michael trat zurück.

„Antonie, Gott vergebe Dir, wie ich es thue!“ sprach er mit versagender Stimme.

Er schwankte zum Fenster, plötzlich aber griff er mit beiden Händen in die Luft, als wolle er sich an irgend Etwas halten und fiel in furchtbaren Krämpfen zu Boden. Es war das erste Mal, daß sich diese entsetzliche Krankheit nach jener Zeit wiederholte, als sie ihn ebenfalls um Rosalinens willen und durch Antoniens Bericht hervorgerufen, vor nun fast elf Jahren befiel. Letztere ward von einer namenlosen Angst ergriffen. Voll Verzweiflung stürzte sie zur Glocke und läutete, daß es das ganze Schloß durchschallte; dann kehrte sie zu ihrem Gatten zurück, dem sie jammernd und sich selbst anklagend die Schläfe mit kaltem Wasser wusch. Gleich darauf erschien Norrmann und stieß einen Laut des Entsetzens aus, als er den Freund in solchem Zustande wiederfand. Doch wie immer gefaßt, öffnete er die Thür und rief mit seiner Löwenstimme hinab:

„Der Arzt soll kommen!“

Dieser wohnte im Schlosse und war von dem Besitzer desselben angestellt, um bei jedem vorkommenden Krankheitsfalle sowohl in der Familie, als bei den Untergebenen sogleich helfen zu können. Seinen Bemühungen gelang es endlich, den Krampf zu bannen, so daß der Kranke zwar noch bewußtlos, doch nur in ohnmächtiger Erschöpfung dalag. Curt trug ihn hinab. Michael wurde in's Bett gebracht und verfiel in einen fieberhaften Schlaf. Der Arzt blieb bei ihm; Norrmann winkte Antonie, ihm zu folgen. Sie zitterte; denn wenn er fragte, was vorgefallen, mußte sie Alles gestehen. Und wenn es der Vater erfuhr! Er hatte ihr gedroht: wenn sie noch einmal durch ihre Eifersucht den Frieden der Ehe störe, sie auf so lange Zeit von Michael zu trennen und sie zu seinem Bruder und dessen Frau nach der Residenz zu schicken, daß es ihr nie mehr einfallen solle, Unfrieden zu stiften.

„Nun, Antonie?“ fragte Curt, sie scharf fixirend, „ich möchte wissen, was diesen entsetzlichen Anfall nach so langer Zeit wieder hervorgerufen hat.“

Antonie zauderte, sie wagte nicht aufzublicken.

„Rosaline war ja bei ihm,“ stammelte sie endlich.

„Rosaline? Unmöglich! Wer sah sie?“

„Ich! Als ich bei Michael eintrat, eilte sie an mir vorüber.“

„Und warum kamst Du gerade heute in das Thurmzimmer?“

„Minka sagte mir, der Vater habe sie fortgeschickt, weil sie die Dame herauf gebracht, und da ging ich zu ihm, um —“

„Um die Dame zu sehen! Ich weiß genug!“ sagte Curt halb vorwurfsvoll, halb verächtlich.

„Ach lieber, lieber Curt, sei mir nicht böse!“ rief Antonie seine Hand ergreifend. „Ich schwöre Dir, daß ich mich bessern will!“

„Das kannst Du nicht! Du allein wirst die Schuld an Michael's Tode sein!“ antwortete Curt streng und rücksichtslos.

„Nein, nein, um Gottes willen sage Das nicht!“ rief sie schluchzend. „Gewiß, gewiß, ich werde diesen Fehler ablegen, zürne nur nicht mehr und verrathe nichts dem Vater; Du weißt, womit er mir gedroht hat.“

Curt wollte das Zimmer verlassen; fürchtend, er gehe schon zum Vater, warf sie sich ihm in den Weg.

„Hab' Erbarmen!“ schrie sie außer sich. „Ich habe ja schon so schrecklich gelitten, straft mich doch nicht noch mehr!“

„Sei ruhig!“ sprach Curt, von ihrer Aufregung erschreckt. „Ich werde Dich nicht verrathen. Fasse Dich, sonst weiß der Vater, was vorgefallen ist.“

Als sie wieder bei Michael eintraten, hatte ihn der Arzt verlassen und der Vater saß an seinem Bett. Er hielt des Kranken fieberglühende Hand in der seinen, Minka saß auf seinem Schooße und hatte dem Großvater eben Alles berichten müssen. Antoniens Angst begann auf's Neue und da ihr Gatte gerade jetzt die Augen aufschlug, kniete sie an seiner Seite nieder, sah ihn mit flehendem Blick an und küßte und streichelte seine Hand. Er drückte liebevoll die ihre, der Vater jedoch wies ihre Liebkosung zurück.

„Geh', Antonie," sagte er, „ich will Deine Küsse nicht und Deine Umarmungen! Es schmerzt mich tief, daß ich ein Kind erzogen und so sehr geliebt, das sich so oft und schwer versündigt!" Er ging hinaus. Antonie weinte trostlos.

„Tony, meine Tony, weine nicht so!" bat Michael. „Ich habe Dir ja verziehen; es ist Alles vergessen!"

— „Fasse Dich, Antonie," sagte Norrmann. „Ich gehe zu Rosaline; sie muß noch heute die Stadt verlassen."

„Curt, sei nicht hart gegen sie!" bat Michael.

„Nicht, wenn sie sich meinem Willen fügt," antwortete Norrmann. „Thut sie es nicht, dann wehe ihr!"

„Ich habe ihr versprochen, für sie und ihr Kind zu sorgen," sagte Michael, „damit sie nicht länger darben. Kannst Du es ansehen, daß sie und das arme Kind hungern?"

„Sei ruhig!" tröstete ihn Norrmann. „Auch ich werde für sie sorgen, wie es mir als ihrem nächsten Verwandten zukommt. Doch fort muß sie. Und nun leb' wohl, rege Dich nicht weiter auf!" —

Nur mit Mühe gelang es Norrmann, den elenden Gasthof zu finden, in welchem die Schauspieler ihren Aufenthalt genommen. Und auch in diesem untergeordneten Lokale mußte er noch über einen schmutzigen Hof nach dem Seitengebäude gehen, in welchem die Gesellschaft einige der schlechtesten Zimmer bewohnte.

Auf dem Hofe begegnete ihm der Wirth.

„Sie kennen mich, mein Herr?" fragte er diesen.

„O, wer kennt und hochachtet Sie nicht in dieser Gegend, Herr von Norrmann!" entgegnete der Wirth mit einer tiefen Verbeugung.

„Gut," fuhr Norrmann fort, „so will ich Sie bitten, auf meine Garantie hin der Schauspieler-Gesellschaft Wohnung und Mittagessen während ihres Aufenthaltes zu geben."

Der Wirth verbeugte sich noch viel tiefer; Norrmann schnitt ihm stolz alle Redensarten ab und verlangte, zu Rosaline geführt zu werden.

„Ah," sagte der Wirth, „die wohnt seit einer Stunde im Vorderhause. Sie war ausgegangen und als sie zurückkehrte, ließ sie sich eines meiner besten Zimmer geben, bezahlte es auf eine Woche voraus und bestellte für sich und ihr Töchterchen ein glänzendes Mittagsessen. Sie hat auch dem Direktor ihr sofortiges Scheiden aus seiner Gesellschaft angekündigt. Wahrscheinlich hat sie irgend einen freigebigen Beschützer gefunden, denn sie ist doch immer noch eine reizende Erscheinung."

„Dieser Beschützer bin ich, mein Herr," sprach Curt mit stolzer Ruhe. „Frau von Norrmann ist meine Verwandte und Sie werden begreifen, daß ich auf die Ehre verzichten muß, dieselbe hier in der Reitbahn mitwirken zu sehen."

Inzwischen hatte der Wirth ihn bis an die Thür von Rosalinens Zimmer geführt, Norrmann verabschiedete ihn durch eine Handbewegung, klopfte an und trat auf ein nachlässiges „Herein!" in das Gemach.

Die Künstlerin lag lang auf das Sopha hingestreckt und neben ihr schlafend ihr Töchterchen, der Mutter liebliches, doch unschuldsvolles Ebenbild. Rosaline trug noch immer das schwarze Atlaskleid, doch mit dem Shawl war das Kind zugedeckt und der Hut lag in einer Ecke des Zimmers am Boden. Das Haar fiel ihr in einer Fülle blonder Locken auf den noch schönen, entblößten Hals; sie war in der That eine reizende Erscheinung und doppelt schmerzhaft war für Norrmann das Wehgefühl um ihren Fall.

Rosaline verfärbte sich ein wenig, als sie den Vetter erblickte, der ihr seit Jahren so bitter zürnte; doch faßte sie sich sogleich.

„Ah, Vetter Curt," rief sie mit leichtfertigem Ton, „wie komm ich zu der Ehre? Entschuldige, wenn ich liegen bleibe; ich habe das Vergnügen, auf einem Sopha zu ruhen, so lange entbehren müssen, daß ich es so leicht nicht aufgeben kann. Setze Dich zu mir, da ist noch Platz."

Sie legte ihre zierlichen Füßchen auf eine andere Stelle, um ihm Raum zu machen. Er aber griff zu einem Stuhl.

„Gut," sagte sie, „wie Du willst; doch ehe Du Dich setzest, bestelle uns Kaffee; es plaudert sich besser dabei."

„Ich komme nicht, um mit Dir zu plaudern, wohl aber, um ein sehr ernstes Gespräch zu führen."

„Auch dazu ist der Kaffee gut; man trinkt sich Courage. Also Kaffee auf jeden Fall; bestelle ihn nur, sonst muß ich mich aus meiner Bequemlichkeit erheben und es selber thun."

Curt that, was sie verlangte. „Und nun möcht' ich Dich um einen weniger leichtfertigen Ton ersuchen," sagte er zurückkehrend.

„Ach, bist Du immer noch der ernsthafte Narr?" lachte sie.

„Allerdings," antwortete er. „Besonders vermag ich nicht zu lachen, wenn ich, wie hier, die Ehre meines Namens so in den Staub getreten sehe!"

„Curt, Du bist grausam!" rief sie halb lachend, halb ernst. „Die erste gute Stunde nach langer Zeit verdirbst Du mir!"

„Leider muß ich noch grausamer sein, indem ich Dir ankündige, daß Du Dich sofort über Deinen künftigen Aufenthaltsort zu entscheiden hast, da in zwei Stunden die Extrapost vor der Thür dieses Hauses halten wird, die Dich dorthin bringen soll."

„Ei wie eilig! Und wenn ich mich weigere zu gehen?" fragte Rosaline höhnisch.

„Dann wird Deine Entfernung zwar nicht mit Extrapost, aber um nichts weniger schnell vor sich gehen," antwortete Curt gemessen und fest. „Ich würde ganz einfach der Polizei die Anzeige machen, wo sie die Diebin der aus dem Nachlasse des Herzogs entwendeten Brillanten zu suchen habe."

Rosaline ward bleich. „Ah bah," rief sie mit erzwungenem Lachen, „wer will mir das beweisen!"

„Ich! Denk an Loring! Er starb hier im Zuchthause, und seine, von Nordenhjelm beglaubigte schriftliche Aussage ist in meinen Händen."

Fast ohnmächtig sank Rosaline zurück. In diesem Augenblicke wurde der Kaffee gebracht. Norrmann reichte ihr eine Tasse. „Nimm," sprach er mit milderem Tone, „trink Dir Muth und dann entscheide Dich."

„Was ist zu entscheiden?" sagte sie bitter. „Du hast mich in Händen. Sage, wohin ich gehen soll, und ich gehe."

„Nein, Du magst Dir selber den Ort wählen, wo Du leben willst. Es soll Dir an nichts fehlen, Michael und ich werden dafür sorgen, daß Du anständig und sorgenlos leben kannst."

„So will ich hingehen, wo mich Niemand kennt, nach H.... Doch laß mich noch eine Nacht hier bleiben, ich und mein Kind sind noch erschöpft von der entsetzlichen Reise hieher; morgen früh, wenn wir einmal wieder in einem guten Bette ausgeruht, reisen wir ab."

„Gut! Doch das Kind laß bei mir, ich will es mit den meinigen erziehen."

Wie eine gereizte Löwin sprang Rosaline empor. „Mein Kind?" schrie sie auf. „Mein Alles? Mein letztes Gut? Das einzige Wesen, das mich liebt? — Doch, ich muß ja, Du kannst mich in's Zuchthaus bringen und dann bin ich ja doch von meinem Kinde getrennt! Steh' auf Michaela, fall' ihm zu Füßen, er will uns trennen! Bitt' ihn um Erbarmen für Deine unglückliche Mutter, die nichts mehr auf der Welt besitzt als Dich!"

„Rosaline, fasse Dich!" rief Norrmann voll Mitleid mit ihrem Schmerz. „Laß das Kind schlafen; ich will es Dir nicht nehmen, wenn Du es wirklich liebst!"

Sie sank erschöpft wieder in's Sopha. „Du Narr!" sagte sie mit matter Stimme, „welche Mutter liebt ihr Kind nicht! Doch, ich danke Dir! Du bist gut! Es wird vielleicht bald die Zeit kommen, da mich der Tod von Michaela trennt; dann laß sie Deine Tochter sein und rechne ihr die Sünden der Mutter nicht an!"

„Ich verspreche es!" sagte Curt feierlich. „Doch sage mir Eins: warum nanntest Du sie Michaela?"

„Du sollst auch Das wissen! — Weil ich außer diesem Kinde nie einen Menschen so geliebt wie **ihn**!"

„Rosaline, und Deine furchtbare Härte, Deine Grausamkeit gegen ihn?" fragte Norrmann erstaunt.

„Lag eben in meiner glühenden Liebe zu ihm! Hätt' ich ihn weniger geliebt, so wär' ich weniger hart gewesen. Doch," rief sie plötzlich lachend, „Du lässest mich schwatzen wie ein altes Weib! Komm, trink' doch eine Tasse Kaffee; es wird die letzte sein, welche Du bei mir trinkst."

„Glaube das nicht; ich komme jedes Jahr zu Dir und werde sehen, ob Du Michaela zu einem tugendhaften Weibe erziehst."

„Du sollst zufrieden sein!" versicherte sie und setzte dann, um ihre Bewegung zu verbergen, lachend hinzu: „Ihr zu Liebe will ich noch selber wieder so rein werden wie Schneewittchen."

Als Norrmann wieder im Schlosse ankam, fand er die Seinen sehr bestürzt und traurig, denn Michael's Krankheit hatte sich während seiner Abwesenheit so bedeutend verschlimmert, daß der Arzt ein bedenkliches Gesicht zeigte und auf Curt's entschiedenes Verlangen diesem erklärte, daß im günstigsten Fall die Krankheit zu einem Nervenfieber sich umgestalte.

„Und im ungünstigen Falle?" fragte Norrmann, indem er sich vergeblich bemühte, seiner Stimme die gewöhnliche Festigkeit zu verleihen.

„Tritt ein Nervenschlag ein und — macht ein Ende."

Einen Augenblick wankte der starke Mann wie ein vom Winde gebeugtes Rohr; dann ging er zu dem Freunde und fand diesen ohne Bewußtsein in den heftigsten Nervenzuckungen. Fast noch bedauernswerther war der Zustand Antoniens, die einer Leiche ähnlich mit weißen, zusammengepreßten Lippen und starren Augen am Lager des Kranken saß. Vergebens schmeichelte und liebkoste Minka, vergebens trösteten Mutter und Schwester; selbst Norrmann's Worte blieben ohne Wirkung. Er ließ daher den Vater herbeirufen, theilte ihm Alles mit und bat ihn, die Tochter mit freundlichen, gütigen Worten aufzurichten. Moller war sehr erzürnt, doch als er sie sah, erschreckte ihn ihr Aussehen dermaßen, daß er allen Zorn vergaß, sie liebevoll in seine Arme schloß und sie auf's Eindringlichste zur Fassung und Geduld ermahnte. Dies wirkte. Antonie brach in Thränen aus und so löste sich die wilde, krampfhafte Verzweiflungsangst. Sie sank am Lager des Gatten nieder und flehte Gott an, ihn ihr zu lassen; sie gelobte, ihn nie mehr durch Eifersucht und Heftigkeit zu kränken. Und als wolle der erhabene Geist ihr zeigen, daß er ihr Gelübde gehört, besserte sich fast in derselben Stunde noch Michael's Zustand und zwar nicht einmal in der Weise, wie es der Arzt vorausgesagt. Die Krankheit ging nicht in ein Nervenfieber über, sondern die Zuckungen und innern Krämpfe legten sich, der Patient kehrte zum Bewußtsein zurück und schritt, wenn auch langsam, zur Besserung. Dieser sichtbare Fingerzeig des Herrn grub sich tief in Antoniens Seele, treu erfüllte sie ihren Schwur und ihre Ehe war von da an die glücklichste.

Am anderen Morgen reiste Rosaline mit ihrem Töchterchen ab. Norrmann konnte es nicht über sich gewinnen, sie scheiden zu lassen, ohne zugegen zu sein, obwohl er bereits Alles gethan, um ihre Reise so bequem wie möglich zu machen. Er gab ihr auch einen seiner zuverlässigsten Diener mit, der nicht allein während dieser Reise für Alles

Sorge zu tragen hatte, sondern ihr auch in der neuen Heimath bei der häuslichen Einrichtung thätig zur Hand gehen sollte. Das gesunkene und leichtsinnige Weib war tief erschüttert durch so viel Güte; als er ihr zum Abschiede noch die Hand in den Wagen reichte, preßte sie dieselbe glühend an ihre Lippen und Thränen feuchteten dieselbe.

„Leb' wohl!" schluchzte sie. „Danke auch ihm tausend Mal in meinem Namen und denkt meiner in Frieden!"

Norrmann hielt Wort. Er besuchte sie in jedem Jahre und fand, daß auch sie das Versprechen hielt, ihre Tochter zu einem tugendhaften Weibe zu erziehen. Ja, sie ging darin sogar etwas zu weit, wie dies Personen von ehemals unmoralischem Lebenswandel zu thun pflegen, da sie in ihrem Inneren kein richtiges Maaß Dessen besitzen, was gut oder was verwerflich ist, und daher in ihrem Bestreben leicht die Grenzen des Nöthigen überschreiten. Die Erziehung Michaela's fiel also ein wenig ängstlich und pedantisch aus; aber es blieb noch Zeit genug, um diese beengenden Eindrücke wieder zu verwischen, denn nach wenigen Jahren erschien Curt gerade zur rechten Zeit, um aus den Händen der sterbenden Rosaline deren Kind und ein in Brillanten gefaßtes Portrait Michaels in Empfang zu nehmen, welches letztere Dieser ihr bei seiner Verlobung mit ihr einst geschenkt und das sie selbst in der höchsten Noth zu veräußern sich niemals hatte entschließen können.

Michael erbat sich von Norrmann die Tochter Rosalinens und machte sie, mit Antoniens Einwilligung, zu seiner eigenen. Sie hieß nun Michaela Steppanoff und niemals empfand sie es, daß sie nicht wie Minka wirklich die Tochter Derer war, die sie an Kindesstatt angenommen.

So scheiden wir denn von unseren Freunden, sie so glücklich zurücklassend, wie dies nur Wenigen zu werden beschieden ist. Zwar hatte Michael recht, als er einst behauptete, daß die Wunde, die er empfangen, niemals heilen könne; allein wohl Dem, dessen Leben nur eine solche unheilbare Wunde aufzuweisen hat, und wohl Dem, bei welchem Liebe und Freundschaft so beeifert sind, die Schmerzen dieser Wunde zu lindern, wie dies bei ihm der Fall war.

Verschiedenes.

Auszug in Filzschuhen. Ist die Gerichts-Zeitung gut unterrichtet, so können die Berliner Hauswirthe fortan nicht aufmerksam genug sein. Nach der Mittheilung des Blattes hat ein Möbelfuhrwerkbesitzer, der Gewohnheit vieler Berliner Rechnung tragend, bei Nacht und Nebel, natürlich ohne Zahlung der Miethe, ihre Quartiere zu verlassen, eine Ausrückungs-Colonne organisirt, die mit Filzschuhen versehen und auf nächtliche Auszüge so gut einexercirt ist, daß ihre Operationen Niemanden aus dem Schlafe ermuntern. Bei einem Corps von 12 Leuten sind die Möbel auch einer großen Haushaltung in 30 Minuten auf die Straße geschafft. Der sinnreiche Unternehmer soll so vielen Zuspruch haben, daß er ohne Concurrenten bald ein reicher Mann werden muß.

Diebs-Raffinement. Die Bayer. Zeitg. schreibt aus München: Vor einigen Tagen erschien in der Wohnung eines Hauses am oberen Anger ein beiläufig wie ein Maurer aussehender Bursche und erbat sich von der Bewohnerin die Erlaubniß, durch das Fenster ihres Zimmers das Dach besteigen zu dürfen, woselbst er auf das Geheiß des Hausherrn eine Reparatur vorzunehmen habe. Die bereitwillig hiezu ertheilte Ermächtigung benützte der vorgebliche Maurer jedoch dazu, in der Dachrinne fortgehend in ein benachbartes Zimmer zu schlüpfen und was er an Werthgegenständen zusammenzuraffen vermochte, fortzutragen. Doch konnte sich der Gauner seiner Beute nicht lange erfreuen, da er bald darauf ausgemittelt und arretirt wurde.

Eine hübsche Anekdote wird von dem amerikanischen Blatte „International" folgendermaßen erzählt: Der ehrenwerthe Herr Mill hat mit seinem Vorschlage, das allgemeine Stimmrecht auch auf die Weiber auszudehnen, natürlich einen tiefen Eindruck auf die schönere Hälfte des menschlichen Geschlechts gemacht. Herr Mill hat die Sache auch gar nicht zu ernst genommen. Kürzlich nun sollte ein alter Herr eine Rede über die Rechte der Weiber halten und der Saal füllte sich zur angesagten Stunde mit Personen beiderlei Geschlechts. Eine Dame tritt herein, deren fester Gang zur Genüge ihren Freiheits- und Unabhängigkeitssinn bekundet. Sie findet keinen Platz mehr. Ein Herr erhebt sich, um ihr den seinigen zu überlassen. „Gehören Sie auch zu den Frauen," fragt er, „welche die gleichen Rechte wie die Männer beanspruchen?" — „Gewiß," entgegnete die Dame mit keckem Tone. — „Sie sind der Meinung, daß eine Frau dieselben Privilegien genießen sollte, wie der Mann?" — „Ja, mein Herr." — „Nun dann, meine Dame, bleiben Sie gefälligst stehen und genießen Sie die Freuden unserer Rechte." Damit nahm er seinen Platz wieder ein.

Herr, halte ein mit deinem Segen! Einem Newyorker Blatte berichtet man aus Burlington: Frau Waters, Gattin des Herrn James Waters, in Bonnefemme Bottom, Bonne County, wohnhaft, hat in vergangener Nacht vier Knaben geboren, die alle leben und sich hören lassen; jeder wiegt sechs Pfund. Dieselbe Frau hat früher in drei Geburten sechs Knaben das Leben gegeben und hat jetzt in Jahresfrist sechs Knaben geboren.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 51. Donnerstag, den 27. Juni **1867.**

Erprobte Liebe.

Aus dem Französischen von H. Veltheim.

Bei Gott, rief ich, indem ich bei einer Tasse heißen Mokka die Times las, welch sonderbare Annonce! ... Können Sie mir dieses Räthsel erklären, Mylord? ... Hören Sie:

„An Miß J. D. D. D.

Miß! Ueber Ihr Verschwinden verzweifelt Ihre Familie und scandalisiren sich Ihre Freunde! Wenn Sie zu Ihrem Vormunde nicht zurückkehren wollen, so schicken Sie ihm wenigstens den Schlüssel zum Zuckerschränkchen.“

Ich war mit dem Lesen dieses seltsamen Artikels kaum zu Ende, als Mr. Edmund Dentham, mein Freund, der neben mir saß, und an den ich diese Frage gerichtet hatte, mir die Zeitung in einer Weise entriß, daß ein Streit die unausbleibliche Folge davon gewesen wäre, wenn er sich nicht beeilt hätte, mich um Entschuldigung zu bitten.

Verzeihen Sie meine Heftigkeit, sagte er, während er mit bitterm Lächeln auf das Journal blickte, welches er mit zitternden Händen hielt, Sie werden dieselbe begreiflich finden, wenn ich Ihnen dieses Inserat erkläre. Miß J. D. D. D., an welche diese Zeilen gerichtet sind, ist meine Verwandte, meine Cousine. Sie hat das Haus meines Onkels, des Lords Dentham, der ihr Vormund ist, heimlich verlassen, um einem Elenden nachzuziehen, der sie verführte! ... Sie wollen wissen, was mich nach Paris führte, warum ich ganz gegen meinen Geschmack keinen Ball, kein Theater, kein Concert versäume, warum ich von Hotel zu Hotel, von Restaurant zu Restaurant laufe, warum ich da frühstücke, dort dinire und am andern Ende der Stadt soupire? Nun? ... Dies Alles geschieht in der Hoffnung, irgendwo meine Cousine wiederzufinden.

Und Sie glauben, daß sie in Paris ist? fragte ich, nachdem ich mehrere Secunden lang sprachlos vor Staunen dagesessen war.

Ich fange an, daran zu zweifeln, erwiderte Edmund, da ich sie hier seit drei Wochen vergeblich suche. Aber lassen Sie uns gehen, denn hier ist der Ort nicht, um über diese Sache zu sprechen.

Ich habe Ihnen bereits zu viel gesagt, fuhr Edmund fort, nachdem wir die Restauration, wo wir zusammen dinirt, verlassen hatten, um Ihnen nun nicht Alles anzuvertrauen; ich berufe mich dabei auf Ihre Freundschaft und die Anhänglichkeit, die Sie mir gegenüber für Lord Dentham an den Tag legten. Sie sehen wohl, der arme Greis verliert über diese Geschichte seine Vernunft, denn er ist es, der den seltsamen Artikel, welchen Sie vorhin lasen, in die Times einrücken ließ.

Ich hätte Alles eher geglaubt, als daß diese Annonce, die mir nur komisch erschien, so ernster Natur sei, und daß sie ein Unglück enthalte, welches Sie, mein Freund, so nahe betrifft.

Und wissen Sie, wer an diesem Unglücke schuld ist? ... Niemand sonst, als Ferdinand, dieser inf. ...

Halt, unterbrach ich meinen Freund, indem ich seine Hand lebhaft ergriff, besudeln Sie nicht mit einer solchen Bezeichnung den edelsten und besten Menschen, den ich kenne.

O, glauben Sie mir, rief Edmund, er hat auch Sie betrogen, wie uns, wie mich, wie diese arme Julie, die er so gewissenlos ins Unglück stürzte. Auch ich glaubte an die Biederkeit seines Charakters, ich hätte für ihn meine Ehre verpfändet.

Und trotz Ihres Verdachtes, verpfände ich die meine noch für ihn, denn die Loyalität ist in seiner Familie erblich, wie in der Ihren!

Und wie wollen Sie mir beweisen, daß ich mich irre? ...

Indem ich Sie zu seinem Großvater führe, der Ihnen ohne Zweifel den besten Aufschluß über den jetzigen Aufenthaltsort seines Enkels geben kann.

Zu seinem Großvater? ... Sie überraschen mich, ich dachte, Ferdinand stehe ganz allein in der Welt?

Er hat seine Eltern, deren einziger Sohn er war, verloren, aber der Vater seines Vaters, ein Greis von 80 Jahren, lebt noch.

Und wo?

In Tours.

Edmund hatte in seinen Adern französisches Blut. Es lag nichts von dem Phlegma in ihm, welches gewöhnlich dem Britten eigenthümlich ist. Er war eben so kurz, bestimmt und lebhaft in seiner Sprache, als schnell in seinen Entschlüssen, die, einmal gefaßt, mit unerschütterlicher Festigkeit von ihm ausgeführt wurden.

Unsere Conversation fand am Boulevard des Italiens statt, Edmund stieg mit mir in ein Cabriolet und eine Stunde später rollten wir in der Diligence auf der Straße nach Tours.

In trauriges Nachdenken versunken, saß er mit verschränkten Armen finster neben mir.

Ist Miß Julia allein abgereist? fragte ich, um dies düstere Schweigen endlich zu unterbrechen.

Ganz allein! . . . Es ist kaum zu glauben! Ein junges Mädchen, so schüchtern wie ein Vogel, die sich beim hellen Tage nicht allein in den Hyde-Park getraut hätte, verläßt bei Nacht und Nebel das Haus ihres Vormunds, um über's Meer zu fliehen, und weiß der Teufel, wohin zu laufen.

In der That, es ist seltsam!

Und wohin, frage ich Sie, kann ein junges Mädchen von 17 Jahren gehen, die während 18 Monaten dem magnetischen Einflusse der verliebten Plaudereien eines jungen Mannes ausgesetzt war? — Ihr plötzliches Verschwinden war für uns ein Blitz aus heiterer Luft. Ein Brief, welchen wir in ihrem Zimmer fanden . . . aber hier ist er, fuhr Edmund sich unterbrechend fort, indem er aus seiner Tasche ein Portefeuille und aus diesem ein Papier nahm, dieser Brief wird Ihnen Alles sagen. Er las:

»Wenn Sie diese Zeilen lesen, mein theurer Vormund, diese Zeilen, welche ich mit Thränen in den Augen und mit blutendem Herzen schreibe, wird Ihre Julie bereits weit von Ihnen sein. Weinen Sie um mich, aber fluchen Sie mir nicht. Weinen Sie, denn es bleibt mir nicht einmal die Hoffnung, Sie je wieder zu sehen! Adieu denn, auf immer!« . . .

Dieser Brief ist doch deutlich?

Von einer entsetzlichen Klarheit, sagte ich. Das ist ein Abschied für das Leben, den Ihre Cousine in der Verzweiflung schrieb. Er macht auf mich den Eindruck der letzten Klagen von Julie, die sich anschickt, ihrem Romeo in das Grab zu folgen.

Sie wissen, daß Fernand, kaum aus der Militärschule von Saumur entlassen, seinen Abschied nahm. Er kam nach England, um eine bedeutende Erbschaft anzutreten. Zwischen seiner Familie und der unsrigen bestanden seit lange freundschaftliche Beziehungen, die ihm erlaubten, sich bei Lord Dentham vorzustellen. Der alte Commodor empfing ihn mit Wohlwollen und schenkte ihm volles Vertrauen.

Fernand, ein schöner Cavalier, geistreich, ritterlich, . . . wenigstens in seiner äußern Erscheinung . . . voll geselliger Talente, der die galantesten Verse zu machen und recht hübsch Romanzen zu singen verstand, verfehlte nicht, auf Julie einen tiefen Eindruck zu machen.

Die Musik diente ihnen als Dolmetscher ihrer Gefühle, und nach den Melodien von Beethoven und Schubert erklärten sie sich ihre Liebe. Die Stellung Fernands, sein durch die Erbschaft bedeutend vergrößertes Vermögen, seine persönlichen Eigenschaften, mit welchen er uns Alle bestach, machten aus ihm eine ganz annehmbare Partie. So schien auch der Vormund, der die gegenseitige Neigung der beiden jungen Leute entstehen sah, dieselbe zu billigen, denn er wohnte mit Vergnügen ihren musikalischen Uebungen bei und hörte gerne auf die melancholischen Accorde ihrer Lieder. Ein Liebesgesang besonders, dessen Text Fernand gedichtet hatte, und der mit den Worten beginnt: »O singe, holdes Mädchen!« rührte den edlen Lord stets bis zu Thränen, und selten sangen Julie und Fernand diese einfache, aber in der That äußerst liebliche Composition, ohne daß sie dieselbe auf Verlangen des Greises wiederholen mußten.

Ermuthigt durch diese Beweise von Sympathie, welche Fernand vom Lord erhielt, gestand er ihm eines Tages oder vielmehr eines Abends, wo er meinen Onkel wieder durch seine Musik entzückt hatte, seine Liebe und bat um Juliens Hand.

Bei dieser Bitte zeigte sich der Lord aber aufs höchste überrascht, und ohne etwas darauf zu erwidern, verließ er den Salon.

Am andern Tage war mein Onkel ein ganz Anderer. Er war barsch, voll übler Laune, wollte nichts mehr vom Musiciren hören, indem er erklärte, daß er die Musik nicht mehr liebe, und wies alle Aufmerksamkeiten, mit welchen Julie ihn umgab, mit Kälte zurück. Vergebens suchte seinerseits Fernand seine Freundschaft wieder zu gewinnen, ja der Lord zeigte deutlich, daß er die Anwesenheit des jungen Mannes nur mit einer fieberhaften Ungeduld ertrage.

Oefters dachte Fernand, die Verzweiflung im Herzen, daran, sich zurückzuziehen, dann verschob er wieder seine Abreise, indem er sich aufs Neue der Hoffnung hingab, daß das Benehmen meines Onkels nur eine vorübergehende Krisis sei. Allein der Lord achtete nicht auf die Leiden des jungen Mannes, und verschanzte sich, um noch unzugänglicher zu werden, hinter seine Journale, für deren Mittheilungen vom Kriegsschauplatze er nur allein mehr Sinn zu haben schien.

Oft rief er mitten im Lesen: O warum bin ich nicht zwanzig Jahre! Wie schnell würde ich bei unsern glorreichen Fahnen sein, um mir Ruhm und Ehre zu erwerben!

Er wiederholte diese Worte so oft in Gegenwart des jungen Mannes, daß Fernand endlich dieser indirekten Aufforderung zu gehorchen schien, indem er abreiste.

Und gab er an, wohin er gehe?

Nein.

Und Sie zweifeln noch, daß er in der Krim ist?

Mit Miß Julia?

Sind Sie denn zusammen fort?

Miß Julia hat uns einen Monat später verlassen. Glauben Sie vielleicht, daß sie allein zur Armee ist?

So viel steht fest, erwiderte ich, Fernand ist einer Schändlichkeit unfähig. Wenn er Ihre Verwandte liebt, so liebt er sie als Mann von Ehre. Ich weiß nicht, was vorgefallen ist, weiß nicht, was die Miß veranlaßte, den Lord zu verlassen; aber was ich weiß, ist, daß Fernand ihr keine schlechte Handlung rathen konnte.

Gott geb's! seufzte Edmund. Meine erste Idee bei der Nachricht von Fernands Abreise war die, daß er im Krimkriege die Hand derer erobern

wolle, die er liebte. Allein die Flucht Juliens benahm mir diese Illusion.

Vergebens suchte ich Edmunds Meinung zu bekämpfen, und so kamen wir endlich in Tours an, wo wir uns sogleich zu Fernands Großvater begaben.

(Schluß folgt.)

Wie ein Schweizer in Paris eine Nachtherberge findet und was er darin erlebt.

Unlängst drängte sich bei schon vorgerückter Abendstunde ein Fremder durch die noch immer stark belebten, hellbeleuchteten Straßen eines der östlichen Quartiere von Paris. Er war schlicht gekleidet und trug einen Reisesack in der Hand, einen Hackenstock und einen Paraplui unter dem Arm. Auch wer im Bestimmen einer Nationalität nach Physiognomie und übrigem Habitus keine große Routine besessen hätte, würde dennoch in unserm Fremden sofort den Schweizer erkannt haben; denn er trug Kleider von jenem braungelben Halbwollentuch, das man fast nur in gewissen Theilen der Schweiz zu finden gewohnt.

Unserm guten Schweizer mochte das wogende, rauschende Leben in den Straßen der französischen Hauptstadt ganz anders vorkommen, als er es wohl früher oft um die gleiche Stunde in Berns Lauben getroffen hatte. Man konnte aus seinem fragenden, suchenden Blicke an die hohen Häuser hinauf eine rathlose Verlegenheit entnehmen, in der er sich befinden mußte. Offenbar galt sein Suchen einer Nachtherberge. Doch schienen seine Anstrengungen bisher ohne Erfolg gewesen zu sein.

Es war um die elfte Stunde, als sich ihm zur Linken eine Gasse öffnete, in welcher das Gedränge weniger stark, aber auch die Beleuchtung spärlicher war. In diese bog er ein, seine forschenden Blicke fortwährend nach irgend einer der symbolischen Affischen des Herbergrechtes, wie sie die Facaden der Gasthäuser schmücken, aussendend. Umsonst. Immer weiter verlor er sich in dem abgelegenen Stadttheile, immer mehr steigerte sich seine Rathlosigkeit.

Da ging eine Frau an ihm vorbei, die ihm schon seit einiger Zeit beobachtend gefolgt war und im Vorbeigehen, wie er zu bemerken glaubte, einen theilnehmenden Blick auf ihn richtete. Er war der französischen Sprache nur sehr unvollkommen mächtig und radbrechte dazu seine wenigen Phrasen auf eine so haarsträubende Weise, daß er diesen Abend auf seine Fragen höchstens ein mitleidiges Achselzucken oder ein die Unbekanntschaft mit der chinesischen Sprache erklärendes Kopfschütteln, gewöhnlich aber ein kicherndes Spottgelächter als Antwort erhalten hatte. Aus diesem Grunde hatte er sich auch entschlossen, seine Sprachkenntnisse nicht mehr dem Hohne der Pariser preiszugeben; der theilnehmende Blick der guten Frau aber fachte seinen Muth wieder an. Er redete sie an und erzählte ihr in abgebrochenen Sätzen, wie er eine Unterkunft suche, schon in mehreren Gasthöfen wegen Mangel an Platz abgewiesen worden, hier unbekannt und nun in der unangenehmen Lage sei, im Freien zu übernachten. Durch einige geschickt angebrachte Fragen hatte die Pariserin bald auch herausgebracht, daß unser guter Schweizer zum Besuche der Ausstellung gekommen sei und daß er eine Baarschaft von 1500 Fr. bei sich trage.

Die gute Frau schien mit dem Fremden Mitleid zu empfinden und offerirte ihm in ihrer Wohnung ein für solche Fälle eigens reservirtes Zimmer. Freudig nahm dieser das Anerbieten an und folgte ihr in ein nicht weit entlegenes Haus. Seine Wirthin führte ihn vier Treppen hoch in ein einfach möblirtes Zimmer mit Bett, Tisch, ein paar Sesseln und einem geräumigen Wandschranke.

„Gebrauchen Sie," rieth ihm die Dame, bevor sie ihm gute Nacht wünschte, „die Vorsicht, Ihre sämmtliche Effekten, selbst die Kleider, welche Sie ausziehen, in den Wandschrank hier wohl einzuschließen und den Schlüssel unter das Kopfkissen zu verwahren. Vorsicht ist besonders jetzt überall gut und namentlich in diesem abgelegenen Stadttheile, wo man selbst bei verschlossenen Zimmern vor den Dieben nicht sicher ist." Unser Schweizer, froh, eine vorsorgliche Wirthin gefunden zu haben, befolgte treu den Rath derselben, und legte sich dann, müde wie er war, zur Ruhe.

Die Ermüdung mochte wohl Schuld daran gewesen sein, daß er am folgenden Morgen später als dies sonst in der Regel wohl der Fall zu sein pflegte, erwachte. Er rieb sich die Augen und als er sich die Ereignisse des gestrigen Abends vergegenwärtigt, erhob er sich, nahm den Schrankschlüssel unter dem Kopfkissen hervor und öffnete den Schrank, um sich anzukleiden. Wie erschrack er, als er in demselben weder seinen Reisesack, noch seine Kleider, ja nicht einmal Stock und Schirm erblickte. Alles war fort!

Das Erste, was er nach dieser fatalen Entdeckung zu thun fähig war, war, seine Wirthin zu rufen. Allein Niemand antwortete ihm auf sein Rufen und Pochen. Endlich trat er, bloß mit dem Hemde bekleidet, vor das Zimmer hinaus, um nachzusehen, ob Niemand zugegen sei. Keine Seele war da, im Hause rührte sich keine Maus. Verzweifelnd begab er sich wieder ins Zimmer zurück. Als er den verhängnißvollen Wandschrank einer nähern Prüfung unterwarf, entdeckte er, daß derselbe nach rückwärts ebenfalls eine Thür besitze, so daß er im Nebenzimmer geöffnet werden konnte. Seinen Lippen entfloh eine Verwünschung gegen die abgefeimte Gaunerin, die ihn unter der Maske der Gastfreundschaft so schändlich betrogen und bestohlen hatte.

Aber was halfen die Klagen und Verwünschungen? Die Lage des armen Teufels war in der That keine beneidenswerthe. Ohne Kleider, wie er war, durfte er sich nicht sehen lassen und doch

konnte er nicht in der Diebshöhle bleiben, er mußte sich mit Menschen in Verbindung setzen, wollte er sich aus seiner peinlichen Lage befreien. Er warf das Leintuch um sich, verließ das Zimmer und stieg, einem Gespenste gleich, die Treppe hinunter, auf dem Wege begegnete ihm ein junges Weib mit einem halbjährigen Kinde auf dem Arme. Sie stieß bei seinem Anblicke einen Ausruf des Schreckens aus. Aber das Gefühl seiner Lage verlieh den schwachen französischen Sprachmitteln des Bestohlenen Flügel und hastig setzte er der sich rasch von ihrer Ueberraschung Erholenden sein gehabtes Unglück auseinander.

Die junge Frau schien Mitleiden mit dem armen Mann zu empfinden. „Ich will Ihnen Kleider holen, damit Sie wenigstens ausgehen können. Halten Sie mir unterdessen mein Kind," sagte sie, ihm den Säugling hinreichend. Dankend nahm er das Kind auf den Arm, während die Frau aus dem Hause eilte.

Eine Viertelstunde nach der andern verstrich, ohne daß die Frau zurückkehrte. Der Harrende wurde ungeduldig, er setzte sich auf die oberste Treppenstufe. Wieder verging eine halbe Stunde, die dem Armen eine Ewigkeit schien. Jetzt wurde ihm noch die fürchterliche Gewißheit, daß er neuerdings das Opfer einer Spitzbübin geworden sei, die sich seiner zur willkommenen Entledigung einer lästigen Bürde bedient. Er begann auf gut Schweizerdeutsch über Diebsgesindel und Rabenmütter auf eine Weise zu schimpfen, daß das Haus bis unter das Dach erdröhnte. Der Säugling mischte seinen schreienden Diskant in das tragische Concert.

Nicht lange währte es, so erschienen zwei Männer unter der Hausthüre. Kaum hatte der gespensterhaft aussehende Kindswärter auf der Treppe sie erblickt, als er neuerdings seine Leidensgeschichte zu radbrechen begann. Diesmal predigte er nicht tauben Ohren, denn die Beiden erwiesen sich als Polizeiagenten. „Sie müssen uns mit dem Kinde auf das Polizeibureau dieses Arrondissements folgen; vorerst aber sollen Sie Kleider haben," sagte der Eine derselben, sich entfernend, während der Andere bei dem Bestohlenen zurückblieb und an Ort und Stelle sich die Vorfälle von demselben noch einmal vorerzählen ließ.

„Die Sache ist schwierig," bemerkte er sodann. Das Haus ist seit einiger Zeit nicht mehr bewohnt. Das Nämliche ist in demselben schon einmal passirt. Eine weitverzweigte Gauner- und Schwindlerbande wird als verdächtig verfolgt; vielleicht gelingt es uns, Ihnen eines Tages wieder zum Besitze eines Theiles Ihrer Sachen zu verhelfen."

Als der andere Agent mit dem Bündel Kleider erschienen war und unser Schweizer sich in denselben zurechtgefunden hatte, mußte er, das Kind auf dem Arme, den beiden Dienern des Gesetzes folgen. Den Säugling nahm die Polizei vor der Hand in Verwahrung. Dem um sein Alles Bestohlenen aber, dessen ehrliches Gesicht keinen Grund gab, an seinen Aussagen zu zweifeln, händigte man das nöthige Reisegeld ein, das ihn in den Stand setzte, wieder in seine Heimath zurückzukehren, was er auch schon mit dem nächsten Eisenbahnzuge that.

Verschiedenes.

Bittgesuch. Vor einiger Zeit kam bei der Ober-Forst- und Domänen-Direction zu Darmstadt folgendes Bittgesuch aus Alsfeld ein, für dessen Wörtlichkeit die „Hess. Landeszeitung" haftet: „Gott sei bei mir." Ich hätte Ludwig eine kleine Bitte an sie D. K. Hoheit Großherzog ich hatte eine Tochter bey mir die fürte mir mein Haushalt als wenn ich meine Frau hätte 1864 gam der Liebegott sie war gesund und Tort jetzt stand ich oder allein und 4 Wochen bekam ich einen Nerfenschlag wo ich lahm bin hier in Alsfeld bekommt ein jeder Burger 2 Steck Losholz weil ich alleins bin und wohne auch alleins dosoll ich nur einen Stecken Losholz habe ich bin eing Gararmermann, mein Blut ist immer Kalt, darum ersuch ich sie so lang ich lebe thue ob ich mein Vollständitiges holz bekomnen das ist meine Bitte an sie solte mir diese Bitte abgeschlagen werde da stien sie so gütig und schreibe sie mir nicht da kann ich das Postgeld spahren.

In der „Neuen Anlage" zu Mainz hörte man dieser Tage zwischen zwei kommenden und zwei bereits anwesenden Herren folgende sonderbare Begrüßung: „Ich habe die Ehre, Ihnen Herrn Major K. vorzustellen, der bei Skalitz schwer verwundet worden ist." Antwort: „Freut mich sehr!" „Sehr angenehm!"

Amerikanische Blätter enthalten folgende Berichte aus Californien als bezeichnend für die Landesverhältnisse. Vor einiger Zeit ritt ein Deutscher durch die Sansome Street bei Sacramento, als er plötzlich einen Schuß hinter sich vernahm und fast im selben Augenblicke auch in unmittelbarster Nähe eine Kugel pfeifen hörte. Zugleich fühlte er eine leichte Erschütterung seines Hutes. Im Umdrehen bemerkte er einen Mann mit einem Revolver in der Hand, und ein frisches Loch, das er in seinem Hute entdeckte, gab ihm hinreichenden Anhaltspunkt zu dem Schlusse, daß er das Ziel des Schusses gewesen. „Warum schießen Sie auf mich?" wandte er sich an den Fremden. „Weil Sie auf meinem Gaule sitzen," war die Antwort, „der mir vor drei Wochen gestohlen worden ist." „Sie müssen sich sehr irren," sagte der Deutsche, „ich habe das Thier seit drei Jahren." „In der That," bemerkte der Mann mit dem Revolver, der jetzt nahe herangekommen, „bei näherer Betrachtung glaube ich, daß es ein Irrthum meinerseits war. Ich bitte sehr um Entschuldigung, darf ich Sie zu einem Trunk einladen?"

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 52. Sonntag, den 30. Juni **1867.**

Erprobte Liebe.

Aus dem Französischen von H. Veltheim.

(Schluß.)

Fernands Großvater war ein Greis von etwa 80 Jahren, zwar rüstig noch am Körper, aber blind . . .

Wir stellten uns ihm als intime Freunde seines Enkels vor, die in der Absicht gekommen seien, Fernand auf ihrer Durchreise zu besuchen.

Seinem letzten Briefe zufolge, erwiderte der Greis auf Edmunds Fragen, ist Fernand von seiner Reise nach London zurück und gegenwärtig in Chinon, wo er wieder die Direction meiner Fabrik übernommen hat.

Diese Antwort, in der Edmund eine Bestätigung seiner Vermuthungen sah, erregte den Unwillen meines Freundes aufs Neue, und nur mit Mühe gelang es ihm, sich zu beherrschen.

Aber, sind Sie gewiß, sagte ich, daß Ihr Enkel sich noch in Chinon befindet?

Und wo sollte er sonst sein?

So wie ich Fernand kenne, erwiderte ich leichthin, um wegen unserer Fragen bei dem alten Manne keinen Verdacht zu erwecken, ist er ein Freund vom Reisen, und wenn der Brief, den Sie erhielten, nicht vom neuesten Datum ist, so möchte ich fast bezweifeln, ob wir ihn, im Fall, daß wir nach Chinon kommen, dort treffen.

Der Greis rief seiner Haushälterin, um sich von ihr Fernands Brief bringen zu lassen, den er mir sodann überreichte.

Lesen Sie selbst, mein Herr, sagte er, ich bin es leider nicht mehr im Stande, da mir meine Augen den Dienst hierzu versagen.

Ich öffnete den Brief und schon bei den ersten Worten, die er enthielt, begriff ich, was die Haushälterin uns durch alle möglichen Winke und Zeichen, die sie hinter dem Rücken ihres Herrn machte, zu verstehen geben wollte.

Der Brief lautete:

„Mein Herr!

Eine schmerzliche Pflicht gebietet mir, Sie zu benachrichtigen, daß Ihr Enkel Fernand in der Schlacht von Inkerman fiel. Es gibt für Sie nur einen Trost über seinen Verlust, dies ist der Gedanke, daß er bedeckt mit Ruhm den Tod eines Helden starb...“

Tief erschüttert gab ich den Brief, nachdem auch Edmund ihn gelesen hatte, dem armen Greise zurück, der, ohne Ahnung seines wirklichen Inhaltes, ihn zu sich steckte.

Nicht wahr, sagte er, nun zweifeln Sie nicht mehr, daß Sie Fernand in Chinon treffen werden? Wie konnten Sie aber auch denken, daß er heute die Direction meiner Fabrik übernehmen und sie morgen wieder aufgeben würde.

Es war klar, man hatte dem armen Greise das traurige Schicksal seines Enkels verheimlicht, man wollte ihm, dessen Tage gezählt waren, diesen tödtlichen Schmerz ersparen.

Fast außer Stande, unsere tiefe Bewegung zu verbergen, empfahlen wir uns so schnell, als es die Schicklichkeit erlaubte, nachdem der Greis uns vorher noch Grüße an seinen „lieben Fernand“ aufgetragen hatte.

Als wir uns wieder auf unserm Zimmer im Gasthofe von Tours befanden, ließen wir unsern Gefühlen freien Lauf.

O, nie werde ich mir's verzeihen, rief Edmund, daß ich unsern edlen Fernand so verkennen konnte. Ja, mein Freund, Sie beurtheilten ihn richtiger als ich, allein Sie konnten dies auch leichter, denn Sie gingen dabei ohne Leidenschaft zu Werke, während ich, . . . soll ich es Ihnen gestehen . . . mich von der Eifersucht verblenden ließ, da ich meine Cousine liebe! . . Allein ich sehe, sie ist für mich auf immer verloren, denn sie liebte Fernand mit der ganzen Gluth ihrer Seele und hat in ihrer Verzweiflung uns verlassen, um dort den Tod zu suchen, wo ihr Bräutigam ihn fand. . . Aber ich will hin, gebe Gott, daß es mir noch gelingt, sie zu retten! . . .

Heiße Thränen entströmten seinen Augen, ich selbst aber fühlte mich außer Stande, ihn zu trösten, denn der Tod meines Freundes Fernand erfüllte auch mich mit Schmerz. Ich beschloß, Edmund nicht zu verlassen, sondern mit ihm zur Krimarmee zu gehen, da auch ich es für das Wahrscheinlichste hielt, daß Julia dorthin sei, um nach dem Beispiele so vieler frommer und muthiger Frauen den Verwundeten und Sterbenden ihren Beistand zu leisten.

Wir fuhren noch am selben Tage mit der Eisenbahn nach Marseille, dort aber wurden wir durch eine unerwartete Begegnung an der Fortsetzung unserer Reise verhindert.

Ein verwundeter Offizier, der eben von der Armee zurückkam, erzählte uns Juliens Geschichte.

Fernand hatte ihr von Paris aus seinen Entschluß mitgetheilt, daß er den Krieg im Oriente mitmachen wolle, um dort entweder zu fallen, oder

sich so auszuzeichnen, daß Lord Dentham ihm ihre Hand nicht mehr verweigern könne.

Julia ertrug zuerst mit Resignation diese Trennung, dann aber plötzlich von einer traurigen Ahnung erfaßt, folgte sie einer inneren Stimme, die ihr zurief, daß Fernand mit dem Tode ringe und daß sie zu ihm müsse, um ihn zu retten. Sie verließ das Haus ihres Onkels und bald darauf erschien sie auf den Schlachtfeldern als barmherzige Schwester.

Im Lager der Franzosen erfuhr sie Fernands Tod. Nun schien es, als suche sie auch ihren, denn überall, wo die Gefahr am größten war, zeigte sie sich als ein Engel des Trostes. Man sah sie Tag und Nacht dem Hunger, der Kälte und den feindlichen Kugeln trotzen, um überall, wo es Noth that, ihre Hilfe zu spenden. Begeistert von ihrer heiligen Mission, schienen sich ihre Kräfte zu verdoppeln, denn wie hätte sie sonst, herausgerissen aus dem Comfort des ruhigen Lebens, an welches sie gewöhnt war, die außerordentlichen Mühseligkeiten und Anstrengungen zu ertragen vermocht, denen sie sich mit unermüdlichem Eifer unterzog?

Während einer Nacht nun verrichtete Julia nach einem mörderischen Gefechte, welches zwischen einem russischen und schottischen Regiment vorgefallen war, wie sonst ihre frommen Werke der Barmherzigkeit. Der von den Kanonen zerrissene Boden war mit Blut getränkt und mit Leichen, auf die Julia bei jedem Schritte stieß, bedeckt. Sie schauderte bei dem Anblick des fürchterlichen Bildes, welches sich vor ihren Augen entrollte und das der Mond mit seinem blassen Lichte übergoß. Aber unerschöpflich in ihrer Energie, mit der die Verzweiflung ihre Seele erfüllte, spendete sie den Verwundeten ihre Hilfe. Da hört sie einen leisen Gesang, der wie ein Gruß aus dem Jenseits zu ihr dringt. Sie hört und vernimmt die Worte:

> O singe, holdes Mädchen,
> Denn deiner Stimme Klang
> Ertönt in meinem Innern
> Wie himmlischer Gesang.

Bei den klagenden Tönen dieser Strophe erbebt Julia. Sie preßt mit beiden Händen die wogende Brust, es umschleiert sich ihr Blick, sie unterdrückt den Athem.

Da fährt die Stimme fort:

> Und will der Tod uns scheiden,
> So singe, liebes Kind,
> Da neue Kraft zum Leben
> In meine Brust dann dringt.

Er ist es, ruft sie, o mein Gott, erbarme dich meiner und lasse mir meine Vernunft! und wie von einem Schwindel erfaßt, taumelt sie in der Richtung hin, in der sie das ihr so wohlbekannte Lied vernommen. Dann bleibt sie aufs Neue unbeweglich stehen, um wieder zu lauschen. Aber sie vernimmt nur das Röcheln der Sterbenden und die Jammerrufe der in ihren Schmerzen dahingestreckten Krieger.

Der Gesang war verstummt.

Da ruft sie selbst halb bewußtlos: Fernand!... Fernand!

Julia! erwidert die vorige Stimme, und das junge Mädchen durchfliegt wie ein ätherisches Wesen den Raum, der sie von einem Verwundeten trennt, welcher an der Lafette einer zerbrochenen Kanone lehnt.

Es war Fernand!...

Fernand, der tapfere Offizier der Orientarmee, den uns im Augenblicke, als wir Marseille verlassen wollten, eine gütige Versehung entgegenführte, und der uns selbst diese Details über Miß Julia erzählte.

Ja, sagte der junge Mann, ich, der Todtgeglaubte war es, den Julia auf dem Schlachtfelde mitten unter Sterbenden fand.

Ich wurde in der Schlacht von Inkerman schwer verwundet und fiel mitten unter den Russen leblos vom Pferde.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich mit mehreren meiner braven Kameraden in russischer Gefangenschaft. Nach ungefähr drei Wochen sollten wir ins Innere von Rußland transportirt werden, als das russische Regiment, welches den Transport der Gefangenen escortirte, von den Schotten angegriffen wurde.

Unter anderen Gefangenen erhielt auch ich bei diesem Scharmützel abermals eine schwere Wunde. Auf diese Weise zwar aus russischer Gefangenschaft befreit, aber dem Tode nahe, lag ich hilflos in meinem Blute, als ich von Julia aufgefunden und gerettet wurde.

Diese Erzählung, einfach und zugleich erhaben, wie eine Legende aus der Zeit der Kreuzzüge, hatte uns tief ergriffen.

Aber wo ist Julia? fragte ich beunruhigt Fernand.

Sie ist auf der Rückreise nach London, antwortete er, und wenn sie die Einwilligung zu unserer Verbindung von ihrem Vormunde erlangt hat, die er nach einer so glänzend abgelegten Probe unserer Liebe nicht mehr verweigern kann, so werde ich sie dort an den Altar führen.

Edmund hatte mit Begeisterung der Erzählung Fernands zugehört.

Er begriff, daß mit der Auferstehung Fernands sein eigenes Glück, welches er noch immer in der Verbindung seiner Cousine zu finden gehofft hatte, für ewig zu Grabe gegangen sei; aber zu edel, um nicht mit Resignation sich in sein Schicksal zu ergeben, rief er:

Wohlan, wir reisen zusammen, und unsern vereinten Bitten wird Lord Dentham nicht widerstehen können!

Es ist wohl überflüssig, hinzuzufügen, daß sich Edmunds Worte bewahrheiteten.

Miß Julia ist schon längst Madame Fernand.

Woher der große Geldmangel?

Wenn man vom Geldmarkte spricht, wird die Gelegenheit dazu durch Erscheinungen, die für den Geschäftsstand nicht zu den angenehmsten gehören, geboten, und doch ist es besser, diese Verhältnisse zu beobachten und zur klaren Erkenntniß zu bringen, als unmuthig den Kopf zu schütteln.

Das Jahr 1865 endigte auf dem deutschen Continent mit einer Klage über Silberabfluß, mit einem hohen Bankdisconto (von 7 pCt.), mit einem Notenumlauf nur allein der preußischen Bank von 125 Millionen, wovon nicht 50 pCt., sondern nur 59⁴/₅ Mill. Thaler durch Baar gedeckt und 65³/₁₀ Mill. ohne Baardeckung waren. Das Jahr 1866 hat geendigt mit einem sehr hohen Baarbestande der Preußischen Bank (ca. 70 Mill.) mit einem Notenumlauf von 125 Mill., wovon aber ca. 70 Mill. durch Baar gedeckt waren und 55¹/₂ Mill. ohne Baardeckung sich befanden.

Zwischen den beiden Jahren liegt eine schwere Geldkrisis und ein im Herzen Deutschlands entbrannter Krieg, dessen Monate lang dauernde Vor-Epoche dem Credit und Geldmarkte weit verderblicher war, als der Krieg selber.

Das Jahr 1866 hat den modernen Credit auf eine sehr schwere Probe gestellt, und es hat gewiß sehr große und vielfache Verluste in allen Richtungen gebracht. Noch jetzt (Ende des zweiten Quartals 1867) kränkeln wir an den Wirkungen des Krieges und jener Geldkrisis, noch jetzt leiden wir an der Reaction des Credits, der trotz regulärem und billigem Wechseldisconto nicht gesund und glatt arbeitet.

Dennoch muß jeder Unbefangene gestehen: Das deutsche Geldwirthschaftssystem hat im Jahre 1866 eine wunderbare Lebens- und Widerstandskraft bewiesen; es hat sich trotz seiner riesigen Dimensionen und trotz mancher und großer Schwächen bewährt.

Wir dürfen daher die jetzige, geschäftsarme Zeit nur als eine Uebergangsperiode, die über kurz oder lang schwinden muß, weil jede Reaction des Marktes eine Abwickelungszeit fordert, ansehen, und entbrennt kein neuer Krieg, ein neues und gesundes Aufblühen des Geschäftes erhoffen. Entbrennt aber bald wieder ein Krieg, so wird viel mehr Vermögen als im Jahre 1866 verloren gehen, manche Widerstandskraft erlahmen, und doch trotz aller Wunden jene wunderbare Lebens- und Widerstandskraft des deutschen Wirthschaftssystems sich wiederum bewähren!

Was ist es denn, das seit dem Ende des vorjährigen Krieges und vor dem Auftauchen der Luxemburger Frage und nun auch nach deren Erledigung noch immer die gewerblichen Unternehmungen so lähmt?

Es ist nicht der Mangel an erwerblichen Unternehmungen, es ist nicht der Mangel an Circulationsmitteln, es ist nicht der Mangel an Credit-Instituten und deren Bereitwilligkeit; sondern es ist die noch nicht beseitigte Nachwirkung der Schwächen, der Kehrseiten des jetzigen Wirthschaftssystems; es ist der noch nicht beseitigte Mangel an Vertrauen zum Boden des Credits, in der nähern oder fernern Zukunft; es ist das noch bestehende ängstliche Bestreben, die gegenseitigen für eine sehr ruhige und glatte Zeit berechneten und geschlossenen Geschäftsverbindungen lieber zu entwirren und gerade zu rücken, als fortzusetzen und zu erneuern; es ist die Furcht vor neuen Verlusten, während die entstandenen noch schmerzen!

Die Schwächen (die Kehrseite) der jetzigen Geld- und Credit-Wirthschaft, die zu Verschiebungen und Verwickelungen in glatten Zeiten führten und sich steigerten, und in Zeiten, wie die des Jahres 1866 waren, großes Mißbehagen überall verbreiteten und solches noch immer pflegen, lassen sich in dem Satze: „Es wird Credit zu leicht genommen und gegeben“, kurz bezeichnen.

Mit der riesenhaften Ausdehnung der erwerblichen Unternehmungen ist der Credit ebenso riesenhaft entwickelt und doch sein Boden unsicherer geworden. Nur wenige können ohne Creditbenutzung zu Unternehmungen schreiten; ohne Credit zu gewähren können noch Wenigere solche durchführen. Das jetzige Creditmachen verstrickt die ganze Verkehrswelt in eine allgemeine gegenseitige Haftbarkeit. Eine kritische Stockung an einem einzelnen Knotenpunkte des Geldmarktes, ja nur an einer kleineren Stätte, pflanzt sich fort wie die Ringe, die ein in das Wasser geworfener Stein nah und immer weiter hervorruft.

Die Arbeitstheilung, die Anwendung des Geldes und der Credit sind die Hauptfaktoren der jetzigen Wirthschaft. Vermittelst ihrer großen Entwickelung und Ausbildung dient ein und derselbe Vorrath abwechselnd mehreren Geschäften; man arbeitet untereinander in der Annahme, daß in einer bestimmten Frist die Ausgleichung erfolge, und doch ist dies nur Einbildung; denn die Meisten derjenigen, die mit creditirtem Vorrath arbeiten, setzen voraus, daß die entscheidende Geltendmachung des Creditgebers nicht so strenge gehandhabt werde, oder daß sie weitere Verschiebungen machen können, und die meisten Creditgeber (Banken) wissen recht gut, daß viele ihrer Kunden bei Verfall nicht mit den schon existent gewordenen (früher aufgenommenen) Vorräthen, sondern mit neuen Aufnahmen decken. Stellen sich nicht die Banken ihren Depositen- und Notengläubigern gegenüber so, als ließen sich stets ihre sämmtlichen Fonds in kürzester Frist zur Deckung aller Verbindlichkeiten flüssig machen, rechnen sie aber nicht in Wirklichkeit, daß nur der kleinere Theil der Schuldner sich zur Flüssigmachung melden werde?

Solche ganz allgemeinen Annahmen haben für ruhige und glatte Zeiten ihre praktische Richtigkeit und ihren großen Nutzen für die Geschäftswelt. Kommen aber Geldkrisen, so werden sie in ihrer

Wahrheit erschüttert, das Mißbehagen tritt rasch an die Stelle der Sorglosigkeit, es wächst noch rascher und es gehört Ansichts des ungeheuren Credit-Umfanges der Geschäftswelt viel mehr Zeit dazu, daß es wieder sinkt und die alten Verhältnisse wieder in ihre alte Geltung treten. Diesen Umstoß des Bestehenden nennt man **Krisis**. Fast alle Geschäftsleute begehen das Wagniß, einen längeren Credit zu geben, als welchen sie selbst erhalten, sie glauben wagen zu müssen, um zu erwerben, und doch wundern sie sich, daß bei unserm immer mehr wachsenden und sich verschlingenden Creditsystem Zeiten des Mißbehagens sehr natürlich sind.

Selbst der Verbrauchs-Credit herrscht in ganz Deutschland allgemein vor, er wuchert in den kleinsten, aber allgemeinsten Kreisen; würde er beschränkt, so würden schon die Abwicklungen des Geschäfts-Credits wesentlich erleichtert.

Aufgabe der Geschäftswelt ist es daher, selbst und praktisch mit die Hand daran zu legen, daß nicht zu leicht Credit genommen und gegeben werde.

Verschiedenes.

Ein ergötzliches Mißverständniß. Der Pariser »Figaro« erzählt Folgendes: Vor einigen Tagen promenirte Herr Thiers im gesetzgebenden Körper und unterhielt sich mit einem der Minister im Amte (es war Rouher). »Die Regierung des Kaisers«, meinte Thiers, »hat wenigstens ein Verdienst: sie hat einen großen Minister geschaffen.« — Rouher nahm dieses Lob für sich und machte eine leichte Verbeugung. — „Ich wollte sagen,“ fuhr Thiers fort, „zwei große Minister.“ Noch sicherer, daß Thiers ihn ebenfalls meine, machte Rouher von neuem eine Verbeugung, aber das boshafte Männchen fügte hinzu: „Ja! zwei große Minister: Cavour und Bismarck.“ Diesmal blieb die Verbeugung aus.

Auch eine Entführung. Eine eigenthümliche Geschichte macht in privaten Kreisen der Leopoldstadt in Wien die Runde. Frln. Johanne B., eine zierliche Brünette und die sechzehnjährige Tochter eines Industriellen, hatte eine zu moderne Erziehung genossen, um nicht schon eine Fülle von Entführungsgeschichten aus deutschen und französischen Romanen kennen gelernt zu haben. Leider hatte diese Lektüre auf den Geist der etwas excentrischen jungen Dame einen so tiefen Einfluß geübt, daß es ihr bald als höchstes Ideal eines Mädchenlebens erschien, in einer lauen Sommernacht bei melancholischem Mondenscheine von einem galanten Ritter mit dem üblichen darauffolgenden Eclat entführt zu werden. Sie äußerte diese seltsamen Gelüste auch oft vor ihrer Familie und machte sogar — was der Letzteren peinlich genug war — in Gesellschaft kein Hehl aus ihren hochromantischen Auffassungen. Ehe sie sich dessen versah, sollte ihr heißes Sehnen nach interessanten Abenteuern erfüllt werden. Ein mit dem Hause befreundeter junger Bahnbeamter, der sie kürzlich in einer Gesellschaft kennen gelernt, konnte es sich nicht versagen, der excentrischen jungen Dame durch einen pfiffigen Taglöhner des Hauses ein ebenso inniges als geistvolles Liebesbriefchen zukommen zu lassen, worin er ihr seine Liebe gestand. Ein Billet gab das andere und das letzte Seitens des jungen Beamten enthielt die genauesten Anweisungen zur Bereitschaft für eine complete Entführungsscene. Bangen Herzens erwartete unser weiblicher Don Quixote die angesagte Abendstunde. Der Arbeiter stimmt das Flotow'sche „O, wie so lieb, o, wie so mild“ — das verabredete Zeichen — an, und richtig erscheint der gutvermummte Liebesheld ganz wie im Dumas oder E. Breier. Schon harrt der Fiaker unten vor dem Hause; ein kurzer Augenblick und Frln. Johanna erscheint mit einem leichten Packetchen unter dem Arme und sinkt dem Entführer um den Hals. Die Beiden steigen ein; es geht zur Nordbahn. Wohin, wohin? fragt immer neugieriger die junge Dame; der Herr Entführer bleibt schweigsam. Die Beiden fahren ungefähr sechs bis acht Meilen und langen dann in einem kleinen mährischen Städtchen an, das von der jugendlichen Romanheldin entsetzt als Wohnort einer gestrengen alten Tante erkannt wird. Sie bestürmt ihren „Geliebten“ mit Bitten, hier nicht Station zu machen, doch dieser läßt sich durchaus nicht erweichen, nimmt am Bahnhofe einen Wagen und fährt — zur Tante, wo er das verblüffte Mädchen im Auftrage der Eltern höflichst »überreicht«. Die malitiös lächelnde Tante war schon telegraphisch von der Ankunft der romantischen Nichte verständigt worden; nach einigen verbindlichen Worten an Frln. Johanna empfahl sich ihr Begleiter, nicht ohne vorher der würdigen Dame die Warnung: „Schaffen Sie ihr nur alle Romane aus dem Wege“, zugerufen zu haben. Bald klärte sich für die unfreiwillige Besucherin aus Wien der Sachverhalt auf. Ihr Begleiter hatte bloß im Einverständniß der Eltern die Rolle eines allöopathischen Seelenarztes bei der jungen Dame übernommen, und man hofft, daß die etwas herbe Pointe der Entführungsscene das romantische Mädchen ein- für allemal von ihren idealen Weltanschauungen geheilt haben wird. Mindestens soll die mährische Matrone ähnliche Kuren schon mit Erfolg durchgeführt haben.

Aus **Seeland** wird gemeldet, daß dort eine Bäuerin aus Haß gegen einen Nachbarn, dessen Haus durch ihre Kinder anzünden ließ; Haus und Vieh ging in den Flammen auf. Die Kinder gestanden in dem Verhöre, daß ihre Mutter sie zu der That angereizt habe.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 53. Donnerstag, den 4. Juli **1867.**

* Verbrechen und Liebe.

Von Ch. Böhmer.

1.

In einem Städtchen Norddeutschlands war vor vielen Jahren ein Handwerksbursche eingewandert. Er heirathete ein Mädchen aus jenem Orte und war bald mit Hilfe eigener Ersparnisse, wie er sagte, und des nicht unbedeutenden Vermögens seiner Frau, ein wohlstehender Mann. Obwohl er ziemlich zurückgezogen lebte und mit einer gewissen Scheu große Gesellschaften mied, überhaupt sich wenig umgänglich zeigte, so erlangte er doch durch seinen hellen praktischen Verstand, durch seine auf Erfahrung ruhenden vielfachen Kenntnisse und die eifrige Sorgfalt für das Wohl der Gemeinde, die er bei öffentlichen Berathungen bewies, und einen gewissen imponirenden Ernst in seinem selten lächelnden Gesichte nach und nach ein solches Ansehen, daß er in den Gemeinderath und dann zum Bürgermeister erwählt wurde. Sein Amt verwaltete er streng und gewissenhaft; in schwierigen Amtsfällen saß er Tag und Nacht unermüdlich über den Akten. Ein gewisser eifersüchtiger Stolz auf seine Amtswürde stand ihm nicht übel an und nicht ungern sahen es die wohlhäbigen Bürger, daß ihr Bürgermeister mit selbstbewußtem Charakter nach allen Seiten seine wichtige Stellung geltend machte. Sagte man sich auch ins Ohr, daß er in der Verwaltung seines eigenen Vermögens eine ängstliche Genauigkeit, ja manchmal unverkennbaren Geiz zeigte, so übersah man doch bei dem in jenem Städtchen die wohlhabenden Bürger beherrschenden Geist und Sinn diese Schwachheit um so leichter, als dieselbe auch dem Gemeindevermögen zu gut kam.

Aber einen Schatz barg des Bürgermeisters Haus, der in den Augen Vieler sein sonstiges Vermögen bei weitem überwog, der sein in einem Nebengäßchen gelegenes, altes düsteres Haus dennoch freundlich und anziehend machte. Dieser Schatz war Elisabetha, seine einzige Tochter. Sie war eine edle Erscheinung. Ihr schönes, etwas bleiches Gesicht belebte ein sinniges, geistvolles Auge, von jenem Ernste überschattet, der die Frucht schmerzlicher Erfahrungen, das Zeichen innerer Reife und tieferer Lebensanschauung ist. Seit ihrem vierzehnten Lebensjahre mußte sie die kränkelnde Mutter pflegen und seit ihrem sechzehnten, dem Todesjahre derselben, die Haushaltung führen, da der Vater von einer fremden Haushälterin nichts wissen wollte. So wurde Elisabeth schon in der heitern Frühlingszeit des Lebens an die Einsamkeit gewöhnt und der durch ergreifende Erfahrungen ernst gewordene Geist fühlte sich deshalb auch in der Einsamkeit wohl und heimisch. Ihr Vergnügen, gegen welches die gewöhnlichen Lustbarkeiten ihrer Altersgenossen ihr unendlich gering erschienen, bestand im Lesen religiöser Bücher und der edleren Erzeugnisse unserer Literatur, ebenso in der Sammlung der schönsten Kupferstiche nach den Meisterwerken der Malerei. Auch das Zeichnen selbst, worin sie eine ziemliche Fertigkeit hatte, verschaffte ihr in ihren einsamen Stunden eine angenehme Unterhaltung. Ihr Vater hatte um so weniger gegen diese Liebhabereien einzuwenden, da Elisabeth in allen Stücken eine gehorsame Tochter war und das Hauswesen musterhaft führte, besonders aber seinem Wunsche, sich von öffentlichen Gesellschaften möglichst fern zu halten, bereitwillig entgegenkam. Deshalb hatte er es sogar gestattet, daß sie bei einem jungen Maler, der sich vor einiger Zeit in dem Städtchen niedergelassen hatte, Unterricht im Zeichnen nahm, jedoch nur im eigenen Hause und in seiner Gegenwart. Was bewog den alten Mann wohl zu dieser sonderbaren Absperrung seiner Tochter von öffentlichen Gesellschaften? Zu dieser strengen Ueberwachung selbst während des Unterrichts? Diejenigen werden wohl, wie der Verlauf der Geschichte beweist, der Wahrheit am nächsten gekommen sein, welche vermutheten, der Bürgermeister wolle seine Tochter vor dem Anknüpfen irgend einer Liebschaft bewahren, um sie mit einem Manne seiner Wahl, d. h. einem möglichst reichen Manne, verheirathen zu können. In der That, außer den unvermeidlichen Ausgängen zum Einkauf der Haushaltungsbedürfnisse, außer dem Besuche des Gottesdienstes, an dem die ernste Jungfrau regelmäßig und mit sichtlicher Andacht Theil nahm und außer der Betheiligung an solchen öffentlichen Gesellschaften, die aus Anlaß irgend eines für die Stadt bedeutsamen Ereignisses veranstaltet wurden, verließ Elisabethe selten das Haus, so sehr sich auch mancher vermögende und gesittete Bürgersohn nach ihrem Anblick sehnte und beim häufigen Gang durch die enge Gasse sie freundlich zu grüßen begehrte. Wer wird der Glückliche sein, den die Wahl des Bürgermeisters trifft? so fragten sich die jungen Männer wohl hie und da neckend bei ihren Zusammenkünften. Aber aus dem kaltfreundlichen Auge des

Vaters leuchtete keinem von Allen ein Schimmer der Hoffnung. Wenn sie aber das Mädchen wie eine von einem Drachen bewachte und gequälte Jungfrau der alten Sagen bedauerten, so irrten sie sehr, weil, wie wir hörten, sie sich in ihrer kleinen stillen Welt nach und nach wohl und heimisch fühlte; welch' ein geheimer Kummer ihr schönes, edles Angesicht bleichte und ihre Augen umwölkte, ahnte Niemand.

2.

Wir treten in das Wohnzimmer des Bürgermeisters. An diesem trüben Herbsttage ist die gewöhnliche vom Lichtmangel herrührende Dämmerung des Zimmers eine recht düstere. Elisabeth sitzt an ihrem Arbeitstischchen; ihre Hände ruhen, über der Arbeit gefaltet, auf ihrem Schooß; ihre Augenlider sind halb gesenkt und ihre Wangen färbt die fliegende Röthe tiefer Erregung.

Vor ihr steht der Bürgermeister mit verschränkten Armen. Mit ernster, inquisitorischer Strenge, als wollte er in der Tochter Seele lesen, ist sein starrer Blick auf sie gerichtet. Während wie eine Wetterwolke der Zorn auf seiner gefurchten Stirne droht, zuckt der bittere Schmerz um seinen während des Schweigens festgeschlossenen Mund.

„Elisabeth," sagte er — und mehr Schmerz als Zorn zitterte in seiner Stimme — „Du hast Geheimnisse, gewichtige Geheimnisse vor mir, Deinem Vater!"

„Geheimnisse, Vater?" erwiderte das Mädchen, verlegen zum Vater aufblickend, um vor seinem durchbohrenden Blicke sogleich wieder scheu das Auge zu senken.

„Ja," fuhr er scharf und bestimmt fort, „Liebesgeheimnisse! Ich hoffe, Deine Verirrung ist noch nicht so weit gediehen, daß Du zu Lügen Deine Zuflucht nimmst. Auch würde Dein verlegenes Schweigen und die Röthe der Scham in Deinem Gesicht alles Leugnen und Lügen vergeblich machen, selbst wenn ich Dein eigenes Geständniß nicht in Händen hätte!"

Bei diesen Worten fuhr Elisabeth zusammen. Aber ruhig und bittend erhob sich dann ihr Auge zu dem Vater, indem sie sagte:

„Lieber Vater, zürne mir nicht. Ich habe kein Geheimniß vor Dir. Ich wollte Dir Alles sagen. Verkenne Deine Tochter nicht, welche immer Dein gehorsames Kind war und bleiben wird."

„Das hättest Du," entgegnete der Vater mit ruhigerem Tone, aber nicht weniger strengem Blick, „auch diesmal beweisen sollen. Aber ist das kein Geheimniß vor dem Vater, ist das Gehorsam, wenn Du meinen vielen liebevollen Warnungen und meiner treuen Dein wahres Glück bezweckenden Vorsicht zum Trotz Dich so weit vergissest, Dich und Deinen Vater so sehr herabwürdigst, daß Du Dich mit einem solchen Menschen in eine Correspondenz, in eine Liebescorrespondenz, welche ein schon längeres Einverständniß verräth, einlässest. Hätte nicht ein glücklicher Zufall mir das Täubchen, des Nachbars Tochter, mit dem süßen Brieschen in die Hände geführt, so wäre ich wohl noch nicht hinter das Geheimniß gekommen, so hätte Dein Gehorsam noch nicht Deinen Mund zum Geständniß geöffnet, was dem bethörten Herzen je länger, je schwerer wird — und wer weiß, was aus der Verirrung, aus der Thorheit einer solchen verderblichen Neigung entstanden wäre. Oder wie, ist es nicht schon weit genug gekommen, wenn Du in Gegenwart Deines Vaters den liebäugelnden Blicken eines solchen Menschen Raum in Deinem unerfahrenen Herzen gibst, wenn Du seinen Liebesbrief nicht bloß annimmst, statt ihn mit edler Entrüstung sogleich mir zu übergeben, sondern ihm sogar, seine frechen Hoffnungen ermuthigend, folgende Zeilen schreibst?"

Thränen standen in den Augen des Mädchens, als der Bürgermeister ein Brieschen aus der Westentasche zog und las:

„Geehrter Herr! Ich weiß nicht, ob ich recht daran thue, wenn ich Ihren Brief überhaupt beantworte. Aber es wäre auch nicht recht, wenn ich die viele Mühe, den unermüdlichen Fleiß und die selbstverleugnende Hingebung und Geduld, womit Sie mich in Ihrer edlen, mir so theuern Kunst, die mein Leben so vielfach verschönert, bisher unterrichtet haben, mit einem kalten, kränkenden Schweigen lohnen würde.

„Wenn mir indessen auch mein Herz geböte, Ihre Anfrage dahin zu beantworten, daß es in der Verbindung mit Ihnen sich glücklich fühlen würde, weil wir im Höchsten und Heiligsten, was es für den Menschen gibt, im Glauben und in der Freude an der dem Herrn dienenden Kunst übereinstimmen, so verböte es doch mein Gewissen, das mich zum Gehorsam gegen meinen Vater verpflichtet, ohne sein Wissen und Willen, mich in ein Liebesverhältniß mit Ihnen einzulassen. Ich verweise Sie daher an ihn. Obwohl ich daran zweifle, daß er Ihren Bitten Gehör schenkt, so können Sie doch den Versuch wagen im Vertrauen auf den, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, und Ihre Wünsche mit Erfüllung krönen wird, wenn es sein heiliger Wille ist. In diesem Falle würde ich mich freuen, Sie glücklich machen zu können.

Ihre dankbare und ergebene Schülerin
Elisabetha."

Während der Bürgermeister las, kehrte die fliehende Zorneswolke auf seine Stirne zurück. — Schweigend sah er auf die geängstigte Tochter herab, als erwarte er eine Erklärung, inwiefern eine gehorsame Tochter hinter dem Vater einen solchen Brief schreiben könne.

Plötzlich erhob sich Elisabethe, trat mit Thränen in den Augen vor den Vater hin und seine Hand ergreifend sprach sie:

„Lieber Vater, verzeihe mir; ich erkenne und fühle, daß ich gefehlt habe. Ich hätte den Brief

Alberts Dir einhändigen und die Beantwortung überlassen sollen, aber —"

„Aber," fiel im Tone bitterer Ironie der Vater der Zögernden in die Rede — „aber Dein Herz hat Dir geboten, wenigstens anzudeuten, daß es in der Verbindung mit dem Menschen sich glücklich fühlen würde, konnte dem Reize nicht widerstehen, bei der Gelegenheit wieder etwas von dem Höchsten und Heiligsten des Menschen zu phantasiren, eine Ueberspanntheit, vor der ich Dich so oft und ernstlich gewarnt habe. Der Anfang der Folgen ist schon da. Wenn wirklich Deine Bitte um Verzeihung aufrichtig ist, wenn ich Dir verzeihen und Dir Deine Liebhabereien, die ich Dir wohl aus unbesonnener Güte und Nachsicht gestattete, nicht entschieden und strengstens verbieten soll, — so mußt Du mir die Versicherung geben, daß Dein Herz gründlich geheilt ist von irgend welcher Neigung zu jenem Menschen."

„Vater," flüsterte Elisabeth schnell, als wollte sie durch ihre Worte, wie durch ein Gelübde, ihrem Herzen Schweigen gebieten — „Vater, ich werde Deine gehorsame Tochter sein, verlasse Dich darauf."

„Nun gut, erwiderte der Bürgermeister, indem er ihr die Hand reichte, ich will das Beste von Dir hoffen. Es wird Dir auch leicht werden, schon die leiseste Spur einer solchen Neigung als abscheuliche Thorheit, als Unwürdigkeit zu verdammen, wenn Du bedenkst, daß Leute, wie jener Mensch, die sich Künstler nennen, zeitlebens Bettelbrod essen, heimathlose Vagabunden, ja öfter notorische Lumpen sind, deren Hauptkunst darin besteht, überspannten, unpraktischen Mädchen die Köpfe zu verrücken und, falls sie es durch die Thorheit der Eltern bis zur Heirath bringen, ihr Vermögen durch die Gurgel zu jagen und dann das Weite zu suchen. Ist es Zeit, so werde ich Dir für einen Mann sorgen, der Deines Standes, als Bürgermeisterstochter, würdig ist, und durch den Besitz eines soliden Vermögens und eines einträglichen Amtes Dir eine ebenso glückliche und sichere, als ehrenvolle Existenz bietet. Du weißt, Elisabeth, daß das von jeher das einzige und höchste Ziel meines Strebens war, Dich glücklich zu machen. Deshalb will ich mich auch sogleich dem widerlichen Geschäft unterziehen, jenem Abentheurer und Verführer zu schreiben, daß Du mir mit tiefstem Abscheu seinen Liebesbrief eingehändigt habest, daß brodlosen Glücksrittern, die mit dem Köder ihrer sogenannten Kunst nach reichen Mädchen fischen, mein Haus einmal für allemal verschlossen sei, und ihm zugleich das rückständige Honorar überschicken. Und damit ist dann die närrische Comödie beim ersten Akte schon zu Ende. Nicht wahr, Elisabeth, Du stimmst vollkommen mit Deinem Vater überein? — Aber nein, was seh' ich? Du weinst, Du seufzst — ach, pflichtvergessene Tochter, Du wolltest mich täuschen?"

Während der Rede des Bürgermeisters zuckte das Mädchen, wie von einem scharfen Messer getroffen, mehrmals zusammen, Röthe und Blässe wechselten in ihrem Gesicht und endlich machte sich ihr verhaltenes Weh durch stilles Weinen und Seufzen Luft.

„Ah, ich merke, Töchterchen," rief der Vater mit einem Anflug von bitterem Spotte, „die zugemuthete entschiedene Entsagung zerreißt Dir Dein Herz. Oder hat Dich die Wahrheit meiner Worte verwundet, weil sie Deine eiteln Träume zerstört hat? Besser Du weinst jetzt, als später, wenn es zu spät ist."

Wie der Schlag ins Feuer dies auszulöschen scheint, aber nur noch heller auflodern macht, so die Schmach, welche dem Heiligthum der Wahrheit und Liebe angethan wird.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Die »Hotel-Zeitung« erzählt folgende Geschichte: »Hr. Meyer hatte Geschäfte in D. und kehrte bei einem Verwandten ein. Da er einen Freund, der im Gasthofe bei A. speiste, gern sprechen wollte, so ging er gegen 2 Uhr dorthin und traf die Gesellschaft beim Nachtisch. Er bestellt sich eine halbe Flasche Wein und setzt sich zu seinem Freunde, plaudert mit ihm und genießt einiges mit von dem Backwerk oder von dem Obst. Als er später aufbricht und seinen Wein bezahlt, ist er so ehrlich, zu sagen, er habe eine Kleinigkeit vom Nachtisch gegessen. Der Wirth fordert ihm die gesetzten 20 Sgr. für Mittagstisch ab. »Aber,« rief Hr. Meyer, »ich habe ja nur vom Nachtisch eine Kleinigkeit gegessen!« — »Das macht nichts,« sagte der Wirth, wer hier viel oder wenig ißt, der bezahlt sein Couvert.« Der rc. Meyer mußte sich in das Unvermeidliche fügen. Ich werde mich revanchiren, dachte er, und dazu hatte er allerdings die Mittel. Er hatte nämlich einen Schreiber, der in der ganzen Umgegend als ein Fresser verschrien war. Zu diesem sagte er: »Morgen dürft Ihr den ganzen Tag nur wenig essen; denn übermorgen geht Ihr mit mir nach D., da sollt Ihr auf meine Rechnung fein speisen bei A., da bringen die Kellner uns Wild, Fische, saftiges Rindfleisch — (hier lief dem Schreiber das Wasser im Munde zusammen, daß er schlucken mußte) — die feinsten Gemüse, Braten aller Art (hier schnalzte der Schreiber hörbar mit der Zunge) — und dann der Nachtisch! Emmenthaler, Limburger!« — »Hr. Meyer,« rief der Schreiber, »ich halte es nicht mehr aus, hören Sie auf, oder ich fange an, Rad zu schlagen!« — »Nun gut, also morgen fasten, übermorgen fr....« Die Reise nach D. ging vor sich. Rechtzeitig traf man bei A. ein. Die schön gedeckte Tafel verhieß dem Schreiber paradiesische Freuden. Endlich ging's los. Sowie ein Teller kam — schupp — alles herunter. Die Kellner mußten

laufen, um den übrigen Gästen Fleisch, Gemüse rc. zu bringen. Wüthende Blicke schoß der Gastwirth — der natürlich so klug ist, tagtäglich sein eigener Gast zu sein — auf den heißhungerigen Gast. „Wollen Sie mir nicht noch einmal das Rindfleisch geben? — Haben Sie nicht noch ein Stückchen Braten für mich?" Dies waren die ersten leisen Anfragen, denen aber bald ganz ernste Erklärungen folgen sollten. „Ich meine, es ist doch heute kein Fasttag; für 20 Sgr. können Sie mir doch noch ein Bischen auf den Teller schaffen!" (Der Leser bemerkt, daß der Wein bereits seine Weinlaune geweckt hat.) „Sehen Sie, Kellner, ich muß ganz zusammenschrumpfen, wenn Sie nicht bald wieder etwas bringen!" Hr. Meyer strahlte in seiner höchsten Glorie; der Wirth lief roth und blau an. Alle Gäste waren aufmerksam geworden und der Humor machte sich überall Luft. Dadurch wurde unser Secretarius nur noch mehr bestärkt, seines Herrn Wohlwollen durch tapfere Eingriffe ein Genüge zu thun. Endlich kam der Nachtisch. Gebackene Mandeln und Rosinen gingen alle den Weg in den unabsehbaren Magen des Secretarius. Da stand auch der verheißene Käse und neben demselben eine hübsche Figur Butter. Die meisten Gäste waren schon aufgestanden; auch Hr. Meyer hatte sich eine Cigarre angezündet und bereits für sich und seinen Gehilfen bezahlt, während dieser noch stets im aktiven Dienst sich befand. Von der gemeldeten Butterfigur hatte nur ein Gast eine Kleinigkeit genommen, als der Schreiber an der entgegengesetzten Seite abschnitt. Jetzt konnte es der Wirth nicht mehr länger aushalten, er eilte auf den Gast zu und sagte: „Mein Herr, auch im Gasthof muß man artig sein und da fortfahren zu schneiden, wo ein anderer angefangen." „Machen Sie sich keine Sorgen," war die Antwort, „wir werden schon zusammenkommen!" Und sie kamen zusammen. „Ob einer viel oder wenig ißt," sagte Hr. Meyer beim Abschied zum Wirth, „jeder bezahlt sein Couvert!"

Ein gut bezahlter Sattel. In Paris befindet sich in einer der fashionablesten Straßen ein renommirtes Sattlergeschäft, dessen Verkaufslokal das kaiserliche Wappen über dem Eingange ziert und das innen mit einem großartigen Luxus ausgestattet ist. In diesem Laden, der von Herzögen, Grafen und Marquis, wie von der ganzen eleganten Welt Paris stark frequentirt wird, verkaufte der Inhaber eines Tages, wo sich die Käufer bei ihm sehr drängten, einen Sattel, ohne Zeit zu haben, ihn in sein Contobuch einzutragen. Am folgenden Tage erinnerte er sich wohl des Verkaufs, konnte sich aber des Namens des Käufers nicht mehr entsinnen. Er ließ sich von seinem Burschen das ganze Verzeichniß seiner Kunden vorlesen, ohne seinen Endzweck damit zu erreichen. Ermüdet von dem Nachsinnen, sagte er endlich zu dem Burschen: „Jakob, trage den Sattel in die Rechnung eines jeden unserer Kunden ein. Der wahre Käufer wird sich dann schon finden." Gesagt, gethan. Als nun die Zeit des Bezahlens kam, wurden die verschiedenen Rechnungen den betreffenden Kunden zugestellt. Wer sie genau durchsah und den Sattel bemerkte, den er weder gekauft noch erhalten hatte, remonstrirte dagegen und der ominöse Artikel ward mit Entschuldigungen ausgestrichen. Als die Rechnungen bezahlt waren, fragte der Prinzipal: „Nun, Jakob, wie Viele haben den Sattel bezahlt?" — „Einunddreißig," erwiderte der Ladendiener. — „Wenig genug," meinte Jener, „für die Mühe, die wir uns gegeben haben, den wahren Käufer ausfindig zu machen."

Muster von Höflichkeit. Sie verzeihen, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie zu bitten, mir zu erlauben, daß ich es wage, Sie zu fragen, ob Sie die Gewogenheit haben wollten, mir zu vergönnen, daß ich mich unterstehe, Sie zu ersuchen, mir das Glück zu gewähren, daß ich mich Ihnen nahen darf, um Ihnen zu sagen, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als im Stande zu sein, Ihnen zu zeigen, wie sehr es mich freut, daß das Schicksal mir so günstig ist, den Augenblick herbeizuführen, der mir das Vergnügen zu Theil werden läßt, Sie zu versichern, daß es mir unmöglich ist, die Gefühle auszudrücken, die mein Herz bei dem Gedanken ergreifen, daß Ihre Gnade mich berechtigt, die Hoffnung zu hegen, daß Sie überzeugt sind, wie tief ich es empfinde, welch' ein Vorzug es ist, daß ich die Ehre habe, mich zu nennen, Ihren gehorsamsten Diener.

Eine Frau lebte in Frankreich seit langer Zeit in Armuth, indem ihre Mittel kaum zu dem nothdürftigsten Lebensunterhalt ausreichten. Vor vier Tagen empfing sie die Nachricht, daß ihr Sohn, welcher in Brasilien war, ihr 400,000 Reis senden (1000 Reis = ungefähr 2 fl. 32 kr.) und für den Rest ihres Lebens ein Jahrgehalt aussetzen wolle. Die arme Frau fiel vor freudiger Aufregung zusammen, konnte sich nicht mehr erholen und starb am Abend desselben Tages.

In Paris circuliren jetzt täglich 8,760 öffentliche Wagen, welche durchschnittlich 200,000 Personen befördern. In 24 Stunden passiren den Boulevard des Italiens 13,265 Fuhrwerke aller Art, die Champs-Elysees 12,930, die Brücke von Jena 940, Boulevard Saint-Denis 8,720, Boulevard des Filles du Salvatore 6,130. Man hat das tägliche Fahrgeld auf eine Million Frs. berechnet. — Die täglichen Trinkgelder in den Pariser Café's und Restaurationen schlägt man auf 400,000 Frs. an.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 54. Sonntag, den 7. Juli **1867.**

* Verbrechen und Liebe.

Von Ch. Böhmer.

(Fortsetzung.)

Elisabeth schaute dem Vater ruhig und sanft, aber fest und muthig ins zornblitzende Auge, noch zitterten Thränen an ihren Wimpern und mit einem gewissen feierlichen Ernste sprach sie:

„Lieber Vater, ich hoffe durch Gottes Gnade keinen Augenblick das heilige Gebot zu vergessen: Du sollst Vater und Mutter ehren. Aber eben so heilig ist meine Pflicht, die Wahrheit zu sagen, damit ich mich durch Schweigen zu der Unwahrheit und dem Unrecht nicht derselben Sünde schuldig mache. Deine leidenschaftlichen Ausfälle gegen die Künstler mögen wohl auf diesen oder jenen Unglücklichen passen; aber diese sind Gottlob Ausnahmen — und zu diesen gehört Herr Albert nicht. Die wahre Kunst erhebt und veredelt ihren Priester, besonders wenn sie im Dienste des Heiligsten steht. Ich rede nicht für mich, sondern für die Wahrheit, wenn ich Albert einen solchen Künstler nenne. Mit keinem unzarten, unanständigen Blick und Wort hat er mich ja verletzt. Er ist kein Lump, sondern hat sich in hiesiger Stadt, die für seine Kunst keinen Enthusiasmus zeigt, durch sein stilles, gesetztes, menschenfreundliches Benehmen allgemeine Achtung erworben, wie Du selbst weißt. Wahrlich, wenn er ein Vagabund, ein schlechter Mensch wäre, so hätte er, wie Du selbst gelesen, keinen Ruf bekommen als Director der Bildergallerie des edeln Fürsten zu P. Und hältst Du es vielleicht für Heuchelei, daß er regelmäßig am Gottesdienste Theil nimmt? Sein ganzer Wandel beweist seine Aufrichtigkeit und mit Vorliebe zeichnet und malt er Bilder aus der heiligen Geschichte. O Vater, ich bitte Dich, gib der Wahrheit die Ehre, und beleidige Herrn Albert nicht. O Vater, es gibt ein höheres Gut, als das Geld, und ein größeres Uebel als die Armuth. Ich bin Dir gewiß von Herzen dafür dankbar, daß Du mit unermüdlicher Sorge an meine Zukunft denkst. Aber, lieber Vater — Elisabeths Stimme nahm bei diesen Worten einen leisern, zitternden Ton an — hat das Geld und die geehrte Stellung in der Welt meine selige Mutter — und Dich — glücklich gemacht? Hat nicht der Gram an ihrem Leben gezehrt, der Kummer über Deine schlaflosen Nächte, über Deine qualvollen Träume, über das geheime, dunkle Wehe, das Deine Seele foltert. Ach, lieber Vater, wie viel hat sie um Deine Ruhe gebetet — und ich selbst... Ich weiß nicht, was Dir das Leben verbittert; aber von Jugend auf ist es mir gewiß geworden, daß das wahre Glück einen andern Grund haben müsse, als Reichthum und Ehre. Willst Du Alberts Wünschen entgegentreten, lieber Vater, so thue es auf zarte Weise. Ich bin Deine gehorsame Tochter. Ich könnte ja doch nimmer wahrhaft glücklich werden, bis Du glücklich bist, bis Du Frieden gefunden. Ich bitte Dich, erschwere Dir den Weg dazu nicht durch Unwahrheit, Ungerechtigkeit, Zorn und Leidenschaftlichkeit — Vater, theurer Vater, — und damit sank Elisabeth vor dem Vater, der in wilder Aufregung, mit wuthflammendem Gesichte, die Hand zum Schlage über sie erhoben hatte, auf die Kniee — Dein Kind bittet Dich mit herzlicher Liebe — suche Frieden unter dem Kreuze Deines Heilandes." — Der Schlag traf das Haupt Elisabeths, sie verbarg ihr glühendes Angesicht mit den Händen und schluchzte laut und bitterlich.

„Nimm dies hin, entartetes Kind," schrie der Bürgermeister, indem er den zitternden Ton der Wuth in den des gewöhnlichen, ernst ruhigen Gleichmuths, der bewußten Würde, der väterlichen Autorität zu verwandeln suchte — „als Warnung für die Zukunft, damit Du Dich nicht mehr unterfängst, Deinem Vater zu predigen und eine unglückliche Nervenaufregung als ein gewisses dunkles Gewissenswehe zu verdächtigen. Deine heuchlerischen Worte haben Dein Innerstes verrathen. Die Rachsucht und Bitterkeit der verletzten, hoffnungslosen Leidenschaft sticht aus jeder Sylbe nach dem, der Dir im Wege steht. Das ist der Dank dafür, daß ich Deine verderblichen, den gesunden, nüchternen Sinn gründlich verderbenden Liebhabereien duldete. O wie kurzsichtig war ich, aber ich werde mein Versehen wieder gut machen. Und was die romantische Liebschaft betrifft, so werde ich ihr noch heute „auf zarte Weise" für immer ein sicheres Ziel setzen. Dein Herr Künstler wird es sich gefallen lassen müssen, seine Directorsstelle früher, als er wünscht, anzutreten. Und allenfallsiger Correspondenz — — —" Ein Anklopfen an der Thüre unterbrach den Bürgermeister.

Er öffnete rasch die Seitenthüre und befahl mit strengem Blicke der Tochter, sich zu entfernen.

Als er hierauf „herein!" sagte, hatte seine Stimme und sein Gesicht wieder vollkommen die ruhige stolze Amtswürde und das herablassende Wohlwollen, wie gewöhnlich, gewonnen.

Hereintrat ein junger Mann, mittlerer Größe, anständig und nach Künstlerart gekleidet. Ebenso geistig-lebendige, als sanfte Augen, gaben seinem weniger schönen als feinen, interessanten Gesichte, in welchem der Zug stillen Ernstes nicht zu verkennen war, etwas ungemein Anziehendes. Ein größerer Gegensatz zwischen Menschengesichtern läßt sich kaum denken, als zwischen dem des Bürgermeisters und Alberts. Dort düstere Verschlossenheit, unsteten Blick, kalten Amtsstolz, den der Zug herablassenden Wohlwollens nur noch mehr hervortreten ließ, wie der Sonnenblick das eisige Winterfeld; hier Aufrichtigkeit, Gemüth, treue, sinnige Augen, und doch männlicher Ernst.

„Sie kommen mir zuvor, Herr Albert," sprach der Bürgermeister zu dem Eingetretenen, indem das Wohlwollen in seinem Gesicht verschwand, wie ein Sonnenstrahl vor einer dunkeln Wolke. „Ich wollte Ihnen eben schreiben, daß Sie sich nicht mehr in mein Haus zu bemühen brauchen. — Doch gut, daß Sie heute etwas früher gekommen sind. Nun können Sie sogleich das rückständige Honorar in Empfang nehmen und quittiren." Der Bürgermeister zog seine Börse aus der Tasche.

Albert, der bei diesen frostigen Worten mitten im Zimmer wie erstarrt stehen blieb, stammelte verlegen: „Herr Bürgermeister, darf ich um Aufschluß bitten —"

„Diese sonderbare Bitte," erwiderte der Bürgermeister mit verächtlichem Blicke, „läßt mich vermuthen, daß Sie sich verstellen wollen. Aber ich sage Ihnen, Ihre Rolle ist ausgespielt. Das Bild romantischer Liebschaft, das Sie in Gemeinschaft mit meiner Tochter in lebenstreuen Farben malen und womit Sie den Vater eines Tages überraschen wollten, ist leider vor der Hand rauher Wirklichkeit, der rechtschaffenen, nüchternen Prosa des Lebens in seinem Beginne schon zerstört — man hat Ihnen in die Karte gesehen."

„Ich spiele nie Karte," entgegnete Albert, indem er mit dem festen Blick eines reinen Gewissens dem Bürgermeister ins Auge sah, „weder im buchstäblichen noch im bildlichen Sinne. Aus Ihren gereizten Worten errathe ich, daß Sie auf irgend eine Weise mit meiner herzlichen Neigung für Ihre Tochter bekannt geworden sind."

„Wie fatal!" fiel ihm der Bürgermeister in die Rede.

„Es ist meine Pflicht, Herr Bürgermeister," fuhr Albert mit fester Stimme fort, „Ihnen Alles aufrichtig zu sagen, um Ihren Zorn zu beschwichtigen und mich von dem Verdachte, als hätte ich hinter Ihrem Rücken ein trügerisches Spiel spielen wollen, zu reinigen. Ich fragte deßhalb auf die zarteste Weise bei Fräulein Elisabeth an, ob ich von ihrer Seite auf Erfüllung meiner Wünsche hoffen dürfe, um im entgegengesetzten Falle jeden Gedanken an die Bewerbung um ihre Hand still aufgeben zu können. Im günstigen Falle wäre mein erster Gang zu Ihnen gewesen. Ihren Willen haben Sie mir unzweideutig kund gegeben. Ohne Ihre Zustimmung darf und will ich nichts hoffen; die innige Liebe zu Ihrer edeln Tochter bleibt nun still in meinem Herzen verschlossen."

„Ich muß gestehen, Herr Albert," sagte der Bürgermeister ironisch, „Sie sind allerdings recht zart, d. h. klug und vorsichtig, zu Werke gegangen. Ich kenne das. Ist die Tochter verliebt, so muß der Alte u. s. w. Das Ende des thränenreichen Schauspiels ist die Heirath — und die reiche Erbschaft. Da Sie in meinem Hause nie Aussicht auf Erfolg haben, so wird es in Ihrem eigenen Interesse liegen, wenn ich es Ihnen hiermit ernstlich verbiete, damit Ihre im Herzen still verschlossene Liebe nicht mehr in Versuchung kommt, auf's Neue nach der zu hoch hängenden Frucht sich gelüsten zu lassen."

„Herr Bürgermeister," entgegnete Albert, indem er sich bemühte, seinen ruhigen Ernst zu bewahren, „mögen Sie kurz und bestimmt meine Hoffnung für immer vernichten, ja meine Wünsche für schwärmerische Anmaßung erklären, aber nichts berechtigt Sie, denselben gemeine Absichten unterzuschieben oder gar einen ehrlichen Mann zu verspotten. Leben Sie wohl!"

Albert hatte schon die Thüre geöffnet.

Da sprach der Bürgermeister mit lauter, scharfer Betonung: „Noch eins — Herr Albert. Um Ihnen die Entsagung und die Verzichtung auf den Besuch meines Hauses leichter zu machen, muß ich Ihnen noch mittheilen, daß meine Tochter mit Entrüstung und Abscheu Ihren Liebesbrief las und Ihnen schreiben wollte, daß dieser freche Antrag eines Proletariers für sie die größte Beleidigung sei. Sie sehen also, daß jeder Versuch zur Wiederanknüpfung einer geheimen Liebescorrespondenz beleidigende Ausdringlichkeit wäre."

Albert, vom Zorn verletzten Ehrgefühls übermannt, wandte sich mit schnellem Schritte um und rief: „Einer solchen rohen Unwürdigkeit ist Ihre edle Tochter nicht fähig. Sie beschimpfen sich selbst damit, nicht mich. Nur gemeinem Sinn kann meine Kunst Proletarierarbeit sein. Der ungerechte Mammon scheint Ihnen alle Bildung und Religion ersetzen zu sollen. Es kommt eine Zeit, wo Sie's inne werden, daß er ein treuloser Freund ist, wo er Sie nicht mehr zu trösten vermag!"

„Nun gut, Herr Albert, ich werde Ihn für seine Moralpredigt angemessen belohnen!" schrie der Bürgermeister dem Davoneilenden nach.

Albert hörte kaum mehr die Drohung. Ihm schwindelte vor den Augen, als er von der hintengelegenen Wohnstube durch die lange, düstere Hausflur wie ein Flüchtiger eilte. So voll Wehe war sein Herz. Das zum Weinen neigende Gefühl tiefer Wehmuth, wie Einer, der vom Grabe seiner schönsten Hoffnungen kommt, und der brennende Schmerz verletzten Ehrgefühls, wie Einer, den die Welt als ehrlos verstoßte, stritten um die

Herrschaft in seinem Herzen, rissen es, wie wilde Fluthen das leichte Schifflein, widerstandslos von Tiefe zu Tiefe.

(Fortsetzung folgt.)

Chronologische Uebersicht der denkwürdigen Tage des Sommers 1866.

14. Juni. Bundesbeschluß der Mobilisirung der Bundesarmee gegen Preußen.

15. Juni. Ultimatum von Preußen an Sachsen, Hannover und Kurhessen.

16. Juni. Einmarsch der Preußen in Sachsen, Hannover und Kurhessen.

18. Juni. Besetzung von Dresden durch die Preußen.

24. Juni. Schlacht bei Custozza zwischen den Oesterreichern unter Erzherzog Albrecht und den Italienern unter General Lamarmora.

24. Juni. Besetzung von Reichenberg in Böhmen durch die 1. preußische Armee unter Prinz Friedrich Carl.

26. Juni. Gefecht bei Liebenau (Turnau) zwischen dem preußischen 4. Armeecorps und dem österreichischen 1. Armeecorps.

26. Juni. Gefecht bei Podol zwischen der 8. preußischen Division (Horn) und der österreichischen Brigade Poschacher (eiserne Brigade.)

27. Juni. Gefecht bei Hühnerwasser zwischen der preußischen Elbarmee (General von Herwarth) und den Oesterreichern unter Clam-Gallas.

27. Juni. Gefecht bei Wysokow (Nachod) zwischen der preußischen 2. Armee (4. Armeecorps unter Steinmetz) und dem 6. österreichischen Armeecorps (Feldmarschalllieutenant Ramming.)

27. Juni. Gefecht des preußischen 1. Armeecorps unter Bonin gegen das österreichische 10. Armeecorps (Gablenz) bei Trautenau.

27. Juni. Gefecht bei Langensalza zwischen den Preußen unter General v. Fließ und den Hannoveranern unter General v. Arentsschild.

28. Juni. Gefecht bei Münchengrätz zwischen der preußischen Elbarmee und dem österreichischen 1. Armeecorps.

28. Juni. Erstürmung des Passes bei Podkost (unweit Gitschin) durch die Preußen (2. Armeecorps.)

28. Juni. Gefecht bei Skaliz zwischen dem preußischen 5. Armeecorps und dem österreichischen 6. und 8. Armeecorps unter Erzherzog Leopold.

28. Juni. Gefecht bei Soor, Burkersdorf und Trautenau zwischen dem preußischen Gardecorps und dem österreichischen 10. Armeecorps.

28. Juni. Capitulation der Hannoveraner bei Langensalza.

29. Juni. Waffenniederlegung der hannoverânischen Armee.

29. Juni. Gefecht bei Gitschin zwischen dem preußischen 2. und 3. Armeecorps und den Oesterreichern und Sachsen unter Clam-Gallas.

29. Juni. Gefecht bei Königinhof zwischen den preußischen Garden und dem österreichischen 2. und 10. Armeecorps.

29. Juni. Gefecht bei Jaromier zwischen dem preußischen 5. Armeecorps und dem österreichischen 4. Armeecorps.

30. Juni. Gefecht bei Schweinschädel zwischen dem preußischen 6. Armeecorps und dem österreichischen 4. Armeecorps.

30. Juni. Gefecht bei Gradlitz bei Königinhof zwischen dem preußischen Gardecorps und dem österreichischen 2. Armeecorps.

3. Juli. Schlacht bei Königgrätz.

3. Juli. Gefecht bei Dermbach und Wiesenthal zwischen der preußischen Mainarmee unter General von Falkenstein und den Bayern unter Prinz Carl.

4. Juli. Gefecht bei Roßdorf zwischen denselben.

4. Juli. Gefecht der bayerischen Reservecavallerie bei Hünfeld.

5. Juli. Panique der bayerischen Reservecavallerie bei Gersfeld.

8 Juli. Einzug der Preußen in Prag.

10. Juli. Gefecht bei Kissingen und Hammelburg zwischen der preußischen Mainarmee und den Bayern.

12. Juli. Einzug der Preußen in Brünn.

13. Juli. Gefecht bei Frohnhofen (Laufach-Weiler) zwischen der preußischen Division Göben und den Hessen unter General. v. Perglas.

14. Juli. Gefecht bei Aschaffenburg zwischen der preußischen Division Göben und der österreichischen Brigade Hahn.

15. Juli. Gefecht bei Tobitschau unweit Ollmütz zwischen dem preußischen 1. Armeecorps und den Oesterreichern unter Benedek.

16. Juli. Besetzung von Frankfurt durch die Preußen.

17. Juli. Eine Abtheilung der preußischen Armee geht bei Horbitz über die March auf ungarischen Boden über.

18. Juli. Besetzung Wiesbadens und Darmstadts durch die Preußen.

20. Juli. Seeschlacht von Lissa.

21. Juli. Verabredung einer Waffenruhe zwischen den Oesterreichern und Preußen, beginnend vom 22. Juli 12 Uhr an.

22. Juli. Gefecht bei Blumenau unweit Preßburg zwischen dem preußischen 4. Armmeecorps und dem österreichischen 2. Armeecorps.

23. Juli. Gefecht bei Hundheim zwischen der preußischen Mainarmee (Division Fließ) und der badischen Division.

24. Juli. Gefecht bei Werbach zwischen der oldenburgisch-hanseatischen Brigade der preußischen Mainarmee und der badischen Division.

24. Juli. Gefecht bei Tauberbischofsheim zwischen der preußischen Mainarmee (Brigade Wrangel der Division Göben) und der württembergischen Division.

25. Juli. Gefecht bei Gerchsheim zwischen dem 8. Bundesarmeecorps (Oesterreicher, Nassauer und Badenser) und der Division Göben.

25. Juli. Gefecht bei Helmstadt zwischen der preußischen Division Beier und den Bayern.

26. Juli. Gefecht bei Roßbrunn, Waldbüttelbrunn und Hettstädt zwischen den preußischen Divisionen Beier und Fließ und den Bayern.

26. Juli. Abschluß des Präliminarfriedensvertrages zwischen Oesterreich und Preußen in Nikolsburg.

27. Juli. Beschießung der Feste Marienburg bei Würzburg durch die preußische Division Göben.

27. Juli. Abschluß des Waffenstillstandes vom 2. August an beginnend, zwischen Preußen und Bayern in Nikolsburg.

28. Juli. Besetzung von Baireuth durch das preußische 2. Reservearmeecorps unter dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin.

29. Juli. Gefecht bei Seybottenreuth zwischen dem preußischen 2. Reservearmeecorps und dem 4. Bataillon des bayerischen Leibregiments.

29. Juli. Waffenstillstandsabschluß zwischen dem preußischen General v. Manteuffel und dem Großherzog von Baden.

29. Juli. Waffenruhe zwischen der preußischen Mainarmee und der bayerischen Hauptarmee.

31. Juli. Besetzung Nürnbergs durch die Preußen.

1. August. Waffenstillstand zwischen Preußen und Württemberg und dem Großherzogthum Hessen.

10 August. Beginn der Friedensverhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich zu Prag.

13. August. Friedensvertrag zwischen Württemberg und Preußen.

17. August. Friedensvertrag zwischen Preußen und Baden.

22. August. Friedensvertrag zwischen Preußen und Bayern.

23. August. Definitiver Friedensabschluß zu Prag zwischen Oesterreich und Preußen.

24. August. Auflösung des Bundestags.

3. September. Friedensvertrag zwischen Hessen und Preußen.

3. Oktober. Friedensvertrag zwischen Oesterreich und Italien.

Verschiedenes.

Für Feinschmecker. Dr. Schneider schreibt in Siebenhaars „Magazin für Staatsarzneikunde“: Die Maikäfersuppe wird so bereitet, wie jene der Krebse. Die Käfer, von welchen man dreißig Stück auf die Portion rechnet, werden, so wie sie gefangen sind, gewaschen, dann in einem Mörser zerstoßen, in heißer Butter hart geröstet und in Fleischbrühe aufgekocht, fein durchgeseiht und über gerösteten Weckschnitten angerichtet. Ist die Fleischbrühe auch schlecht, so wird sie doch durch die Kraft der Käfer wirklich vorzüglich und eine gut bereitete Maikäfersuppe ist schmackhafter, besser und kräftiger, wie eine Krebssuppe; ihr Geruch ist angenehm, ihre Farbe bräunlich, wie die der Maikäferflügel; auch ohne Fleischbrühe, blos mit Wasser aufgekocht, geben die nach obiger Vorschrift zubereiteten Maikäfer eine gute und kräftige Suppe. Man nehme aber keine Käfer von Eichen, weil diese einen zusammenziehenden Beigeschmack haben. Es ist ein Irrthum, den Maikäfern eine aufregende Eigenschaft beizulegen; sie sind blos ernährend. In Conditoreien ißt man überzuckerte Maikäfer und kandirt ißt man sie an den Tafeln der Reichen zum Nachtisch; die Hühner werden mit ihnen ohne Nachtheil gefüttert. Jedermann, dem eine solche Maikäfersuppe ohne Auskunft über deren Bestandtheile vorgesetzt wurde, aß dieselbe mit dem größten Appetite. Will man täuschen, so thut man zu dieser Suppe einige Krebse; ihre Farbe wird alsdann roth und sie passirt als eine vortreffliche Krebssuppe, besonders wenn sich in derselben noch einige Krebsschwänze befinden.

Der Sultan wird bei seinem Aufenthalte in Paris, so gut es sich eben thun läßt, den Gebräuchen seines Landes gemäß leben. Seine Waschungen wird er nur mit Nilwasser machen. Man hat eine große Quantität nach Paris kommen lassen und in einem Bassin des Elysée aufbewahrt. In dem Eßsaale des Sultans ist ein Mucharabi, eine Art von Schirm, aufgestellt. Derselbe ist mit Hunderten von Löchern versehen, was dem Sultan gestattet, seine Gäste zu sehen und mit ihnen zu sprechen, ohne gesehen zu werden.

In Thun bei Bern ging am 22. v. Mts. ein 17jähriger Oekonomensohn auf den eidgenössischen Artillerie-Exerzierplatz, um gegen das Verbot Kanonenkugeln zu suchen, fand auch wirklich eine Shrapnell-Kugel, die beim Aufschlagen nicht explodirt war, trug sie nach Hause und machte sich in Gegenwart seines Vaters daran, die Zündschraube herauszubohren, um den Inhalt zu verwerthen. Durch dieses Bewegen der Schraube entzündete sich die Sprengmasse und die Kugel explodirte. Dem Sohn, welcher wahrscheinlich die Kugel zwischen den Knieen hielt, wurden beide Beine weggerissen; dem Vater drang ein Sprengstück unter dem rechten Arm in die Brust und tödtete ihn augenblicklich. Der verstümmelte junge Mann verschied etwa 20 Minuten später. Alle Fenster der Wohnung sind zertrümmert, Wände, Ofen und Stubendecke zerrissen.

Auf der Chaussee zwischen Heerdt und Oberkassel wurde am 25. Morgens eine seltene Erscheinung bemerkt. Die Landstraße war nämlich mit kleinen Häuserschnecken dicht bedeckt. Dieselben gehörten zu einer dort unbekannten Spezies und sind vermuthlich mit dem Regen zu Boden gekommen.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 55. Donnerstag, den 11. Juli 1867.

* Verbrechen und Liebe.

Von Ch. Böhmer.

(Fortsetzung.)

Da siehe! was ist das? Eine Thüre in der Mitte des Ganges ist halb geöffnet; in der Oeffnung steht, die Klinke mit der linken Hand fassend, wie zum eiligen Rückzug gerüstet, Elisabeth. Sie winkte dem Maler, dessen Brust sich ein Schrei der Ueberraschung entringen wollte, stille zu sein und näher zu treten.

»Albert,« flüsterte sie, »ich kann Sie nicht scheiden lassen, ohne gewiß zu sein, daß keinerlei Verdacht gegen mich in Ihrem Gemüthe zurückbleibt, als hätte ich mich vielleicht doch der Rohheit und Undankbarkeit gegen Sie schuldig gemacht, die mein Vater eben mir andichtete.«

»O theure Elisabeth,« erwiderte Albert, »der wie ein selig Träumender ihr in die offenen, treuen Augen schaute, mit möglichst leiser Stimme — »davon haftet nichts in meinem Gemüth; Ihr Bild darin ist unbefleckt. — Gestatten Sie mir, theuerste Elisabeth, diesen flüchtigen kostbaren Augenblick, der wohl nie wiederkehrt, auch zu meiner Beruhigung zu benützen. Ist es Ihnen leid, daß meine bescheidene Anfrage an Sie vom Vater also beantwortet wurde? Hätten Sie mir gerne eine andere Antwort gegeben? Hätte ihr Herz eingewilligt? Mein Herz sagt Ja! — oder hätte ich mich getäuscht?"

„Lieber Albert,« flüsterte das Mädchen mit kaum vernehmbarer, zitternder Stimme, »was könnte Ihnen das jetzt noch nützen? — Unterwerfen Sie sich dem Willen des Herrn. — Ja, Sein heiliger Wille geschehe!«

»Und doch,« sagte Albert, und sein Wort begleitete ein flehender, herzerweichender Blick, »nützt es mir viel, unendlich viel. Die Gewißheit, von Ihnen geliebt zu sein, verwandelt meinen unruhevollen Schmerz in eine süße wehmüthige Erinnerung; es wird mir leichter, mich in den Willen Gottes zu ergeben.«

In der Wohnstube ging der Bürgermeister auf die Thüre zu.

»Ich bitte lieber Albert, eilen Sie,« flüsterte mit fast athemloser Angst und Hast das arme Mädchen, indem Thränen über ihre bleichen Wangen rollten und sie dem wie eingewurzelt stehenden, entzückten Unglücklichen die rechte Hand reichte. — »Das Gebet und der Segen meiner Liebe begleitet Sie. Verzeihen Sie meinem Vater!«

»Dank, Engel!« Die Thüre schloß sich, aber ihr Bild mit dem von unaussprechlich inniger Liebe beseelten Abschiedsblicke nahm er tief im Herzen mit hinweg. Vor ihm waren, wie die Nebel vor der Sonne, die wildwogenden Gefühle verschwunden. Erquickender Friede wehte durch seine Seele, wie durch die Flur nach einem schweren Gewitter. Es war ihm, als hätte er seine Verlobung gefeiert, als wäre es ihm unzweifelhaft gewiß, Gott selbst habe seinen Herzensbund mit Elisabeth, als im Himmel geschlossen, gesegnet, und alle Hindernisse werde er bald aus dem Wege räumen. Und selbst der Gedanke an die Drohung des Bürgermeisters, der ihn bei ruhigem Nachdenken ängstigen wollte, konnte nicht lange die Zuversicht und den Frieden seiner Seele stören.

3.

Und doch stand er mit bang klopfendem Herzen einige Wochen nach dem Tage seines tiefsten Leids und seines höchsten Glückes vor den Schranken des Stadtgerichts. Er war der Beleidigung und Ehrenkränkung des Bürgermeisters in dessen Wohnung angeklagt. Es drohte ihm entehrende Gefängnißstrafe. Er konnte sich denken, daß der Bürgermeister die Sache im schlimmsten Lichte dargestellt hatte. Aber durch seine Seele tönte das Wort seiner Elisabeth: das Gebet und der Segen meiner Liebe begleitet Sie. Das erfüllte ihn wieder mit Ruhe und freudigem Muthe. Hatte er auch nach seiner innigsten Ueberzeugung dem Bürgermeister die Wahrheit gesagt, so wollte er es doch vor dem Gerichte bekennen, wie er es schon im Stillen vor seinem Gott bekannt hatte, daß es ihm leid thue, in der Hitze beleidigende Ausdrücke gebraucht zu haben; die Folgen wollte er dann getrost Gott anheimstellen. So harrte er denn, wenn auch klopfenden Herzens, doch getrosten Muthes, mit der stillen Hoffnung auf ein gutes Ende des Augenblicks, wo die Verhandlung beginnen sollte. Ein zahlreiches Publikum hatte sich eingefunden, theils aus Mitleid und Theilnahme für den vielbeliebten, treuherzigen Maler, theils aus Neugierde, ob wirklich und wie der stille, sanfte junge Mann den Bürgermeister beleidigt habe, was jedenfalls nicht geschehen wäre, wenn nicht irgend eine geheime Geschichte zu Grunde läge. Auch an solchen fehlte es nicht, welche sich herzlich darüber freuten, daß dem geizigen, stolzen Bürgermeister einmal recht die Wahrheit gesagt worden war, und hofften natürlich, daß bei der Verhandlung die Worte Alberts

vorkommen würden. Daß die schöne, ernste Tochter des Bürgermeisters eine Hauptrolle in dieser Geschichte spiele, daß die Wachsamkeit des alten „Cerberus," wie einige stille Verehrer den Alten nannten, dem stundegebenden, interessanten Maler gegenüber durch erfinderische Liebe vereitelt worden und daraus ein romantischer Conflict erwachsen sei, der die fragliche Scene zwischen beiden herbeigeführt habe — das vermutheten natürlich die phantasiereichen unter den Jünglingen. So wartet denn Alles in größter Spannung der Dinge, die da kommen würden.

Der Richter hinter dem Gerichtstische dort ist ein schon etwas bejahrter Mann mit ernstem Gesichte, ohne den abstoßenden, frostigen Zug des Beamtenstolzes. Albert hatte einen Kunstliebhaber in ihm kennen gelernt und sich schon mehrmals mit ihm über dies und jenes Meisterwerk der Malerei unterhalten, wobei sein idealer Sinn und sein warmfühlendes Herz den jungen Künstler mit aufrichtiger Hochachtung, Liebe und Vertrauen zu ihm erfüllte. Albert war zwar weit entfernt, auf diese Bekanntschaft, ja Freundschaft die Hoffnung einer günstigen Entscheidung zu gründen, da er den Richter als einen in seinem Amte streng gewissenhaften Mann kannte; aber er durfte doch überzeugt sein, daß die Kenntniß seines Charakters nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die Beurtheilung des Thatbestandes sein werde. Es versteht sich, daß dieser Gedanke nicht wenig zu seinem ruhigen Vertrauen und freudigen Muthe beitrug.

Seitwärts zwischen dem Gerichtstische und dem Auditorium stand der Bürgermeister mit übereinandergeschlagenen Armen. Als Albert in den Saal trat, warf er einen finstern Blick auf ihn. Dann sah er den Verklagten nicht mehr an, sondern bohrte sein Gesicht mit der gewöhnlichen gemessenen Amtswürde dem Richter zu. Aber so ruhig war es in seinem Gemüthe nicht; je mehr er sich zur äußern Ruhe zwang, desto wilder loderte in ihm der Haß gegen den, der mit unerhörter Rücksichtslosigkeit ihm die Wahrheit gesagt hatte.

Vergebens hatte Elisabeth einige Tage nach dem traurigen Vorfall, vom Gedanken an die möglichen entehrenden Folgen für Albert geängstigt, den Versuch gewagt, ihren Vater zu bitten, die Sache auf sich beruhen zu lassen, da ja Niemand etwas davon wisse, also seine Ehre vor der Welt nicht gekränkt sei, durch die gerichtliche Verhandlung aber leicht ein öffentlicher Scandal daraus entstehen könnte. Aber sie hatte Oel ins Feuer gegossen. „Das wagst Du, ehrlose Tochter!" schrie er. „Kein Wort mehr — sonst — Du fürchtest wohl mit Recht, daß Dein Buhle in der Herberge einquartirt wird, wo er freies Logis und Kost hat. Auch irrst Du nicht, wenn Du fürchtest, daß er per Extrapost, d. h. Schub, in seine Heimath spedirt wird, wenn er nämlich überhaupt eine hat. Geh und komm mir nicht mehr vor die Augen, bis ich Dich rufe!"

Elisabeth ging in ihre Stube und flüchtete an das Herz des bewährten Freundes ihrer Einsamkeit, der ihr schon aus so vielen Nöthen geholfen. Er gab ihr auch diesmal solche Ruhe und freudige Zuversicht ins Herz, daß die quälende Angst kaum noch wie ein flüchtiger Schatten durch ihr Gemüth zog.

Die Verhandlung begann. Albert wurde vor die Schranken des Gerichts gerufen. Das ernste Auge des Richters ruhte mit einem unverkennbaren Anfluge von Mitleid auf dem jungen Manne, dessen geistvolles Gesicht die Gluth der Scham röthete, während sein Blick frei und offen dem des Richters begegnete. Der Bürgermeister stand regungslos wie eine Bildsäule.

„Wie heißen Sie?" fragte der Richter.

„Als Maler," antwortete Albert mit etwas zitternder Stimme, „nenne ich mich Wilhelm Albert."

„Als Maler?" fragte der Richter etwas stutzend. „Geben Sie Ihren Vor- und Familiennamen vollständig an."

„Wenn es sein muß, Herr Richter, von Herzen gern."

„Aha," murmelte der Bürgermeister halblaut, „ich irrte nicht, ich kannte den Vogel an den Federn — ein Zugvogel, Vagabund, Lumpacius, der gerne seinen wahren Namen verheimlicht! — —"

„Ich ersuche Sie, Herr Albert," sagte der Richter mit ermuthigender Höflichkeit, einen Seitenblick auf den Kläger werfend, „uns über dieses „Muß" aufzuklären, da das Protokoll auch den Verdacht ausspricht, daß Sie ein heimathloser Vagabund seien."

Dem jungen Manne trat eine Thräne ins Auge. Eine Flamme schlug aus seinem Gesicht. Aber es war schnell vorüber. Er hatte sich gefaßt in einem heiligen Doppeltgedanken: Fest, wenn auch mit weicherer Stimme, sprach er:

„Ich brauche mich des ehrlichen Namens meines Vaters nicht zu schämen. Aber da an diesen Namen die Erinnerung einer furchtbaren Katastrophe unserer Familie sich knüpft und eines schweren Nerven- und Gemüthsleidens, das mir dieselbe brachte und dessen Folgen sehr sensible Nerven sind, so suche ich, um der erschütternden Erinnerung zu entgehen, die Nennung meines Familiennamens möglichst zu vermeiden." Albert schwieg einen Augenblick, offenbar, um Kraft zu sammeln. Der Richter horchte hoch auf. Todenstill war's im ganzen Saal. Alles lauschte fast mit zurückgehaltenem Athem, um kein Wort zu verlieren.

Der Bürgermeister aber murmelte wieder mit einem boshaften Blicke auf Albert: „wirklich ein Meister in seinem Fach! Schön ausgedacht!"

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche.

Mußt Du verpflichtet sein, so sei's dem Ehrenmann;
Denn schwer ist danken Dem, den man nicht ehren kann.

Ueber die Hinrichtung Maximilian's

entnimmt die K. Ztg. dem Pariser »Figaro« folgenden Bericht, den die in Queretaro erscheinende »Esperanza« veröffentlicht hat:

Wir müssen zuerst den Verzug von 34 Tagen erklären, welcher die öffentliche Meinung in einem so hohen Grade erregte. Der erste Kurier, welcher die Nachricht von der Gefangennahme Maximilian's überbrachte, traf erst am 19. in San Luis ein. Die Befehle des Präsidenten kamen am 22. hier an, und man bedeutete dem Kaiser, daß er vor dem Kriegsgerichte zu erscheinen habe. Derselbe protestirte schriftlich. Er verlangte von der Notabeln-Kammer gerichtet zu werden, welche ihn auf den Thron berufen. Man suspendirte den Prozeß und sandte dem Präsidenten den Brief des Kaisers mit den saisirten Papieren. Die Antwort traf erst am 30. ein. Es war eine Weigerung, darauf basirt, daß die Notabeln-Kammer nicht vom Chef der Republik zusammenberufen worden sei; der Präsident, von einem lobenswerthen Gefühle beseelt, bot dem Kaiser das Leben an, wenn er schwören würde, niemals mehr den mexicanischen Boden zu betreten und mit dieser Erklärung seine Abdankung unterzeichnen würde. Maximilian nahm ohne Zaudern und mündlich diese doppelte Bedingung an, wenn zugleich mit ihm die Offiziere und Soldaten, welche mit ihm gewesen, freigegeben würden. Das Schicksal Castillo's und Avellano's war ihm damals noch unbekannt. Man gewährte auch diese Forderung, sie war jedoch die Ursache zu neuen Unterhandlungen, welche kein Resultat lieferten. Das Kriegsgericht versammelte sich in geheimer Sitzung am 11. unter der Präsidentschaft des Generals Corona, dem die Generale Escobedo, Martinez, Ruiz, Negrete und zwei Obersten assistirten. Die drei Angeklagten wurden vor das Tribunal geführt. Maximilian verweigerte einen jeden Vertheidiger; Mejia und Miramon wählten Einen für sich Beide. Wir konnten keine Einzelheiten über die Sitzung erhalten, die nur eine kleine Stunde dauerte. Die Verurtheilung, welche am nämlichen Tage abging, kam erst am 18. Morgens zurück; man versicherte, daß der Präsident zur Milde hinneigte, daß unser Minister in Washington, Romero, mit seiner Meinung aber durchdrang und den Befehl zur Hinrichtung durchsetzte, obgleich man die schwache Majorität geltend machte, welche den Spruch consecrirt hatte. Sobald der General Corona das nothwendige Aktenstück erhalten, gab er den drei Gefangenen Kenntniß von demselben. Diese legten kein Erstaunen an den Tag, da man ihnen nicht länger das Schicksal der Uebrigen hatte verbergen können. Maximilian beschränkte sich darauf, zu verlangen, daß man sie bis zur letzten Stunde zusammen lasse, was auch bewilligt wurde. Man brachte sie nach dem ehemaligen Kloster, welches den Franzosen als Spital gedient hatte, weil das Stockwerk gleicher Erde bequem und geräumig war. Der Altar — es war die Todtencapelle — wurde im Hintergrunde des Gefängnisses aufgestellt. Die Schildwachen erhielten Befehl, jeden niederzuschießen, welcher ohne eine Ermächtigung des Capitäns Gonzalez ein- oder ausgehen würde. Uebrigens ließ man Niemand zu, als den Abbé Fischer, Caplan und Beichtvater Maximilians. Ein wenig später kam der Bischof von Queretaro, um seine geistlichen Dienste anzubieten, welche die Gefangenen nach einer kurzen Berathung unter sich annahmen. Die Nacht verging in Unterredungen mit leiser Stimme; sie beichteten. Miramon litt stark an seiner Wunde am Auge, welche er mit frischem Wasser kühlte. Mejia verfiel in tiefen Schlaf. Maximilian verlangte Papier und Tinte; es dauerte einige Zeit, ehe man solches mitten in der Nacht fand. Er schrieb zwei Briefe, den einen in deutscher Sprache an die Erzherzogin Sophie, seine Mutter, den zweiten an seine Frau. Er übergab sie beide dem Bischof mit der Bitte, sie an ihre Adresse gelangen zu lassen. Er legte eine Haarlocke bei, welche ihm die Frau eines Kerkermeisters abschnitt, küßte sie und steckte sie in das schon geschlossene Couvert. Gegen vier Uhr wünschte Maximilian die Messe zu hören, die der Bischof las; man weckte Mejia auf und alle Drei nahmen das h. Abendmahl ein. Es scheint, daß nach der Messe der Kaiser lange Zeit auf dem harten Steine knieend verblieb — ein Betstuhl war nicht vorhanden. Er stützte die Augen und Stirn auf seine Hände. Man weiß nicht, ob er betete oder weinte. Miramon war bleich und niedergeschlagen. Mejia war entzückt, man darf nicht vergessen, daß er ein Indianer und daß es ein Ruhm für ihn ist, mit seinem Herrn, wie er sagt, zu sterben. Als es 7 Uhr schlug, vernahm man die Musik der Prozession und der Capitän Gonzalez trat mit den Binden in die Capelle. Miramon ließ sich die Augen verbinden, ohne die geringste Bewegung zu machen. Mejia weigerte sich dies zu thun, und als nun der Capitän versuchen wollte, seinen Widerstand zu brechen, sagte der Bischof einige leise Worte dem General, worauf er sich ruhig die Augen verbinden ließ. Der Kaiser aber erklärte, daß er solches nicht dulden werde. Gonzalez zögerte einen Augenblick, grüßte dann den Kaiser und stellte sich an die Spitze der Escorte. Die Prozession setzte sich in Marsch. Der Weg war mit einer Schwadron Lanciers bedeckt, dann kam die Musik, einen Trauermarsch spielend. Ein Bataillon Infanterie, das Gewehr im Arm, in zwei Reihen, jede vier Mann hoch, bildete das Spalier.

Als der Zug die große Spitalpforte erreichte, sagte Mejia sehr laut: »Sire, geben Sie uns zum letzten Male ein Beispiel von Ihrem edlen Muthe; wir folgen den Schritten Ew. Majestät.“

In dem Augenblicke zogen die Franziskaner vorüber; die beiden ersten trugen das Kreuz und das geweihte Wasser, die übrigen hielten Kerzen. Je-

der von den drei Särgen ward von einer Gruppe von vier Indianern getragen; hinterher folgten die drei schwarzen Hinrichtungskreuze nebst den Bänken. Capitän Gonzalez gab nunmehr Maximilian ein Zeichen, auszusteigen. Der Kaiser näherte sich muthig mit den zu den beiden Generalen gesprochenen Worten: „Vamos nos á la liberdad!“ — Die Prozession bewegte sich langsam die Straße nach dem Kirchhofe hinan, indem sie über die Aquaductstraße hinten an der Kirche vorbeischritt. Bald beherrschte der Zug die ganze Ebene, und von unten aus gesehen, war der Anblick höchst imposant.

Voran schritt der Kaiser, zu seiner Rechten der Abbé Fischer, zu seiner Linken der Bischof. Hintendrein folgte, unterstützt von zwei Franziskanern, die ihm den Arm gaben, Miramon und Mejia zwischen den beiden Priestern von Santa-Cruz.

Als man den Gipfel des Hügels erreicht hatte, sah Maximilian starr die aufgehende Sonne an. Dann zog er seine Uhr und ließ eine Feder spielen, welche das überaus verkleinerte Porträt der Kaiserin Charlotte verbarg. Er drückte es an die Lippen und sagte, indem er dem Abbé Fischer die Kette reichte: „Ueberbringen Sie dieses Andenken meiner vielgeliebten Gattin in Europa, und sollte dieselbe Sie jemals verstehen können, so sagen Sie ihr, daß meine Augen sich schließen mit ihrem Bildnisse, das ich mit nach Oben nehme.“

Man hatte eine Stelle unweit der dicken, äußern Kirchhofsmauer erreicht; dumpf zusammen hallten die Sterbeglocken. Nur die Personen vom Zuge waren zugegen, da man der Menge den Weg vertreten hatte, damit sie nicht die Anhöhe hinaneile. Die drei Bänke mit den Plankenkreuzen wurden gegen die Mauer gestellt; die drei commandirten Petotons, je aus fünf Mann nebst zwei Reserve-Unteroffizieren bestehend, näherten sich den Verurtheilten bis auf drei Schritte.

Als der Kaiser die Bewegung der Gewehre bemerkte, meinte er, man stehe im Begriffe, zu feuern, und näherte sich lebhaft seinen beiden Gefährten, die er mit rührender Inbrunst umarmte.

Miramon sank überwältigt auf die Bank nieder, wo er zusammengesunken sitzen blieb; die Franziskaner legten seine Arme kreuzweise übereinander. Mejia erwiderte die Umarmung Maximilians schluchzend mit Worten, die kein Mensch vernommen; dann kreuzte er die Arme über die Brust und blieb aufrecht stehen.

Der Bischof sagte im Nähertreten zu Maximilian: „Sire, geben Sie ganz Mexico in meiner Person den Kuß der Versöhnung; möge Eure Majestät im letzten Augenblicke Alles verzeihen!“

Der Kaiser, innerlich sichtbar erregt, ließ sich umarmen und schwieg. Dann rief er mit starker Stimme:

„Sagen Sie Lopez, daß ich ihm seinen Verrath verzeihe; sagen Sie ganz Mexico, daß ich ihm sein Verbrechen verzeihe!“

Hierauf drückte Se. Maj. dem Abbé Fischer die Hand, und dieser, dem die Stimme den Dienst versagte, fiel dem Kaiser zu Füßen und benetzte dessen Hände, die er küßte, mit seinen Thränen.

Viele von den Umstehenden weinten; Maximilian machte leise seine Hände los und sagte, indem er einen Schritt vorwärts machte, ironisch mit einem schwermüthigen Lächeln zu dem Offizier, der die Hinrichtung commandirte: „A la disposicion de usted.“

In dem Augenblicke, wo auf ein Zeichen mit dem Degen die Gewehre auf seine Brust angelegt wurden, murmelte er einige Worte auf Deutsch, und die krachenden Schüsse hüllten die Zuschauer in eine Rauchwolke. Miramon rollte schwerfällig wie vom Blitz getroffen nieder. Mejia blieb stehen und fuchtelte mit den Armen in der Luft umher; ein Schuß aus nächster Nähe ins Ohr machte seinem Leben ein Ende.

Der Kaiser fiel auf das Kreuz, an welches er sich angelehnt; man hob ihn sofort auf und legte ihn mit den beiden Generalen in den Sarg. Das Begräbniß fand sofort in dem Kirchhofe statt und der Bischof ertheilte die Absolution. . . .

Der General Corona ließ den Bischof rufen und forderte von ihm, daß er ihm die Briefe zustelle. Der an die Erzherzogin Sophie wurde nicht eröffnet; er war an die Mutter des Verurtheilten, und er konnte nichts Gefährliches enthalten. Der an die Kaiserin Charlotte wurde aus ernsten politischen Gründen aufgebrochen und gestattet, dem Sekretär Abschrift davon zu nehmen. Derselbe lautet in der Uebersetzung:

„Meine vielgeliebte Charlotta!

Wenn Gott es zuläßt, daß Du eines Tages genesest und diese Zeilen liest, so wirst Du die ganze Grausamkeit des Schicksals kennen lernen, welches mich ohne Unterbrechung schlägt seit Deiner Abreise nach Europa. Du hast mit Dir mein Glück und meine Seele fortgeführt. Warum habe ich Deine Stimme nicht gehört! — So viele Ereignisse, ach! so viele plötzliche Schläge haben die Fülle meiner Hoffnungen zerstört, so daß der Tod für mich eine glückliche Befreiung und keine Seelenangst ist. Ich werde glorreich fallen, wie ein Soldat, wie ein besiegter König, nicht entehrt. — Wenn Deine Leiden zu heftig sind, wenn Gott Dich bald mit mir vereinigt, so werde ich seine göttliche Hand segnen, welche uns schwer getroffen hat. Adieu, Adieu!

Dein armer Max.“

Die K. Z. bemerkt selber, daß sie dem „Figaro“ die Verantwortlichkeit für diese Erzählung überlassen müsse, die immerhin wahr, aber auch ebenso gut erfunden sein könne.

Räthsel.

Mit l am End, da kann es wachsen;
Mit n am Schluß, ein Städtchen in Sachsen.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 56. Sonntag, den 14. Juli **1867.**

* Verbrechen und Liebe.

Von Ch. Böhmer.

(Fortsetzung.)

Der Maler fuhr fort: „Damit Sie mir glauben, werde ich das berührte Ereigniß kurz erzählen müssen. In meinem 10. Jahre saß ich mit meiner Mutter allein in der Stube. Meine vier kleinern Geschwister schliefen. Mein Vater war am Nachmittage in ein 3 Stunden entferntes Städtchen gegangen, um ein nothgedrungen aufgekündigtes Capital, das, wie meine Mutter mir später mittheilte, das Tuchwaarengeschäft meines Vaters, also auch unsere Familie, vor gänzlichem Untergang retten sollte. Das Gemüth meiner Mutter, das ohnedies schon durch lange schwere Sorgen voll Unruhe war, überfiel auf einmal wegen des ungewöhnlich langen Ausbleibens meines Vaters eine unerträgliche Angst, so daß sie jeden Augenblick aufstand, ans Fenster eilte und mit fieberhafter Spannung hinauslauschte. Ich selbst, von Natur schwächlichen Körpers und weichen Gemüths, wurde am Ende von einer solchen Bangigkeit ergriffen, daß ich weinen mußte. Plötzlich entstand ein Laufen und Rennen auf der Straße, wie von vielen Leuten, als ob ein Brand ausgebrochen sei. Wir eilten erschrocken ans Fenster und hörten die Leute rufen und fragen: „ermordet! ermordet?“ Und dazwischen ward in athemloser Hast immer und immer wieder der Name meines Vaters gerufen. Meine Mutter fiel in Ohnmacht, ich warf mich zitternd an allen Gliedern laut weinend über sie. Bald brachten einige Männer den blutigen Leichnam meines Vaters in unsere Stube. Lassen Sie mich nur noch das Nothwendigste berühren. Mein Vater wurde der eingenommenen bedeutenden Summe beraubt, es wurde uns Alles versteigert, wir waren bettelarm, meine arme Mutter kränkelte und ward nach einem Jahre begraben, ich selbst lag an einer schweren Nervenkrankheit lange im Krankenhaus. Da ich von Kindheit auf eine große Freude am Zeichnen hatte und Anlage dafür zeigte, so nahm mich ein lieber mitleidiger Meister in sein Haus auf und ließ mich dann weiter ausbilden. Aber die verzehrende Angst und der furchtbare Schrecken jener grauenvollen Nacht mit all' den entsetzlichen Folgen hat sich meinem Nerven- und Gemüthsleben so eingedrückt, daß ich noch lange wachend und träumend den Ruf der Leute hörte: „ermordet!“ und immer und immer wieder den Namen meines Vaters, der mein Name ist. Deshalb zog ich in die Ferne und ließ mich um so lieber in diesem abgelegenen Städtchen nieder, um die Bildergallerie des Hrn. Fürsten P. benützen zu können; deshalb vermeide ich auch möglichst die Nennung meines Namens, weil er jedesmal jene schauerliche, erschütternde Erinnerung wach ruft.“

Man kann sich denken, welchen Eindruck diese Erzählung, deren Wahrheit schon das tiefe Ergriffensein des Erzählers über jeden Zweifel erhob, auf die Zuhörer machte. Das Interesse, die innige Theilnahme für den jungen Mann wuchs. Nicht das leiseste Flüstern ließ sich in der Versammlung hören, wie es sonst auf spannende, aufregende Enthüllungen folgte; eine solche Stille herrschte im Saale, als handle es sich hier nicht um einfaches Vergehen, sondern um die Beantwortung jener räthselhaften Frage, welche die Erzählung Alberts in jedem Herzen zurückließ, um die Beantwortung der Frage: wer der ruchlose Mörder sei, der das Glück einer ganzen Familie mit verruchter Hand zertrümmert habe.

Noch immer stand der Bürgermeister regungslos, aber sein glühendes Gesicht war dem Maler zugekehrt, er starrte ihn mit gläsernen Augen an.

Mit der größten Spannung hatte der Richter der Aussage des Verklagten gelauscht. Diese dunkle Episode nahm sein ganzes juristisches Interesse in Anspruch. Er war früher in einer andern Provinz angestellt, mit der Untersuchung einer ähnlichen Geschichte beschäftigt gewesen, ja es schien ihm nicht unwahrscheinlich, daß es die eben erzählte sei. Jene Untersuchung war resultatlos geblieben; auch die äußerste Anstrengung und der größte Scharfsinn hatten die Spur des Mörders nicht entdecken können; auch der Faden eines leisen Verdachtes hatte beim Mangel aller andern Indicien zu keinem Ziele geführt. In diesem ernsten Augenblicke zog jene wirre Geschichte, die ihn einst Tag und Nacht lange Zeit hindurch in Aufregung erhalten hatte, wieder an seinem innern Auge vorüber. Ein unwiderstehlicher Drang erfaßte ihn, den dünnen Faden jenes Verdachtes wieder aufzugreifen; es war ihm, als hätte er eine höhere Weisung empfangen, die gegebene Veranlassung sogleich zu benützen. In der feierlichen, erhebenden Stimmung eines hohen Berufes vergißt man leicht das zunächst liegende Alltagsgeschäft. Da wird der Mensch recht eigentlich zum Organ eines höheres Willens; ein weissagender Zug führt

den Menschen, besonders den berufseifrigen Diener der Gerechtigkeit, oft zur rechten Zeit auf den rechten Weg, den er mit allem Scharfsinn nicht entdeckt hätte.

„Wir sind genügend aufgeklärt über das: »wenn es sein muß« — sprach der Richter, indem er mit einem innig theilnehmenden Blicke den jungen Mann zu trösten und aufzurichten suchte. Aber Sie haben, wahrscheinlich von der allerdings sehr traurigen Erinnerung überwältigt, vergessen, Ihre Namen anzugeben."

„Verzeihen Sie, Herr Richter, — Wilhelm Albert Wullweber ist mein voller Name."

„Woher?"

„Von Dümmschheim."

Der Richter fuhr sich mit der linken Hand über die Stirne, indem er mit der rechten etwas notirte.

„Wunderbar, merkwürdig," sagte er zugleich halblaut, indem seine Gedanken unwillkürlich laut wurden, „es ist die nämliche Geschichte!"

Der bisher unbeweglich dastehende Bürgermeister setzte sich; er blickte bald nach dem Richter, bald nach dem Maler, als werde ihm die Einleitung zu lange. In seinem Blicke zeigte sich große Unruhe; ebenso brachte er Füße und Hände jeden Augenblick in eine andere Stellung und Lage.

„Haben Sie nie gehört, Herr Wullweber," fragte der Richter weiter, „etwa aus dem Munde Ihrer seligen Mutter, ob die Leute oder sie selbst gegen irgend Jemand Verdacht hegte?"

Albert besann sich einen Augenblick, während dessen die Augen des Richters gespannt an seinem Munde hingen.

„Ja, Herr Richter," erwiderte der Gefragte, „ich erinnere mich genau, daß meine Mutter und die Leute, wie sie sagte, eben jenen Mann, bei dem mein Vater das Geld holte, in Verdacht hatten."

„Warum, wissen Sie wohl nicht?"

„Doch," sagte Albert nach kurzem Besinnen, „sie erzählte mir, ein Mann habe später geäußert, er habe Jenen zu derselben Zeit, wo mein Vater ermordet wurde, auf einem wenig betretenen Nebenpfade heimgehen sehen, aber aus Furcht vor ihm, als die gerichtliche Untersuchung im Gange war, es nicht zu sagen gewagt. Die Leute seien ferner in ihrem Verdachte dadurch bestärkt worden, daß derselbe etwa drei Vierteljahr nach dem Morde aus der Gegend verschwunden sei."

Wieder schrieb der Richter mit sichtbarer Hast und Aufregung, indem er weiter fragte:

„Sie wissen wohl nicht, wie der Mann, der die Aeußerung that, hieß?"

„Nein, ich erinnere mich nicht mehr."

Der Bürgermeister hustete und wischte sich mit dem Schnupftuche das Gesicht ab, als ob er vor Ungeduld schwitze.

„Aber," fragte der Richter nach einem flüchtigen scharfen Blick auf den Bürgermeister — „der Name jenes Mannes, auf den der allgemeine Verdacht fiel, wird Ihrem Gedächtniß nicht entschwunden sein?"

Albert sah sinnend vor sich hin. „Der Klang des Namens," sprach er dann, die Hand an die Stirne legend, „tönt mir noch immer durch die Seele. — Aber genau — bestimmt — — doch, ja, jetzt weiß ich ihn wieder — er heißt Michael Gol — Gol — Michael Goldmann!"

Er nannte den Namen so laut und scharf, wie Einer, der nach im Nachdenken, seiner Sache gewiß geworden.

Als der Name Alberts Lippen entflohen war, schrack er zusammen; es fiel ihm ein, woran er früher nie gedacht hatte, daß dies ja auch der Name des Bürgermeisters sei, der ihm als boshafter Feind gegenüber stand — und mit diesem Gedanken stieg eine furchtbare Ahnung in ihm auf und verwandelte die Gluth der Aufregung auf seinen Wangen in Leichenblässe. Wie auf Commando flogen bei der Nennung des Namens die Blicke aller Anwesenden blitzschnell nach einem Ziele, nach dem, der diesen Namen — ob zufällig, wer dachte daran? — trug! Und es war, als drängen sie wie giftige Pfeile ihm ins Herz.

Wie von jähem wildem Schmerz erfaßt oder von einer verborgenen Explosion geschleudert, schnellte er von seinem Sitze empor. Mit immer glühenderem Gesichte und vorgeneigtem Haupte und athemloser Angst hatte er zuletzt an Alberts Mund gehangen. Jetzt war sein Gesicht blutroth, aufgedunsen, die Augen blau unterworfen, drohten aus den Höhlen zu brechen und leuchteten in jenem wilden, unheimlichen, seelenlosen Glanze, der den Wahnsinn verräth. Mit der einen Hand auf sein Herz zeigend, mit der andern gen Himmel, schrie der Unglückliche mit einer Stimme, die der eines Erstickenden nicht unähnlich war:

»Was starrt ihr mich an? Nicht wahr, es steht auf meiner Stirn das Kainszeichen? Ja, da drin brennt's, brennt's schon dreißig Jahre! Nicht länger widersteh' ich dem Zorn des Allmächtigen! Wehe! Es wird Nacht — Seine Hand ist ausgestreckt — das Gericht« — das letz'e Wort erstarb in einem tiefen Schnaufen — und wie von gewaltiger Hand niedergeschmettert, lag er regungslos und starr am Boden.

Von dem furchtbaren Ernste des Augenblicks, von dem Ungeheuern, Ungeahnten, das er brachte und enthüllte, war jeder so ergriffen, so überwältigt, so entsetzt, wie ein Wanderer, dem ein jäher Blitz in der Nacht den schauerlichen Abgrund zeigt, an dessen Rand er steht; Alle standen und saßen wie angewurzelt. Albert hielt sich bebend an der Lehne seines Stuhles.

Der Richter, der während der letzten Aussage Alberts den Bürgermeister fest im Auge behalten, hatte sich zuerst gefaßt und eilte zu dem wie todt Daliegenden. Ihm folgte eilends ein Polizeimann und dann Albert.

„Das ist," sprach der Richter mit feierlichem

Ernste, reiner der Augenblicke im menschlichen Leben, wo wir dem Weltgeist, doch ich will lieber sagen, dem lebendigen Gotte näher sind, als sonst. Wo ein Höherer richtet, hört unser Werk auf. — Doch scheint das Leben noch nicht ganz entwichen. Eilen Sie», mit diesem Worte wendete er sich zu dem Polizeimann, »und rufen Sie den Arzt.«

Albert eilte mit dem Manne hinaus.

»Elisabeth — arme, theuere Elisabeth!« seufzte er, und beim Gedanken an sie überfiel ein neuer, nicht geringerer Schrecken sein Gemüth. Wie, wenn die geschäftige, schadenfrohe Fama ihr plötzlich, unvorbereitet die grausige Botschaft überbrächte? Entsetzliche Folgen! Im Gerichtssaale hatte er nichts mehr zu thun — zu ihr eilte er, und eilte um so mehr, als hinter ihm schon viele der Zuhörer Allen, die ihnen begegneten, mit lauter Stimme das unerhörte Ereigniß mittheilten.

Nach wenigen Minuten kam der Arzt in den Gerichtssaal, untersuchte mit bedenklichen Mienen den Bürgermeister und sagte dann achselzuckend: »Ein Herzschlag! Wir lassen ihm sogleich zur Ader — aber ich fürchte, er wird den dritten Tag nicht überleben.«

Nachdem der Aderlaß geschehen war, befahl der Arzt, den Kranken eilends in seine Wohnung zu tragen; er selbst eilte voraus, um das Nöthige anzuordnen.

(Schluß folgt.)

Ueber die Unglücks-Katastrophe im Kohlenschachte bei Lugau

wird der Berliner »Zukunft« von einem dortigen Bergmanne geschrieben: »Am 1. d. gegen 6 Uhr früh fuhren gegen 100 Mann Bergleute in den Schacht »Neue Fundgrube« hier in Lugau. Da der Schacht 1025 Ellen tief und die Ein- und Ausfahrung auf der »Fahrt« (Leiter) eine sehr beschwerliche ist, wurden die Leute gewöhnlich durch die Maschine in dem Schacht und aus demselben »getrieben«. Dieß geschah auch an dem Montag. Beim Einfahren bemerkten die Leute, daß ein Unglück drohe, den in denn Schachtwänden ließ sich deutlich ein Knistern vernehmen. In der größten Angst baten sie den mitgefahrenen Steiger Krüger, er solle doch sofort wieder ausfahren lassen, was dieser aber als Tyrann nicht that, sondern er schickte nur zwei Zimmerlinge hinaus, welche den Schacht untersuchen und die schadhaften Stellen ausbessern sollten. Aber der Druck der Gebirgsmassen war zu groß und an eine Reparatur nicht mehr zu denken. Schon beim Ausfahren bemerkten die Zimmerlinge, daß sich der Bau »gedrückt« hatte und das Fahrgestelle ging mit knapper Noth durch; aber sie kamen noch glücklich über Tags. Sie beeilten sich, schnell zur Rettung der Zurückgebliebenen wieder einzufahren und ließen noch einen dritten Mann auf der Leiter zum Signalisiren herabgehen. Als aber Beide mit dem Gestelle den Punkt erreichten, wo der Bruch nachher stattfand, blieb dasselbe sitzen; sie ließen zum Hinaufholen signalisiren, doch der Maschinenwärter brachte das Gestelle schon nicht mehr vom Flecke, und inzwischen sahen die Zimmerlinge, wie der Schacht neben, unter und über ihnen zusammenging; sie ergriffen das Seil, an welchem das Gestelle eingehängt war, und arbeiteten sich daran hinauf bis in die Nähe der sechsten Bühne*) wo sie eine Latte erreichten, welche ein in den Fahrschacht führendes Loch verdeckte. Von dort aus nahmen sie ihre Zuflucht in den Fahrschacht. Eine gleiche Gefahr hatte der Signalist, welcher seine Stellung in dem Fahrschacht hatte, zu bestehen. Er sah, wie der Schacht um und neben ihm zusammenbrach, wie ihm ein Tritt der Leiter um den andern unter den Füßen weggerissen ward, und die Möglichkeit der Fahrt in die Tiefe verschwand. In aller Hast konnte er gerade noch das Signalzeug, welches bis zu Tage geht, mit den Händen packen und sich, den Tod stets vor Augen, auf die siebente Bühne retten. Noch schlimmer erging es dem auf der zehnten Bühne sich befindenden Wärter Kolbe; derselbe sah ebenfalls, wie die Holzwände neben ihm verschwanden, Fahrten und Bühnen unter und über ihm wichen, und wie ein Regen von Wandruthen, Fahrten, Pfosten, Erde und Steinen über ihn hereinstürzte. In der größten Todesangst erfaßte er das Steigrohr des Drucksatzes, durch den das Wasser aus dem Schacht geschafft wurde, und glücklich kletterte er darin 48 Ellen in die Höhe, bis er ebenfalls auf die siebente Bühne gelangte. Halb todt stürzte er da hin, und mußte einige Zeit ausruhen, wenn er gleich nicht wußte, ob nicht auch diese Stelle in den Abgrund versenkt würde. Als er sich wieder stark genug fühlte, raffte er seine Kräfte zusammen, und kam auf der Fahrt glücklich über Tags, wie die anderen drei Mann. Doch die armen Unglücklichen, die in der Tiefe des Schachts verweilten, mußten wahrscheinlich bei vollem Bewußtsein sehen, wie sie lebendig begraben wurden. Es ist schwerlich noch Einer am Leben. Am 4. d. wagten es zwei Mann aus Liebe zu ihren Kameraden, sich einhängen zu lassen, um zu sehen, wie tief man eigentlich in den Schacht kommen könne; es gelang ihnen, bis zur 23. Bühne zu kommen. Dort fanden sie, daß der Schacht über und über mit Holz bedeckt war, und es ist leicht möglich, daß er von unten ganz zugesackt ist.

Das Schreien und Jammern der Wittwen und Waisen ist nicht zu beschreiben, und die Herzen der hiesigen Einwohner bluten vor Mitgefühl. — Das Schändliche ist, daß das Unglück durch Habsucht und Fahrlässigkeit herbeigeführt wurde. Schon lange hatten Arbeiter das Schicksal prophezeit; die Schächte waren hier nicht ausgemauert, son-

*) Bühne ist eine Stelle im Schacht, wo man festen Stand nehmen kann. Im Schacht der „Neuen Fundgrube" war alle 16 Ellen eine solche.

dern mit tannenen Holzstämmen, Stamm hart an Stamm, wagerecht ausgekleidet, die mit der Zeit, wenn sie faulen, ausgewechselt werden müssen; doch die Verwaltung hielt es nicht für nöthig, den Arbeitern Gehör zu geben und für ihre Sicherheit zu sorgen. Wehe diesen Ruchlosen! Wann wird der Himmel uns eine bessere Zeit schicken, wo der Arbeiter nicht mehr geopfert wird! Direktor Müller wollte sich vorgestern flüchten, aber er wurde von einer Bergmannsfrau ergriffen; er wollte sich mit Gewalt losreißen; sie rief um Hülfe, Bergleute eilten herzu und übergaben ihn mit Schimpf und Schande der anwesenden Gendarmerie, die ihn auch verhaften mußte. Steiger Kriter hat sich geflüchtet sammt seiner Familie."

Eine strenge Untersuchung ist eingeleitet. Hoffen wir, daß die eingeleitete Untersuchung unparteiisch geführt werde.

Ein Berichterstatter der »Dresdn. Nachr.« erörtert die verschiedenen Arbeiten, die gemacht wurden, um zu den Verschütteten zu gelangen, die aber alle so zeitraubend sind, daß für die Verschütteten keine Hoffnung mehr ist. Zum Schluß sagt der Correspondent: »Die Arretur des Direktors des Schachts seitens der Staatsanwaltschaft hat auf die gesammte Bevölkerung einen guten Eindruck gemacht. Der Gefangene ist nach Chemnitz abgeführt worden; seine Familie hat sich geflüchtet. Man hat schon seit einem Jahre auf den liederlichen Zustand des Schachtes hingewiesen, indessen hat namentlich der Steiger, der mit verschüttet ist, aus Eigennutz auf keine Reparaturen gedrungen. Der Direktor erhält nämlich von jedem zu Tage geförderten »Hunde« Kohlen 5 Pfennige, der Steiger 2 Pfennige Tantième; der verunglückte Steiger hat immer die Reparatur widerrathen, weil dadurch die Förderung der Kohlen etwas unterbrochen worden wäre. Am meisten ist man aber auf ihn deßhalb erbittert, weil er drohte, jedem Bergmann 1 Thaler abzuziehen, der seine Schicht nicht abwarte, sondern, als man Unrath merkte, hinauf wollte. So haben die Zimmerlinge berichtet, welche sich trotz des Verbots des Steigers noch retteten. Nun ruht er wahrscheinlich im gemeinsamen Grabe!

Wie unterm 9. d. aus Lugau gemeldet wird, hat man durch die fortgesetzten Versuche den letzten und unwiderlegbarsten Beweis erhalten, daß der Schacht von unten herauf bis etwa 360 Ellen vollständig gefüllt ist und die Verschütteten demnach als todt zu betrachten sind. An ein Herausholen ihrer Leichen sei vor Zufüllung und Wiederaufmachung des Schachtes nicht zu denken. Die bisherigen Rettungsarbeiten sind in Folge dessen hoffnungslos eingestellt.

Verschiedenes.

Eine originelle Wette. Zu den hervortretenden Tagesfiguren Wiens gehörte der Schwiegersohn des Fürsten Metternich, der ungarische Graf Schandor (Sandor), einer der tollsten Wagehälse seiner Zeit. Der kühnste Reiter, machte er sich kein Gewissen daraus, mit seinem Gaul über den offenen Kram einer erschrockenen Obstfrau und diese selbst wegzusetzen; vor den Maßregeln der Polizei war der Schwiegersohn des mächtigen Premiers ja sicher. Einst schlug er einem andern Cavalier eine sehr namhafte Wette vor, daß er, Graf Schandor, es dahin bringen wolle, an einem öffentlichen Orte arretirt zu werden, ohne sich die geringste ungesetzliche Handlung zu schulden kommen zu lassen. Die Wette wurde angenommen und der nächste Tag zur Ausführung bestimmt. Graf Schandor begab sich in ärmlichen, aber reinlichen Kleidern in eine entfernte Vorstadt und ließ sich im Kaffeehause eine Tasse schwarzen Kaffee geben. Als der Marqueur die Bezahlung verlangte, sah sich der Graf ängstlich um und zog endlich aus dem Stiefel eine Banknote von tausend Gulden, mit der Bitte, ihm herauszugeben. Der Kellner brachte sofort seinem Herrn Nachricht von dem Vorfall, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als dem nebenan wohnenden Polizei-Bezirks-Commissär davon Kunde zu nehmen. Dieser seinerseits ließ schleunigst den „verdächtigen" Fremden durch einen Polizeimann verhaften und vor sein Antlitz führen. — „Wie kommt Er," fragte barsch der Beamte, „zu den tausend Gulden, die Er im Kaffeehaus wechseln lassen wollte?" — „Das geht Sie nichts an, warum lassen Sie mich arretiren?" — „Das wird sich finden! Warum hatte Er das Geld in dem Stiefel stecken?" — „Ist das gesetzlich verboten? Kann nicht Jeder sein Geld aufbewahren, wo er will?" — „Das wird sich finden! Wie heißt Er?" — „Graf Schandor!" — „Ist Er verrückt?" — „Ich nicht, aber Er scheint mir verrückt, daß Er einen Menschen verhaften läßt, der nicht das Geringste verschuldet hat, blos weil er sich im Besitze von tausend Gulden befindet. Begleiten Sie mich in das Palais meines Schwiegervaters, dort wird sich das Weitere finden." — Natürlich kehrte sich die Scene nun um, der zum Tod erschrockene Beamte legte sich auf's Bitten, erhielt natürlich volle Verzeihung, und — Graf Schandor hatte seine namhafte Wette gewonnen.

Räthsel.

Das erste Wort
Steht — am wievielten Ort
Im Einmaleins?
Das zweite findest du auf Flüssen,
Dort steht es fest auf langen Füßen,
Das Ganze deutet — Gott erhalts!
Dir eine Stadt an in der Pfalz.

Auflösung des Räthsels in № 55:
Wurzel — Wurzen.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 57. Donnerstag, den 18. Juli **1867.**

* Verbrechen und Liebe.

Von Ch. Böhmer.

(Schluß.)

4.

Als Albert die Thüre der Wohnstube, wo sich Elisabeth befand, öffnete und so unerwartet vor ihr stand, gar zu einer Zeit, wo sie ihn vor den Schranken des Gerichts vermuthete, erschrack sie und sah ihn mit ihren ernsten, seelenvollen Augen, die eben wie im Wiederschein einer unsichtbaren, höhern Welt leuchteten, fragend an. Gott, den er auf dem Wege im Stillen um Weisheit und Kraft, um die rechten Worte angefleht hatte, gab es ihm, daß er mit der Zartheit und dem feinen Takte inniger Liebe und mit treffender Anwendung des tröstenden Gotteswortes, wie es gerade für diesen Fall und die ganze Gemüthsrichtung der Freundin paßte, ihre Seele stufenweise zur bestimmten Ahnung eines entsetzlichen Ereignisses, das ihren Vater und ihr Haus betroffen, hinleiten und ihr dabei so viel gewiß machen konnte, daß man den schwer erkrankten Vater bald heimtragen werde. — Einige Thränen glänzten in ihrem Auge, sie ließ sich auf einen Stuhl nieder und weinte still; aber bald erhob sie sich wieder, ihr Blick zeigte Muth und Ergebung.

„Ich danke Ihnen, lieber Albert. Ein Anderer hat mich schon lange, lange für das allerschwerste Verhängniß mit weiser Liebe vorbereitet. O meine Ahnung!«

Der Arzt kam und sah sogleich, daß der Maler seiner nächsten, menschenfreundlichen Absicht zuvor gekommen sei. Still und gefaßt trat ihm Elisabeth entgegen, er aber dachte: »eine bewundernswürdige, edle Erscheinung.« Man brachte den Vater, noch immer bewußtlos, kaum athmend, die Augen halb gebrochen. Nachdem er zu Bette gebracht und vom Arzt nochmals sorgfältig untersucht und beobachtet war, verabschiedete sich dieser und sprach: »Die Medicin, die ich sogleich schicken werde, geben Sie dem Kranken ganz genau nach Vorschrift. Geben Sie mir Nachricht von jeder Veränderung in seinem Zustande.« Auf den fragenden Blick Elisabeths erwiderte er beim Hinausgehen, ihr die Hand reichend:

»Noch dürfen wir hoffen. Aber als Mensch und Christ fühle ich mich verpflichtet, nicht zu verschweigen, daß Sie sich auf Alles gefaßt halten müssen. Ich bin überzeugt, theueres Fräulein, daß der Ernst der Wahrheit ihnen wichtig und auch leichter zu tragen ist, als der Schmerz der Illusion.«

»Ich danke Ihnen, Herr Doctor,« sagte Elisabeth; »Gottes Wille geschehe!«

Sie bat hierauf Albert, den Geistlichen zu ersuchen, Sie baldigst zu besuchen und ihr eine zuverlässige Wärterin zu schicken. »Sagen Sie ihm gütigst,« setzte sie hinzu, »der Vater sei bewußtlos, todtkrank. Er solle doch ja — — doch eilen Sie.«

Albert sagte: »Liebe Elisabeth, Sie wissen es, ich stehe ganz zu Ihren Diensten. Kann ich Ihnen noch etwas besorgen?«

»Jetzt nur dies Eine, ach, das ist noth. Ich kenne Ihr redliches Herz.«

Er sah in der Thüre noch einmal fragend, bittend zurück und sprach: »Darf ich bald wieder nach Ihrem und Ihres Vaters Befinden sehen?«

Sie nickte mit ernstfreundlichem Blicke.

Die Männer, die den Bürgermeister gebracht hatten und ein Polizeidiener blieben auf Befehl des Richters im Hause, hielten sich aber, um in keiner Weise das kindliche Zartgefühl der Tochter zu verletzen, in einem Nebenzimmer auf.

Bald kam die Wärterin, eine alte, erfahrene Person. Ihr folgte sogleich der treue Geistliche. Seit die Mutter heimgegangen, war er ein Fremdling im Hause. Der Bürgermeister ließ ihn merken, daß es ihm lieber sei, wenn er nicht mehr komme. Das schmerzte den Geistlichen um so mehr, als Elisabeth, seine beste Confirmandin, mit kindlicher, dankbarer Liebe an ihm hing. Ach, es war diesmal ein harter, saurer Gang, der Gang in des Bürgermeisters Haus. Ihm war eine schwere, traurige Aufgabe geworden. Albert hatte ihm Alles mitgetheilt und ihn gebeten, dem schwer heimgesuchten Mädchen vorsichtig die ganze Größe ihres Unglücks zu enthüllen, damit nicht die plötzliche Nachricht davon aus rauhem Munde ihr Leben gefährde. Der Geistliche erfüllte die ernste Aufgabe mit ebenso inniger, zartfühlender Liebe, als besonnener, durch reiche Erfahrung gereifter Vorsicht und Weisheit, indem er mit jedem Worte der Enthüllung des erschütternden Ereignisses den rechten lindernden Trost in die Wunde des Schmerzes goß; er führte gleichsam mit treuer, starker Hand, die die Wankende aufrecht hielt, sie allmälig in die schreckliche Tiefe ihres Unglückes hinab. Es war ihr wie einem Wanderer, der an der Hand des Führers durch einen langen, in die Tiefe der Erde gehenden Schacht kriecht; immer matter wird

das Licht des Tages, endlich erlischt sein letzter Schimmer, unaufhaltsam geht's vorwärts bis an verborgene Schlünde, worin wilde Wasser brausen — und das Grubenlicht droht in dem feuchten, kalten Schaumnebel jeden Augenblick zu erlöschen, als ihr Fuß und der nächste Schritt sie in den Abgrund zu stürzen in der dunkelsten Tiefe anlangte. — ihr Vater ein ruchloser Mörder — mit einer Blutschuld belastet — ihr Name ehrlos, gebrandmarkt — der Mörder des Vaters Alberts — da war es ihr freilich, als müßte sie in dem unermeßlichen Meer des Leids versinken, als brausten die schwarzen Fluthen über ihrem Haupte dahin, als müsse die Nacht des Irrsinns über sie hereinbrechen. Aber die unsichtbare starke Hand, an die sie sich durch die Führungen ihrer trüben Jugend und das Beispiel der frommen Mutter anzuklammern gewöhnt hatte, hielt sie oben. Mit fast glanzlosem Auge starrte sie den väterlichen Freund an, ein tiefes Schluchzen drang aus dem blutenden Herzen, dann ergoß sich ein Strom von Thränen über ihre bleichen Wangen und Alles, was sie dabei sprach, war das Wort: »ich weiß, wer meines Angesichtes Hilfe und mein Gott ist, was er für Gedanken über mich hat! — Aber mein Vater, o mein armer Vater!«

Als der Geistliche ging, nahm er das Bewußtsein und Gefühl mit, daß das Mädchen aus dem furchtbaren, fast übermenschlichen Kampfe als Siegerin hervorgegangen und auch für den noch drohenden schlimmsten Gang mit höherer Kraft angethan sei. Er erklärte sich bereit, sogleich wieder zu kommen, wenn es möglich sei, mit dem Vater zu sprechen.

Der zweite Tag neigte sich seinem Ende zu. Elisabeth saß einsam am Bette des Vaters, das sie nur selten verlassen hatte. Ihrem spähenden Auge entging keine Bewegung des Kranken. Noch immer lag er bewußtlos, nur heftigeres Athmen und tiefes Stöhnen, verbunden mit krampfhaften abwehrenden Bewegungen der Hände, bewies zuweilen, daß seine Seele im Delirium ringe und kämpfe. Oft lag er wieder so still und regungslos, daß Elisabeth sich über ihn hinneigte, um seinem kaum vernehmbaren Athem zu lauschen. War sie so ängstlich besorgt um sein Leben? — Konnte, durfte sie Genesung wünschen? Führte sie denn nicht ins Gefängniß und am Ende unter das Schwert des Henkers? — Aber daran knüpfte sich ja ihr einziger Wunsch, ihre höchste Hoffnung für den armen Vater. Oft wenn sie die verzerrten Züge sah, ging ein geheimes Grauen durch ihr Gemüth. „Ein Mörder!" Der Vernichter eines Menschenlebens — aus schändlicher Habsucht! — Der unerbittliche, lieblose Zerstörer aller meiner schönen Lebenshoffnungen — der Schänder meines Namens!

Diese Gedanken wollten manchmal ihr Herz gewaltsam packen und laut werden in ihrem Munde — aber sie scheuchte sie zurück mit den Worten: »Mein Vater — mein armer Vater!« und mit dem Gebete der heiligen Liebe um Gnade für ihn.

Wie Albert, der schon mehrmals dagewesen, dachte und fühlte, wußte sie; er konnte dem Mörder seines Vaters von Herzen verzeihen und wünschte mit ihr nur eins für ihn. Er ließ sie auf alle Weise in sein Herz voll treuer, ungetrübter Liebe zu ihr schauen. Es war wie Balsam ihrem Herzen, wenn sein Bild vor ihr inneres Auge trat — aber auch diese Gedanken suchte sie mit Gewalt zu verbannen; es dünkte ihr Unrecht, Sünde in solchem Elend denselben Raum zu geben — und es schien ihr heilige Pflicht, zu entsagen, da über einer solchen Verbindung doch immer wie ein düsterer Schatten die Erinnerung der grauenvollen Vergangenheit schweben werde. Für sich allein — in stiller Einsamkeit! Mag ein Flecken an ihrem Namen hängen bleiben — sie wußte, wo er angeschrieben, wo er in Ehren bleibe. So wogte Licht und Schatten durch ihr Gemüth, bis der eine Wunsch, die eine Hoffnung für den Vater immer wieder ausschließlich all ihr Sinnen, Denken und Fühlen erfüllte.

Da war es ihr auf einmal, als hätte der Vater leise ihren Namen genannt. Sie neigte sich zu ihm — und siehe! seine Augen sind geöffnet; sie sind noch irre, aber er bemüht sich offenbar, sie auf ihr ruhen zu lassen.

„Elisabeth," lallte er leise — „Du verachtest Deinen schrecklichen Vater nicht — den Mörder — Du besuchst mich im Gefängniß?"

„Vater, lieber Vater," flüsterte Elisabeth, indem sie seine Hand ergriff, „Du bist nicht im Gefängniß; Du liegst krank in Deinem Bette, und ich, Deine Tochter, pflege Dich, wie es meine Pflicht ist."

„Du bist eine treue Seele! — Ich aber, Dein Peiniger, der Mörder, verdiene solche Pflege nicht. Meine Stunde ist gekommen, bald wird der ewige Richter mich in die Hölle hinabstürzen! — Du bleibst zurück — ehrlos, verstoßen. O Angst, o Qual!" — Erschöpft schloß er wieder die Augen.

„Vater, Vater, rief Elisabeth in größter Hast, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, als hinge die Ewigkeit an diesem Augenblicke, „Vater, höre die Stimme Deiner Tochter, die Dich lieb hat, hörst Du mich, Vater?"

Er nickte und öffnete wieder die Augen.

Nun erzählte sie ihm mit ergreifender, von herzinnigster, erbarmender Liebe beseelten Worten die Geschichte von der Begnadigung des bußfertigen Schächers am Kreuze und schloß mit den Worten: „Derselbe unendlich barmherzige Heiland spricht zu jedem bußfertigen Sünder: Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen."

Die Augen des Kranken füllten sich mit Thränen — wer weiß, wie lange er nicht geweint hatte.

„So glaubst Du, liebe Elisabeth, daß er auch mich, den größten Verbrecher, noch annehmen will?" fragte er mit brechender Stimme.

„Nichts ist gewisser," sagte Elisabeth mit dem Tone innigster Ueberzeugung, wenn Du von ganzem Herzen um seine Gnade bittest."

„Ich fühle es," seufzte der Kranke, die Hände faltend — wer weiß, wie lange er es nicht mehr gethan — „daß er auch mich noch annehmen würde, wenn — wenn nicht zwischen mich und seine Gnade der Fluch des armen Albert träte! Hörst Du ihn: Mörder meines Vaters — mag Dir das Herz in vergeblicher Reue brechen — aber Gnade — Gnade gibt's für Dich nicht mehr!"

„Lasse Dich, Vater, durch dies Trugbild nicht ängstigen und um den Trost der Vergebung betrügen! Kein Menschenfluch vermöchte es, dem bußfertigen Sünder die Gnade des Herrn zu rauben. Aber Alberts Herz weiß auch nichts davon. Er hat mich beauftragt, Dich zu versichern, daß er Dir von ganzem Herzen verzeihe und wünsche, daß Dir Gott ebenso vergeben möge."

Da leuchtete das Auge des Kranken hell auf, wie ein Licht vor dem Erlöschen.

Mit kaum hörbarer, sterbender Stimme schluchzte er: „Erbarme, erbarme Dich über mich, barmherziger Heiland, wie — — —"

Das war sein letztes Wort. Nach kurzem Kampfe in den Armen den betenden Tochter war sein Geist in der Ewigkeit.

Bald darauf kam Albert. Die Wärterin, die ihm in der Hausflur begegnete, hatte ihm schon gesagt, daß der Bürgermeister verschieden sei. Als er ins Zimmer trat, kam ihm Elisabeth mit einem Blicke entgegen, der ihm ohne Worte verkündete, daß ihr Herz voll Trost und Frieden sei.

Damit schließen wir unsere Geschichte. Denn es versteht sich von selbst, daß die treue Liebe Alberts jeden trüben Gedanken an Entsagung in dem Gemüthe Elisabeths und alle Bedenken, aus welchen er erwuchs, endlich überwand.

In einem andern, fernen Lande schlossen sie den Bund der Ehe, dessen stilles gediegenes Glück bewies, daß er im Himmel geschlossen war. Zog je die trübe Erinnerung an die Vergangenheit, wie ein Schatten, durch ihr Leben, so war sie verklärt von einem höhern Friedenslichte. Dies Gepräge tragen auch die Bilder des Künstlers: über dem dunkeln Elend der Welt schweben die lichten Engel der Liebe und des Friedens.

Wann denk' ich Dein?

Wenn in des Himmels tiefem Blau
Die Morgensonne scheint,
Und, Perlen gleich, der Silberthau
Im Kelch der Rose weint:
Dann jauchzt das volle, heiße Herz
Auf zu der Sonne Schein
Im höchsten Glück, im sel'gen Schmerz —
Dann, Liebchen, denk' ich Dein!

Und wenn die Erde sinnend träumt
Im Abenddämmerlicht,
Wenn purpurn sich die Wolke säumt,
Des Tages Lärm sich bricht —
Wenn Hügel, Berg und Thal und Wald
Ermüdet schlummern ein,
Und selbst das Echo leis' verhallt —
Dann, Liebchen, denk' ich Dein!

Und wenn der Himmel, sterngeschmückt,
Die laue Nacht erhellt,
Dann ruhet, durch den Schlaf beglückt,
Die sonst so laute Welt.
Und leise stiehlt ein theures Bild
In meinen Traum sich ein:
Du bist's, so hold und süß und mild —
Dann Liebchen denk' ich Dein!

Verschiedenes.

Die Cholera auf Sicilien. Zu den vielen Schicksalen, denen Jung-Italien geweiht zu sein scheint, ist auch diese verheerende Plage in ihrer ganzen Furchtbarkeit getreten. Seit zwei Monaten wüthet sie in den Provinzen Caltanisetta und Girgenti in einem Maße, wovon es schwer ist, sich einen Begriff zu machen. Städte von 2- bis 3000 Einwohnern sind fast völlig vereinsamt, es vergeht kaum ein Tag, der nicht Hunderte von Opfern fordert. In Aragona, einem Städtchen von 7- bis 8000 Seelen, sind an einem einzigen Tage nicht weniger denn 240 Menschen von der grassirenden Seuche hinweggerafft worden. Was die Furchbarkeit derselben noch vermehrt, ist der betrübende Umstand, daß die Bevölkerung des Landes an Allem Noth leidet. Selbst die nothwendigsten Nahrungsmittel fehlen. Glücklich der, der einen Arzt hat und Geld besitzt, um sich Medicamente zu kaufen. Aber die unglücklichen Landleute werden gleichermaßen von der Cholera und vom Hunger gegeißelt. Sie sind entblößt von Allem und gehen elendiglich zu Grunde. Dabei beschränkt sich die Seuche nicht auf jene beiden Provinzen, sie bricht sich immer weiter Bahn. Die Bevölkerung der schönen Insel ist in einer furchtbaren Aufregung, und auf dem Festlande erwartet man täglich, daß der gefürchtete Gast sich einstelle. Ein allgemeines «rette sich wer kann», hat sich der Leute bemächtigt. Wer es irgend vermag, verläßt die Insel, um dem drohenden Verderben zu entgehen.

Die Redekunst auf dem Schwyzer Schützenfest macht entschiedene Fortschritte und es tritt sogar die Parodie neben der klassischen Methode auf. Neulich hielt in einer Pinte am Droschkenplatz ein ironischer Demosthenes folgende Rede: Schützen (Bravo), Schützenfreunde (Bravo), wann wir uns wiedersehen (Bravo), werden wir wieder zusammenkommen (Bravo), und wann wir wieder zusammenkommen (Bravo), werden wir uns wiedersehen. (Allgemeines Bravo!)

Abstammung des Juarez. Oettinger's «Moniteur des Dates» bringt nachfolgende Notiz: «Es dürfte für Manchen vielleicht nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß General Benito Juarez

auf dessen Befehl der durch den Obersten Miquel Lopez schmachvoll verrathene und vom General Escobedo im Schlafe gefangen genommene Kaiser Max zu Queretaro erschossen ward, in gerader Linie von jener wunderschönen, aber etwas anrüchigen Mexicanerin Catalina Juarez abstammt, mit welcher sich Fernand Cortez, der Eroberer von Mexico, gegen seine Neigung und nur auf Befehl seines Protectors, des Gouverneurs der Insel Cuba, Generals Velasquez, am 19. Juni (am Tage der Hinrichtung des Kaisers) im Jahre 1512 vermählt hatte. Ob dieß Factum dem Nachkommen jener Catalina bekannt gewesen sei?«

Ein Spaßvogel. Bei der Verkündung der Ehren-Promotionen in Halle meinte Jemand: Es sei ganz recht, daß Bismarck, Moltke und Roon das Doctordiplom erhalten hätten, aber er hätte sie in anderen Fakultäten gewünscht, als in der philosophischen. Bismarck, der klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben sei, in der theologischen, Moltke, der in Allem immer das Rechte treffe, in der juristischen und Roon, welcher zu Aderlässe sowohl vorbereitet, in der medizinischen.

Auf ein Gedenktafel an der Straße von Schärding nach Taufkirchen liest man, wie die »Linzer Tgspst.« erzählt, buchstäblich genau wie folgt: »Diese dafel ist zum andenken vier Johan Sch—, wegen sein Schauderlichen dot Hiher gesetzt worten, es ist geschehen den 12. Februar 1861. Er ging von Unterscheiden, und hold sich Weiden, der Jäger kommt rugwerz hin, und beschuldigte ihm, er ist erst 26 Jahre alt, und muß sterben durch den Bürxenknal."

Ein stockblinder Mann. Am Glacis in Wien stand dieser Tage ein Bettler, welcher die Vorübergehenden mit den Worten: »A armer stockblinder Mann thät gar schön bitten« — um ein Almosen ansprach. Ein Herr, welcher von den Jammerworten gerührt wurde, trat zu dem alten Mann und reichte ihm eine Gabe, wofür sich der Blinde bedankte. Als der Wohlthäter seinen Weg fortsetzen wollte, rief der Bettler plötzlich: Euer Gnaden! i bitt Sie verlieren Ihr Sacktüchel, es hängt schon ganz heraus.

Ein glücklicher Finder. In Berlin unter den Linden promenirte vor längerer Zeit ein ziemlich bejahrter Mann. Kaum hatte er zwanzig Schritte zurückgelegt, so schleuderte er Etwas Klingendes mit den Füßen vor sich hin; es war ein Silbergroschen, — welchen der Spaziergänger unverzüglich in die Tasche schob! Er bog in die nächste Straße und fand auf dieselbe Weise einen Silbergroschen und ebenso noch drei andere. »Ei« dachte sich der dießmal besonders glückliche Herr: »heute vergönnst du dir ein Gefrornes!« — Gesagt — gethan. Doch wer beschreibt den Schrecken des im Caffee sitzenden Finders, als er sowohl die vom Hause mitgenommenen Silbergroschen als auch das gefundene Geld vermißte. Bei näherer Besichtigung seiner Hosentasche bemerkte er nun eine Oeffnung, durch welche das Geld entschlüpfte und kam so zur traurigen Ueberzeugung, daß er immer nur sein eigenes Geld gefunden und wieder verloren habe. Zum Glücke creditirte ihm der Kellner und so schlich der arg Getäuschte nachdenkend seiner Wohnung zu.

Die Zahl der im neuen Fundgrubenschachte Lugau verschütteten Bergleute beträgt nach dem Dres. Journ. 101; hiervon sind 50 verheirathet, welche gegen 150 Kinder haben.

Aus Berlin wird folgender Unglücksfall gemeldet: Ein bei einem Schankwirthe in der kleinen Präsidentenstraße dienendes Mädchen erhielt am 5. d. Nachmittags den Auftrag, den 1½jährigen Sohn ihrer Dienstherrschaft vom Hofe zu holen und in die Küche zu bringen. Unvorsichtiger Weise legte sie ein scharfes Brodmesser, mit welchem sie gerade zu thun hatte, nicht bei Seite, sondern steckte es in die Tasche ihres Kleides und zwar mit der Klinge nach oben. So eilte sie auf den Hof, nahm das Kind auf den Arm, trug es in die Küche und ließ es hier von dem Arm auf die Erde hinabgleiten. Hierbei drückte sich das Kind die Spitze des Brodmessers in den Leib und schlitzte sich denselben von unten nach oben auf, so daß die Eingeweide hervordrangen und das Kind in Folge der Verletzung starb. Das unvorsichtige Mädchen, welches den Tod mittelbar herbeigeführt, ist um so unglücklicher, als es dem Kinde stets eine besondere zärtliche Liebe bewiesen hat.

Die Nordamerikaner haben angefangen, kleine Barken aus Papier, das wasserdicht gemacht worden, zu fertigen. Auf dem Hudson fährt eine dreißig Fuß lange Barke, die so leicht ist, daß ein Mann sie fortschaffen kann. Die Erfindung wird für Erforschungsreisen von großem Werthe sein.

Der russische 35jährige Fürst Nicolaus Toboiskoy hat sich in Turin erschossen. Man fand bei ihm einen Brief, in welchem es heißt, fern von seiner Heimath, aus welcher er verbannt wurde, sei ihm das Leben zur Last geworden; er habe den Tod vergebens auf dem Schlachtfelde gesucht. Zu seinem Erben ernannte er Denjenigen, welcher seinen Leichnam zuerst finden werde. Man fand bei dem Unglücklichen eine goldene Uhr und eine reichgefüllte Börse.

Auflösung des Räthsels in № 56:
Zweibrücken.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 58. Sonntag, den 21. Juli **1867.**

Die Ritter vom goldenen Zirkel.

Nordamerikanisches Sittenbild aus dem Bürgerkrieg.

Nach authentischen Mittheilungen bearbeitet
von Reyhongs.

Die Sonne sank bereits tiefer im Westen, ein kühlender, erfrischender Wind fächelte vom Ocean her über die herrliche Bai von New-York und milderte die drückende Hitze, welche den ganzen Tag über geherrscht hatte; denn wir befinden uns im Monat Juli des Jahres 1864. Schon wochenlang hatte es nicht geregnet. Ein Tag war so schön und sonnenhell wie der andere; aber die Sonne brannte mit einer Gluth auf New-Yorks Bewohner hernieder, als befänden sie sich unter den Tropen.

Alle größeren Comptoirs der Stadt schließen im Sommer gegen 4 Uhr Nachmittags ihr Geschäft, und die Principale eilen dann hinaus nach ihren Landhäusern hin, zu ihren Familien. Staaten-Island ist ein Lieblingsaufenthaltsort der New-Yorker Geld-Aristokraten — und mit vollem Rechte, denn angenehmer kann wohl kein reicher Mann seinen Wohnplatz wählen, als gerade hier.

Es mochte 5 Uhr sein, als das Dampfboot von der South-Ferry nach Staaten-Island abfuhr, wie immer in der heißen Sommerzeit, mit Passagieren überfüllt.

Auf der oberen Gallerie am Stern des Bootes, erblicken wir zwei verschiedene Gruppen von Männern, welche sich stehend unterhalten.

Die eine Gruppe besteht aus zwei sehr nobel gekleideten Herren, deren Einer ein schwarzes Schnurr- und Backenbärtchen trägt und etwa 30 Jahre alt sein mag; der Andere, ein kleiner corpulenter Mann in den fünfziger Jahren, muß seiner selbstgefälligen und sicheren Haltung nach Millionär sein.

Die zweite Gruppe, nur wenig Schritte von der ersteren entfernt, besteht aus 3 jungen Männern, welche ihrer Kleidung nach Gentlemen zu sein scheinen. Aber ihre Haltung, ihr Gespräch, die Ueberladung an äußerem Schmuck, den sie recht augenfällig in schweren goldenen Uhrketten, massiv goldenen Ringen und Busennadeln zur Schau tragen, verräth auf den ersten Blick dem Kenner der amerikanischen gesellschaftlichen Verhältnisse die Emporkömmlinge, welche man in Amerika mit dem Namen »Loafers« bezeichnet — eine Menschenrace, die in allen großen Städten des amerikanischen Continents viele Tausende zählt. Man findet unter ihnen jede sogenannte »freie Geschäftsthätigkeit« in vorzüglichen Exemplaren vertreten: denn der Loafer ist zu Allem sofort bereit, wenn es ihm nur Geld einbringt, welches er dann eben so rasch, wie es verdient ward, mit lockeren Dirnen oder in Trinkgelagen und Spielhäusern wieder durchbringt.

Der Loafer (wie auch der ihm verwandte Runner) schreckt vor Nichts zurück; er scheut keinen Kampf und sucht sogar diesen künstlich herbeizuführen — deshalb trägt er beständig seinen Revolver und ein tüchtiges Messer in den Taschen bei sich, um bei jeder sich darbietenden Gelegenheit von dem Einen oder dem Anderen Gebrauch zu machen. Die Meisten dieser Individuen haben eine reiche Vergangenheit in Betreff der Frevel und Verbrechen hinter sich, welche sie mit den verschiedensten Gerichtshöfen oder doch mit der Polizei in Berührung brachten; die Erfahrungen, welche sie auf diese Weise erwerben mußten, leiten nun ihre Schritte bei ferneren »genialen« Unternehmungen.

Als das Dampfboot sich Staaten-Island näherte, erblickte man, etwa eine Viertelstunde vom Ufer entfernt, einige größere Seeschiffe dort vor Anker.

Der Flagge nach waren es englische und Hamburger Schiffe, deren Verdeck ein dichtes Gewühl belebte.

Weiterhin, nach Sandy-Hook zu, sah man einen großen schönen Ocean-Dampfer, welcher einen langen, schwarzen Rauchstreif hinter sich ließ, rasch näher kommen.

»Ich denke, Mr. Castel,« sagte der kleine corpulente Herr zu seinem Gefährten, »es ist der Hamburger Steamer, der da heraufkommt, er ist fällig.«

»Ganz recht, Mr. Andrea, es ist die Bavaria.«

»Ein vortreffliches Schiff, das sehr glückliche Reisen macht; doch, lieber Castel, weshalb liegen diese Segelschiffe, auf denen sich über tausend Menschen befinden mögen, hier so lange vor Anker? Ich bemerkte dieselben schon gestern bei meiner Ueberfahrt in derselben Lage wie heute.«

»Bin ärgerlich genug darüber, Mr. Andrea,« erwiderte Mr. Castel; „daran sind die Aerzte der Quarantaine Schuld. Wenn unter so vielen Menschen, welche auf ein solches Schiff verpackt werden, irgend Jemand sich unwohl fühlt oder einen Hautausschlag erhält, so machen die Quarantaine-

Aerzte gleich ein Schiffs- oder gelbes Fieber, oder Blattern u. s. w. daraus und lassen die Schiffe hier in der Bai, in der Nähe des Landes, liegen, als ob blos dadurch, wenn wirklich die gefürchteten Krankheiten an Bord grassirten, die Gefahr beseitigt würde!«

»Bedenken Sie aber, was aus unserer großen, menschenreichen Handelsstadt werden könnte, wenn diese Vorsicht nicht angewendet würde.«

»Es ist nicht so schlimm, wie es Ihnen im ersten Augenblicke erscheint. Die Lage New-Yorks ist eine sehr glückliche, von der Mutter Natur gesegnete und bevorzugte, Epidemien können hier gar nicht um sich greifen, weshalb ich jede Vorsicht, welche das Geschäft stört und hemmt, hasse, und zwar um so gründlicher hasse, weil ich die armen Leute sehe, welche wochenlang in diese schwimmenden Gefängnisse eingesperrt waren, endlich hier glücklich eintreffen und das Land ihrer Hoffnung erblicken, es aber nicht betreten dürfen, weil Einer, oder der Andere, unter ihnen krank geworden ist. Ich werde deshalb sogleich bei unserer Landung meinen ganzen Einfluß anwenden, daß die Schiffe von den Aerzten als gesund erklärt und die Passagiere ausgeschifft werden.«

Mr. Castel und sein Gefährte hatten nicht darauf geachtet, daß jene andern drei in ihrer unmittelbaren Nähe stehenden Männer während des ziemlich laut geführten Zwiegesprächs sich ihnen immer mehr näherten und dasselbe belauschten, wobei sie einige bedeutende und pfiffige Blicke unter einander wechselten. Als das Gespräch beendet war, winkte der Eine von den Dreien unmerklich mit den Augen seinen Gefährten, welche ihm nach dem unteren Deck des Dampfers, wo mehrere Fuhrwerke standen, folgten.

»Zum Teufel, Pehls,« rief der Eine, welcher Chally genannt wurde, »wo führst Du uns hin? Sage mir nur, was wir hier zwischen den Pferden und Wagen sollen?«

»Schweig, Chally, und höre, was ich Dir und Robertson zu sagen habe. Ihr habt das Gespräch behorcht, was beide Herren auf der obersten Gallerie führten. Der Eine ist der Banquier Andrea; der Jüngere mit dem schwarzen Bärtchen und dunklem Haar ist Agent, oder, besser gesagt, ausübender Beamter der Auswanderungscommission und „Chef des Castelgarden."

„Ein verdammt gescheidter Mann, der seine Zeit erkennt!" unterbrach ihn Chally und lachte dabei laut auf; „schade, daß er uns nicht als Compagnons annimmt. Herr Gott! das sollte ein Geschäft werden, Pehls!"

„Schweig!" sagte wiederholt in drohendem Tone Pehls zu Chally, „und hört beide genau zu. Ich kenne sehr wohl die Schliche und Pfiffe dieses Mr. Castel. Er kommt heut, wie der Tiger aus seiner Höhle, hieher, um die Schiffe aus der Quarantäne zu befreien, weil sich darauf mehr als 50 junge Leute befinden, welche er zu Soldaten machen will."

„Aber wie kann er denn dies wissen?" fragte Chally.

„Chally, Du bist und bleibst ein Dummkopf!" entgegnete Pehls. „Mr. Castel hat seine Agenten, seine eigene Polizei, er sendet jedem ankommenden Personenschiffe, welches ihm immer frühzeitig angemeldet wird, seine angestellten Schirm- und Schutzbeamten entgegen, und diese bleiben so lange auf dem Schiffe, bis die Passagiere auf einer sogenannten Barge oder auf einem kleinen Dampfboote nach dem Castelgarden gebracht werden, wo jeder Ankommende, es sei Mann, Weib, Mädchen oder Kind, einzeln die Revue zu passiren hat. Diese »Schirm- und Schutzbeamten« unter dem Befehle des Agenten Castel nennt das Volk »Haifische«, und zwar mit vollem Rechte; denn sie sind es, welche pflichtschuldigst ihrem Herrn und Meister Rapport abstatten, wie viel Stücke Menschenfleisch verkauft und verwerthet werden können. Und sie sind es endlich, welche die ankommenden, mit den amerikanischen Verhältnissen unbekannten Personen gehörig zu bearbeiten, zu überreden und endlich zu fangen wissen, — alles unter dem Deckmantel von Schirm und Schutz der Emigrations-Commission —, damit diesem Herrn Agenten ja kein Schäfchen entgeht, oder von der Außenwelt sich nicht etwa ein ehrlicher Freundesrath an die weißen Sclaven verirrt, was doch mitunter vorkommt und dann dem Herrn Castel und seinen Satrapen einen Strich durch die Rechnung macht."

„Ich will Euch was vorschlagen, Jungens," fuhr Pehls, welcher, seiner entschiedenen Haltung nach, das Oberhaupt der Compagnie zu sein schien, fort, „und ich hoffe, daß mein Vorschlag Eure Billigung erhalten wird. Ich habe Euch heute nicht etwa des Vergnügens halber, sondern nur aus Geschäftsrücksichten hierhergeführt. So wie wir gelandet sind, gehst Du, Robertson, hinab an den Strand der Bai und miethest für uns ein Boot. Währenddeß gehe ich mit Chally zu unserm alten Bekannten, dem Krämer Delkirk, kaufen einige Körbe voll Obst und etwas Weißbrod, tauschen dort unsere Kleidungsstücke gegen gewöhnlichere um, bringen unsern Proviant auf unser Boot und fahren hinaus auf die Bai, zu den dort ankernden Passagierschiffen. — Das Weitere wird sich dann finden."

Nach Verlauf von etwa einer Stunde sehen wir ein Boot, worin drei Männer mit Proviantkörben sich befinden, den Schiffen in der Bai zurudern. Dem Aeußern nach sind es gewöhnliche Handelsleute mit Lebensmitteln, wie solche sich stets zahlreich in großen Häfen auf dem Wasser blicken lassen; wir wissen, mit was für Leuten wir es zu thun haben.

Als sich das Boot dem ersten Schiffe näherte, flüsterte Pehls: „Seid vorsichtig auf jedes Eurer Worte, denn die Haifische des Mr. Castel sind an Bord! Aber ich schwöre Euch, ich will ihm und ihnen das Spiel verderben, und so gewiß, als wir

uns hier im Boote befinden, wenigstens einige Mann zu kapern wissen!"

Das Boot legte jetzt am Steuerbord des ersten Seeschiffes an und der Handel mit Obst und Brod begann sofort auf das Lebhafteste. Anfänglich beobachteten zwei Beamte vom Schiffe unsere Händler scharf; als diese aber mit größter Ruhe und Wahrheit die angenommene Rolle spielten, hielten sie es unter ihrer Würde, sich noch länger unter die verachteten Auswanderer zu mischen und begaben sich in die Capitäns-Cajüte. Diesen Moment wußten unsere Händler trefflich für ihre Zwecke zu benutzen. Sie erzählten den Kopf an Kopf gedrängten Fremden, daß der Staat jetzt jedem Mann, der als Freiwilliger in die Armee treten wolle, wenigstens 5—600 Dollars sogleich baar auszahle; daß der Agent des Castelgarden sich mit Rekrutenwerberei beschäftige, daß aber den von ihm angeworbenen Leuten nur höchstens 300 Doll. gewährt würden. Es sei dies eine gemeine Gaunerei, und wenn einige unter ihnen, wären, welche als Freiwillige in die Armee treten wollten, so möchten sie nur in das Gasthaus „Zum schwarzen Bären" in der Greenwich-Street kommen und nach Mr. Pehls fragen, welcher ehrlich und redlich dafür sorgen werde, daß die volle Summe demjenigen, welcher sich anwerben ließe, zu Theil werde.

So besuchten sie alle anderen hier ankernden Schiffe und kehrten endlich, als ihre Vorräthe verkauft waren, zufrieden mit dem Resultate, an's Land zurück.

Der Postdampfer „Bavaria" hatte wie gewöhnlich eine kurze und glückliche Fahrt von Hamburg über Southampton nach New-York gemacht. Man zählte über 700 Passagiere an Bord desselben, so daß das schöne Schiff in allen seinen Räumen überfüllt erschien. Die Mehrzahl der Passagiere bestand aus Deutschen. Erst in Southampton hatten sich nichtdeutsche Personen: Engländer, Franzosen und Amerikaner, meistentheils Kajütenpassagiere, den übrigen Reisenden angeschlossen.

Während der Seedampfer in den inneren Hafen fährt, bemerken wir unter den vielen Menschen auf dem Deck des Schiffes einen jungen schlanken Mann in eleganter Kleidung, dessen äußere Erscheinung den Franzosen errathen läßt. Von Gestalt etwas über Mittelgröße, deutet der Gesichtsausdruck auf Intelligenz, seine Jugendfrische auf ein Alter von höchstens 25 Jahren. Er ist wirklich ein geborner Franzose, heißt Lacroix, und ist Associe einer großen Genfer Uhrenfabrik.

Der junge Mann war Kajütenpassagier, benahm sich gegen alle seine Reisegefährten stets höflich, hielt sich aber möglichst zurück und beschäftigte sich meistens mit Lektüre. Nur mit einigen Passagieren aus dem Zwischendeck schien er eine Ausnahme zu machen.

Er war mit diesen einige Tage nach seiner Ankunft auf dem Schiffe in Southampton zufällig bekannt geworden.

Der Dampfer befand sich etwa drei Tage auf hoher See, als dicke, schwere Regenwolken und starke Winde aus Südwest das ziemlich schön gewesene Wetter unterbrachen. Gegen Abend schwoll der Wind zum Sturme an, so daß das Schiff in dem hohlen Wogengange wie eine Schaukel hin- und hergeworfen wurde. Da sich manche Sturzwelle auf dem Verdecke brach, auch einige dicke Scheiben an der ersten Kajüte eingedrückt wurden, so erforderte es die Vorsicht, so viel als möglich alle Deckeingänge zu schließen. Die ohnehin dumpfe Schwüle, welche unter dem Deck herrschte, wurde durch diese Vorsichtsmaßregeln noch vermehrt und hierdurch bei vielen Personen die Seekrankheit, welche Alle schon überstanden glaubten aufs Neue hervorgerufen.

Noch ärger als in den Kajüten, befanden sich die Personen im Mitteldeck. Hier herrschte ein so drückender Dunst, daß es unerträglich ward.

Bei dem schwachen Lichte der Schiffslaterne, welche das Mitteldeck beleuchtete, erblicken wir in der Nähe der Lukentreppe zwei junge Leute, ein Geschwisterpaar, Emil und Cäcilie Defort. Man erkannte schnell, daß Beide eine gute Erziehung genossen haben mußten.

Cäcilie Defort ist ein auffallend schönes Mädchen von höchstens 18 Jahren, blond, hohen schlanken Wuchses und graziöser Haltung. Dasselbe gilt von ihrem Bruder Emil in männlicher Beziehung. Mit Vergnügen weilte jedes Auge auf diesem jugendlichen Paare, sobald es sich auf dem Deck sehen ließ.

Emil hielt seine Schwester bei dem furchtbaren Schwanken des Schiffes schon längere Zeit umfaßt, während ihr Kopf vor Erschöpfung auf seiner Schulter ruhte. Endlich stöhnte sie: „Emil, bringe mich an die Luft — auf's Verdeck — hier sterbe ich!"

„Bedenke die Sturzwellen, den Regen, Cäcilie!" entgegnete ängstlich der Bruder.

„Lieber von den Wellen weggespült werden, als hier unten in dieser Schwüle ersticken! Komm, Bruder!" Damit hatte sie sich aufgerafft und schritt, gestützt von ihm, dem Deck des Schiffes zu. Hier kauerten sie in der Nähe des Rauchfanges, zwischen diesem und den Ventilatoren nieder.

Sie hatten in ihrer Aufregung nicht bemerkt, daß bereits ein Mann hinter dem einen Ventilator Platz genommen, um so gegen Wind und Regen geschützt zu sein. Es war Mr. Lacroix aus der ersten Kajüte, den ein gleiches Gefühl des Unbehagens an die Luft getrieben hatte.

Der Sturm raste in gleicher Stärke fort; ab und zu rauschte der Regen, in stärkeren oder schwächeren Tropfen herab; hin und wieder stürzte sich eine höher gehende Woge auf einen Theil des Verdeckes und verlief sich wieder durch die Speigaten des Schiffes. Aber alle diese Erscheinungen

schienen keinen Eindruck auf die Geschwister zu machen, welche, dicht aneinandergeschmiegt, Sturm, Regen und Meereswogen die Stirn boten.

„Du bist so gut gegen mich, Emil, und ich mache Dir so viel Sorgen," unterbrach endlich Cäcilie die längere Pause, „daß, wenn ich es nicht kann, einst Gott es Dir lohnen wird!"

„Sprich nicht so, Schwester," antwortete der Bruder. „Beide sind wir Waisen, nur Du noch unglücklicher als ich, — denn Du bist ein Weib, ich bin ein Mann! Das Weib bedarf aber des kräftigsten Schutzes, und wer wohl mehr, als ein Mädchen, das seine Eltern verloren hat! Ich bin Dein natürlicher Beschützer, Cäcilie, und habe am Grabe der Eltern das Gelübde abgelegt, für Dich der treueste Bruder zu sein, und wenn es mir möglich ist, Dir Vater und Mutter zu ersetzen."

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Am 15. Juli, Abends um 6 Uhr, kam unweit von Langenfeld, am sogenannten Landwehr, dicht an der neuen Köln-Elberfelder Bahn, ein Luftballon nieder. Es war der des bekannten Luftschiffers Godard, welcher am 15. früh um 5½ Uhr zu Paris aufgestiegen war und die kühne Fahrt in Begleitung eines Mitredacteurs des Siecle, des Herrn Camille Flammarion, wohlbehalten zurück gelegt hatte. Der Ballon ging, nach Mittheilung dieser Herren, Anfangs in der Richtung von Paris auf Brüssel, dann aber in östlicher Richtung. Nach erfolgter Ankunft waren die Luftschiffer in vollständiger Unkunde über Land und Gegend, wo sie das feste Land wieder erreicht hatten, und würden hierüber, da sie kein Wort Deutsch verstanden, schwerlich so bald unterrichtet worden sein, wenn nicht zufällig ein Herr aus Köln hinzugekommen wäre, der ihnen die erwünschten Aufschlüsse geben konnte. Der Herr von der Redaction des Siecle erkundete sich, ob in Köln ein grand journal erscheine, und als ihm hierauf die Kölnische Zeitung genannt wurde, fragte er weiter, ob dieselbe in französischer Sprache erscheine! — Ueber die oben erwähnte Luftschifffahrt berichtet man noch folgendes: Der Ballon gehört dem Kaiser der Franzosen, wird unter der Direction des Astronomen Professors Camille Flammarion zu wissenschaftlichen Reisen und meteorologischen Beobachtungen benutzt und durch den kaiserlichen Luftschiffer Eugen Godard geleitet. Der Ballon stieg am Sonntag Nachmittag 5½ Uhr in Paris auf, befand sich während der ganzen Nacht zwischen den Wolken, flog dann in nordöstlicher Richtung von Frankreich über Belgien, setzte seinen Lauf zwischen Holland und Luxemburg fort, passirte den Rhein gegen 5 Uhr und senkte sich etwas später zwischen Solingen und Langenfeld zur Erde. Daselbst blieb das Luftschiff den ganzen Tag über luftgefüllt und Tausende von Menschen strömten bis spät Abends herbei, um das Ungeheuer der Luft anzuschauen. Man glaubte sich auf einem Kirmeßplatze zu befinden. Cigarrenverkäufer etablirten rasch ihre Tische, Buffets wurden errichtet, Verkäufer und Verkäuferinnen von Erfrischungen aller Art fanden sich ein. Der Wagen, welcher die Theile des Ballons von der Stelle bis nach Köln brachte, war mit französischen Fahnen geschmückt und erregte die besondere Aufmerksamkeit des Publikums.

Einem englischen Blatte wird von einem seiner schottischen Correspondenten über den Kampf eines Adlers mit einem Fuchs geschrieben: Der Adler war beim Verzehren eines Hasens, den er todt auf freiem Felde gefunden hatte, als plötzlich ein Fuchs, der an einem nahen Strauche sich auf die Lauer gelegt hatte, sich auf den Vogel stürzte und ihm die Beute streitig machte. Der Adler leistete mit Krallen und Schnabel tapfere Gegenwehr und es gelang ihm auch, sich loszumachen; doch bevor er noch sich aufwärts zu schwingen vermochte, stürzte sich der Fuchs von Neuem auf ihn und packte ihn dießmal bei der Brust. Da nach einigen fruchtlosen Flügelschlägen des Gegners der Vierfüßler nicht losließ, so entschloß sich der Vogel Jupiter, sich himmelwärts zu schwingen, und plötzlich sah man ihn sich in die Luft erheben und den Fuchs mit sich emporheben. Einige Sekunden lang gewährte es ein interessantes Schauspiel, die beiden Thiere fest aneinander hängen zu sehen, den Vierfüßler unbeweglich, den Vogel sich in gerader Linie emporhebend. Doch bald fand die unvermeidliche Trennung statt. Der Fuchs umkollerte sich jetzt mehrmals in der Luft und lag zerschmettert am Boden. Der Adler dagegen, seiner unbequemen Last ledig, nahm seine Richtung südwärts und verschwand in den Wolken.

Die »Unita Cattolica« berichtet aus Rom über die Zahl der zu den Kirchenfesten daselbst zusammengeströmten Fremden: Gekommen sind 15 Kardinäle, 465 Bischöfe, 10,000 italienische Priester, 8000 fremde Priester, 1200 Ordensgeistliche und 85,000 Laien. Zu den letzteren sind die nicht gezählt, welche ohne Paß kamen, als Angehörige der päpstlichen Provinzen. Man hat ausgerechnet, daß Rom während eines Monates 100,000 Fremde aufgenommen hat.

Das »Genueser Movimento« erzählt, daß, als Kaiser Maximilian vor seiner Abreise nach Mexico sich in Rom befand, folgende Prophezeihung am Pasquino gefunden wurden: „Maximilian traue nicht, kehre eiligst nach Miramare zurück, der faule Thron der Montezuma ist eine französische Schüssel voll Schaum; wer sich nicht des timeo Danaos erinnert, findet unter dem Kaisermantel den Strick."

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 59. Donnerstag, den 25. Juli 1867.

Die Ritter vom goldenen Zirkel.

Nordamerikanisches Sittenbild aus dem Bürgerkrieg.

(Fortsetzung.)

Cäcilie weinte still vor sich hin und antwortete endlich ihrem Bruder unter Thränen: „Ich hoffe, daß bei unserer Ankunft in New-York die Last erleichtert werden wird, welche Dir durch mich aufgebürdet wurde; denn Du weißt, daß Madame Sayton — die Freundin und Verwandte unserer Mutter — uns in ihren Briefen versprach, für uns, und ganz besonders für mich, zu sorgen.“

„So hoffe zwar auch ich, liebe Schwester; doch stützt sich meine Hoffnung weniger auf das Wohlwollen der Madame Sayton, als auf unsere Fähigkeiten, unser gründlich erlerntes Wissen und unsere Erziehung. Dies sind unsere Capitalien, von deren Interessen wir leben müssen. Du sprichst Französisch, Englisch und Italienisch, bist eine tüchtige Pianistin, und hast in allen übrigen Wissenschaften eine so vortreffliche Bildung erhalten, daß sich jede reiche amerikanische Familie gratuliren kann, wenn sie Dich zur Erziehung ihrer Kinder bei sich aufnimmt. Und doch habe ich Deinen Charakter vergessen, — aber es würde Dich schamroth machen, wenn ich, Dein Bruder, Dir ein Spiegelbild vorhalten wollte!“

Ein warmer Händedruck Cäciliens dankte dem Bruder. „Wären wir nur erst am Reiseziele!“ sprach sie darauf seufzend; „der moralische Druck, unter dem ich wegen der Gemeinschaft mit so vielen rohen Menschen leide, ist weit schwerer zu ertragen, als die vielen Entbehrungen, denen man im Mitteldeck unterworfen ist!“

„Geht vorüber, liebe Schwester! unsere beschränkten Mittel erlaubten uns nicht, einen besseren Platz zu wählen, und so müssen wir ertragen, was sich nicht ändern läßt — müssen dulden und schweigen!“

Die Geschwister ahnten nicht, daß Lacroix unfreiwillig ein Zuhörer ihres Gespräches war. Einige Male stand er im Begriffe, hinter seiner dicken eisernen Schutzwehr hervorzutreten; aber je weiter das Gespräch vorrückte, desto mehr steigerte sich auch sein Interesse an den Sprechenden, weil diese eine Gefühlssaite in seinem Herzen anschlugen, welche mächtig erzitterte.

Er stand ebenfalls elternlos auf der Welt da; sein Vater hatte durch unredliche Handelsleute sein Vermögen eingebüßt und war dann aus Gram gestorben. Die Mutter folgte ihm. Aber seines Vaters Bruder, ein reicher, kinderloser Fabrikbesitzer, hatte ihn an Kindesstatt und als seinen Associé aufgenommen.

Der Zweck seiner Reise war, neue Handelsverbindungen anzuknüpfen, deßhalb führte er ein reiches Assortiment von Uhren und Bijouterien aller Art als Proben mit sich, um Bestellungen darauf abschließen zu können.

Währenddeß hatte der Sturm unaufhörlich gerast. Plötzlich rollte eine riesige Woge gerade auf das Mittelschiff zu, brach sich an der Schiffswand, zertrümmerte das dort festgemachte Boot, schüttete dann eine Fluth von Wasser über das ganze Verdeck aus und riß — Cäcilie mit sich fort. Diese wäre unrettbar verloren gewesen, aber Lacroix stürzte ihr unmittelbar nach, packte sie an ihrer Kleidung und hielt sich mit Aufwendung seiner ganzen Kraft, am eisernen Gitter des Schiffgeländers fest. Erst als die größte Gefahr vorüber war, vermochte der zum Tod erschreckte Emil seiner Schwester, welche bewußtlos in Lacroix' Armen lag, beizustehen, worauf beide Männer das von Seewasser triefende Mädchen nach ihrem Platz im Mitteldeck trugen.

Ein Händedruck gab beiden jungen Männern den Dank der Geretteten zu erkennen; der Sprache war sie nicht mächtig.

In der Nacht tobte das Wetter aus. Die Wogen des Oceans gingen freilich noch hoch, aber die heraufkommende Sonne am azurblauen Himmel versprach einen herrlichen Tag.

Schon nach dem Frühstück hatte sich die Mehrzahl der Passagiere auf dem Deck des Schiffes eingefunden, und Jeder suchte sich ein Plätzchen nach Wahl und Laune aus. Auch Cäcilie und ihr Bruder waren erschienen. Durch Fürsorge Emil's war ein Feldstuhl herbeigeschafft worden, und auf diesem saß das blasse Mädchen und sog mit Entzücken die reine, stärkende Luft ein.

Lacroix war schon sehr früh auf dem Deck des Schiffes erschienen. Der junge Mann hatte eine unruhige Nacht gehabt, denn sein Halbschlaf war stets von so wilden und grausen Bildern, worin die eben erlebte Scene mit dem jungen Mädchen die Hauptrolle spielte, aufgeschreckt worden, daß er endlich dem Himmel dankte, als der Morgen graute.

Wenn ihn jetzt auch die nächtliche fieberhafte Unruhe verlassen hatte, so blieb dennoch seine

Phantasie fortwährend mit dem schönen Mädchen beschäftigt, und ein herzliches Mitleid beschlich seine Seele, als er sich alle die Folgen ausmalte, welche eine ähnliche Lage für ein Mädchen von so guter Erziehung haben konnte.

Ohne es selbst zu ahnen, hatte eine tiefere Empfindung sein Herz berührt, und der sonst stille und zurückgezogene Mann ging heut mehrere Male unruhig auf und ab, als könne er nicht die Zeit erwarten, um die zu sehen, zu der er sich unwillkürlich hingezogen fühlte.

Endlich erblickte er das Geschwisterpaar auf dem Deck des Vorderschiffes. Eben war er im Begriff, sich Cäcilie und Emil zu nähern, als eine Dame aus der ersten Kajüte, die als Wittwe Ormond in der Schiffsliste verzeichnet stand, ihn mit den Worten anredete: „Sie haben gestern, Herr Lacroix, dem Neptun eine Beute entrissen! Man sagte mir, es sei dies ein armes, ziemlich hübsches Geschöpf, für das man vielleicht etwas thun kann. Sollte die Person meines Schutzes würdig sein, so sagen Sie ihr, sobald Sie dieselbe sprechen, sie möchte zu mir kommen."

Lacroix war um so mehr erstaunt, sich von dieser Dame auf eine so vertrauliche Weise angeredet zu finden, als er die Kokette ausdrücklich gemieden hatte. Obgleich er sich durch ihre Worte verletzt fühlte, so antwortete er doch: „Ich war so glücklich, Madame, gestern ein Menschenleben zu retten. Ob hübsch oder nicht hübsch, thut in solchem Falle nichts zur Sache. Sollte ich Gelegenheit finden, Ihren Wunsch dem Fräulein mitzutheilen, so wird es geschehen."

„Wie es scheint, verstehen wir uns nicht, mein lieber Freund. Mein Wunsch erstreckt sich nur dahin, daß ich um »Ihretwillen« dem armen Dinge helfen möchte," bemerkte Madame Ormond, indem sie mit flammenden Blicken den jungen Mann anschaute.

„Sollten Sie, Madame," erwiderte Lacroix, „um meinetwillen etwas Gutes thun wollen, so bin ich Ihnen für die gute Meinung, welche Sie von mir hegen, sehr dankbar. Nur zweifle ich, ob die »Person«, von der wir sprechen, irgend Etwas, in welcher Form es auch sei, annehmen wird, oder ob sie eines fremden Schutzes bedarf."

„Solche arme hübsche Dirnen machen immer Glück bei Männern," sprach aufgeregt Madame Ormond; „geriethe eine Dame von Familie und Vermögen in eine so gefährliche Situation, würde sich kaum eine Hand ausstrecken, sie vor dem Tode in den Meereswogen zu erretten."

„Sie urtheilen zu hart, Madame; überhaupt wundere ich mich über die ernste Wendung dieses ganz harmlosen Gesprächs, und dies um so mehr, als ich noch nie die Ehre hatte, mit Ihnen früher ein Wort zu wechseln."

Lacroix wurde aus seiner peinlichen Stellung, der heirathslustigen Wittwe gegenüber, durch Herrn Belland, einen Kaufmann und Kajütenpassagier, befreit, welcher der Madame Ormond gewaltig den Hof machte und ihr jetzt galant den Arm bot zu einer kleinen Morgenpromenade, den sie, mit einem vielsagenden Blick auf Lacroix, annahm.

Endlich konnte er sich zu dem Geschwisterpaare wenden. Emil, welcher neben dem Stuhle seiner Schwester stand, die Hand reichend, sagte er: „Ich hoffe, daß sich Ihr Fräulein Schwester von dem gestrigen Unfalle vollständig erholt hat."

Cäcilie wollte sich im Gefühle ihrer Dankbarkeit erheben, um ihrem Retter selbst zu sagen, daß sie sich ganz wohl fühle; aber Lacroix, ihre Absicht errathend, verhinderte ihr Aufstehen, wobei er einen Augenblick lang ihre schöne, feine Hand in der seinigen hielt. „Wenn Sie mich nicht beschämen, wenn Sie mich nicht augenblicklich von Ihrer Seite vertreiben wollen," sagte er lebhaft, „so bleiben Sie auf Ihrem Platze und erlauben mir, einige Augenblicke mich Ihrer Gesellschaft erfreuen zu dürfen."

Auf das Freundlichste wurde ihm ein Platz eingeräumt. Cäcilie richtete ihr schwärmerisches Auge auf Lacroix und sprach: „Der schreckliche Moment — gestern — bleibt mir unvergeßlich; aber noch unvergeßlicher die männliche That, die mich den Fluthen entriß!"

Sie hatte sich in ihrer Gemüthsaufwallung unwillkürlich der deutschen Sprache bedient und erstaunte nicht wenig, als ihr Lacroix in eben so fließendem Deutsch antwortete. Da sie diesem Erstaunen Ausdruck verlieh, erklärte ihr Lacroix: „Auch mir ist die deutsche Sprache theuer, denn meine gute, verewigte Mutter war eine Deutsche und hielt darauf, daß ihr einziger Sohn ihre Sprache erlerne. Nach dem Tode meiner Eltern, als mich mein Onkel in der Schweiz an Kindesstatt annahm, kam mir dies bei unseren ziemlich bedeutenden Fabrikgeschäften sehr zu statten."

„So sind Sie Kaufmann, wie ich?" fragte Emil.

„Ja wohl, und ich habe diese Reise unternommen, um ältere uns befreundete Häuser in Amerika zu besuchen, überhaupt aber in dieser kritischen Periode mir durch eigene Anschauung ein Urtheil zu bilden und danach unsere ferneren überseeischen Handelsunternehmungen zu regeln."

„Demnach wird Ihr Aufenthalt in Amerika von keiner langen Dauer sein?" fragte Cäcilie.

„Ich hoffe, in einigen Wochen meine Geschäfte beendigt zu haben, und reise dann über Deutschland nach der Schweiz zurück."

„Sie Glücklicher!" rief Cäcilie wehmüthig, — „wenn wir dies von uns auch sagen könnten!"

„Und wer würde Sie hindern, wenn Sie es ernstlich wollten?" entgegnete mit Wärme Lacroix, indem er fragend beide Geschwister anblickte.

„Unser Schicksal, der heilige Eid eines Sohnes, den er am Grabe der Eltern still vor Gott ablegte," antwortete mit resignirtem Ernste Emil und setzte dann hinzu: „Sie sind uns nach dem

gestrigen Vorfalle kein Fremder mehr, Herr Lacroix, ich halte es daher, wenn Sie es wünschen, für meine Pflicht, Ihnen in wenigen Umrissen ein klares Bild unserer Verhältnisse mitzutheilen."

Lacroix bat darum.

„Unser Vater, ein braver und geachteter Kaufmann in Hamburg," begann Emil, „ließ sich durch einen alten Bekannten, den er seinen Freund nannte und welcher seit etwa acht Jahren in New-York lebt, zu einer bedeutenden Spekulation in Baumwolle überreden. Es wurden über 15,000 Pfund Sterling in guten Wechseln dem Freund in New-York zum Ankauf der Wolle überwiesen, und laut der Correspondenz, welche ich bei mir führe, hatte Letzterer zu annehmbarem Preise die Wolle in New-Orleans gekauft, und die Waare dort auf einem amerikanischen Schiffe verladen lassen. Uns avisirte er, daß das Schiff »Nord-Star« mit der reichen Fracht nach Hamburg abgegangen sei. Etwa vier Wochen später traf aber von dem »Freunde« in Newyork die Nachricht ein, das Schiff Nord-Star sei von einem nordamerikanischen Kreuzer wegen unrichtiger Clarirung ꝛc. aufgebracht und weggenommen worden, mithin alles Gut verloren, was meinem Vater gehörte. Dieser Schlag war für den alten kränklichen Mann zu unerwartet und zermalmend — Gott endete sein Seelenleiden durch einen Schlagfluß, der ihn auf der Stelle an seinem Comptoirpulte tödtete. Auch unsere liebevolle Mutter war am zweiten darauffolgenden Tage eine Leiche.

„Als ich aus dem Chaos, dem immer eine solche Katastrophe folgt, mich herausgearbeitet hatte, wandte ich mich um genauere Aufschlüsse an den New-Yorker »Freund«, bekam aber keine Nachricht von ihm, wohl aber von andern Häusern, an die ich mich gleichzeitig gewendet hatte, und zwar auffällige Winke und Andeutungen und endlich die Kunde, daß der New-Yorker »Freund«, den ich hier mit dem Namen Newton bezeichnen will, nach Westindien gereist sei. Nun mußte in mir die Vermuthung aufsteigen, mein armer Vater und wir, seine Kinder, seien durch einen Schurken um unser Vermögen betrogen worden. Ich faßte den Entschluß, selbst nach Amerika zu gehen, unsere Sache selbst in die Hand zu nehmen und alle möglichen Schritte zu thun, um den Frevler zu entlarven und ihm das gestohlene Gut wieder zu entreißen. Nun wissen Sie Alles.«

Eine Pause von einigen Minuten folgte dieser mit steigender Wärme gesprochenen Erzählung. Endlich sagte Lacroix: »Ich halte es für keinen Zufall mehr, was uns, bisher einander völlig fremde Menschen, in eine so nahe Berührung brachte. Vielleicht, ja ich darf sagen wahrscheinlich, kann ich durch meine Verbindungen in Amerika Ihr löbliches Vorhaben fördern, wenn ich Sie mit einigen einflußreichen Freunden unserer Häuser in Beziehung bringe; Sie müssen wissen, vertreten Sie in Amerika eine noch so gerechte Sache, so werden Sie durch gewichtige Freunde und Empfehlungen ein viel rascheres und günstiges Resultat erreichen, als wenn Sie allein, ohne jede Beihilfe, nur fußend auf Ihr Recht, den Kampf mit einem Gegner aufnehmen, der sich gegen Sie bereits mit allerlei Ränken und Kniffen gewappnet hat.«

»Ich danke Ihnen, Herr Lacroix,« antwortete Emil, »von ganzem Herzen für Ihre Freundlichkeit und nehme Ihr gütiges Anerbieten aber nur unter der Bedingung an, daß Sie die Sache keinen Augenblick belästige.«

Lacroix drückte Emil die Hand, verbeugte sich ehrfurchtsvoll gegen Cäcilie und entfernte sich nach dem obern Salon hin, auf dessen Treppe er dem nachschauenden Geschwisterpaar verschwand.

Seit diesem Moment verging kein Tag, an dem sich die drei jungen Leute nicht auf dem Deck des Schiffes zusammenfanden und Gedanken, Empfindungen und Wahrnehmungen austauschten.

Unmerklich waren sich dabei Cäcilie und Lacroix immer näher getreten, und dem genaueren Beobachter konnte es nicht entgehen, daß eine stille und heimliche Liebe die Herzen Beider zu einander hinzog.

Endlich passirte das Schiff Sandy-Hook, hielt eine kurze Zeit bei Staaten-Island an, um die ärztliche Revue zu passiren, und steuerte dann gerade den North-River hinauf, um an dem Landungsplatze der Bremer und Hamburger Dampfer, bei Hoboken, Anker zu werfen.

Während das Schiff die schöne Bai von New-York, einen der prächtigsten und größten Häfen der Welt, durchfurchte, standen unter den vielen auf dem Verdeck des Schiffes ausschauenden Menschen auch Lacroix, Cäcilie und Emil.

Mancherlei Empfindungen mochten wohl in diesem Augenblicke ihr Gemüth berühren, denn Niemand von ihnen schien zuerst das Schweigen brechen zu wollen, bis endlich Emil, die Hand auf Lacroix' Schulter legend, sprach: »Die Stunde des Abschiedes schlägt bald; sie führt uns nach verschiedenen Richtungen hin. Wo Sie aber auch weilen mögen, Lacroix, gedenken Sie stets unserer, Sie haben sich in mir einen wahrhaft treuen Freund erworben. Wo werden Sie logiren, lieber Lacroix?« fragte Emil.

»Im Prescott-House. Und Sie?«

»Ich weiß es noch nicht bestimmt,« sagte Emil mit einiger Verlegenheit; „ich habe Ihnen vielleicht noch nicht mitgetheilt, daß eine frühere Freundin unserer Mutter, Madame Sahton, welche in New-York wohnt, meiner Schwester Cäcilie einen Platz in ihrem Hause angetragen hat. Deßhalb werde ich mich sogleich, wenn unser Schiff an der Landungsbrücke anlegt, zu ihr begeben, und mich überzeugen, ob ich meine Schwester bei ihr lassen kann, oder ob wir in einem Hotel oder Kosthause vorläufig ein Unterkommen suchen müssen."

Ein fremder Mann, gekleidet in einen blauen Tuchrock, das Haupt bedeckt mit einer wachstuchüberzogenen Mütze, welcher dicht neben ihm stand und das letzte Gespräch gehört haben mochte, sagte zu Emil ziemlich trocken: „Nur die Kajütenpassagiere dürfen beim Anlegen das Schiff verlassen; die Mitteldeckpassagiere werden aber schwerlich vor Morgen Mittag von Bord abgeholt werden, und unter keinen Umständen darf Einer von diesen vorher vom Schiffe sich entfernen, deßhalb werden sie von uns bewacht."

„Aber weshalb diese auffallende Gewaltmaßregel nur gegen Mitteldeckpassagiere und nicht ebenfalls gegen Reisende, welche in Kajütenplätzen ankommen?" fragte Emil verwundert. „Sind Jene einer genaueren Controle unterworfen, weil sie weniger als die Anderen für ihre Plätze zahlen konnten? Dergleichen habe ich in Amerika nicht erwartet!"

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Wildes Feuer. Man schreibt aus Groß-Neundorf (in Kurhessen): In einem nicht weit von hier gelegenen Dorfe ist man kürzlich, um der unter den Schweinen ausgebrochenen, fast epidemisch auftretenden Lungenseuche zu begegnen, in folgender Weise verfahren. Es wurden auf dem Wege, welchen die Schweine zur Weide und zurück zu nehmen hatten an 3 verschiedenen Stellen Feuer angezündet und die Thiere darüber hinweggetrieben. Dieses Feuer durfte jedoch kein in gewöhnlicher Weise entzündetes, sondern sogenanntes »wildes Feuer« sein. Zuerst suchte man dieses wilde Feuer in der Schmiede aus einer Stange kalten Eisens durch fortwährend kräftiges und anhaltendes Hämmern hervorzubringen; gar bald sah man freilich ein, daß dieß Bemühen vergeblich sei, denn man bemerkte, daß der Schornstein des Schulhauses dampfte und also der Lehrer des Ortes Feuer in seinem Hause hatte. Zum Erscheinen des wilden Feuers aber gehört, daß Niemand im Orte sich untersteht, Feuer im Hause zu haben; daher verlangte man allen Ernstes von dem Lehrer, sein Feuer zu löschen. Nachdem man diesen nicht vermocht hatte, dem allgemeinen Wunsche nachzugeben, und zugleich einsah, daß nunmehr durch das Hämmern des Eisens das wilde Feuer nicht zu erlangen war, begab man sich auf den Rath des Lehrers zu einem Drechsler, bei welchem es denn auch gelang, einen Spahn Holz vermittelst anhaltenden Reibens auf der Drehbank zu entzünden und auf diese Weise Feuer zu erhalten, welches nöthig war, um obiges Verfahren einleiten zu können. — Solches hat sich in Kurhessen zugetragen im Juni des Jahres 1867. Im Interesse der Schweinezüchter wäre es sehr erwünscht, wenn die Herren Thierärzte dieses Heilverfahren einer Prüfung unterwerfen wollten. Eine andere Frage wäre es freilich, ob es nicht vorzuziehen sei, obiges Verfahren durch die Herren Lehrer auf dem Wege der Volksbildung zu beleuchten.

Muttermord aus Kindesliebe. Vor einigen Tagen hat in dem mährischen Städtchen Keltsch ein junger, sonst gutmüthiger Mensch seine 60jährige Mutter, eine Wittwe, in der neunten Morgenstunde auf öffentlicher Gasse getödtet. Er hämmerte mit einem aufgelesenen Steine, nachdem sie von dem ersten Schlage betäubt niedergesunken war, so lange auf ihr Hinterhaupt, bis dasselbe zerschmettert war. Niemand fand sich, der ihm gewehrt hätte. Als sie todt da lag, sagte er mit Befriedigung: »Jetzt habe ich Dich, arme Mutter, von aller Noth und allem Kummer befreit.« Er that es im Wahnsinn aus kindlicher Liebe, denn Beide hatten einträchtig, aber in tiefer Dürftigkeit gelebt. Er war epileptisch gewesen und die Mutter erhielt von einem homöopathischen Dilettanten für dieses Uebel ein Pülverchen, das sie ihm eingegeben und das ihn zwar von demselben befreite, aber seinen Verstand umnebelt hatte. Er hält sich nun für den Welterlöser und möchte Alles glücklich machen.

Dieser Sommer zeichnet sich durch Unwetter der furchtbarsten Art aus. Die Stadt Toulouse wurde am Dienstag durch ein Unwetter heimgesucht, das die ganze Stadt unter Wasser setzte, — die Straßen waren buchstäblich in Kanäle verwandelt, — als Folge eines Wolkenbruchs! Einige brüchige Häuser stürzten ein.

Der unermüdliche Sammler humoristischer Anzeigen in der Berliner Montagszeitung bringt wieder eine Blumenlese von Todesanzeigen, in welchen allerdings das komische Element den tragischen Eindruck stark überwiegt: »Mein geliebter Sohn ist von mir geschieden. Sanft ruhe seine Asche, die zu großen Hoffnungen berechtigte.« — „Gestern starb unser geliebter Sohn an den Folgen eines sanften Todes.« — Aus Unvorsichtigkeit fiel bei einer Wäscherin, die mehrere Kostkinder hatte, ein Knabe in den mit siedendem Wasser angefüllten Kessel und starb bald darauf an den Folgen dieser Verbrühung. Die Wäscherin mußte nun diesen Vorfall an die Eltern des Kindes berichten, aus Furcht aber that sie es nur verblümt und schrieb: »Ihr kleiner Franzel schwamm in die Ewigkeit hinüber; der Arme starb an der Wassersucht." — In einer Zeitung las man im Todtenregister folgende seltsame Anzeige: »Des Mathias Stündl, Taglöhners Kind, alt vier Jahre, an Altersschwäche.« — »Gestern starb allhier Frau Anna L., sie war Großmutter, Mutter, Gattin und Freundin aller derer, die sie kannten.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 60. Sonntag, den 28. Juli **1867.**

Die Ritter vom goldenen Zirkel.

Nordamerikanisches Sittenbild aus dem Bürgerkrieg.

(Fortsetzung.)

Das Schiff war auf seinem Ankerplatz angelangt und hatte an dem Hoboker Ufer beigelegt. Sogleich begann das unruhige Treiben, Hin- und Hereilen der Kajütenpassagiere, das Aufschließen der Koffer, behufs der Zollrevision, und all' der tolle Wirrwarr, welcher stets bei der Ausschiffung so vieler Menschen stattfindet.

Die Meisten hatten bereits das Schiff verlassen, nur Lacroix stand noch bei seinen Freunden und unterhielt sich mit diesen. Endlich begrüßte er Cäcilie und Emil mit Innigkeit und sagte: »Ich verlasse Sie jetzt, um Sie hoffentlich bald wiederzusehen. Einstweilen Lebewohl!«

Noch ein fester Händedruck und rasch entfernte er sich vom Schiffe, um einen in der Nähe haltenden Lohnwagen zu besteigen. Er hatte nicht bemerkt, wie er während der ganzen geraumen Zeit von Madame Ormond genau beobachtet worden war, welche jeder seiner Bewegungen mit Falkenblicken folgte. Ueber ihre Gesichtszüge schlich sich bald ein höhnisches Lächeln, bald eine gewisse Entrüstung, bald ein Strahl von Triumph, je nachdem ihre Wahrnehmungen auf ihren Gedankengang Eindruck machten.

Als jetzt Lacroix, nachdem er durch das Aufladen seines Gepäckes etwas aufgehalten worden, seinen Platz im Wagen einnahm, wählte Madame Ormond den Nächstfolgenden, flüsterte dem Kutscher einige Worte ins Ohr und drückte ihm, auf den voranfahrenden Wagen deutend, eine Fünf-Dollarnote in die Hand, welche dieser pfiffig belächelte — und ihr Fuhrwerk flog dem Lacroix nach, so daß es zugleich mit diesem auf dem Ferry-Boote, welches die Passage zwischen Hoboken und New-York zu vermitteln hat, eintraf.

Hier wußte der Kutscher der Madame Ormond so geschickt zu manövriren, daß sein Wagen fast neben dem Lacroix' zu halten kam. Nicht gerade angenehm fand dieser sich aus seinen Träumereien aufgeweckt, als er dicht neben sich angeredet wurde: »Welch angenehmer Zufall, Herr Lacroix, daß wir uns hier nochmals treffen. Ihnen blieb natürlich heute keine Zeit übrig, mir ein paar Wörtchen des Abschieds zukommen zu lassen, und ich wiederum wurde dadurch natürlich verhindert, Sie zu bitten, mein Haus als das Ihrige zu betrachten und bald und recht oft von meiner Einladung Gebrauch zu machen. Wollen Sie die Güte haben, meine Adresse entgegenzunehmen?« — Bei diesen Worten reichte Madame Ormond Lacroix eine feine Visitenkarte dar, welcher natürlich nichts anders thun konnte, als diese mit einer stummen Verbeugung der Dame aus der Hand zu nehmen und in sein Portefeuille zu legen.

»Der kleine Roman, welchen Sie aus langer Weile auf dem Schiffe spielten, wird wohl mit der Abschiedsscene sein Ende erreicht haben,« sagte ziemlich spitz Madame Ormond.

Durch diese Worte, und überhaupt durch die beharrliche Verfolgung dieser Frau, ziemlich aufgeregt, erwiderte Lacroix: »Ich weiß in der That nicht, Madame, mit welchem Rechte Sie sich in diese Sache mischen — und es zeigt von Höflichkeit, daß ich dies ertrage —«

Sie ließ ihn aber nicht weiter sprechen, sondern unterbrach ihn mit den Worten: »Vor allen Dingen werden Sie nicht böse auf mich! denn Niemand auf der Welt kann sich mehr für Ihr Wohl interessiren, als gerade ich. Wenn eine reiche, geachtete und unabhängige Frau, der die besten Familienverbindungen dieses Landes zur Seite stehen, sich für einen Mann, den sie schätzt, interessirt, so dächte ich, gewährt ihr dies wohl ein gewisses Recht, demselben jungen Manne mit ihrer Freundschaft und Welterfahrung beizustehen.«

Was konnte Lacroix hierauf erwidern? Als ein Mann von Lebensart, einer Frau gegenüber, konnte er nur das aufwallende Gefühl unterdrücken und schweigen — und dies that er auch, wenngleich Madame Ormond noch verschiedene Versuche machte, um ihn zum Reden zu bringen.

Als das Ferry-Boot bei der Barklay-Street angelangt war und die Wagen abfahren wollten, streckte Madame Ormond die Hand zu ihm hin und sprach:

»Ich bitte nur um ein Zeichen, daß Sie mir nicht länger zürnen und sage Ihnen damit für heute Adieu!«

Mit Widerstreben empfing Lacroix die dargebotene Hand, aber er sagte höflich:

„Leben Sie wohl!« — Er flüsterte aber vor sich hin: »Mit meinem Willen sehe ich Dich niemals wieder!« — und fuhr seinem Hôtel zu.

Das alte Castel, in früherer Zeit ein befestigter Ort von New-York, liegt auf der Südspitze der sogenannten »unteren« Stadt, im Gegensatze zur »oberen Stadt«, welche in nördlicher Richtung liegt

und dem Fremden durch die »Avenuen« sogleich auffällt. Ein längliches, ziemlich verschobenes Viereck rahmt das alte Castel mit einem eisernen Gitter ein, und der dadurch entstandene, mit Bäumen besetzte Platz heißt »Castelgarden«.

Einige Jahre früher, ehe man den Castelgarden einer so edlen Bestimmung »für Menschenglück und Menschenwohl« überantwortete, diente dieses Gebäude einige Zeit hindurch dem New-Yorker Publikum als Vergnügungsort, indem dort Concerte und andere Vorstellungen abgehalten wurden. Deshalb ist der obere Raum, welcher sich in Form einer Gallerie und in der Höhe von etwa 10 Fuß um das ganze Innere des Halbkreises herumzieht, wie in einem Theater oder Circus mit gepolsterten Bänken und Sitzen versehen, und die eintreffenden Einwanderer vermuthen bei ihrer Ankunft öfter nichts Anderes, als daß sie hier einer Theater- oder Kunstreiter-Vorstellung beiwohnen sollen.

Oberhalb des ganzen Rundbaues, etwa in der Höhe eines dreistöckigen Gebäudes, hat man eine Glaskuppel, und etwas tiefer, rund herum Fenster angebracht, durch welche das Tageslicht den großen Raum von Oben erhellt. Zu ebener Erde, in der Mitte desselben, hat die Einwanderungs-Commission auf einer Seite ihr Bureau; auf der entgegengesetzten aber befindet sich das Comptoir jener Eisenbahncompagnie, welche von dem Comite das Recht erworben hat, alle Einwanderer, die nach fernen Plätzen reisen wollen, mit Fahrbillets zu versehen. Den innern Raum schließt noch besonders ein sieben Fuß hohes Gitter gegen jeden Eindringling ab. Damit nun aber jede Person einzeln vor den Schreibern vorüber passiren muß, um sich von jedem examiniren zu lassen, hat man die sinnreiche Vorrichtung, wie in manchen Schaf- oder Schweineställen, angebracht, nämlich einen so engen Ein- und Umgang, wo die Angestellten ihren Sitz haben, daß Alle, welche hier eintreffen, wie eine Hammelheerde, die von dem Hirten gezählt wird, diese »enge Gasse« zu passiren sich genöthigt finden.

In diesem engen Raume häuften sich aber bald die Menschen zu Hunderten an, weil jetzt die langweiligste Procedur des »Einzelndurchmarschirens« und Aufschreibens begann.

Ein Mann von auffallend gelblicher Gesichtsfarbe, beinahe wie ein Mulatte aussehend, stand mit einigen anderen Herren an der »engen Gasse« vor einem Pulte mit einem Folianten, in welchen er jede bei ihm vorübergehende Person, nachdem er dieselbe um Namen, Vaterland u. s. w. gefragt hatte, eintrug.

War diese Hauptformalität vorüber, so gelangte der Einwanderer erst nach einer langen Geduldsprobe zu einem zweiten Schreiber, welcher von der Eisenbahncompagnie aufgestellt ist; hier wurden die Einwanderer am längsten, ja meist stundenlang aufgehalten.

Auch Emil Desort mit seiner Schwester hatte diese langweiligen Proceduren durchgemacht und war endlich am Pulte des Eisenbahn-Beamten angekommen.

„Haben Sie auch Geld?" fragte der Schreiber ziemlich barsch Emil, indem er ihn mit prüfenden Blicken von oben bis unten betrachtete.

Entrüstet sowohl durch diese Frage, als durch die Art und Weise, wie solche gethan wurde, erwiderte der Gefragte: „So viel ich und meine Schwester hier (er deutete auf die neben ihm stehende Cäcilie, welcher Röthe der Scham das Gesicht färbte) bedürfen, haben wir."

„Was wollen Sie hier anfangen?" fragte noch brüsker der Schreiber.

„Das, glaube ich, ist allein meine Sache," antwortete Emil.

„New-York ist überfüllt mit Erwerb suchenden Personen, während im Lande, namentlich im Westen, alle Arbeiter nicht allein gut bezahlt werden, sondern auch gleich ein Unterkommen finden. Wo wollen Sie also hin?"

„Ich glaube nicht, daß mein Aeußeres und mein Benehmen überhaupt den Taglöhner verrathen. Ich und meine Schwester bleiben, bis die Verhältnisse es anders gebieten, in New-York."

„So bestimmen Sie mir den Ort, den Sie späterhin besuchen wollen, und ich werde Ihnen Beiden sogleich Ihre Anweisungen für die Eisenbahn-Karten ausfertigen," sprach der Schreiber.

„Aber ich sagte Ihnen ja schon," entgegnete Emil, „daß meine und meiner Schwester etwaige Weiterreise überhaupt noch in Frage steht und von Umständen abhängt, die ich doch wahrhaftig Niemanden hier mitzutheilen brauche."

„Das ist eine naseweise Antwort!" rief der Schreiber und zeigte dabei seine ganze Rohheit. „Entweder Sie nennen mir den Ort, wohin Sie später wollen und lösen Ihre Eisenbahnkarten, oder ich werde Ihnen sogleich zeigen, wie man hier mit dergleichen überklugen Menschen verfährt, wie Sie Einer sind!"

„Herr," versetzte Emil in gereiztem Tone, „Sie wollen uns zwingen, unser Geld für eine Eisenbahntour auszugeben, die wir vielleicht gar nicht unternehmen, behandeln mich, den fremden Mann, wie einen Vagabunden, und drohen sogar mit Gewaltmaßregeln, um das Geld für Ihre Eisenbahncompagnie zu erpressen! Ich fordere Sie jetzt auf, mir zu zeigen, ob ich mich hier in einer Räuberhöhle oder in einer vom Staate errichteten Anstalt befinde!"

„Himmel Donnerwetter!" brüllte jetzt der Schreiber, warf seine Feder weg, sprang von seinem Pulte auf und war in wenigen Sätzen vor Emil, mit dem deutlich ausgeprägten Entschlusse, ihn persönlich anzugreifen.

Emil, ein kräftiger junger Mann und sehr guter Boxer, trat einen Schritt zurück und in Positur, die kräftigen Arme und Fäuste zur Abwehr bereit haltend, rief dann in fließendem Englisch

dem Schreiber zu: „Kommt an, brutaler Patron, und ich will Euch zeichnen, daß Ihr an mich und diese Stunde denken sollt!"

Der Schreiber stutzte, als er nicht allein diese englischen Worte hörte, sondern auch die entschlossene Haltung Emil's sah, und sagte jetzt zu ihm in der frühern groben Weise: „Hier stellen Sie sich mit Ihrer sein sollenden Schwester hin!" — er wies hierbei auf eine Ecke des gegenüberliegenden Eisenbahnbureau's hin — „und warten es dort ab, was mit Ihnen geschehen soll!" — Darauf begab er sich wieder an sein Pult.

Nur das leise und sanfte Zureden Cäcilie's, welche halbtodt vor Schrecken war, bewirkte, daß Emil mit ihr, gleich bestraften Schulkindern, sich zurückzogen.

Emil murmelte vor sich hin: „Wird das weiche und unverdorbene Gemüth meiner Schwester bei Ereignissen, wie wir so eben erlebt haben, und wie sie uns unter Amerikanern vielleicht häufig bevorstehen, nicht verbittert werden? Wäre es nicht besser, ich wendete die letzten Mittel dazu an, sie mit dem nächstabgehenden Schiffe nach Hamburg zurückzuschicken?"

Sein Selbstgespräch wurde durch die an ihn gerichteten Worte: „Gott ist die Liebe, und wer auf ihn hofft, den wird er nicht verlassen!" unterbrochen.

Ueberrascht aufblickend, sah er einen freundlichen Mann, welcher ihm eine Ausgabe des Neuen Testamentes überreichte.

Emil rief getröstet: „Sie haben ganz recht! — Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut!" — und fragte: „Was bin ich schuldig für das Buch?"

„Nichts, mein Herr. Ich bin ein Bote der Bibelgesellschaft, die durch mich in diesen Räumen Gottes Wort verbreiten läßt."

„Gott segne Sie für Ihre theilnahmvollen Worte, die ersten seit meiner Landung auf diesem fremden Boden, welche ich höre, und die wie ein Lichtblick in meine umdüsterte Seele fallen!" sprach der Aufgerichtete feurig.

„Herr Emil und Fräulein Cäcilie Defort!" wurde plötzlich von einem Herrn gerufen, welcher in Mitten des Rundbaues, um besser gesehen zu werden, auf sein Pult gestiegen war.

Als Emil und seine Schwester sich bei dem Rufenden gemeldet hatten, sagte er: „Sie haben eine Verwandte hier, welche draußen im Vorhofe Ihre Ankunft erwartet. Wie ist deren Name?"

„Es kann nur Madame Sayton sein!" erwiderte Emil.

„Ganz recht. Sie können sich jetzt entfernen."

Auf seinen Wink kam ein junger Mann herbei und führte die Geschwister durch das bewachte Gitter nach dem Vorhofe, wo aus einer Masse Menschen, welche hier ihre angekommenen Freunde begrüßen wollten, sich eine feingekleidete Dame hervordrängte, Emil und Cäcilie forschend anblickte und in deutscher Sprache fragte: „Nicht wahr, Ihr seid die Kinder meiner lieben Defort?"

Emil verbeugte sich; Cäcilie aber befand sich fast unwillkürlich in den Armen der Dame, die im gemüthlichsten Tone sagte: „Kommt Kinder, draußen hält mein Wagen; ich sterbe fast vor Hunger und Müdigkeit, weil ich länger denn vier Stunden Eurer harren mußte!"

Geführt von Madame Sayton, erreichten die Geschwister den Ausgang des Castelgarden, den Emil mit den Worten: „Gott sei Dank!" verließ.

Nach den beiden Damen stieg er in den Wagen, der rasch den Broadway hinab rollte.

Der Grundbesitz der Madame Sayton lag in einer der Nebenstraßen dicht in der Nähe des Broadway. Er bestand aus einer Reihe sehr respektabler Steinhäuser, wovon das eine, welches den Flügel bildete, von der Eigenthümerin bewohnt wurde.

Auf dem Wege zu ihrer Wohnung wurde die Conversation auf das Lebhafteste durch die vielen Fragen der Madame Sayton und die Antworten, welche sie darauf empfing, unterhalten, bis sie endlich erklärte: „Ihr findet gerade, gute Kinder, Gesellschaft, besser gesagt, Besuch von lieben Freundinnen und Verwandten in meinem Hause, welche vom Lande hereinkamen, um einige Tage hier zu bleiben und Einkäufe zu besorgen. Für Dich, liebe Cäcilie, ist ein Zimmer frei, aber für Dich, Emil, wird sich wohl ein möblirtes Zimmer in der Nachbarschaft auftreiben lassen, wofür ich bei unserer Ankunft sogleich sorgen will, so daß auch Du zufrieden gestellt sein wirst."

Emil dankte und entgegnete: „Sehe ich nur meine Schwester gut untergebracht, so machen Sie sich wegen meiner Person keine Mühe. Ich erhebe wenig Ansprüche und bin mit jedem reinlichen Plätzchen zufrieden."

„Ich hätte Euch Beide so gern bei mir gehabt," sagte Madame Sayton, „und hatte mir das Bild ungestörten Beisammenseins mit Euch so schön ausgemalt, daß ich durch den ganz unverhofften Besuch anfänglich wirklich in eine recht unbehagliche Stimmung versetzt wurde. Doch was sollte ich machen? Da dachte ich an Dich, lieber Emil, daß Du ein Mann bist, und zwar ein recht gebildeter und hübscher Mann, und so griff ich zu dem Auskunftsmittel, Dich irgendwo in der Nähe unterzubringen. Dabei komme ich vielleicht auch Deinen Wünschen entgegen," setzte sie lächelnd hinzu, „denn ihr jungen Männer liebt so wie so nicht das eingezogene Leben, auf das wir Frauen in diesem Lande mehr als bei Euch angewiesen sind."

Emil wollte darauf antworten, als der Wagen hielt und Madame Sayton ankündigte: „Wir sind zu Hause!"

Einige Steinstufen, eingefaßt von eisernem Geländer, führten zu einer braunlackirten Hausthür,

auf welcher ein silberplattirtes Schildchen mit dem Namen „Sayton“ angebracht war. Die Hausthür selbst war geschmackvoll von einem weiß marmornen, spiegelglatt polirten Gesimse umgeben.

Eine Dienerin öffnete, und die Geschwister betraten die Flur, welche so wie die von dort nach dem oberen Stockwerk führende Treppe mit schweren und kostbaren Teppichen belegt war.

Von hier traten die Angekommenen in einen geschmackvoll ausgestatteten Salon, mit dem ein dahinter liegender ähnlicher Raum, welcher als Speisezimmer benutzt wurde, in Verbindung stand.

Madame Sayton befahl sogleich der Dienerin, das so lange versäumte Mittagessen aufzutragen, und da sie erfuhr, daß ihre andern Gäste während ihrer Abwesenheit auch nicht gespeist hatten, gab sie gleichzeitig den Auftrag, die Damen zu Tisch zu bitten.

„Folgt mir jetzt in das Speisezimmer,“ sagte sie zu den Geschwistern, „und genirt Euch durchaus nicht, der Euch fremden Personen halber, die ich Euch vorstellen werde, sondern thut, als ob Ihr zu Hause wäret.“

Während sie noch sprach, waren nach und nach drei Damen eingetreten, welche sämmtlich auf das Eleganteste gekleidet erschienen, so daß Jede dem Zeichner eines Modejournals zum Modell hätte dienen können.

Madame Sayton stellte dieselben als zwei Schwestern, Fräulein Marie und Agnes Beckmann, und die andere Dame als Madame Catharine Clairmont, den Geschwistern vor, worauf Alle Platz am Tische nahmen und den nun rasch aufgetragenen trefflich zubereiteten Speisen volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Erst als der Nachtisch servirt wurde, kam ein lebhaftes Gespräch unter der Tischgesellschaft zu Stande, in welchem sich Agnes Beckmann hauptsächlich mit Emil unterhielt, die anderen Damen aber Cäcilie in Beschlag nahmen und tausenderlei über Europa von ihr wissen wollten.

Abends winkte Madame Sayton Emil zu sich und sagte ihm: „Ich habe Dir ein recht hübsch möblirtes Zimmer bei rechtlichen Leuten, etwa 10 Minuten von hier entfernt, miethen lassen, für welches wöchentlich 6 Dollars zu zahlen sind. Da Du müde sein mußt, so dürfte es Dir vielleicht lieb sein, wenn ich Dich nach Deiner Wohnung hingeleiten lasse. Morgen Mittag sehe ich Dich bei Tische, und jede Stunde, welche Dir späterhin Deine Geschäfte erlauben, hoffe ich, wirst Du uns schenken.“

Emil, welcher sich wirklich recht abgespannt fühlte, empfahl sich den Damen des Hauses, sagte seiner Schwester „gute Nacht“ und ging mit dem Hausmädchen der Madame Sayton, einer neugierigen Plaudertasche, nach seiner Wohnung, welche Letztere ihm eben so wohl, wie die schlichte einfache Frau, welche sie vermiethete, gefiel.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Was der Sultan in Paris that. Hierüber wird der »Post« geschrieben: »Der Sultan hatte niemals Eile. Hatte er die Wagen für 10 Uhr Morgens bestellt, so hielten sie um zwei Uhr Nachmittags ganz bestimmt noch vor dem Palast, und wenn es dem Padischah gefiel, denselben einmal den ganzen Tag nicht zu verlassen, so konnten die Equipagen ruhig bis Mitternacht warten. Seine Palast-Beamten, seine Diener schlenderten gelangweilt in den Zimmern und Corridoren umher, oder schliefen auf ihren Stühlen ein, ja wenn der Sultan einmal, gefolgt durch mehrere Equipagen seiner Suite, ausfuhr, um sich die Stadt, die Boulevards zu besehen, was that er? — Man fand ihn eingeschlafen; ein glücklicher Monarch, der keine Sorgen hat, auf den selbst das lustige, rastlose Paris eine einschläfernde Wirkung übte! Er ging auch nicht in der Stadt umher, wie der Kaiser von Rußland, besuchte keine Café's, wie Bismarck, kümmerte sich nicht um die Theater und arbeitete auch nicht mit seinen Ministern. Was that er also? Er aß und schlief. Er trank und rauchte nicht einmal, er ging nicht in seinen Harem — er schlief, der glückliche Padischah! Und seine Herren Söhne, die er mitgebracht, um ihnen Paris zu zeigen? Der Thronerbe wälzte sich den ganzen Tag auf den Divans umher; Paris war ihm so gleichgültig, daß er kaum etwas von der Stadt gesehen. Der Andere hat, wie ein Chronikschreiber behauptet, sogar hinter einem Möbel ein Paar schiefgetretene Schuhe vergessen, die dem zerlumptesten Weltweisen ein Trost sein würden.«

O bayerisches Deutsch wie bist Du so schön! Der Magistrat von Murnau im jenseitigen Bayern macht bekannt, daß er folgende »Streugründe« versteigert: Das Pföderlmoos, die Kühwampen, die Schmatzerwiese, die Wenglerwieserwahd, den Köchelzipfl, die Ramsaschlüsseln, das Hochenboigenmösl, das Triebelseckimoos u. s. w.

Ein theurer Spaß. Vom Berliner Stadtgericht wurde eine Frau, welche aus Malice eine andere Hausbewohnerin auf der Retirade etwa zehn Minuten eingeschlossen und den Schlüssel an sich genommen hatte, »wegen Freiheitsberaubung eines Menschen« zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt. Sie fiel aus Schreck über dieses Urtheil in Ohnmacht und mußte aus dem Gerichtssaale getragen werden.

Das Unglück in Lugau hat zur Folge gehabt, daß die benachbarten Kohlenschachte untersucht wurden und in mehreren derselben der Betrieb eingestellt ist, um die erforderlichen Reparaturen vorzunehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 61. Donnerstag, den 1. August **1867.**

Die Ritter vom goldenen Zirkel.

Nordamerikanisches Sittenbild aus dem Bürgerkrieg.

(Fortsetzung.)

Schon am nächsten Morgen ging Emil nach dem Prescot-House, um Mr. Lacroix zu begrüßen.

Mit ungeheuchelter Freude wurde er empfangen, und nachdem Beide auf einem Sopha Platz genommen, sagte Lacroix: »Gut, daß Sie kommen; denn meine Ungeduld, zu wissen, wie es Ihnen und Ihrer Schwester ergangen, und wo Sie zu finden wären, hatten schon den Gipfelpunkt erreicht. Hierzu kam noch, daß ich von dem Commissionär des Hotels so Manches über das Institut des Castelgarden erfuhr, was mich nicht allein befremdete, sondern auch in wirkliche Sorge in Betreff Ihrer versetzte.«

»Und was befürchten Sie, lieber Lacroix?« fragte lächelnd Emil.

»Daß man Sie in den Soldatenrock pressen könnte, wie es schon so vielen jungen Männern, die von Europa kamen und dort landen mußten, ergangen ist.«

»Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Besorgniß um mich,« sagte Emil mit einem kräftigen Handschlag, »aber ich weiß mich zu wahren. — Hätte ich doch fast über der Soldatengeschichte vergessen, Ihnen die Grüße meiner Schwester auszurichten, welche sie mir gestern Abend, als ich sie bei Madame Sayton verließ, auftrug!«

»So hat also Ihre Schwester ein gutes Unterkommen gefunden? — Und wo wohnen Sie?«

»Meine Schwester hat,« erwiderte etwas nachdenklich Emil, »vorläufig ein Unterkommen bei Madame Sayton, von der wir Ihnen ja erzählt haben. In welcher Eigenschaft kann ich nicht sagen, es war die Zeit zu kurz, darüber Rücksprache zu nehmen. Heute denke ich darüber in's Klare zu kommen. Ich wohne in der Bleeker-Straße, bei einer Madame Preston, und bin ganz zufrieden.«

Mit einer gewissen Verlegenheit, so daß eine flüchtige Röthe seine Wangen färbte, sagte Lacroix: »Ich hoffe, daß Sie so freundlich sein werden, mich bei einer passenden Gelegenheit mit sich zu nehmen, damit ich Ihrer Fräulein Schwester meine Achtung bezeigen kann.«

»Heute Mittag werde ich Cäcilie und Madame Sayton sehen und Ihren Besuch anmelden, morgen Nachmittag aber zu Ihnen kommen und Sie abholen.«

»Danke, lieber Freund! Doch noch Eins! Wann werden Sie Ihre Schritte gegen Newton beginnen?«

»So bald als möglich, nachdem ich die Handelsfreunde unseres Hauses besucht und mich bei ihnen Rathes erholt habe.«

„Gut!" versetzte Lacroix, „und morgen erbitte ich mir einen umständlichen Bericht, damit auch ich das Meine zum Gelingen des Vorhabens und zu Ihrer Beider Wohl beitragen kann."

Emil verließ seinen Freund, einige Häuser weit von diesem begleitet, und eilte dem Comptoir des Hauses Berton in der unteren Stadt unweit der Wallstreet zu.

Er durfte von dem Chef dieses Handlungshauses um so mehr die allerbeste Auskunft erwarten, als sein verewigter Vater eine lange Reihe von Jahren dessen beständigster und treuester Freund gewesen war und demselben in Hamburg während einer Handelskrisis sehr bedeutende Dienste geleistet hatte.

Als er, im Comptoir angelangt, dem ersten Commis seinen Namen nannte und bat, Herrn Berton sprechen zu können, führte ihn dieser durch eine freundliche Handbewegung nach dem Hintergrunde des Comptoirs, wo sich ein kleinerer, durch Glasfenster getrennter Raum für den Chef des Hauses befand.

An einem Schreibpulte saß ein grämlich aussehender, bejahrter Herr, etwas über Mittelgröße, dessen Haupthaar im Silbergrau erglänzte, in einen Haufen vor ihm liegender Briefe vertieft.

Als der Commis »Mr. Emil Defort aus Hamburg« meldete, blickte der Handelsherr von seinen Papieren auf, sah Emil mit einem wohlwollenden Blicke an, stand auf, reichte ihm die Hand und sagte: „Seien Sie mir herzlich willkommen, Mr. Defort. Wünschte, Ihr Vater lebte noch! war ein braver Mann und mein Freund. Werd's auch Ihnen beweisen, daß ich ihn im Sohne achte. Hoffe, daß die faule Geschichte mit dem Newton, der von Westindien zurückgekehrt ist und jetzt bedeutende Geschäfte in der Wallstreet treibt, sich ordnen lassen wird. Er ist ein verdammt feiner Patron, schlau wie eine Wasserratte, erfahren in allen Schlichen und Pfiffen, doch — ein feiger Schuft. — Viel Geld hat er. Hier haben Sie das Portrait des Mannes, mit dem Sie es zu thun haben. — Was nun Ihre Angelegenheit selbst anbetrifft, so habe ich aus sicheren Quellen, die Ihnen, im Falle Sie Beweise brauchen, zu Dien-

sten stehen, Folgendes erfahren: Auf dem Schiffe „Nord-Star" befanden sich außer seiner Fracht nach Hamburg verschiedene, doch nur wenige Artikel, welche, zur Ausfuhr verboten, nur unter falscher Angabe clarirt, wahrscheinlich für die aufständischen Staaten bestimmt waren.

Als der „Nord-Star" den Mississippi verließ und auf hoher See ankam, hielt derselbe sich so auffallend nahe der Küste, daß dies und ein anderes kleines Schiff, welches von der Mobile-Bay auf den „Nord-Star" zuzusteuern schien, einen Kreuzer bestimmte, den „Nord-Star" einer genaueren Visitation zu unterwerfen. Sie ergab, daß es zwar mit der Hauptfracht des Schiffes seine Richtigkeit hatte, daß jedoch die Nebenfracht zweifelsohne auf See von dem kleineren Schiffe übernommen und dem feindlichen Ufer zugeführt werden sollte. Der „Nord-Star" wurde demnach aufgebracht und sein Proceß soll erst entschieden werden.

„So ist es also nicht wahr, daß das Schiff bereits condemnirt ist?" fragte Emil in außerordentlicher Aufregung.

„Wie ich Ihnen sage, nein," fuhr Mr. Berton fort. „Der schlaue Fuchs Newton hatte gleich bei der Aufbringung des Schiffes, und zwar als Bevollmächtigter Ihres Vaters, der er doch in dieser Angelegenheit nicht war, energische Schritte gethan, um das Gut Ihres Vaters zu retten. Die Sache wurde aber hübsch lang hingezogen; weshalb — ist jedem erfahrenen Manne erklärlich. Manche Kaufleute behaupten, die ganze Geschichte mit den beanstandeten Artikeln auf dem Schiffe sei ein absichtlicher Schwindel gewesen, um Ihren Vater zu betrügen. Mag dem nun sein, wie ihm wolle, so glaube ich, daß Newton selbst, dessen Absicht vielleicht blos war, Ihren Vater tüchtig zu schröpfen, durch dessen plötzlichen Tod überrascht, nun erst zu noch kühneren Schritten veranlaßt wurde. Ihr Erscheinen wird ihm daher sehr unlieb sein."

„Kann mir's denken," entgegnete Emil, „ich hoffe aber, daß ich diesen Elenden, den Mörder meiner guten Eltern, nie sehen werde."

„Wird nicht angehen, junger Freund," sagte Mr. Berton. „Eine Zusammenkunft mit Newton kann schon deshalb nicht vermieden werden, da Sie von ihm alle Papiere, welche er in dieser Angelegenheit von Ihrem Vater in Händen hat, zu verlangen haben. Sie müssen sich zusammennehmen und Ihren gerechten Zorn unterdrücken. Hier braucht es Ruhe und Verstand, wollen Sie zu einem glücklichen Ziele gelangen."

„Um meiner Schwester willen werde ich die Gefühle meines Schmerzes und meiner Entrüstung diesem elenden Gauner gegenüber zu bewältigen suchen."

„Recht so, und Alles wird gut werden. Doch wo haben Sie Ihre Schwester?"

„Bei einer Bekannten unserer Mutter, welche vor mehreren Jahren von Hamburg nach New-York übersiedelte."

„Ihr Name?"

„Madame Saxton."

„Kenne die Dame nicht," sagte Mr. Berton, „hoffe indessen, daß die New-Yorker Freundin Ihrer Mutter treuer sich bewährt, als des Vaters Freund!"

Nach einer kleinen Pause fuhr Mr. Berton fort: „Nächsten Sonntag nehme ich Sie und Ihre Schwester für mich und meine Familie in Beschlag. Ich werde Ihnen am Samstag Abend sechs Uhr meinen Wagen senden, der Sie Beide nach meinem Landhaus auf Staaten-Island hinausbringen wird. Ich verspreche Ihnen, daß Sie sich dort nicht langweilen werden, denn wir Amerikaner sind keineswegs so langweilig, wie man uns bei Euch in Deutschland ausschreit."

„Ihre gütige Einladung," erwiderte Emil, „nehme ich, zugleich im Namen meiner Schwester Cäcilie, an."

„Was das Geschäftliche anbetrifft, so hoffe ich, Sie jeden Morgen um diese Zeit bei mir zu sehen, und werde Ihnen vielleicht schon morgen rathen können, wie Sie vorgehen sollen. Guten Tag, junger Freund."

Ueberaus zufriedengestellt von dieser ersten Visite, suchte Emil noch einige andere Handelsfreunde der väterlichen Firma auf, wurde auch bei diesen freundlich empfangen und mit manchen guten Rathschlägen versehen, fand aber bei Keinem die biedere, Vertrauen erweckende Aufnahme, wie bei Mr. Berton, zu dem er sich lebhaft hingezogen fühlte.

Madame Ormond, die reiche und stolze Wittwe, bewohnte in New-York ein eigenes Haus in einer der fashionablen Querstraßen zwischen der dritten und vierten Avenue.

Gewohnt, die geringste ihrer Launen erfüllt zu sehen, dabei von sanguinischem Temperament, wurde sie durch das Nichterscheinen Lacroix's in eine Gemüthsbewegung versetzt, welche zwischen Neigung und Abneigung stets hin- und herschwankte; wie es schien, hatte zum ersten Male in ihrem Leben der warme Sonnenstrahl der Liebe ihr Herz berührt; dies ist bei Frauen, wie Madame Ormond, welche das dreißigste Lebensjahr überschritten haben, immer eine gefährliche Sache, und zwar um so gefährlicher, wenn der Gegenstand ihrer Zärtlichkeit ein junger Mann ist. In den meisten Fällen erblüht aus einer solchen Liebe, wenn sie durch die Bande der Ehe gekrönt wird, kein Glück. Ja, es gibt Beispiele, daß in solchem Bunde, der für's ganze Leben geschlossen, die Liebe in den glühendsten Haß umgewandelt wurde, so daß endlich ein Mord geschah; die entfesselte Leidenschaft, hat sie erst einen gewissen Höhepunkt erreicht, sieht dem Wahnsinn nicht unähnlich.

Die Dienerschaft der Madame Ormond hatte in dieser Zeit schlimme Tage, denn die Dame

marterte sich nicht allein selbst, sondern auch ihre Umgebung. Wie oft nicht schon hatte sie die feinste Toilette gemacht, hatte mit den auserlesensten und seltensten Speisen und Getränken ihre Tafel serviren lassen, saß erwartungsvoll in ihrem kostbar ausgeschmückten Besuchzimmer und — wartete — wartete vergeblich — auf den Besuch eines Mannes! Nur zu wahr ist es, daß ein oft nur flüchtiges Wohlwollen erst durch den Widerstand zur hellen Flamme angeweht wird.

In solcher Lage schien sich Madame Ormond zu befinden.

Als wieder ein Tag verflossen und Lacroix immer noch nicht bei ihr erschienen war, kannte ihre Ungeduld keine Grenzen mehr. An ihren Schreibtisch eilend, warf sie mit flüchtiger Hand folgende Zeilen auf's Papier:

„Mein theurer Freund!

Wenn Sie Ihre Freundin besonders verpflichten wollen, so beehren Sie mich noch heute mit Ihrem Besuch. Helene Ormond.“

Dann faltete sie es zusammen, legte es in ein Briefcouvert und schloß dasselbe.

Ihren schwarzen Diener rufend, befahl sie demselben: „Diesen Brief, Samuel, trägst Du sogleich zu Mr. Bellant, übergibst ihn ihm selbst und wartest auf Antwort. Du hast doch verstanden?“

„Ja, Madame!“ sagte der Neger, grinste seine Herrin freundlich an und entfernte sich auf deren Wink rasch, um den Auftrag auszurichten.

Nach Verlauf einer halben Stunde erschien Samuel wieder und berichtete: „Mr. Bellant meldet seinen tiefen Respekt an Mylady und werden pünktlich kommen.“

„Gut!“ sprach Madame Ormond und entließ den Schwarzen viel freundlicher, als gewöhnlich.

Obgleich nur kurze Zeit verstrich, bis ihr Wunsch in Erfüllung gehen sollte, so dünkte ihr dies doch unendlich lange. Endlich wurde Mr. Bellant gemeldet, und Madame Ormond, sichtlich bewegt, empfing ihn mit den Worten: „Sie finden mich heute, lieber Freund, in einer so ernsten Stimmung, daß ich alle anderen Besuche abweisen ließ, um mit Ihnen allein zu sein und mich mit Ihnen ungestört besprechen zu können.“

„Sie machen mich glücklich, Madame, durch solche Huld,“ sagte mit süßlicher Miene Mr. Bellant, „ich darf Ihnen versichern, Sie finden auf der Welt keinen treueren und ergebeneren Diener als mich.“

„Ich glaube Ihnen, Mr. Bellant,“ erwiderte mit nachdenkender Miene Madame Ormond, „ich erinnere mich sehr wohl, daß Sie es waren, der nach dem Tode meines Gatten, bei der sehr verwickelten Regulirung der Erbschaftsangelegenheiten und späterhin, bis auf die jetzige Zeit, bei allen vorgekommenen wichtigen Geschäften, wo es sich um Sicherung der bedeutendsten Summen handelte, meine Angelegenheiten mit der uneigennützigsten Freundschaft glücklich für mich zu Ende führte.“

„Sprechen Sie nicht davon,“ sagte Mr. Bellant, „mir ist es so, als könnte und müßte es unter uns nicht anders sein, weil jeder Blick Ihrer schönen Augen für mich ein Befehl ist.“

„Ich weiß, wo das hinaus soll, lieber Freund,“ entgegnete Madame Ormond, „und will damit anfangen, ja werde hiezu gezwungen, selbst auf die Gefahr hin, Ihnen vielleicht wehe zu thun, Ihnen den Zustand meiner Seele: wie ich fühle, — was ich denke, — offen und wahr darzulegen. Eine Bitte habe ich aber noch, ehe ich in meiner Mittheilung fortfahre: reichen Sie mir die Hand und geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie auch nach unserem Gespräch mein alter, treuer Freund bleiben wollen!“

„Hier, meine Hand, und dazu mein Wort!“ sagte Bellant, die feine Hand der Dame ergreifend. „Sie sollen sich in mir nicht getäuscht haben! — Doch, nun sprechen Sie, denn Sie spannen mich auf die Folter.“

„Wie alt sind Sie?“ lautete die ziemlich unerwartete Frage der Madame Ormond.

Auf's höchste verlegen, entgegnete Mr. Bellant: „Fünfzig Jahre.“

„Wie alt schätzen Sie mich?“

„Höchstens 30 Jahre.“

„Also macht die Differenz zwischen unserem Lebensalter 20 Jahre aus.“

„Diese sind keine Scheidewand, um sich näher zu stehen, wie tausende von Beispielen beweisen.“

„Ganz recht, wenn nicht etwa eine andere Leidenschaft dazwischen tritt.“

„Andere Leidenschaft!“ sprach mit gezogenem Tone Mr. Bellant; „wie meinen Sie das?“

„Jetzt sind wir auf dem Punkte angelangt, der Aufrichtigkeit von mir fordert. Ich müßte keine Frau sein, wenn ich nicht schon längst Ihre stille Werbung um meinen Besitz wahrgenommen hätte.“

(Fortsetzung folgt.)

Jagdabenteuer in Cayenne.

Eine weitgedehnte Sumpfstrecke liegt vor uns in einer Ruhe, welche feierlich genannt werden müßte, wenn sie nicht unheimlich, gespenstisch erschiene. Die darüber brütende glühende Sonne Cayenne's scheint diesen Wald von riesigem Schilf, von gigantischen Binsen zu versengen, das stagnirende Gewässer gleichzeitig befruchtend mit eckelhaften Reptilien und den Miasmen des Todes.

Solche ungeheure Sümpfe, bewachsen mit Schilf, Rohr und wohl auch mit langem Gras, bieten der Königin der Schlangenwelt, der Boa constrictor, einen ihrer würdigen Palast. Selten dringt der Fuß eines Menschen in die unermeßliche Einsamkeit, dröhnt der Schuß eines Jägers durch den Wald von Rohr und Binsen. Geschieht es dennoch, so weicht die Boa dem kühnen Eindringling, der ihre Behausung beunruhigt; findet ein

Kampf statt, so unterliegt sie fast immer, und nur vereinzelt treten Fälle ein, in denen sie, unterstützt durch ihre Größe und die gewaltige Kraft ihrer Umringelung, dem Menschen Gefahr zu bringen und dessen Leben ernstlich zu bedrohen vermag.

Einen solchen Fall hat die nachstehende Schilderung zum Vorwurf. Das Abenteuer wurde von einem jungen französischen Beamten bestanden, der längere Zeit in Cayenne stationirt war und als passionirter Jäger jede freie Stunde benützte, seiner Leidenschaft zu fröhnen. Er selbst erzählt das furchtbare Ereigniß wie folgt:

Zweimal habe ich während meines Aufenthaltes in Cayenne nähere Bekanntschaft mit der Boa constrictor gemacht. Das erste Mal geschah es während einer Reise, die ich im Auftrage der Regierung unternehmen mußte. Ich war von einem Diener begleitet. Wir wurden unterwegs von einem heftigen Gewitterregen überrascht und beschlossen, in einem halbverfallenen Schuppen, der am Wege stand, Obdach und Schutz zu suchen. Unter diesem Schuppen befand sich ein Haufen Gras, ich weiß nicht zu welchem Zwecke. Unsere Pferde an der Hand führend, suchten wir so schnell als möglich das, wenn auch nicht gastliche, doch Schutz gewährende Dach zu erreichen. Wir hatten aus Vorsicht Beide unsere Jagdmesser in der Hand. Ich ging voran; kaum aber war ich eingetreten, als sich eine ungeheure Boa von dem Grase erhob, auf welchem sie zusammengerollt gelegen hatte, und schnell nach dem Eingange sprang, offenbar in der Absicht, so rasch als möglich ihren Rückzug zu bewerkstelligen. In demselben Augenblicke jedoch versetzte ich ihr mit meinem Jagdmesser einen heftigen Schlag auf den Kopf. Vor dem Schuppen angekommen, wand sich die Schlange auf einem Schutthaufen zusammen, indem sie aus der Mitte des von ihr gebildeten Kreises den Kopf emporstreckte. Ich gewahrte jetzt, daß ich einen glücklichen Hieb geführt hatte, denn der Kopf blutete. Jetzt eilte mein Diener, den die Boa bei ihrem Fluchtversuche beinahe zu Boden gerissen hatte, sich für diese Schmach zu rächen; er ergriff einen daliegenden Sparren und bedachte die Schlange mit einem so kräftigen Schlage, daß er ihr das Genick brach und sie auf diese Weise so vollständig lähmte, daß sie sich von der getroffenen Stelle an bis zur Schwanzspitze nicht mehr bewegen konnte. Nachdem sie hierauf noch einige Schläge empfangen hatte, hielten wir sie für todt und begaben uns in den Schuppen zurück.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Eine Schauergeschichte aus Neapel erzählt der „Independente": In der vergangenen Woche gegen Mitternacht wurde an der Thüre einer sehr bekannten Hebamme in **Neapel** angepocht. Ein Bedienter in nicht unbekannter Livree kam und lud sie ein, in die untenstehende Kutsche zu steigen, um seiner Gebieterin, welche in Kindesnöthen sei, beizustehen. Die gute Frau kam herunter und stieg in den Wagen, in dem sie zu ihrem großen Erstaunen zwei verkappte Männer sitzend fand, von denen sie nur die glühenden Augäpfel erblickte. Der Hebamme wurden dann die Augen verbunden, und nur an dem Schritte der Pferde merkte sie, daß es eine ziemlich steile Anhöhe hinaufging; der Wagen lenkte in eine Allee ein, und vor einem Hause stillhaltend, ging es in ein höheres Stockwerk hinauf und dort, nachdem ihr die Binde abgenommen war, kam sie durch elegante Gemächer in ein sehr schön eingerichtetes Schlafzimmer, wo sie auf einem Bett ein junges Frauenzimmer in den ersten Geburtswehen erblickte. Kaum war die Wöchnerin entbunden, so befahlen die Verkappten der Hebamme, der Wöchnerin an beiden Armen Ader zu lassen; die Hebamme weigerte sich, ihnen zu willfahren, da die Aderlässe an einer Wöchnerin deren unfehlbaren Tod zur Folge haben würden, und da die Verkappten wiederholt darauf drangen, die Hebamme aber positiv dagegen protestirte, zog der eine der Verkappten eine Pistole heraus und indem er dieselbe der Wöchnerin vor den Kopf hielt, feuerte er sie ab und tödtete das junge Frauenzimmer auf der Stelle. Man denke sich den Schrecken der armen Hebamme; sie verlor jedoch die Geistesgegenwart nicht; sie stellte sich ohnmächtig, und während sie die Treppe hinuntergetragen wurde, bestrich sie die Mauer mit dem Blute, das an ihren Händen klebte. Man sagt, die Justiz mache ihre Nachforschungen, und man glaubt, es handle sich um eine adlige und mächtige Familie, und daß die Unglückliche als Opfer beleidigten Ehrgefühls gefallen sei.

Was er nicht ist, kann er noch werden. In dem Comptoir eines angesehenen berliner Banquiers erschien kürzlich ein alter Bauer, der im Auftrage seines Gutsherrn einige wichtige Dokumente zu übergeben hatte. Um sich nun zu vergewissern, daß er sich auch an dem richtigen Orte befinde, fragte der Alte zuvor den dortigen Kassirer: „Bin ich hier recht beim Banquerotteur N.?" — Die Comptoiristen brachen in ein schallendes Gelächter aus und machten dem ehrlichen Alten bemerklich, daß er sich allerdings bei Herrn N. befinde, daß jedoch der Prinzipal des Hauses noch kein Banquerotteur sei. Meinend, daß er sich um einen Titel zu hoch verstiegen habe, erwiderte nun der Bauer: „Na, was er nicht ist, kann er ja noch werden!" und entledigte sich seines Auftrages.

In Californien tödtet man die dort sehr häufig vorkommenden, sehr wilden grauen Bären mittelst Strychnin, das in einer Talgpille in einem Stück Hammelfleisch verabreicht wird.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 62. Sonntag, den 4. August 1867.

Die Ritter vom goldenen Zirkel.

Nordamerikanisches Sittenbild aus dem Bürgerkrieg.

(Fortsetzung.)

„Ueberzeugung gewann ich," sprach Madame Ormond weiter, „als ich meine Reise nach Europa antrat, und Sie Ihre Geschäfte im Stich ließen, um mir unter einem plausiblen Vorwande zu folgen. Ich nahm jedoch die Sache weniger ernst, als Sie, und glaubte, Sie würden endlich den Gedanken an eine Verbindung mit mir fallen lassen und sich mit meiner Freundschaft begnügen, da ich mich stets gehütet hatte, Ihnen auch nur die geringste Aufmunterung zu gewähren. Mein verstorbener Mann befand sich in Ihrem Alter — ich heirathete ihn, um versorgt zu sein. Von Liebe war keine Rede. Ich hatte ein gutes Haus — das war Alles. Die Erfahrungen, welche ich im Laufe der Jahre bis zu meinem Wittwenstande machte, waren aber der Art, daß ich es oft bereute, mich ohne Herzensneigung einem Manne hingegeben zu haben. Ja, ich beneidete oft manches arme Weib, wenn sie am Arme ihres Mannes mit glückstrahlenden Augen vorüberschritt, während ich in meiner Equipage stolz dahinfuhr — den Stachel unbefriedigter Sehnsucht in der Brust. Schon damals legte ich das stille Gelübde ab: sollte ich Wittwe werden, mich nie wieder zu verheirathen, wenn mich nicht wirkliche Liebe zu einem Manne hinzöge."

„Und haben Sie," sagte ziemlich spitz Mr. Bellant, „den Mann gefunden?"

„Ja und Nein!" lautete die Antwort. „Sie erinnern sich vielleicht des jungen Franzosen, Lacroix ist sein Name, welcher mit uns die Seereise nach New-York machte; dieser junge Mann hat auf mein Herz, auf meinen Verstand einen so unwiderstehlichen Eindruck gemacht, daß ich ihm mein Hab und Gut zu Füßen legen, ja mein Leben für ihn hingeben könnte, wenn er vermöchte, zu mir zu sprechen: Ich liebe Dich!"

„Weiß er dies?"

„Wie sollte er's wissen! Ich konnte ihm doch auf dem Schiffe nicht zuerst meine Empfindung kund thun!"

„Also eine rein platonische Liebe? Dergleichen besteht nur in der Phantasie der Frauen. Wie kann man denn Jemand lieben, den man nur sieht und gar nicht kennt? Nichts als Einbildung, liebe Freundin!"

„Mag sein!" erwiderte Madame Ormond, „darum habe ich Sie, meinen besten Freund, dazu ausersehen, mich von dieser zu befreien."

„Auf welche Weise?"

„Sie suchen mit dem jungen Mann bekannt zu werden, was sehr leicht ist, da er für das Uhrengeschäft seines Onkels reist, und führen ihn in mein Haus ein!"

„Das ist aber doch zu viel verlangt, liebe Freundin," sagte entrüstet Mr. Bellant, „ich selbst soll Ihnen meinen Nebenbuhler zuführen?"

„Ja, Sie und kein Anderer! damit ich von meinem Wahn — das ist doch Ihre Ansicht — geheilt werde; denn ich selbst gebe zu, daß ich bei näherem Umgange mit Mr. Lacroix vielleicht anderen Sinnes werde."

„Sie sind grausam gegen mich," sagte Bellant, „und verurtheilen mich zu einer Rolle, die ich nur deßhalb übernehme, weil ich die Hoffnung hege, daß Sie selbst in kurzer Zeit über die Sache lachen werden."

„Wohlan denn! Hier haben Sie seine Adresse. Das Weitere sei lediglich Ihnen überlassen. Ist Geld nöthig, so ziehen Sie auf meinen Banquier, nur bringen Sie mir Lacroix bald in's Haus, damit ich mich von dem Grunde oder Ungrunde meiner »Einbildung« überzeuge."

Bellant empfahl sich, nicht eben in rosenfarbigster Laune.

Auf dem Wege nach seiner Wohnung stellte er Betrachtungen an, wie folgt: „Glaubt die Närrin, ich hätte so lange Zeit für Nichts und Wiedernichts gleichsam ihren Geschäftsführer gespielt, um mich jetzt mit ihrer Freundschaft abspeisen zu lassen? — Und glaubt sie ferner, daß ich ein solcher Dummkopf sein werde, ihren Liebhaber ihr selbst zu bringen? — Stände ich in näherer Verwandtschaft zu ihr, so ließe ich sie, auf Grund eines ärztlichen Zeugnisses, in ein Irrenhaus sperren, — so aber bin ich gezwungen, meine Rolle aufrecht zu erhalten, will ich zum Ziele gelangen — und das werde ich! Der junge Laffe wird sich ja wohl auf irgend eine Weise beseitigen lassen, wenn es nicht anders geht. Vor allen Dingen werde ich aber meine ganze Erfindungsgabe aufbieten, der liebedürftigen Dame die süßen Träume zu verbittern!"

Es darf uns daher durchaus nicht befremden, wenn wir noch an demselben Abende Mr. Bellant in dem Salon des Prescot Hauses antreffen, wohin er gekommen war, um, wie durch Zufall, die

Bekanntschaft mit Lacroix zu erneuern, auch über denselben so viel Nachrichten einzuholen, wie nur möglich war.

Den Kellner zu sich heranwinkend, fragte er diesen: „Kömmt Mr. Lacroix von Nr. 12 des Abends nicht in den Salon?"

„Sie treffen ihn gewöhnlich um diese Zeit hier, wo er sich mit Zeitungslesen beschäftigt oder mit einigen Herren unterhält. Heute wird er durch den Besuch eines Landsmanns auf seinem Zimmer zurückgehalten."

„Ich glaube, er macht gute Geschäfte?" warf Bellant ganz unbefangen hin.

„Gewiß, denn er hat eine so reiche Auswahl der schönsten und kostbarsten Uhren aller Art mitgebracht, daß Jeder, der sie gesehen hat, ihres Lobes voll ist. Soviel ich aber bemerkt habe, macht Mr. Lacroix nur Geschäfte mit alten, soliden Häusern und gibt anderen, die sich zu ihm drängen, kaum Gehör."

Da der Kellner abgerufen wurde, benutzen wir die Zeit, einem interessanten Zwiegespräch auf Lacroix' Zimmer beizuwohnen, welches er mit einem jungen Manne führte, der im Aeußeren ihm außerordentlich ähnlich war, so daß man Beide hätte für Brüder halten können.

„Aber sage mir nur um Gotteswillen, Francois," rief in freudiger Bewegung Lacroix, „wie kommst Du hierher? Ich kann vor Ueberraschung immer noch nicht zu mir kommen!"

„Beruhige Dich, lieber Freund," erwiderte der junge Mann, welcher Francois Clint hieß, „es ist eine ganz gewöhnliche Geschichte."

„So viel ich auch darüber nachdenke, so finde ich keinen Grund für Deine Erscheinung!"

„Ich hab' Dir ja schon gesagt" — entgegnete Francois mit bewegter Stimme —

Es ist 'ne alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu;
Und wem sie just passiret —

Der? — Nun? — Der geht nach Amerika, oder sonst wohin, — soweit der Himmel blau ist!" — Bei diesen Worten standen seine Augen voll Thränen, er verbarg sein Gesicht im Taschentuch und weinte bitterlich.

„Du bist unglücklich, lieber Francois! Sprich, kann ich Dir helfen? Wir waren Spielgenossen als Knaben, theilten Freude und Leid in unserer Pension und hielten immer treu und ehrlich zusammen, und nun, da wir Männer geworden, erneuern wir hier im fernen, fremden Lande den Bruderbund — Rath und Hülfe stehen Dir zu Diensten; nicht im Glück, sondern im Unglück — wenn uns alle gewöhnlichen Menschen verlassen, bewährt sich die ächte Freundschaft!"

„Du thust mir wohl mit Deinen Worten; sie sind der erste Balsam für mein tief umnachtetes Gemüth, seit ich unser Vaterland verließ."

„Wie lange bist Du hier?"

„Schon über 6 Wochen. Ich reiste über Havre.

„Und Dein Geschäft in Ch....?"

„Hat wahrscheinlich aufgehört zu existiren."

„Und Deine junge Frau?"

„Ist an meinem grenzenlosen Unglück schuld."

„Schrecklich!" rief mit bewegter Stimme Lacroix. „Kannst Du mir Deine Geschichte mittheilen, so thue es; ich bin so aufgeregt, daß ich nicht eher wieder Ruhe erlange, bis ich Alles kenne, was Dich betroffen hat."

„Du weißt, mein Vater ist ein reicher, guter und charakterfester Mann, zwar etwas wunderlich, wenn man aber seine Grundsätze respektirt, der beste Mensch von der Welt. Als einziger Sohn, nach meinen beiden älteren Schwestern, war ich des Vaters Liebling, und er that Alles, um mich zu einem tüchtigen Manne heranzubilden.

„Nachdem ich das Pensionat verlassen hatte, nahm er mich auf das Comptoir für sein umfangreiches Geschäft, und ich erwarb mir seine Zufriedenheit in so hohem Grade, daß er mich sechs Monate lang reisen ließ, um meine Kenntnisse und Weltansichten zu erweitern. Bei meiner Rückkehr bestand er darauf, daß ich noch ein Jahr lang in Lyon auf dem Comptoir eines seiner Geschäftsfreunde arbeiten solle.

„Ich ging nach Lyon. — O, hätte ich es nie gesehen!

„Wie andere junge Männer aus reichen Häusern stürmte auch ich in's Leben hinein, bis ich ein Mädchen kennen lernte, welches bei näherer Bekanntschaft mich so zu fesseln verstand, daß ich in meiner wahnsinnigen Leidenschaft ihr die theuersten Güter meines Lebens geopfert hätte, wenn ich nur dafür ein freundliches Lächeln erhielt!

„Ich zählte 21, Louison, meine Angebetete, 18 Jahre. Sie war die Tochter eines Handwerkers, lebte, da ihr Vater vor einigen Jahren gestorben war, mit ihrer Mutter, und ernährte sich von weiblichen Handarbeiten, unter Beihilfe der Zinsen eines kleinen Capitals, welches der Vater hinterlassen hatte.

„Als das anberaumte Jahr längst verflossen war, ich aber an die Heimkehr nicht dachte und jede Ausflucht benutzte, um in Lyon zu bleiben, kam mein Vater hinter die ganze Geschichte und verlangte in sehr ernster Weise meine sofortige Abreise.

„Wer nicht folgte, war ich!

„Es kam zu Mißhelligkeiten zwischen uns, und mein Vater stellte mir die Wahl: entweder mich durch die Heirath mit dem Mädchen gänzlich von ihm loszusagen, oder sofort nach Hause zu kommen und als Compagnon in sein Geschäft einzutreten.

„Ich wählte, und — blieb in Lyon, schrieb aber meinem Vater, daß es gewiß nicht sein Wille wäre, mich mittellos in die Welt zu schicken; da ich mich zu etabliren wünsche, so möge er wenigstens das an seinem Sohne thun, ihm ein Capital zum Anfange — wenn auch nicht zu geben, so doch zu leihen.

„Hierauf erhielt ich einen Wechsel von 40,000 Francs von meinem Vater, ohne eine einzige Zeile seiner Hand, etablirte mich in Ch., heirathete Louison und nahm auch ihre Mutter zu mir.

„Mein Geschäft hatte guten Fortgang, denn ich arbeitete mit Lust und Liebe für mein angebetetes Weib, der ich jeden Wunsch an den Augen ablas. Nur Eins trübte zuweilen meine Laune — unsere Ehe blieb kinderlos, und meine Frau, eine äußerst reizende Erscheinung, wußte durch ihre Koketterie, durch Geist und Laune, eine Menge von Anbetern an sich zu fesseln, was meinen Seelenfrieden störte.

„Vor etwa 3 Monaten empfing ich eines Tages im Geschäftszimmer einen anonymen Brief, dessen Inhalt mich in eine unbeschreibliche Gemüthsaufregung versetzte.

„In dem Briefe stand mit klaren, dürren Worten, mein Weib sei eine Buhlerin, sie schände meinen Namen und meine Ehre, sie stehe in einem ehebrecherischen Verhältnisse zu einem Herrn von Garell, und wenn ich mich davon überzeugen wolle, möchte ich zu einer ungewöhnlichen Stunde, etwa um 11 Uhr Vormittags, am nächsten Tage nach Hause kommen, da werde ich die Schuldigen überraschen.

„Jetzt nach Hause zu gehen, war nicht rathsam, denn meine Stimmung hätte mich verrathen; aber Ueberzeugung mußte ich mir verschaffen, ich mußte ergründen, ob Wahrheit oder Verleumdung den Brief dictirte.

„Ich schrieb daher ein paar Zeilen an meine Frau, schützte eine Reise von ein paar Tagen nach unserer Gouvernementsstadt vor, fuhr wirklich eine halbe Meile von der Stadt und brachte die Nacht schlummerlos in einem Dorfwirthshause zu.

„Am anderen Vormittag kehrte ich zurück, stieg gleich in der nahen Straße aus meinem Wagen und trat, einen Revolver in meiner Brusttasche, in mein Haus.

„Ich eile die Treppe hinauf, will die Zimmerthür meiner Frau öffnen, finde sie aber verschlossen. Da tritt aus einer Seitenthür ganz verstört meine Schwiegermutter und sucht mich, unter dem Vorwande, meine Frau sei unwohl, zu entfernen.

„Hierdurch zur Wuth entflammt, werfe ich ihr einen Blick zu, vor dem sie erbleicht — die Sprache versagt mir — dann stemme ich mich mit der Kraft der Verzweiflung gegen die Thür, sprenge sie und finde — meine Gattin und bei ihr Herrn von Garell, in so ungenirter Kleidung, daß über ihre Vertraulichkeit kein Zweifel obwalten konnte — Beide waren blaß wie Leichen.

„Wie der Revolver in meine Hand kam, wie ich auf den Mörder meines Glückes losdrückte — ich kann es nicht sagen — ich sah ihn nur in seinem Blute niederstürzen, verließ mein Haus, mein Hab und Gut und floh, soweit ich konnte — floh hieher — mit dem wenigen Gelde, was ich gerade in meiner Brieftasche bei mir trug.

„So stehe ich vor Dir, ein unglücklicher, an Körper und Seele vernichteter Mann!"

(Fortsetzung folgt.)

Jagdabenteuer in Cayenne.

(Schluß.)

Zwei Tage später führte mich mein Weg wieder an dem Schuppen vorüber. Ich bemerkte eine zahlreiche Versammlung von Geiern und vermuthete, daß sie die Schlange aufgezehrt hätten. Als ich jedoch näher kam, sah ich, daß sich die verwundete Boa weit besser befand, als vor zwei Tagen, wo ich sie verlassen hatte; sie hatte sich jedoch nur an dem obern Theil erholt, der untere war noch immer gelähmt. Einige der größern Geier standen dicht am Kopfe, als hätten sie nur den Tod ihrer Beute erwarten wollen; allein sie wagten es nicht, sich an ihr zu vergreifen, so lange sie den Kopf aufgerichtet hatte und das Auge noch lebendig war. Einige Schläge mit meinem Jagdmesser machten dem Leben der Schlange vollends ein Ende. Ich maß sie hierauf und fand, daß sie 15 Fuß 6 Zoll lang war und am stärksten Theile ihres Körpers 18 Zoll im Umfang hatte. Als ich nach zwei Stunden zurückkehrte, sah ich nur noch ihr Geripp ohne eine Spur von Fleisch und Haut. Geier machen schnell reine Wirthschaft.

In ein anderes, ungleich gefahrvolleres Abenteuer mit einer Boa constrictor wurde ich im Verlaufe einer Jagd auf Wasservögel verwickelt. Die sumpfige Niederung, mit Binsen und Schilf überwuchert, welche meiner Jagdlust als Zielpunkt diente, beherbergte, wie ich wohl wußte, viele Schlangen; da jedoch die Boa giftlos ist, drang ich ohne Furcht, wenn auch vorsichtig, auf einem kleinen Kahne in die Geheimnisse der Schilfwildniß ein. An solchen Stellen, welche meinem Fuße festen Halt boten, verließ ich den Kahn, wenn ich die Opfer meiner Jagdleidenschaft nicht anders erreichen konnte. Dies war eben auch geschehen, und ich befand mich auf einer Art trockenem Eilande, um eine angeschossene Wildente, die dort niedergefallen war, in Sicherheit zu bringen.

Plötzlich brach eine Boa von nie gesehener Größe aus dem Schilf hervor und entfaltete die grauenvolle Schönheit ihres riesigen Körpers vor meinen Augen. Aber eben so rasch, wie sie sich gezeigt, war die Schlange wieder verschwunden, gleich einem Phantom der Nacht. Ich war kurze Zeit unschlüssig, was ich beginnen sollte, endlich beschloß ich, die Ente weiter zu suchen. Ich fand sie nicht, glaubte sie aber in einiger Entfernung in dem Grase zappeln zu sehen. Da mich eine Lache von meiner Beute trennte, stieg ich wieder in den Kahn und landete an jener Stelle. Meine Jagdflinte ließ ich in dem Boot zurück und watete an das Ufer. Wirklich erblickte ich die verwundete Ente; aber als ich sie aufheben wollte, kam

aus dem Grase der Kopf der Boa zum Vorschein, welcher die Ente an dem einen Flügel faßte. In diesem Augenblicke trat ich dem Reptil auf den Nacken. Der Boden war weich und sumpfig; da die Schlange sich mit dem Schwanze an dem Rohre festhielt, um das sie sich gewickelt, konnte sie den Kopf schnell unter meinem Fuße wegziehen, ehe ich wußte, wie es geschah. Dann wollte ich in das Boot zurücklaufen und meine Flinte holen, um die gräßliche Schlange zu erschießen, als ich an meinem Fuße etwas fühlte, als wenn ein Tau darum geworfen würde. Ich sah natürlich sogleich hinunter, und da erkannte ich denn, daß die Schlange sich mit dem Schwanze einmal um mein linkes Bein geschlungen hatte, und eben beschäftigt war, den übrigen Körper aus dem Grase nachzuziehen. Ich ließ die Wildente fallen und trat mit dem freien Fuße so stark als möglich auf den Schlangenschwanz; aber dies befreite mich nicht von meiner eigenthümlichen Fessel — ich hätte eben so gut versuchen können, den Fuß aus einer Fuchsfalle zu ziehen. Noch fühlte ich nicht das mindeste Bangen; als jedoch die Boa sich nach wenigen Sekunden ganz aus dem Grase herausgewickelt hatte, stieg zum ersten Male eine dunkle Ahnung in mir auf, daß mir eine entsetzliche Gefahr drohe.

Die Boa richtete sich empor, so daß ihr Kopf dem meinen gegenüber kam — ich faßte nach ihr, konnte sie aber nicht packen, und rasch fuhr sie mit dem Kopfe unter meinem Arme hin, schlang sich um meinen Leib und war dann mit dem Kopfe wieder vor meinem Gesicht. Ich griff wiederholt, so schnell als es mir möglich war, nach ihr, aber sie wich mir jedesmal eben so schnell aus. Dann fühlte ich, daß sie den Leib an mir emporzog — der Schwanz, oder vielmehr der unterste Ring desselben, umspannte jetzt meinen Schenkel und jener um meinen Leib zog sich merkbar dichter zusammen. Ich bot Alles auf, um mich der scheußlichen Umarmung zu entziehen. Es gelang mir jetzt auch, die Boa dicht unter dem Kopfe zu fassen — mit der andern Hand hielt ich sie gerade da, wo sie sich über meinen Leib gelegt hatte, und strengte mich an, mich ihrer zu entledigen. Dadurch aber verschlimmerte ich meine Lage. Die Schlange hatte sich so hoch an mir emporgewunden, daß sie im Stande war, meinen Leib zum zweiten Male zu umschlingen, und zog ihre Ringe immer fester. Ich befand mich wehrlos in ihrer Gewalt, ein neuer Laokoon.

Entsetzen durchrieselte meinen Körper — ich weiß nicht, ob ich beten wollte, ein gräßlicher Schrei entquoll meinem Munde — ich lachte wahnsinnig auf — meine Sinne fingen an, sich zu verwirren. Zum Glück kehrte mein Bewußtsein und mit ihm meine Kaltblütigkeit fast gleichzeitig in dem Moment zurück, als sie mich zu verlassen anfingen, und auf's Neue dachte ich an meine Rettung. Ich erinnerte mich eines Messers mit haarscharfer Klinge, welches sich in meiner Tasche befand; der eine Ring der Schlange lag jedoch gerade über der Tasche, so daß ich der Möglichkeit beraubt war, in dieselbe hineinzulangen. Noch einmal versuchte ich die Boa abzustreifen; ich packte sie in der Mitte des Leibes und zerrte mit aller Kraft, ich versuchte auch, ihr das Genick zu brechen — meine zurückgekehrte Hoffnung klammerte sich namentlich an den letzten Versuch, allein auch er mißlang und mußte mißlingen, da das riesenhafte Thier alle Energie entwickelte, mich immer fester zu umschlingen. Nach einiger Zeit zog es den Kopf aus meiner Hand — ich fühlte, daß mich meine Kräfte verließen — ich faßte den Kopf wieder, konnte ihn aber nicht festhalten, und die Boa stieß oder biß mich, ich weiß es nicht gewiß, hastig auf die geschlossenen Lippen.

Die Noth war auf's Höchste gestiegen; ich fühlte, daß die Schlange dichter und dichter meinen Leib umzogen und mir das Athmen immer beschwerlicher wurde. Ich empfand die heftigsten Schmerzen, meine Wangen brannten, mein Gesicht mußte hochroth geworden sein. Ich wollte meine furchtbare Gegnerin auf's Neue packen, allein meine Finger hatten das Gefühl verloren.

Ich konnte kaum noch aufrecht stehen, und vollständige Erschöpfung bemächtigte sich meiner. Die Boa schien sich ihres Sieges über mich bewußt; sie hielt den oberen Theil des Körpers in einem zierlichen Bogen vor mir und bewegte den Kopf wellenförmig hinüber und herüber.

Eines stand jetzt klar vor mir: ich war verloren, wenn es mir nicht gelang, in den Besitz meines Messers zu gelangen. Warum es nicht aus der Tasche reißen? Ich hatte die Arme frei. Warum war ich nicht auf den Gedanken gekommen, als ich noch alle Kraft besaß? Mit unsäglicher Mühe gelang es mir, die Naht meiner Beinkleider oberhalb der Tasche zu lockern, die Stiche gaben nach, die neuerwachte Hoffnung verlieh mir frische Kraft — ich packte die Tasche und zerrte, zerrte mit der Wuth eines Verzweifelnden — das Zeug riß, und das Messer befand sich in meiner Hand. Was nun folgte, war das Werk eines Augenblicks. Die Besinnung war mir noch nicht so weit geschwunden, daß ich mir nicht hätte sagen können, die kleinste Klinge des Messers sei die schärfste — diese klappte ich auf, drückte die Schneide mit krampfhafter Hast auf den gespannten Leib der Boa und zog sie darüber hin. Die Schlange war in zwei Stücke zerschnitten und fiel herunter. Ich war gerettet.

Wie ich von dem sumpfigen Eilande in meinen Kahn und aus dem Schilf herausgekommen bin, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ein voller Monat verging, ehe ich mich ganz wieder erholte, und daß es mich noch heute kalt überläuft, wenn ich jener Lage gedenke, in welcher ich von der Boa beinahe zu Tode geschnürt worden wäre.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 63. Donnerstag, den 8. August **1867.**

Die Ritter vom goldenen Zirkel.

Nordamerikanisches Sittenbild aus dem Bürgerkrieg.

(Fortsetzung.)

„Armer, armer Freund!“ sagte nach einer längeren Pause Lacroix. „Ich kann mich in Deine Lage hineindenken. Du hast die Liebe Deiner Familie durch eine Leidenschaft auf's Spiel gesetzt, und durch dieselbe Leidenschaft, die Dein Glück begründen sollte, Deine Heimath, Dein Alles verloren! Du warst in der schwersten Versuchung, welche einen Mann von Ehre nur treffen konnte, und daß Du im Wahnsinne des Zornes so und nicht anders handeltest, wer wollte mit Dir darüber rechten! Jetzt mußt Du aber handeln, mußt Dich beschäftigen, mußt Dir wieder eine selbstständige Existenz gründen, mußt vergessen, was sich nicht mehr ändern läßt. Ich werde Dir zur Seite stehen, Dir helfen, wo ich kann, und segne meinen Stern, daß ich gerade hier sein mußte, um Dich in Deinem grenzenlosen Leide aufzurichten.“

„Dank, herzinnigen Dank, Du treuer Freund! Ich will Alles thun, um mich wieder aufzuraffen. Aber bedenke, ich besitze nur noch wenig Mittel, freilich genug, um mich noch einige Zeit zu erhalten, aber wie kann ich, unter solchen Umständen, an einem fremden Orte und in einem fremden Lande daran denken, mir ein selbstständiges Geschäft zu gründen?“

„Dafür wird gesorgt werden! Hast Du nicht einen guten liebevollen Vater? Und glaubst Du, daß ein solcher sein Kind verleugnet, wenn es unglücklich ist? — Schreibe an Deinen Vater, und Du wirst sehen, daß ich Recht habe.“

„Verlange Alles von mir, lieber Arthur, nur das nicht — wenigstens jetzt nicht! Später vielleicht — ja!“

„Nun, willst Du es nicht thun, so werde ich Deine Angelegenheit in die Hand nehmen, Dir die Mittel gewähren und Dir den Weg bezeichnen, den Du einschlagen sollst.“

„Was der Freund an mir thut, will ich dankbar annehmen!“

„Du weißt, daß wir mit Amerika bedeutende Geschäfte machen. Wir hatten schon seit einiger Zeit den Plan, in New-York ein Engros-Lager unserer Fabrikate zu errichten. Haben wir zu diesem Zwecke Jemand hier, der unser volles Vertrauen besitzt, so können wir um so ruhiger arbeiten. Da Du doch hier bleiben mußt, so wollte ich Dir den Vorschlag machen, der Agent und Bevollmächtigte unseres Hauses zu sein. Zu Deiner Verfügung wird ein Lager unserer Fabrikate stehen, dessen Erträgnisse Dir eine ehrenvolle und reichliche Existenz sichern. So weit mein Plan für heute.“

„Gott möge Dich beglücken dafür, was Du an mir Unglücklichen thun willst! Mir aber erlaubst Du wohl, daß ich einige Tage lang Deinen Plan überlege, um Dir den Bescheid zu geben, ob ich mich fähig fühle, Deinem Wohlwollen entsprechen zu können.“

„Gern, lieber Freund! — Und nun nimm Dich zusammen, lege die finstere Miene ab und komm mit mir nach dem Salon hinab, wo man immer Gesellschaft antrifft und Neuigkeiten hört, welche von Interesse sind, sie werden auch Dich auf andere Gedanken bringen.“

Als beide Freunde in den Salon traten und eben einen geeigneten Platz wählen wollten, wurde Lacroix nicht wenig überrascht, von einem fremden, ältlichen Herrn mit den Worten angeredet zu werden: „Freut mich ungemein, Mr. Lacroix, Sie wieder zu sehen! Ihr Aussehen sagt, Sie befinden sich wohl!“

„Entschuldigen Sie mich, mein Herr,“ erwiderte Lacroix mit einigem Besinnen, „machten wir nicht zusammen die Seereise von Southampton nach New-York?“

„Allerdings. Mein Name ist Bellant, ich bin Kaufmann auf hiesigem Platze und habe mein Comptoir am Broadway.“

„Jetzt erinnere ich mich Ihrer genau, Mr. Bellant,“ nahm Lacroix das Wort, „und danke Ihnen für die Freundlichkeit, mit welcher Sie unsere Bekanntschaft erneuern.“

„Dazu hat mich hauptsächlich eine Dame veranlaßt.“

„Eine Dame? — veranlaßt? — wie meinen Sie das? — Sie sprechen doch gewiß im Scherze!“

„Nein, nein! in vollem Ernste!“ versicherte Mr. Bellant.

„Ich wüßte keine Dame in diesem fremden Lande,“ sagte Lacroix, und sein Gesicht färbte sich über und über roth, „deren Erinnerung sich mit mir beschäftigen könnte. Wenn Sie daher nicht scherzen, so erklären Sie mir das Räthsel.“

„Darf ich's, ohne eine Indiscretion zu begehen?“ — er deutete bei diesen Worten auf Francois Clint.

„Sie werden mich nur verpflichten, wenn Sie vor meinem Freunde Francois Clint, den ich Ihnen hiermit vorstelle, ganz frei sprechen möchten, denn ich habe keine Geheimnisse, die er nicht wissen dürfte."

„Gut. Erinnern Sie sich nicht einer Dame, welche mit uns gleichzeitig die Reise nach New-York machte?"

Immer noch eine gewisse Befangenheit nicht ganz unterdrückend, antwortete Lacroix: „Es waren mehrere Damen an Bord des Schiffes, Sie müssen schon meinem Gedächtnisse zu Hilfe kommen und sich näher über die Persönlichkeit jener Dame, welche Sie meinen, aussprechen."

„Ich erscheine hier vor Ihnen gleichsam als Abgesandter, nämlich von Madame Helene Ormond, Wittwe des reichen Kaufmanns Ormond, der hübschen, geistreichen Frau. Sie hat mir den dringenden Auftrag ertheilt, Sie zu ihr einzuladen. Indem ich mich der Commission entledige, überreiche ich Ihnen hiermit die Karte der Dame und füge den Wunsch hinzu, daß Ihnen diese Einladung eine angenehme und erwünschte sein möge."

„Ich muß vermuthen," erwiderte Lacroix, „daß Sie ein vertrauter Freund der Madame Ormond sind. Dies vorausgesetzt, ersuche ich Sie, der Dame zu melden: meine Geschäfte nähmen die mir zugemessene kurze Zeit meines hiesigen Aufenthaltes so vollständig in Anspruch, daß mir zu Damenbesuchen durchaus keine Muße übrig bleibt."

„Bedenken Sie auch, mein Herr, daß Sie mit dieser Weigerung eine reiche, viel vermögende Frau verletzen!"

„Wo liegt hier eine Verletzung, Mr. Bellant, wenn ich durch meine Geschäfte behindert werde, der Einladung einer mir ganz fremden Dame zu folgen?"

„Sie mögen Recht haben," lenkte Bellant ein, „doch glaube ich, würde es schicklich sein, wenn Sie durch ein paar flüchtige Zeilen, die ich überreichen würde, Madame Ormond Ihre Entschuldigung zukommen ließen."

Nach kurzem Ueberlegen forderte Lacroix Tinte, Feder und Papier, schrieb den Grund seiner Ablehnung nieder und überreichte das Billet Mr. Bellant mit den Worten: „So, jetzt ist diese Etiquettenfrage beseitigt. Sagen Sie noch der Dame: es thäte mir recht leid, daß ich so handeln müsse und überbringen Sie derselben mein herzliches Lebewohl!"

„Ich will Alles treulich ausrichten, glaube aber, daß ich mit dem Erfolg meiner Sendung wenig Dank einernten werde."

Hiermit war das Gespräch, aus dem sich ganz andere Folgen entwickeln sollten, beendet, und Mr. Bellant entfernte sich.

Auf dem weiten Wege nach seiner Wohnung blieb ihm Zeit genug, sowohl das eben Geschehene nochmals zu überdenken, als Pläne und Schlüsse daraus zu ziehen.

Belauschen wir, was der ehrenwerthe Mann vor sich hinmurmelte: „Soviel ist klar, der junge Mann ist nicht mein Nebenbuhler. Er hat durchaus keine Neigung zu ihr. Erfährt sie dies, wird sie nicht bei ihrem eigensinnigen und feurigen Charakter dadurch noch mehr angereizt werden? — Will ich ihre Hand, oder besser gesagt, ihr Vermögen erlangen, so muß ich selbst ihre Leidenschaft für diesen jungen Mann zu einer solchen Höhe hinaufschrauben, daß sie dann, nach erfahrener Zurückweisung, in blinder Wuth eine verbrecherische That begeht, um sich zu rächen. Ich bin und bleibe, obgleich der Leiter in der Sache, doch in ihren Augen nur die untergeordnete Person, ihr Werkzeug; sollte ich auf diese Weise ihr Mitwisser werden, dann habe ich sie dahingebracht, wohin ich sie haben will; sie wird aus Furcht mein Weib und ihr großes — Vermögen mein unbeschränktes Eigenthum — sie selbst aber ist, belastet mit ihrer Gewissensschuld, meine Sclavin. So will es meine Rache, Du stolzes, heißblütiges Weib!"

Als Emil sich am nächsten Tage um Mittagszeit bei Madame Saxton einstellte, wurde er mit derselben Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, wie früher empfangen; nur wußten ihn die anderen Damen so in Beschlag zu nehmen, daß er kaum mit seiner Schwester ein Wort sprechen konnte, während sie, wie er deutlich bemerkte, sich bemühte, ein ungestörtes Gespräch mit ihm herbeizuführen. Er tröstete sich damit, daß vielleicht nach Tische eine günstigere Gelegenheit sich darbieten werde. Als aber auch dann Fräulein Agnes nicht von seiner Seite wich, verbeugte er sich höflich gegen die Damen, mit der Bitte, ihn heute zu entschuldigen und ihm ein Privatgespräch mit seiner Schwester und Madame Saxton zu erlauben.

Die Damen zogen sich in Folge dessen zurück. Emil ergriff nun die zitternde Hand seiner Schwester und führte sie zu Madame Saxton, welche sich in der Nähe eines Fensters niedergelassen hatte.

„Der Grund, Madame Saxton," sprach Emil, „weshalb ich eine Unterredung mit Ihnen erbat, besteht in Folgendem: Meine Schwester wäre den Fluthen des Oceans zur Beute geworden, hätte nicht ein braver, junger Mann, Namens Lacroix, sie mit Lebensgefahr gerettet. Lacroix ist Fabrikbesitzer in der Schweiz, ein sehr gebildeter Mann. Er hält sich Geschäfte wegen nur kurze Zeit hier auf und hat gegen mich gestern den Wunsch geäußert, Cäcilien einen Besuch abstatten zu dürfen. In Folge dessen richte ich an Sie die Bitte, mir zu erlauben, daß ich morgen Vormittag meinen Freund Ihnen vorstellen darf."

„Obgleich ich neue Bekanntschaften in meinem Hause, namentlich mit jungen Männern, möglichst

zu vermeiden suche," entgegnete Madame Saxton, „so kann dies, in Betracht der Umstände, auf Mr. Lacroix keine Anwendung finden. Lass ihn daher Namens meiner ein; er wird mir willkommen sein."

„Ich danke Ihnen, Madame. Und nun gestatten Sie mir wohl noch eine Frage, deren Beantwortung ich dringend wünschen muß."

„Sprich!" sagte verstimmt Madame Saxton.

„Hinsichtlich meiner Schwester möchte ich wissen, welche Stellung diese in Ihrem Hause einnehmen soll. Bisher bot sich keine Gelegenheit dar, hierüber mit Ihnen Rücksprache zu nehmen, jetzt aber wollen Sie mir den Cäcilie betreffenden Entschluß mittheilen."

„Ich habe Deine Schwester zu mir genommen, um mir Gesellschaft zu leisten, werde für alle ihre Bedürfnisse sorgen und verlange nur dafür Zuneigung und Folgsamkeit. Das Weitere wird sich späterhin finden."

„Ich möchte mich aber gern nützlich machen," unterbrach Cäcilie das Gespräch, „ich könnte in Ihrem Hausstand mitwirken und dort Vieles zu Ihrer Behaglichkeit beitragen, während ich im Salon Ihnen vielleicht nur eine überlästige Person bin."

„Im Hausstand? Das geht nicht, mein Kind," erwiderte Madame Saxton. „Entweder „Lady" oder „Dienstbote!" — Eine „Lady" befaßt sich in Amerika nicht mit dem Küchen- und Hauswesen, sie überläßt solche ordinäre Arbeiten den „Dienstboten." Würdest Du also Hausarbeiten verrichten, so kämst Du in eine schiefe Stellung und dürftest nach den hiesigen Ansichten nicht mehr unter „Ladies" im Salon erscheinen."

(Fortsetzung folgt.)

Fahnenweihe des Sängerbundes.

⊙ Am letztverflossenen Sonntage feierte der „Sängerbund im Arbeiterverein" ein seltenes Doppelfest. Auf seinen Stiftungstag beging er nämlich zugleich die Einweihung seiner neuen Fahne. Sämmtliche hiesigen Männergesangvereine, sowie der Weidenthaler Singverein betheiligten sich aktiv an dieser Feier, welche Nachmittags im Garten des Thierhäuschens stattfand. Eine junge Dame überreichte das verhüllte Banner mit einem sinnigen Gedichte dem Vereinsvorstande, Herrn Ph. Rhd. Mahla, der dieselbe dem Fahnenjunker einhändigte. Letzterer legte in tiefgefühlten Worten sein und des Vereines Gelübde auf die Fahne ab, was auch sofort mit einem eignen Fahnenweihliede bekräftigt wurde.

Dem Programme gemäß sollte nun die Festrede folgen. Da jedoch der in Aussicht genommene Festredner zu erscheinen verhindert wurde, richtete an dessen Statt der Dirigent des Sängerbundes, Herr W. Damian, eine herzliche Ansprache an die versammelten Festgäste. Anstatt uns des Weiteren über den schlichten Verein und sein Fest auszulassen, geben wir das Gesprochene unverändert wieder:

„Die Arbeit würzt mit Lust,
Ein Lied aus freier Brust.

Besser, meine verehrten Festgenossen, kann wohl die Tendenz des Sängerbundes im Arbeiterverein nicht charakterisirt werden, als mit diesem Wahlspruche desselben. Arbeit steht in erster Linie, denn

„Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis.
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß."

Doch — tritt erst die verschönernde Kunst des Lebens, der Götterfunken Musik hinzu, »dann fließt die Arbeit muntrer fort.« Freilich kann es dem schlichten Sänger im Werktagsgewande und einem aus solchen Gliedern bestehenden Vereine nicht um künstlerische Leistungen auf dem Gebiete des Männergesangs zu thun sein, das wäre einerseits thörichtes Ansinnen, andererseits unbillige Forderung. Der Gesang soll in unserm Vereine zunächst ein Mittel zur Erreichung des Zweckes sein, der nach § 1 der Statuten dahin geht, durch Pflege des 4stimmigen Männerchors gediegene Volkslieder unter seinen Mitgliedern einzubürgern und so den Sinn für das Schöne zu wecken und zu nähren, dann durch gesellige Unterhaltungen Sitte und Anstand zu veredeln, mit einem Worte wahre Bildung zu fördern.

Da wir heute ein Doppelfest begehen, indem wir zugleich das dritte Stiftungsfest unseres Vereins feiern, werden Sie mir wohl einen kurzen Rückblick gestatten.

Wackere Gesellen fühlten schon lange vor dem 1. August 1864, als dem Gründungstage, das Bedürfniß eines geregelteren Gesanges. Sie schaarten sich um ihren jetzigen Vorstand, der diese schöne Idee nicht blos nährte, sondern auch verwirklichte, und bald erschallten die einfach-schönen Klänge Silcher'scher Volkslieder: »Ich hatt' einen Kameraden rc.« und »In einem kühlen Grunde rc.« Im Laufe der Zeit ist natürlich der Sängerbund aus diesem allzuengen Rahmen etwas herausgetreten. Concerte, welche zu geben er anfänglich nicht beabsichtigte, fanden bereits 10 statt und an musikalischen Reunionen, Ausflügen und geselligen Abendunterhaltungen ließ es derselbe gewiß auch nicht fehlen. Die Zahl der eingeübten Lieder ist auf etliche 40 gestiegen. Auch zählt jetzt der Verein mindestens 270 Mitglieder, in Folge dessen sich die finanzielle Lage desselben derart besserte, daß man schon daran denken durfte, nach Art anderer Gesangvereine sich auch baldigst um einen sichtbaren Centralpunkt, um eine Vereinsfahne schaaren zu können. Das letzte Kriegsjahr war dieser Idee wenig hold. Seit nun wieder der goldne Frieden in unsern deutschen Gauen eingekehrt ist, konnte auch dieser Lieblingsplan zur Ausführung gebracht werden.

Doch, möchten wir fragen, wozu einem Gesangvereine eine Fahne? Ist sie nicht vorzugsweise ein Abzeichen derer, die berufen sind, für das Vaterland in Zeiten der Gefahr Gut und Blut zu opfern, und möchte nicht Manchem die Anschaffung und Weihe einer solchen als nutzlose Spielerei erscheinen? O nein, meine Freunde! Gedenket nur eben des Beispiels einer Kriegsfahne: mit ihr steht oder fällt die kämpfende Schaar. Eine ähnliche Bedeutung gewinnt die Fahne bei uns. Auch unsere Fahne, meine lieben Sänger, die durch Vereins-Ersparnisse und die so willig geleisteten Beiträge von Sangesfreunden aus Künstlerhand so prachtvoll hervorging, wie wir nie zu hoffen wagten, soll uns nicht blos dazu dienen, dieselbe bei festlichen Gelegenheiten öffentlich zur Schau zu tragen, nein, sie sei der verkörperte Mahnruf, dem Sängerbunde Treue zu halten und durch würdevollen Männergesang uns fortan „zu edler That begeistern" zu lassen; sie sei das magische Band, das alle Glieder des Sängerbundes fester umschließe und zu Einem Ganzen vereinige.

Und sollten je einmal innere Zerwürfnisse eintreten — Fahne heraus, Erinnerung an den gegenwärtigen Augenblick aufgefrischt, wo nur liebende Herzen schlagen und der Geist der Verbrüderung wallet und — alle Feindschaft muß weichen. Gilt's aber, was Gott verhüten möge, ungerechte Angriffe von Außen her abzuweisen, so schaart euch um dieses herrliche Banner wie ein Mann, denn nur Einigkeit macht stark. Wenn wir auch nicht, wie der Krieger, auf die Fahne und zu derselben schwören, so wollen wir doch bei der heutigen Stiftungsfeier des Sängerbundes und dem Weihetage unserer Fahne ernstlich geloben, dieselbe durch treue Thätigkeit im Berufs- und Sängerleben stets hoch zu ehren.

Arbeit bringt des Volkes Macht,
Sie würzet Lied und Lust.
Unserm Banner drum gebracht,
Ein Hoch aus voller Brust."

Daran reihte sich der Gesammtchor mit Musikbegleitung: „Brüder reicht die Hand zum Bunde," und nun entwickelte sich in dem fast überfüllten Garten ein Treiben, wie es nur fröhlichen Sängern eigen sein kann. Unwillkürlich wurde man an die Uhland'schen Worte erinnert:

„Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald;
Das ist Freude, das ist Leben
Wenn's von allen Zweigen schallt."

Allenthalben erklangen begeisternde Melodien der verschiedenen Vereine, mit prachtvollen Piecen der vielgeübten Sander'schen Blechmusik abwechselnd.

Nach 6 Uhr wurde das Signal zum Aufbruch gegeben, und fast alle Anwesenden schlossen sich jetzt dem Zuge an, welcher mit klingendem Spiele und offener Fahne durch die belebten Straßen der Stadt nach der Fruchthalle führte, woselbst Abends ein sehr stark besuchter Ball die ganze Feier beschloß.

Verschiedenes.

Blutegel als Störenfriede. Pariser Blätter berichten von einem tragi-komischen Vorfall, welcher kürzlich in einem Eisenbahnwaggon auf der Straßburg-Pariser Eisenbahn stattgefunden hat. In dem betreffenden Waggon hatten 8 Fahrgäste, 7 Herren und ein 18jähriges Mädchen Platz genommen. — Es fand eine heitere Unterhaltung statt, an welcher sich auch das junge Mädchen betheiligte. Bald aber verstummte es, an Stelle des früheren Lächelns zeigten sich auf seinem Antlitz convulsivische Zuckungen und seinen Lippen entschlüpften Schmerzenslaute. Vergeblich versuchten seine Begleiter den Grund dieser plötzlichen Umwandlung zu erforschen. Das junge Mädchen antwortete nur mit einem: „Es ist nichts." Da wachte plötzlich ein alter Herr, welcher eingeschlafen war, auf, und ein Fluchwort ausstoßend, streifte er sein Beinkleid in die Höhe. Zur allgemeinen Ueberraschung nahmen die Fahrgäste einen Blutegel wahr, der sich an seinem Beine festgesogen hatte. Es stellte sich nun heraus, daß einer der Passagiere eine größere Zahl von Blutegeln mit sich führte, welche, in nasse Säcke gepackt, von ihm unter die Bank gelegt worden waren. Durch eine Oeffnung in einem Sack war es den Blutegeln gelungen, theilweise zu entkommen. Auf der nächsten Station mußte das junge Mädchen zurückbleiben. Bei näherer Untersuchung stellte es sich heraus, daß die Aermste das Opfer von 22 Blutegeln geworden war.

Mord und Selbstmord aus Eifersucht. Die Stadt Düsseldorf wurde dieser Tage Nachmittags durch eine Tragödie blutiger Art in Aufregung versetzt. Ein Husarentrompeter unterhielt hierselbst eine Liebschaft mit einem Mädchen in der Blumengasse. Ein Sprößling der Liebe war bereits vorhanden. Der Trompeter hatte auch vor, seine Geliebte zu heirathen; nur war er gegen das Geschäft derselben als Modellsteherin bei Malern eingenommen und hatte ihr dieses untersagt. Dessenungeachtet fuhr das Mädchen fort, Modell zu sitzen, und befand sich an obigem Tage bei dem Historienmaler B. Der Trompeter trat plötzlich ein und versetzte seiner erschreckt auffahrenden Geliebten einen gefährlichen Schnitt und Stich am Halse, worauf er ein Pistol zog und, sich erschießend, todt zusammenstürzte. Das Mädchen, welches gefährlich verwundet ist, wurde ins Hospital gebracht. Man hofft auf ihre Wiederherstellung.

Räthsel.

(Zweisilbig.)

Das Erste ist ein jeder Greis,
Im Zweiten wirst Du sehr leicht weiß;
Das Ganze wie ein schlängelnd Band
Sich kühn durch Bayerns Jura wand.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 64. Sonntag, den 11. August **1867.**

Die Ritter vom goldenen Zirkel.

Nordamerikanisches Sittenbild aus dem Bürgerkrieg.

(Fortsetzung.)

Cäcilie blickte nieder und schwieg. Emil lenkte von dem Gegenstande ab und sprach zu Madame Saxton: „Bald hätte ich vergessen, Ihnen mitzutheilen, daß ich und meine Schwester von Mr. Berton für den nächsten ganzen Sonntag eingeladen sind. Er sendet am Samstag 6 Uhr Nachmittags seine Equipage, um uns nach seinem Landhause abzuholen, und ich habe diese uns ehrende Einladung angenommen."

„Ist das der reiche Generalconsul Berton?" fragte Madame Saxton, wobei wiederum ein Schatten des Unmuthes über ihre Züge flog.

„Derselbe, Madame; ein alter Handelsfreund meines verewigten Vaters. Sie erlauben doch meiner Schwester diese kurze Abwesenheit?"

„Kann ich wohl anders? Es wäre doch ein Vergehen gegen den guten Ton, da Du ja schon die Einladung angenommen hast."

„Sie sind sehr gütig, Madame," sagte Emil, „was Sie an meiner Schwester thun, wird gewiß von uns Beiden mit Wärme anerkannt. Vielleicht kommt bald der Tag, an welchem ich Ihnen bessere Beweise des Dankes darbieten kann, als Worte!"

„Wie meinst Du das?" fragte gespannt Madame Saxton.

„Lassen Sie mir einstweilen mein Geheimniß! Ist das, was ich anstrebe, zur Reife gediehen, dann theile ich selbst Ihnen Näheres mit."

„Was mag er vorhaben?" dachte Madame Saxton. „Sollte er etwas von meinen Plänen merken? Sollte er sie mir durchkreuzen wollen? Doch nein, er ist so unbefangen, so ehrlich und offen; da lauert kein Hinterhalt. Aber vorsichtig, sehr vorsichtig muß ich sein! So ungelegen mir auch die Einladung kommt, so sollen sie doch acceptirt werden. Bis dahin werde ich ja sehen, wie sich die Sache gestalten wird."

Während Mad. Saxton diese Gedanken beschäftigten, war Cäcilie zu ihrem Bruder getreten und flüsterte ihm unter sichtlicher Angst die Worte zu: „Du erhältst durch das Stubenmädchen einen Brief beim Fortgehen. Sei vorsichtig, lasse Dir nichts merken und handle!" — und sich gewaltsam zusammennehmend, sagte sie laut zu Emil: „also Mr. Lacroix will mich morgen aufsuchen?"

„Wie ich gesagt habe," antwortete etwas zerstreut Emil.

Einige Versuche, die er machte, seine Schwester allein sprechen zu können, schlugen fehl. Er fühlte sich deshalb unbehaglich, schützte die versprochene Zusammenkunft mit dem Freunde vor und empfahl sich.

Das Hausmädchen Sophie schien bereits auf ihn gewartet zu haben, sie winkte ihm und überreichte ihm rasch ein Billet. Den Finger, als Zeichen der Verschwiegenheit, auf den Mund legend, verschwand sie auf der Treppe.

Emil eilte mit beflügelten Schritten nach seiner Wohnung und öffnete das Schreiben. Er las:

„Mein lieber Bruder! Du, der einzige Mensch, an dem ich mit Liebe und Vertrauen hänge — hilf Du mir aus dem Hause der Madame Saxton, in welchem ich noch keine ruhige Stunde verlebt habe! Ich bin noch unerfahren in vielen Dingen, soviel aber habe ich gemerkt, daß hier Mancherlei vorgehen mag, was das Tageslicht scheut. Deshalb hat mich eine unerträgliche Angst ergriffen. Als ich weinte und wußte eigentlich nicht warum, trat das Hausmädchen Sophie in mein Zimmer, blickte mich mitleidig an und sagte: „Schreiben Sie Ihrem Bruder, er soll Sie sobald als möglich aus diesem Hause fortnehmen!" Als ich sie fragend anblickte, sprach sie, sich vorsichtig umsehend: „Keine Fragen, Fräulein! Thun Sie, was ich Ihnen rieth, und ich werde ihm den Brief, der sonst wohl nie zu Ihrem Bruder gelangte, selbst einhändigen. Wenn Sie meiner Hilfe bedürfen, so rufen Sie mich."

Was es eigentlich ist, das mich so ängstigt, kann ich Dir nicht mittheilen, nur Das lege ich Dir an's Herz: Hilf mir, daß ich bald diese Wohnung verlasse! sonst vergehe ich vor Angst und Kummer! Ich will lieber als Dienstbote mein Brod mit harter Arbeit verdienen, als eine Lady in diesem Hause sein!

Ich weiß, daß Du mich liebst, daher hoffe ich fest auf Dich! Deine treue Schwester

Cäcilie."

Nach langem Ueberlegen und nachdem er wohl zehnmal den Brief durchgelesen hatte, sprach Emil: „Ich werde aus dieser Mittheilung meiner Schwester nicht klug! Welchen vernünftigen Grund zu einer Befürchtung kann sie haben, der sie zu diesem Schreiben veranlaßte? — Ich gehe zu Lacroix, er ist welterfahren, meint es gut mit uns, und so will ich seinen Rath in dieser delikaten Sache einholen!"

Er fand Lacroix zu Hause und sagte zu diesem, der ihn freundlichst willkommen hieß, sogleich nach der herzlichen Begrüßung: „Ich überbringe Ihnen eine Einladung von Seiten der Madame Sayton und meiner Schwester auf morgen Vormittag; weiß aber in der That nicht, ob ich Ihnen nicht lieber zureden sollte, diesen Besuch zu unterlassen."

„Emil," erwiderte überrascht und gespannt Lacroix, „was ist vorgefallen? Sie erregen Besorgniß! Ich bin berechtigt, Alles zu erfahren, was Cäcilie betrifft! — Weshalb sollte ich es Ihnen verbergen, daß ich Ihre anmuthige Schwester vom ersten Augenblicke an, wo ich sie gesehen, von ganzem Herzen lieb gewonnen habe. Ich erwartete nur einen passenden Augenblick, mich gegen Sie wahr und offen auszusprechen."

Emil erstaunte nicht wenig über diese plötzliche Erklärung und antwortete: „Sie wissen doch, Mr. Lacroix, was Ihre Worte für eine Tragweite haben?"

„Seien Sie nicht so fremd gegen mich, lieber Emil, nehmen Sie hier mit meinem Handschlage die heilige Versicherung, daß ich Alles wohl geprüft und reiflich überlegt habe; es stehen durchaus keine Hindernisse im Wege!"

„Also ist es Ihr Ernst, Lacroix?" rief Emil freudig bewegt, „und weiß meine Schwester etwas davon?"

„Das ist eben meine Sorge, ob auch Sie in dem Grade Neigung für mich fühlt, um mein liebes Weib zu werden!"

„Wird aber Ihr Onkel keine Einwendungen gegen eine solche Verbindung erheben, da Ihnen meine Schwester kein Vermögen, wenigstens vorläufig nicht, zubringt?"

„In diesem Punkte hat mir mein guter Onkel völlig freie Wahl gelassen, nur die Bedingung gestellt: „meine Braut müsse von fleckenlosem Rufe, guter bürgerlicher Erziehung sein und von einer braven Familie abstammen. Vermögen sei Nebensache; ein braves, häusliches Weib sei das größte Vermögen für jeden Ehemann."

„Wenn Dem so ist, so gebe ich Ihrem ehrenvollen Antrag gern meine Zustimmung," sagte mit ernstem Tone Emil, „natürlich in der Voraussetzung, daß meine Schwester dieselbe Empfindung für Sie hegt. Führen Sie also Ihre Herzensangelegenheit selbst bei Cäcilie, und es soll mir der froheste Tag meines Lebens sein, wenn ich Euch Beide als Mann und Weib begrüßen kann!"

Eine innige, langdauernde Umarmung besiegelte diese Hoffnung, bis sich endlich Emil erinnerte, daß er eben wegen Cäcilie den Rath des Freundes einholen wollte. Er erzählte kurzgefaßt die uns bereits bekannten Ereignisse und theilte Emil am Schlusse seines Berichtes Cäciliens Schreiben mit.

Mit fieberhafter Hast hatte Lacroix die Zeilen überflogen, er sann einige Minuten nach, dann sprach er: „Morgen ist Freitag — und morgen soll ich meine Visite abstatten — ist es nicht so?"

„Ja, und am Samstag Nachmittag 6 Uhr werden wir von Mr. Bertons Wagen abgeholt, um den Sonntag bei ihm zuzubringen."

„Sie haben dies doch Madame Sayton mitgetheilt? — was sagte sie dazu?"

„Sie gab, wie es mir schien, etwas ungehalten ihre Einwilligung."

„Gut, Emil. Was meine Ansicht über diese jedenfalls sehr delikate Angelegenheit betrifft, so halte ich damit zurück. Jedenfalls haben wir zwei Tage vor uns! Glauben Sie mir, da es sich um mein heiligstes Gut handelt, werde ich Mittel und Wege finden, hinter diese mysteriöse Geschichte zu kommen!"

Die Freunde trennten sich. Nicht lange nach der Entfernung Emil's stellte sich Francois Clint bei Lacroix ein; dieser fragte sogleich: »Nun, Francois, was hast Du auf meinen Antrag beschlossen?«

»Ich nehme ihn mit bestem Danke an, hoffe auch, daß Euer Haus mit meiner Geschäftsführung zufrieden sein wird.«

»So ist's Recht! Das freut mich! — Um Dich nun in den Geschäftsgang einzuführen, komm einige Tage hindurch zwischen 11 und 2 Uhr Vormittags zu mir. Ich werde Dich in dieser kurzen Zeit soweit aufgeklärt haben, daß ich Dir die Kiste mit Waaren, welche dort in der Ecke steht, sowie alle Correspondenzen, Rechnungen und Wechsel, überhaupt die Führung des ganzen Geschäftes übertragen kann. Dies kommt mir auch in sofern gut zu Statten, als ich nach Boston, Philadelphia und endlich nach New-Orleans reise. Du wirst so gut sein, jene Kiste mit ihrem werthvollen Inhalt einstweilen in Deiner Privatwohnung in Obhut zu nehmen, bis Du ein passendes Geschäftslocal gefunden hast. Damit Du aber auch Mittel zum Anfange hast, übergebe ich Dir diese Bank-Anweisung auf 3000 Dollars; ich leihe Dir die Summe, bis Du im Stande sein wirst, mir dieselbe wieder zurückzahlen zu können."

Francois konnte anfänglich vor Rührung nicht Worte finden. Endlich ergriff er des Freundes Hand, drückte diese mit Innigkeit und sagte: »Du bist nicht allein ein edler Mensch, Lacroix, auch ein zartfühlender Freund! Ergiebt sich eine Möglichkeit, Dir vergelten zu können, so rechne auf mich, selbst wenn ich für Dich in den Tod gehen müßte!«

»Nimm es nicht zu hoch,« unterbrach Lacroix den Freund, »Du würdest dasselbe für mich thun, käme ich in ähnliche Lage!"

Mit einem dankbaren Handschlag fragte Francois: »Also Morgen um 11 Uhr?«

»So zeitig Du kannst,« entgegnete der Freund und sagte ihm durch einen Händedruck Adieu.

Die Lage Newyorks als große See- und Handelsstadt bringt es mit sich, daß ihre zwei Fronten, welche sie den beiden Wasserarmen, nämlich

dem Nord- und East-River darbietet, mit Anlandeplätzen versehen sind. Diese Piers oder Quais ziehen sich gleichmäßig an den äußersten Ufern der großen Stadt hin und fassen dieselbe gleichsam wie ein Rahmen ein. In gewissen Distanzen, von etwa 100 zu 100 Schritten, hat man Ausläufer, nach dem Strome zu, angebracht, zwischen welchen alle ein- oder ausladenden Schiffe liegen. Durch den enormen Verkehr, welcher eine Folge davon ist, haben sich an diesen beiden Wasserfronten Newyorks eine Menge Geschäfte aller Art angesiedelt, denn die Menge der Waarenhäuser hier, wo die Stapelartikel der ganzen Welt untergebracht werden, beschäftigt Tausende von Menschen.

Vom Kernpunkte der großen Handelsstadt entfernter, in der Richtung nach den Avenuen zu, hat man die Ufer und Quais zu bedeutenden Holz-, Kohlen-, Stroh- und Heu-, Stein- und weiß Gott zu was für anderen Lagern noch benützt; namentlich nehmen die Holzlager, mit ihren 2 bis 3 Stock hoch aufgeschichteten Brettern, Pfosten und Balken aller Art, einen Raum ein, welcher den Fremden mit Staunen erfüllt. Es würde den erfahrensten Geschäftsmann in Verlegenheit setzen, wenn man ihm die Frage vorlegen wollte: wovon ernähren sich die Tausende von Menschen, welche man täglich, vom frühesten Morgen bis in die Nacht, an den frequentesten Theilen der Piers vor den dort befindlichen zahlreichen Wirths- und Schenkhäusern stehen sieht, beide Hände in die Beinkleidertaschen versenkt, im Munde eine Cigarre oder einen saftigen Priem? Und alle diese Menschen sind scheinbar müßig und unterhalten sich, in Trupps bei einanderstehend, mit Nichtsthun!

Sie sind die Kinder des Augenblicks und thun Das, was ihnen gerade in den Wurf kömmt, wobei es auf zarten Unterschied zwischen Mein und Dein Vielen nicht ankömmt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreibebrief an den Herrn Gevatter!

Aus dem preußischen Rheinland. Gott grüß' Euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen? Kein Zug darin mehr, Gevatter, denn überall, wohin man kommt wird ja von der neuen Tabaksteuer*) gesprochen. Das fehlte gerade noch, daß man Tabak und Cigarren versteuert, als wären es Spielkarten. Da werden wir's nächstens wohl noch beim Zollamte anmelden müssen, wenn wir eine Prise nehmen wollen. Im Kreisblatt steht auch noch von allerhand anderen Steuern zu lesen, welche der neu zu wählende Reichstag bewilligen soll?**) Wo soll das Alles hinaus, Gevatter? Ein ewiger Kriegslärm, die Geschäfte gehen schlecht, man hat ohnehin seine liebe Noth sich durchzuhelfen, und die alten Steuern richtig zu bezahlen. Ja, ja, Gevatter, meine Pfeife hier hat jetzt viel Arbeit, mir die schwarzen Gedanken aus dem Kopfe zu bringen. Soll ich das Rauchen auch noch lassen, dann weiß ich kein Durchkommen mehr bei meiner schweren Arbeit und meinen Gängen da draußen bei Wind und Wetter. Gebt Acht, Gevatter, gerade unsere Sorten werden bei der neuen Steuer so theuer kommen, daß wir das Geld nicht mehr aufbringen können. Aber ehe ich dann in meinen alten Tagen noch allerhand Stroh und Blätterzeug in die Pfeife stopfe, laß ich sie lieber ganz ausgehen. Habt Ihr noch den Geschmack von dem Pfeifenkraut, Gevatter, was man hier zu Lande zu des Napoleons Zeiten rauchen mußte? Alle Wetter, biß das in die Zunge und kratzte die Nase! Aber nachher kamen die Preußen her und hast du nicht gesehen waren die welschen Douaniers zum Teufel gejagt. Nun durfte doch wieder Jedermann Tabak feilhalten, die hohe Steuer wurde nachgelassen und Unsereiner konnte für sein Geld doch wieder etwas Ordentliches kaufen. Preußisch sind wir doch, Gott sei Dank, seitdem geblieben, was kommt man uns da nun wieder mit solchen welschen Steuerkünsten? Nicht 6 Sonntage ist es her, da feierten wir hier noch den Jahrestag der Schlacht von Königgrätz. Sind wir denn da etwa besiegt worden? Nein, ich dächte, unsere braven Jungens haben ein Kreuz bekommen und dürfen es mit Stolz auf der Brust tragen. Warum sollen wir denn da nun neue Steuern zahlen, als hätten wir den Feind im Lande und müßten ihm Contribution geben? Hat man doch immer gesagt, wenn Preußen größer würde, sollten unsere Lasten kleiner werden, man könne sie dann auf mehr Köpfe vertheilen. Wie lang mag es wohl her sein, Gevatter, da zog eine Commission über Land, und Haus, Hof und Feld wurde neu umgeschätzt. Da sagte man uns, jetzt solle der Lehm vom Rittergut nicht mehr gelten, als der vom Bauerngut, und die Herren sollten auf dem Kreistag und in der Gemeinde nicht mehr zu sagen haben, als Unsereiner. Na, mit dieser Ordnung scheint es eben nicht so große Eile zu haben, wie mit den neuen Steuer-Gesetzen. Ihr wißt, Gevatter, das ewige Wählen ist ganz und gar nicht nach meinem Geschmack. Wählen wir aber jetzt nicht, so heißt es, die neuen Steuern wären uns recht. Sind sie dann erst bewilligt und haben im Amtsblatt gestanden, so hilft kein Kreuzmillionendonnerwetter mehr davon ab. Besser bewahrt, als beklagt, sagte

*) Nach den Mittheilungen der Steuerräthe an die Tabaksfabrikanten beabsichtigt der Bundesrath die Eingangszölle auf den Centner Rohtabak um 6 Thlr., die Steuer auf den im Inland gebauten Tabak pro Morgen um circa 15 Thlr. zu erhöhen, außerdem eine neue Fabrikationssteuer von 15 Sgr. auf das Mille Cigarren, von 8 Pfg. auf das Pfund Rauchtabak und von 16 Pfg. auf das Pfund Schnupftabak einzuführen.

**) 1½ Thlr. Zuschlag auf den Ohm Bier, 3 Thlr. Zuschlag auf den Ohm Wein und 10 Thlr. Zuschlag auf den Ohm Branntwein.

meine selige Großmutter immer, und darin hatte die Frau recht. — Da kommt nun neulich der Herr Bürgermeister an mich heran und sagt: Wenn Ihr nächstens wieder wählen geht, so wählt doch den Herrn Landrath, das ist ein Mann, der sich auch auf Steuersachen wohl versteht. Wißt Ihr, Gevatter, was ich darauf gesagt habe: Alle Achtung vor dem Herrn Landrath, wenn aber die Regierung den Herrn Landrath fragen will, so kann sie das alle Tage haben, dazu braucht er nicht erst von uns gewählt zu werden. Ein Herr Landrath muß thun, was die Regierung haben will, das hat er mir neulich selber noch gesagt, als ich mich bei ihm beschwerte. In Steuersachen gar, ist der Herr Landrath erst recht der Advokat der Regierung, das kann ich Euch aus meinem Steuerzettel klar beweisen. So habe ich mit dem Herrn Bürgermeister gesprochen und wenn der Wahltag kommt, werde ich darnach handeln. Der Landrath wird nicht gewählt und auch sonst Niemand, den er, oder der Herr Bügermeister uns angibt. Wir wählen hier nur einen freien Mann, einen Mann, der besonders uns die neuen Steuern vom Halse zu halten verspricht, und von dem wir auch gewiß sind, daß er sein Wort nicht brechen wird. Wißt Ihr einen solchen Mann, Gevatter, so laßt uns bald seinen Namen wissen, wir sollen ihn dann schon durchbringen.

Die Tabaks-Pfeife.

Gott grüß' Euch Alter! Schmeckt das Pfeifchen?
Zeigt her den Pfeifenkopf,
Von rothem Thon, mit goldnen Reifchen,
Was wollt Ihr für den Kopf?

Ach Herr, den Kopf wollt' ich nicht lassen,
Er war mein höchstes Gut,
So oft der Trübsinn mich thät fassen
Raucht ich draus neuen Muth.

Ich bin ein schlichter Kerl und habe
Zwei Thaler Tractament,
Ein Pfeifchen ist die höchste Labe,
Die Unsereins nur kennt.

Ich halte Spiel und Trunk für Laster,
Mit Lieben ist's vorbei:
Mein Einziges ist noch der Knaster,
Der macht mich froh und frei.

Seht, diese beiden steifen Finger
Sind von Sadowa her,
Ein Paar recht heiße blaue Dinger
Verwundeten mich schwer.

Bei Trautenau fuhr eine Lanze
Mir in das rechte Bein,
Und bei dem Königsgrätzer Tanze,
Gab's Hiebe auch nicht fein.

Die Finger kann ich nicht mehr brauchen,
's thut weh mir, bis ins Herz,
Doch kann ich meine Pfeife rauchen,
Vergeß ich allen Schmerz.

Nun muß ich dennoch von der Theuern
Mich trennen — denkt, o Herr!
Man will erhöh'n die Tabaksteuern,
Die drücken schon so schwer!

Ich möchte mir das Haar zerraufen,
Kommt mir das in den Sinn,
Kann theuren Tabak doch nicht kaufen —
Da — nehmt die Pfeife hin!

Verschiedenes.

Was ist eine Quadratmeile? Mathemathisch ist die Beantwortung dieser Frage sehr leicht: vier gleiche Linien, jede eine Meile lang, geben eine Quadratmeile. Wie unerwartet groß aber der Raum einer Quadratmeile ist, das dürfte unglaublich erscheinen, wenn wir die Behauptung aufstellen, daß die Gesammtbevölkerung Europa's auf diesem Raum Platz hat. Wir wollen den Beweis darüber führen. Wenn einem jeden Menschen, vom Säugling aufwärts, ein Quadratfuß Raum zum Stehen gegeben wird, so können auf einer Quadratmeile 576 Millionen Menschen Platz haben, eine Zahl, die derjenigen der europäischen Gesammtbevölkerung gleich kommt. Berlin, wie es die Stadtmauer umschloß, würde also groß genug sein, um der Bevölkerung Europas Platz zu gewähren. Wollten die auf dem Raum einer Quadratmeile versammelten Menschen sich nach und nach von einem Punkte entfernen und ein jeder nicht mehr als eine Achtelminute Zeit dazu gebrauchen, so würden doch 113 Jahre vergehen, ehe der Letzte an die Reihe käme. Entfernten sie sich dagegen in der Ordnung, daß immer einer hinter dem Andern in einem Raume von 2 Fuß sich fortbewegte, so würden sie eine Linie von 85,000 Meilen Länge darstellen, welche unsere Erde, da dieselbe zu einem Umfang von 5400 Meilen angenommen wird, beinahe 12mal umschreiben würde.

„Mein Vaterland muß größer sein," so antwortete entschlossen ein Schütze, der sich auf dem Karlsruher Schießplatze auf die Scheibe „Vaterland" einprobiren wollte, dieselbe aber nicht traf, und darob von den Umstehenden aufgezogen wurde. Diese witzvolle Entschuldigung hat selbstverständlich großes Gelächter hervorgerufen.

Toast eines Schriftsetzers auf die Frauen. Bei Gelegenheit einer Generalversammlung des Buchdrucker-Fortbildungs-Vereins in Augsburg, brachte ein altergrauter Typograph, der noch Junggeselle ist, folgenden Toast auf die Frauen aus: „Die Frauen sollen leben! Sie sind das schönste Werk der Schöpfung und da die Auflage eine so bedeutende ist, möge Niemand versäumen, sich baldigst ein Exemplar anzuschaffen!" — „Alter Bursche, Du hast gut reden," meinte ein Verheiratheter, „die broschirten Exemplare sind zu unansehnlich und die im Prachtband mit Goldschnitt kommen höllisch theuer zu stehen!"

Auflösung des Räthsels in № 63:
„Altmühl."

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 65. Donnerstag, den 15. August 1867.

Die Ritter vom goldenen Zirkel.

Nordamerikanisches Sittenbild aus dem Bürgerkrieg.

(Fortsetzung.)

An einem der oberen Pier, dicht am Wasser, und zwar unter dem Bugspriet eines großen Dreimasters, welches über den halben Quai hineinragt, treffen wir an einem Vormittage vier Männer, in einem heimlichen Gespräche begriffen. Wir wollen sie etwas näher betrachten.

Der Eine, welcher seine Worte mit lebhaften Gesten begleitet, ist ein kleiner Mann, auffallend blond, mit röthlichem schwachem Bart; er hinkt ein wenig und erscheint bekleidet mit einem rothwollenen Hemde und grauen Beinkleidern; seinen Kopf bedeckt eine wachstuchüberzogene Mütze. Die Anderen nennen ihn »Seabird« (Seevogel), weil er Schiffer ist, verschiedene Reisen; sogar als Steuermann, gemacht hat; von allen Capitänen aber wurde er wegen schlechter Streiche entlassen.

Der ihm zunächst Stehende, welcher gleichsam der Erste in diesem Kreise scheint, ist ein starker, kräftiger Mann, ziemlich groß, etwa 30 Jahre alt; er trägt einen kurzen blauen Rock, an dem man meistens die Bootsführer erkennt. Sein Kinn ist bedeckt mit einem braunen, sogenannten Ziegenbarte, sein Kopf mit einem alten, flachen, breitrandigen Hut. Er wird von seinen Bekannten »Beefsteak« titulirt.

Der Dritte, mit leinenen, weiten Hosen, rothwollenem Hemd und einem alten, schmutzigen Panamahut, in den Nacken geschoben, eine stämmige Figur, mit schwarzem, verwildertem Bart- und Haupthaar, heißt Bill.

Und der Vierte, ein breitschultriger, kräftiger, großer Mann von etwa 26 Jahren, einäugig, mit einer Narbe im Gesicht, trägt eine blaue, sogenannte Matrosenjacke, einen schwarzlackirten, niedern Hut auf dem Hinterhaupte seines dickbehaarten Kopfes und wird nur »Einauge« gerufen.

„Und ich sage Euch, Jungens," sprach Seevogel, „wollt Ihr 'mal einen Fang machen, der sich lohnt, so will ich Euch dazu behilflich sein."

„Laß Deinen Vorschlag hören!" sprach neugierig Beefsteak.

„Ihr kennt ja Alle den Pehls," fuhr Seevogel fort.

„Ob wir den Schlingel kennen!" rief Beefsteak, und die Anderen stimmten lachend zu. „Der durchtriebene Spitzbube ist ja ein alter Freund von uns, er ist aber in der letzten Zeit verdammt hochnäsig geworden!"

„Ihr müßt mich nicht unterbrechen!" sagte Seevogel, „Pehls hat diesen Sommer als Rekrutenfänger so vortreffliche Geschäfte gemacht, daß der Kerl Geld wie Heu zusammenhäufte. Er trägt seinen Schatz in Geld und in Banknoten in einem eigens angefertigten Ledergürtel beständig bei sich, und es gibt wohl keine schönere Gelegenheit, ein hübsches Stück Geld zu verdienen, als wenn man ihn gehörig rupft!"

„Ich bin mit ihm sehr vertraut und treibe mich oft Nächte lang in allerlei Häusern mit ihm herum, so daß es mir ein Leichtes sein wird, ihn in einer uns passenden Nacht hier am Wasser an einen Punkt zu führen, wo ihr ihn dann in Empfang nehmt. Mein Plan ist, ihr werft ihm rasch einen Sack über den Kopf, schnürt diesen über'm Halse zu, dann rasch mit ihm ins Boot, hinaus auf die Bai und — dort wird er ausgeschält!"

„Seevogel, Du bist ein prächtiger Kerl — für's Geschäft nämlich," sagte Einauge, „aber Dein Freund möchte ich nicht sein!"

Seevogel schluckte die Pille hinunter und fragte dann: „Seid ihr einverstanden?"

„Ja," nahm Beefsteak das Wort, „wir wollen's, weil Pehls ein Kerl ist, nach dem kein Hahn kräht!"

„Aber ich bedinge mir 500 Dollars aus!" sprach Seevogel.

„Die erhältst Du, wenn Alles seine Richtigkeit hat!" endete Beefsteak die Verhandlung.

Gerade um dieselbe Zeit hatte Pehls ebenfalls eine wichtige Unterredung.

Pehls, den der Leser im Eingang unserer Erzählung kennen gelernt hat, war erst spät von einer Orgie nach Hause gekommen, hatte lange geschlafen und so eben seine Toilette vollendet, als es an die Thür klopfte.

Er öffnete, und war nicht wenig erstaunt, als ein ältlicher Herr eintrat und ihn freundlich mit den Worten begrüßte: „Sie wohnen, für einen Junggesellen, recht comfortable. Ihre Einrichtung zeigt von Geschmack!"

Pehls, ein äußerst eitler Mensch, fand sich durch dieses Compliment so geschmeichelt, daß er ganz für den Herrn eingenommen wurde, ihn bat, sich niederzulassen und dann fragte, was ihm die Ehre dieses Besuchs verschaffe und ob er sich den Namen seines Gastes ausbitten dürfe?"

„Ist es bei Ihnen eine unumgängliche Bedingung, stets den Namen einer Person zu wissen, welche mit Ihnen Geschäfte machen möchte?"

„Durchaus nicht. Wenn Sie wünschen, incognito zu bleiben, so hindert das durchaus nicht."

„Darüber wären wir einig!" sagte lächelnd der Fremde, „wir werden also auch bald mit dem Geschäftlichen in's Reine kommen!"

„Was für 'ne Sorte von Geschäft meinen Sie?" fragte Pehls.

„Sie sollen es sogleich erfahren. — Von gewisser Seite wünscht man, einen jungen Mann, welcher unlängst von Hamburg hier anlangte, in den Soldatenrock zu stecken. Er ist gebildet, hat nicht entfernt den Wunsch, in den Land- oder Seedienst einzutreten, hat auch hier einflußreiche Freunde, die sich seiner annehmen würden — es ist viel daran gelegen, daß dieser junge Mann, selbst wider seinen Willen unter unserem Sternenbanner Lorbeeren erkämpfe. Wollen Sie dies Geschäft übernehmen?"

„Sagen Sie mir vor allen Dingen, wieviel wird dafür bezahlt?" fragte Pehls.

„Fordern Sie!"

„Das ist gegen meine Grundsätze. Nennen Sie einen Preis!"

„500 Dollars!"

„Zu wenig für solch' ein Meisterstück!"

„Ich kenne Ihre Taxe nicht."

„So bieten Sie mehr."

„Nun, ich denke, 1000 Dollars werden es thun!"

„Vielleicht, wenn nicht zu viel Schwierigkeiten, deßhalb starke Nebenausgaben, damit verknüpft sind."

„Dies ist nicht der Fall, dafür kann ich einstehen!"

„Wohlan! Geben Sie 1500 Dollars, und wir wollen den Handel abschließen."

„Freilich viel Geld für einen Rekruten! — Aber es mag drum sein!"

„Sie zahlen mir 800 Dollars auf die Hand und 700 Dollars nach beendeter Arbeit — so ist Alles in Ordnung."

Der fremde Herr zog seine Brieftasche hervor und legte vor Pehls 8 Stück 100 Dollars Banknoten hin, welche dieser einsteckte. Dann richtete er an den Geber die Frage: „Wie heißt der junge Mann und wo wohnt er?"

„Sein Name ist Emil Defort, er wohnt Bleeker-Straße Nr. — —"

„Gut, mehr brauche ich nicht!"

„In welcher Zeit hoffen Sie die Sache abzuthun?"

„Sobald als möglich; doch bestimmt kann ich die Zeit nicht angeben. Welche Sicherheit geben Sie mir, da ich Sie nicht kenne, für die anderen 700 Dollars?"

„Diesen Brillantring," erwiderte der Herr, indem er einen solchen vom Finger zog. „Sie stellen mir einen Empfangschein aus, daß ich Ihnen denselben in Verwahrung gegeben."

Der Ring wurde von Pehls angenommen und der verlangte Schein geschrieben, worauf sich der ältliche Herr mit den Worten zum Fortgehen wandte: „Also, so bald als nur immer möglich!"

Lacroix war fortgeeilt und suchte bei allen ihm bekannten Häusern Erkundigungen über Madame Saxton einzuziehen. Wo er aber auch fragen mochte, er konnte weiter nichts erfahren, als: die Dame sei von untadelhaftem Rufe, lebe still und zurückgezogen und habe nur Umgang mit den besten Familien.

Er war durch diese Nachrichten nicht ruhiger geworden, weil er von dem Verstande Cäciliens eine zu hohe Meinung hegte, als daß er glauben könnte, sie habe ohne genügenden Grund — und zwar in einer so ängstlichen und versteckten Weise, welche auf eine Gefahr deutete — an ihren Bruder geschrieben. Ihr mußte der offene Weg zu ihrem Bruder abgeschnitten sein — weshalb aber dies?

„Der Vorfall ist und bleibt sonderbar," dachte er, „und ich habe eher keine Ruhe, als bis ich eine Spur von dem eigentlichen Sachverhalte entdecke. Halt! da fährt mir ein Gedanke durch den Kopf: Ich habe so viel von dem Scharfsinn der New-Yorker Polizei gehört, daß ich mich vertrauensvoll an den Vorstand derselben wenden und dort Rath einholen will!"

Bald stand er vor dem Chef der New-Yorker Polizei, welcher ihn sehr artig aufnahm. Es war ein kleiner, ziemlich bejahrter, freundlicher Herr, und wer in dessen äußerst gutmüthiges Gesicht blickte, hätte nimmermehr in diesem Manne den gewaltigen ersten Sicherheits-Beamten vermuthet, vor dem alle Schlechten und Bösen zittern.

Lacroix eröffnete die Unterredung mit den Worten: „Mich treibt zu Ihnen, Herr Superintendent, ein eigenthümliches Anliegen. Es handelt sich um die Ruhe und das Loos eines unbescholtenen Mädchens aus guter Familie."

„Sie sind Ausländer?" fragte der Polizeichef.

„Ja, aus der Schweiz, ich heiße Lacroix und bin hier als Associé meines Fabrikhauses, um unsere Geschäftsfreunde persönlich kennen zu lernen."

„Und die Dame, für die Sie sich interessiren?"

„Heißt Cäcilie Defort, ist die Tochter des verstorbenen Kaufmanns Defort in Hamburg und erst vor kurzer Zeit mit dem Hamburger Steamer hier angelangt."

„Wo hält sie sich auf?"

„Bei einer Madame Saxton, *** Straße, welche sie, als eine Freundin ihrer Mutter, brieflich zu sich eingeladen hat."

„Wollen Sie sich jetzt deutlicher aussprechen; weshalb beehren Sie mich mit Ihrem Besuche?"

„Damit Sie ganz klar in der Sache sehen, Herr Superintendent, vertraue ich Ihnen, daß ich bei dem Bruder des Fräuleins, welcher ebenfalls hier ist, um die Hand seiner Schwester angehalten habe.

Wir sind Freunde, und er legte die Entscheidung in seiner Schwester Hand. Als ich mich freimüthig gegen ihn erklärte, händigte er mir dies Schreiben ein, welches ich durchzulesen bitte. Er erhielt dasselbe nach einem Besuch bei seiner Schwester unter den verdächtigsten Umständen von einer Dienerin der Madame Sayton heimlich zugesteckt. Der Bruder sowohl als ich, wir sind in großer Sorge um das arglose, junge, trefflich erzogene Mädchen. Wir wissen in der That nicht, was wir beginnen sollen, da ich auf alle Nachfragen durchaus nichts Nachtheiliges über Madame Sayton erfahren habe. Ich bitte Sie, Herr Superintendent, um Ihren gütigen Rath."

(Fortsetzung folgt.)

Zu den jetzt stattfindenden Wahlbewegungen für das norddeutsche Parlament bringt die „Rh. Z." folgendes Gedicht:

Der alte Wähler an seinen Sohn.

Mel.: Ueb' immer Treu und Redlichkeit.

Wähl' nur mein Sohn, conservativ
Bis an Dein kühles Grab
Und weiche nie — geht's auch mal schief —
Von der Regierung ab!

Auf unserem Pflaster wirst Du dann
Weich, wie auf Rosen geh'n,
Fest kannst Du jedem Schutzesmann
In's treue Auge seh'n!

Viel Schnäpschen trinkst Du früh und spat
Und bist Du etwas schräg,
So bringt wohl ein Geheimer Rath
Dich auf den rechten Weg!

Der Fortschrittsmann, der Höllenbrand,
Er hat nicht Rast noch Ruh —
Sein böses Herz führt, wie bekannt,
Ihn dem Gefängniß zu! —

Ihn grüßt des Nachts kein Wächter nicht,
Ihn lacht kein Landrath an:
Er ist auf Trug und List erpicht
Und sündigt, wo er kann.

Nie senkt sich Ruh' auf sein Gemüth,
Wird er auch noch so alt;
Aus jeder Rosenknospe sieht
Auf ihn ein Staatsanwalt.

Drum wähle Du conservativ
Bis an Dein kühles Grab
Und weiche nie, geht's auch mal schief,
Von der Regierung ab.

Dann bist Du aller Sorgen bar
In Deinem Lebenslauf —
Und aus der Urne blüht Dir gar
Ein Endchen „Bandgras" auf!

Die kleine Schwäbin.

In einer entlegenen Winkelgasse der großherzoglichen Hauptstadt Karlsruhe stand im Jahre 1811 ein Häuschen, das an Armuth, Alter und Gebrechlichkeit sich vor allen anderen der ganzen Nachbarschaft auszeichnete. Schon ein halbes Jahrhundert peitschte der Sturm den Regen durch das zertrümmerte Dach, indeß die morsche graue Mauer auf Balken gestützt sich immer tiefer und tiefer zur Erde senkte, dem greisen Bettler gleich, der sich auf Krücken bis zum Rande seines Grabes schleppen muß. Und wie die Schlangen Zeit und Zerstörung die kalten Steine des Hauses benagten, so nagten die Nattern Elend und Noth an den warmen Herzen seiner Bewohner.

In dem einzigen bewohnbaren Zimmer des alten baufälligen Hauses saß eine arme kranke Mutter im Kreise ihrer weinenden Kinder. Der Tod hatte ihnen den Gatten und Vater, den Ernährer geraubt, und das letzte Stückchen Brod, das er verdiente, hatte die Wittwe mit der zärtlichsten Mutterliebe nach und nach unter die armen Waisen vertheilt. Heute, das heißt an dem Tage, von welchem wir sprechen, hob die alte Frau das thränenfeuchte Auge zum Himmel empor und seufzte leise: „Herr, erbarme dich unser!" denn außer Gott, der die Raben füttert, hatte sie keinen Freund mehr auf der großen weiten Erde. „Erbarme dich unser, barmherziger Vater im Himmel, und sende uns den Schutzgeist aller Wittwen und Waisen!"

Da öffnete sich plötzlich die Thür und lustig und lebendig sprang ein kleiner blondgelockter Engel in die Hütte.

„Grüß' Gott, Mütterle! Grüß' Gott, Kinderle!" schwäbelte der kleine blonde Liebesgott.

„Willkommen, willkommen Malchen!" jauchzte die arme verlassene Familie, und der kleine liebe Gott hauchte aus seinem Rosenmündchen wieder die Farbe des Frohsinns und der Hoffnung auf die blassen Wangen der Unglücklichen. Nach der ersten kindlichen und herzlichen Begrüßung drehte das muntere Malchen ein wenig das Köpfchen, und das kluge Auge erkannte gar bald den mageren Schmalhans, der hier Kuchenmeister war. Aber sie that nichts dergleichen, sie scherzte und lachte und verläugnete aus Zartgefühl ihre Theilnahme an dem Elende, das hier seine Geißel schwang. „Apropos, Mütterle," sagte endlich die kleine pfiffige Schwäbin, indem sie der Wittwe eine Börse in die Hand drückte, „Väterle hat mi herg'schickt, daß ich's letzte Monatsgeld zahle soll, das er Herrn Selbach schuldig bliebe ischt."

„Da ist ein Irrthum, Malchen", antwortete Mutter Selbach, „Herr Vierstädt hat meinem seligen Gatten jede Sing- und Musikstunde täglich honorirt, und es wäre unredlich, wenn —"

Aber Malchen stampfte zornig mit den kleinen Füßen, spielte so natürlich die Gekränkte und log so meisterhaft, daß die Matrone die sechs blanken Thaler nicht mehr zurückzuweisen wagte, sie als unverhofftes und williges Erbe ansah und gerührt den Schutzgeist küßte, den ihr Gott gesendet. Das kleine Lügenmaul sprang lachend zur Thür hinaus und stolperte blindlings über die Schwelle — und einem bildhübschen jungen Herrn in die Arme.

„Ei, ei," rief dieser lachend, „welch' einen niedlichen Vogel ich da gefangen habe!"

Es war der reichbegabte, jugendliche Schauspieler Neumann, der einige Jahre später wirklich diesen niedlichen Vogel fing.

„Was hat sie denn so heiter gestimmt, liebes Malchen?"

„Ach, 's ischt nit immer schön Wetter, wenn d' Sunn scheint. Ich lach', aber das Weine steht mir näher, als das Lache, lieber Herr Neumann. In welcher Noth, in welchem Elend hat mein guter Selbach seine arme Familie zurück'lasse!"

„Selbach? Der wackere Tonkünstler Selbach, der Herrn Morstädt's hübsches Töchterlein zu einer so wunderbaren Nachtigall gebildet?"

„Ach, spaße Se nit und denke Se e bisle nach, wie der armen Wittwe z' helfe wär'," sagte bittend Amalie. „Baue Se sich eine Stufe in's Himmelreich, lieber Herr Neumann."

„Was können wir thun, mein Kind? Vielleicht in einem Benefiz für die Armen —"

„Ja, ja in einer Benefizi!" rief freudig in die Hände klatschend das niedliche Kind. „Aber warum in einer Benefizi für die Armen? Warum spielt Ihr nicht lieber für einen Armen, als für Viele? Dem einen Armen könnt ihr helfe und vielleicht das Lebensglück seiner ganzen Familie gründe, aber viele Arme haben nix als höchstens ein paar Gerstenkörnle mehr in der Supp' von solcher Benefizi."

Denn mehr als ein paar Gerstenkörnle bleiben gar oft im Kessel der Administration," ergänzte lachend der Schauspieler. „Nun, ich will Ihr barmherziger Bruder sein, meine kleine, schöne, barmherzige Schwester, denn wir müssen uns Beide miteinander die Stufe in das Himmelreich erbauen."

„Miteinander?" fragte Malchen mit großen Augen.

„Ja, Arm in Arm mit Dir, so ford'r' ich meine Jahrhundert in die Schranken! Eilen Sie nach Hause, mein Kind! Ich folge Ihnen auf der Stelle als Ambassadeur Apollo's, um für seinen Tempel eine wunderniedliche Novize zu werben und mir den Kuß der Musen zu verdienen als süßen Dank."

„Auch e Kuß von mir, wenn das schöne Werk gelingt!" rief die kleine Nachtigall, indem sie dem Vogelfänger entflatterte und nach ein paar Minuten lustig in ihren Käfig sprang.

Und das schöne Werk gelang vollkommen! Hr. und Madame Morstädt erlaubten ihrem zehnjährigen Töchterchen Amalie, zum Besten einer armen Wittwe im großherzoglichen Theater den „Oberon" zu spielen in der Oper gleichen Namens von Uranitzky. Eine zum Herzen sprechende Stimme, ein wunderbares Darstellungstalent und eine Gestalt wie „Gebild aus Himmelshöh'n" vereinten sich, dem holden Elfenkönig eine glorreiche Regierung zu sichern. So führten die Genien Kunst, Liebe und Barmherzigkeit Amalie Neumann-Haizinger und drückten ihr schon als Kind die Blumenkrone auf das blonde Lockenköpfchen.

Der reizenden Jungfrau, dem blühenden Weibe spendeten sie den duftenden Rosenteppich auf der dornenvollen Bahn des Lebens, und wer jetzt, nach einem halben Jahrhundert, die noch immer heitere und liebenswürdige Künstlerin mit alter schwäbischer Herzlichkeit das Gute und das Schöne befördern sieht, muß mit ihrem großen Landsmann singen:

„Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben."

Verschiedenes.

Was ist die erste Pflicht eines Soldaten? Feldwaibel Schmalzhuber: Kerl, warum hast Du Dich nicht gleich bei mir gemeldet? Was ist die erste Pflicht eines Soldaten, wenn er aus dem Urlaub kommt? Kreuzschockschwerenothdonnerwetterparasol! — Der Gemeine Schlaumeier: Gehorsamst zu melden, Herr Feldwaibel, die erste Pflicht eines Soldaten ist, wenn er aus dem Urlaub kommt, daß er der Frau Feldwaiblin mit Respekt zu melden einen Hafen voll Schmalz mitbringt! — Feldwaibel Schmalzhuber (gütig lächelnd): Hast zwar den Nagel nicht auf den Kopf getroffen, aber daneben hast auch nöt' g'schlag'n. Die erste Pflicht eines Soldaten, wenn er aus dem Urlaub kommt, ist, daß er sich sogleich bei seinem Vorgesetzten mit dem pflichtschuldigen Respekt meldet. Ich bin Dein erster Vorgesetzter nach'm Offizier, vor mir mußt am meisten Respekt haben — so, merk' Dir's, Schmalz und Schinken kannst meiner Frau hintri trag'n, Kehrt Euch! marrsch! — Feldwaibel (zu sich im Selbstgespräch): Es geht halt nichts über an guaten Hafen voll — Disziplin wollt' i' sag'n, dem Soldaten muß unser einer vor allem Respekt einflößen, das ist die Hauptsach', das andere gibt sich von selber.

Auch eine diplomatische Wendung. Nach dem jetzt veröffentlichten preußisch-hessischen Postvertrag kommen das preußische Postwappen und das hessische Wappen nebeneinander an die Postanstalten; das preußische Wappen rechts, das hessische Wappen links. Damit aber Hessen die Ehre hat, sein Wappen auch rechts zu sehen, so besagen die Worte des Vertrags, daß das hessische Wappen „rechter Hand des Beschauers" zu stehen kommt. So hat jeder Theil die genügende Ehre, Preußen in der Sache, Hessen in den Worten, und beide sind zufrieden gestellt. (Zu lesen in Art. 5 des hessisch-preußischen Postvertrags vom 19. Juli 1867.)

Wer täglich sammeln muß mit Sorgen seine Nahrung,
Der sammelt nie den Geist, doch sammelt er Erfahrung.

Was ist das Höchste? Die Kraft. Und was das Schönste? Die Milde,
Aber des Lebens Ziel, Beide zu flechten in eins.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 66. Sonntag, den 18. August **1867.**

Die Ritter vom goldenen Zirkel.

Nordamerikanisches Sittenbild aus dem Bürgerkrieg.

(Fortsetzung.)

Der Superintendent hatte den Brief genau durchgelesen, ersuchte Lacroix Platz zu nehmen und etwas zu warten, ging dann zu einem jungen Manne, welcher an einem Schreibtische arbeitete, und flüsterte diesem einige Worte zu, worauf sich derselbe rasch entfernte.

Nach Verlauf von etwa 10 Minuten stellte sich ein anderer, etwas älterer Polizeibeamter ein, sprach ein paar Minuten leise mit seinem Chef und entfernte sich dann wieder, einen prüfenden Blick auf Lacroix werfend.

„Sie wollen meinen Rath, Mr. Lacroix?" nahm jetzt der Superintendent das Gespräch auf; „so hören Sie: Es gibt hier in New-York so manche Dinge, über die man nicht gern spricht. Das Fräulein hat gar nicht Unrecht, wenn sie wünscht, das Haus der Madame Saxton zu verlassen. Zu befürchten hat sie bis übermorgen nichts, darauf mein Wort! Dann aber hat der natürliche Beschützer, ihr Bruder, die beste Gelegenheit, ohne jeden Eclat seine Schwester anderwärts, in einer unserer besten Familien unterzubringen, bis Sie dieselbe sich antrauen lassen."

„Mein Gott! woher wissen Sie — ?"

„Die Polizei," unterbrach der Superintendent lächelnd Lacroix, „weiß so ziemlich Alles, was in New-York vorgeht — wenn sie es wissen will."

„Mir ist es eine angenehme Pflicht, Ihnen für Ihre Güte und Humanität meine wärmste und achtungsvollste Anerkennung auszusprechen."

„Im Gegentheil, ich danke Ihnen für die gute Meinung, die Sie von mir und meinen Untergebenen hegen," erwiderte der Superintendent, „und wünsche Ihnen zu Ihrer Verbindung mit dem schönen Fräulein Defort alles Glück!"

„Sagen Sie mir, ist dieser abscheuliche Brief wirklich von ihm?" fragte auf das Tiefste empört Madame Ormond ihren uns bekannten Vertrauten.

„Er hat ihn selbst, in meiner Gegenwart und zwar mit unterdrücktem Lachen geschrieben," antwortete dieser.

„Und ich konnte mich so herabwürdigen, konnte einem solchen Menschen meine Neigung schenken, ja ihm meine Hand reichen wollen!"

„Es war bei Ihnen nur eine vorübergehende Idee!"

„Sie sagen, er habe über mich gespottet, habe mich zum Zielpunkte seiner Witze gemacht, habe sich Ausdrücke bedient, die Sie nicht wiederholen mögen?"

„Leider that er das! von seiner mangelhaften Erziehung und Bildung war nichts Anderes zu erwarten."

„O, dieser Geck!" brach jetzt Madame Ormond leidenschaftlich aus; „er soll nicht glauben, eine Frau, wie ich bin, ungestraft beleidigen zu können! Das so grausam beleidigte Weib fordert Rache! blutige Rache! Stehen Sie mir nicht bei, Mr. Bellant, so sind sie nicht mein Freund! Uebrigens bin ich selbst im Stande, diesem elenden Menschen eine Kugel durch sein falsches Herz zu jagen!"

„Seien Sie vernünftig, liebste, beste Freundin! Ich will ja gern jeden Ihrer Wünsche erfüllen, sagen Sie mir nur, was mit dem Patron eigentlich geschehen soll?"

Er muß sterben!"

„Hm! — Wie denken Sie — ?"

„Das überlasse ich Ihnen — Sie sollen mein Rächer sein! Bringen Sie mir die Kunde, daß der Elende, der mich so unerhört kränkte, nicht mehr unter den Lebenden weilt, so bin ich Ihr Weib, Mr. Bellant, darauf hier meine Hand!"

„Der elende Bursch hat freilich nichts Anderes verdient, doch erlaube ich mir, zu bemerken, ob es nicht besser wäre, wenn Sie die Sache zu vergessen suchten."

„Vergessen? ich, das in seinen heiligsten Gefühlen verhöhnte Weib? Nein, Mr. Bellant! Seine Gleichgiltigkeit hätte ich vielleicht ertragen — ich hätte meine Neigung zu unterdrücken gesucht — aber Spott, Lachen, Verachtung fordert Strafe! Der Mann, der sich dies gegen mich erlaubte, muß aufhören zu athmen!"

„Allerdings! aber Sie werden zugeben, liebe Freundin, daß eine solche Angelegenheit reiflich erwogen sein will. So lange die Leidenschaft mit spricht, sind wir einer ruhigen Ueberlegung nicht fähig. Daher wollen wir unsere Entschließungen auf morgen vertagen, bis dahin werden wir, entweder ich, oder Sie, einen Plan entwerfen, in welcher Weise das Werk der Rache vollbracht werden soll."

„Es gibt ja Leute in New-York genug, welche gegen gute Bezahlung zu jedem Dienste bereit sind."

„Ist sein Tod Ihr unabänderlicher Entschluß, so bedarfs keiner Ueberlegung weiter, und ich werde die Schritte thun, welche nothwendig sind."

„Ich erkläre Ihnen noch einmal, es ist mein entschiedener, fester Wille. Mit diesem Akt der Rache kette ich mich fest an Sie, ich hoffe also, daß Sie ohne Zeitverlust der Vollstrecker meines Willens sind!"

„So sei es denn! Ich weihe mich von diesem Augenblicke an ganz Ihnen und beanspruche von Ihnen dasselbe. Von jetzt an sind Sie meine Braut! Nur für diese kann und werde ich handeln."

„Ich betrachte mich als Ihnen verlobt, Mr. Bellant," sagte die heißblütige, beispiellos aufgeregte Frau, „und erwarte jetzt von Ihnen, daß Sie, als mein künftiger Gatte, den Schimpf, der auf meiner Ehre lastet, sühnen!"

Bellant küßte ihre Hand und tröstete sie im Fortgehen mit den Worten: „Sie sollen mit mir zufrieden sein!"

Er begab sich nach seiner Wohnung, warf sich dort auf einen Stuhl und versank in tiefes Nachsinnen.

Es mochte über eine Viertelstunde vergangen sein, als er aufstand, den Schlüssel zu einem Schrank nahm und in diesem unter von ihm längst abgelegten Kleidungsstücken herumsuchte. Nachdem er verschiedene Stücke hervorgenommen hatte, unterwarf er dieselben einer nochmaligen genaueren Prüfung und wählte dann die schlechtesten und abgetragensten, nahm noch zur Vervollständigung eine alte Kappe, warf sich in den Anzug und trat vor den Spiegel. Unwillkürlich erschrack er vor sich selbst, lachte aber dann laut auf und sprach: „So wie ich jetzt aussehe, erkenne ich mich selbst nicht wieder! Ein besseres Costüm konnte ich wohl nicht finden! Es ist wie für den Zweck gemacht!"

Zum Ueberfluß färbte er sich noch mit Wasserblei stellenweis Gesicht und Hände, um sich das Ansehen eines Feuerarbeiters zu geben, eilte dann auf die Straße, setzte sich in ein Cabriolet und fuhr der unteren Stadt zu, wo er am City-Hall-Place abstieg. Von hier ging er langsam und vorsichtig umherschauend bis zum Castelgarden, wo er sich unter die Hunderte hier herumlungernden Runner mengte. Augenscheinlich suchte er einen Mann für seine Zwecke, konnte aber über die Auswahl desselben mit sich nicht einig werden.

Endlich bemerkte er den uns bekannten Pehls, in vertraulicher Unterhaltung mit fünf seiner „Unter-Runner," Leute, welche ihm in die Hände arbeiteten.

Er kannte Pehls, wenn auch nicht genau, so doch vom Hörensagen, als einen verwegenen, durchtriebenen Menschen, von dem Viele behaupteten, daß er eben so gut den Fälscher, wie den Dieb, oder nach Umständen wohl noch eine ärgere Rolle zu spielen wisse, wenn er dadurch nur in den Besitz von Dollars gelangen könne.

Da Bellant aber sah, daß Pehls augenblicklich in „Rekruten" Geschäfte machte, so kam er auf den Gedanken, dies als Mittel zum Zweck zu benutzen, indem er so geschickt zu manövriren hoffte, daß Pehls von selbst das thun würde, was er ihm zumuthete. Er erwartete daher geduldig, bis Pehls die Unterredung mit den anderen Runnern beendet hatte und fortging. Ihm nacheilend, redete er ihn sogleich mit den Worten an: „Wenn ich nicht irre, sind Sie Mr. Pehls und machen in „Rekruten" Geschäfte?"

Pehls, der stets durch das Wort „Rekruten" wie elektrisirt war, blieb stehen, sah den fremden Mann, den er für einen gewöhnlichen Arbeiter hielt, flüchtig an und sprach: „Haben Sie vielleicht einige Leute, die Sie mir bringen wollen?"

„Vorläufig nur Einen, den ich Ihnen empfehlen kann, es verlohnt der Mühe, wenn man diesen erhält."

„Sie selbst haben also keinen Mann zu stellen?"

„Nein, ich bin nur ein Schmied und muß um's tägliche Brod hart arbeiten. Heut war ich beschäftigt im Prescott-Haus, mußte dort für einen Fremden eine Kiste mit neuen Eisenbändern beschlagen, und als ich den Inhalt der Kiste sah, wurde mir ganz schwindlich, denn es befand sich darin an goldenen Schmucksachen und kostbaren Uhren ein Werth von mehr als 20,000 Dollars."

„Der Fremde hat diese Kiste auf seinem Zimmer stehen?"

„Ja wohl, auf Nr. 12, und wie ich hörte, ist er ein Schweizer und vor Kurzem hier angekommen."

„Aber — dieser Mann wird doch nicht Soldat werden wollen?"

„Warum nicht? Er ist ein junger, lustiger Mann, Commis, der für ein Handlungshaus reist, und man weiß ja, daß es unter diesen Herren oftmals recht Leichtsinnige gibt, wozu mir auch er zu gehören scheint. Wenn Sie ihn gehörig zu bearbeiten wissen, so müßte es ja mit dem Teufel zugehen, wenn Sie nicht allein ihn als Rekruten, sondern hauptsächlich auch seine Kiste mit dem kostbaren und reichen Inhalte fangen!"

„Wie heißen Sie?"

„Adam Slenker!"

„Sie wollen doch dabei verdienen?"

„Gewiß will ich das!"

„Wie viel beanspruchen Sie, wenn ich das Geschäft unternehme?"

„Das überlasse ich Ihnen. Ich werde mich bemühen, wenn ich wiederum Etwas erfahre, wodurch ich Sie in Ihren Geschäften unterstützen kann, es Ihnen sofort zu melden."

„Thun Sie das, und wenn Sie mir etwas mitzutheilen haben, Sie treffen mich immer im „Schwarzen Bären", in der Greenwichstraße. Für Ihre Mühe nehmen Sie einstweilen diese 5 Dollars-Note. Gute Geschäfte, Mr. Slenker!"

„Der hat angebissen!" lachte Bellant vor sich hin, als er den Haupt-Runner verließ.

Pehls aber dachte: »Der einfältige Kerl! Wenn er wüßte, welch' wichtige Nachricht er mir gebracht hat! Ich werde meinen ganzen Scharfsinn aufbieten, diese Prise zu kapern!«

Pünktlich zur festgesetzten Zeit führte Emil seinen Freund Lacroix bei Madame Saxton ein. Er wurde sehr artig und zuvorkommend empfangen, hatte aber keine Gelegenheit, Cäcilie, welche etwas blaß aussah, zu sprechen, als in Gegenwart der Hausfrau und der andern Damen.

Nur Emil nahm einen Moment wahr, seiner Schwester die Worte zuzuflüstern: »Geduld bis morgen!«

Lacroix suchte den Besuch so lange wie möglich auszudehnen, um irgend Etwas zu erspähen, was Licht in das mysteriöse Dunkel werfen möchte; als aber die Schicklichkeit seine Entfernung erforderte, warf er Emil einen bedeutungsvollen Blick zu, worauf dieser zu Madame Saxton sagte: „Morgen gegen 6 Uhr werde ich mit Ihrer gütigen Erlaubniß Cäcilie zu Mr. Berton abholen."

„Ich erwarte dies; denn ich würde Cäcilie in dieser großen Stadt keinen Augenblick ohne Obhut lassen."

Emil reichte seiner Schwester die Hand, drückte die ihre mit dem Ausdruck der Ermuthigung und empfahl sich eben so unbefriedigt durch diesen Besuch, wie Lacroix.

Auf dem Rückwege sagte Letzterer: „Madame Saxton abgerechnet, wollten mir die anwesenden Damen durchaus nicht gefallen."

„Sie müssen aber doch zugestehen, daß die Ladies wirklich gebildet und sehr hübsch sind."

„Immerhin! — Ich fand mich von Ihnen abgestoßen, obgleich ihre Unterhaltung mich wirklich interessirte. — Doch, haben Sie es wohl bemerkt? Ihre Schwester sah blaß und angegriffen aus! Ich wünschte, es wäre morgen 6 Uhr. Wer Euch an der South-Ferry erwartet, bin ich!" Mit diesen Worten nahm er Abschied von seinem Freunde.

Als Emil nächsten Tages in Mr. Bertons Comptoir sich einstellte, ward ihm ein ältlicher Herr vorgestellt.

„Mr. Freehold," sagte Mr. Berton, „ist mein alter bewährter Rechtsfreund, kennt durch mich Ihre Angelegenheit genau und wird von jetzt an Ihnen gegen Newton zur Seite stehen."

Emil verbeugte sich gegen den Anwalt und äußerte den Wunsch, diesem die Antwort des Mr. Newton auf sein Verlangen, ihm die in Händen habenden Papiere auszuliefern, mittheilen zu dürfen.

Als dieser darum bat, las er ihm folgendes Schreiben vor: „Mein theurer Herr!

In welche tiefe Betrübniß ich durch die Mittheilung Ihrerseits versetzt wurde, daß mein würdiger Freund, Ihr verewigter Vater, in Folge jener unglücklichen Katastrophe am Schlagflusse starb, kann ich unmöglich in Worten ausdrücken. Ich wurde so erschüttert, daß ich mich behindert finde, Sie zu empfangen. Was die Papiere betrifft, welche ich Ihnen überantworten soll, so sind diese nicht in meinen Händen, sondern während meiner jüngsten Abwesenheit meinem Rechtsfreunde übergeben worden. So bald ich sie zurückerhalte, werde ich Sie davon benachrichtigen, und hoffe ich bis dahin wieder in einem besseren Gesundheitszustande zu sein, um das Vergnügen zu haben, Sie persönlich bei mir zu sehen.

Genehmigen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner achtungsvollen Ergebenheit

Newton."

Mr. Berton erbat sich den Brief. Als er ihn einer genauen Prüfung unterzogen hatte, sagte er: „Es ist Newtons eigene Handschrift. So viel ich aus dem Inhalte entnehme, sucht er Zeit zu gewinnen."

„Das ist auch meine Meinung," nahm Mr. Freehold das Wort, „es dürfte jetzt an der Zeit sein, ihm mit aller Energie zu Leibe zu gehen."

„Ich glaube im Sinne meines jungen Freundes hier zu sprechen," erwiderte Mr. Berton, „wenn ich Sie bitte, von nun an die ganze Angelegenheit in Ihre Hände zu nehmen. Haben Sie deßhalb die Güte, Mr. Defort, diesem Herrn alle betreffenden Papiere zu übergeben; ich hoffe zuversichtlich auf ein baldiges, günstiges Resultat."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Viertelstunde am Briefpostschalter.

(Aus den Fliegenden Blättern.)

(Die Uhr des Briefpostbureau's zeigt 5 Minuten vor 8 Uhr Morgens, der Schalterbeamte ist im Begriffe, sich Marken vorzuschneiden.)

»Bum — bum! — Na, der klopft so weit kräftig; thut mir leid, um 8 Uhr ist erst Zeit zum Schalteröffnen. — Bum — bum — bum! — — Dem pressirt's, aber es hat noch drei Minuten, und erst müssen meine Marken vorgeschnitten w...n — Bum — bum — bum — bum! — Sakra Million, jetzt will ich doch sehen, wer der unverschämte Kerl ist. Hören Sie 'mal, was gibt's denn so Eiliges, daß Sie mir fast das Fenster einschlagen? Wissen Sie nicht, daß erst um acht Uhr der Schalter geöffnet wird? Was, ein Fahrbillet nach Hesselohe? Na, da pressirt's erst recht nicht; der Zug geht erst um 10 Uhr ab, und da müssen Sie an den Billetenschalter; denn wenn ich Ihnen auch eine Zwölfkreuzermarke auf den Leib pappe, gilt dies doch für kein Fahrbillet. — Was wünschen Sie, Fräulein? — Drei-Kreuzer-Marken.... — Hier: Eins, zwei, drei Stück! Ja, hören Sie, da würde ich halt sagen: »Eine Dreikreuzermarke« oder »eine Groschenmarke«, und nicht blos »Drei-Kreuzer-Marken«, sonst meint jeder vernünftige Mensch, Sie wollen drei Stück zu 1 kr. — Was beliebt?... Also um zehn Gulden Sech-

sermarken... Aber, mein Lieber, Sie zahlen ja in lauter Groschen! Wo käme ich da hin, wenn mir jeder größere Betrag oder jede Einzahlung in lauter Groschen vorgezählt würde!... Nun ja, Geld ist freilich Geld, aber wenn Sie gerade meinen, ich muß es nehmen, so irren Sie sich, denn laut Vorschrift muß ich in jedem einzelnen Falle nur bis zum Betrage von zwei Gulden Scheidemünze annehmen, und jetzt nehme ich gerade nicht mehr an!... Also für zwei Gulden wollen Sie.. hier zwanzig Stück Marken gegen vierzig Stück Groschen. Leben Sie wohl! — — Was gibt's Weible? Den Brief frei machen? Laßt sehen! Kostet drei Kreuzer, da ist die Marke und Euer Brief... Das Donnerwetter, so pappt die Marke doch auf... Was, ich soll's aufpappen? Da hätte ich viel zu thun, wenn ich alle verkauften Marken auch aufpappen müßte... oder soll ich die Zunge immer heraushängen, damit Ihr Eure Marken d'ran naß machen könnt'?... Herrgott, was Ihr thun sollt? Seht Ihr da den Brief, und die Marke, und dort das Schalterloch? Also: naßmachen, aufpappen, hineinwerfen... O du blutiger Heiland, jetzt pappt die rein die Marke an's Schalterloch und wirft den Brief so hinein.... Man möchte närrisch werden! — — Da, Hansjörg, oder wie Du heißt, hast eine Marke auf Deinen Brief... na weißt, die Marke darfst nicht einstecken und den Brief so hineinwerfen. Paß' auf, thu' die Marke her, und Sie Weible, thu' Sie die Ihrige vom Schalterloch wieder 'runter, ich will Eure Briefe wieder versuchen, und Euch zeigen, wie man's macht... So! jetzt b'hüt' Euch Gott, und merkt's Euch! — — Was will der Herr noch?... Wieder um zwei Gulden Sechsermarken, und wieder mit lauter Groschen gezahlt? Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich nur um zwei Gulden Scheidemünze auf einmal annehme... So? das ist nicht auf einmal, weil Sie zweimal kommen... Leider wahr.. in Gottesnamen! — — Was soll's mit den zwei Briefen da... Frei und Schein, soso! Aber sagen Sie mir um's Himmelswillen, was ist das für eine sonderbare Adresse: »An die k. Kü..drecks..pe..ti..tion Augsburg«... na da müssen Sie schon eine nähere Adresse beisetzen... Am Bahnhof? Ja, Scheck Schwerenoth, das soll „Güterexpedition" heißen.... Wie ist denn da die Adresse des andern Briefs?... „An Herr Affenkoth Freimadl in Deggendorf"... Hör'n Sie einmal, den kenn' ich zum Glück selber, aber das schreibt man „Advokat", nicht „Affenkoth", Ihr dummes Volk! Da soll man nicht wild werden! — — Schustersjüngling, was willst?... Was, Du brauchst sechs Einzahlungskarten, zu was denn?... Da schaut mir den Lausbuben an, freilich muß ich geben, ohne daß sie einen Kreuzer kosten... Da hast sie, aber jetzt sag' mir einmal ehrlich, was thust damit, dann kriegst den Kreuzer da... Aha, papier'ne Soldaten d'rauf aufpappen! Na, wohlfeiler könntest Du freilich nicht zu einer steifen Unterlage kommen. Es ist doch was Schönes um Baareinzahlungen! Da hast Deinen Kreuzer; aber wenn Du mir wieder kommst um solche Karten, dann... zwar, was will ich machen, hergeben muß ich sie doch! — — Wieviel der Brief kostet? Drei Kreuzer... So, ob nicht zwei Kreuzer auch reichen? Ja meint denn der Bauernkerl, er stünd' im Kramladen und könnt' abhandeln? Malefizbande, verfluchte! — — Schon wiederum um zwei Gulden Sechsermarken, und wieder lauter Groschen... Hören Sie, geben Sie in Gottesnamen die andern vier Gulden in Groschen auch gleich her, sonst habe ich noch ein paarmal das Vergnügen, worauf ich gern verzichte... Ganz richtig, das hätte ich gleich thun können, ... aber seien Sie wenigstens so freundlich, mir den Rauch Ihrer Cigarre nicht direkt zum Schalter herein zu blasen!... Was sagen Sie?... Scheußlich genug, daß es wahr ist, die Verordnung existirt, daß der Schalterbeamte nicht rauchen darf, aber daß keine existirt, welche verbietet, daß jedes Mitglied des verehrlichen Publikums seinen stinkenden Knaster zum Schalter hereinblasen kann... Aber nichtsdestoweniger sind Sie doch ein ungehobelter Flegel!... Meinetwegen, verklagen sie mich in drei T...... namen, wo Sie wollen. Wem da die Galle nicht ausläuft, der muß keine haben, und ein Wunder ist's nicht, wenn die Postleute grob werden... So wenn es fortgeht bis Mittag, wie in der ersten Viertelstunde, bin ich bis dahin im höchsten Stadium des Gallenfiebers!"

Verschiedenes.

Ein Musterehemann. A.: Ei, mein lieber B., ich wundere mich, Sie hier daheim zu finden. Sie besuchen doch sonst alljährlich das Bad, und in diesem Jahre soll es dort besonders glänzend zugehen. — B.: Bedauere auch sehr, aber meine Geschäfte erlauben mir in diesem Jahre keine Abwesenheit. — A.: Aber mein bester Freund: denken Sie denn nicht an Ihre Gesundheit? — B.: Ja wissen's: ich habe deßhalb meine Frau zu meiner Erholung in's Bad gehen lassen.

Durch Brünn reiste dieser Tage ein Ehepaar, das Aufmerksamkeit erregte. Der Mann ist, wie er sich mit seinem Taufscheine auswies, im Jahre 1765 zu Wien geboren, somit 102 Jahre alt. Seine Ehefrau (die vierte), welche er vor sechs Jahren, also im Alter von 96 Jahren geheirathet hat, zählt erst 44 Jahre. Der Greis, welcher noch unter Loudon die Türkenkriege mitgemacht, erfreut sich einer bewunderungswürdigen Frische des Geistes und fühlt sich körperlich noch so kräftig, daß er die Absicht hatte, den Weg nach seinem gegenwärtigen Domicil, Deutsch-Brod, in Tagesmärschen zu drei Meilen zu Fuß zurückzulegen.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 67. Donnerstag, den 22. August 1867.

Die Ritter vom goldenen Zirkel.

Nordamerikanisches Sittenbild aus dem Bürgerkrieg.

(Fortsetzung.)

Nachdem Emil Mr. Freehold ein Paket Papiere eingehändigt und dieser sich entfernt hatte, fragte Ersteren Mr. Berton: „Sie scheinen Etwas auf dem Herzen zu haben; und ich hoffe, Sie halten mich Ihres Vertrauens für würdig!"

Mit vieler Gefühlswärme erwiderte Emil: „Sie sind, Mr. Berton, der einzige Mann auf der Welt, dem ich unbegrenzt, wie einem Vater, vertraue."

„Kommen wir also zur Sache — erzählen Sie mir, was Sie bedrückt."

Emil theilte jetzt dem alten Herrn Alles hinsichtlich seiner Schwester mit, was wir bereits wissen, und zeigte ihm Cäcilien's Brief. Mr. Berton las diesen mit vieler Aufmerksamkeit und gab ihn dann mit den Worten zurück: „Morgen bringen Sie Ihre Schwester in mein Haus. Da ich selbst Vater einer erwachsenen Tochter bin, welche gründlichen Unterricht in der Musik und im Französischen haben möchte, so betrachte ich Ihre Schwester zwar als Lehrerin und zahle ihr einen monatlichen Gehalt von 50 Dollars, im Uebrigen aber als meine Pflegetochter. Sie bleibt von morgen an bei uns, unter meinem väterlichen Schutze. Sind Sie damit zufrieden?"

„Sie überhäufen mich mit Wohlwollen, Mr. Berton!" sprach gerührt Emil. „Es ist meine Pflicht, Sie noch davon in Kenntniß zu setzen, daß ein vermögender, junger Fabrikherr, Namens Lacroix, aus der Schweiz, wohin er bald zurückreisen wird, bei mir um die Hand meiner Schwester angehalten hat."

„Ohne Zweifel weiß Ihre Schwester von diesem Schritte."

„Nein. Einmal hatte ich keine Gelegenheit, ihr denselben mitzutheilen, zum anderen möchte ich mich in eine so ernste Sache, die über ihr ganzes zukünftiges Lebensglück entscheiden soll, nicht mischen; ich habe Herrn Lacroix, der mein Freund und der Lebensretter meiner Schwester ist, an sie selbst verwiesen."

„Recht so, lieber Emil! Das ändert aber nichts an der Sache. Einstweilen dürfte es das Beste für Ihre Schwester sein, wenn sie in meinem Hause bleibt. Sie werden mir Mr. Lacroix vorstellen, und ist er der rechtschaffene Mann, wie Sie mir ihn schildern, so dürfen Sie versichert sein, daß ich ihm keine Schwierigkeiten in den Weg legen werde."

„Gott belohne Ihre Güte!" lauteten die Worte, mit denen sich Emil verabschiedete.

Damit wir aber unsere Leser über die Lage der Miß Cäcilie Defort vorläufig beruhigen, bemerken wir, daß Emil am nächstfolgenden Tage seine Schwester von Madame Sayton abholte und sie im Hause des Mr. Berton auf Staaten-Island glücklich unterbrachte.

Es werden ungefähr zwanzig Jahre her sein, daß sich in den südlichen, nachmals aufständischen Staaten, namentlich in Louisiana, später auch in Missouri und nach und nach in allen Sklavenstaaten ein Geheim-Bund unter dem Namen: „Ritter des goldenen Zirkels" bildete, dessen Hauptzweck darin bestand, das Bestreben der nördlichen Staaten wegen Aufhebung der Sklaverei zu bekämpfen.

Der Geheimbund, welcher nicht allein die Erhaltung der Sklaverei, sondern auch deren Ausbreitung über die Territorien bis an den stillen Ocean als eine Lebensfrage betrachtete, setzte alle seine bedeutenden Mittel und Kräfte in Bewegung, um überall, selbst in den nördlichen Staaten, Mitglieder zu gewinnen, was ihm auch gelang.

Unter denselben Emblemen und zu demselben Zwecke bildeten sich Geheimbünde im südlichen Illinois, dann in Indiana und Kentucky, deren Mitglieder seltsamer Weise den Namen „Söhne der Freiheit" führten.

Als die Rebellion ausbrach und der Süden die so lange vorgehaltene Maske abwarf, bildete sich im Norden der Orden „der Amerikanischen Ritter," welche auch in den östlichen Staaten, besonders New-York, unter dem Namen „M'Clellan Minute-Männer" Logen errichteten.

Alle diese Geheimbünde machten zusammen einen Körper aus; ihre Hauptlogen aber, vier an der Zahl, befanden sich in St. Louis, Chicago, Indianapolis und New-York, wurden von vier Großmarschällen geleitet, und diese hingen von dem Großmeister Jefferson Davis ab.

Die Gesammtzahl der Logen-Mitglieder betrug bis zum Spätjahr 1864 gegen 200,000, welche sämmtlich gelobt hatten, mit Jefferson Davis an der Spitze die Union gewaltsam aufzulösen, vor Allem aber den Süden, unter Beibehalt seiner

alten Institution, namentlich der Sklaverei, unabhängig zu machen.

In New-York rechnete man gegen 40,000 „Söhne der Freiheit", „Ritter vom goldenen Zirkel", „Amerikanische Ritter" und „M'Clellan Minute-Männer", vor und zu der Zeit der Präsidentenwahl im Herbst 1864, unter denen sich viele Irländer befanden; die meisten aber waren Flüchtlinge oder Sendlinge aus dem Süden.

Alle Mitglieder dieser Logen hatten bei ihrer Aufnahme einen furchtbaren Eid geschworen, welcher dem Wort- oder Treubrüchigen mit einem gräßlichen Tode bedrohte.

Die Vorsehung wollte es, daß die Regierung der Vereinigten Staaten hinter die feindlichen Pläne und Absichten dieser „Geheimbündler" kam, und zwar zuerst in St. Louis.

An den verschiedensten Stellen wurden jetzt Waffendepots entdeckt; es ergab sich sogar, daß sich förmliche militärische Corps gebildet hatten, deren Soldaten vollständig eingeschult waren. Die Zahl der aufgefundenen Waffen, welche zum Theil europäische Banquiers durch ihre Agenten in Amerika lieferten, betrug an Revolvern, Säbeln und Gewehren mehr als 50,000 Stück, die Munition ungerechnet.

Folge mir der geneigte Leser in eine dieser Logen, und zwar in der Stadt New-York. Es ist schon spät, 11 Uhr vorüber, und wir sehen auf dem Broadway immer noch viele Leute promeniren; denn es ist eine köstliche, kühle Nacht.

Zu einer Seitenstraße gelangt, erblicken wir hie und da einen Herrn in einen Austernkeller verschwinden, — wer kümmert sich darum? Es ist ja dies eine ganz gewöhnliche Erscheinung. — Wir aber bleiben stehen, verbergen uns hinter den Vorsprung einer Treppe und zählen in Zeit von einer halben Stunde mehr als 100 Personen, welche Alle in den Austernkeller hineingehen, von denen aber Keiner wieder herauskommt.

Als endlich wiederum drei Männer augenscheinlich in gleicher Absicht erscheinen, schließen wir uns diesen an, als ob wir zu ihnen gehörten.

Statt sich aber in das Geschäftslokal zu begeben, schreiten unsere Führer durch eine unscheinbare, nicht weit vom Eingange, linker Hand, befindliche Thür, und diese führt zu einem langen finsteren Gange, welcher unter dem Hause zum Nebenhause hinläuft. Hier treten wir in einen großen, gewölbten, tief in der Erde liegenden Raum. Er ist nur spärlich beleuchtet; in dem Halbdunkel ist kaum zu unterscheiden, daß das unterirdische Lokal mit Bänken angefüllt ist, auf welchen stumme, geisterhafte Männer sitzen.

Ziemlich in der Mitte befinden sich zwei Lehnsessel an einem Tische mit grüner Decke, brennenden Wachskerzen, einem großen Buche und Schreibgeräth.

Ungefähr drei Fuß vom Tische entfernt steht ein großer, schwerer Eichenklotz am Boden; auf demselben liegt ein breites blankgeschliffenes Beil.

Drei langsame, schrillende Schläge, auf irgend einem Metallkörper hervorgebracht, ertönen. Ebensoviele Männer treten ein, von denen zwei am Tische Platz nehmen; der Dritte aber stellt sich, das Beil zur Hand nehmend, neben den Eichenklotz.

Einer der Männer, welche sich zum Tische hingesetzt hatten, augenscheinlich der Präsident der Versammlung, ergreift das Wort mit feierlicher Stimme: »Meine Brüder, die Sitzung ist eröffnet!« — dann sich zu dem Mann am Klotze wendend, fuhr er fort: »Welche Strafe trifft den Verräther, Denjenigen, welcher unserem Bunde untreu wird?«

Mit tiefer, aber klangvoller Stimme antwortete der Mann mit dem Beile: »Der sofortige Tod durch zwei erwählte Brüder!«

»Wie soll der Verräther sterben?« fragt weiter der Präsident.

»Sein Haupt soll vom Rumpfe getrennt, sein Körper aber in vier Theile zerlegt werden!« lautet die Antwort.

»Was soll mit diesen vier Körpertheilen geschehen?«

»Sie sollen nach allen vier Himmelsrichtungen geschleudert, den Vögeln unter dem Himmel oder den Fischen im Wasser preisgegeben werden!«

»Hört es, meine Brüder!« wendet sich der Präsident zu den Versammelten, »und haltet Euren Schwur!«

Eine längere, drückende Stimme folgt dieser Ansprache.

Dann ergreift der Präsident von Neuem das Wort und ruft: »Bruder Sergeant, haben Sie den Angeklagten vorgeladen?«

Ein Mann, der in der ersten Reihe sitzt, steht auf und antwortet: »Ich habe, Euer Ehren.«

»Hat der Angeklagte der Vorladung gebührend Folge geleistet?«

»Nein, Euer Ehren!«

»Hat der Angeklagte eine gegründete Entschuldigung vorgebracht?«

»Er sagte, als ich ihn vorlud: »Es sei ein übereilter Schritt gewesen, den er gethan: er sei durch Vorspiegelungen überredet worden, sich in unsern Bund aufnehmen zu lassen. Er habe bald erkannt, daß unser Bund nur die Vernichtung der Union anstrebe, und das sei, nach seinen Begriffen, ein Verbrechen, für das kein Wort stark genug sei. Es wäre dies ein großer, politischer Mord von Millionen und zerstöre die Hoffnungen anderer Millionen, welche die amerikanische Union als den einzigen Zufluchtsort betrachtet, wo der Mensch sich einer vernünftigen Freiheit erfreue. Die letzten gefaßten Beschlüsse, welche bei der bevorstehenden Präsidentenwahl Mord und Brand als Hilfsmittel anwenden wollten, um ihre Zwecke durchzusetzen, hätten ihm erst vollständig die Augen darüber geöffnet: daß unsere ganze Verbindung weiter nichts als ein systematisch geordnetes Räuberwesen sei. Seitdem er davon überzeugt ward, habe er sich

sogleich vom Bunde losgesagt und ihm dies schriftlich gemeldet. Uebrigens binde ihm sein Eid die Zunge; dies thue ihm aber am wehesten.«

»Sie haben, meine Brüder,« spricht der Präsident, »den Bericht des Bruder Sergeanten gehört; ich fordere Sie hiermit sämmtlich auf, völlig leidenschaftslos durch Ballotirung zu bestimmen: ob der Angeklagte auf Grund unserer Bundesgesetze das Leben verwirkt habe oder von der Anklage frei gesprochen werden solle!«

Der Mann mit dem Beile reicht nun zwei Kästchen mit je weißen und schwarzen Kugeln umher; wonach der Bruder Sergeant mit zwei anderen leeren Kästchen erscheint, das Eine mit einem Todtenkopfe bemalt, das andere aber nur einfach weiß angestrichen, um die Kugeln wieder einzufordern.

Das Kästchen mit dem Todtenkopfe wird dem Sekretär der Loge, welcher am Tische seitwärts vom Präsidenten sitzt, überreicht, mit einem Schlüssel der Deckel geöffnet, und die Kugeln werden vor Aller Augen auf dem Tische gezählt.

»Bruder Sekretär,« spricht der Präsident, »berichten Sie jetzt den Brüdern das Resultat der Ballotage.«

»Einhundertsiebenundsechzig schwarze und drei weiße Kugeln.«

Der Präsident fährt fort: »Ich lege jetzt den Bundesbrüdern die letzte gewichtige Frage zur endgiltigen Beantwortung vor: Was bedeutet die Abstimmung, bei welcher Einhundertsiebenundsechzig schwarze und nur drei weiße Kugeln abgegeben werden?«

»Den Tod!« antwortet mit dumpfer Stimme die ganze Versammlung.

Mit erhöhtem Nachdruck nimmt jetzt der Präsident das Wort: »Kraft der mir durch unsere Bundesgesetze verliehenen Gewalt; kraft des von den anwesenden Logenmitgliedern ausgesprochenen Urtheils, verordne ich, daß der unter dem angenommenen Bundesnamen Frank Brown bekannte Bruder unserer Loge, weil er seinen beschworenen Pflichten untreu wurde, bis zum nächsten Mondwechsel den Tod erlitten habe. Zwei Brüder, welche durch das Loos zu erwählen sind, sollen das Todesurtheil an dem meineidigen Bruder Frank Brown vollstrecken, seinen Körper viertheilen und die einzelnen Körpertheile nach den vier Himmelsrichtungen, nämlich nach Osten, Süden, Westen und Norden, entweder den Vögeln unter dem Himmel, oder den Fischen im Wasser preisgeben!«

Einige Minuten vergehen nach diesem Todesausspruch, und die Stille unter der zahlreichen Versammlung ist noch unheimlicher geworden. — Der Präsident wendet sich endlich zu dem Manne mit dem Beile: „Lassen Sie jetzt das Loos entscheiden, damit wir wissen, wer die Urtheilsvollstrecker sind!«

Der Mann mit dem Beile trägt zwei Kästchen zu dem Sekretär hin, und dieser zählt in eines derselben Einhundertachtundsechzig weiße und zwei schwarze Kugeln.

Als dies geschehen, sagte der Präsident: »Gehen Sie jetzt mit diesem Kästchen, und zwar in der Richtung von Osten nach Westen und von Westen nach Norden, der Reihe nach bei den Brüdern umher; lassen Sie Jeden derselben eine Kugel, und zwar verdeckt aus dem Kästchen nehmen und melden Sie es mir laut und deutlich, sobald Jemand eine schwarze Kugel gezogen hat.«

Der Mann mit dem Beile geht mit dem Kästchen zuerst nach der westlichen Himmelsrichtung zu und läßt die verhängnißvollen Kugeln von den Logen-Mitgliedern herausnehmen.

Schon die achte Wahl bringt eine schwarze Kugel, und die siebenundzwanzigste die zweite, so daß also alle Folgenden als befreit erscheinen.

Der Mann mit dem Beile meldet:

„Die Brüder Erin Bloff und John Plock hat das Loos getroffen.«

»Führen Sie die beiden Brüder zu mir.«

Als diese vor ihm stehen, spricht der Präsident: »Somit übertrage ich Ihnen, Bruder Erin Bloff und Bruder John Plock, die Urtheilsvollstreckung gegen Frank Brown und überreiche Jedem von Ihnen einen Dolch, versehen mit den Emblemen unseres Bundes, womit Sie das Urtheil zu vollstrecken haben. Gedenken Sie Ihres Eides!«

Nun wendet sich der Präsident an den Sekretär der Loge und spricht: »Rufen Sie die Sectionäre unseres Bundes namentlich auf und lassen Sie dieselben vor mich treten.«

Der Sekretär verliest in Folge dessen 22 Namen. Die Genannten erheben sich von ihren Sitzen und stellen sich in einem Halbkreise um den Präsidententisch auf.

»Sind alle Sectionäre unserer Loge erschienen?« fragt der Präsident.

»Sie sind's, Euer Ehren!" antwortet der Sekretär.

»Merken Sie auf, meine Brüder!« redet jetzt der Präsident die 22 Männer an. »Es ist Ihnen bekannt, daß die Wahl eines neuen Präsidenten für die Union vor der Thür ist. Nach dem erleuchteten und besseren Wissen unserer Bundesoberen ist es aber für unser Vaterland von der höchsten Wichtigkeit, daß die Wahl auf einen Mann falle, welcher Ihr volles Vertrauen hat, und dieser Mann ist M'Clellan. Es wird also unserer Aller und somit auch Ihre Aufgabe sein, so viel Stimmen als nur erreichbar sind, und zwar mit Aufwendung aller Mittel, an Geld, Mühe und Zeit, uns zu sichern, daß wir hoffen können, M'Clellan als unseren Präsidentschaftskandidaten durchzubringen. Sie dürfen bei der Wahl Ihrer Mittel und Wege nicht ängstlich sein, denn der Zweck, den Sie anstreben, wird durch unseren Bund geboten. Sie werden vielleicht in die Lage kommen, zu künstlichen Hilfsmitteln greifen zu müssen: Aufstände zu ver-

anlassen, wobei das entfesselte Volk zu Diebstählen, Mord und Brand hingerissen wird, doch müssen Sie dabei immer das ernste Ziel im Auge behalten, daß die Wahl M'Clellans durchgesetzt werde. Die reichen Mittel, welche unserem Bunde zu Gebote stehen, werden Ihnen die Wege ebenen, um dasselbe erreichen zu können. Zu dem Zwecke übergebe ich Jedem von Ihnen hiermit 10,000 Doll., die Sie nach dem besten Ermessen zu verwenden haben. In der nächsten Sitzung berichten Sie über die damit gewonnenen Erfolge. Gehen Sie, meine Brüder, und handeln Sie nach Ihrem Eide.«

Jetzt steht der Präsident von seinem Stuhle auf, kehrt diesen um, löscht die beiden vor ihm stehenden Kerzen aus und sagt: »Meine Brüder, an die Arbeit! Geht nach Osten, Süden, Westen und Norden und haltet strenge Wacht!« — Die ganze Versammlung entfernt sich nun nach und nach stillschweigend und vertheilt sich, auf der Straße angekommen, nach allen Richtungen der Windrose.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Ein moderner Mazeppa. In Berlin soll sich dieser Tage folgende komische Geschichte ereignet haben: Ein ziemlich corpulenter Rechtsanwalt pflegte täglich mit einigen Collegen in die Spree baden zu gehen. Eines Tages bei großer Hitze erschien der eine College des Dicken zu Pferde im Bade und band das Thier einstweilen an, um sich im Wasser abzukühlen. Der Dicke mochte Lust bekommen, sich als Reiter zu versuchen und kletterte in Adamstracht auf das ihm als sehr geduldig bekannte Pferd des Freundes, dies mochte aber falsch verstehen und trabte mit ihm fort durch mehrere Straßen der Stadt bis vor eine Conditorei, wo sein Herr häufig zu verkehren pflegte. Der beschämte Reiter hatte natürlich Nichts Eiligeres zu thun als herabzuspringen und vor dem ihn verfolgenden Publikum Schutz in dem Lokale zu suchen, wo er bleiben mußte, bis ihm die Kleider gebracht wurden.

In Wien erzählt man sich folgendes Stückchen: „Auf dem Michaeler Platze vor der Burg steigt ein junger blonder Mann in einen Fiaker und sagt dem Kutscher in einem entschieden nicht wienerischen Dialekt und unter Anwendung des „Sie", er möge ihn zur „Stadt Frankfurt" fahren. Beim Aussteigen gibt der Fremde dem Kutscher eine Guldennote. Dieser wirft einen verächtlichen Blick auf die Staatsnote, einen zweiten auf den Passagier, schnurrt diesen an: „I hab's ja eh g'wußt, daß i so an geizigen Preußen führ', b'halten's Ihnan Gulrenzettel, von an Preußen nimm i'n net!" — spricht's und ergreift die Zügel, um weiter zu fahren. Der junge Fremdling blickt den erzürnten Rosselenker erst etwas erstaunt aus seinen hellen blauen Augen an, fängt dann an, herzlich zu lachen und reicht demselben eine Fünfguldennote. Nun ist das Erstaunen am Kutscher, zumal er sieht, daß der Portier des Hotels den Fremden mit ungewöhnlicher Devotion begrüßt. „Wer ist denn dös?" fragt er den Portier. „Der Herzog Max Emanuel von Bayern, Bruder unserer Kaiserin", lautete die Antwort desselben.

Fürsten zu herabgesetzten Preisen. Eine Münchener Firma, welche Oeldruckbilder verkauft, zeigt jetzt folgende Preisherabsetzung an: Herzog Ernst von Coburg-Gotha, früher 9 Thaler, jetzt 5 Silbergroschen, Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, früher 9 Thaler, jetzt ebenfalls 5 Silbergroschen u. a. m.

Eine neue Herodias will der „Internationa1" in der Person der jüngsten Tochter der Königin von England entdeckt haben. Beatrice, so heißt sie, soll nämlich ihrer Schwester, der königlichen Prinzessin von Preußen, die bei ihr brieflich anfragte, welches Geschenk sie für ihren Geburtstag wünsche, geantwortet haben: „Schicke mir auf einer Schüssel Bismarcks Kopf!"

Beim Magistrate in Wien ist unlängst ein Brautpaar um die Bewilligung zur Heirath eingekommen. Da aber noch zur Ausfertigung der nöthigen Documente die Beibringung von zwei Stempelmarken zu 50 Kreuzer nothwendig war, schickte man einen Diener zur Braut, um Sie hiervon in Kenntniß zu setzen. Derselben erschien doch der Erlag eines Guldens für die nothwendigen Stempel zu viel, und erklärte dieselbe, lieber von der beabsichtigten Eheschließung abzulassen.

Ein erschütternder Vorfall nimmt heute das Interesse aller Frankfurter in Anspruch. Ein junger Mann aus Bockenheim und seine aus Oberursel stammende Braut haben sich zu Bonames bei Frankfurt a. M. durch Erschießen gemeinsam das Leben genommen, da die religiösen Vorurtheile ihrer Verbindung unüberwindliche Hindernisse entgegen setzten. Die Leichen der unglücklichen Opfer wurden am 17. Morgens in der Nähe des Ortes gefunden. Die Braut war eine im Glanze der Jugend und Schönheit strahlende Verwandte des Gastwirthes im Schützenhofe, die allen dort verkehrenden Frankfurtern durch die Sanftheit und Bescheidenheit des Wesens als eine angenehme Erscheinung in Erinnerung gebracht wird.

In der Nähe Wiens ist vor einigen Tagen ein großes Getreidefeld in Brand gerathen, wodurch die in der Nähe liegenden Bauernhäuser Feuer fingen. In kurzer Zeit waren 16 Häuser mit den Stallungen und Scheunen ein Raub der Flammen geworden.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 68. Sonntag, den 25. August **1867.**

Die Ritter vom goldenen Zirkel.

Nordamerikanisches Sittenbild aus dem Bürgerkrieg.

(Fortsetzung.)

Es war ein prachtvoller, sonnenklarer Herbst-Sonntag, die Luft erquickend kühl und balsamisch, wie sich in dieser Weise der sogenannte amerikanische Indianersommer jedes Spätjahr zeigt. Die Bai, auf der ein zarter, blauer Duft zu schweben schien, lag in ihrer ganzen Schönheit, mit Inseln und Buchten und den fernen Ufern des Festlandes, vor den entzückten Augen des Beschauers da.

Unter den vielen Menschen, welche die Fahrt auf dem Dampfboote nach Staaten-Island machten, war auch Lacroix, welcher sich nach dem Landhaus des Mr. Berton begeben wollte. Es lag, halbversteckt hinter Bäumen und Gesträuchen, mitten in einem geschmackvoll angelegten Garten.

Als Lacroix dem Hause näher kam, wurde er sogleich von einer Gesellschaft bemerkt, welche aus Emil, zwei älteren Herren und drei Damen bestand, und in der Veranda des Hauses ihren Platz hatte.

Emil eilte dem Freund entgegen, begrüßte ihn herzlich und stellte ihn sogleich sämmtlichen anwesenden Personen vor.

Mr. Berton wußte sich des Gekommenen bald zu bemächtigen und schien sich in der Unterhaltung mit ihm so zu gefallen, daß wohl eine halbe Stunde verging, ohne daß er es wahrnahm; dann geleitete er mit einem warmen Händedruck Lacroix zu den Damen.

Letzterer wurde von der Tochter des Hauses, Käthchen Berton, eingeladen, die Gartenanlagen zu besichtigen, und er trat mit Cäcilie, Käthchen, und deren Mutter — einer feinen, gut conservirten Frau — die Promenade unter einer lebhaft geführten Conversation an. Da er jedoch vor Begierde brannte, von Emil etwas Näheres über die Erlebnisse Cäciliens bei Madame Saxton zu erfahren, so benutzte er die erste sich darbietende Gelegenheit, mit dem Freunde auf die Seite zu treten und diesen zu einer Mittheilung aufzufordern.

»Sie können wohl denken, Lacroix,« begann Emil seine Erzählung, »daß ich eben so neugierig war, wie Sie es jetzt sind.« Hören Sie also, was ich von meiner Schwester erfuhr. Kaum hatte ich mich am Tage unserer Ankunft aus dem Saxton'schen Hause entfernt, als die jungen Damen, welche nach Madame Saxtons Angabe zum Besuche bei ihr waren, meine Schwester förmlich umringten und ihr eine solche Menge verschiedener Fragen über die jetzigen politischen Verhältnisse Nordamerikas vorlegten, daß Cäcilie in der That nicht wußte, was sie darauf erwidern sollte. Namentlich drang eine gewisse Madame Clermont in sie, mit der Frage: »Ob sie nicht mit dem Süden sympathisire, da sämmtliche südliche Grundbesitzer Leute von aristokratischer Abkunft, Erziehung und Bildung seien, welche nur ihre, von ihren Vorfahren durch Gut und Blut erworbenen Rechte gegen eine Krämerkaste, den Norden, vertheidigen? Ob sie nicht einer so herrlichen Sache, der Abschüttelung eines Joch, unter welchem die südlichen Staaten geschmachtet hätten, ihre Mithilfe oder doch ihre Theilnahme weihen möge? Ob sie wohl einsehen, daß gerade Frauen, wenn sie Verstand und Charakterstärke besäßen, in politischen Kämpfen die wichtigsten Dienste leisten könnten, da man Frauen am allerwenigsten beargwöhne?« Was sollte meine Schwester darauf antworten? sie sagte: sie sei viel zu jung und unerfahren, als daß es ihr je in den Sinn gekommen wäre, über dergleichen Dinge nachzudenken. Alles, was sie soeben gehört hätte, sei ihr neu und kaum verständlich.

Da entgegneten ihr Fräulein Beckmann: Sie sei jetzt in Amerika, und hier wäre es hergebrachte Sitte, daß man sich zu irgend einer politischen Partei bekenne, wenn man auch ein Weib sei. Sie würde so viel aus Allem entnommen haben, daß sowohl Madame Saxton, wie sie Alle, dem Süden mit Leib und Leben ergeben wären. Deßhalb hoffe man, auch sie werde das, was ihre Wohlthäterin, Madame Saxton, für Recht erkenne, ebenfalls zu ihrer Richtschnur wählen. Man habe dies vorausgesetzt und darauf manche schöne Hoffnung gebaut.

Meine Schwester wurde durch alle diese Reden so verwirrt und ängstlich gemacht, daß sie sich für heute entschuldigte, weil sie sich sehr abgespannt fühle, und den Wunsch aussprach, sich in ihr Zimmer zurückziehen zu dürfen.

Es wurde ihr dies von Madame Saxton mit der Bemerkung gestattet: »Es käme heute ziemlich spät noch Besuch, und es sei ihr wünschenswerth, daß meine Schwester dann ebenfalls im Salon erscheine.«

»Bisher war ich ruhig,« unterbrach Lacroix den Freund, »aber jetzt ergreift mich eine lebhafte Ungeduld, das Ende Ihres Berichtes zu vernehmen.«

Emil fuhr fort: »Nach 10 Uhr wurde meine

Schwester zu Madame Saxton beschieden. Als sie in den Salon trat, blieb sie vor Erstaunen am Eingange stehen, denn sie erblickte dort mehrere elegant gekleidete Herren, welche sich eifrig mit Madame Saxton, Madame Clermont und den beiden Schwestern Beckmann unterhielten und wohl über 2 Minuten lang von Cäciliens Erscheinen keine Notiz nahmen.

Cäcilie hörte hierbei einen von den Herren sagen: »Der Abtrünnige muß sterben und sollte ich ihm selbst den Dolch ins Herz stoßen!«

Zum Tode erschrocken, wußte sie kaum, wie es geschah, daß sie von Madame Saxton den Herren vorgestellt wurde. Die Aufmerksamkeit auf ihre Person wurde glücklicherweise durch noch einige andere hereintretende Herren abgelenkt; letztere kamen, wie Cäcilie genau bemerkte, nicht etwa durch die Hausthür, sondern vom Hofe aus, zu Madame Saxton, und als Cäcilie an das Fenster trat, bemerkte sie deutlich, daß nach und nach noch viele männliche Personen über den Hof schritten und in dem Keller des Hauses verschwanden. — Was die Anwesenden weiter mit einander sprachen, blieb für Cäcilie unhörbar, da sie oftmals mitten im Gespräch dasselbe in leise flüsternden Worten fortsetzten.

Endlich sagte ein großer, schöner Mann laut: »Es ist bald 11 Uhr und Zeit, daß wir gehen!« — worauf Madame Clermont aufstand, dieses Mannes Hand erfaßte, ihn zu Cäcilien führte und sagte: »Ich stelle Ihnen, Miß Desort, hiermit meinen Gemahl, Mr. Clermont, vor, welcher heute aus dem Süden hier angekommen ist,« — und sich zu ihrem Manne wendend, hinzufügte: »Miß Cäcilie Desort ist eine gute und sehr gebildete Dame, die gewiß unsere Freundin werden wird.«

Als sich jetzt sämmtliche Herren entfernten, gingen sie die Treppe nach dem Hofe, und von dort ebenfalls in den Keller des Saxton'schen Hauses hinab.

Gleich darauf ertönten drei eigenthümlich schrillende Schläge unten, bis nach dem Salon herauf hörbar, nach welchem Signal Madame Saxton die erschreckene Cäcilie ersuchte, sich zur Ruhe zu begeben.

Auf ihrem Zimmer angekommen, brach die gewaltsam zusammengeraffte Kraft des armen Mädchens zusammen, und sie würde zu Boden gestürzt sein, wenn nicht das Stubenmädchen Sophie sich ihrer hilfreich angenommen und versprochen hätte, einen Brief zur Besorgung an mich zu übernehmen.

Von diesem Mädchen erfuhr nun meine Schwester, daß Madame Saxton und alle anwesenden Damen im Hause die eifrigsten Spioninnen der südlichen Staaten wären, ihr Haus aber mit dessen Kellerräume als Versammlungsort der Anhänger des Südens diente, wo sie ihre nationalfeindlichen Beschlüsse beriethen und ihre Sitzungen abhielten.

An den nächstfolgenden Tagen traten die Damen gegen meine Schwester immer deutlicher mit ihren Plänen hervor, deren hauptsächlichster der war, meine Schwester auch als eine Spionin zu verwenden und sie mit ihren wichtigen Papieren nach dem Süden zu senden. Cäcilie, welche bereits davon wußte, daß ich sie am Sonnabend abholen würde, suchte, so gut es gehen wollte, ihre Antwort bis nach ihrer Rückkunft zu verschieben, und so ist denn Alles, Gott sei Dank! außer der furchtbaren Beängstigung, welche sie aushalten mußte, glücklich vorübergegangen! Meine Schwester befindet sich jetzt in so braver Obhut, als wäre sie in ihrem Vaterhause!«

»Auch ich sage: Gott sei Dank!« sprach Lacroix, „und möchte nur noch wissen, ob Sie so gütig waren, Miß Cäcilie mit meiner Werbung um ihre Hand bekannt zu machen?«

»Sie erinnern sich, lieber Freund, daß ich dies sogleich ablehnte und Sie damit an meine Schwester selbst verwies. Ich habe aber Mr. Berton Alles unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt, und ich glaube Sie richtig zu beurtheilen, wenn ich dafür halte, daß Sie mit mir einverstanden sind.«

»Ich danke Ihnen, lieber Emil, und werde den ersten günstigen Moment wahrnehmen, sowohl mit Mr. Berton, wie mit ihrer Schwester über meine Herzensangelegenheit zu reden. Wenn ich das Glück habe, die Hand Cäciliens zu erhalten, so müssen Sie freilich das liebe Mädchen, die ich nach der Schweiz führe, entbehren; dagegen gewinnen Sie, wie ich glaube, eine neue Schwester in dem lieblichen Käthchen.«

Emil war über und über roth geworden und erwiderte: »Ich bemerke, daß der ernste Mr. Lacroix auch ein tüchtiger Satyriker sein kann, er hat mir heute die erste Probe davon zum Besten gegeben.«

»Scherz bei Seite,« sagte Lacroix, »ist Käthchen Berton nicht ein wirklich anmuthiges Mädchen?«

»Gewiß ist sie das!«

»Nun, und wenn sie dies gefunden haben, erkannten Sie nicht auch an ihr noch viele andere schätzenswerthe Eigenschaften, welche jeden Bruder auf eine solche Schwester stolz machen müßten?«

»Ich bitte Sie, lieber Lacroix, ändern wir jetzt das Gespräch; denn Sie setzen mich mit dem angeregten Thema in eine solche Verlegenheit, daß ich gern bekennen will, ich bin Ihnen in der gewandten Behandlung desselben nicht gewachsen.«

»Die Hauptsache bleibt immer,« sagte Lacroix und reichte Emil die Hand, »daß Sie mich verstanden haben.«

Einige Tage waren vergangen, als Lacroix seinem Freunde Clint eröffnete: er möge von nun an die Geschäfte selbstständig führen und noch heute die Waarenkiste sammt allen Papieren zu sich nehmen. »Ich will in einigen Tagen meine Reise antreten,« fuhr er fort, »habe noch mancherlei im Kopfe, was ich besorgen muß, so daß mir wenig

Zeit übrig bleibt. Wenn Du daher nichts dagegen hast, so werde ich Leute aus dem Hotel herbeirufen, welche Alles unter Deiner Aufsicht nach Deiner Wohnung hinschaffen sollen.«

Clint erwiderte: „Ich richte mich ganz nach Deinen Anordnungen.«

Schon nach einer Stunde waren die Sachen aus dem Hotel fortgeschafft und in die Privatwohnung von Francois Clint gebracht.

Lacroix war es aufgefallen, daß sich jedesmal, wenn er sich in dem Salon zeigte, zwei, manchmal drei junge elegant gekleidete Männer sich ihm auf's Freundlichste zu nähern und mit ihm bekannter zu werden suchten, was er jedoch immer, ohne die Höflichkeit zu verletzen, zu vereiteln wußte. Auch glaubte er, bemerkt zu haben, daß ihm seit einigen Tagen, sobald er ausging, immer ein Mann nachfolgte.

Erst soeben hatte er sich die Gewißheit darüber verschafft. Als er den Nachtreter wieder hinter sich erblickte, kehrte er um, ging demselben geradezu auf den Leib, blieb dicht vor ihm stehen und maß ihn vom Kopf bis zum Fuß mit entschlossenem Ausdruck — worauf der feige Schleicher schnell seitwärts bog und in einer Nebenstraße verschwand. Verstimmt trat er in den Salon, wurde aber auf's Angenehmste überrascht, als er Emil hier seiner warten sah.

Lacroix erzählte dem Freunde den eben erlebten Vorfall, worauf Emil erwiderte: »Ich habe dasselbe Glück oder Unglück, stets von einem Menschen mich begleitet zu finden. Bis jetzt habe ich gethan, als ob ich es nicht merke, werde aber von morgen an, so wie Sie, meinem Verfolger unter die Augen treten.«

»Dann rathe ich Ihnen aber von morgen, oder aber, von heute an, Waffen bei sich zu tragen, wie dies in der jetzigen Zeit beinahe Jedermann in New-York seiner Sicherheit halber thut. Ein guter Revolver ist das Beste — auch ich trage seit ein paar Tagen einen bei mir.«

»So werde ich mir morgen solche Waffe kaufen.«

»Ich habe einige ganz vorzügliche aus der Schweiz mitgebracht und setze einen Ehrenpunkt darein, daß Sie von Ihrem Freunde einen Revolver als Zeichen seiner Achtung und Bruderliebe annehmen.«

(Fortsetzung folgt.)

In den „3 Mohren" zu Augsburg.

Romanze.

Mit eingelegten Geisterstimmen.

Nachts um die 12. Stunde
Verläßt der Kaiser sein Bett:
„Was ist's mit dem deutschen Bunde,
— Zuletzt nicht mehr complet? —
In dieses Hauses Räumen
— Ich lieg' doch nicht im Träumen? —
Da war er noch zuletzt."
(„„Ja, ja in diesen Räumen
Da hatt er sich zersetzt."")

Nachts um die 12. Stunde
Der Kaiser schreitet vor,
Von Thür zur Thür die Runde
Macht er im Korridor:
„Wo ist der Saal der 3 Mohren?"
(„„Allwo er eingefroren
Der liebe, alte Bund!"")
„Wo ist der Saal der Mohren
Ich will ihn schauen zur Stund!"

Nachts um die 12. Stunde
Der Kaiser ist zur Stell'
Da tönt's von Geistermunde:
„„Die Todten reiten schnell!
Wohin denn, willst Du gehen,
Wohin denn, willst Du sehen? —
In diesem Sarkophag
Kannst Du ihn liegen sehen
Den todten Bundestag.""

Nachts um die 12. Stunde
Den Kaiser ergreift's mit Weh:
„Dein Tod schlug mir eine Wunde,
Die nimmer ich heilen seh.
Ach könnt' ich Dich wieder erwecken
Der neuen Zeit zum Schrecken,
Dich treuen Bundesgenoß.
Ach könnt' ich Dich wieder erwecken
Und machen herrlich und groß."

Nachts um die 12. Stunde
Der Kaiser spricht noch viel,
Von Rache dem norddeutschen Bunde
Als seinem nächsten Ziel;
Von Uebermachtzerstückung,
Gar viel von Volksbeglückung
In China und Mexico?!
Da ruft, wie zur Berückung,
Ein Geisterchor: „„ho ho!""

Nachts um die 12. Stunde
Der Kaiser schleicht zurück,
Erschöpft von seiner Runde
Und findet sein Bett zum Glück.
Und legt sich nieder wieder. —
„„Schlaft wohl ihr Rheinbundsbrüder,
Schlaf, Bundestag, Du wohl.""
So tönt es geisterhaft nieder!
Ja geisterhaft, schaurig und hohl.

(D. A.)

Der Empfang Napoleons III. in Salzburg.

Salzburg, 18. Aug., Abends. Lange vor vier Uhr Nachmittags wogten bereits die Tausende, welche das französische Kaiserpaar sehen wollten, über den Mirabellplatz gegen den Bahnhof hinaus. Infanterie und Cavallerie hielten die Mitte der Straße für die Wagen frei, und die militärische Machtentwicklung war so bedeutend, daß man sich unwillkürlich umsah, ob nicht die dritte Hauptwaffe vorhanden und irgendwo am Bahnhofe eine Batterie placirt sei. Bei der Austheilung von Erlaubnißscheinen für den Eintritt in den Bahnhof war man viel liberaler vorgegangen, als man fürchtete, und eine große Anzahl junger Damen, denen höchstens die Schönheit einen Rang in der Gesellschaft sicherte, ward ohneweiters eingelassen. Man stand demnach ziemlich gedrängt und ohne besondere Kastenscheidung. Eine Ehrenkompagnie mit Musik stand links von der Personenhalle am

Geleise gegen Wien zu. Der Hofwartsalon war in einen Garten verwandelt und auf ebenso geschmackvolle als kostbare Art decorirt, wogegen der Bahnhof auch heute ziemlich ärmlich aussah. An der Aufgangstreppe stand unter Purpurbaldachin, von hundert duftenden Topfgewächsen umgeben, eine lebensgroße Gypsstatue der Kaiserin Eugenie. Um halb fünf Uhr traten die österreichischen Majestäten auf den Perron heraus und unterhielten sich mit Damen und Herren der höchsten Kreise; der Kaiser sprach auch mit dem Landes-Chef Grafen Caronini, dem Direktor und mehreren Verwaltungsräthen der Westbahn. Die Toilette der Kaiserin war reizend: ein langes Seidenschleppkleid von jenem blassen Violett, das man kürzlich in Paris erfunden und Eugenie-Violett getauft, darüber ein weißer Spitzenüberwurf mit Lila-Schleifen aufgenommen; eine lange Flatterschleife im Nacken und ein rundes, schwarzes Sammthütchen mit schwarzen Federn bildeten ein harmonisches Ganze, vervollständigt durch den weißen, mit violett angehauchten Blumen gestickten Sonnenschirm. Ihr reiches Haar trug die Kaiserin in Zöpfe geflochten; die Frisur scheint mir neu, aber sie zu nennen, fehlt mir die Unterweisung eines Friseurs. Die hohe Frau sah etwas angegriffen und von der übergroßen Hitze etwas matt, aber unendlich edel, graziös und liebenswürdig aus. Der Kaiser trug die österreichische Marschalls-Uniform mit dem breiten Bande des Großcordons der Ehrenlegion. Der Zug, welcher das französische Kaiserpaar bringen sollte, verspätete sich nicht unbedeutend. Unsere Majestäten mußten eine halbe Stunde auf dem Perron warten, und man sah namentlich dem Kaiser die zunehmende Ungeduld an. Endlich fünf Uhr rollte der Hofzug unter schwachen Beifallsrufen des auf dem Perron versammelten Publikums herein und glücklich, wie bei der Ankunft des Sultans in Penzing, mit dem kaiserlichen Waggon fast hundert Schritte über die Thür des Hofwartsalons und den von dieser bis an das zweite Geleise gebreiteten Teppich hinaus. Kaiser und Kaiserin verließen sofort ihren Standort und eilten an den Hofwaggon. Langsam und bedächtig, nicht unähnlich einem wohlhabenden Kaufmann, der von der Messe heimkehrt und gute Geschäfte gemacht, stieg Napoleon aus. Die Monarchen zogen den Hut und schüttelten sich die Hände, dann sprang Kaiserin Eugenie leicht und schnell wie ein junges Mädchen aus dem Wagen, und die beiden Kaiserinnen umarmten und küßten sich. Während der gegenseitigen Vorstellung des Gefolges ruhten die Blicke der Anwesenden neugierig auf dem französischen Herrscher, dem einstigen einfachen schweizerischen Artillerie-Hauptmann, und auf der gefeierten Kaiserin, der einstigen Gräfin Theba. Napoleon III. ist etwas größer und besser gebaut, als man sich ihn gewöhnlich vorstellt. In den einfachen schwarzen Leibrock mit Sammtkragen, zugeknöpft, und einen niedrigen Cylinder auf dem Kopfe, sah er zugleich stramm und behäbig aus. Sein Körper ist offenbar noch sehr kräftig, sein Gang fest und leicht, aus den Zügen spricht große Energie, und die freundliche Bonhomie, mit welcher er heute, rechts und links grüßend, lächelte, vermochte den scharfen, beobachtenden Ausdruck des Gesichtes nur wenig zu ändern. So sieht wahrlich kein kranker, gebeugter Mann aus, sondern Einer, der festhält, was er gewonnen. Der gelblich-braune Teint verräth in seiner eigenthümlichen, bronceartig schillernden Färbung den Napoleoniden auf den ersten Blick; das dichte Haar und der spitze, aber nicht übermäßige Henriquatre sind graublond. In seiner Jugend muß Napoleon ein ausgesprochener Blondin gewesen sein. „Aber die Kaiserin!“ werden die neugierigen Leserinnen unseres Blattes ungeduldig ausrufen, „wie sieht Eugenie, die „schöne Else,“ die „Fürstin mit dem Mondscheingesicht“ und wie die bekannten Bezeichnungen sonst noch lauten mögen, wie sieht sie aus?“ Nun, auf den ersten Blick sagt man von ihr, sie sei eine kleine, runde, üppige Dame mit frischen, zarten Farben und einem wunderbar kleinen Füßchen. Sie blendet durchaus nicht, man muß sie länger betrachten, dann erst erkennt man den tadellosen Schnitt ihres Profils und macht die Bemerkung, daß die schöne Frau unbegreiflich jung aussieht. Ihr Haar ist noch immer vom reinsten Blond, ihre ganze Erscheinung die einer ächten, kräftigen Blondine in jedenfalls mehr englischem als spanischem Style. Kaiserin Eugenie trug ein auffallend kurzes Doppelkleid von weißer Seide und ein Leibchen mit Frackschößen vom selben Stoffe, beides mit einer zarten, schwarzen Garnitur geziert, dann ein kleines schwarzes Ristori-Hütchen und einen dunkeln Spitzenschleier, den sie nur für einen Moment zurückschlug. Die beiden Kaiserinnen boten, während sie zusammen sprachen und dann neben einander in den Hofwartsalon schritten, den merkwürdigsten Contrast. Die hohe schlanke Gestalt unserer Kaiserin neben der kleinen, vollen Eugeniens, das dunkle Haar neben dem blonden, die majestätische Schleppe neben der hochgeschürzten, die Stiefletten bis oben freilassenden Robe — Alles war Gegensatz. Unsere Kaiserin ist eine duftige, zarte Erscheinung, Kaiserin Eugenie ist sinnlich schön; mit diesen wenigen Worten ist der Gegensatz zwischen beiden am besten ausgedrückt. Die Begrüßung war herzlich und dauerte etwa sechs bis sieben Minuten. Dann verließen die Majestäten unter nochmaligem schwachen „Vive l'Empereur!“ den Bahnhof und fuhren durch die dichten Massen und das fast ebenso dichte Spalier nach der Residenz.

Hrn. K. in K. Vorerst können wir noch nicht Ihrem Wunsche entsprechen. Lieb wäre es uns jedoch gewesen, wenn Sie Ihre volle Adresse angegeben hätten, um vielleicht für jetzt auf andere Art abzuhelfen.

Die Redaktion des „Plauderstübchen.“

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 69. Donnerstag, den 29. August **1867.**

Die Ritter vom goldenen Zirkel.

Nordamerikanisches Sittenbild aus dem Bürgerkrieg.

(Fortsetzung.)

Als Emil auf das Anerbieten Lacroix' einen Revolver von ihm anzunehmen, etwas einwenden wollte, sprang Lacroix von seinem Stuhle auf und sagte: »Entschuldigen Sie mich einige Minuten, ich bin sogleich wieder bei Ihnen!«

In dem Augenblick, als sich Lacroix entfernte, näherten sich drei junge Männer Emil, grüßten und bestellten Champagner, der sogleich gebracht wurde.

Als der Eine von den Herren die Champagnerflasche ergriff und einschenken wollte, bemerkte er, daß der Kellner nur drei Gläser gebracht hatte. Unwillig darüber, sagte er zu seinen Freunden: »Eine solche Unart sollte man einem Amerikaner nie nachsagen können! Drei Gläser, wenn an einem Tische vier Gentlemen sitzen! — Kellner!« rief er laut, »noch ein Glas!« — und sich zu Emil wendend, sprach er höflich: »Entschuldigen Sie die Unachtsamkeit dieses Burschen und geben Sie uns die Ehre, mit uns ein Glas Wein zu trinken.«

»Es bedarf durchaus keiner Entschuldigung, meine Herren,« erwiderte Emil. »Wir sind uns fremd, befinden uns in einem öffentlichen Hause, zufällig an einem Tische, und da wäre es eine Zudringlichkeit meinerseits, wenn ich Ihre freundliche Einladung annähme.«

»Man hört aus Ihren Worten, mein Herr,« bemerkte der Sprecher, »daß Sie ein Fremder in unserem Lande sind. Es ist hier nationale Sitte, jeden Fremden, mit dem man zusammentrifft, zu einem Ehrentrunke einzuladen. Also bitten wir, mit Ihnen anstoßen zu dürfen.«

Emil, auf diese Weise in die Enge getrieben, ergriff das vor ihm stehende Glas, stieß mit den drei Herren an und trank etwa die Hälfte davon leer.

In diesem Augenblicke kam Lacroix zurück und war nicht wenig erstaunt, Emil in einer solchen Gesellschaft anzutreffen. Er faßte sich aber sogleich, bat die Herren einen Augenblick um Erlaubniß, seinem Freunde etwas mitzutheilen, nahm Emil bei Seite und sagte zu ihm: »Ich traue diesen drei jungen Männern nicht, die sich schon seit einigen Tagen um meine Bekanntschaft bewerben. Hier, lieber Emil, nehmen Sie diesen sechsläufigen Revolver, er ist geladen, und tragen Sie ihn mir zum Andenken. Stecken Sie ihn in ihre Brusttasche.«

Emil steckte den Revolver zu sich, und Beide nahmen, um die drei Herren nicht zu beleidigen, Plätze bei denselben ein.

Während Lacroix und Emil mit einander redeten, hatte Keiner von ihnen bemerkt, daß noch ein fünftes Champagner-Glas, offenbar für Lacroix, gebracht worden war, und daß Einer von den Dreien ein Fläschchen hervorzog und in die beiden Gläser, welche für Emil und Lacroix bestimmt waren, einen ziemlich bedeutenden Theil der darin enthaltenen Flüssigkeit schüttete.

Beide Freunde werden nun von den Dreien zum Trinken eingeladen.

Emil trank völlig arglos; Lacroix aber nahm das vor ihm stehende Glas, stieß mit Allen an, setzte es aber, ohne es an den Mund zu bringen, wieder auf den Tisch.

Anfänglich schien man nicht darauf zu achten und sorgte nur dafür, daß Emil noch einige Male trank. Endlich aber nahm Einer von den Dreien das Wort und fragte Lacroix: „Weshalb trinken Sie nicht, mein Herr?"

„Ich liebe den Champagner nicht," antwortete Lacroix.

„So werden wir einen anderen Wein bringen lassen."

„Ich danke Ihnen, meine Herren Heute trinke ich überhaupt keinen Wein, weil ich Kopfweh habe."

„Das ist eine Beleidigung!" brauste Einer auf.

„Wenn ich Sie hätte beleidigen wollen, hätte ich nicht mit Ihnen angestoßen," sprach ruhig Lacroix.

„Hier in Amerika nimmt so Etwas jeder Gentleman als eine Beleidigung auf. Entweder Sie trinken mit uns und beweisen uns damit, daß Sie unser Freund sind, oder Sie lehnen es ab und deuten damit an, daß Sie uns verachten!"

„Ich bin jetzt Ihrer Großsprechereien satt," entgegnete im ruhigsten, aber entschlossensten Tone Lacroix, „und erkläre Ihnen hiermit, daß mich Niemand auf der Welt dazu zwingen soll, auch nur einen Tropfen von diesem Wein zu genießen."

Damit stand er auf und sagte zu Emil: „Kommen Sie mit mir, lieber Freund, an einen anderen Tisch, ich habe noch mit Ihnen zu sprechen."

„Hund, von einem Fremden!" schrie nun Einer von den Dreien, ergriff eine Champagnerflasche und warf sie nach Lacroix' Kopfe, der dem Wurfe

jedoch gewandt auswich. Jetzt standen aber auch die Anderen auf und sprangen auf Lacroix los.

Dieser versetzte indessen dem Ersten, der ihn angriff, einen so furchtbaren Brustistoß, daß er taumelnd zur Seite fiel; den Zweiten warf er mit solcher Kraft gegen den Tisch, daß sein Angreifer mit diesem niederstürzte; der Dritte eilte, als er das Schicksal seiner Kameraden sah, so rasch er konnte auf die Straße hinaus, und als endlich die Diener und der Wirth des Hotels erschienen, waren in dem Tumulte auch die beiden Niedergeschlagenen verschwunden. Dies alles ging so schnell, daß sich Emil gar nicht einmischen konnte.

„Feiges Gesindel!" sagte Lacroix, noch etwas aufgeregt von dem Streite zu diesem, „da haben Sie drei ächte „Runner" gesehen, denn weiter waren die Kerle nichts! Glauben Sie mir, jeder von ihnen war mit einem geladenen Revolver bewaffnet, tritt ihnen aber ein entschlossener Mann entgegen, so erlaubt ihnen ihre Feigheit nicht einmal, an die Waffe zu denken, sondern sie retten nur ihr liebes „Ich", um nicht mit der Polizei in Berührung zu kommen. Von ihren Revolvern machen sie nur hinterrücks Gebrauch, oder wo sie es ohne Gefahr thun können. — Ich mag nicht länger in einem öffentlichen Hause wohnen, wo man trotz aller Vorsicht dergleichen Insulten ausgesetzt ist, und werde schon morgen eine Privatwohnung beziehen, selbst wenn es nur auf einige Tage sein sollte, da ich meine Reise antreten muß. Habe ich das Jawort Ihrer lieben Schwester, so ziehe ich mit frohem und leichtem Herzen von dannen. Komme ich zurück, so wird sie mein angebetetes Weib, und wir machen unsere Hochzeitsreise nach der geliebten Heimath! — Doch, es ist spät geworden. Sie scheinen ermüdet und wollen gern nach Hause, lieber Emil, also gute Nacht!"

Nicht weit vom Hotel entfernt, an der Einmündung einer Seitenstraße, erblicken wir jene drei Herren, welche kurz vorher den Streit mit Lacroix gehabt hatten.

Es ist eine ziemlich dunkle Nacht, etwa elf Uhr vorüber, und die Gaslaternen der reichen Metropole New-York brennen wie gewöhnlich schlecht und trüb und erhellen nur spärlich die Straßen.

Die drei feinen Gentlemen hielten es nicht mehr der Mühe werth, ihre angenommenen Rollen weiter zu spielen; wir vernehmen vielmehr aus ihrem Gespräch, daß Lacroix in seiner Muthmaßung so ziemlich das Richtige getroffen hat.

„Aber Du bist ein feiger Kerl, Robertson!" sagte der Eine, „uns im Stiche zu lassen, da wir gerade auf Deine uns so gerühmte Stärke gerechnet hatten! Ich bekam einen so barbarischen Stoß vor die Brust, daß ich fürchte, ich werde Blut speien müssen. Daran bist Du Schuld!"

„Aber Pehls," entschuldigte sich Robertson, „Du warst ja wie vom Teufel besessen, und hattest den Stoß erhalten, als man Dir zu Hilfe kommen wollte!"

„Ich bin am schlechtesten weggekommen!" sagte der Dritte im Bunde, Chally. „Meine ganze rechte Gesichtsseite, Auge und Kinn, sind zerschlagen, geschunden und mit Blut bedeckt! Der Kerl hat aber auch eine Kraft, daß ich mit ihm nicht mehr anbinde, und nur Eins thut mir leid, daß das Großmaul unseres Robertson nicht auch einen tüchtigen Schmiß bekommen hat."

„Und ein gescheidter Kerl ist der verdammte Fremde!" sagte Pehls.

„Dem Du schwerlich wirst wieder zu Leibe gehen wollen und können, da unser Kundschafter im Hause mir mittheilte, daß bereits seine werthvollen Sachen heute nach einer Privatwohnung, ***Straße, gebracht worden seien und er wahrscheinlich schon morgen ihnen folgen werde."

„Das wußte ich nicht," erwiderte Pehls, „und dürfte das in Etwas die Sache ändern. Uebrigens habe ich schon manches störrige Pferd kirre gekriegt und hoffe, auch mit diesem Patrone fertig zu werden. Also, seine Privatwohnung ist *** Straße, nicht wahr, Chally?"

„Ganz recht!"

„Die Prügel, die wir heute von ihm bekommen haben, soll er uns theuer genug bezahlen! Ich habe in solchen Dingen ein gutes Gedächtniß. Doch den Anderen, Emil Defort ist sein Name, müssen wir hier erwarten. Meiner Ansicht nach hat er genug von dem für ihn gemischten Wein getrunken, so daß die Wirkung nicht ausbleiben kann. Dann ist er reif für uns, und Ihr wißt, was Ihr zu thun habt. Für sein sicheres Unterkommen auf drei Jahre sorge ich."

In diesem Augenblicke bemerkten die drei Runner einen jungen Mann, welcher den Broadway herab kam, oftmals still stand und sich auch mitunter an einem Hause oder an irgend einem hervorstehenden Treppen-Absatze festhielt. Jeder, der ihn sah, vermuthete, daß er betrunken sei und nach Hause taumele.

Es war Emil Defort.

Schon vor seinem Weggange aus dem Hotel spürte er einen eigenthümlichen Schwindel, auch etwas Uebelkeit. Er glaubte, in der frischen Luft werde sich dies geben. Als er aber ins Freie kam, wurde sein Zustand noch ärger und es gesellte sich eine unnatürliche Lustigkeit hinzu, die sich durch bizarre Worte und Gesten Luft machte, so daß jeder Unbefangene glauben mußte, er sei schwer berauscht.

Bei den drei Runnern angelangt, welche ihn sogleich als einen alten Bekannten begrüßten, war sein Denkvermögen gänzlich verschleiert und er erkannte dieselben kaum, doch ließ er sich das Anerbieten, ihn nach Hause zu führen, gern gefallen.

Auf Pehls Wink faßten Chally und Robertson Emil unter beide Arme, geleiteten ihn aber nicht in der Richtung nach seiner Wohnung hin, sondern in eine Gasse, welche sich nach dem Nord-River hinzieht. Als sie einige hundert Schritte

zurückgelegt hatten, sagte Pehls zu seinen beiden Kameraden: „Den da," wobei er auf Emil deutete, „bringt Ihr zu unserm guten Freunde Plomber. Seine Kneipe hat in dem hintern Keller Platz genug für unsern Mann. Ihr aber sorgt dafür, daß er aus dem Taumel nicht herauskommt und gebt ihm alle 2 bis 3 Stunden einen Theelöffel voll von den Tropfen, entweder in Wasser oder mit Wein gemischt. Schon zeitig stelle ich mich ein, um diesen Menschen zu expediren. Ich habe heute noch etwas Anderes vor, sonst bliebe ich in Eurer Gesellschaft. Seid daher gescheidt und verderbt mir nicht das schon zu drei Viertheilen gelungene Geschäft, bei dem jeder von Euch 200 Dollars verdient."

Pehls entfernte sich; die andern Beiden aber taumelten mit Emil den Nord-River entlang und verschwanden endlich in der Dunkelheit.

Es war im Anfange des Monats Oktober 1864, als ein Schreckensschrei die große Stadt New-York durchlief und alle Zeitungen Bericht über einen Mord brachten, welcher auf eine mehr als kannibalische Weise vollführt worden sein sollte.

Was ist im alltäglichen Leben ein Todtschlag oder ein Mord in New-York? Dergleichen kommt ja dort so oft vor, daß, wenn die That heute geschehen und durch die Blätter bekannt ist, man dieselbe schon morgen vergißt.

Dieser Mord aber hatte etwas so Gräßliches und Grausames an sich, daß durch ihn die ganze Bevölkerung alarmirt wurde. Ueberdies verhüllte ein mysteriöses Dunkel die Unthat, was die Neugier auf das Höchste spannte.

Man hatte nämlich an verschiedenen Stellen, und zwar im East-River, Nord-River und in der Bai von New-York menschliche Körpertheile gefunden, kunstgerecht zerlegt, die zusammengepaßt den Körper eines jungen kräftigen Mannes bildeten. Bei Untersuchung des Kopfes fand man zwei Schußwunden, eine in der rechten Schläfe, die andere im Gesicht. Im Gehirn fand sich noch eine Kugel vor.

Trotz der Sensation, welche dies schauerliche Ereigniß hervorbrachte, trotz aller Mühen und Nachforschungen der Behörden, trotz aller Abbildungen von dem Leichname des Ermordeten in den Zeitungen, durchdrang kein Lichtstrahl die Finsterniß, um das fürchterliche Verbrechen erkennen zu lassen.

Leugne Niemand, daß es Ahnungen gibt, welche die Seele mit einem unerklärlichen Druck belasten! Mag die Philosophie darüber spotten; nicht wegzuleugnende Thatsachen beweisen, daß es Vorgefühle gibt, die eine bevorstehende Gefahr ankündigen. Wer aber deutet die Warnung? Wer weiß des Engels leisen Hauch in unserm Gemüth zu entziffern? — Wunderbarer Zwiespalt in unserer Natur!

So geistig hoch befähigt,
Und doch so geistig schwach! —

Mitternacht mochte nahe sein. Francois Clint saß, das Haupt gestützt, an seinem Schreibtisch.

Er las folgende Copie eines Briefes an seinen Freund Lacroix, welchen er gegen neun Uhr selbst auf die Post getragen hatte:

„Mein Bruder, mein einziger Freund!

Gefoltert von einer unerträglichen Angst, deren Quelle ich nicht anzugeben vermag, muß ich glauben, daß sie eine Mahnung des Himmels sei, welche mich vor einem mir unbekannten Ereigniß warnen will. Ich wende mich an Dich, die treueste Seele, die ich kenne, um mein Herz bei Dir auszuschütten. Als ich nach New-York kam, in einer Gemüths- und Seelenstimmung, die Du wohl ermessen kannst, irrte ich wie der verlorene Sohn unter der Menschenmenge umher und trachtete vergebens nach Zerstreuung. Das Leben war mir gleichgiltig geworden; wäre es einer edlen Sache zu widmen gewesen, ich hätte es eingesetzt, um nur die Gedanken los zu werden, die mich Tag und Nacht nicht verließen. Da lernte ich einige, der Erscheinung nach, respektable Amerikaner kennen und kam öfter mit diesen zusammen. Unsere Gespräche drehten sich meistentheils um den Bruderkrieg in der Union, und die Wärme, mit welcher ich den unglücklichen Zwiespalt besprach, erregte ihre Aufmerksamkeit in so hohem Grade, daß sie mir den Antrag machten, mich in eine Verbindung aufnehmen zu wollen, die aus den edelsten Patrioten dieses Landes bestände und deren alleiniges Streben wäre, dem brudermörderischen Kriege durch gütige und vernünftige Einwirkung ein Ende zu machen. Die Aussicht, bei Erreichung eines erhabenen Zieles mitthätig zu sein, verblendete mich — ich nahm den Antrag an. Schon kurze Zeit nach meiner Aufnahme fand ich mich enttäuscht. Näheres darf ich Dir nicht sagen, ich habe eidlich Verschwiegenheit gelobt.

Gewohnt, stets ehrlich und offen zu handeln, meldete ich dem Bunde, dessen Hauptloge sich in New-York befindet, schriftlich meinen Austritt, und unterzeichnete diese Erklärung mit meinem Bundesnamen Frank Brown. Zu befürchten stand, daß der Bund, obgleich ich sonst gegen ihn durchaus nicht gefehlt hatte, sich an mir rächen würde.

Dies mußte ich Dir mittheilen — warum — weiß ich nicht — ein unwiderstehlicher Drang trieb mich dazu — ich mußte. Droht mir Gefahr, so kann sie nur vom Bunde kommen. Jetzt, da Du mein geliebter Freund, Alles weißt, ist mir leichter — mein Geheimniß ruht in einem Freundesbusen. Was aber auch das Schicksal mit mir vorhaben mag, gedenke stets, daß ich bin und bleibe

Dein treuester Freund

Francois Clint.

(Fortsetzung folgt.)

Auch ein Gebet.

„Schütze mich vor meinen Freunden
Und den Feind werd ich ertragen,"
Lehrt uns schon die alte Weisheit; —
Aber And'res möcht' ich klagen.

Meine Freunde, meine wahren,
Werd' ich stets im Herzen tragen.
Mit dem Feinde, dem erklärten,
Kann den off'nen Kampf ich wagen.

Doch vor jenen Halbnaturen
Grauet mir, vor jenen blassen,
Die zu dumm, um sie zu lieben,
Und zu klein, um sie zu hassen.

Die mit schmunzelnd süßen Mienen
Freundschaft und Ergebung flöten,
Und dann hinter Deinem Rücken
Lügen, ohne zu erröthen.

Die die reinste Erdenfreude
Giftgeschwollen Dir verderben,
Und dann zu den Sekten laufen
Sich den Himmel zu erwerben. —

Schütze, Herr, mir meine Freunde,
Auch den Feind laß ungeschoren,
Nur die Pharisäer Rotte
Nimm zuweilen bei den Ohren!

Verschiedenes.

Perpetuum mobile. Nach einer Mittheilung aus Lachaux-de-Fonds wäre daselbst eine Uhr erstellt worden, die sich von selbst aufzieht, sobald sie einmal in Gang ist. Das »Aargauer Wochenblatt« läßt sich Folgendes darüber schreiben: »Wir hatten letzter Tage Gelegenheit, ein interessantes Werk zu besichtigen, das verdient, auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Es ist nämlich von einem hiesigen Uhrmacher eine Uhr erstellt worden, die, einmal in Gang gesetzt, fortwährend geht, ohne daß sie wieder aufgezogen zu werden braucht. Mit diesem Uhrwerk ist auch das Problem gelöst, welches die Mechaniker schon längst vergebens zu lösen versucht hatten. Die ganze Vorrichtung befindet sich in einer Einfassung von 1½ Fuß Breite und Höhe und ist äußerlich von einer gewöhnlichen Pendule in nichts verschieden. Wir erwähnen bloß, daß außer dem gewöhnlichen Uhrwerk noch ein zweites und zwar neben dem ersten besteht, welchem die Aufgabe obliegt, das Gewicht, welches die Uhr in Gang setzt, fortwährend aufzuziehen. Ein und dasselbe wirkt daher in zwei verschiedenen Richtungen, einmal bringt es die Uhr in Bewegung und dann zieht es sich von selbst auf, und beide stehen durch eine Kette ohne Ende in Verbindung, an der das die Bewegung bewirkende Gewicht hält. Der eigentliche Mechanismus ist noch Geheimniß. Wir werden wahrscheinlich in nächster Zeit Wand- wie Taschenuhren nach diesem System erhalten."

Neger-Humor. Der »Courrir des Etats Unis« erzählt: Ein Neger ward dem Richter Dodge zu Jefferson Market vorgeführt. »Was hat Euch in's Gefängniß gebracht?« fragte der Richter. »Zwei Polizisten,« erwiderte der Angeklagte. »Das weiß ich,« sagte der Richter, »aber war es nicht wegen Betrunkenheit?« Antwort: „Jawohl, Herr, sie waren alle beide betrunken.«

Der Professor am Krankenbett. »Beobachten Sie, meine Herren! am Unterschenkel dieses Mannes die Dünnheit der Haut und das bläuliche Durchschimmern der zahlreichen Krampfadern. Wie lange ist das schon so schlimm, lieber Mann?« — Patient: »Wissen se, Härr Prufesser, das is noch gar nicht so lange, das is erscht seit ä paar Tagen, seit dem ich die neuen blauen Strümpfe an habe; das schlechte Zeug muß wahrscheinlich so abfärben.«

Guter Rath. Willst Du vermeiden Leid und Thränen, knacke nicht Nüsse mit hohlen Zähnen, kaufe die Schale nicht für den Kern und iß nicht Kirschen mit großen Herrn!

Wir Männer beobachten, daß die jungen Damen von heute, wie wir selbst, in Vieles verstrickt sind, wovon wir zum großen Nachtheil für Zeit und Beutel nicht loskommen können, aber von etwas haben sich jetzt namentlich die jungen Mädchen fast ganz frei gemacht, vom — Strickstrumpf. Sie häkeln lieber. Man sollte aber meinen, es gäbe jetzt Häkeleien genug in der Welt und es wäre für die schönen Leserinnen immer besser, sie blieben nicht so häkelig, sondern verstrikten sich wieder — nicht in das und jenes, sondern in Wolle und Baumwolle.

Vogel v. Falkenstein besuchte neulich, wie die Breslauer Zeitungen berichten, die höhere Töchterschule, deren Zögling er einst gewesen sei. Da sieht man doch, daß aus einer guten Tochter Alles werden kann, sogar ein guter General.

Ein Vorschlag. Der kürzlich vom Wiener Gericht wegen Verbrechens der zweifachen Ehe zu drei Monaten Kerker verurtheilte Schuhmacher Augustin Waldreich überreichte dem Landesgerichte ein Gesuch, in welchem er bittet, man möge die ihm zuerkannte Strafe so eintheilen, daß er am Tage seinen Geschäften nachgehen und die Strafe blos Nachts abbüßen könnte. Er schließt das Gesuch mit der Bemerkung: »Damit das hohe Gericht nicht zu kurz komme, möchte ich mich bereit finden, sodann anstatt durch drei Monate bei Tag und Nacht, durch sechs Monate nur bei Nacht im Kerker zuzubringen.« — Ob wohl das Gericht auf die sinnreiche Combination eingehen wird?

Der Maire von Straßburg hat das Läuten der Glocken bei Bränden verboten, weil es nur unnützen Allarm verbreite und bei den gegenwärtigen Löschanstalten nicht mehr nothwendig sei.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 70. Sonntag, den 1. September 1867.

Die Ritter vom goldenen Zirkel.

Nordamerikanisches Sittenbild aus dem Bürgerkrieg.

(Fortsetzung.)

Werfen wir nun einen Blick auf die Straße, einige Häuser von Clints Wohnung entfernt, so bemerken wir hinter einem Vorsprunge drei Männer, welche von irgend einem Gegenstande reden, über den sie, allem Anscheine nach, nicht einig werden können. Es sind Pehls, Seevogel und Bill.

Es ist fast ein Uhr nach Mitternacht.

Was haben diese Männer vor, daß sie sich auf der Straße um eine solche Zeit zusammenfinden?

Pehls, der keine Ahnung hegte, daß er von Seevogel an Bill und dessen Kameraden bereits verkauft war, hatte Ersteren aufgesucht und ihn damit bekannt gemacht, daß ein reicher Fabrikant aus der Schweiz eine volle Kiste mit kostbaren Uhren und Juwelen nach seiner Privatwohnung hatte bringen lassen, heute aber noch in einem Hotel wohne, mithin die werthvolle Kiste ganz unbeschützt sei.

Wäre er mit von der Partie, so hätte es keine Schwierigkeit, die Kiste aus dem Hause zu holen.

Seevogel meinte, es sei besser, daß noch ein Dritter mit dabei sei und nannte Bill als den Brauchbarsten, weil dieser eine eminente Geschicklichkeit im Oeffnen jedes Schlosses habe. Pehls stimmte bei und gab Seevogel den Auftrag, mit Bill um halb ein Uhr an diesem Platze zu erscheinen.

Pehls theilte nun den beiden Andern das Vorhaben mit. »Die Kiste,« sagt er, »ist so gut, wie unser. Das Haus hat eine Wittwe in Miethe; sie schläft mit ihren beiden Kindern im Erdgeschoß. Die zwei Zimmer des ersten Stockes sind nicht bewohnt, die beiden im zweiten Stock hat jetzt der fremde Fabrikant inne und dort steht die Kiste. Es ist also nur eine Kinderei, die Hausthür und eine Zimmerthür zu öffnen, wozu ich überdies einige vortreffliche Hauptschlüssel mitgebracht habe.«

Dies leuchtete den Kameraden ein, und man stand eben im Begriff, die Instrumente zu prüfen, als der Schall von Männerschritten vom Broadway aus hörbar ward. Es näherten sich vier Männer, wovon drei die Uniform der Metropolitan-Polizei trugen. Sie gingen gerade auf das Haus zu, welches Pehls und seine Genossen zu dem nächtlichen »Geschäft« ausersehen hatten, blieben einige Minuten vor demselben stehen, beriethen sich untereinander, dann öffnete Einer die Hausthür, die vier Männer traten hinein, und die Hausthür wurde hinter ihnen wieder zugeschlossen.

Die drei Runner hatten unter Furcht und Neugier von ihrem verdeckten Posten aus den Vorgang beobachtet und wußten anfänglich nicht, was sie davon denken sollten. Die dadurch entstandene Pause wurde von Pehls unterbrochen, welcher plötzlich mit leisem Lachem zu seinen Gefährten sagte: »Jungen, das ist eine köstliche Geschichte! Am Ende sind uns gescheidtere Kerle, als wir sind, in diesem Geschäft zuvorgekommen!"

»Es waren ja uniformirte Polizeimänner,« wandte Seevogel ein.

»Du hast noch viel zu lernen,« sagte Pehls im Tone des Mitleids, »ehe Du New-York ganz kennen lernst. Wie manche genialen Streiche sind nicht schon in der Polizei-Uniform ausgeführt worden!«

„Du hast Recht, Pehls!« ergriff Bill das Wort. »Auch mir kommt diese Polizeigeschichte verdächtig vor. Aber sprich, was sollen wir thun?«

Wir müssen den Verlauf der Dinge hier ruhig abwarten. Bringen diese Männer die Kiste heraus, so machen wir einen ernsten Angriff auf dieselben und jagen ihnen entweder die Kiste wieder ab, oder verlieren dieselbe an die Polizei, wobei wir dann doch wenigstens eine Prämie verdienen. Kommen sie aber ohne die Kiste zum Vorschein, so lassen wir sie ruhig gehen, warten noch eine halbe Stunde lang, und vollenden dann, wie verabredet, unser Geschäft.«

Wir haben aus dem Gange unserer Erzählung entnommen, daß Pehls von der unrichtigen Meinung ausging, Lacroix gehöre die Privatwohnung an, und diese sei noch nicht bewohnt.

Francois Clint war eben beschäftigt, sich auszukleiden und zur Ruhe zu begeben, als es an seine Thür klopfte. Ohne Besinnen öffnete er, erschrak aber nicht wenig, als vier Männer ruhig und ernst bei ihm eintraten. Der eine Herr, welcher augenscheinlich der Obere von ihnen war, entschuldigte sein ungewöhnlich spätes Erscheinen mit Dienstpflicht. Clint hatte sich gefaßt und fragte:

„Was für einem Grund verdanke ich Ihren Besuch, meine Herren?"

Derselbe Herr, welcher beim Eintritt den Sprecher machte, fragte dagegen: „Sind Sie Herr Francois Clint?"

„Der bin ich — und was wünschen Sie?"

„Ich habe den Auftrag, Sie zu verhaften. Hier ist die schriftliche Ordre."

„Und weßhalb?"

„Sie haben sich in eine Verbindung eingelassen und sind Mitglied eines dem Staate und unseren Institutionen feindlichen Ordens geworden."

Clint entfärbte sich, doch entgegnete er mit Fassung: „Sollte ich wirklich einem Bunde angehört haben, so dürfen Sie versichert sein, daß ich mich, falls derselbe gegen die Vereinigten Staaten-Regierung gerichtet gewesen, sofort zurückgezogen hätte."

»Es ist nicht meines Amtes, mit Ihnen darüber zu rechten. Ich habe Sie nur zu ersuchen, uns zu folgen."

»Wo bringen Sie mich hin?«

»Nach Fort Lafayette.«

»Ich werde also vor eine Militärcommission gestellt?«

»Ja.«

»Das tröstet mich. Soldaten sind keine Rechtsverdreher und erkennen die Wahrheit auf den ersten Blick. Ich bin bereit, mit Ihnen zu gehen.«

Die Hausthür wurde wiederum so still geöffnet wie beim Eintritt. Als die vier Personen mit Clint auf der Straße ankamen, nahmen sie Letzteren in die Mitte und gingen in gerader Richtung dem Nord-River zu.

Pehls hatte mit Argusblicken das Haus bewacht. Als nun die Herausgekommenen vorüber waren, er auch in dem Fünften Lacroix erkannt zu haben glaubte, winkte er seinen Kameraden, sich still zu verhalten. Erst, nachdem Jene weit genug entfernt waren, daß man ihre Schritte nicht mehr wahrnahm, sagte Pehls: »Mich soll der Teufel holen, Jungen, die Geschichte geht nicht mit richtigen Dingen zu! Wenn das wirkliche Polizisten sind, will ich ein Jahr lang nichts als Wasser saufen! Ihr habt's nicht bemerkt, aber ich: sie haben die Hausthür nicht wieder verschlossen. Ueberdies war ihr Gang, ihre Manier bedeutend anders, als die unserer Polizei — ich muß sie kennen! Mag dem nun sein, wie ihm wolle, die Kiste ist noch da, das Haus offen, also vorwärts!«

Leise und vorsichtig betraten jetzt die drei Runner das Haus, fanden nicht allein die untere Thür, sondern auch den Eingang zum Zimmer unversperrt und kamen schon nach einigen Minuten mit der Kiste auf die Straße herab. Sie brachten diese, umhüllt mit einer grauen Decke, nach Bill's Keller, versiegelten sie und zerstreuten sich in der frohesten Laune von der Welt.

Am nächsten Morgen erhielt Pehls einen Besuch von jenem alten Herrn, mit dem er das »Geschäft« wegen Emil Defort abgeschlossen hatte. Als der Eingetretene Platz genommen, sagte Pehls: »Sie kommen gewiß, um Ihren Brillantring einzulösen?«

»Also ist das Geschäft wirklich zu Stande gebracht?«

»Ja, gestern.«

»Zu welcher Truppe wird er kommen?«

»Wenn Sie für irgend einen Wehrkörper Liebhaberei haben sollten, so können Sie bestimmen, ob Sie ihn in der Flotte, als Kavallerist oder Infanterist sehen wollen. Mir ist das gleich. Ich meinerseits habe für keinen dieser Buntröcke die geringste Zärtlichkeit.«

»Nein, darüber haben Sie völlig freie Hand, wenn er nur auf drei Jahre engagirt ist.«

»Die Sache ist jetzt in Ordnung, und ich erlaube mir, meinen Schein mit 700 Dollars, gegen Rückgabe dieses Ringes, von Ihnen zu erbitten."

Der alte Herr zahlte die geforderte Summe, gab das Papier hin, empfing seinen Ring zurück und sagte, sich zum Weggehen anschickend: »Gute Geschäfte, Mr. Pehls!«

Dieser erwiderte mit schlauer Miene: »Gleichfalls, Mr. Newton.«

»Sie kennen mich?« fragte erschrocken Mr. Newton — denn er war es.

»Das wird Ihnen nichts verschlagen,« antwortete Pehls mit Lachen, »das Geschäft bleibt unter uns. Vielleicht recommandiren Sie mir noch mehr solche Geschäfte.«

Newton antwortete nicht darauf, sondern entfernte sich hastig und voll Verwirrung.

„Das ist auch so ein durchtriebener Schuft!" sprach Pehls vor sich hin, „welcher vor den Augen der Welt den Frommen spielt, es aber hinter den Ohren faustdick sitzen hat! Doch ich muß jetzt nach meinem Rekruten schauen und die beiden Schlingel erlösen, welche ihn bewachen!"

Angelangt bei seinen beiden Helfershelfern, traf er Emil Defort in einem Zustande an, der selbst Pehls in Erstaunen setzte. Der junge Mann schrie, lachte und sang, wie der ausgelassenste Mensch, war dabei folgsam wie ein Kind, und es darf daher die Leser nicht befremden, daß Emil Defort schon nach Verlauf von zwei Stunden den Eid geleistet hatte und in den Militärdienst der Vereinigten Staaten aufgenommen war.

An demselben Morgen erhielt Lacroix Briefe aus seiner Heimath, die ihn zur eiligsten Beendigung seiner Geschäfte aufforderten. Sein Onkel selbst schrieb ihm, er sei seit der Abreise Lacroix' krank, fühle sich von Tag zu Tag schwächer, und bitte ihn, seine Rückreise sobald als möglich anzutreten. Was seine Wahl bezüglich Cäcilie Defort anbetreffe, so gebe er dazu seine unbedingte väterliche Einwilligung — er würde sie als seine Tochter willkommen heißen.

Schon nach einer halben Stunde war Lacroix auf Staaten-Island und in Mr. Berton's Landhause. Zufällig traf er den alten Herrn an und theilte ihm mit aller Wärme und Beredtsamkeit sein Anliegen in Betreff Cäciliens mit.

„Wie die Verhältnisse liegen," entgegnete Mr. Berton, „ist es dringend nothwendig, daß die Sache schnell entschieden wird. Ich will Ihnen das Fräulein, das wir Alle sehr lieb gewonnen haben, sogleich hersenden — Sie mögen mir dann, nach gehabter Unterredung, das Resultat mittheilen."

Der alte Herr entfernte sich, und kurz darauf trat Cäcilie Defort, etwas verlegen den Freund begrüßend, in das Zimmer.

„Ich habe eine Unterredung mit Ihnen verlangt, Fräulein Cäcilie," begann Lacroix das Gespräch, „wovon mein ferneres ganzes Lebensglück abhängt." Da er hier eine Pause machte, als ob er auf eine Antwort warte, Cäcilie aber, wie mit Purpur übergossen, verlegen schwieg, fuhr er fort: „Ich habe Sie seit der ersten Begegnung geliebt, Cäcilie, wenngleich mir dieß erst späterhin klar wurde. Diese Liebe steigerte sich, je näher ich Sie kennen lernte, und jetzt fühle ich tief, daß ohne Sie kein Glück auf Erden für mich mehr denkbar ist!"

Mit hochklopfendem Herzen und einer von Empfindung fast erstickter Stimme sprach er nun von der Einwilligung ihres Bruders und Mr. Bertons und reichte ihr schließlich den Brief seines Onkels.

Cäcilie nahm zitternd das Schreiben, und Thränen träufelten darauf nieder, als sie bei dem Lesen an die Zeilen kam: „daß sie wie eine Tochter aufgenommen werden sollte." Sie gab es zurück und stammelte: „Herr Lacroix, ein Etwas, welches ich — nicht nennen kann, — sagt mir, — Sie seien — ein achtungswerther, guter — Mann! Lassen Sie mir nur Zeit, Ihren — ehrenvollen Antrag zu überlegen — ich möchte auch Sie vor jeder Uebereilung so gern — bewahren!"

„Von einer Uebereilung kann hier keine Rede mehr sein, geliebte Cäcilie. Sie wissen aus dem Briefe, welch' gewichtige Ursache meine möglichst schnelle Abreise bedingt. Ich will nicht der undankbarste Mensch gegen meinen zweiten Vater sein, so muß ich seinem Rufe, vom Krankenbette an mich gerichtet, folgen. Was Anstand und Sitte erfordern, ist mir wohl bekannt — treffen aber Umstände zusammen, wie jetzt hier, so wird sich die strengste Sitte diesen unterordnen, falls wirkliche reine Liebe die Herzen bindet und — falls sonst keine Hindernisse etwa obwalten."

„Hindernisse!?" sagte Cäcilie, unter Thränen lächelnd — und Lacroix' Blick vermeidend, „Ihr Herz — — mag Ihnen wohl sagen, daß von — — meiner Seite — keine Hindernisse stattfinden. Wenn ich nun Ihre außerordentliche Lage bedenke — wenn ich — Ihrem Drängen nachgebe und — sage — daß ich Ihnen — gut bin —"

Weiter konnte sie nicht sprechen, denn sie befand sich, sie wußte nicht wie, in Lacroix' Armen, der sie mit Küssen fast erdrückte.

In stürmischer Leidenschaft rief er: "Cäcilie, geliebtes, theures Mädchen! gestehe, Du liebst mich!?"

Ihr Köpfchen tief an seiner Brust versteckend, hauchte sie leise: "Mehr als mein Leben!"

Eine Verabredung mit der Familie Berton war rasch getroffen. Die Frauen fanden den Schritt unter den obwaltenden Umständen ganz natürlich, und so wurde bestimmt, daß Nachmittag um drei Uhr die Trauung in der Kirche auf Staaten-Island stattfinden sollte.

Lacroix fuhr ohne Säumen nach New-York, um noch vorher einige nothwendige Arrangements zu treffen und dann Emil zu der Trauung mit dessen Schwester abzuholen.

Nicht wenig unangenehm wurde er überrascht, als er bei der Nachfrage in dessen Wohnung erfuhr, von unbekannter Seite habe die Wirthin schriftliche Nachricht erhalten, Emil sei nach Washington gereist. Zeit zu weiteren Erkundigungen blieb nicht übrig, deßhalb eilte Lacroix zurück zu seiner Braut, welche bereits im festlichen Gewande auf ihn wartete.

Als er die Abwesenheit Emils mittheilte, sagte Mr. Berton zu Cäcilie: „Ihr Herr Bruder hat ein ernstes Ziel im Auge. Ich kann mir denken, daß seine Reise nach Washington auf Anrathen seines Anwalts geschehen ist, um dort persönlich die bewußte Angelegenheit bei dem Kriegssekretär zu betreiben. Es ist unangenehm, daß er gerade heute abwesend ist; allein er ist ja mit Ihrer Verheirathung einverstanden, und wird Ihnen es gewiß nicht übel nehmen, daß Sie ohne ihn den kirchlichen Akt vollziehen."

Es drängte die Zeit, die Wagen standen vor der Thür, und so fuhr das Brautpaar, in Begleitung der Berton'schen Familie, nach dem Gotteshause, wo die Trauung von dem Geistlichen vollzogen wurde.

Lacroix blieb, von der Familie Berton eingeladen, bis zum anderen Morgen in deren Hause, worauf er mit seiner jungen Frau und ihrem Gepäck direkt nach dem Dampfboote fuhr, das in einer Stunde nach Europa abgehen sollte.

Er sandte vorher noch einen Boten zu seinem jetzigen Schwager Emil mit einem Briefe. Ehe aber der Bote wiederkehrte, dampfte schon das Boot die Bai hinab nach Sandy-Hook zu und verschwanden bald darauf am Horizonte.

Wir kehren jetzt zu Francois Clint zurück.

Seine Begleiter führten ihn nach dem Nord-River, wo dicht an dem Pier ein Boot lag, in welchem zwei Ruderer auf die Ankommenden warteten.

Alle stiegen ein, wobei Einer der Männer mit vieler Artigkeit Clint die Hand reichte, da das leichte Fahrzeug von den herandrängenden Wogen hin- und hergeschaukelt ward.

Das Boot hielt nach der Mitte des Stromes zu und fuhr dann in die offene Bai hinaus. Der Himmel war dicht mit Wolken bedeckt, und fern

konnte man nur die Feuer der verschiedenen Leuchtthürme und die Signallichter in der dunkeln Nacht erkennen.

Clint hatte den Ehrensitz am Stern des Bootes erhalten und befand sich hier allein, während auf den beiden vor ihm befindlichen Bänken paarweise seine Begleiter Platz genommen hatten. Kein Wort wurde gesprochen. Nur das Plätschern der Wellen der heranrauschenden Meeresfluth unterbrach das tiefe Schweigen der Nacht.

Das Boot war bereits so weit in die Bai hinausgekommen, daß man die Glockenschläge von den Thürmen New-Yorks nicht mehr hören konnte, da — krachten plötzlich zwei Schüsse auf dem Boote, und tödlich getroffen brach, ohne einen Laut von sich zu geben, Francois Clint zusammen. Zwei Kugeln hatten sein Haupt getroffen — er war im Augenblicke todt.

Eine tiefe Stimme sagte im feierlichen Tone: „So straft der „Orden vom goldenen Zirkel" den Abtrünnigen! — Geht jetzt an's Werk, Ihr Brüder, und vollzieht die Befehle des Meisters!"

Nach Westen, Norden und Süden hin wurde unter den Worten: „So geschehe allen Verräthern!" eins der Körpertheile den Wogen übergeben. Dann trat das Boot den Rückweg an, folgte aber nicht der Richtung nach dem Nord-, sondern nach dem East-River, und bald verloren sich seine Ruderschläge in dem Schweigen der Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Ersehnen und Erringen.

Ersehnen und erringen —
In dieser Beiden Schoos
Zertheilt sich unser Leben,
Entscheidet sich das Loos.

Ersehnest Du zu Vieles,
Wozu Erreichen fehlt,
Bleibst Du ein armer Träumer,
Dein Leben ist verfehlt.

Erringst Du auch manch' Schönes,
Das Du ersehnet nicht,
So ist's ein äuß'rer Schimmer,
Dem inn'res Sein gebricht.

Der wahre Mann, der ganze,
Der selbst sein Leben schafft,
Wird stets in Einklang bringen
Das Sehnen und die Kraft.

Verschiedenes.

Kinderheirath. In einem amerikanischen Blatt findet sich folgende erbauliche Historie: Der Pfarrer F. Tilby an der St. Ambrosekirche, Ecke von Molt- und Canalstraße in Newyork, hat am vorigen Dienstag den 15jährigen Knaben Henry Harting mit dem 16jährigen Mädchen Mary Etnael Kehoe ehelich verbunden. Der ehrwürdige Herr sollte deßhalb eigentlich in Criminaluntersuchung gezogen werden, und er sollte eine Zeit lang bei Wasser und Brod über die Folgen des von ihm frevendlich vollzogenen kirchlichen Aktes nachdenken müssen. Die Mutter des Jungen nahm ihr ungerathenes Söhnchen, führte es nach Haus und verlederte ihm gehörig das Hinterquartier. Darüber im Tiefinnersten empört, suchte es den polizeilichen Schutz des Friedensrichters Hogan gegen seine tyrannische Mutter nach, und Richter Hogan entschied, daß die Mutter an ihrem verheiratheten Buben kein Recht mehr hat. Da ein Minderjähriger ohne die elterliche Einwilligung gar nicht heirathen darf, und solche thörichte Ehen zwischen unreifen Personen der Communität nur zum Skandal und Nachtheil gereichen, da solche frühe Ehen niemals Bestand haben und den Betheiligten nur Schaden verursachen und einen demoralisirenden Einfluß hervorbringen, so war die Entscheidung des Richters Hogan eine sehr läppische. Die Sache ist sehr ernst und er hätte den Priester zur Verantwortung ziehen sollen, der um ein paar Dollars Knotengebühren wegen ein so unheilvolles Band sanctionirte.

Aus Wien, 26. Aug. wird gemeldet: Als Freitag Abends die Mannschaft des Infanterie-Regiments Großherzog von Baden in der Heumarkt-Kaserne mit dem Reinigen der Waffen beschäftigt war und der Gemeine Kolosvari sein Gewehr putzte, ließ ihn, wie mehrere Blätter melden, der Zugskorporal Krischan hart an und gab schließlich dem Gemeinen eine Ohrfeige. Kolosvari erhob hierauf das Gewehr, das er in der Hand gehalten hatte, und feuerte es gegen Krischan ab. Die Kugel drang durch die Brust desselben, durchbohrte das Schulterblatt und schlug in das Fensterkreuz ein. Der Getroffene sank sogleich nieder mit dem Rufe: „Jesus, Maria und Joseph!" erhob sich aber eben so schnell wieder, um seinen Mörder zu erfassen. Die Kräfte verließen ihn aber und er sank abermals zu Boden. Der Mörder suchte hierauf zu entfliehen, ward aber von der Mannschaft festgehalten, in Ketten gelegt und in das Stabsstockhaus gebracht. Der Verwundete starb auf dem Wege in das Garnisonsspital. Der Mörder zeigt, wie man sagt, durchaus keine Reue, er ist aus Ungarn gebürtig und noch Rekrut, war bei der Mannschaft nicht unbeliebt und als sehr ordentlich bekannt. Gestern Nachmittags fand nach der Obduction die Bestattung der Leiche des Korporals Krischan statt. Dem vorliegenden Berichte zufolge soll der Korporal den Gemeinen wiederholt geschimpft und mit Rippenstößen tractirt haben.

Aus dem Feldzug des vorigen Jahres werden von der preußischen Armee noch immer 727 Mann vermißt, über deren Schicksal bis jetzt nichts bekannt geworden.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 71. Donnerstag, den 5. September **1867.**

Die Ritter vom goldenen Zirkel.

Nordamerikanisches Sittenbild aus dem Bürgerkrieg.

(Fortsetzung.)

Der Regen rauschte bald stärker, bald schwächer zur Erde herab, am Himmel jagte der Südwestwind schwere dunkle Regenwolken vor sich her, und von den Glockenthürmen erschallte die zehnte Stunde der Nacht.

Das sonst so geschäftige Treiben in New-York, selbst noch zu dieser Stunde, machte heute eine Pause, und wer nicht ausgehen mußte, unterließ es.

Nur ein Wanderer eilte mit raschen Schritten in einer ziemlich menschenleeren Gasse dem Nord-River zu. Gegen den Regen schützte ihn zwar ein Schirm, doch nicht genug, um nicht auf der einen oder andern Seite mitunter tüchtig durchnäßt zu werden.

Als er in der Weststraße ankam, welche sich an dem Nord-River und den Piers der ganzen Länge nach hinzieht, konnte er von den Hunderten großer Seeschiffe, welche hier beständig liegen, kaum die dunklen, mächtigen Rumpfe und nur zuweilen die großen Masten und Raaen erkennen. Er war hier nicht fremd, denn er hatte einige Jahre seines industriellen Lebens auf diesem Terrain zugebracht; deßhalb hatte die schauerliche Stille, welche nur durch das Rauschen des Regens, das Plätschern der Wellen an den Piers und durch das Pfeifen und Heulen des Windes im Takelwerk der Schiffsmasten unterbrochen wurde, nichts Erschreckendes für ihn. Es waren alte, oft wahrgenommene Erscheinungen.

In der Nähe des Bill'schen Kellers angekommen, wurde er plötzlich von einem Manne, welcher in einen Regenrock eingehüllt war und von der Wasserseite herschritt, mit einem gedämpften »Pst! Pst!« angerufen.

Unser Mann blieb stehen und griff nach seinem Revolver.

Der Andere hatte sich unterdessen genähert und fragte: »Pehls, bist Du's?«

»Freilich bin ich's! Aber was thust Du hier, Seevogel? Weßhalb wartest Du nicht bei Bill im Keller, wie wir verabredet haben?«

»Du fragst mich zu viel auf einmal, Pehls. Das will ich Dir später alles sagen. Jetzt komm rasch in's Boot, wir fahren nach Hoboken hinüber, dort theilen wir.«

»Da werde der Teufel daraus klug! Warum wollen wir denn in solchem Hundewetter nach Hoboken fahren, wenn wir unser Geschäft hier abmachen können?«

»Ja, wenn nur Eins, nämlich die liebe Polizei, nicht wäre! Die scheint Wind von der Geschichte bekommen zu haben, und wenn wir noch einige Minuten stehen bleiben, so können wir ihren Besuch erhalten.«

»Ah, pfeift der Wind aus diesem Loche? Wo ist die Kiste?«

»Im Boote.«

»Und wer ist bei ihr?«

»Bill's alte Kameraden, Beefsteak und Einauge.«

»Die verlangen doch nicht etwa auch etwas von der Beute?«

»Nein, Bill hat Jedem eine goldene Uhr für ihr Rudern versprochen.«

„Von seinem Antheil, nicht wahr?«

„Ja, so sagte er.«

»Obgleich mir diese Nachtpartie gerade nicht zusagt, so bleibt Nichts übrig, als Dir zu folgen. Gehe voran!«

Mit größter Vorsicht gelangten Beide zum Boote, welches dicht am Pier ganz verborgen dalag, und mit Hilfe der darin befindlichen Männer waren Pehls und Seevogel bald auf die Bänke gelangt.

Zwei Männer ergriffen die Riemen, legten sie in die umwickelten Dollen, damit von den Ruderschlägen nichts zu hören sei, und rasch schoß das Boot auf dem Strome hin.

Als sie eine starke halbe Stunde gefahren waren, sagte Pehls: „Jungen, Ihr habt in der Dunkelheit die Richtung verloren — mir deucht, ihr steuert zur Bai hinaus, nicht den Hudson hinauf."

„Du kannst Recht haben, Pehls," antwortete Beefsteak, „die Strömung ist zu stark und man muß tüchtig ausholen."

„Du könntest wohl einen von den Ruderern ablösen, Seevogel," sagte Bill; „dann geht's mit frischen Kräften desto schneller. Ich will steuern, damit wir die gerade Richtung behalten."

Dieser Vorschlag wurde angenommen und Seevogel, welcher bisher neben Pehls gesessen hatte, wechselte mit Einauge den Platz, und Bill nahm hinter diesem als Steuermann seinen Posten ein.

„Das ist doch die Kiste, die hier vor mir steht?" fragte Pehls nach rückwärts den Bill.

„Versteht sich! Aber wo wirst denn Du Deinen Antheil lassen?« fragte dagegen Bill.

„Nachdem wir zurückgefahren sind, nehme ich ihn mit nach Hause."

„Da wirst Du schwer daran zu schleppen haben."

„Ich denke, Seevogel wird mir helfen."

„Aber sage, Mensch, was machst denn Du mit dem vielen Gelde, welches Dir das Geschäft in jetziger Zeit einträgt, da Du doch kein Weib und Kind wie unsereins zu ernähren hast?"

„Was nicht ist, kann werden!" kicherte Pehls vor sich hin. „Hat man Geld genug, kann man den Teufel tanzen machen! Aber, Bill, hast Du nicht irgend einen wasserdichten Rock? Gib ihn mir, denn ich bin von dem Regen durch und durch naß."

Diesen Moment schienen die Strolche abgewartet zu haben, um ihr finsteres Werk zu vollbringen. Bill antwortete: „Glücklicherweise habe ich meinen Wasserdichten hier unten im Boote liegen, den werde ich Dir sogleich umgeben."

Bill stand auf, ergriff einen starken grauen Sack und warf ihn mit einem geschickten Ruck dem vor ihm sitzenden Pehls über den Kopf.

Sogleich sprangen Einauge und Beefsteak zu; der Eine umschnürte Pehls die Arme, der Andere warf eine Leine über den Sack in der Nähe des Halses und zog diese mit aller Kraft zusammen.

Der Sack wurde bis unter die Füße des Ueberfallenen heruntergestreift und dort zugebunden. Bill rief den Andern zu: „Laßt ihn nicht ersticken, lüftet etwas den Strick am Halse!" und als dies geschehen, sagte er: „Binde Du, Beefsteak, dies Stück Eisen an das Fußende des Sackes! — So! Diesen tüchtigen Strick macht am Sack fest, damit er uns nicht entwischt, und — nun Ade, Du schlauer Hund!"

„Ein Klatsch — und der Sack stürzte ins Wasser. Er ging sogleich zu Grunde und diente gleichsam dem Boote als Anker, da das an dem Sacke befestigte Seil das Boot aufhielt.

Wohl gegen eine Viertelstunde mochte das Boot auf der Stelle gehalten haben, als Bill sagte: „Ich denke wir holen jetzt den Fisch aus dem Wasser und schälen ihn aus."

Der Strick wurde von zwei Männern scharf angezögen und der Sack in das Boot geholt.

„Ich bin neugierig, ob Seevogel mit dem Golde Recht hat," und sich zu diesem wendend, welcher scheu und stumm während der ganzen Procedur am Bug des Bootes saß, rief Bill: „Sei doch kein Narr und komm hervor, der" — auf die Leiche Pehls deutend, von der man den Sack entfernt hatte — „thut Niemandem mehr etwas zu Leide. Komm, fasse mit an, und zeige uns, wo er das Gold verwahrt hat."

Mit sichtlicher Scheu näherte sich Seevogel dem todten Körper und sagte: „Ihr müßt die Kleider gut untersuchen, den er soll heute noch viele Banknoten eingenommen haben, und da er beständig sein ganzes Geld bei sich trug, wird er auch diese mitgebracht haben. Das Gold hat er in einem, nach seiner Angabe dazu eigens gefertigten Ledergurt, der über die Schultern geht und den ganzen Rücken, sowie die Brust bis zum Unterleib bedeckt. In diesem Gurt befinden sich viele kleine Taschen und sie alle sind mit Goldstücken angefüllt."

„Soll uns freuen," sprach Beefsteak, „nur thue nicht so zimperlich, Seevogel, und fasse ordentlich mit an. Wirst schon dreister werden, wenn Du erst einige Male bei solchen Affairen warst!"

Bei dem Scheine einer kleinen Diebslaterne wurde nun der Leichnam gänzlich entkleidet. Man fand den bewußten Gurt, und dieser war nicht blos mit 20-Dollar-Goldstücken, sondern auch mit Banknoten von größeren Beträgen fast ganz angefüllt. Auch an der innern Seite der Weste hatte der Verstorbene kleine Taschen anbringen lassen, worin sich Banknoten befanden, außerdem noch ein Taschenbuch.

„Warst ein sparsamer Kerl, alter Freund!" rief unter frohem Lachen Einauge, dem nackten Leichnam die Schulter klopfend. „Aber jetzt wollen wir das Gold zählen. Die durchnäßten Banknoten geben wir Bill, der sie zu Hause trocknen kann."

Bill zählte das Gold und gab in kurzer Zeit den Betrag an: „Es sind 250 Stück 20-Dollarsstücke, also zum Course von 225 gleich 10,062 Dollars 50 Cent. Ein gutes Geschäft!" Und sich darauf an Seevogel wendend, fuhr er fort: „Da Du die Wahrheit gesprochen hast, so übergebe ich Dir hiermit die versprochenen 500 Dollars in 25 Goldstücken."

„Ihr habt ja noch eine Menge Papiergeld," erwiderte Seevogel, „habt Pehls Ringe und seine werthvolle Uhr, folglich könntet Ihr mir immer noch etwas zu Gute kommen lassen."

„Warte, bis wir die Kiste geöffnet und den Inhalt in Augenschein genommen haben."

Sofort machten sich die zwei Männer darüber her und erbrachen sie. Als der Schein der kleinen Diebslaterne die Waaren beleuchtete, waren Alle wie geblendet, denn was sie sahen, übertraf alle ihre Erwartungen. Es stellte sich ihrem Blick eine der geschmackvollsten Sammlungen von kostbaren Uhren, Uhrenketten, Uhrschlüsseln und Schmuck dar, sämmtliche Gegenstände aus dem feinsten Golde gefertigt. Die Begierde nach dem Besitz so schöner Gegenstände leuchtete aus Aller Augen, Niemand kümmerte sich mehr um das Boot, bis sie endlich durch eine hereinschlagende Welle daran erinnert wurden, an ihre Sicherheit zu denken.

„Seevogel," rief Bill, „nimm Du so lange, bis wir die Kiste geleert und den Inhalt unter uns vertheilt haben, die Ruder zur Hand und halte das Boot gegen die heranrollenden Wellen. Du sollst dafür von uns gut belohnt werden."

Seevogel that, wie ihm geheißen. Es hatte wieder stärker zu regnen angefangen, und um die kostbaren Gegenstände vor der Nässe zu schützen, hielt Einauge über Bill, welcher die Kiste auspackte, einen Kautschuckrock. Vor Bill kniete Beef-

steak mit der Laterne. Etwas seitwärts lag die nackte Leiche. Diese Gruppe, in der finstern, regnerischen Nacht, mitten auf der weiten Bai, wäre der Darstellung eines Rembrandt würdig gewesen.

Alles, was sich in der Kiste vorfand, wurde am Boden des Fahrzeuges in drei Haufen getheilt, um welche geloost werden sollte. Dies geschah, indem Seevogel, welcher von seinem Sitz am Bug die Haufen nicht sehen konnte, stets einen Namen der drei Räuber nannte, und dem Genannten wurde dann der Haufen zugesprochen, auf welchen Beefsteak sein Messer gelegt hatte. Er empfing für diese Entscheidung und für sein Rudern von Jedem eine goldene Uhr mit Kette, worüber er heimlich fluchte, weil einzig durch ihn die reiche Beute gemacht worden war.

Jeder von den Dreien packte nun seinen Antheil in einen Sack und schob diesen unter die Bank, so gut zugedeckt, wie möglich. Dann dachte man endlich an die Rückfahrt; der im Boote liegende Todte schien vergessen zu sein.

„Wollt Ihr denn die Leiche mit nach New-York nehmen?“ fragte endlich Seevogel.

„Jungens!“ schrie lustig Beefsteack; „an den todten Pehls hat wirklich im Geschäftseifer Keiner gedacht!“

Man untersuchte den Körper, ob er auch kein Merkmal an sich habe, band dann ein schweres Gewicht an seine Füße und warf ihn über Bord. Die Kleidungsstücke aber zertheilte man in lauter kleine Stückchen, tauchte diese so lange ins Wasser, bis sie ganz von der Nässe durchsogen waren, und übergab sie dann den Wellen.

Endlich warf Bill die leere Kiste mit den Worten nach: „Dich kann meinethalben die kluge Polizei finden! Kopfzerbrechen wird's ihr genug machen, wie Du hierher gekommen bist.“

„Nun aber, Jungens, greift kräftig zu den Rudern!“ sprach Beefsteak.

Bald darauf lief das Boot auf den Strand am Hobokenufer und die Räuber vereinzelten sich mit ihren Schätzen in der Dunkelheit.

Im Monat Oktober verging fast kein Tag, an welchem nicht die vielen Tagesblätter und Journale New-Yorks über die Auffindung verschiedener menschlicher Körpertheile sowohl in der Bai, als im Nord- und East-River, Berichte gebracht hätten.

Durch eine Coroner-Untersuchung war es festgestellt worden, daß sämmtliche aufgefundene Körpertheile wirklich von einem menschlichen Wesen herrührten.

Eine bedeutende Geldprämie war für Denjenigen ausgesetzt worden, welcher Licht über die dunkle That verschaffen könnte, sogar wurde der Kopf einer Leiche öffentlich ausgestellt, um auf diesem Wege vielleicht eine Entdeckung anzubahnen; allein Alles war vergeblich.

Da wurden New-Yorks Bewohner eines Tages durch ein anderes Ereigniß in Aufregung versetzt, nämlich das Auffischen einer Kiste, wie sie gewöhnlich zu importirten Uhren benutzt wird.

Hierdurch kam man auf neue Vermuthungen, und man glaubte fast allgemein, daß der zuletzt gemeldete mysteriöse Mord mit dieser Uhrenkiste in nahem Zusammenhang stände.

Doch auch dies Gerücht verlief sich in dem Strome der rasch auf einander folgenden Begebenheiten — und man hörte bald nichts weiter davon.

Madame Ormond, die reiche Wittwe, die lebenslustige und heitere Frau, saß in ihrem Parlour, ein Zeitungsblatt in der Hand, das sie mit starren Blicken betrachtete und wie gedankenlos hin und her wandelte. Es war augenscheinlich, daß sie die Zeitung gern fortgelegt hätte, wenn nicht ein gewisses Etwas gleichsam magnetische Anziehungskraft auf ihre Person ausgeübt hätte, die sie zwang, das Blatt im Auge zu behalten.

Sehen wir jedoch Madame Ormond genauer an, so müssen wir erstaunen, welche Veränderung in ihren Gesichtszügen und in ihrer äußeren Erscheinung vorgegangen ist.

Ihre Gesichtsfarbe ist blaß, ihre Augen liegen tief in den Höhlen und sind mit blauen Rändern umgeben, auf ihrem eingefallenen Gesicht bemerkt man öfter ein nervöses Zucken, und ihre Körperhaltung deutet krankhafte Schwäche an.

Die Zeitung, die sie in den Händen hat, ist mit einem Holzstich geschmückt, eine Abbildung von dem gefundenen Kopfe jenes Mannes, dessen Körpertheile im Wasser aufgefischt wurden. Die Zeitung enthielt übrigens eine vollständige Erklärung der Illustration.

Endlich zitterten über ihre Lippen die kaum hörbaren Worte: „Er ist's der Unglückliche!“ — und dann, in ein krampfhaftes Weinen ausbrechend, sprach sie gepreßt: „Mein Gott, das wollte ich nicht! dieser Mord ist so gräßlich, so abscheulich, daß ich die Hand verfluche, welche ihn begangen hat! — Mich graut vor mir selbst! — Bin ich denn in meiner Leidenschaftlichkeit wirklich so weit gegangen? — Muß ich mich als die Urheberin dieser Unthat betrachten? — Vielleicht beruht das Ganze auf einer Täuschung! Gott gebe es, daß es so sei! — dann will ich sogleich Alles, was ich in der Aufregung gut geheißen habe, rückgängig machen! — Kein Härchen soll auf seinem Haupte durch meine Schuld gekrümmt werden! — Ich will zu vergessen suchen, was ich doch nicht ändern kann, und die Gefühle meines Herzens durch angestrengte Thätigkeit, welche ich Armen und Unglücklichen weihe, zu unterdrücken suchen!“

Mr. Bellant war unangemeldet eingetreten, denn die Domestiken hielten ihn bereits für ihren künftigen Herrn.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Ländlich, sittlich. In Italien legt ein Liebender zwei Finger an den Mund und dieses bedeutet für die betreffende Dame: »Sie sind sehr schön und ich wünsche mit Ihnen zu sprechen.« — Berührt sie hierauf ihre Wange mit dem Fächer und läßt ihn langsam sinken, so heißt dies: »Ich willige ein;« wendet sie dagegen das Gesicht ab, so ist dies eine Weigerung. — Wenn in Paris ein Herr auf einem Balle eine Dame zum Tanze auffordert, so gibt er ihr dadurch nur Gleichgiltigkeit zu erkennen; setzt er sich neben sie, um sich mit ihr zu unterhalten, dann interessirt er sich für sie; folgt er ihr aber mit den Augen, während sie tanzt, dann liebt er sie.

Affen als Kellner. Ein Amerikaner M. Beckway eröffnete auf der Pariser Ausstellung ein »Cafe-Restaurant,« welches für das speisende Publikum ohne Zweifel von großer Anziehungskraft sein dürfte. — M. Beckway, dessen Vermögen sehr bedeutend ist, hat seit lange die Passion, trotz der erforderlichen, unendlichen Mühen, über 20 Affen abzurichten, von denen er 7 bis 8 der vollendetsten nach Paris gebracht hat, um in der Restauration Kellnerdienste durch sie verrichten zu lassen. — Sobald ein Gast ins Lokal tritt, gruppiren sich sofort die Affenkellner in glänzendem Costüme um ihn, nehmen ihm den Hut ab und überreichen, nachdem er Platz genommen, die Speisekarte, die Serviette unter dem Arm der Befehle harrend. — Nachdem die gewählten Speisen mit einem Bleistifte, welcher an der Karte sich befindet, unterstrichen worden, verschwindet der Kellner mit derselben in die Küche, von wo er bald mit dem gewünschten Gerichte in vorsichtigem Schritte zurückkehrt und den Teller mit höchst komischer Ernsthaftigkeit vor dem Gaste niedersetzt. Dem schönen Geschlechte gegenüber bewahren diese Burschen die größte Aufmerksamkeit, machen tausend Grimmassen, um liebenswürdig zu erscheinen und vergessen vor allem nie eine Fußbank hinzustellen. Sobald ein Gast das übliche Klopfen hören läßt, stoßen unsere Garçons einen leichten Schrei aus und fliegen seinen Befehlen entgegen, ebenso hat man nach beendigtem Mahle nichts nöthig, als »bill« zu rufen, um die Rechnung schnell vor sich gelegt zu erhalten. Die größte Schwierigkeit in der Dressur machte M. Beckway das Dessert; — es ist unberechenbar, was seine Kellner an Naschwerk ihm verschlungen bis es ihm gelang, ihnen Respect einzuflößen, und bis zu diesem Augenblicke bedarf es noch immer des scharfen Auges ihres Zuchtmeisters, um sie in Schranken zu halten.

Kaiser Maximilian von Mexico hatte einen Zug von Abenteuerlichkeit in seinem Wesen, der auf den »letzten Ritter« hindeutete, dessen Namen er trug, auf den deutschen Kaiser seines Hauses, dem die guten und frommen Landsknechte so freudig dienten. Mit diesem seinem Ahnherrn hatte er auch die burguntische Heirath gemein und die Liebe und Uebung politischer Kunst. Der jüngere Maximilian war ein ungeduldiger Reiter, der keinen Schritt und nicht einmal Trab an seinem Pferde leiden mochte. Am liebsten sprengte er in einem wilden Galopp dahin. In Mexico entzückten ihn die Corridas, also die Stiergefechte. In seinen Denkwürdigkeiten spricht er sich in folgender Weise darüber aus: »Ihr armen Leute wisset, fühlet nicht, was ein Corrida ist! Welch starker Sinn, welch herrliche Entwicklung der Kraft und der Geschicklichkeit sich in diesem Nationalfest darstellt! .... Hier gehen Stiere zu Grunde, dort — das heißt, nach dem Vorangegangenen, in euern Theezirkeln — versinkt Geist und Seele in kraftlos sentimentalem Tand. Ich läugne es nicht, ich liebe die alte Zeit — nicht die der vergangenen Jahrzehnte, wo man im Nimbus des Haarpuders unter lau-flauen Idyllen, zwischen üppigen Wiesenblumen dem gähnenden Abgrund entgegenkollerte, nein, die Zeit unserer alten Ahnen, wo sich in Turniren Rittersinn entwickelte, wo das tüchtige Weib nicht bei jedem Blutstropfen ein Riechfläschchen verlangte und eine Ohnmacht fingirte, wo man nach dem wilden Eber und Bären jagte, und zwar im freien Forste, nicht wie jetzt hinter Barrikaden. Diese starke Zeit hatte starke Kinder erzeugt. Was ist uns als Erbtheil von der Väter männlichen Lustbarkeiten übrig geblieben? Vielleicht die Jagd? Nein! Wir nennen uns Jäger, schicken aber nur aus weiter gesicherter Ferne dem gezähmten Wildschwein eine tödtende Kugel zu. Nur der Krieg ist's, den die Philanthropen trotz ihrer dreißigjährigen Bemühungen noch nicht abschaffen konnten, und zwei Festlichkeiten, welche sich in zwei noch nicht versunkenen Völkern erhalten haben. Es ist die Fuchsjagd in England, bei der sich der Mann Wagnissen aussetzt, die seiner würdig sind, und kein Hinderniß scheut, um sein Ziel zu erreichen, und das Stiergefecht in Spanien.«

»Papa, kaufe mir doch einen Ponny.« »Ach Junge, laß mich zufrieden mit Deinem Ponny, dazu habe ich kein Geld; lerne fleißig, dann verdienst Du so viel Geld, daß Du Dir allein einen kaufen kannst.« — „Papa! Du hast wohl nicht viel gelernt?"

Im ersten Schmerz. Pfarrer: „Ja, Peter, was ist denn das, Ihr wollt schon wieder heirathen, und es sind noch nicht einmal acht Tage vorüber, seit wir Eure Frau begraben haben!"

Peter: „Ja, wissense Herr Pfarrer, ich mein halt, wenn man's im ersten Schmerz wieder thut, ging's leichter!"

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 72. Sonntag, den 8. September **1867.**

Die Ritter vom goldenen Zirkel.

Nordamerikanisches Sittenbild aus dem Bürgerkrieg.

(Fortsetzung.)

Mr. Bellant betrachtete Madame Ormond mit Blicken des Triumphes; ihm war nicht entgangen, daß bereits Gewissensbisse alle früheren Empfindungen des Hasses und der Rache bei ihr in Betreff Lacroix' verdrängt hatten.

Nach längerem Warten glaubte er, daß es nun Zeit sei, sich bemerklich zu machen. Er ging langsam näher auf Mad. Ormond zu, blieb einige Schritte von ihr entfernt stehen und sagte mit besorgter Stimme: »Mein Gott, Sie sind doch nicht krank, beste Freundin?«

Madame Ormond erschrack über diese unerwartete Frage. Erst nach einer Pause der Sammlung vermochte sie zu sprechen: »Wenn Ihnen nur ein wenig an meiner Ruhe, an meinem Wohlergehen, ja, an meinem Leben gelegen ist, so beantworten Sie mir offen und wahr, was ich von Ihnen zu erfahren wünsche!«

»Es bedarf wohl meinerseits weiter keiner Versicherungen,« antwortete ernst Mr. Bellant, »daß mir jeder Ihrer Wünsche als Befehl galt, und daß ich für Sie Alles, was einem Manne höher, als das Leben steht, meine Ehre, einsetzte, um Ihnen zu beweisen, mit welcher Leidenschaft ich Sie liebe! Fragen Sie daher, und ich werde antworten.«

»Haben Sie die heutigen Zeitungen gelesen?«

»Das habe ich.«

»Dann ist Ihnen auch der mysteriöse Mord bekannt geworden?«

»Ja. Auch daß man eine Uhrenkiste aufgefunden hat, welche auf einem River herum schwamm.«

»Auch eine Uhrenkiste hat man aufgefunden?« fragte mit bebender Stimme Madame Ormond.

»Ja, eine Uhrenkiste,« antwortete mit besonderer Betonung Mr. Bellant.

Mit sichtlichem Bestreben, in ihre Stimme soviel Festigkeit wie nur möglich zu legen, sprach Madame Ormond: »Ist Ihnen nicht an der Zeichnung des Kopfes etwas aufgefallen?«

»Ich habe ihn sogleich wieder erkannt.«

»Wen meinen Sie?« fragte sie mit zitternder Stimme.

»Wen sollte ich anders meinen, liebe Freundin, als jenen abscheulichen Menschen, dessen Namen ich vor Ihnen gar nicht auszusprechen wage.«

»Also Er! — wirklich Er — wäre der Unglückliche?« fragte mit unverhaltener Empörung Madame Ormond.

»Konnten Sie nach den, auf Ihren ausdrücklichen Wunsch und Willen, von mir getroffenen Maßregeln daran zweifeln, daß die Rache den Schuldigen treffen würde?«

»Bei Ihrer Seligkeit, Mr. Bellant,« rief die unglückliche Frau im höchsten Gemüthsaffekte, »ist der Gemordete Mr. Lacroix?«

»Er ist's. Und wenn Sie noch im Geringsten daran zweifeln, so sehen Sie hier ein besseres Porträt des Kopfes, das ich mitgebracht habe!" Mit diesen Worten überreichte ihr Mr. Bellant ein Papier.

Madame Ormond wies jedoch dasselbe mit einer raschen Handbewegung von sich und sprach mit fast erstickter Stimme: „Es ist genug an dem, was ich gehört habe. Uebergenug, um zu wissen, daß ich die Anstifterin eines gräßlichen Mordes, wahrscheinlich eines Raubmordes bin! Und Sie, mein Herr, waren der Agent, der ihn zur Ausführung brachte.«

»Aber, beste Freundin ...« wollte sie der nicht wenig betroffene Mr. Bellant unterbrechen.

Doch Madame Ormond hatte in ihrer Verzweiflung die frühere Energie wieder gewonnen und sagte, indem schwere Thränen über ihre Wangen herabrollten: »Sie hätten, als erfahrener, älterer Mann, Mr. Bellant, wären Sie wirklich mein Freund gewesen, nicht meine unsinnige Leidenschaft unterstützen, vielmehr als Warner vor mich hintreten, nie aber eine schwarze That ausführen sollen. Sie handelten jedoch als blinder Sklave meiner Leidenschaft; Sie würdigten sich soweit herab, Mörder zu dingen, um einen fremden jungen Mann auf die Seite zu schaffen. Ja, Ihre Helfershelfer gingen in ihrer kannibalischen Mordgier so weit, den Körper des Gemordeten zu verstümmeln und die Stücke ins Wasser zu werfen! Schmach und Schande für einen Mann!«

»Es ist eine gewöhnliche Erscheinung,« erwiderte im gereizten Tone Mr. Bellant, »daß der Urheber einer That diese auf seine Gehülfen zu wälzen und sich rein zu waschen sucht!«

»Hören Sie, mein Herr, das Wenige, was ich Ihnen zu sagen habe,« sagte Madame Ormond, »denn diese Unterredung ist die Letzte, welche zwischen uns noch stattfindet. Ich ....«

Sie konnte nicht weiter sprechen, denn Mr. Bellant schnitt ihr das Wort ab, indem er mit

Heftigkeit sprach: „Madame, ich fordere Sie auf, die Achtung, welche Sie Ihrem künftigen Gatten schuldig sind, nicht länger außer Augen zu setzen!"

„Mit einem gedungenen Meuchelmörder habe ich ferner keine Gemeinschaft mehr!" erklärte Madame Ormond; „verletzen Sie jedoch nur im Geringsten durch Ihre Zunge meinen Ruf, belästigen Sie mein Haus, oder reizen Sie mich auf irgend eine Weise, so fahre ich zum Staatsanwalt, gebe die ganze schwarze That, soweit ich diese kenne, zu Protokoll, und überliefere mich selbst der Behörde."

„Weib!" schrie der entsetzte Bellant, „sind Sie irrsinnig?"

„Wenn ich Sie nicht durch meine Leute hinausbringen lassen soll," fuhr mit Entschlossenheit Madame Ormond fort, „so entfernen Sie sich!"

„Ich werde morgen — —"

„Unerträglich aufdringlicher Mensch!" rief Madame Ormond und griff nach einem Revolver, welcher auf dem Tische lag.

Kaum erblickte Bellant in den Händen der entschlossenen Frau die Waffe, als er auf das Heftigste erschrecken der Thür zueilte und verschwand.

Auf dem Rückwege hielt er folgendes Selbstgespräch: „Die Partie ist verloren! Treibe ich die Sache gegen das Weib weiter, so ist sie toll genug und denuncirt die ganze Geschichte. Ich habe dem Kerl zwar nicht gesagt, daß er den Menschen morden soll, aber kommt es zur Sprache, so bin ich dem Urtheil der Menge preisgegeben, und man weiß ja, wie die Welt in solchen Fällen urtheilt!"

„Die Heirath mit ihr muß ich mir aus dem Kopfe schlagen, aber bezahlen soll sie meine vielen Mühen, daß ihr die Augen übergehen. Dafür gibt es in New York genug Advokaten, und unter diesen „gewixte," welche sich zu solchen Dingen trefflich verwenden lassen."

Madame Ormond war, als sie sich nach dem Auftritt mit Bellant gesammelt hatte, auf den Teppich niedergekniet, hatte die Hände gefaltet und betete mit thränenerstickter Stimme: „Du, mein Gott und Vater! Der Du in mein Innerstes siehst — habe Erbarmen mit mir! Könnte ich die That ungeschehen machen, so würde ich mein Leben hingeben. Ist es dein heiliger Wille, daß ich nicht sterben soll, so weihe ich mich von nun an mit allen Mitteln, welche ich besitze, dem Dienste der leidenden Menschheit! Gib mir ein Zeichen, mein Gott, daß Du mich würdigst, mein Verbrechen noch auf Erden büßen zu können! Sprich zu mir in dieser schwersten Stunde meines Lebens!"

Erschöpft schwieg die verzweifelte Frau und starrte nach Oben. Da erschallte plötzlich ein dumpfer Schlag im Gemach, und vor der Knieenden lag das heilige Buch aller Bücher, die Bibel. Dieselbe war auf dem Tische gelegen, vor dem Madame Ormond betete, vielleicht knapp am Rande, und war ihr nun durch einen seltsamen Zufall gleichsam in den Schooß gefallen. Das Buch aufnehmen, es mit Inbrunst an sich pressen und mit heißen Küssen bedecken, war ein Moment. Dann sprach die Aufgerichtete: „Ich danke Dir, ewiger Vater im Himmel, für Deine Gnade!"

Nach einer schlaflos durchbrachten Nacht erhob sich Madame Ormond abgespannt von ihrem Lager, kleidete sich in schwarze Gewänder, suchte den längst bei Seite gelegten Trauerhut hervor, den ein dichter schwarzer Schleier umwallte, setzte sich in ihren Wagen und befahl dem schwarzen Kutscher, sie nach dem Prescott Hotel zu fahren.

Dort angekommen, verlangte sie den Besitzer zu sprechen, wurde in dessen Besuchzimmer einzutreten ersucht und hier von ihm mit den Worten empfangen: „Womit kann ich dienen, Mylady?"

„Es wohnte in Ihrem Hotel bis vor kurzer Zeit ein junger Mann, Namens Lacroix, welcher als Associe einer Schweizer Uhrenfabrik reiste. Ich wünschte sehr, zu erfahren, wohin er sich begeben hat. Sie würden mich verpflichten, wenn Sie mir darüber Auskunft geben wollten."

Der Hotelbesitzer entgegnete: „Ich erinnere mich dieses Herrn, denn er bekam täglich Besuche von Geschäftsfreunden. Er verließ mein Hotel, um eine Privatwohnung in Houston-Street Nr. — zu beziehen. Mr. Desort, der ihn oft besuchte, wohnt **Street Nr. —, bei einer Madame Preston."

„Dies genügt mir," entgegnete Madame Ormond. „Ich danke Ihnen und bitte, die Belästigung zu entschuldigen."

Von dem Hotel fuhr Madame Ormond nach Houston-Street Nr. —. Sie fand die Hausthür verschlossen und klopfte an. Eine ältliche anständig aussehende Frau öffnete und bat die fremde Dame einzutreten.

Madame Ormond hob an: „Vor kurzer Zeit zog ein junger Mann, ein Schweizer, in Ihr Haus. Ich habe von seiner Familie, mit der ich befreundet bin, wichtige Aufträge an ihn und wünsche ihn zu sprechen."

Madame Stirling, so hieß die Hausinhaberin, erwiderte: „Ganz recht; er bewohnte den oberen Stock, ich hielt ihn für einen Franzosen. Kürzlich erhielt ich, nachdem er ausgegangen war, zu meiner nicht geringen Verwunderung, einen Brief von ihm, in welchem er mir schrieb: daß ihn Geschäfte veranlaßt hätten, eine Reise nach dem Westen anzutreten, die ihn wohl gegen zwei Monate von New-York entfernt halten würde. Er sei am nämlichen Tage abgereist, habe vorläufig nur die Kiste voll Uhren mitgenommen und werde nach beendeten Geschäften wieder in mein Haus zurückkehren. Seine beiden Koffer und sonstige Sachen bäte er so lange zu verwahren, und fügte schließlich die zweimonatliche Miethe für die Wohnung bei."

Während dieses Berichtes war Madame Ormond roth und blaß geworden. Mit bewegter Stimme sagte sie zu Madame Stirling: „Wollen Sie so gütig sein, mir den Brief zu zeigen?"

„Sehr gern, Madame," erwiderte Madame Stirling; „Ich sehe es Ihnen an, daß Sie mehr als gewöhnlichen Antheil an dem jungen Manne nehmen." Während sie sprach, nahm sie von einem Chiffonnière den Brief und gab ihn Madame Ormond. Diese las ihn langsam, als wolle sie sich denselben fest ins Gedächtniß prägen. Als sie aber am Schlusse den Namen Francois Clint erblickte, gab sie das Papier Madame Ormond mit den Worten zurück: „Ich kann nicht begreifen, weßhalb er sich eines falschen Namens bediente, sein richtiger Name ist Lacroix. Da fällt mir ein, daß sich vielleicht bei seinen hinterlassenen Sachen einige Schriften befinden, welche hierüber Aufschluß geben könnten. Wollten Sie mir erlauben, die von ihm bewohnten Zimmer, so wie seine Sachen sehen zu dürfen?"

„Mit größtem Vergnügen," antwortete Frau Stirling. Beide Frauen stiegen eine Treppe hinauf und traten in ein Zimmer, dessen Fenster auf die Straße hinaus gingen.

Ein in der Ecke stehender Korb, in welchem weggeworfene beschriebene Papiere lagen, zog sogleich Madame Ormond's Aufmerksamkeit auf sich. Sie nahm jedes Stückchen heraus, prüfte es, durchlas Alles mit der größten Aufmerksamkeit, und legte einige Papierstücke sorgfältig bei Seite. Als sie damit fertig war, sagte sie zu Mad. Stirling:

„Was ich wissen wollte, habe ich durch diese ausgewählten Papierstücke erfahren, nämlich: daß der bei Ihnen wohnende junge Mann nicht Clint, sondern Lacroix heißt. Sehen Sie selbst nach. Es sind weggeworfene Rechnungen, welche sämmtlich oben die Firma: »A. Lacroix & Comp., Uhren- und Bijouteriefabrik in Genf« tragen. Auch die anderen Papiere beziehen sich auf die Geschäfte dieses Handlungshauses. Wie kämen nun wohl alle diese Papiere hieher, wenn er sie nicht selbst hergebracht hätte? Zum Ueberfluß will ich noch seine Person beschreiben, und bitte mir dann zu sagen, ob ich nicht im vollen Rechte bin. Madame Ormond that dies, und ihre Schilderung veranlaßte die Zuhörerin, auszurufen: »Sie malen nach dem Leben, Madame, und es ist gar kein Zweifel mehr, daß der von Ihnen Gesuchte derselbe junge Mann ist, welcher bei mir wohnt." Letztere empfing von ihrer Besucherin mit deren Adreßkarte die wärmste Zusage von Gegengefälligkeit, wenn sie dieselbe in Anspruch nehmen würde, worauf beide Frauen von einander Abschied nahmen.

Clints außerordentliche körperliche Aehnlichkeit mit Lacroix hatte die Verwechslung begünstigt. Der Brief mit dem Miethbetrag war von den Urtheilvollstreckern des Geheimbundes übersandt worden, um das Verschwinden ihres Opfers harmlos erscheinen zu lassen und dem Nachforschen über den Verbleib desselben vorzubeugen.

Als Madame Ormond ihren Wagen bestieg, war es ihr darum zu thun, allein zu sein, um über das so eben Erfahrene ruhig nachdenken zu können; sie ließ sich daher nach dem „Central-Park" fahren. Die schöne Equipage wurde von Vielen am Broadway promenirenden Damen angestaunt und deren Besitzerin beneidet, während diese sich in einer Ecke des Wagens verbarg und die seidenen Verhänge herabzog, damit sie nicht erkannt würde.

„Aus Allem geht hervor," sprach sie zu sich selbst, „mit welcher raffinirten Schlauheit Bellant und seine Spießgesellen bei ihrem finstern Werke vorgegangen sind. Vielleicht erfahre ich mehr, wenn ich Mr. Desort aufsuche; ich glaube, es ist dies der Bruder des jungen Mädchens, welches Lacroix aus dem Wasser rettete."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Hauswirthschaftliche Briefe,

geschrieben für Frauen und Töchter.

Liebe Freundin!

Aus Ihrem letzten Briefe fand ich deutlich heraus, daß es für Sie wünschenswerth sei, von mir über hauswirthschaftliche Vorkommnisse und über das Wesen der in der Küche und dem Hause verwendeten Stoffe genauere Belehrung zu erfahren. Gerne willfahre ich Ihrem Wunsche und hoffe, daß es mir möglich wird, das Interesse, das Sie seither bei unseren täglichen Conversationen an den Tag legten, auch durch den schriftlichen Verkehr Ihnen abzugewinnen. Ich gehe deßhalb sogleich zur Sache und will versuchen, Ihre Fragen über das Kochen und das Verhalten der Speisestoffe in kochendem Wasser und die darin eintretenden Veränderungen vom Standpunkte der heutigen Wissenschaft zu beantworten:

Man kocht die Speisestoffe vorzugsweise mit Wasser und bezeichnet die Erscheinung, wenn das Wasser unter einem singenden Getöse heiße Dämpfe ausstößt, mit dem Namen Kochen oder Sieden. Sehen wir zu, worin das Wesen des Kochens besteht, und Ihre erste Frage wird damit ihre Erledigung finden.

Die Ursache vom Kochen ist offenbar die Wärme. Eine Wirkung der Wärme ist aber, wovon Sie sich durch täglich vorkommende Erscheinungen überzeugen können, daß alle Körper bei zunehmender Wärme ausgedehnt und bei abnehmender Wärme zusammengezogen werden. Es ist Ihnen wohl schon vorgekommen, daß Sie ein eisernes Kochgefäß, das Sie ganz bequem in den Ofen setzen konnten, nachdem es aber eine Zeit lang im heißen Ofen stand, nicht mehr herausbringen konnten. Das Eisen hat sich nämlich durch die Wärme ausgedehnt, und das Kochgefäß nimmt jetzt ein größeres Volumen (Raum) ein. Aber nicht nur feste Körper, auch flüssige und luftförmige unterliegen diesem Gesetz. Das warme Wasser nimmt stets einen größeren Raum ein, als kaltes Wasser; ein Gefäß, welches genau 1 Pfund eiskaltes Wasser

fassen kann, vermag von kochendem Wasser nur $30\frac{1}{4}$ Loth aufzunehmen.

Indem aber die Wärme die Körper ausdehnt, macht sie dieselbe auch leichter, denn ein Körper wird um so spezifisch leichter, je mehr seine gleichbleibende Gewichtsmasse Raum einnimmt. In einem erwärmten Zimmer steigen die am Ofen erwärmten Lufttheile deßhalb in die Höhe und die wärmste Luft befindet sich oben an der Decke. Ebenso verhalten sich die erwärmten Wassertheile in dem auf's Feuer gebrachten Wasser. Zuerst erhitzen sich die am Boden befindlichen Wassertheile und steigen, weil sie jetzt leichter geworden sind, in die Höhe. Das der Oberfläche nähere kältere Wasser sinkt nun an die Stelle hinab, welche das wärmere, ausgedehntere Wasser eben verlassen hat, und es entsteht dadurch ein wirklicher Kreislauf der Wassertheile. Die wärmeren steigen vom Boden auf, die kälteren von der Mitte und Oberfläche herab, und dies geschieht so lange, bis das Wasser im Gefäß in allen seinen Theilen gleichmäßig erwärmt ist.

Die allererste Erscheinung die sich dabei zeigt, sind perlende Blasen, die aus dem Wasser aufsteigen. Sie sammeln sich an der Gefäßwand und zerplatzen endlich. Diese aufsteigenden Bläschen enthalten Luft, welche im Wasser enthalten war und durch die Wärme ausgetrieben wird. Ebenso steigen die erwärmten Wassertheile, wie schon erwähnt, in die Höhe und zwar in Form kleinerer oder größerer Dampfbläschen. Sie wissen aber wohl aus Erfahrung, daß die in einem Zimmer sich befindlichen Dunst- und Dampfbläschen, sobald sie mit einem kälteren Körper in Berührung kommen, z. B. mit den kalten Fensterscheiben, wieder verdichtet werden und die vorhinige Wassergestalt wieder annehmen. Wir sagen, die Fensterscheiben sind angelaufen. Dasselbe findet statt bei den vom Boden aufsteigenden Dampfbläschen. Im Aufsteigen kommen sie durch kühlere obere Wasserschichten, werden von diesen abgekühlt und zu tropfbarem Wasser verdichtet, wobei sie verschwinden und sich dem kühleren Wasser beimengen.

Dieses Zusammenfallen der Dampfbläschen in den Schichten in denen sie verschwinden, erregt ein bekanntes Geräusch, das stets dem Kochen des Wassers vorhergeht. Dies ist die zweite Erscheinung, die Sie beim Aufstellen des Wassers auf das Feuer wahrnehmen, und Sie selbst nennen dieses bekannte Geräusch das Singen des Wassers.

Durch die Anfangs erwähnte circulirende Bewegung des Wassers sowohl, als auch durch die beim Platzen der Dampfbläschen frei werdende Wärme, wovon ich übrigens in meinem nächsten Briefe besonders reden werde, geschieht ein solcher Austausch von Wärme, der bald die ganze Wassermasse in einen so hohen Temperaturgrad versetzt, daß die vom Boden aufsteigenden Dampfblasen jetzt auf ihrem Wege nach der Oberfläche nicht mehr abgekühlt werden. Sie gelangen vielmehr als Dampfblasen zur Oberfläche, bleiben auf dem Wasserspiegel nun eine Zeit lang stehen, und sind, wie Sie dies gewiß schon bemerkt haben, mit einem blasigen Ueberzug bedeckt. Aber lange dauert dies nicht. Durch die kältere Temperatur der äußeren Luft werden auch hier die Dampfblasen abgekühlt, zerplatzen, und der blasenförmig gehobene Wasserspiegel sinkt ein. Indem nun gleichzeitig vieler solcher Blasen kommen, sich heben und platzen, erhält das Wasser eine wallende Bewegung unter heftigerem Singen, und diese dritte Erscheinung nennt man das Kochen oder Sieden des Wassers. Dabei entweicht das kochende Wasser als Dampf; dies ist der Inhalt jener zerplatzten Bläschen.

Diese Auseinandersetzung wird Ihnen vor der Hand Stoff genug zum Nachdenken geben. Wenn Ihnen dieser Vorgang recht klar geworden ist, dann kann ich auf Ihre weiteren Fragen bezüglich des Kochens in offenen und verschlossenen Gefäßen, sowie bezüglich des Dampfkochens näher eingehen, was in meinem nächsten Briefe zu thun ich verspreche. Ihr rc. rc.

Verschiedenes.

Die Bewohner des ewigen Schnee's. Lange Zeit hat man geglaubt, daß in der Region des ewigen Schnees kein organisches Leben heimisch sein könne; dieser Glaube ist jedoch in neuerer Zeit mehrfach durch Thatsachen widerlegt worden, indem man in den Eisregionen eine ziemliche Anzahl von Thierarten kennen gelernt hat; so namentlich in Spitzbergen und auf den Alpengletschern. So hat der Schweizer Naturforscher Hugi bis nahe an 12,000 Fuß Höhe über dem Meeresspiegel auf den Gletschern eine besondere Art kleiner Mäuse entdeckt, die unter dem Schnee lebt ohne Winterschlaf zu halten und ohne allen Zweifel in diesen Regionen zu Hause ist. Man hat ferner viel vom rothen Schnee erzählt und glaubte lange, derselbe sei durch microscopische Pflänzchen oder Pflanzensaamen gefärbt. Mit Hilfe des Microscopes hat man aber als färbende Substanz mehrere Arten von Infusionsthierchen entdeckt, die sich zum Theil ähnlich wie Polypen durch Theilung vermehren; andere gleichen den Räderthierchen. Die Färbung dieser kleinen Wesen ist dunkelblauroth und da sie stellenweise in der Gletschermasse in ungeheurer Menge vorkommen, so erscheint der Schnee in ähnlicher Färbung. Dergleichen Infusorien kommen nicht nur auf den höchsten Gletschern, sondern auch im Eise der Polarländer vor und Capitän Roß erzählt von rothen Schnee- und Eisbänken von mehr als 9 Fuß Dicke, die das Cap York in einer Ausdehnung von 8 Kilometer umgeben. Ein eigenthümlicher anderer Bewohner der Eisregionen ist der sogenannte Eisfloh.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 73. Donnerstag, den 12. September **1867.**

Die Ritter vom goldenen Zirkel.

Nordamerikanisches Sittenbild aus dem Bürgerkrieg.

(Fortsetzung.)

Eine Folge dieser Betrachtung war, daß Madame Ormond dem Kutscher befahl, umzukehren, **Street Nr. — hinzufahren und sie bei Madame Preston anzumelden. Es geschah. Dem jungen Mädchen, welches die Hausthür öffnete, händigte der Kutscher Madame Ormond's Karte ein, mit dem Auftrage, diese Dame bei der Hausfrau anzusagen.

Der Besuch wurde angenommen. Madame Ormond fand eine ältliche Dame, welche versicherte, daß sie sich durch denselben geehrt fühle.

Nach abgestatteter Gegenhöflichkeit kam Madame Ormond auf dessen Grund zu sprechen und sagte: »die Familie eines jungen Mannes ist bekümmert wegen der so plötzlichen Abreise desselben, weil man nicht weiß, wohin er sich gewendet hat. Da Mr. Emil Defort, welcher bei Ihnen wohnt, zu seinen besten Freunden zählt, so wollte ich Sie bitten, zu veranlassen, daß ich mit diesem Herrn sprechen könnte.«

»Madame,« entgegnete Mrs. Preston, »der junge Mann, ein Muster von Ordnung und Pünktlichkeit, ist leider ebenfalls abwesend. Was er sonst nie that, er blieb in voriger Woche über Nacht aus, und am nächsten Morgen meldete er mir schriftlich, daß er auf kurze Zeit eine Geschäftsreise unternehmen müßte.«

»Hat er den Ort genannt, wohin er sich begab?«

»Nein. Gestern war ein Herr hier, dies ist seine Karte, welcher sich ebenfalls nach Mr. Defort genau erkundigte und mich bat, ich möchte ihn sogleich wissen lassen, wenn ich von Jenem Etwas erführe. Er habe ihm wichtige Nachrichten, insbesondere über seine Schwester, mitzutheilen.«

Nach einem Blick auf die Karte, sagte Madame Ormond: »Mr. Berton! Der General-Consul! Einer der geachtetsten Gentlemen New-Yorks!«

»Das ist mir angenehm zu hören! Der junge Defort war oftmals recht traurig. Aber aus allen seinem Thun leuchtete ein ehrenhafter Charakter und eine vorzügliche Bildung hervor. Dies habe ich auch Mr. Berton gesagt, der es nicht allein bestätigte, sondern sich auch über meine gemachten Beobachtungen zu freuen schien; denn er äußerte: dem jungen Defort stehe eine glänzende Zukunft bevor, und er werde für ihn sorgen, wie ein Vater für seinen Sohn.« Madame Ormond erkundigte sich noch, ehe sie sich dankend verabschiedete nach dem Aufenthalte von Deforts Schwester und erfuhr, daß diese sich bei Madame Saxton befände; doch wußte Mrs. Preston nichts Genaueres darüber.

Als Madame Ormond in ihrer Wohnung Alles durchdachte, was sie erfahren hatte, fand sie es auffallend, daß beide junge Männer an einem und demselben Morgen verreisten, beide Briefe an ihre Wohnungsvermiether schrieben, und beide ihre Effekten zurückließen.

Sie wußte nun zwar, der Eine, Lacroix, war todt. — Wo blieb jedoch der Andere? — Sollte ihn ein gleiches Loos getroffen haben? — Vertheidigte er vielleicht den Freund und fiel an seiner Seite? Sie bat Gott inständigst, ihr in dieser fürchterlichen Sache Licht zu gewähren, damit sie sich überzeuge, daß aus der einen schwarzen That nicht eine zwiefache geworden sei.

Am nächsten Tage ging sie zu Madame Saxton. Ihr Empfang war höflich, aber kalt, denn es war allgemein bekannt, daß Madame Ormond eine eifrige Republikanerin war. — Im Uebrigen waren die beiden Damen aus gesellschaftlichen Kreisen mit einander bekannt, wenn auch nur oberflächlich, wie dies oftmals vorkommt. Nach einigen gewechselten gleichgültigen Fragen und Antworten, sagte Madame Ormond: »Ich erlaube mir diesen Besuch, weil sich in Ihrem Hause Fräulein Defort aufhält, die mit mir auf demselben Schiffe die Reise von Hamburg nach New-York machte. Ich wollte mich erkundigen, wie sich dieselbe befände?«

Madame Saxton wurde durch diese Frage überrascht, suchte aber ihre Verlegenheit unter einem Lächeln zu verbergen und sagte: »Wären Sie ein Mann, so würde ich, nach der Wärme, mit der Sie fragen, glauben, Sie wären in die schöne Blondine verliebt."

Jetzt wurde Madame Ormond betroffen, wußte sich aber eben so schnell zu fassen und antwortete: »Sie scheinen heut zum Scherzen aufgelegt! Im Uebrigen wüßte ich nicht, daß ich Etwas gesagt hätte, was eine solche Antwort veranlassen könnte. Ich erlaube mir, meine Frage zu wiederholen."

„Ich muß um Entschuldigung bitten, Madame Ormond," erwiderte Madame Saxton, »daß ich in einer übermüthigen Laune eine Unschicklichkeit begangen habe. Fräulein Defort war nur kurze Zeit bei mir, sie hat eine Stelle als Lehrerin bei dem General-Consul Berton angenommen.«

Madame Ormond machte den Versuch, durch eine Nothlüge Etwas über Emil Defort zu erfahren, sie sagte: »Ich habe noch ein Buch von dem Bruder des Fräuleins, das er mir auf dem Schiffe geliehen hatte. Können Sie mir vielleicht sagen, wo sich dieser aufhält?«

»Seit der Entfernung seiner Schwester habe ich nichts mehr von ihm gesehen, noch gehört,« antwortete Madame Saxton.

Dieser Gegenstand wurde verlassen, und das Gespräch bewegte sich noch einige Zeit in allgemeinen Formen fort, bis es Madame Ormond für schicklich hielt, sich zu entfernen.

Es blieb ihr fortan nur noch der eine Weg zu Mr. Berton, und diesen Letzten nahm sie sich vor, einzuschlagen.

Tag auf Tag war vergangen, ohne daß von Emil Defort etwas vernommen wurde. Der junge Mann hatte einen so günstigen Eindruck auf Mr. Berton und dessen Familie gemacht, daß der Abends von seinem Comptoir heimkehrende Geschäftsmann täglich von Frau und Tochter nach Defort gefragt wurde; er konnte aber immer nur antworten: ihm sei von diesem nicht die geringste Nachricht zugekommen.

Endlich erschien auch dem alten Herrn das plötzliche Verschwinden Emils bedenklich, und er benutzte alle seine vielfachen Verbindungen, um zu erforschen, wo der junge Mann geblieben sei.

Als sich aber auch dies als vergeblich erwies, wandte er sich an die Polizeibehörde und setzte eine Prämie von 500 Dollars für Denjenigen aus, welcher eine sichere Nachricht über das Schicksal des jungen Mannes geben würde.

Eines Abends nach Hause zurückgekehrt, wurde er von seiner Gattin bei Seite genommen, und sie sagte: »Du wirst an unserer Tochter seit einiger Zeit eine auffallende Veränderung bemerkt haben. Das sonst lebhafte, muntere Mädchen ist still, trübsinnig und blaß geworden. Zu wiederholten Malen überraschte ich sie, wie sie weinte, die Thränen aber vor mir zu verbergen suchte.«

»Ich habe allerdings eine gewisse Veränderung an dem Kinde bemerkt, wenngleich nicht in dem Grade, wie Dein scharfes Mutterauge.«

»Verschiedene Fragen und Andeutungen brachten mich auf den Gedanken — daß sie — den jungen Defort liebt. Die außerordentliche Spannung und sichtbare Angst, sobald Du nach Hause kommst und uns von Deinen Nachforschungen erzählst, bestärkt mich in dieser Muthmaßung.«

»Du magst nicht Unrecht haben,« erwiderte ernst nachsinnend Mr. Berton. »Und ist es wirklich so, wie Du glaubst, so bin ich durchaus nicht böse darüber. Defort ist ein braver und gebildeter junger Mann. Suche Dich daher unserem Kinde zu nähern und zu ihrer Vertrauten zu machen. Gib ihr in Gottes Namen Hoffnung, daß der strenge Vater in diesem Punkte auch ein Herz für sein einziges Kind haben wird.«

»Ich danke Dir, lieber Berton, herzlich für diese Worte; ich befürchtete schon, daß Dir meine Mittheilung unlieb sein würde, weil sie Dich mit Trennung von Deinem Liebling bedroht.«

»Mein liebes Weib, wenn man Vater einer erwachsenen Tochter ist, muß man auf das Erwachen solcher Gefühle gefaßt sein — der Schöpfer hat sie ja in der Menschenbrust als Saatkörner ausgestreut. Ein Glück ist es nur, wenn die Neigung sich einem würdigen Gegenstand zuwendet und dies ist hier der Fall. Ich wünsche nur,« setzte er kopfschüttelnd hinzu, »er käme bald irgendwo zum Vorschein.«

»Er hatte nur einen Feind in diesem Lande: Mr. Newton. Sollte dieser etwas Schlimmes gegen ihn unternommen haben?«

„Schlecht genug ist er dazu! Uebrigens hat sämmtliche Papiere in Defort's Prozeßangelegenheit Mr. Freehold und der wird schon dafür sorgen, daß Mr. Newton jede Gelegenheit abgeschnitten wird, im Trüben zu fischen."

Die Unterredung der Gatten war hiermit beendet.

Am nächsten Morgen wurde Mr. Berton nicht wenig überrascht, als er die Visitenkarte der Mad. Ormond erhielt, welche ihn um ein Privatgespräch ersuchte. Als Mr. Berton die Dame in seiner Staatsstube empfangen hatte, begann Madame Ormond das Gespräch: „Auf der Reise von Europa nach Amerika lernte ich ein junges, liebenswürdiges Geschwisterpaar mit Namen Defort kennen. Fräulein Defort soll in Ihrem Hause einen Platz gefunden haben und da ich gern Etwas von ihr erfragen möchte, so wollen Sie mir gestatten, Fräulein Defort sprechen zu dürfen."

„Ich muß bedauern, daß Sie zu spät kommen, Madame; die junge Dame ist nach Europa zurückgekehrt."

„Wann?" fragte Madame Ormond mit gepreßter Stimme.

„Schon vor acht Tagen."

„Dann ist sie wahrscheinlich von ihrem Bruder begleitet worden?" — fragte schnell und gespannt Madame Ormond.

„O nein, der ist noch hier," erwiderte der Gefragte, „oder besser gesagt, er sollte hier sein! — Fräulein Defort hat sich vor ihrer Abreise mit einem Schweizer in meinem Hause verheirathet und verließ es unter dem Schutze ihres Gatten."

Bei dem Worte »Schweizer« fuhr ein Stich in Madame Ormond's Herz und mit sichtbarer Aufregung forschte sie: „Wie ist der jetzige Name der jungen Frau?"

„Lacroix!"

„Unmöglich!" rief Madame Ormond entsetzt, „unmöglich, Mr. Berton!"

„Ich wüßte nicht, Madame Ormond, weßhalb dies unmöglich sein sollte. Die beiden jungen Leute liebten sich, und da die Verhältnisse günstig für eine Vereinigung waren, so wurden sie Frau und Mann."

„Mein Gott, rette mir meinen Verstand!" — flüsterte die erschütterte Frau vor sich hin, sagte dann aber laut: „Hier muß eine Verwechselung der Personen stattfinden!"

„Dann können Sie sich sehr leicht überzeugen." Mit diesen Worten ging Mr. Berton zu einem Schreibtisch und holte einige Photographien, die er der Madame Ormond mit den Worten überreichte: „Dies sind die sprechend ähnlichen Porträts des jungen Ehepaares."

Madame Ormond wurde durch ein nervöses Zittern und durch eine Fluth von plötzlich auf sie einstürmenden Gedanken und Gefühlen dergestalt überwältigt, daß schwere Thränentropfen über ihre Wangen rollten, als sie das Porträt Lacroix' erkannte. Eine erhebende Ueberzeugung aber dämpfte den Schmerz der Eifersucht, das Bewußtsein: „Deine Hände sind rein vom Morde!" — Sein vermeintlicher Tod war eine Mystification des elenden Bellant, berechnet, Dich zu seiner Sklavin herabzuwürdigen. — O Du, mein gütiger Gott, ich danke Dir!"

Madame Ormond wandte sich an Mr. Berton und sagte: „Verzeihen Sie meine augenblickliche Schwäche. Sie ist das Resultat einer erst überstandenen Krankheit. Niemand in der Welt kann dem jungen Paare mehr Glück und Segen wünschen, Niemand sich mehr über ihre Vereinigung freuen, als gerade ich, und nur mein Uebelbefinden hat mich abgehalten, früher zu erscheinen, um mich nach den mir so lieb gewordenen Personen zu erkundigen. — Doch, erlauben Sie mir jetzt, auf einen anderen Gegenstand zu kommen, der mich um meiner Freunde willen, wirklich beunruhigt. Bei meinem Umhersuchen, Fräulein Desort zu erfragen, wurde ich endlich an ihren Bruder gewiesen, und als ich in dessen Wohnung persönlich vorsprach, hörte ich zu meinem Erstaunen, daß er plötzlich verschwunden sei. Haben Sie in Betreff seiner keine Vermuthung, oder irgend einen Anhaltspunkt, woran sich Folgerungen knüpfen lassen?«

»Erst seit gestern bin ich durch meine Frau auf einen entfernten Argwohn gebracht worden. Ich fürchte nur eine Indiscretion zu begehen.«

»Besorgen Sie nichts, Mr. Berton — nehmen Sie mein Frauenwort, daß ich mir Anvertrautes wie einen Schatz in meiner Brust verwahren werde.«

»Ich hege Vertrauen zu Ihnen, Madame,« sprach Mr. Berton. »So wissen Sie denn, daß der Verschwundene an einen gewissen Newton bedeutende Geldansprüche zu stellen hat — und von diesem eben nicht gut berufenen Manne darf man sich das Böseste versehen. Der Verdacht liegt also nicht fern, daß er Theil an dem plötzlichen Unsichtbarwerden des gefürchteten jungen Mannes haben möchte. Finden Sie nun in diesen Thatsachen einen Anhaltpunkt?"

„Gewiß finde ich ihn. Es ist gut, daß ich diese Umstände erfahren habe. Schlagen Sie die Thätigkeit einer Frau nicht zu gering an, Mr. Berton, ich will Ihnen beweisen, daß wir Frauen auch zu handeln wissen!"

„Was das betrifft, liebe Madame Ormond, so schätzt Niemand den Verstand und den Scharfsinn der Frauen höher, als ich."

„Ich nehme dieses Compliment im Namen meiner Schwestern an und bitte nur noch, Ihnen in derselben Angelegenheit wieder mit meinem Besuche lästig werden zu dürfen. Auch wollen Sie so gütig sein, mir sogleich Nachricht zukommen zu lassen, sobald Sie Etwas über den Verschwundenen erfahren." — Von Mr. Berton bis zu ihrer Equipage begleitet, empfahl sich Madame Ormond. Jetzt erst, da sie allein war, konnte sie sich ihrer Freudigkeit hingeben. Sie fühlte ein Entzücken, einen Seelenfrieden in der Brust, daß sie die ärmste Bettelfrau auf der Straße hätte umarmen können. Mit vollständig erleichterter Brust kehrte sie wieder in ihr Haus zurück.

Die Wahl des neuen Präsidenten stand bevor, und beide Parteien, in Nord und Süd getheilt, boten alle ihre Kräfte auf, den von jeder von ihr aufgestellten Kandidaten durchzubringen. Der Norden hatte Lincoln, der Süden M'Clellan als Präsidentschaftskandidaten ernannt. Die Regierung, welche wohl Aufschluß über die Pläne ihrer Feinde erhalten haben mochte, schickte den energischen General Butler, nebst einigen Regimentern regulärer Truppen nach New-York und übergab ihm, im Falle Unruhen ausbrechen sollten, den Oberbefehl. Einen umsichtigeren Entschluß konnten die Verwaltungsbehörden des Staates nicht fassen, wenngleich sogar der Mayor der Stadt Newyork, Mr. Günther, in seinen schwulstigen Proclamationen spottend bemerkte: die Fürsorge der Regierung sei ganz und gar überflüssig," während es keinem Zweifel unterliegt, daß, wenn Butler nicht mit Militärkräften eingetroffen wäre, die Stadt jedenfalls die gräßlichsten Scenen erlebt haben würde. Den »Mob« in Newyork loszulassen ist eine Kleinigkeit, wenn man nur Geld genug hat, ihn zu bezahlen.

Butler's Name genügte schon, einen heilsamen Schreck unter den Verschworenen hervorzubringen. Befand sich doch unter den vom Süden nach Newyork gesendeten heimlichen Anführern sogar der Sohn des Conföderirten Generals Beauregard. Dies und die Anwesenheit noch anderer hervorragender südlicher Persönlichkeiten wurde der Geheimpolizei Newyorks bekannt; aber trotz der größten Thätigkeit war es nicht möglich ihre Spur zu entdecken, weil sie mit außerordentlicher Schlauheit von ihren Gesinnungsgenossen verborgen gehalten wurden.

Der 8. November 1864 war der Wahltag. Wir befinden uns am 6. November. Die 10. Stunde der Nacht ist vorüber und es versammeln sich in der uns bereits bekannten geheimen Loge »die

Ritter vom goldenen Zirkel.“ Sie erschienen heut außerordentlich zahlreich und der ziemlich bedeutende Raum ist nach kurzer Zeit so angefüllt mit Männern, daß man bei der spärlichen Beleuchtung nur eine compacte Masse zu erkennen vermag. Da erscheint der Präsident, mit ihm ein Fremder und der Secretär.

Der Präsident eröffnet die Sitzung, dann spricht er mit erhöhter Stimme: „Meine Brüder! Unsere heutige Sitzung ist deßhalb von der größten Wichtigkeit, weil nur noch ein Tag zum Handeln vor uns liegt — schon der zweite Tag bringt die Entscheidung, ob wir siegen oder untergehen. Damit Sie, ehe wir zu Beschlüssen schreiten, den wahren Zustand der Dinge in unserem südlichen Vaterlande genau kennen lernen und bei der Ausführung der zu erwartenden Beschlüsse von einer tüchtigen Hand geleitet werden, hat uns der Hochehrwürdige Großmarschall in der Person dieses Herrn, den ich Ihnen hiermit als einen Ritter des Siebenten und höchsten goldenen Zirkels und „Mitglied des obersten Groß-Concils“ vorstelle, einen Anführer gesendet.“ Auf den Fremden deutend, fährt er fort: „dieses hier ist Ritter Beauregard, er kommt direkt von Richmond und wird jetzt selbst zu Ihnen sprechen.“

Darauf erhebt sich neben dem Präsidenten ein Mann von etwa 30 Jahren und beginnt: „Die südlichen Staaten stellten sich dem Norden feindlich gegenüber, um alte von den Voreltern vererbte, in Fleisch und Blut der Nation übergegangene Rechte zu vertheidigen. Wir kämpfen bereits drei Jahre lang, um uns frei zu machen und ein eigenes, selbstständiges Reich „die südliche Conföderation“ zu bilden. Wer unsere Städte, unsere Dörfer, unsere Landschaften früher, das heißt vor 3 Jahren kannte, würde sie jetzt kaum wiedererkennen. Ein großer Theil derselben ist niedergebrannt, vernichtet. An den nördlichen Grenzen ist es schon so weit gekommen, daß die weißen Männer bei ihren schwarzen Sklaven um ein Stückchen Brod betteln müssen. Familien, die zu Hunderttausenden ihr Vermögen rechneten, haben nicht soviel, um sich nothdürftig kleiden zu können und man sieht unsere edlen, fein erzogenen Frauen in Gewändern und mit Fußbekleidungen einhergehen, die jedem Südländer das Blut in die Wangen treiben. Jeder Mann, der eine Waffe tragen konnte, eilte zum Heere. Die Schlachten, die wir schlugen, forderten aber ihre Opfer, und letztere wurden endlich so zahlreich, daß der Ersatz zu mangeln anfängt. Unsere einzige Hoffnung beruht jetzt nur noch — auf der Hülfe unserer nordischen Freunde. Von der Wahl des einen oder des anderen Präsidenten hängt unser Wohl und Wehe ab. Wird M'Clellan erwählt, so haben wir nicht umsonst gekämpft; wird jedoch Lincoln erwählt, so ist unsere Sache verloren. Deßhalb beschwöre ich Sie, Alles aufzubieten, um ein für uns günstiges Resultat bei der Wahl zu erlangen. Sie kämpfen hier, meine Brüder, ebenfalls eine Schlacht, und zwar eine Schlacht von höherer Wichtigkeit und Tragweite, als wie im Kugelhagel und Kanonendonner. Halten Sie mannhaft aus, erfülle Jeder seinen Schwur und unsere Sache wird siegen!“

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Der Brand des schlesischen Städtchens Benesch, welcher am 1. d. Vormittags 36 Häuser mit vielen Nebengebäuden und 15 vollgefüllte Scheuern einäscherte, wurde, wie man dem „Wr.“ schreibt, auf folgende Art veranlaßt: Zwei Knaben zwischen 8 und 10 Jahren fingen einen großen Schmetterling und wollten ihn brennend fliegen sehen. Sie versuchten, ihm die Flügel anzuzünden, und da dies nicht gelang, nahmen sie einen Bindfaden, knüpften denselben dem Schmetterling an den Leib, banden an das andere Ende brennende Zündhölzchen und gaben das gemarterte Thierchen frei. Der Schmetterling flatterte unter das vorstehende Dach einer ganz nahen Scheune, und in einigen Minuten brannte dieselbe lichterloh. Die schon seit Langem währende Trockenheit und die gänzliche Wasserarmuth des Städtchens machten jede Hilfe unmöglich. Der bis jetzt ermittelte Schaden beläuft sich auf 78,000 fl. Auch ein Menschenleben ist zu beklagen. Der allgemein geachtete Bürger und Faktor Krummer drang noch einmal in sein brennendes Haus, um das Geld zu retten, konnte aber nicht mehr heraus; er soll buchstäblich verkohlt sein. Das Zimmer, in welchem der Schrank stand, aus dem er das Geld nahm, blieb vollkommen unversehrt.

Der Selbstmord einer jungen Amerikanerin macht in der Havannah großes Aufsehen. Ihr Name ist Josephine Stuart; sie ist von deutschen Eltern in Kentucky geboren, wo sie sich einem ausschweifenden Leben hingab. Ihre Schönheit, ihre außergewöhnliche Toilette und ihr Auftreten erregten allgemeines Erstaunen und machten sie zu einer berühmten Persönlichkeit, fast wie die Cora Pearl in Paris. Vor einiger Zeit hatte sie zu einem Souper eine Gesellschaft junger Damen und Herren eingeladen. Das Souper fand bei dem ersten Restauranten statt. Josephine war sehr erregt und in den letzten Tagen, seit der Abreise eines jungen Mannes, den sie liebte, bemerkte man einen Kummer bei ihr. Als nun das Dessert aufgetragen war, nahm sie ihr Glas in die linke Hand, erhob sich und brachte einen Toast aus indem sie sagte: „Ich trinke auf unsere Liebe!“ Zu gleicher Zeit zieht sie aus ihrer Tasche einen kleinen Revolver, hält ihn vor das Kinn und drückt ab; ihr Blut bedeckte den Tisch. Alles dies geschah mit einer solchen Schnelligkeit, daß die Gesellschaft nicht das Mindeste von ihrem Vorhaben ahnen konnte.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 74. Sonntag, den 15. September **1867.**

Die Ritter vom goldenen Zirkel.

Nordamerikanisches Sittenbild aus dem Bürgerkrieg.

(Fortsetzung.)

Der Präsident nahm hierauf nach der Rede Beauregards das Wort: „Sie Alle, die Sie hier gegenwärtig sind, mit Ausnahme der Ritter, welche bereits ein bestimmtes Amt übernommen haben, treten jetzt einzeln an diesen Tisch, wo Jeder von Ihnen seine bestimmten Straßen, Distrikte und Oertlichkeiten in der Stadt New-York angewiesen und auch zugleich die Geldmittel empfangen wird, um die Wahlstimmen auf unseren Candidaten hinzulenken.“

Neben dem Präsidenten stand eine ziemlich große Kiste, angefüllt mit Banknoten. Jeder Herantretende empfing ein Päckchen von diesen Werthpapieren und der Secretär der Loge, so wie der neben ihm sitzende, unter dem Namen Beauregard vorgestellte Herr, notirten die Namen und Plätze der Männer, welche man ihnen als Wirkungskreis angewiesen hatte. Sie erhielten von Mr. Beauregard noch besondere Instruktionen. Als dies beendet war und sämmtliche Anwesenden ihre Plätze wieder eingenommen hatten, sprach der Präsident: „Ritter Sergeant, ist das Urtheil gegen den Abtrünnigen Frank Brown vollstreckt worden?“

„Es ist, Euer Ehren!“

„Wann?“

„Um Mitternacht!“

„Wo?“

„Im Osten!“

„Wie?“

„Sein Körper wurde geviertheilt und in der Richtung nach den vier Himmelsgegenden Osten, Süden, Westen und Norden hin den Fischen übergeben!“

„So geschehe jedem Abtrünnigen, der seinem Eide untreu wird!“ — schloß der Präsident diesen Akt und fuhr dann fort: „Die Vorsicht macht es uns zur Pflicht, daß wir von jetzt an, und zwar von einer Sitzung bis zur nächstfolgenden, besondere, bisher nicht gebrauchte Erkennungsmerkmale annehmen, damit nicht einer oder der andere unserer Bundesgenossen getäuscht werde. Indem ich diese besondere Zeichen meinem Nachbar zuflüstere, bitte ich, dieselben von Ohr zu Ohr in derselben Weise unter den anwesenden Rittern weiter zu befördern und im Gedächtniß treu zu bewahren.“

Darauf beugte sich der Präsident zu dem neben ihm sitzenden Beauregard und flüsterte ihm Etwas ins Ohr, worauf dieser in derselben Weise dem Secretär und dieser dem Nächsten die Paßworte und Zeichen zuraunte. Stillflüsternd durchlief das Mitgetheilte die zahlreiche Versammlung, und als sämmtliche Anwesende wieder ruhig und erwartungsvoll dasaßen, fragte der Präsident: Hat Jeder von Ihnen, Ritter und Bundesgenosse, die neuen Erkennungszeichen verstanden, so antworten Sie mir mit Ja!“

„Ja, Euer Ehren!“ tönte es zurück.

„So gehen Sie denn, edle Ritter,“ sprach der Präsident mit eindringlicher Stimme, „und bieten Sie Alle Ihre Kräfte auf! Bedenken Sie: der Zweck heiligt die Mittel!“

Nach diesen Worten stand er auf, löschte die Kerzen aus, kehrte seinen Stuhl um und entfernte sich. Dasselbe that sodann die ganze Versammlung.

Der wichtige Tag der Wahl, der 8. November, erschien. Der Himmel war in graue Wolken eingehüllt, und es regnete unaufhörlich, bald stärker, bald schwächer.

Auf allen Gesichtern sah man eine ernste, gespannte Besorgniß, wie vor dem Ausbruch einer drohenden Gefahr.

Schon die Tage zuvor hatten großartige Volksaufzüge stattgefunden, sowohl zu Ehren M'Clellans wie Lincolns, wobei es gefährlich war, sich den exaltirten Volksmassen zu nahen, falls man sich nicht für den von ihnen erwählten Candidaten erklärte. Eine auffallende Erscheinung für den ruhigen Beobachter war es, daß fast die große Mehrheit der untersten Klassen sich für M'Clellan, der intelligentere Theil der Bevölkerung dagegen sich für Lincoln aussprach.

Die Stimmenzählung in der Stadt New-York ergab für M'Clellan 74,000, für Lincoln 36,000 Stimmen, folglich für M'Clellan ein Mehr von 38,000. Man ersieht hieraus, daß der Geheimbund gut gearbeitet hatte. Aber schon am nächsten Tage ging durch telegraphische Depeschen die Nachricht ein, daß namentlich die Neu-Englandsstaaten ungeheure Majoritäten zu Gunsten des Präsidenten Lincoln aufweisen konnten. Er wurde gewählt.

Das amerikanische Volk war wohl durch eine gekaufte Presse und andere Bestechungsmittel in Versuchung zu führen, aber es ließ sich, als der Augenblick der Entscheidung da war, nicht überreden, gegen seine politische Ueberzeugung zu stimmen.

Dieser geschichtliche Moment ist zweifelsohne einer der wichtigsten jener denkwürdigen Periode. Nach Jahrhunderten wird man den 8. November 1864 feierlicher begehen, als den 4. Juli. Denn die Gefahr, in welcher die Union schwebte, war eine größere, als im Juli, und der Sturz oder Sieg des republikanischen Princips entschied nicht blos für Amerika, sondern für alle civilisirten Nationen der Welt.

Es war am 25. November, als das Gefecht bei Columbia stattfand. Eine lange Tirailleurkette deckte die zurückgehenden Unionstruppen, und das aufeinanderfolgende Knattern der Gewehrschüsse, in die sich zuweilen der dröhnende Knall eines Kanonenschusses mischte, zeigte deutlich, mit welcher Bravour der Feind vorzudringen strebte. Auf dem rechten Flügel der Tirailleurkette kämpften einige Compagnien von einem New-Yorker Infanterie-Regimente, meistentheils junge, kräftige Leute, zum größten Theile Ausländer.

Wir bemerken vor allen Andern einen schlanken, blonden jungen Mann, dessen Uniform auf dem linken Aermel 3 goldene Streifen und darüber mit einem viereckigen Schildchen, dem Abzeichen eines ersten Sergeanten, geschmückt ist, welcher in dem immer heftiger werdenden Feuer mit ruhiger Entschlossenheit die Mannschaft seiner Compagnie leitet. Der Hauptmann und der erste Lieutenant waren gleich beim Anfange des Gefechts schwer verwundet worden; deßhalb hatten der zweite Lieutenant, Charles Taylor und der erste Sergeant das Commando übernommen.

Seit einigen Minuten hatte das Verdrängen des Feindes nachgelassen und das Gefecht stand. Da näherte sich der Sergeant rasch seinem Lieutenant und sagte: „Lieber Charles, gib Acht, was jetzt kommt! Ich sage Dir, des Feindes Absicht geht dahin, uns zu durchbrechen, den Duckfluß zu überschreiten und unser ganzes Corps von seiner Rückzugslinie abzuschneiden!"

„Du hast einen guten militärischen Blick, Emil," erwiderte der Lieutenant. „Was ist dabei zu thun?"

Der Sergeant, welcher während des Gespräches mit Falkenblicken die feindlichen Linien beobachtet hatte, rieth jetzt dem Lieutenant: „Sende sogleich den Untersergeanten Pattmann zum General mit dem Rapport: der Feind formirt soeben zwei Kavalleriekolonnen und wird diese allem Anscheine nach auf unseren rechten Flügel und auf das Centrum werfen. Auch bilden sich rechts von dem Hügel Infanteriemassen — wenn nicht Alles trügt, kommt bald der Stoß!"

Ohne die Antwort des Lieutenants abzuwarten, eilte er zum linken Flügel seiner Compagnie und theilte dem nächsten Offizier das Erforschte mit, wodurch in wenigen Minuten die ganze Linie von des Feindes Unternehmen benachrichtigt wurde.

Aber auch der General Shofield hatte Meldung bekommen und seine Anordnungen getroffen. Im Rücken des Soutien's wurden rasch Infanterie-Kolonnen aufgestellt und hinter diesen Artillerie und Kavallerie, von ersteren maskirt.

Jetzt sprengte die feindliche Kavallerie auf die Linie der Unionstruppen ein. Doch mit großer Schnelligkeit formirten die Tirailleure Quarrés, und als die Reiter im Galopp auf sie einstürmten, um sie niederzuwerfen, wurden dieselben von einem so gut geleiteten Feuer empfangen, daß Pferde und Reiter im bunten Durcheinander das Schlachtfeld bedeckten.

Gleichzeitig brach die Unions-Kavallerie unter General Wilson hervor und befreite die Infanterie von ihren gefährlichen Gegnern.

Das Kavalleriegefecht, welches sich nun entspann, dauerte lange genug, um den Rückzug der Infanterie ohne Verlust zu bewerkstelligen.

Unter fortwährenden Gefechten, namentlich bei Spring-Hill und Trinne, wo meistentheils die Kavallerie engagirt war, währte das geordnete Zurückgehen bis zum 30. November, wo die Bundesarmee die Stadt Franklin erreichte.

General Shofield traf mit großer Umsicht Anstalten, den Ort so gut und schnell wie möglich zu befestigen, er ließ Brustwehren aufwerfen und Batterien errichten.

Unter diesen Arbeiten verfloß der Vormittag des 30. November. Dann wurde das Heer in Schlachtordnung aufgestellt.

Als der General vor der Front des Newyorker Regiments anlangte, ließ er das Offiziercorps vortreten. Viele Lücken waren unter ihnen bemerkbar, denn gar mancher Brave hatte in den vorhergehenden heißen Schlachttagen seine Vaterlandsliebe mit dem Tode besiegelt. Der General sprach: „Meine Herren! Ihr tapferes Regiment hat, wie immer, mit großer Bravour unter Ihrer Führung gekämpft und sich meine volle Anerkennung erworben. Viele Offiziere sind gefallen, diese müssen durch anerkannt Brave ersetzt werden. Für die acht entstandenen Lücken sind mir vom Obristen des Regiments dazu acht der tapfersten Sergeanten vorgeschlagen worden und zwar mit Ihrer Zustimmung. Ich beordre dieselben, um sie in Ihrer Gegenwart zu ernennen." Unter den zuerst Gerufenen befand sich Emil Defort.

Als der General den jungen, hübschen Mann erblickte, aus dessen Aeußern Intelligenz und Bildung hervorleuchteten, sagte er: „Sie haben sich, Mr. Defort in so kurzer Zeit zum Offizier emporgeschwungen und dabei in einem so hohen Grade die Liebe und Achtung Ihrer Kameraden erworben, daß es mich freut, Sie persönlich kennen zu lernen. Sie sind zum Lieutenant im Regimente befördert worden."

Emil Defort, der in Newyork Gesuchte, Vermißte, Betrauerte — denn er war es, den wir als Offizier hier vor uns sehen — erwiderte dem General: „Obgleich wider meinen Willen Soldat,

Herr General, werde ich doch stets meine Pflicht erfüllen!"

„Sie haben eine schöne Zukunft vor sich, Mr. Defort," sagte wohlwollend der General, „ich hoffe, Ihren Talenten bald einen größeren Wirkungskreis anweisen zu können. Doch jetzt ist keine Zeit zu verlieren! Der Feind hat es auf einen Handstreich abgesehen — er wird einen heißen Empfang finden. Auf Ihre Posten, meine Herren! Die Sturmcolonnen des Feindes setzen sich in Bewegung!" Der General sprengte mit seinem Stabe nach dem Centrum, und der Kanonendonner eröffnete den ersten Akt der Schlacht bei Franklin. Sieben Mal führte Hood die feindlichen Sturmkolonnen, welche ihm mit bewunderungswürdiger Opferwilligkeit und Bravour in das Höllenfeuer folgten, welches sich von allen Geschützen Stanley's vor seinen Colonnen kreuzte — und sieben Mal mußte er unverrichteter Sache zurückkehren, bis endlich die Nacht sich auf das weite Todtenfeld herabsenkte, wo von Hood's Armee gegen 7000 Todte und Verwundete das blutige Schlachtfeld bedeckten.

Da es im Plane der Feldherren lag, die ganze Bundesmacht bei Nashville zu concentriren, so verließen die beiden Armeecorps Franklin und zogen sich in der Richtung auf Nashville zurück.

Auf dem Marsche sehen wir die beiden Offiziere Charles Taylor und Emil Defort in einem eifrigen Gespräche neben ihrer Compagnie einherschreiten. „Es thut mir wehe," sagte Lieutenant Defort zu seinem Kameraden, „daß wir nach einem solchen Siege reteriren, als ob wir geschlagen wären." „Es ist die Absicht unseres Obergenerals Thomas," erwiderte Taylor, „keine allgemeine Schlacht eher anzunehmen, als bis er seine Concentrirung bei Nasville vervollständigt hat. Doch jetzt von etwas Anderem! Sieh, ich habe Dich lieber, wie meinen eigenen Bruder. Nicht, weil Du mein Lebensretter bist, sondern Deines Edelmuthes, Deiner moralischen Gediegenheit halber. Es ist daher keine Neugier — aus wirklicher Freundschaft und Theilnahme für Dich möchte ich wissen, wie Du Soldat in unserem Heere wurdest?"

„Ich bin das Opfer einiger Runner in New-York," begann Defort, „die mich durch ihre Intrigue zum Soldaten machten. Ich kam mit meiner Schwester nach New-York. Eines Abends gesellten sich an einem öffentlichen Orte drei Herren zu mir, und luden mich auf so artige Weise zum Champagnertrinken ein, daß ich es nicht abschlagen konnte. Erst als ich mich entfernte und auf dem Wege nach meiner Wohnung befand, befiel mich eine seltsame Betäubung und ich habe nur noch eine dunkle Erinnerung davon, wie ich von denselben drei Männern auf der Straße angeredet und fortgeführt wurde. Ich kam erst zur Besinnung, als ich mich auf einem Schiffe, inmitten von einigen Hundert Mann Rekruten, befand. Es war ein Dampfboot, das uns nach Fort Monroe brachte. Ich erkannte unverzüglich, in welche Lage ich gerathen war und sah ein, daß ich durch Widersetzlichkeit mein Loos nur verschlimmern würde; ich verschloß deßhalb den Schmerz über meine zerstörte Lebenshoffnung still in meiner Brust. Du siehst, daß ich Soldat geworden bin ohne mein Wissen und wider meine Neigung."

„Laß es gut sein, lieber Defort," sprach tröstend der Gefährte, „wer weiß, ob nicht Dein Soldatenstand wider Willen einst gute Früchte trägt. Du hast die erste Staffel zum Emporkommen bereits erstiegen, hast die Aufmerksamkeit des Generals auf Dich gelenkt, und es soll mich gar nicht wundern, wenn ich Dich binnen Kurzem in seinem Stabe erblicke, wozu Du bei Deinen gediegenen Kenntnissen das größte Anrecht hast."

„Ich danke Dir, lieber Taylor," erwiderte Defort bescheiden, „für Deine gute Meinung — Deine Freundschaft läßt Dich von mir das Beste glauben. Aber ich bin Dir Wahrheit schuldig, und so sage ich Dir, daß ich die Stunde segnen werde, wo ich wieder in den bürgerlichen Kreis zurücktreten kann."

„Hoffentlich denkst Du darüber bald anders," sprach Taylor. „Hast Du erst einen größeren Wirkungskreis, so wirst Du vergessen, daß Du durch Ränke in die Uniform gesteckt wurdest."

Das Commando erscholl, die Offiziere traten in Reih und Glied.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Hauswirthschaftliche Briefe,

geschrieben für Frauen und Töchter.

Liebe Freundin!

Ihre Antwort auf meinen letzten Brief überzeugte mich vollends, wie Sie bemüht sind, sich eine klare Einsicht in die Gründe Ihres wirthschaftlichen Waltens zu verschaffen. Der gebildete Mensch unterscheidet sich von dem ungebildeten überhaupt dadurch, daß er in Allem, was er thut, mit Bewußtsein der Gründe handelt. Ich habe vielfältig erfahren, daß die meisten Hausfrauen den eigentlichen Grund und naturgesetzlichen Vorgang der täglich im Hause und der Küche sich wiederholenden Akte und Erscheinungen nicht begreifen. Es liegt dies in dem ganzen bisherigen Erziehungsgange der weiblichen Generation begründet. Meine Briefe sollen aber nicht blos den Zweck haben, Sie dahin zu führen, daß Sie überall mit Bewußtsein handeln, sondern haben auch noch weiter den Zweck, Sie zu belehren, eine kräftige, gesunde und in Nichts verschwenderische Nahrung für die Familie zuzubereiten, Ihnen zu zeigen, wie gewisse eingebürgerte Gebräuche im Hause nur Verderben bringen, in der Küche die Speisestoffe in ihrem Gehalte und Werthe schwächen, wie manches Gewohnte völlig nutzlos ist, manches Wichtige versäumt wird. Da Sie hiezu Neigung und Eifer zeigen, so ergreife

ich mit Freuden die Feder, um in meiner Belehrung fortzufahren.

Da ich bei meinen weiteren Erklärungen von bestimmten Wärmegraden rede, so muß ich Sie, ehe ich in dem begonnenen Thema fortfahre, zuerst mit einem Instrument bekannt machen, dessen Anwendung im Allgemeinen Sie wohl kennen, ohne vielleicht schon daran gedacht zu haben, daß dasselbe auch in der Küche anzuwenden sei und sogar in jeder guten Küche anwesend sein muß. Sie werden später einsehen, wie nöthig diese kurze Abschweifung war. Wir nehmen bekanntlich die Wärme nur durch das Gefühl wahr. Daß unser Gefühl uns aber keinen sicheren Maßstab zur Beurtheilung des größeren und geringeren Grades von Wärme gewährt, davon können Sie sich durch eigene Beobachtungen leicht überzeugen. Befinden Sie sich im strengen Winter im Freien und treten darauf in ein ungeheiztes Zimmer, so finden Sie dasselbe warm; kalt dagegen, wenn Sie vorher in einem geheizten waren. Oder halten Sie die rechte Hand eine Zeit lang in kaltes Wasser, die linke in warmes und beide darauf in lauwarmes, so haben Sie an dieser das Gefühl von Kälte, an jener das von Wärme. Sie begreifen also, daß es sehr von den Umständen abhängt, ob wir einen Körper warm oder kalt nennen. Im Allgemeinen unterscheidet man durch das Gefühl nur vier Abstufungen der Wärme, welche durch die Ausdrücke kalt, lau, warm und heiß bezeichnet werden. Wir nennen einen Gegenstand warm, wenn er größere Wärme hat, als wir selbst; heiß, wenn die Wärme so groß ist, daß sie Schmerz verursacht. Unser Gefühl ist deßhalb kein sicherer Wärmemesser. Um nun ganz genau die Temperatur eines Körpers zu ermitteln oder zu messen, bedient man sich eines Instruments, das man Thermometer, d. h. Wärmemesser nennt und das folgende Einrichtung hat: Es besteht aus drei verschiedenen Körpern: 1) aus einer engen Glasröhre, die an dem untern Ende mit einer hohlen Kugel versehen, von oben zugeschmolzen ist; 2) aus Quecksilber, welches die Kugel und einen Theil der Röhre erfüllt und 3) aus einem schmalen Brettchen, auf dem eine Eintheilung (Skala), sich befindet. Oft fehlt dieses Brettchen, und die Skala ist auf der Röhre selbst angebracht. Jeder dieser kleinen Abschnitte heißt Grad (°). Der Raum der Glasröhre über dem Quecksilber ist luftleer.

Um die Skala anzufertigen, setzt man die Kugel in Eis, welches im Aufthauen begriffen ist. Bei dieser kalten Umgebung zieht sich vermöge des im vorigen Briefe besprochenen Gesetzes das Quecksilber zusammen und sinkt daher bis zu einem bestimmten Punkt in der Röhre. Diesen Punkt merkt man sich, bezeichnet ihn mit 0 und nennt ihn Null-, Thau-, Eis- oder Gefrierpunkt. Hierauf bringt man die Glasröhre einige Zeit in siedendes Wasser, oder noch besser in Dämpfe von siedendem Wasser. In Folge der dem Quecksilber hierdurch zugeführten Wärme dehnt sich dasselbe aus, jedoch nur bis zu einem bestimmten Punkt, den man sich wieder genau merkt. Da dieser Punkt seine Entstehung der Hitze des siedenden Wassers verdankt, so nennt man ihn Siedepunkt, auch Kochpunkt. So oft man nun das Thermometer in schmelzendes Eis oder in siedendes Wasser bringt, nimmt das Quecksilber genau wieder die bezeichneten Stellen ein. Der Raum zwischen dem Eis- und Siedepunkt wird nun in Grade abgetheilt und zwar nach Réaumur, einem französischen Naturforscher, in 80, nach Celsius, einem schwedischen Physiker, in 100. Fahrenheit aus Danzig gab dem Thermometer eine andere Eintheilung, dieselbe ist aber nur noch in England und Amerika gebräuchlich und hat für Sie weniger Interesse. In Deutschland bedient man sich im gewöhnlichen Leben der Réaumur'schen Eintheilung, in Frankreich dagegen der des Celsius. Aber auch in deutschen wissenschaftlichen Werken legt man die Celsius'sche Eintheilung zu Grund, und da ich weiß, daß Sie nicht nur meine Briefe, sondern auch andere wissenschaftliche Abhandlungen gerne lesen, so werde ich Ihnen am Anfange meines nächsten Briefes zeigen, wie es Ihnen leicht möglich wird, die zwei Skalen zu vergleichen und die Grade des einen Thermometers auf die des andern zurückzuführen, und dann die Frage über das Kochen weiter besprechen. Unterdessen kaufen Sie sich ein Thermometer von Réaumur, und Sie werden bald einsehen, wie nützlich dasselbe Ihnen in seiner Anwendung in der Küche werden wird.

Leben Sie wohl 2c.

Verschiedenes.

Wohin unüberlegte Versorge führen kann, beweist uns ein Vorfall, welcher sich dieser Tage in Paris zutrug. Die Mutter eines kleinen Kindes bedeckte dasselbe, bevor sie ausging mit einem Taschentuche, um die Kleine im Schlafe vor der Sonnenhitze zu schützen. Als sie zurückkehrte und gewahrte, daß das Kind nicht aufwachte, hob sie dasselbe auf, und in ihren Armen hatte die unglückliche Mutter eine Leiche. Während des Schlafes muß das Ende des Taschentuches in den Mund des Kindes gekommen sein, in Folge dessen dasselbe erstickte.

In Antwerpen hat Jemand die Eröffnung der Jagd theuer bezahlen müssen. Als derselbe nämlich des andern Tages von derselben zurückkehrte, war sein Diener, dem die Obhut des Hauses allein anvertraut war, verschwunden, mit ihm die besten Möbel, sein Gold- und Silbergeschirr und Kleidungsstücke. Auf dem Tische fand er ein Billet, welches der Diener geschrieben und worin er seinem Herrn anzeigt, „daß er gleich seinem Gebieter auch gern den großen Herrn spielen möchte und nach Holland abgereist sei." Mit der Beute seiner Jagd — zwei Hasen — stand der Jäger, ganz verblüfft, in seinem ausgeplünderten Hause.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 75. Donnerstag, den 19. September **1867.**

Die Ritter vom goldenen Zirkel.

Nordamerikanisches Sittenbild aus dem Bürgerkrieg.

(Fortsetzung.)

Monate waren vergangen und die Nachforschungen des Mr. Berton, sowie der Madame Ormond, welche sich ihm angeschlossen hatte, um Emil Defort aufzufinden, mußten, wie wir wissen, vergeblich sein. Immer stiller und bleicher wurde das liebliche Käthchen, und obgleich beide Eltern alle nur möglichen Vernunftgründe aufboten, um die langsam dahinwelkende Blume aufzurichten, so nagte doch ein Wurm an derselben, den sie nicht entfernen konnten. Die Heiterkeit und der stille Friede des Hauses waren entwichen und hatten dem Grame und der Sorge Platz gemacht.

Die Stirne tief gefurcht und in ernstes Nachdenken versunken, saß eines Vormittags Mr. Berton in seinem Comptoir, als sein erster Buchhalter hereintrat und sagte: »Hier sind sieben Schreiben, sämmtlich mit der Bemerkung „Soldatenbrief“ auf dem Couvert, angelangt, wovon vier an Mr. Berton, die andern jedoch an Miß Cäcilie Defort gerichtet sind.«

Den alten Herrn durchschauerte eine freudige Ahnung, und er konnte nur sprechen: »Geben Sie her!« worauf er dem Buchhalter winkte, ihn allein zu lassen.

Der erste Blick auf die Couverts überzeugte ihn sofort, daß die Handschrift von Emil Defort sei. „Gott sei Dank, er lebt und ist gesund — das ist, was ich wissen wollte! Alles Andere ist Nebensache!« Er verließ sogleich sein Comptoir, um mit dem Boote nach Staaten-Island zu fahren.

Als er zu so ungewöhnlicher Zeit in seinem Hause anlangte, kamen ihm Frau und Tochter mit erwartungsvollen Mienen entgegen. Er trat auf Käthchen zu, streichelte ihr die Wangen und sagte: »Fasse Muth, mein Kind! Der, den du betrauerst, ist gefunden!«

Käthchen erblaßte und zitterte an allen Gliedern. Bald darauf aber überzog eine hohe Röthe ihr Gesicht und sie sprach mit unsicherer Stimme: »Willst Du nicht deutlicher sprechen, lieber Vater?«

»Nun, Emil Defort lebt, ist Offizier in unserer Armee, hat sich ausgezeichnet und steht unter General Stanley in Tennessee!“

Käthchen faltete die Hände, wie zu innigem Dankgebet. »Ob es sein Wille ist, beim Militär zu bleiben?« fragte sie zagend.

„Durchaus nicht. Er schreibt vielmehr, daß, wenn es einen ehrenvollen Weg gäbe, ihn seiner Stellung zu entheben, er mit Freuden die Lorbeeren mit dem Merkurstab vertauschen würde. Ich werde mich deßhalb mit noch einigen Freunden berathen. Doch, hier sind Deforts Briefe!“

Als Käthchen die Briefe in Empfang genommen und verlegen betrachtet hatte, sagte sie: »Die Briefe tragen alle verschiedene Daten, sind also auch zu verschiedener Zeit auf die Feldpost gegeben worden. Wie kommt es, daß wir alle mit diesem letzten erst jetzt erhalten?«

»Diese Frage,« antwortete lächelnd der Vater, »kann Dir nur unser Militär-Departement richtig beantworten. Uebrigens ist es erklärlich, daß, wo so viele Hunderttausende von Briefen einlaufen, zuweilen manche liegen bleiben. Die Hauptsache bleibt immer, daß sie kommen und sie sind gekommen!«

Käthchen, welche während dessen einen Brief entfaltet und gelesen hatte, zeigte auf eine Stelle des Briefes und sagte: »Vater, hier schreibt Mr. Defort ausdrücklich, daß er glaube, durch die Einwirkung des Mr. Newton in den Militärdienst gepreßt worden zu sein.«

»Wohl möglich!« bestätigte der Vater und fügte hinzu: »War der abgefeimte Mensch wirklich der Veranlasser, daß Defort Soldat werden mußte, so dürfte dies Letzterem eher nützen, als schaden!«

»Vorausgesetzt,« sagte seufzend die Tochter, »daß er glücklich alle Gefahren des Krieges übersteht! Wie mir vorkommt, schont er sich nicht.«

»Das, was Dich besorgt macht, freut mich, ja macht mich stolz auf ihn. Und schon ein uraltes Sprichwort sagt: Dem Kühnen lächelt das Glück!«

Käthchen wollte das nicht einleuchten; sie suchte Trost an treuer Mutterbrust. Mr. Berton eilte an seinen Schreibtisch und richtete einen Brief an Madame Ormond, worin er das Vorgefallene mittheilte und schließlich darum bat, sie am nächsten Vormittage besuchen zu dürfen.

Die Visite fand statt. Mr. Berton wurde auf das Zuvorkommendste empfangen und als Madame Ormond von Allem in Kenntniß gesetzt worden war, sagte sie: »Ich habe mir unglaubliche Mühe gegeben und selbst eine Intrigue nicht gescheut, um von Mr. Newton Etwas in Bezug auf den jungen Defort zu erfahren. War dies auch vergeblich, so bin ich doch bei meinen Nachforschungen hinter Dinge gekommen, die uns vielleicht nützlich sind. Newton ist ein warmer An-

hänger der Rebellen und scheint mir noch etwas mehr als das zu sein. Durch einen sonderbaren Zufall erfuhr ich, daß er mit einem Herrn Bellant, den ich aus früherer Zeit und zwar nicht von der besten Seite kenne, seit Kurzem eine engere Verbindung angeknüpft hat, um den Rebellen auf unerlaubten Wegen Waffen, Munition und Verpflegungsartikel zukommen zu lassen. Diese beiden ebenbürtigen Compagnons haben sich seit einigen Tagen von hier entfernt, und, wie ich aus guter Quelle weiß, nur deßhalb, um ein größeres Geschäft für die Conföderirten zu unternehmen, wobei sie zwar Alles riskiren, dafür aber auch im glücklichen Falle außerordentlich gewinnen.«

»Das sieht ihm ähnlich!« erwiderte Mr. Berton. »Wer aber die Feinde eines Landes, unter dessen Schutze er lebt, auf solche Weise unterstützt, ist ein Hochverräther! Ich bitte Sie im Namen unseres Vaterlandes, in Ihren Nachforschungen fortzufahren und mir es mitzutheilen, wenn Sie etwas Wichtiges erfahren sollten.«

»In Betreff des jungen Defort,« nahm Madame Ormond das Wort, »kann ich Ihnen nützlich sein, wenn es sein Wille ist, vom Militär entlassen zu werden. Zwei meiner nächsten Verwandten nehmen einflußreiche Stellungen in Washington ein. Würde, nach meiner Ansicht, ein begründetes Gesuch Mr. Deforts, von Ihnen und von meinen Freunden gehörig unterstützt, dem Präsidenten vorgelegt, dürfte es kaum zweifelhaft sein, daß wir durchdringen.«

»Ich schreibe noch heute an Mr. Defort,« antwortete Mr. Berton freudig erregt, »und werde ihn zu diesem Schritte veranlassen.«

Beide trennten sich, gegenseitig mit einander zufrieden.

Die Kämpfe in Tennessee dauerten fort. In der Richtung auf Nashville zu rückte die feindliche Heeresmacht unter Hood unausgesetzt vor und kam endlich so nahe, daß der Feind einige um Nashville gelegene Blockhäuser angriff — aber stets vergeblich. Eines Tages bekam Lieutenant Defort den Befehl aus dem Hauptquartier, sich in zwei Stunden beim General Stanley zu melden.

Pünktlich angelangt, drängte er sich durch die Ordonnanzen und anderen Militärpersonen hindurch, welche vor dem Zelte des Generals standen, und meldete sich bei dem dienstthuenden Offizier, welcher ihm kameradschaftlich die Hand schüttelte und ihn dann zu seinem Chef führte.

„Bei unserer neulichen Zusammenkunft, Lieutenant Defort,“ nahm der General das Wort, „machte ich Ihnen bemerklich, daß sich für Ihre Talente bald ein größerer Wirkungskreis eröffnen würde. Ich habe Sie zu meinem Adjutanten ernannt und hoffe, diese Ernennung wird Ihnen so angenehm sein, wie mir selbst, da Sie in Folge derselben beständig an meine Person attachirt sind.“

Freudig überrascht erwiderte Lieutenant Defort: „Ich danke Ihnen herzlich, Herr General, für die Ehre, mit welcher Sie mich auszeichnen, und will alle meine Kräfte aufbieten, dem Vertrauen zu entsprechen, welches Sie in mich setzen.“

„Sie werden übrigens wenig Ruhe bei mir haben,“ sagte der General, „und Ihre meiste Zeit im Sattel zubringen müssen; sowohl unser heißblütiger Feind Hood, der uns dießmal gar nicht zu Athem kommen läßt, als noch andere, mitunter kritische Expeditionen, welche Ihre Zeit und Ihre Umsicht in Anspruch nehmen, weil ich meinen Adjutanten nur wichtige Aufträge zu ertheilen pflege.“ Sich dann zu einem Feldtisch wendend, nahm er einige Papiere und fuhr fort: „Von Washington aus und von meinen Kundschaftern erfahre ich, daß auf dem Wege nach Carthago, und zwar auf einer Farm am Cumberland-River, deren Namen und genaue Lage Sie in diesen Papieren verzeichnet finden, sich eine ganze Bande von Verräthern aufhält; daß ferner diese Farm dazu benutzt wird, feindlichen Spionen, welche vom Süden kommen, als Stationsort zu dienen, von wo sie über den Strom gesetzt, während Andere, die von drüben kommen, geholt werden. Gerade jetzt soll dort ein wichtiger Fang zu machen sein. Ich habe beschlossen, dieses Spionennest aufheben zu lassen und beauftrage Sie mit der Ausführung. Daß die Sache nicht ohne Gefahr ist, werden Sie begreifen, da Sie sich durch einzelne feindliche Detachements, welche zwischen hier und Ihrem Ziele liegen, durchschleichen müssen. Aber es ist für unsere Regierung von zu hoher Wichtigkeit, hinter die Pläne und Absichten der Rebellensendlinge zu kommen, als daß wir nicht wenigstens den Versuch machen sollten, das Nest zu zerstören. Sie erhalten zu diesem Zweck dreißig Mann Kavallerie, alles auserlesene Leute, mit vortrefflichen Thieren. Für Sie selbst stehen zwei feurige, gut geschulte Pferde in Bereitschaft, welche Ihnen gehören. Ferner wird ein Kundschafter, der die Gegend genau kennt, Sie begleiten, und Sie reiten, sobald die Abenddämmerung eintritt, ab. Wünschen Sie noch Andeutungen irgend welcher Art, oder brauchen Sie Waffen ꝛc., so wenden Sie sich an den Flügeladjutanten, Mr. Latrop, er wird Sie mit Allem versehen. Mir aber wird es eine besondere Freude sein, wenn ich Sie bald wieder werde begrüßen können. Gute Geschäfte.“ Bei diesen Worten reichte der General Mr. Defort freundlich die Hand und entließ ihn.

Nachdem Defort mit dem Flügeladjutanten über viele Einzelnheiten gesprochen hatte, eilte er, um seine Pferde zu sehen und sich gleichzeitig von dem guten Zustande der ihm untergebenen Truppe zu überzeugen. Er fand Alles über seine Erwartung. Der junge Kavallerie-Offizier, unter dessen speciellem Befehle die Reiter standen, hieß Vanderbilt. Er war ein New-Yorker und als verwegener und tapferer Tollkopf bekannt. Defort, sein nunmehriger Vorgesetzter, befreundete sich sogleich mit ihm.

Beide gefielen einander so, daß sich, als das Detachement in der Abenddämmerung sein Lager verließ, eine kameradschaftliche Harmonie zwischen den Offizieren zu entwickeln begann, die sich bald zur intimsten Freundschaft steigerte.

Unter Führung des Kundschafters, mit Namen Shydam, welcher vorn neben dem Adjutanten, Desort, ritt, bewegte sich der Reitertrupp in ziemlich gerader Richtung auf sein Ziel, Hoppmanns-Farm, los. Die Nacht war dunkel, und in diesem durchschnittenen Terrain, wo man Bäche, Sümpfe und Waldungen passiren mußte, wäre ohne die Leitung eines kundigen Führers das ganze Unternehmen ein vergebliches gewesen. Manche Plätze, wo man Feinde wußte oder vermuthete, wurden umgangen, da der geringste Allarm hingereicht haben würde, die Expedition zu vereiteln. An kritischen Punkten ließ es sich der tapfere Vanderbilt nicht nehmen, selbst mit einigen Reitern zu recognosciren, und nicht genug konnte sich Desort darüber wundern, mit welcher Sicherheit und Vorsicht Jener hiebei vorging. Ohne entdeckt zu werden, kam das Detachement Hoppmanns-Farm näher, und es mochte etwa drei Uhr Morgens sein, als der Kundschafter erklärte, in etwa zehn Minuten würde man dort sein.

Obgleich die Farm in Desorts Instruktion genau beschrieben war, hielt er es doch für angemessen, damit Niemand entwischen und dem Feinde seine Anwesenheit verrathen könne, die Oertlichkeit genau auszuspähen.

Lieutenant Vanderbilt empfing seine Ordre und ritt mit zwölf Mann ab. Nach etwa zehn Minuten kam er allein zurück und meldete: »Das Nest ist durch meine gutpostirten zwölf Mann umstellt. Die Farm bildet ein offenes Viereck, mit der Front gegen den Cumberlandstrom. Links liegt das zweistöckige Wohnhaus, gegenüber eine große Scheune, und zwischen beiden im Hintergrunde ein Wagenschuppen. Rund um die Farm befindet sich Umzäunung, dicht am Gebäude noch eine besondere, für ein Gärtchen angelegt. Stellenweise habe ich diese durchbrochen, um unsere Leute so nah als möglich aufzustellen, so daß auch nicht eine Maus von dort unbeachtet entschlüpfen kann.«

»Haben Sie sonst nichts bemerkt?« fragte Mr. Desort.

»Nein,« antwortete Mr. Vanderbilt. »Ein schwacher Lichtschimmer drang aus einem Fenster im oberen Stock des Hauses; im Stall scheinen mehrere Pferde zu stehen.«

»Gut, Herr Lieutenant. Führen Sie uns jetzt vor die Front der Farm!«

„Marsch!« commandirte dieser seinen Reitertrupp, und geräuschlos stellte sich Letzterer vor der Farm auf.

»Lassen Sie, Lieutenant Vanderbilt, die Leute absitzen. Sechs Mann mit dem Kundschafter bleiben hier bei den Pferden zurück. Schärfen Sie ihnen die höchste Vorsicht ein; sie sollen nur, wenn es die dringendste Gefahr erfordert, oder während ich im Hause bin, als Signal feuern. Je stiller wir diese Expedition abmachen, desto besser für unsere Zwecke. Sie aber übernehmen das Commando hier draußen, ich bringe mit diesen braven Kameraden in's Haus. Brauche ich Ihre Unterstützung, so werden Sie den Umständen nach handeln.« Sich zu den zwölf Soldaten wendend, sagte er: »Kameraden! nehmt jeder einen Revolver zur Hand, hängt die Säbel in Haken, macht so wenig Geräusch als möglich und folgt mir.«

In einer mitgebrachten Laterne wurde vor der Hausthür das Licht angesteckt und da die Thüre unverschlossen war, diese leise geöffnet. Man kam zuerst in die Küche, fand hier mehrere Leuchter mit Talgkerzen und zündete diese an. Einige Stufen führten in ein Gemach, dessen Eingang kein Hinderniß darbot. Die eintretenden Soldaten erblickten zwei sehr große, breite Betten, in deren einem sich ein Mann und eine Frau, und im Anderen zwei Männer befanden.

Verstört richteten sich diese auf und starrten entsetzt auf die Eingedrungenen. Mr. Desort sprach mit fester Stimme: »Im Namen der Union erkläre ich Euch für meine Gefangene! Die geringste Widersetzlichkeit kostet das Leben! — Vier Mann!« befahl er seinen Soldaten, »bindet mir diese vier Personen, zuerst ihre Hände, dann sie selbst an die Bettstellen!«

Seine Befehle wurden rasch ausgeführt; dann sagte er: »Zwei Mann bleiben zur Bewachung der Gefangenen zurück. Macht Einer die geringste Bewegung, sich seiner Bande zu entledigen, so wird er sofort mit dem Säbel niedergehauen!«

Der Adjutant erstieg nun mit seinen Soldaten den oberen Stock und traf hier auf zwei Zimmerthüren, welche jedoch verschlossen waren. Nachdem er vergeblich geklopft, sich aber im Innern durchaus nichts gerührt hatte, besetzte er die eine Thür, ließ zwei kräftige Reiter sich an die andere mit aller Gewalt anstemmen, und als diese den Befehl mit vereinter Kraft ausführten, krachte das Holz, das Schloß brach — die Thür war offen. Als der Adjutant nun sofort mit einem Soldaten, welcher ein Licht trug, hineintrat, flog ihm die Kugel aus einem abgeschossenen Revolver dicht am Kopfe vorüber — es war eine Dame in tiefstem Negligée, welche den Schuß abgefeuert hatte. Ein Wink — sie wurde entwaffnet und gebunden.

Von hier ging eine Verbindungsthür zum anderen Zimmer, und als auch diese auf wiederholtes Klopfen geschlossen blieb, wurde sie ebenfalls eingestoßen.

Die Soldaten, welche auf einen ähnlichen Empfang, wie im ersten Zimmer, rechneten, hatten einen Kameraden, welcher ein vortrefflicher Lassowerfer war, aufgefordert, sogleich von seiner Geschicklichkeit Gebrauch zu machen. Man drang ein. Der Schein des Lichtes ließ im Hintergrunde

des Zimmers einen Mann in Nachtkleidern erkennen, der in der einen Hand einen Revolver, in der andern einen Säbel hielt.

„Zurück!“ — schrie er den Soldaten zu. — „Wer näher kommt, ist eine Leiche! Lebendig bekommt ihr mich nicht!“

In diesem Augenblicke schwirrte der Lasso durch den schwach beleuchteten Raum und wie vom Blitze getroffen stürzte der Mann, welcher die Drohung soeben ausgesprochen hatte, zu Boden. Zwei Reiter warfen sich ohne Säumen auf ihn, nahmen ihm die Waffen ab und schnürten seine Hände auf dem Rücken zusammen.

Auch hier zwei als Schildwache zurücklassend, eilte Desort zum bereits ungeduldig wartenden Lieutenant Vanderbilt hinab, benachrichtigte ihn von Dem, was bereits geschehen war und forderte ihn auf, genau die Stallungen sowie den Wagenschuppen zu untersuchen und aus den sich vorfindenden Pferden so viele von den besseren zu wählen, als für den Transport der Gefangenen nothwendig wären.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Napoleon I. auf der Jagd. So gut auch der erste Napoleon mit den Feuerwaffen in den Händen Anderer umzugehen verstand — er selbst war der schlechteste Schütze von der Welt. Dennoch ging er häufig auf die Jagd, nicht weil er selbst Vergnügen daran fand, sondern weil er sie als eine Zerstreuung betrachtete, die gleichzeitig seiner Gesundheit zuträglich war. Er galoppirte darauf los, während seine Jäger das Thier verfolgten. Eines Tages stellte der Hirsch die Hunde; nur wenige Jäger waren in der Nähe — weder der Kaiser, noch seine nächste Umgebung hatten der Jagd zu folgen vermocht. Schon waren mehrere Hunde durch den Hirsch kampfunfähig gemacht und die Jäger befanden sich in der größten Verlegenheit. Denn, tödteten sie das Wild, so war der Kaiser damit vielleicht nicht zufrieden; ließen sie noch mehr Hunde verenden, so setzten sie sich dem Zorn und der Strafe des Oberjägermeisters aus. „Wo mag der Kaiser sein?“ fragte einer der Jäger. „Er ist fort,“ sagte ein anderer, „ich sah ihn in der Richtung nach Fontainebleau galoppiren.“ Nun entschloß sich der älteste der Waidmänner, den Hirsch abzufangen; kaum aber war dies geschehen, als man am Ende einer Allee eine Reitergruppe erblickte. „Wir sind verloren! Da kommt der Kaiser mit seinem Gefolge!“ „Bah!“ rief der Alte. „Er versteht nichts davon, und wenn er auch von manchen andern Dingen mehr weiß, als ich, so will ich ihm hier doch etwas weißmachen!“ Mit diesen Worten hieß er Hand anlegen, und mittelst Stützen von Baumzweigen brachte man den todten Hirsch, halb versteckt vom Gebüsch, wieder auf die Beine. Bellend umgaben die Hunde den Verendeten, und Napoleon erschien auf dem Platze. Er sprang vom Pferde, ergriff eine Büchse und schoß — den besten Hund von der Meute todt. „Sire, der Hirsch ist todt!“ meldete der Alte. „Das hatten Sie nicht nöthig mir erst zu sagen!“ erwiderte der Kaiser sehr zufrieden, bestieg sein Pferd und ritt nach Fontainebleau zurück.

Eine Ziege als Delinquentin. Ein Einwohner Berlins kam dieser Tage in seine Küche und gab dem Mädchen einen 25-Thaler-Schein mit der Weisung denselben beim nächsten Kaufmann zu wechseln. Das Mädchen, augenblicklich beschäftigt, legte den Schein auf den Tisch und ging auf eine Weile nach dem Hofe; als sie wieder kam, war der Schein fort. Kein Mensch konnte inzwischen die Küche betreten haben: das Fenster war zu und ein Luftzug unmöglich. Aber alles Suchen war umsonst; die Banknote war und blieb verschwunden. Auf das Jammergeschrei des Mädchens eilte der Herr herbei und vernahm den Vorfall. Im ersten Augenblick auch betroffen, entdeckte er aber im nächsten eine junge Ziege, die dem Küchenfenster zumeckerte. Als das Mädchen die Möglichkeit zugegeben: daß während ihrer eigenen kurzen Abwesenheit die Ziege die Küche betreten haben konnte, ergriff er, schnell entschlossen, die wahrscheinliche Delinquentin, schnitt ihr den Leib auf, und richtig, im Magen fand sich die Banknote vor, zwar beschädigt, doch noch immer so weit erkennbar, daß die Bank keinen Anstoß genommen hat, statt der cassirten alten, eine neue dem Beschädigten auszuhändigen. Es ist dies der zweite Fall, welcher den Berliner Bankbeamten vorgekommen, daß gerade Ziegen eine besondere Vorliebe für ein so theueres Frühstück bewiesen haben.

Saphir hatte sich der Gunst einer vornehmen Dame in Wien zu erfreuen. Als er einst zu ihr ging und das hübsche Kammermädchen im Vorzimmer sah, konnte er nicht umhin, der kleinen Schelmin einen Kuß zu geben. In dem Moment kam die Gebieterin dazu. Saphir faßte sich augenblicklich und sagte: „Madame, ich bewundere nicht allein die Macht Ihrer Reize, sondern auch die Reize Ihrer Magd!“

Activum und Passivum. Lehrer: „Du, Klaus, wenn ich sage: Der Vater segnete seine sechs Kinder, — ist das die thätige oder die leidende Form?“

Klaus: „Das ist die thätige Form.“

Lehrer: „Richtig. Und wie heißt nun die leidende Form?“

Klaus: „Der Vater wurde mit sechs Kindern gesegnet.“

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 76. Sonntag, den 22. September **1867.**

Die Ritter vom goldenen Zirkel.

Nordamerikanisches Sittenbild aus dem Bürgerkrieg.

(Fortsetzung.)

Mr. Vanderbilt wandte sich dem Stalle zu. Der Adjutant ging mit seinen Leuten in das Haus zurück und ließ durch diese sowohl das untere Zimmer, als die beiden oberen genau durchsuchen, sich sämmtlicher Papiere zu bemächtigen, um die es dem General besonders zu thun war. Zwei vorgefundene Koffer, drei Reisetaschen und endlich sämmtliche Kleidungsstücke der Gefangenen mußten eine Revue passiren, wodurch er sich bald im Besitze eines ziemlich bedeutenden Paketes Schriften befand, von denen sogar manche in Chiffern abgefaßt waren. Auch fand man in der einen Reisetasche etwas mehr als 200,000 Dollars in Papiergeld, so wie noch andere Gegenstände, welche Mr. Defort wegen Kürze der Zeit nicht näher untersuchen konnte. Als er glaubte, Alles gefunden zu haben, was er finden wollte, packte er das Ganze in eine der Reisetaschen, verschloß sie und übergab sie einem Soldaten, mit der Weisung, sie sicher an seines Pferdes Sattel zu befestigen. Nun befahl er sämmtlichen gefangenen Personen, sich rasch anzukleiden, und als dies geschehen und ihnen ohne Ausnahme die Hände gebunden waren, forderte er sie zum Folgen auf und brachte sie zu den bei den Pferden stehenden Reitern. Jeder einzelne Gefangene erhielt einen Soldaten als Wache, dann sah sich Mr. Defort nach seinem Lieutenant um. Vanderbilt kam ihm vor dem Wagenschuppen entgegen, in welchem seine Reiter eine Menge Ballen und Kisten geöffnet hatten und darin wie die Ameisen emsig herumwühlten.

»Das nenne ich einen Fang!« sagte er, »wie er meinen Burschen noch nicht geworden ist.«

»Haben Sie Gefangene gemacht?« fragte der Adjutant.

„Ja. Zwei Neger, zwei Negermädchen und zwei weiße Männer. Die Letzteren sind von der anderen Seite des Cumberland-River und haben die Fremden gestern in einem Boote herüber gebracht. Die Kerle sehen recht verstockt aus und dürften mehr zu plaudern wissen, wenn man ihnen nur die Zunge lösen könnte.«

»Lieutenant Vanderbilt, lassen Sie diese beiden Männer zu den andern Gefangenen bei den Pferden führen, denn diese müssen mit in's Hauptquartier. Doch, noch Eins! Haben Sie Pferde gefunden?«

»Vierzehn Stück und prachtvolle Thiere! weiß der Teufel, wo die herkommen!«

»Was haben Sie sonst noch erbeutet?«

»Einige vierzig verschiedene Waarenballen und Kisten, theils mit Droguen, Zündhütchen, Revolvern, Tuch, wollenen Decken, Callicots, Hemden gefüllt, und in einer Kiste eine kleinere eingepackt, mit den schönsten goldenen Uhren sammt Ketten und den neuesten Berloques. Sie können wohl denken, wie da meine Jungen zugriffen!«

»Wäre es eine Möglichkeit, diese Sachen fortzubringen, so müßten wir dieselben abliefern. Da dies aber nicht sein kann, haben wir dieselben, sollen sie nicht dem Feinde in die Hände fallen, zu vernichten. Sorgen Sie nur dafür, daß Jeder unserer braven Jungen eine Uhr bekommt!«

»Da ist ein solcher Vorrath, daß wohl jeder sich ein halbes Dutzend auswählen könnte, und ich denke, wir thun keine Sünde, wenn wir selbst uns jeder eine Uhr als Andenken an diese Expedition aneignen.“

»Gewiß, Lieutenant Vanderbilt, doch unter der Bedingung, daß der General uns die Beute zuerkennt.«

»Einverstanden!« sagte lachend der Reiteroffizier. »Jetzt treten Sie näher zu meinen gierigen Raben und sehen Sie sich unsere Schätze an.“

Defort ließ sich die Kiste zeigen, worin die Uhren waren, und obgleich bereits die Hälfte leer erschien, blieben dennoch genug zurück, um die ganze Mannschaft mit Uhren zu versehen.

Er rief einen der Reiter herbei und sagte zu ihm: »Wähle Du zwei Uhren aus, eine für mich und eine für Lieutenant Vanderbilt, die übrigen jedoch werden unter die andern Kameraden, welche auf Posten stehen, vertheilt, damit Niemand von dem Detachement um seinen Antheil komme.«

Als dies geschehen war, befahl er dem Lieutenant: »Rufen Sie die Leute, die noch um die Farm postirt sind, bis auf zwei Mann, hieher, und lassen Sie alle diese Ballen und Kisten in den Fluß werfen, einige Mann die Pferde für die Gefangenen satteln, unsere Pferde gehörig abfüttern und die Negerweiber befreien, damit sie für uns, unter Aufsicht zweier Soldaten, rasch ein tüchtiges Frühstück bereiten, denn ich habe Hunger wie ein Wolf.«

Schon eine halbe Stunde später ritt im Morgengrauen der ganze Trupp mit seinen Gefangenen in der Richtung nach Nashville zu, nachdem man, um eine frühzeitige Entdeckung zu verhindern, die

Neger gebunden und gut im Schuppen verwahrt hatte. Die Rückkehr war jedoch weit schwieriger, als der Hermarsch. Dieser wurde bei Nacht, jene bei Tage, noch belästigt von acht Gefangenen und sechs Beutepferden, angetreten. Man konnte nur hoffen, durch Geschicklichkeit des Kundschafters und mit Benutzung aller Terrainvortheile den Marsch so einzurichten, daß man möglichst gedeckt und so rasch, als es irgend nur sein konnte, vorwärts kam. Trotz aller Vorsicht war es nicht zu vermeiden, daß der Zug hie und da von einzelnen Personen bemerkt wurde; aber von feindlichen Soldaten war bisher nichts zu sehen gewesen. Der Mittag nahte — sowohl die Pferde, wie die Mannschaft waren ermattet und sehnten sich nach einer Erfrischung. Der Kundschafter hatte für diesen Zweck ein Wäldchen ausersehen. Als sie in dasselbe hineinritten, um einen versteckten Platz aufzusuchen, gewahrte Mr. Defort, welcher etwas zurückgeblieben war, etwa eine Meile rechter Hand entfernt, einen Reiter im vollen Carrière dahinjagend.

Es ahnte ihm sogleich, daß etwas gegen sein Detachement im Werke sei. Er ritt zu Mr. Vanderbilt, und bat diesen, Alles aufzubieten, daß die Abfütterung rasch vor sich gehe. Er selbst stieg ab, hing seinem Pferde den Futtersack an und ging dann zu den Gefangenen, um sich dieselben mit Ruhe anzuschauen. Von den Männern, welche theils eine trotzige, theils eine ängstliche Miene zeigten, war ihm Jeder vollständig fremd. Als er aber die beiden Frauen anblickte, erschrack er nicht wenig, denn er erkannte in der einen jungen Dame Fräulein Marie Beckmann aus Newyork. Die junge Dame war ernst und verschlossen und würdigte ihre Umgebung keines Lautes, kaum eines Blickes, wenn sie nicht mußte. Doch so theilnahmlos sie auch äußerlich erschien, in ihrem Innern stürmte es heftig, da auch sie in dem Anführer des Commandos Emil Defort erkannt hatte. Die Situation war für beide Theile peinlich. Als Deforts Pferd sein Futter verzehrt hatte, bestieg er hastig dasselbe und ritt am Saume des Wäldchens entlang. Da bemerkte er in weiter Ferne, und zwar in jener Richtung, wo vorhin der Reiter verschwand, einen dunkeln Punkt, welcher sich näherte. Er eilte zurück, befahl zum Aufsitzen und sagte zu Vanderbilt: „Wir werden schwerlich unangegriffen bleiben! Ist die Uebermacht nicht so groß, wollen wir die südlichen Herren Ritter uns wohl vom Leibe halten. Geht die Sache aber schief, so müssen wir mit aller Aufopferung versuchen, die Gefangenen, und wäre dies unmöglich, doch diese Reisetasche mit wichtigen Papieren in's Hauptquartier zu bringen. Geben wir uns also das Wort, Kamerad, entweder Sie oder ich! Die Tasche muß gerettet werden, denn ich vermuthe wichtige Dinge darin!"

„Bis jetzt habe ich Rücksicht mit den Frauenzimmern gehabt," sagte ärgerlich Vanderbilt, »und wir haben dadurch mehr, als anderthalb Stunden verloren. Aber von nun an heißt es Vorwärts! Und vorwärts soll's gehen, daß die da, welche ich jetzt auch erblicke, einen tüchtigen Wettritt machen müssen, um uns zu erreichen!"

Defort ordnete während des raschen Rittes seine Reiter und theilte ihnen mit, daß sie verfolgt würden. Dabei achtete er genau auf seine Gefangenen und bemerkte, wie jener Herr, der mit dem Lasso gefangen war, sein Pferd mit den Schenkeln bearbeitete, um es störrig zu machen und dadurch Aufenthalt zu verursachen.

Im Galopp sprengte Defort zu den beiden Reitern, zwischen welchen dieser Gefangene ritt, zog seinen Revolver und sagte zu ihm im drohenden Tone: „Lassen Sie von diesem Augenblick an nicht Ihrem Pferde freien Lauf und geben Sie demselben, da Sie ein Reiter sind, nicht Lust und alle Hülfe zum raschen Vorwärtskommen, so jage ich Ihnen sogleich eine Kugel durch den Kopf!« — „Und Ihr, Kameraden," rief er, sich zu den Soldaten wendend, »sobald durch einen der Gefangenen der geringste Versuch zum Aufenthalt gemacht wird, schießt ihn nieder!« Dieser ernste Befehl hatte gefruchtet, denn mit doppelter Schnelle kam man jetzt vorwärts.

Doch auch die Verfolger schienen Alles daran setzen zu wollen, das Detachement zu erreichen, und so unlieb es auch den beiden Offizieren desselben war, so mußten sie sich doch gestehen, daß Jene, wenn auch nur langsam, doch an Distance gewannen. »Geht es noch eine halbe Stunde so fort, und länger halten unsere Pferde den Parforce-Ritt nicht aus, so haben sie uns eingeholt! Was dann? — da ich unsere Feinde wenigstens 150 Mann stark schätze!" sagte Vanderbilt.

„Dann spielen wir einmal Infanterie, lieber Freund," erwiderte Defort. „Wir sind jetzt unseren Linien so nahe gerückt, daß man, wenn man unser Feuern hört, uns Unterstützung schicken wird, um so gewisser, da der General weiß, mit welcher wichtigen Sendung wir betraut sind und daß wir um diese Zeit zurückkehren sollten.«

»Kommen Sie her zu mir, Mr. Shyram,« rief er dem Kundschafter zu, »und sagen Sie mir, wie weit wir noch nach jener Stelle haben, die Sie mir vorhin als einen so gut gelegenen Vertheidigungspunkt bezeichneten?«

»Dort vor uns, etwas links,« erwiderte der Kundschafter, »bemerken Sie ein kleines Gehölz mit etwas Unterholz. Der Boden ist dort sumpfig, und in diesem Sumpf, zu dem nur ein schmaler Weg führt, liegt noch aus der Indianerzeit her eine alte Schanze, oder was es sonst gewesen sein mag. Fassen wir dort Posto und barrikadiren den Zugang, so kann uns so leicht kein Feind, ohne Artillerie, etwas anhaben. Freilich sitzen wir dann aber auch wie in einer Mäusefalle, und bekommen wir keine Hilfe, so müssen wir uns ergeben.«

»Es bleibt uns Nichts übrig,« sagte nachdenkend Mr. Defort. »Ihnen mache ich aber einen Vorschlag, Mr. Shydam. Sie sind ein guter Reiter, kein Soldat, und so würde es Ihnen wohl am liebsten sein, diesen Ort im Rücken zu haben. Wählen Sie sich das beste Pferd unter den Vorhandenen aus und reiten Sie auf Tod und Leben zu unseren Vorposten, melden Sie unsere Lage und ersuchen Sie, uns rasche Hilfe zu senden, ehe der Feind im Stande ist, hierher mehr Truppen zu dirigiren.«

»Ich bin damit einverstanden, Herr Adjutant,« entgegnete Mr. Shydam. »Nur bitte ich mir, außer meinem Pferde, noch ein zweites aus, das ich leer neben mir führe. Ist das Eine vom angestrengten Ritt und der Last, die es trägt, ermüdet, wechsle ich dieselben und setze mich auf das ausgeruhte Pferd. Auf diese Weise soll mir der Kavallerie-Trupp nachreiten und mich doch nicht einholen! Ich habe einen solchen Ritt schon einmal erprobt," setzte er pfiffig lächelnd hinzu.

Währenddessen war das Kavallerie-Detachement an der bezeichneten Stelle angelangt.

Mr. Shydam hatte für ein Pferd entschieden, das einer der Gefangenen ritt. Dieser mußte rasch absitzen, Mr. Shydam warf sich hinauf, nahm die Zügel in die Hand und ritt mit den Worten ab: »Halten Sie nur tapfer aus, ich bringe Ihnen bald Unterstützung!«

Das Detachement passirte rasch den schmalen Weg durch den Sumpf und gelangte zu einer alten Verschanzung, welche etwa 50 Schritte im Durchmesser hatte und deren Wälle mit einigen Bäumen und Gesträuchen besetzt waren. Sogleich ließ Defort die Bäume fällen und quer über den Weg legen, und durch Hinzufügung von allerlei Strauchwerk, Gras und Erde und was sich sonst noch vorfand, hatte er bald den Eingangspunkt so gut verwahrt, daß er nicht zu fürchten brauchte, von den so eben Andringenden überwältigt zu werden. Einige Mann bewachten an einer gesicherten Stelle die Pferde und die Gefangenen. Die übrige Mannschaft wurde aber in ihrer völlig gedeckten Stellung so vortheilhaft postirt, daß der Feind, welcher jetzt im vollen Laufe heran donnerte, sich nicht wenig überrascht fand, als er die Lage der Dinge erkannte. Der Feind ließ jetzt ebenfalls einen Theil seiner Leute absitzen und durch diese die Stellung recognosciren. Von verschiedenen Seiten drangen einige Tollkühne in den Sumpf ein und versuchten es, von einer festern Stelle zur andern vorzudringen und sich hinter hie und da stehende Bäume zu decken. Obgleich dies Vielen mißlang und mancher in dem Sumpf stecken blieb, so gab es doch Einzelne, welche mit mehr Glück vordrangen. Der ganze Platz war umzingelt, und man ersah es an den Demonstrationen, die der Feind vornahm, wozu auch die Aufstellung einer kleinen Sturmcolonne am Wege gehörte, daß er bald einen Gesammtangriff vornehmen würde. Der Adjutant Defort hatte mit der ruhigsten Aufmerksamkeit des Feindes Treiben beobachtet und dessen Absichten durchschaut. Er rief Lieutenant Vanderbilt zu sich und sagte: »Wir haben jeden Augenblick des Feindes Angriff von allen Seiten her zu erwarten — er wird es versuchen, während er uns ringsum beschäftigt, durch einen raschen Anlauf vom Wege aus in unsere Schanze einzudringen. Haben Sie daher mit zehn bis zwölf Mann beständig diesen Weg, wo uns nur eine wirklich ernste Gefahr drohen kann, im Auge, und geben Sie sogleich ein Signal, im Falle Sie Hilfe brauchen.«

Zu der Mannschaft aber sprach er: »Seid vor allen Dingen sparsam mit eurer Munition. Schießt nie anders, als wenn ihr euern Mann sicher auf dem Korne habt, und bleibt vor allen Dingen ruhig und kalt. Setzt euch nicht unnütz den Kugeln unserer Feinde aus, sondern haltet euch stets in einer gedeckten Stellung. Seid achtsam auf meine Befehle, und wir werden den Feind so lange im Schache halten, bis wir befreit werden.«

»Soll ich feuern, Herr Adjutant?« fragte ein Reiter, welcher auf einen Punkt im Sumpfe hinblickte; »dort kommt ein naseweiser Bursche uns schon auf etwa 120 Schritte nahe!«

»Wenn Du ihn in guter Schußweise hast, so fange nur den Tanz an, damit in diese unheimliche Stille etwas Leben kommt!" sagte ermunternd Mr. Defort.

(Fortsetzung folgt.)

* Hauswirthschaftliche Briefe,

geschrieben für Frauen und Töchter.

Liebe Freundin!

Sie meinen, die Verwandlung der verschiedenen Thermometergrade könne nicht schwer sein, denn 80° R. seien soviel als 100° C. oder 4° R. gleich 5° C. Ganz richtig. Sollen also Réaumur'sche Grade in Celsius'sche verwandelt werden, so dividiren Sie diese mit 4 und multipliciren den erhaltenen Quotienten mit 5. Im entgegengesetzten Falle dividirt man mit 5 und multiplicirt mit 4. Gesetzt, Sie wünschen zu wissen, wie viele Grade Réaumur 45 Grade Celsius sind, so dividiren Sie mit 5 — das macht 9 — diese Zahl multipliciren Sie mit 4 — das bringt 36 — also sind 45° C. gleich 36° R. Oder wollten Sie wissen, wie viel Grad Celsius 44° R. sind, so dividiren Sie 44 durch 4 — gibt 11 — jetzt $11 \times 5 = 55$; also 44° R. = 55° C.

Es ist Ihnen aufgefallen, daß das Wasser, sobald es kocht und nach Réaumur 80 Grad Wärme erreicht hat, nicht mehr heißer wird, obgleich Sie dasselbe noch länger dem Feuer aussetzen. Um hierüber klar zu werden, folgen Sie mir aufmerksam bei nachstehender Betrachtung. Im nächsten Winter können Sie den Versuch nachmachen und werden Alles so finden, wie ich Ihnen jetzt schreibe,

„Setzen Sie zwei gleich große und gleich kalte Töpfe, von denen der eine mit 1 Pfd. Schnee von 0°, der andere mit 1 Pfd. Wasser mit derselben Temperatur (0°) angefüllt ist, auf die Kochplatte eines geheizten Ofens und entfernen Sie dieselben wieder, wenn der Schnee in dem ersten Gefäße geschmolzen ist. Durch bloßes Anfühlen überzeugen Sie sich schon, daß das Schneewasser kalt geblieben, das Wasser in dem zweiten Topfe dagegen heiß geworden ist. Untersuchen Sie aber die Temperatur des Wassers beider Töpfe mit dem Thermometer, so finden Sie, daß das Schneewasser 0°, das andere aber 60° R. (75° C.) besitzt.

„Das ist doch eine auffallende Erscheinung!" höre ich Sie ausrufen. „Schnee und Wasser haben zu Anfang des Versuchs gleiche Temperatur empfangen; und während jener schmilzt auch gleiche Wärme von der Kochplatte, nämlich 60°, wie der zweite Topf zeigt, und dennoch dieser bedeutende Temperaturunterschied!" Ja, Sie haben recht, die Erscheinung ist sehr auffallend. Denn so leicht man begreift, daß die 60° Wärme, welche dem Schnee zugeführt worden sind, zum Schmelzen desselben gedient haben, so schwer wird es, einzusehen, wo diese Wärme hingekommen ist, nachdem sie diesem Zwecke gedient hat. Entwichen kann sie nicht sein, denn sonst hätte man dies über dem Topfe bemerken müssen. Wo ist sie aber denn? Das will ich Ihnen sagen. Sie ist in dem Schneewasser selbst enthalten, so jedoch, daß wir davon weder mit unserem Gefühl, noch mit dem Thermometer etwas wahrnehmen.

Ganz dieselbe Erscheinung wiederholt sich, wenn man andere feste Körper schmilzt, z. B. Wachs, Talg, Butter, Schwefel u. s. w. Sobald ein Körper die Temperatur angenommen hat, welche zum Schmelzen erforderlich ist, wird alle Wärme, die er dann noch aufnimmt, nur zum Schmelzen verwandt, nicht zur Erhöhung seiner Temperatur. Es findet aber dabei nicht ein Verbrauchen dieser Wärme statt; sondern sie wird vielmehr in einer Weise von den Körpertheilchen eingeschlossen und festgehalten, daß sie auf unser Gefühl und das Thermometer ohne alle Wirkung bleibt. Man nennt die Wärme in diesem Zustande gebundene oder latente. Das Ergebniß des Ihnen beschriebenen Versuches ist demnach: Schmilzt ein fester Körper, so wird Wärme gebunden.

Nach unserem Versuche hat das Wasser 0°, nachdem aller Schnee geschmolzen ist. Läßt man hierauf das Gefäß auf der heißen Kochplatte stehen, so steigt jetzt das Thermometer über Null, ein Beweis also, daß das Wasser nun erwärmt wird. Bei weiterem Zuführen von Wärme steigt das Thermometer bis auf 80° R., und das Wasser fängt an zu sieden und sich an der Oberfläche in Dampf zu verwandeln, der dieselbe Temperatur hat. So lange das Sieden dauert, bleibt das Thermometer — wie Sie dies schon bemerkt und in Ihrem Briefe erwähnt haben — unverändert auf 80° stehen, möge dem Wasser auch noch so viel Wärme zugeführt werden. Es wiederholt sich also hier ganz dieselbe Erscheinung, die wir bereits bei den Schmelzversuchen kennen gelernt haben, und der oben aufgestellte Satz kann folgendermaßen erweitert werden: Geht ein Körper aus dem festen in den flüssigen Zustand und aus diesem in den luftförmigen über, so wird die Wärme gebunden.

Auf diesem Naturgesetz beruhen noch viele andere Erscheinungen, auf die ich Sie im nächsten Briefe nebenbei aufmerksam machen werde. Auch sollen Sie dann erfahren, daß diese versteckte Wärme keineswegs verloren ist, sondern unter gewissen Verhältnissen wieder frei wird, und daß eine verständige Benützung dieser frei werdenden Wärme uns in der Küche großen Vortheil verschaffen kann.

Es wird mich ungemein freuen, wenn Sie von selbst — ohne mein Hindeuten — durch obiges Naturgesetz Erscheinungen im Hause und der Küche zu erklären verständen. Es wäre dies für mich ohnedies ein Beweis, daß ich Ihnen verständlich geworden bin.

Verschiedenes.

Wie man auf die wohlmeinendste Art zu einem Injurienprozeß kommt. In der Apotheke erscheint spät am Abend ein Mann und verlangt ein Zugpflaster. Der Provisor, den die späte Störung mit einem so unbedeutenden Auftrage ärgern mochte, fragte barscher als gerade nöthig war: „Wollen Sie ein's hinter die Ohren?" — Der Kunde, die Frage mißverstehend, ruft entrüstet: „Was, Sie unverschämter Mensch, wart' ich will Ihnen ein's geben!" und schlägt dem Apotheker, den Beleidigten spielend, derb hinter die Ohren. Die Folge war ein Prozeß wegen begangener Real-Injurie, bei dessen Einleitung aber schon das Mißverständniß zu nicht geringer Heiterkeit der Richter sich aufklärte.

In Kennington (England) hat eine aus Eifersucht wahnsinnig gewordene Mutter zweien ihrer Kinder die Kehle abgeschnitten und dann selbst ihrem Leben ein Ende gemacht. Der 12jährige Sohn, den sie vom Spiel aus dem Garten rief, um ihn ebenfalls zu tödten, entwich ihr in verzweifelter Furcht. „Sie jagte mich," so sagte der Kleine aus, „etwa eine Stunde um den Küchentisch herum, mit dem Messer in der Hand — dann rannte ich durch alle Zimmer, dann in den Hof und Garten, dann wieder ins Haus, endlich auf die Straße." Man ist erstaunt, über die Kraft des Knaben, daß er, das blitzende Messer vor Augen, die mordlustige, wahnsinnige Mutter hinter sich, länger als eine Stunde die Flucht um sein Leben aushielt und nicht die Besinnung verlierend, in die Knie gebrochen war.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 77. Donnerstag, den 26. September **1867.**

Die Ritter vom goldenen Zirkel.

Nordamerikanisches Sittenbild aus dem Bürgerkrieg.

(Fortsetzung.)

Gleich darauf krachte der Schuß des Reiters und triumphirend rief er: „Das war der Erste — der hat genug!“ und lud rasch wieder seinen Carabiner.

Jetzt begann auch das Schießen von feindlicher Seite, aber so nutzlos, daß die Reiter die hoch über ihre Köpfe dahinpfeifenden Kugeln belachten und darüber ihre Witze machten. Dennoch waren einige zwanzig Mann vom Feinde auf verschiedenen Stellen im Sumpfe wohl auf 80 bis 100 Schritte an die Verschanzung herangerückt; diese hatten sich hinter Bäume gestellt und eröffneten ihr Feuer auf jeden Reiter, welcher sich oder nur einen Theil seines Körpers blicken ließ. Das Gefecht war jetzt ein sehr lebhaftes geworden, rund um die Verschanzung fielen Schüsse in rascher Folge. Da rückte auf dem Wege ein Haufen feindlicher Soldaten zu Fuß vor, dem eine Abtheilung Reiter folgte. Als das Fußvolk sich bis auf etwa 200 Schritte genaht hatte, rannte es mit einem wüthenden „Hurrah!“ gegen den Eingang der Verschanzung ein. Lieutenant Vanderbilt hatte dem Adjutanten Defort ein Signal gegeben. Dieser, welcher die dringende Gefahr erkannte, nahm rasch noch zehn Mann von dem Wall weg und stellte sie hinter der Barrikade auf.

„Zielt genau, Kameraden!“ rief Defort; „jetzt Feuer! — So! — So! — Gut gemacht! Rasch wieder geladen! — Und nun gepfeffert, was ihr pfeffern könnt! — Hurrah! Jungens — Hurrah! — Seht, wie sie ausreißen! — Gebt Ihnen noch Etwas mit auf den Rückweg! — Wie sie laufen! fast so schnell, wie ihre Kavallerie, die mit abzieht! Jungens, Ihr seid brav! — Ich denke, sie lassen uns nach diesem Empfang in Ruhe! Auf dem Wege zähle ich mehr als dreißig Todte und Verwundete!“

„Aber auch Sie sind am Kopfe verwundet, Herr Adjutant,“ sagte ein Reiter, „und erlauben wohl, daß ich Sie verbinde.“

„Nachher, lieber Freund,“ antwortete Defort. „Jetzt eilt ihr Anderen wieder auf den Wall und pflastert die Grünschnäbel, die sich dort so keck heranwagen, ebenfalls so zusammen, wie's hier geschah!“

Und lebhafter wurde wieder das Feuer aus der Verschanzung; aber vom Sumpfe aus nahm es allmälig ab, da bereits mehrere der kühnsten Feinde verwundet oder gefallen waren. Endlich trat eine Pause ein, welche Defort dazu benutzte, seine Leute von dem mitgebrachten Proviant zu restauriren. Seit dem letzten Angriff war beinahe eine Stunde verflossen, als beide Offiziere bemerkten, daß sich der Feind neuerdings wie früher am Wege aufstellte, aber vor sich her einige Rinder und Pferde trieb.

„Wird unsere Position vom Feinde genommen,“ sprach Defort leise, „so müssen entweder Sie oder ich die Papiere zu retten und über den Wall durch den Sumpf zu entfliehen suchen. Kostet auch das Wagniß Einem von uns das Leben — das zu Bergende wiegt ein solches Opfer auf!“

„Mr. Defort,“ antwortete Lieutenant Vanderbilt, „Sie haben meine ganze Achtung und Zuneigung gewonnen! Könnte ich doch meinen [illegible] leuten Ihr edles Benehmen vor Augen halten, wie manches Vorurtheil gegen die deutsche Nation würde schwinden. Wie es auch komme, im Leben wie im Tode, bleiben wir Freunde!“

Die jungen Offiziere reichten einander die Hände und drückten diese kräftig, als plötzlich vom Sumpfe aus das Schießen wieder heftiger wurde. Sie eilten auf ihre Posten.

Das Vieh bewegte sich langsam auf dem Damme vorwärts, und als dasselbe sich in der Schußlinie befand, fing das Feuern in der Verschanzung sofort an. Es that auch seine Wirkung, weil man die besten Schützen an den Verhau postirt hatte. Nichtsdestoweniger kam das feindliche Fußvolk hinter den Thieren näher und näher — — da tönten von weit her einige Kavallerie-Signale herüber, und man hörte ein schwaches Knattern von Gewehrfeuer, das aber bald lauter wurde, also sich näherte.

„Kameraden,“ rief Defort den Soldaten zu, „es ist Hülfe da! Man hat uns nicht im Stiche gelassen! Unsere Freunde rücken rasch heran! Verliert ja nicht eure ruhige Entschlossenheit und bleibt auf euren Posten!“

Der Feind, welcher bereits den halben Damm passirt hatte, hielt es jetzt für gerathen, sich zurückzuziehen; denn es dröhnten zwei Schüsse aus leichten, sogenannten Napoleons-Geschützen und sendeten ihren Eisenhagel auf den Damm, von dem aber der Feind mit der größten Eilfertigkeit verschwunden war.

Das Feuern vom Sumpfe aus war ebenfalls

verstummt. Man sah, wie eine Abtheilung der Unions-Kavallerie den Weg nach dem alten Fort besetzte, und wie die beiden Geschütze ihre Richtung veränderten, um ihr Feuer auf einen Punkt hinzurichten, wo es heiß herzugehen schien. Nach zehn Minuten stellte die Artillerie ihr Schießen ein. Während dieser Zeit hatten Defort und Vanderbilt alle Vorbereitungen zum Abmarsch treffen lassen. Sie erwarteten nur ein zu gebendes Signal von den befreundeten Truppen, um sogleich aufzubrechen. Da sah Defort einen Offizier allein auf dem Damme vorreiten, welcher ein weißes Taschentuch als Erkennungszeichen schwenkte, und als derselbe näher kam, erkannte er den Flügel-Adjutanten Latrop.

Sogleich ritt ihm Defort entgegen. Als Latrop die Leichen und Schwerverwundeten in der Nähe des Walles bemerkte, sagte er: „Sie haben sich vortrefflich gehalten, Mr. Defort! Ihren Auftrag haben Sie doch glücklich ausgeführt? — Ich konnte bei der Eile, mit der ich fort mußte, von dem General nichts mehr erfahren."

„Acht Gefangene sind in unsere Hände gefallen, darunter zwei Frauen. Ferner habe ich eine Menge Scripturen und über 200,000 Dollars in Banknoten den Gefangenen abgenommen, mehr als vierzig Ballen und Kisten, welche Verpflegungsartikel für den Feind enthielten, vernichtet. Von meiner Mannschaft sind nur einige verwundet worden, sonst ist Alles in bester Ordnung. Jetzt hindert uns wohl nichts mehr, und wir können den Rückweg antreten."

Unter den Augen des Flügeladjutanten wurde ein Theil der Barrikade so weit geräumt, daß einzelne Pferde sie zu passiren vermochten. Als das Detachement sich geordnet und seine Gefangenen in die Mitte genommen hatte, brach es auf und langte, mit einem jauchzenden „Hurrah" empfangen, bei den befreundeten Truppen an, worauf es unter deren Schutz dem Lager zueilte.

Sogleich stellte sich Defort dem General vor und rapportirte kurz und genau den ganzen Verlauf seiner Expedition.

„Sie haben, Mr. Defort," sagte der General verbindlich, „meine Erwartungen bestätigt; ich gratulire Ihnen aufrichtig wegen des äußerst wichtigen Fanges, den Sie gemacht haben. Mein Bericht geht noch heute an den Präsidenten ab und werde ich darin Ihrer erwähnen, wie Sie es verdienen. Mich aber freut es sehr, daß ich Sie wohlbehalten wiedersehe. — Doch, ich bemerke, daß Sie am Kopfe verwundet sind?"

„Nur ein Streifschuß, Herr General."

„Schonen Sie sich einige Tage, Mr. Defort, ich dispensire Sie vom Dienste."

„Eine Bitte hätte ich, Herr General, deren Gewährung mir ausnehmend erwünscht sein würde."

„Sprechen Sie."

„Meine Expedition ging so rasch, daß ich mich um meine Gefangenen beinahe gar nicht bekümmern konnte. Erst auf dem Rückwege erkannte ich in der einen jungen Dame Miß Mary Beckmann aus New-York —"

„Wirklich, Mr. Defort?" unterbrach ihn der General. „Sind Sie Ihrer Sache gewiß?"

„Vollkommen, Herr General, denn meine Schwester war eine kurze Zeit lang bei einer Madame Sayton zum Besuch, wo ich das Fräulein Beckmann sammt ihrer Schwester kennen lernte."

„Ist es nicht eine zufällige Aehnlichkeit?" fragte der General.

„Um mich davon zu überzeugen," erwiderte Defort, „wollte ich Sie soeben bitten, mir eine Unterredung mit ihr zu gestatten."

„Der General schrieb einige Worte auf einen Zettel, gab ihn dem Adjutanten indem er sagte: „Hier haben Sie eine schriftliche Ordre, gehen Sie damit zum Profoß-Marschall, sprechen Sie die Dame, und sehen Sie sich bei dieser Gelegenheit überhaupt Ihre Gefangenen näher an; vielleicht erkennen Sie noch Andere."

Defort dankte dem General und empfahl sich.

Als Defort sich in seinem Zelte umgekleidet hatte, kam ein Offizier und sagte: „Während Ihrer Abwesenheit kamen zwei Briefe für Sie an. Hier sind sie."

„Endlich bekomme ich doch eine Nachricht!" sprach Defort, dankte dem Ueberbringer und entschuldigte sich bei ihm, daß es ihn dränge, den Inhalt kennen zu lernen, da er so lange nichts von den Seinen gehört habe.

Der Offizier versicherte, daß dieß keiner Entschuldigung bedürfe, wünschte, daß die Schreiben recht Erfreuliches bringen möchten, und entfernte sich. Defort erbrach zuerst den stärksten Brief. Er war von Mr. Berton und enthielt einen langen und ausführlichen Bericht von allen Begebenheiten während Deforts unerklärlicher Abwesenheit. Was dem Lesenden eine unaussprechliche Freude machte, war die Verheirathung seiner Schwester mit Lacroix, wenngleich ihm deren Abreise nach der Schweiz wehe that. Er erfuhr ferner, daß sein väterlicher Freund den Mr. Newton wegen Deforts Pressung zum Soldaten in Verdacht habe; ferner, daß seine Sache gegen Jenen sehr gut stehe; daß die Familie des Mr. Berton, namentlich seine Tochter, vor Kummer wegen seines Verschwindens krank gewesen sei; endlich, daß Berton ein Gesuch an den Präsidenten um seine Entlassung einsenden möchte. Außerdem lag noch eine Note von 1000 Dollars in dem Schreiben.

Der zweite Brief erfüllte ihn mit Freude — er war von seiner Schwester und von seinem Schwager aus der Schweiz. Aus diesem entnahm er, daß seine Schwester sehr glücklich sei.

Jetzt erst bemerkte er noch ein Blättchen Papier, welches sich in dem äußeren Couverte befand. Es war ein Briefchen von Käthchen Berton an ihn.

Defort betrachtete mit thränenfeuchten Blicken

die zierliche Handschrift und küßte diese wiederholt. Dann aber eilten seine Augen über den Inhalt des Briefes hin, er lautete: „Als der inliegende Brief anlangte, war mein Vater nicht zu Hause, und da ich wünschte, daß Sie denselben baldmöglichst erhalten möchten, versah ich ihn mit Ihrer neuen martialischen Adresse, denn mein Vater hat mir Ihre Briefe, die sämmtlich mit einem Male ankamen, zur Bewahrung übergeben. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, Sie zu benachrichtigen, daß ich krank war und vielleicht gestorben wäre, wenn nicht eine glückliche Veränderung das Uebel gehoben hätte.

„Ich habe dem lieben Gott, als ich Ihr Wohlsein erfuhr, aus meines Herzens tiefstem Grunde Dank dargebracht.

„Setzen Sie sich nun nicht ohne gegründete Ursachen den Gefahren aus, welche Ihr jetziger Stand so vielfach mit sich bringt, und denken Sie daran, daß Sie Freunde haben, welche Sie ehren und denen sehr wehe geschehen würde, wenn Ihnen ein Unglück zustoßen sollte.

„Es wird der froheste Tag meines jungen Lebens sein, wenn ich Sie wieder bei meinen guten Eltern in unserem Hause erblicke!

„Sollten Sie in Ihrem Kanonendonner und Schlachtenlärm manchmal an das stille Staaten-Island gedenken, so vergessen Sie auch nicht

Ihrer Freundin

Käthchen Berton.“

Defort war durch alle diese Briefe in einen Freudenrausch versetzt worden, namentlich entzückte ihn das liebliche Käthchen, welches ihm ein kaum erhofftes Glück andeutete. Er las es wieder und wieder und erinnerte sich erst ziemlich spät an den officiellen Besuch, den er vorhatte. Doch raffte er sich nun auf, ging zum Profoß-Marschall und überreichte des Generals Befehl; worauf ihn dieser in einen abgesonderten Raum führte und fragte, ob es ihm nicht lieber wäre, die Gefangenen hier einzeln vor sich erscheinen zu lassen?

Als nach einiger Ueberlegung Defort dies bejahte, entfernte sich Jener.

Zuerst wurde Defort der Farmer und dessen Frau vorgeführt. Nachdem er einige gleichgültige Fragen an sie gerichtet hatte, entließ er Beide.

Jetzt kam der Herr, welcher mit dem Lasso gefangen wurde.

„Ihr Name?“ fragte Defort.

„Napoleon Davis,“ antwortete der Gefangene.

„Sind Sie Verwandter des Präsidenten der Insurgenten?“

„Ja, ein Cousin des Präsidenten der „conföderirten Staaten.“

„Sie können wieder abtreten!“ Der Gefangene ging hinaus.

Nun wurden ihm die beiden Schiffer vorgeführt. Kaum konnte sich Defort erinnern, je schlauere und verwegenere Gesichter gesehen zu haben, als diese. Ohne sich in ein Gespräch mit ihnen einzulassen, entließ er dieselben wieder. Jetzt erschien Fräulein Marie Beckmann, zwar etwas befangen, aber in ihrem äußeren Benehmen fest. Als sie Defort erkannte, überflog eine hohe Röthe ihr Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Weltanschauung nach Temperamenten.

Der Melancholikus.

Ich bin ein Melancholikus,
Die ganze Welt macht mir Verdruß,
Der Herr von Bismarck ärgert mich,
Napoleon, wünsch' ich, hänge sich;
Von Oesterreich gift't mich jedes Wort,
Den Beust jagt' gern ich wieder fort,
Das Fröbel'sche Programm, o Graus,
Das hält kein Teufel länger aus.

Der Sanguinikus.

Wie rosig wird die Zukunft sein,
Schon seh' ich wie vom linken Rhein
Napoleon die Hand uns drückt
Und sich die schönsten Trauben pflückt.
Der Papst von aller Welt geliebt
Den Feinden seinen Segen gibt,
Wie „Punsch“ und „Volksbot“ stammverwandt
Sich opfern für das Vaterland.

Der Cholerikus.

Kreuzhimmeltausendsapperment!
Wann nimmt die Halbheit doch ein End'?
Baut Flotten, werbt ein neues Heer,
Greift Frankreich an, setzt übers Meer,
Rächt deutsche Schmach und deutsche Schand,
Und macht es zu 'nem einz'gen Land;
Ein Schuft, der jetzt Geduld noch kennt,
Kreuzhimmeltausendsapperment!

Der Phlegmatikus.

Was geht denn mich „Ein Deutschland“ an,
Hab' keine Hypothek daran;
Ob Deutschland hundert Fürsten hat,
Ob Einen — ess' ich mich nur satt,
Die Welt mag werden umgekehrt,
Werd' ich nur nicht im Schlaf gestört,
Ich schau zu Allem lachend zu
Und trink' mein Bier in aller Ruh'.

Der Weltgeist.

Wirkt, oder laßt der Sach' den Lauf,
Setzt Euch die Schlafmütz' fester auf,
Ereifert Euch, seid voller Wuth,
Lärmt, oder seid bei kaltem Blut;
Das alles ist mir einerlei,
Ich schreite vorwärts frisch und frei,
Und wer sich in den Weg mir stellt,
Der wird zertreten und zerschellt.

(Augsb. Anzgbl.)

Verschiedenes.

Der Galawagen, mit welchem der König Ludwig II. zur Trauung nach der Hofkirche zu St. Michael fahren wird und in welchem nach der

Trauung der König und die Königin zur Residenz zurückkehren, wird mit acht reichgeschirrten Schimmeln bespannt sein. Mit diesem prachtvollen Achtgespann wurde am 21. d. Vormittags, unter Leitung des kgl. Stallmeisters Zeiler, die erste Probefahrt von der k. Residenz durch die betreffenden Straßen der Stadt nach der Michaelskirche unternommen.

Kampf mit einem Bären. In den Radnaer Gebirgen (in Siebenbürgen) werden alljährlich sehr interessante Treibjagden abgehalten. Von der heuer stattgefundenen erzählt ein Theilnehmer folgenden Vorfall: Unter Anderem verfolgten die Hunde einen alten Bären, dessen bloßes Erblicken aus der Ferne schon geeignet war, ein Jagdfieber hervorzurufen. Trotz aller Furcht vermied der Bär so vorsichtig die Jäger, daß wir zu keinem sicheren Schuß gelangen konnten, und so geschah es, daß derselbe bloß einen Streifschuß erhielt, worauf der Bär in eine fürchterliche Wuth gerieth und auf einen der Jäger sich stürzte. Wir hörten zwei Schüsse fallen und eine verzweiflungsvolle Stimme. Der angefallene Jäger hatte schlecht getroffen. Bis wir uns, um schnell Hilfe zu bieten, in die Nähe des Ortes, von wo der Schrei kam, begeben hatten, war unser Jäger vom Bären bereits umarmt worden. Bär und Mensch waren gleichförmig mit Blut bedeckt, und als wir auf Schußweite vom Platze noch entfernt waren, hörten wir nur noch ein Aechzen. Der Bär hatte noch Kraft und schleppte sich mit dem Jäger in die Nähe eines Abgrundes. Zu schießen war es unmöglich und jede Hilfe vergebens, da nur noch einige Schritte bis zum Abgrunde fehlten. In einem Augenblicke verschwanden vor unsern Augen die beiden Kämpfer. Ein schreckliches Gebrüll verkündete, daß der Bär im Fallen nach Unten zu liegen gekommen war. Als wir an Ort und Stelle gelangten, fanden wir unsere Voraussetzung bestätigt. Die Kämpfer waren aus einer Höhe von sieben Klaftern gefallen, der Bär lag zu unterst und war todt, der Jäger hingegen lag bewußtlos in den Armen des Bären. Es kostete viel Mühe, bis wir den Unglücklichen wieder zu sich brachten, jedoch ist Hoffnung vorhanden, ihn am Leben zu erhalten.

Neue Art von Rettungsmedaille. Am 15. September — erzählt die „Neue Freie Presse" — kam eine englische Familie, bestehend aus Vater, Mutter, zwei erwachsenen Töchtern und einem Söhnlein, zu dem melancholisch gelegenen Mondsee (bei Salzburg). Die junge Welt wandelte die Lust an, auf einem „Einbäumel", das nur gewandte Schiffer lenken können, eine Fahrt auf dem See zu unternehmen. Die Ladies von der seefahrenden Nation weigerten sich hartnäckig, einen „Schiffsknecht" an Bord zu nehmen; doch kaum zwanzig Klafter vom Ufer entfernt, kippte das „Einbäumel" um und die Ladies und der junge Sohn Albions schrieen um Hilfe — noch mehr aber die verzweifelnden Eltern am Ufer. Während die Holz- und Schiffsknechte sich verlegen hinter den Ohren kratzten, sprang ein zufällig auf einer Ferienreise anwesender junger Wiener, ein passionirter Turner und Schwimmer, in den See und brachte die verunglückten Engländer, Einen nach dem Anderen, glücklich an's Land. Papa Lord hatte nichts Eiligeres zu thun, als in die Börse zu greifen, um den Retter seiner Kinder mit einer Zehnpfundnote zu belohnen. Dieser aber wies den „schnöden Lohn" zurück und begehrte für seine Hilfeleistung nur — „a Busserl." Diesen Ausdruck verstanden die Engländer nicht. Als aber der joviale Wiener die Etymologie dieses Wortes einer der Ladies praktisch erklärte, da wurde er von Küssen fast erstickt — und dann erst dachten die Geretteten daran, ihre durchnäßten Kleider zu wechseln.

Der berühmte Arzt Dr. Hufeland wurde eines Tages zu dem durchreisenden Herzoge von N. gerufen, der ihn kennen zu lernen wünschte. „Lieber Doktor," sagte der Herzog im Eifer seiner Bewunderung zu ihm, „Sie sind ein so berühmter Arzt und kennen den menschlichen Körper so durch und durch, daß Sie ganz gewiß im Stande sein müssen, jede Krankheit zu heilen." — „Hoheit," entgegnete Hufeland, „es ist bei uns Aerzten so wie bei den Nachtwächtern — wir kennen die Haupt- und Nebenstraßen einer Stadt ziemlich genau, aber was innerhalb der Häuser vorgeht, können wir höchstens vermuthen."

Ueber einen schrecklichen Unglücksfall auf der Wolga wird der „Kostr. Zeitung" aus Kineschma Folgendes geschrieben: „Bei dem scheltowodskischen Kloster auf dem rechten Wolgaufer wurde ein Jahrmarkt abgehalten. Zu demselben waren auch die Bauern der Dörfer Groß- und Klein-Schashlewo mit ihren Leinenfabrikaten herbeigekommen. Nachdem sie ihre Waaren verkauft und sich auf dem Markte belustigt hatten, bestiegen sie, etwa 100 Personen an der Zahl, ein Boot, um sich über die Wolga setzen zu lassen. Das überfüllte Fahrzeug hatte beinahe schon das andere Ufer des Stromes glücklich erreicht, als es dem Besitzer desselben einfiel, die Bezahlung auf dem Wasser einzukassiren. Das halbbetrunkene Volk wurde darüber unruhig, das Boot schlug um, und ein verzweifeltes, herzzerreißendes Wehgeschrei erschütterte während einer Minute etwa die Luft; dann war Alles still. Gegen 63 Personen beiderlei Geschlechts fanden den Tod in den Fluthen. Der Eigenthümer des Fahrzeugs hat sich gerettet, seine Frau aber ist umgekommen. Am folgenden Tage schwammen viele Leichen auf der Wolga umher.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 78. Sonntag, den 29. September **1867.**

Die Ritter vom goldenen Zirkel.

Nordamerikanisches Sittenbild aus dem Bürgerkrieg.

(Fortsetzung.)

Defort eröffnete das Gespräch, indem er zu Fräulein Beckmann sagte: »Ich bin nicht Ihr Richter, sondern nur Soldat, welcher die Befehle seiner Oberen auszuführen hat. Durch einen, mir keineswegs angenehmen Zufall, mußten Sie als politische Gefangene in meine Hände fallen. Ich komme, Sie zu fragen, ob ich in irgend einer Weise Ihre augenblickliche Lage mildern oder Ihnen sonst gefällig sein kann? Sagen Sie es mir offen, und ich werde es dem General, dessen Adjutant ich bin und der mir wohl will, vortragen, und wenn möglich, durchsetzen.«

»Ich danke Ihnen für Ihre Güte, Mr. Defort,« entgegnete Miß Beckmann, »da Ihr General das, was ich wünschen möchte, doch nicht erfüllen würde, so ist es wohl besser, darüber kein Wort zu verlieren. Eins nur, nicht erbitten, sondern verlangen Sie von ihm in meinem Namen: er möge soviel Rücksicht für mein Geschlecht und für meine achtungswerthe Familie haben, mich bald nach Washington oder sonst nach einem geeigneten Ort von hier bringen zu lassen.«

»Ist das Alles, was Sie mir zu sagen haben?«

Miß Beckmann erblaßte und sagte mit sichtlich unterdrückter Gemüthsbewegung: »Ja, an diesem Orte und unter diesen Verhältnissen ist es Alles,« und setzte dann wieder mit Erröthen hinzu: »An einem anderen Orte hätte ich Ihnen vielleicht Manches anvertraut, weil ich Sie für einen achtungswerthen Mann halte.«

»Also kann ich nichts für Sie thun?«

»Jetzt nicht, vielleicht —« und dabei sah sie ihn einen Moment mit ihren schönen sanften Augen freundlich an — »vielleicht später, wenn uns das Schicksal wieder zusammenführen sollte.«

»Zürnen Sie mir?«

»Nein, Mr. Defort. Da es einmal mein Loos war, für mein Vaterland zu büßen, so betrachte ich es als eine Milderung, daß Sie meine Gefangennahme ausführten. Darf ich mich jetzt entfernen?«

»Sie haben nur zu wünschen! Gott sei mit Ihnen!« sagte Defort und begleitete die junge Dame bis zum Ausgange; sie entfernte sich ohne noch ein Wort zu sprechen, mit ihrem Aufseher.

Jetzt wurde ihm ein Mann von einigen sechzig Jahren gebracht, dessen Haare in schneeiger Weiße glänzten und dessen Gesicht ihm bekannt vorkam, obgleich er sich nicht erinnern konnte, wo er ihn je früher gesehen hatte.

Defort fragte: „Ihr Name, mein Herr?"

„Samuel Newton."

Ein elektrischer Schlag durchzuckte Deforts Körper. Aber er bemeisterte die mächtige Gemüthswallung, welche in ihm kochte und fuhr anscheinend eben so ruhig wie früher fort:

„Sind Sie ein geborener Amerikaner?"

„Nein, ich bin ein Ausländer, und zwar aus Hamburg."

„Haben Sie das amerikanische Bürgerrecht erlangt?"

„Ja!"

„Wie verhält es sich mit der Baumwollenspeculation, welche Sie vor einiger Zeit für einen gewissen Defort in Hamburg ausführten?«

Der Gefragte war durch diese, nicht im Traume, viel weniger hier erwartete Frage, wie versteinert, antwortete aber nach einer Pause der Sammlung: „Diese Speculation war privater Natur und hat mit einem Hochverrathe nicht das Geringste gemein."

„Weßhalb führte das Schiff verbotene Waaren aus und hielt sich, statt seinen richtigen Cours zu nehmen, unfern der Küste der rebellischen Staaten?"

„Das war eine zwischen mir und dem Capitän des Schiffes verabredete List, wofür er, wenn unsere Absicht gelang, 500 Dollars erhalten sollte. Er fuhr absichtlich so, um von einem Kreuzer bemerkt und aufgebracht zu werden!"

„Zu welchem Zwecke?"

„Ein auswärtiger, reicher Mann hatte sein Geld in die Baumwollenspeculation gesteckt. Wurde das Schiff von den Kreuzern genommen, so war es mir ein leichtes, den Beweis zu führen, daß kein Unrecht vorliege, während der auswärtige Narr glauben mußte, Schiff und Ladung wären verloren. Ich hatte demnach Aussicht auf ein gutes Privatgeschäft, was jedoch fehlgeschlagen ist."

„Man hat aber ein kleineres Fahrzeug bemerkt, welches der Küste zufuhr, also wahrscheinlich für die Rebellen von dem großen Schiffe Waaren auf hoher See übernommen hatte?"

„Dies war Zufall. Ueberladen wurde nicht für einen Cent Werth, das kann der Capitän Smith, welcher jetzt in Newhaven wohnt, eidlich bekräftigen."

„Haben Sie gar keinen Antheil mehr an der Sache?"

„Nein, um so weniger, da sie mir seit einiger Zeit ganz entrückt worden ist."

„So wurde denn das Schiff, ohne gegen die Gesetze der Vereinigten Staaten gefehlt zu haben, durch Ihre und des Capitäns Smith Intriguen den Kreuzern in die Hände gespielt?"

„Ja!"

„Können Sie dies beschwören?"

„Ja!"

„Gut, Mr. Newton, Sie sind entlassen."

Als Newton fortgebracht worden war, sagte Defort zu sich selbst: „Welche wunderbare Verkettung von Umständen mußte diesen Elenden in meine Gewalt liefern, damit er selbst das Bekenntniß seiner Schlechtigkeit ablege! Jetzt darf ich hoffen, meine rechtlichen Ansprüche in Washington anerkannt zu sehen."

Der letzte von den Gefangenen wurde ihm jetzt vorgeführt, und als er ihn genauer betrachtete, erkannte er zu seinem größten Erstaunen in ihm einen Herrn, mit dem er auf demselben Schiffe von Hamburg nach New-York gefahren war. Da er jedoch wußte, daß dieser mit Newton in engster Verbindung stand, hielt er es für klug, sein Incognito zu bewahren. Er unterdrückte jede Bemerkung, die auf ein früheres Bekanntsein gedeutet werden konnte, und fragte: „Ihr Name?"

„Bellant, Kaufmann aus New-York."

„In welchen Beziehungen stehen Sie zu Mr. Newton?"

„Ich würde leugnen, hätten Sie nicht alle Beweispapiere in Händen. Also: Er ist mein Compagnon in einem bedeutenden Lieferungsgeschäfte, das wir mit einigen Oberen der conföderirten Staaten abgeschlossen haben."

„Jene Waaren, welche in der verflossenen Nacht auf Hoppmanns Farm weggenommen und vernichtet wurden, waren also für die Rebellen bestimmt und von Ihnen und Mr. Newton zu diesem Zwecke dorthin geschafft worden?"

„Was fragen Sie noch, Herr Adjutant? Sie wissen es ja ohne dies. Wenn ich aber antworten muß, so antworte ich: Ja."

„Von wem hatten Sie die Uhren gekauft, welche sämmtlich mit der Firma: »A. Lacroix & Comp.« gezeichnet sind?"

„In New-York von verschiedenen Personen, welche sich mit dem Uhrenhandel beschäftigen."

„Kennen Sie in New-York noch Personen, welche den Rebellen Waffen, Pulver, Blei, Zündhütchen, Medikamente, Kleidungsstücke u. s. w. über See liefern?"

„Ja, ich kenne deren und will den Beweis führen, wenn mich die Regierung gut dafür belohnt."

„Gut, Mr. Bellant, Sie können gehen."

Defort eilte nun zum General und stattete diesem eine ausführliche Mittheilung ab über die Eröffnungen von Seiten der Gefangenen. Endlich vertraute er dem General seine Schicksale und die seiner Familie an, und als er ihn bat, vor Zeugen ein besonderes Protokoll mit Newton in Bezug auf seine gerechten Forderungen an den Staat aufzunehmen und dieses beglaubigen zu wollen, erwiderte der General:

„Ich bedaure Ihre armen, auf so unglückliche Weise verstorbenen Eltern. Was von mir abhängt, diese Schurkerei an's Tageslicht zu ziehen, um Ihnen und Ihrer Schwester zu Ihrem rechtmäßigen Gute zu verhelfen, soll und wird geschehen. Noch heute werde ich das Protokoll mit Newton in meiner und Ihrer Gegenwart und vor anderen Zeugen aufnehmen und beeiden lassen, und Sie mögen die Fragen genau formuliren, wie Sie dieselben beantwortet und beglaubigt haben wollen. Wenn Sie damit fertig sind, melden Sie es mir."

Schon nach einer halben Stunde überreichte Defort die aufgesetzten Fragen; der Auditeur erhielt genaue Instruction, drei Offiziere wurden als Zeugen eingeladen, und der Gefangene, obgleich es schon spät war, mußte erscheinen.

Newton beantwortete alle an ihn gerichteten Fragen klar und sicher, in derselben Weise und noch ausführlicher, als er sich bereits heute schon einmal darüber ausgelassen hatte. Er unterschrieb und beschwor seine Angaben, worauf er, ohne zu wissen weßhalb gerade diese Vernehmung stattgefunden hatte, entlassen wurde.

Von den Zeugen, dem Auditeur und dem General beglaubigt, erhielt Defort dieses wichtige Dokument, das ihm der General mit einer nächsten Tages abzusendenden Depesche an Mr. Berton zu befördern versprach, damit dieser es dem Advokaten Freehold zur weiteren Benutzung aushändigen möge.

Defort schickte sich jetzt an, seine jüngsten Erlebnisse niederzuschreiben und das von ihm verlangte Gesuch an den Präsidenten, wegen Befreiung vom Militärdienst, abzufassen.

Außerdem beantwortete er Käthchens Brief, den wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

Er lautete: „Mein theures Fräulein! Als ich Ihr liebes Briefchen erhielt, kam ich gerade von einer sehr gefährlichen Expedition zurück, die jedoch vom Glücke gekrönt wurde und mir sogar den Feind meiner Familie, Newton, als Staatsgefangenen in die Hände lieferte; Ihrem frommen Gebete für mein Wohl mag ich es zu danken haben, daß die feindliche Kugel, die meinen Kopf streifte, so gnädig mit mir verfuhr.

Daß Sie nur meinetwillen in so großer Sorge schwebten und sogar krank wurden, erzeugte eine tiefe Wehmuth in mir, dann auch zugleich den erhebenden, stolzen Gedanken, daß ein so engelreines Wesen, wie Sie, des Armen, Vermißten, nicht allein gedachte, sondern sogar bekümmert um ihn war!

Für diese innige Theilnahme bin ich Ihnen, mein theures Fräulein, auf ewige Zeit innig dankbar. Sie haben mich dadurch erhoben und zu Ihrem treuesten Freunde gemacht!

Gott gebe es, daß Ihre und Ihrer Eltern Zukunft vor jedem Unfall bewahrt sei, mir aber bald, recht bald die unaussprechliche Freude zu Theil werden möge, Ihnen persönlich sagen zu können, wie ich auf ewig bin Ihr

Emil Defort."

Durch das Eintreffen dieser Briefe war in dem Berton'schen Hause die Freude eingekehrt und Mr. Berton beeilte sich, auch Madame Ormond davon in Kenntniß zu setzen.

Als er ihr nun erzählte, wie Newton und Bellant als Hochverräther von Emil Defort gefangen genommen wurden, war ihr Erstaunen so groß, daß sie den Erzählenden schweigend und starr anblickte; endlich brach sie aber in die Worte aus: „Hierin erkenne ich Gottes Finger! Sie wissen nicht, welch' ein schlechter Mensch dieser Bellant ist — und nicht viel besser wird sein Genosse sein! Gegen Beide wird gerade Mr. Defort als Rächer ausgesendet, den Frevlern das Handwerk zu legen! Wunderbare Macht der Vorsehung! Ich erkenne ihr allmächtiges Walten!"

Berton stimmte mit einem frommen Blick nach Oben und gefalteten Händen zu. Eine kurze Stille der Betrachtung erfolgte. Dann nahm Madame Ormond das Wort: „Wenn Sie mir die Papiere anvertrauen, Mr. Berton, so bin ich Willens, morgen mit dem Schnellzuge nach Washington zu fahren, um persönlich dahin zu wirken, daß die Angelegenheiten unseres Schützlings rasch erledigt werden."

„Ich nehme Ihren gütigen Vorschlag an," erwiderte Berton, „unter der Bedingung, daß Sie mir erlauben, Ihr Begleiter zu sein und meine Bemühungen mit den Ihrigen zu vereinigen."

„Ich darf Ihnen, Mr. Berton, wohl nicht versichern, wie angenehm mir Ihre Begleitung sein wird."

„So bleibt es also dabei?"

„Ich werde Ihrer im Damen-Wartezimmer auf dem Eisenbahnhofe harren."

Berton verließ die Dame, nachdem ihm dieselbe viele Grüße an seine liebe Familie aufgetragen hatte.

(Schluß folgt.)

---

* Hauswirthschaftliche Briefe,

geschrieben für Frauen und Töchter.

Liebe Freundin!

Sie können sich, wie ich aus Ihrer Antwort ersehe, jetzt auch erklären, warum man in der Regel das Gefühl von Kälte hat, wenn man aus dem Bade steigt, warum man sich in nassen Kleidern leicht erkältet, warum man in heißen Sommertagen die Straßen begießt u. s. w. Ich mache Sie aber noch auf einiges Andere aufmerksam. Wenn Sie Wein oder andere Flüssigkeit außerhalb des Kellers, also namentlich auf Reisen, kühl erhalten wollen, so umwickeln Sie die Flaschen mit nassen Tüchern. Das Wasser der nassen Tücher hat beim Verdunsten Wärme gebunden und diese der in der Flasche enthaltenen Flüssigkeit entzogen. Wollen Sie in warmen Sommernächten kühles Wasser erhalten, so wählen Sie am besten poröse Thongefäße. Der poröse Thon gestattet ein schwaches Durchsickern von Wasser, das bei der erfolgenden Verdunstung Wärme bindet, die dem Gefäße, also auch dem Wasser darin, entzogen wird. Halten Sie einmal ein solches Wasser gegen das in gläsernen Flaschen gefüllte, und Sie werden den großen Unterschied in der Temperatur finden. Gläserne Gefäße sind demnach die schlechtesten Aufbewahrer für Wasser, während poröse, unglasirte Thongefäße — also gerade die der armen Leute — die besten sind. Ich könnte Ihnen noch manches hierher Gehörige aufzählen, wenn mich dies nicht zu weit von unserem eigentlichen Thema abführte. Ohnedies werde ich noch oft Gelegenheit finden, Sie auf dieses Naturgesetz hinzuweisen.

Die gebundene Wärme, so sagte ich Ihnen zuletzt, ist nicht verloren, sondern kann unter gewissen Bedingungen wieder fühlbar, frei werden. Hören Sie! Wenn das Wasser im Gefäße kocht, so halten Sie einmal eine eiserne Platte, z. B. einen Deckel darüber. Sie bemerken, daß die Platte auf der untern Seite in kurzer Zeit mit Wassertropfen bedeckt und dabei so heiß wird, daß Sie dieselbe mit bloßen Händen nicht halten können. Wo rührt diese außerordentliche Wärme her? Um sich diese Frage richtig zu beantworten, erinnern Sie sich, daß Wasser beim Uebergang in Dampf Wärme bindet, Dampf also gleichsam eine Verbindung von Wasser mit latenter Wärme ist. Diese Wärme wird bei dem hier stattfindenden entgegengesetzten Vorgange, bei dem Uebergang des Dampfes in den flüssigen Zustand wieder frei und fühlbar. Wärme wird demnach frei: wenn ein Körper aus dem luftförmigen Zustande in den flüssigen Zustand übergeht.

Wenn Sie sich erinnern, daß auch beim Uebergang eines festen Körpers in einen flüssigen Wärme gebunden wurde, so dürften Sie leicht den analogen Schluß machen, daß beim entgegengesetzten Vorgang auch hier wieder Wärme frei werden müsse. Und in der That, dies ist so. Sehen Sie nur einmal zu, wenn der Maurer Kalk löscht. Kalk und Wasser verbinden sich. Das Wasser wird dabei fest, wovon man sich leicht überzeugt, wenn man zuerst den gebrannten Kalk herrührend von dem fest gewordenen Wasser. Denken wir jetzt wieder daran, daß gefrornes Wasser beim Flüssigwerden Wärme band, so ist auch erklärlich, daß die große Hitze, welche man beim Kalklöschen wahrnimmt, dadurch entsteht, daß die Wärme, welche beim Flüssigwerden gebunden wurde, beim Uebergange des Wassers in einen festen Zustand wieder frei wird. Wir erweitern demnach auch

obigen Satz wieder dahin: **Wärme wird frei, wenn ein Körper aus dem luftförmigen Zustand in den flüssigen und aus diesem in den festen übergeht.**

Selbst bei der Eisbildung wird Wärme frei, weshalb Gärtner und Landleute junge Pflanzen und Bäume gegen gelinde Nachtfröste dadurch schützen, daß sie flache Gefäße mit Wasser unter sie stellen. Die Eigenschaften des Wasserdampfes aber, große Mengen von Wärme zu binden und sie beim Verdichten (beim Uebergang in Wasser) wieder abzugeben, macht denselben sehr geeignet zum Erhitzen von anderen Körpern, die man hierdurch zugleich gegen das Anbrennen sichert, da der Dampf in unverschlossenen Gefäßen nicht heißer als 80° werden kann. Doch über das Dampfkochen im nächsten Brief.

Verschiedenes.

Ein mechanisches Meisterstück. Im vorigen Jahrhundert erregte die allgemeinste Bewunderung eine in Versailles befindliche Uhr, welche im Jahre 1706 von Anton Morand verfertigt war und von der Mentuclos uns eine Beschreibung überliefert hat. Der Hahn krähte, wenn die Uhr schlug, dann erschien Ludwig der Vierzehnte zu Pferde und eine geflügelte Victoria drückte ihm eine Krone auf die Stirn. — Seit Kurzem enthält Paris ein solches Kunstwerk, welches viel wunderbarer ist und dessen Räderwerke alles bisher Gesehene hinter sich lassen. Ein bronzenes Gehäuse, 4 Fuß hoch, enthält drei Zifferblätter an der vorderen Seite. Das mittlere zeigt auf das genaueste Stunden, Minuten, Sekunden, Tage, Monate und Jahre an. Links und rechts sieht man ein Barometer und ein Thermometer. Wenn die Uhr schlagen will, setzt sich der Mechanismus in Bewegung und das überraschendste Schauspiel entwickelt sich vor unsern Augen. Es ist die Erschaffung der Welt. Die obere Platte des Gehäuses belebt sich plötzlich, es steigen Nebel aus ihr empor: Jehovah erscheint und gebietet. Auf seinen Wink zerstreuen sich die Wolken, das Firmament bildet sich, das Meer wälzt seine Wasser, die Erde geht aus dem Chaos hervor, bedeckt mit Fruchtbäumen und springenden Quellen. Alle Thiere der Genesis bewegen sich vor unsern Augen vorüber und ergehen sich im irdischen Paradies. Die Vögel fliegen umher, die Lerche singt ihr Morgenlied, der Hahn kräht, der Pfau schlägt seinen Reif. Jehovah erscheint, um sein Werk zu vollenden, er schafft Mann und Weib; das Drama der Versuchung beginnt. Alle kleinen Figuren sind wunderbar gelenkig. Die vielen Glieder gestatten ihnen, jede Stellung anzunehmen, alle Bewegungen zu machen, welche den Gedanken zum Verständniß bringen, wenn das Wort fehlt. Die Schlange beginnt ihre Rolle zu spielen. Sie kriecht heran, windet sich um den Baum der Erkenntniß, und führt uns sehr beredt die Verführungsscene vor. Endlich ist die Sünde geschehen, Gott hat sein Urtheil gesprochen und der Erzengel mit dem flammenden Schwert treibt unsere ersten Eltern aus dem Paradies. Das Schauspiel ist aus, die Lerche singt zum letzten Male, dann verschwindet die Erde, das Firmament bricht zusammen, die letzte Wolke zergeht in Nichts und die Thüren des Gehäuses öffnen sich, um uns das Innere des Mechanismus zu zeigen. Die wunderbaren Räder, welche 17 Jahre Arbeit gekostet haben, bestehen aus nicht weniger als 25,000 Stahlstücken. Die Vorführung des Schauspiels dauert zwanzig Minuten.

Gegen die Cholera bringt die „Hildesh. Allg. Ztg.“ folgendes von Oberstabsarzt Dr. Dyes empfohlene Mittel: „Wenn gegen die ausgebildete Cholera bisher ein zuverlässiges Heilmittel nicht entdeckt ist, wenn selbst das beste antimiasmatische Mittel, das Chlorwasser, deshalb im letzten Stadium dieser Krankheit häufig sich unwirksam erweisen mußte, weil der Krankheitsprozeß zu rasch ist, und dieses herrliche Mittel nicht schnell genug durch den ganzen Darmkanal hindurch gelangen kann, um das Cholera-Miasma zu vertilgen, so ist dagegen im Beginne dieser Krankheit von diesem Heilmittel entschieden Hilfe zu erwarten. Schreiber dieser Zeilen hat an sich selbst die schnelle Wirkung dieses Medicamentes erfahren, als er, zu einem im letzten Stadium der Cholera darnieder liegenden Kranken gerufen, sofort selbst alle Vorboten dieser Krankheit empfand und sehr krank darnieder lag. Da zur Vernichtung dieser Miasmen (giftige Schimmelpilze) kein besseres Mittel vorhanden ist, als Chlor, so ist kein Grund vorhanden, daß dasselbe nicht auch die durch den Mund auf die Schleimhaut des Mundes, Magens und Darmkanals gelangenden Miasmen vernichten sollte. Die Praxis lehrt, daß die Theorie richtig ist. So wie bei Diphterie und Scharlachbräune dieses Mittel von entschiedener Wirkung ist, so hat es sich bei mir auch als Heilmittel gegen beginnende Cholera erwiesen; denn schon wenige Minuten nachdem ich einen Löffel voll Chlorwasser eingenommen hatte, verminderten sich alle Beschwerden, und alsbald trat ein allgemeiner Schweiß ein, welcher achtzehn Stunden anhielt. — Was die Anwendung des Mittels anlangt, so empfehle ich zwei Loth Chlorwasser mit 1 Loth destillirtem Wasser gemischt, und lasse davon dreimal täglich, je nach dem Alter, einen bis zwei Theelöffel voll einnehmen. Wasser darf nicht nachgetrunken werden, weil die Kraft sonst vermindert wird. Das Chlorwasser ist ein durchaus unschädliches Medicament, welches, von Gesunden genommen, wohl den Appetit vermehrt, aber keinerlei Nachtheile bringt; es kann also viel nützen, aber keinenfalls schaden.“

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 79. Donnerstag, den 3. Oktober 1867.

Die Ritter vom goldenen Zirkel.

Nordamerikanisches Sittenbild aus dem Bürgerkrieg.

(Schluß.)

Während die Freunde Emil Defort's in Washington dessen Entlassung vom Militär zu bewirken suchten, nahmen die rasch auf einander folgenden Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze eine so günstige Wendung für die Union, daß die Augen der ganzen Welt mit großer Spannung darauf hingelenkt wurden. Die Rebellen hatten allem Anscheine nach darauf gerechnet, daß die Unionstruppen, so wie in früheren Jahren, Winterquartiere beziehen würden. Doch General Grant vereitelte diese Hoffnung.

Schlag auf Schlag folgte in den Monaten November und Dezember auf dem weiten Kriegstheater, und stets vom Glücke begleitet, drang die Bundesarmee auf allen Punkten vor, obgleich der Winter mit aller Strenge und allen Launen dieses veränderlichen Klimas Hemmnisse aufthürmte. Doch der Geist der Armee war ein so vorzüglicher und gehobener, daß sie alle Strapazen glücklich überwand.

Der 14. und 15. Dezember waren zwei blutige Tage. Es wurde von beiden Seiten mit unbeschreiblicher Erbitterung gekämpft. Aber am Abend des zweiten Schlachttages war die Unionsarmee auf allen Punkten siegreich, und zehntausend Gefangene fielen in ihre Hände. Als die Brigade Mac Millen am 16. Dezember vom zweiten Angriff auf die feindlichen Redouten zurückkehrte und sich zum dritten Angriff ordnete, sagte der General zu Defort:

»Reiten Sie, so schnell Sie können, zu dem New-Yorker Regiment und führen Sie dasselbe Mac Millens gelichteten Reihen als Unterstützung zu. Sorgen Sie dafür, daß nicht auf die Redouten gefeuert, sondern mit dem Bajonnet sofort angegriffen wird.«

Emil Defort hatte seine Ordre überbracht und das New-Yorker Regiment beeilte sich, von ihm geleitet, am rechten Flügel Mac Millens Stellung zu nehmen.

Da erscholl das Kommando »Marsch!«, die Trommeln schlugen zum Sturm, und trotz des furchtbaren Kartätschen- und Kleingewehrfeuers drangen die Kolonnen der Bundesarmee, ohne einen Schuß zu thun, vor, erkletterten den Wall und eroberten die Redoute.

Defort hatte das Regiment mit großer Umsicht und Geistesgegenwart geführt, und es war das erste, welches Fuß in der Redoute faßte.

Eben eingedrungen, bemerkte der Adjutant an einem Geschütze noch einige Artilleristen, welche dasselbe auf die nahen Bundestruppen richteten. Seinem Pferde die Sporen gebend, war er in ein paar Sätzen bei dem feindlichen Geschütz und hieb den Artilleristen schnell nieder, als dieser eben das Geschütz abfeuern wollte. Da fielen plötzlich zwei Revolverschüsse auf ihn von den beiden anderen Artilleristen, und Defort fühlte einen heftigen Schmerz im linken Arm, dem sogleich herabträufelndes Blut folgte.

Im ersten Augenblicke achtete er nicht darauf, denn die Ausführung seines Befehls, jetzt die genommenen Geschütze auf den fliehenden Feind zu richten, nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch; bis endlich Einer der Offiziere seinen Zustand bemerkte und theilnahmsvoll sagte: »Sie sind verwundet, Herr Adjutant, und haben keine Zeit zu verlieren, sich verbinden zu lassen. Hier ist unser Chirurg!«

Defort ließ sich unter Mithilfe des Chirurgs entkleiden, setzte sich wegen eintretender Schwäche auf eine Geschützlafette, und als der Chirurg den Arm betrachtet und untersucht hatte, bemerkte dieser: »Die Kugel ist in den Oberarm gedrungen und sitzt noch in der Arm-Muskel. Für Sie ist es am besten, Sie lassen sich zum Hauptquartier zurückbringen und die Kugel dort durch eine geschicktere Hand, als die meinige, herausschneiden. Vorläufig werde ich einen Verband anlegen.«

Dies geschah rasch, und als der Chirurg eben damit fertig war, nahte sich Defort, Mr. Tayler, sein ehemaliger Lieutenant, welcher inzwischen zum Hauptmann avancirt war und rief: »Hast Du einen Denkzettel abbekommen, Defort?« Als er aber dicht bei ihm war und in sein blasses Gesicht blickte, fuhr er ernst fort: »Deine Verwundung ist ärger, als ich glaubte, ich werde die Sorge übernehmen, Dich zurückbringen zu lassen. Kannst Du noch Dein Pferd besteigen?«

»Ich denke,« antwortete Defort, »es wird, wenn Jemand mein Pferd am Zügel führt, gehen.«

»Unser Regiment rückt sogleich wieder an seinen alten Platz und Du bleibst bei uns,« sprach der Hauptmann. »Ich gebe Dir zwei Mann zur Bedeckung und bitte Dich, soviel wie möglich in meiner Nähe zu bleiben, damit ich Dich stets im Auge behalte, um für Dich zu thun, was man

unter solchen Umständen nur thun kann.« Mit einiger Schwierigkeit wurde Defort auf's Pferd gebracht und von zweien seiner alten Kameraden mit großer Vorsicht neben dem abmarschirenden Regimente hingeleitet.

Beim General Shofield angelangt, war Defort bereits so erschöpft und hatte ein so starkes Wundfieber, daß dieser sogleich den Oberarzt des Corps rufen ließ und ihm befahl, den Zustand des Verwundeten zu untersuchen und ihm darüber zu berichten.

Es stellte sich heraus, daß die Kugel den oberen Armknochen gestreift hatte und noch zwischen diesem und den Muskeln saß. Sogleich schritt der Oberarzt zur Operation und zog nach einigen schmerzhaften Minuten mit großer Geschicklichkeit die Kugel unter den Worten aus der Wunde: »Da haben Sie, Mr. Defort, ein Andenken an die Schlacht von Nashville. Uebrigens bedarf Ihr Arm der sorgfältigsten Pflege, wenn Sie sich denselben erhalten wollen, und mein Rath wäre, Sie nehmen Urlaub und lassen sich anderwärts und nicht in einem Feldhospitale kuriren. Da ich dem General über Ihren Zustand berichten muß, so bin ich gern erbötig, einen Urlaub für Sie sogleich auszuwirken, da Ihre Wunde wenigstens drei bis vier Monate zur Heilung bedarf, wo dann immer noch eine Steifheit des Armes zurückbleibt, die sich erst mit der Zeit geben wird.«

Schon zwei Stunden später erhielt Defort vom General den erbetenen Urlaub und ging mit einem Transport Verwundeter nach Nashville ab.

Von hier aus telegraphirte er seinem väterlichen Freunde, Mr. Berton, das Vorgefallene, mit dem Bemerken, daß er sich, sobald es nur irgend sein Befinden erlaube, nach New-York begeben werde, um dort seine Heilung abzuwarten.

Er bekam ungesäumt die Rückantwort: »Ich erwarte Sie binnen acht Tagen in Wheeling, Hotel Washington.«

Obgleich Deforts Verwundung die größte Schonung erforderte, begab er sich doch schon nach zwei Tagen Ruhe auf die weite Reise nach New-York, wozu er die Eisenbahnen durch Kentucky, Indiana und Ohio benutzte. Er hatte sich selbst Stationen bestimmt, wo er seinen Arm verbinden ließ und seinem Körper die nöthige Rast gönnte; dennoch merkte er, als er an der Grenze von Ohio und Pennsylvanien in Wheeling anlangte, daß sein Arm anschwoll und ihm größere Schmerzen als früher verursachte.

Die Zusammenkunft Deforts mit Berton war eine so rührende, wie zwischen Vater und Sohn. Mit tiefer Betrübniß betrachtete der väterliche Herr den jungen Mann, welcher, bleich und matt, den verwundeten Arm in der Binde, in einem Lehnstuhl saß, und sagte zu ihm: »Ihr Zustand, Mr. Defort, erfordert die Behandlung eines geschickten Arztes. Ehe Sie sich nicht besser befinden, kann von einer Weiterreise keine Rede sein. Wir wollen uns auf mindestens acht Tage hier einrichten, denn ich werde bei Ihnen bleiben, bis der Arzt Ihre Abreise gestattet.«

»Das kann, das darf ich nicht annehmen!« erwiderte Defort, »denn es hieße Sie Ihrer Familie und Ihren wichtigen Geschäften entziehen! Werde ich wohl jemals Das gut machen, was Sie mir bereits erwiesen haben? Um wie viel mehr schwerer würde dieser Beweis Ihrer Herzensgüte auf mir lasten — ich bitte Sie dringend, davon abzustehen!«

»Hören Sie, lieber Emil,« sagte der alte Herr und faßte dessen gesunde rechte Hand. »Sie haben durch Ihr musterhaftes Betragen meine Zuneigung in hohem Grade gewonnen. Ihre Bravour auf dem Schlachtfelde hat mich alten Patrioten, der mit ganzer Seele an der Union hängt, zu Ihrem Schuldner gemacht — Sie besitzen das Herz meines einzigen Kindes, werden — mein Sohn — und jetzt wollen Sie nicht einmal zugeben, daß ich Ihnen, dem Kranken, ein paar Tage Gesellschaft leiste?! O, Sie stolzer Soldat, Sie!«

Je weiter der alte Herr in seiner Rede vorging, desto röther färbte sich das blasse Gesicht Deforts, und als dieser geendet hatte, entgegnete er mit bebender Stimme: »Was Sie mir sagten, eröffnet mir einen Himmel! War es ein Scherz von Ihnen, so verzeihe Ihnen Gott den mir bereiteten Kummer einer bitter getäuschten Lebenshoffnung!«

»Es ist mein Ernst, lieber Emil, und willst Du wirklich mein Schwiegersohn werden, so schlage ein.«

Deforts zitternde Hand legte sich in die dargebotene des Vaters seiner Geliebten.

»Noch Eins!« sprach Letzterer, »Du bekommst von der Regierung Dein rechtmäßiges Eigenthum heraus und erhältst einen ehrenvollen Abschied!«

»Zu viel des Glückes!« stammelte Defort, führte mit sanfter Gewalt die widerstrebend Hand seines zweiten Vaters an seinen Mund und heiße Freudenthränen träufelten darauf hernieder.

Berton hatte Recht gehabt, als er den Aufenthalt in Wheeling auf acht Tage bestimmte, denn es erforderte die umsichtigste Aufmerksamkeit eines erfahrenen Arztes, den Patienten so weit herzustellen, daß er ihm erlauben konnte, unter Beobachtung der größten Vorsicht, abzureisen.

Glücklich traf man in New-York ein, und als Berton mit Emil Defort bei seiner Familie auf Staaten-Island ankam und beide Damen den bedauernswerthen Zustand erkannten, in welchem sich der Verwundete befand, traten Thränen in Beider Augen, und besonders Käthchen weinte bitterlich.

Aber diese Thränen waren nur ein warmer Regen, nach welchen sich die Freudenblümchen in doppelter Frische empor richten. Emil Defort erholte sich unter der liebevollen Pflege im Berton'schen Hause von Tag zu Tag mehr. Eine Zustellung von Seiten des Marine-Ministeriums:

daß er über das Gut an Bord des »Nordstar« frei verfügen könne, nahm ihm die letzte Sorge von der Brust; denn den feinfühlenden jungen Manne beunruhigte es, daß er als ein Mittelloser die Hand des reichen Mädchens annehmen sollte. Seine Entlassung vom Militärdienst war eine höchst ehrende. Als er vollständig genesen war, was doch fast vier Monate erfordert hatte, wurden die Vorbereitungen zu seiner Vermählung mit dem anmuthigen Käthchen getroffen. Das Hochzeitsfest sah sich verschönert durch ein glückathmendes Schreiben von Lacroix, welches die Geburt eines Knaben meldete, »wodurch«, wie der glückliche Gatte sagte, »das Bündniß zwischen ihm und Cäcilie die eigentliche Weihe erhielt." Dieser Brief wurde Veranlassung zu manchen Scherzen bei der Hochzeitstafel, die Emils Augen erglänzen machten, während Käthchen bescheiden auf ihr Bouquet niederschaute. Unter den Gästen befand sich auch Madame Ormond, die eine anhängliche Freundin des Berton'schen Hauses geworden war.

Newton und Bellant hatten ihr ganzes Vermögen bei den hochverrätherischen Lieferungsgeschäften eingebüßt und blieben verschollen.

Die »Runner« ereilte ihre wohlverdiente Strafe.

Das Rückwärtsläuten.

Eine wundersame, aber wahre Geschichte.

Die kühnste Dichterphantasie kann so wundersame Geschichten nicht ersinnen, wie sie das Leben oft darbietet, wie sie Menschen mit ihrem beschränkten Verstande ausführen. Sie klingen oft so unglaublich, sie spotten so sehr jeder Vernunft, daß man ausdrücklich, wie bei dem Titel dieser Geschichte geschehen ist, hinzufügen muß, daß sie auf Wahrheit beruhen und sich wirklich ereignet haben. Und solche Geschichten tragen sich nicht etwa unter den Wilden Amerika's oder Afrika's, die von Kultur noch nicht beleckt sind, wohin die Bildung noch keinen Weg gefunden hat, sondern sie werden mitten unter gebildeten Menschen, in Ländern oder Städten ausgeführt, über welche der Hauch der Bildung hingezogen ist, auf welche auch die Sonne unseres erleuchteten neunzehnten Jahrhunderts herabscheint. Doch zu unserer Geschichte:

Im Jahre des Herrn 1866 — schreibe: Ein Tausend achthundert sechs und sechszig — war es als dies sich zutrug! — An einem heiteren, sonnigen Morgen ertönte in dem braunschweigischen Dorfe D...., welches freilich nur eine gute Stunde von Schöppenstedt entfernt, dagegen fast unmittelbar an der Berliner-Kölner Eisenbahn gelegen ist, also an der großen Verkehrs-Handelsader, welche den Osten Deutschlands mit dem Westen verbindet, ein einfaches, ernstes Geläute.

Es war um 9 Uhr Morgens. Alle, welche diese ernsten Töne hörten, wußten, daß sie nicht die Gemeinde zum Gottesdienste riefen, denn es war Werktag, sondern, daß sie einem Manne der Gemeinde, einem einfachen Bauer galten, der am Tage zuvor dahin geschieden war. Mancher, der auf dem Felde beschäftigt war, hielt mit seiner Arbeit inne, und hörte auf die Klänge, welche so feierlich und ernst durch die klare Morgenluft hintönten. Sie waren für ihn ja gleichsam eine Mahnung an die eigene Sterblichkeit, an die Sterblichkeit aller Staubgebornen. Mancher mag auch unwillkürlich die Hände zusammengelegt und dem Gestorbenen ein kurzes Gebet nachgesendet haben.

Es herrscht nämlich auch in dortiger Gegend auf dem Lande die alte Sitte, daß jedem Gestorbenen, der dem Gemeindeverbande der Kirche angehörte, an dem Morgen nach seinem Hinscheiden um 9 Uhr ein sogenanntes »Todtenschauer« geläutet wird. Es soll die Kunde von dem Heimgange des Betreffenden durch die Gemeinde hintragen, es soll Alle auffordern, ein kurzes Gebet für ihn zu sprechen und soll gleichsam ein ehrenvoller Nachruf sein, den die Kirche ihrem geschiedenen Angehörigen nachsendet. Gewiß eine schöne und ächt menschliche Sitte! Es werden in dem Augenblicke, wenn die Glocke ihren Nachruf ertönen läßt, die Gedanken aller Gemeindemitglieder auf den Geschiedenen hingelenkt, und die Töne klingen so ernst, so langsam, so feierlich, daß sie unwillkürlich in jeder Brust eine mildversöhnende Stimmung und den Gedanken »von Verstorbenen rede nie Böses« wachrufen.

Der Gestorbene war ein einfacher Bauer und einfach und still wurde er zum Friedhofe getragen und dort in die Erde gesenkt. Am folgenden Sonntag wurde, wie es gleichfalls in dortiger Gegend Sitte ist, von dem Prediger der Gemeinde, Superintendent B...., unmittelbar nach der Predigt von der Kanzel herab ein kurzes Denkgebet für das geschiedene Mitglied der Kirche und der Gemeinde ausgesprochen. Es ist dies durch den Mund des Priesters ausgesprochene Gebet eine Bitte der Kirche, ja der ganzen Gemeinde an den Höchsten, sich des Geschiedenen in Gnaden anzunehmen und über die Fehler und Sünden, die er mit sich genommen, in väterlich milder, versöhnender Weise zu richten.

Da verbreitete sich wenige Tage darauf in dem Dorfe D.... mit einem Male die schreckliche Kunde, der Todte, dem ein ehrliches Begräbniß zu Theil geworden, dem das Todtenschauer geläutet, für den von der Kanzel herab das Gebet gesprochen ist, sei nicht eines natürlichen Todes gestorben, sondern er habe sich in einem Anfall von Tiefsinn — er war bereits seit längerer Zeit tiefsinnig — selbst das Leben genommen, er habe sich erhenkt und sei von seinem Bruder, bei dem er wohnte, heimlich abgeschnitten worden!

Schrecken, Bestürzung erfaßte die ganze Gemeinde! Ein Erhenkter, ein Selbstmörder liegt auf dem Friedhofe in Reih' und Glied mit den übrigen Todten, die in ihren Sünden ruhig oder auch unruhig auf dem Sterbebette dahin gefahren sind! — Allgemeines Entsetzen! Der Kirchenrath, wel-

cher in dortigen Landgemeinden aus mehreren Gemeindemitgliedern und dem Prediger besteht, tritt zusammen. Der unglückliche Bauer, welcher den Selbstmord seines Bruders verheimlicht hat, wird vorgeladen, es wird ihm — und aller Wahrscheinlichkeit nach sehr derb — in's Gewissen gesprochen, und er gesteht endlich, daß sein unglücklicher Bruder in einem Anfalle von Tiefsinn sich wirklich erhenkt habe. Er habe ihn abgeschnitten und dies verheimlicht, um seinem todten Bruder, um der ganzen Familie, um sich die Schande zu ersparen und dem Todten ein ehrliches Begräbniß zu bereiten. Das Entsetzen und die Entrüstung des Kirchenraths steigerte sich nach der jetzt feststehenden und anerkannten Thatsache. Der Friedhof ist entweiht, weil ein Selbstmörder, der in eine Ecke des Friedhofes oder außerhalb desselben gehört, in Reih und Glied mit den übrigen Sündern liegt, denn Sünder sind wir ja Alle.

Die Glocke, mit der das Todtenschauer für den Selbstmörder geläutet ist, ist entweiht, von der Kanzel herab ist für ihn ein Gebet gesprochen!

Der Kirchenrath beräth, wie dieser Frevel ungeschehen gemacht werden könne. Duldung, Vergebung, Liebe — kennt man nicht. Man möchte das Grab des Selbstmörders wieder aufwühlen, den Sünder herausnehmen und ihn dorthin bringen, wohin er gehört! Dies wagt man nicht, denn dann würde die Gerichtsbehörde ein Recht erlangt haben, einzuschreiten und man weiß, daß dieselbe toleranter und auch freisinniger ist. In Reih und Glied muß der Selbstmörder also leider liegen bleiben, allein die entweihte Glocke kann man nicht behalten.

Wieder wird der unglückliche Bauer, der seinem Bruder die letzte Ehre hat retten wollen, vor den versammelten Kirchenrath geladen und ihm aufgegeben, entweder eine neue Glocke zu kaufen oder die entweihte umgießen zu lassen. Das ist indeß keine wohlfeile Sache, und der Schuldige, der kein Vermögen besitzt, erklärt offen, daß er nicht dazu im Stande sei, da ohnehin das Begräbniß seines Bruders ihm viel Kosten verursacht habe. Man ermäßigt die Strafe endlich auf 100 Thaler, doch auch diese ist der Bauer zu zahlen nicht im Stande. Währenddem nimmt der Prediger am folgenden Sonntage auf der Kanzel das ebendaselbst gesprochene Gebet für den Selbstmörder zurück. Das muß natürlich gehen, da es durch einen Priester geschehen ist. Der Höchste soll also auf das acht Tage zuvor gesprochene Gebet keine Rücksicht nehmen. O, wundersame Gläubige! — Auf Gnade hat der Selbstmörder also droben nicht zu hoffen, und hätte er sie bereits erhalten, so muß sie zurückgenommen werden. Es bleibt indeß immer noch die Calamität der entweihten Glocke und der hundert Thaler Strafe, welche der Frevler, der Bauer nicht bezahlen will, weil er sie nicht hat.

Wieder kommt der Kirchenrath zusammen, um über die entweihte Glocke zu berathen. Ein kluger Gedanke fällt doch nicht einem Jeden sofort ein! Endlich scheint die Weisheit Salamonis in jenen Kreis eingezogen zu sein.

Da der Bauer die Glocke nicht umgießen lassen will, da die Herren im Kirchenrathe aus ihrer Tasche dies auch nicht besorgen mögen, da indeß die Entweihung der Glocke nicht bleiben darf, so beschließt man analog der Zurücknahme des Gebetes durch den Prediger, auch das Todtenschauer zurücknehmen, und da sich dies nicht so ohnehin thun läßt, denn die Töne der Glocke sind laut über Wiesen und Feld, über das ganze Dorf und all' die klugen Köpfe hingehallt, so faßt man den unsagbar weisen Entschluß, das Todtenschauer zurückzuläuten.

Am folgenden Morgen wird es wirklich ausgeführt. Der Klöpel der Glocke wird verkehrt in derselben aufgehängt, und das Todtenschauer wird richtig zurückgeläutet — nun ist die Glocke wieder geweiht.

Wir müssen ausdrücklich hervorheben, daß in dem Kirchenrath nicht etwa ausbündige Spaßvögel saßen, sondern daß dies Alles mit vollem Ernste und voller Würde ausgeführt ist. Wiederholen müssen wir indeß, daß das Dorf, in welchem dieses geschah nur eine gute Stunde von Schöppenstedt entfernt liegt.

Es bleibt nur noch die Eintreibung der Strafe des Bauern. Derselbe bleibt bei seiner Weigerung. Man setzt die Strafe endlich auf fünfzig Thaler herab. Der Prediger drängt ihn, doch auch diese kann er nicht bezahlen. In seiner Noth wendete er sich endlich an die ihm zunächststehende Gerichtsbehörde, um sich dort Raths zu erholen, und da ihm der betreffende Gerichtsbeamte sagt, er sei nicht verpflichtet, einen Thaler zu zahlen, und er sei ein Thor, wenn er es thue, so kehrt er beruhigter heim. Er begibt sich nun zu dem Prediger und erbietet sich dreißig Thaler zu zahlen. Da indeß der Prediger auf den fünfzig Thalern mit derselben Zähigkeit beharrt, wie Shylock auf seinem Recht, so erklärt ihm der Bauer kurz und bündig er habe gar nicht nöthig etwas zu bezahlen und, jetzt werde er auch nicht einmal einen Pfennig geben.

Diese wundersame Geschichte hat sich im Jahre 1866 in dem braunschweigischen D.... ereignet. Wir müssen noch einmal wiederholen, daß sie wahr ist, denn welcher Spaßvogel könnte solche Tollheit ersinnen! Wir fügen noch hinzu, daß in dem Konsistorium in Wolfenbüttel altenmäßig davon Kenntniß genommen, aber aus kluger Rücksicht geschwiegen ist.

Zur Ehre der ganzen dortigen Umgegend bestätigen wir, daß man über diese unvermeßliche Weisheit des D.'schen Kirchenrathes und über das originelle Rückwärtsläuten sehr gründlich gelacht und den Kopf geschüttelt hat.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 80. Sonntag, den 6. Oktober **1867.**

Die Hammerschmiede.

Volkserzählung aus Obersteiermark

von

Cornelius Born.

1. Das stille Thal.

Wenn der Reisende, auf den langgedehnten Schlangenwegen des Semmeringgebirges gegen die „grüne Steiermark“ herabgleitend, von der Erhabenheit des Natureindrucks und der gigantischen Größe der Kunstbauten bewältigt, den Fortschritt der Technik sowie die Wucht des menschlichen Geistes anstaunt, da eröffnet sich seinen Blicken binnen Kurzem abermals ein Bild voll landschaftlichen Liebreizes.

Es ist das herrliche Mürzthal mit seinem jungen frischen Gebirgswasser, mit seinen Mühlen und Eisenhämmern, mit den saftgrünen Berghalden, dem stillen Tannendunkel und den vielen spitzen Kirchthürmlein. Zur Zeit, als sich jene Ereignisse begaben, welche den Gegenstand dieser Erzählung bilden, verhallte noch nicht der grelle, langgedehnte Pfiff der rastlosen Lokomotive an den stillen Gebirgswänden; — nur das Knarren schwerer, mit den würzigen Produkten des Südens belasteter Frachtwägen, nebst dem Hufschlag kräftiger „Holsteiner“ — oder dann und wann die lustigen Klänge eines Posthorns unterbrachen die friedliche Stille.

An der Stelle, wo ein herabgestürzter riesiger Felsblock, in dessen Spalten mehrere junge Fichten Wurzel gefaßt hatten, die blaugrünen Fluthen der Mürz von ihrer Richtung abzuweichen zwingt, ergießt sich unter wildem Brausen und Tosen ein Gebirgsbach in dieselbe. Verfolgt man den Bach längs des breiten Seitenthales, dessen Sohle er in mannigfachen Krümmungen durchzieht, so findet man, daß das wilde Brausen nur bei seiner Einmündung in die Mürz stattfindet, gleichsam aus Aerger darüber, daß er das schöne stille Thal verlassen müsse; denn weiter aufwärts fließen klar und ruhig die krystallenen Wellen zwischen den sanft abhängenden Wiesengründen. Dieser Bach heißt der Eisbach. Er hat den Namen nicht umsonst, da seine Quellen hoch oben in jenem Gebirgszuge ihren Sitz haben, welcher dieses Thal begrenzt, und von den langsam schmelzenden Schneemassen ihre Nahrung erhalten, die in den tiefen Schluchten und Klüften der vielfach geborstenen Kalkfelsen vor dem Eindringen der Sonnenstrahlen geborgen sind. Hie und da blicken vereinzelte Hütten oder Gehöfte zwischen den Erlen hervor, häufig setzt der schmale, holperige Fahrweg in Gestalt einer Brücke über das Bachwasser oder gar mitten durch, und so geht es eine Zeit lang vorwärts, bis man an eine kleine Gruppe hölzerner Häuser gelangt, über welchen, an einen dicht bewaldeten Bergabhang gelehnt, ein großes massives Gebäude hervorragt. Es scheint sehr alt und unbewohnt zu sein. Das Mauerwerk sieht grau und verwittert aus, ebenso die vier runden Thürme an den Ecken; — auf dem hohen schweren Ziegeldache bemerkt man stellenweise Moosflecken, auch sind sämmtliche Fenster sowie das hohe eichene Eingangsthor verschlossen. Weiter hinein treten die Berge näher zusammen. Munter hüpft das Bächlein jetzt im felsigen Bette, die an seiner Oberfläche spielenden Sonnenstrahlen auf die überhängenden glatten Felswände zurückwerfend, während an ruhigen Stellen die Forelle aus dem tiefen Schattendunkel der Gesteinstrümmer heimlich hervorhuscht. Je länger man so fortschreitet, desto schroffer gestalten sich die Bergformen, desto stiller wird es; nur zeitweise ertönt der Ruf eines hoch in den Lüften vorüberziehenden Raubvogels, oder der heisere Glockenton eines waidenden Rindes. Mit einem Male öffnet sich das Thal zu einem mäßig großen, beinahe kreisrunden Gebirgskegel, dessen Grund mit fettem Wiesboden und niederem Gebüsch überkleidet ist; auch läßt sich ein dumpfer, kaum unterscheidbarer Ton vernehmen, in welchem man erst später den monotonen Schlag eines Eisenhammers erkennt.

An einem hellen Frühlingstage fuhren auf dem beschriebenen Wege thalaufwärts drei weibliche Personen in einem offenen Wagen. Die Aelteste, welche zugleich die Stelle des Rosselenkers versah, hatte ein schwarzseidenes Tuch und darüber einen grünen Filzhut auf dem Kopfe; die beiden Anderen trugen leichte, breitkrämpige Strohhüte. Sie fuhren zwischen den duftigen Wiesgründen und dunklen Erlen, dann an dem alten Schlosse vorüber, dem Forellenbach entlang, und durch die schattigen Felsschluchten. Als sie jenen lieblichen Thalkessel erreicht hatten und die Schläge des Eisenhammers an ihr Ohr tönten, sagte die Alte mit sichtlicher Freude: „Gott sei Dank, jetzt sind wir z'Haus!“ Dann trieb sie den schweren Eisenschimmel zum schnelleren Laufe an, und bald darauf hielt das Gefährt in einem umfangreichen Hofraum an, an dessen einer Seite die rußige Hammerschmiede und

daneben die Wohn- und Wirthschaftsgebäude lagen. Ein hoher, breitschultriger Mann mit silberfarbenem Haar und Vollbart, begleitet von einem zottigen Wolfshunde, trat den Ankömmlingen mit den Worten: „Grüß Gott, Mutterl!" entgegen. Dabei half er der Alten vom Wägelchen herab, und als er sie geküßt und ihr die Hand gereicht, küßte er jedes der beiden Mädchen, die inzwischen gleich leichtfüßigen Rehen herabgesprungen waren, auf die Stirn, indem er ihnen ebenfalls die Hand reichte und sagte: „Grüß Gott, Serafine, grüß Gott, Mirzl!" (Marie).

Während der Hammerschmied dem ermüdeten Schimmel, — der schon lange mit dem Vorderfuße stampfte, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken — den Kopf streichelte, und seine Zufriedenheit zu erkennen gab, die mit beifälligem Kopfnicken erwidert wurde, nahmen die Heimgekehrten die Begrüßungen Sultans, des Wolfshundes, und des allmälig herbeigekommenen Hausgesindes in Empfang. Hierauf traten sie in die Hausthüre, über welcher auf einer schwarzen Marmorplatte in goldenen Lettern der Name: „Franz Gstirner" und eine Jahreszahl zu lesen war, welche weit über ein Jahrhundert zurückreichte.

„Was die Weibsleut' für Krimskrams mitschleppen!" hob der Hammerschmied kopfschüttelnd an und wendete sich lachend und mit dem Finger drohend gegen eines der beiden Mädchen, das einstweilen wieder herausgekommen war, um die unzählbaren am Boden des Wägelchens zwischen Heu versteckten Schachteln und Päckchen hervorzusuchen. „Habt's den Urlaub um volle drei Tag' überschritten, ihr Sapperlotter!" — „Ja, Voata," entgegnete das Mädchen mit schalkhaftem Lächeln, „die Muatta hat schon vorgestern hoamfahren woll'n, aber die Frau Godel (Pathe) hat uns nit fortg'lassen, und . . ." — „Und? — ihr junges Volk habt's gewiß nix dagegen einz'wenden g'habt, — nit wahr?" setzte der Hammerschmied fort, wobei er das junge schöne Mädchen wohlgefällig betrachtete und jeder ihrer Bewegungen mit sichtlichem Behagen folgte. Sie war groß, üppig gebaut und doch schlank dabei; aus dem vollen, frischgefärbten Gesicht mit der sanft gebogenen Nase und der ein wenig aufgeworfenen Oberlippe leuchtete das dunkle Augenpaar wie zwei dunkle Sterne, während die Fülle ihres schwarzen glänzenden Haares auf allen Seiten des rothseidenen Kopftuches hervorquoll, das sie mit dem Strohhute vertauscht hatte. Wäre Serafine städtisch gekleidet gewesen, gewiß Niemand hätte in ihr eine Tochter jenes einsamen Gebirgsthales erkannt; — und wer sie jetzt gesehen hätte, wie sie mit ihrem kurzen Röckchen und den kleinen, ungeachtet der plumpen Bundschuhe niedlich aussehenden Füßchen geschäftig über den Hofraum hüpfte, würde mit ihrem Vater vollkommen einverstanden gewesen sein, welcher sein Töchterchen niemals anders nannte, als „mei' Bachstelz'."

Das andere blonde schmächtige Mädchen mit den hellen Augen und dem freundlichen Lächeln, das jetzt aus der Hausthüre trat, hatte noch etwas Kindliches in ihrem Wesen. Mirzl war zwei Jahre jünger als Serafine. Nachdem sie in früher Kindheit ihre Eltern verloren, wurde sie von der Hammerschmiedin, der Schwester ihrer verstorbenen Mutter, in's Haus genommen, wo sie an der Seite Serafinens heranwuchs. Beide Mädchen hingen auf's Zärtlichste aneinander und liebten sich wie zwei Schwestern.

Kaum hatte Mirzl einige Schritte in den Hof gethan, als auch schon das Geflügel von allen Seiten herbeieilte, um die langvermißte Freundin zu begrüßen. Das war ein Gagern, Gurren und Piepen, — ein Herandrängen und Uebereinanderspringen, so daß das bestürmte Mädchen fast keine Zeit fand, das heute reichlicher als sonst zugemessene Futter auszustreuen, oder ein schneeweißes Täubchen zu bemerken, welches auf ihrer Schulter Platz genommen hatte, und vor Freude so lange mit den Flügeln schlug, bis sie es auf die Hand nahm und demselben erlaubte, einige Körner aus ihrem Munde zu picken.

Nachdem die Schürze vollkommen geleert war, hielt sie nochmals Umschau in dem bunten Kreise ihrer Schützlinge, als ob sie etwas suchen wolle; dann hob sie das Täubchen vor ihr Gesicht und sagte: „Alle seid's da, bis auf's Schwarzköpfl." Das Täubchen schlug abermals mit den Flügeln, als ob es des Mädchens Worte verstände. „Wart, wir woll'n dich schon finden, du kleiner Ausreißer!" und hüpfte gegen die grünen Hecken, durch welche das Licht der sinkenden Sonne in tausend feingesponnenen Strahlen hereinbrach.

Inzwischen war es Abend geworden. Beim Tische unter den dichtbelaubten Nußbäumen saß der alte Schustertoni, an seinen Schuhen emsig klopfend und hämmernd. Der Schustertoni hatte eigentlich keine beständige Werkstätte. Er wanderte im Gebirge von einem Hause zum andern, wobei er sich überall so lange aufhielt, bis die Fußbekleidung sämmtlicher Einwohner vollständig hergestellt war. Seine periodischen Besuche hatte er in der Weise eingerichtet, daß er alljährlich zweimal in jedem Gebäude einsprach, so daß man allenthalben den Zeitpunkt seiner Ankunft genau wußte und sich darnach richten konnte. In Folge dieses ewigen Herumwanderns war er auch in der ganzen Umgegend bekannt, und nicht allein seines heiteren, gutmüthigen Wesens halber bei Jung und Alt beliebt, sondern auch deßhalb, weil er immer Neues zu erzählen wußte, und so in den einsam gelegenen Bauernhöfen oder Alpenwirthschaften das einzige Verkehrsmittel mit der Außenwelt bildete.

Auch das Gebirgsthal, in welchem die Hammerschmiede lag, war beinahe aller Communikation entrückt, denn der Fahrweg, welcher nur von den schweren Fuhrwerken benützt wurde, die das Roh-

eisen zum Hammer brachten und die fertigen Waaren als Rückfracht mitnahmen, — verlor sich weiter hinein in einen schmalen Gebirgspfad, der bloß zur Sommerszeit von Jägern und Sennen betreten wurde.

(Fortsetzung folgt.)

* Hauswirthschaftliche Briefe,

geschrieben für Frauen und Töchter.

Liebe Freundin!

Sie haben eingesehen, daß die gebundene Wärme, welche der Dampf enthält, wieder frei, fühlbar wird, wenn der Dampf sich wieder zu flüssigem Wasser verdichtet, und ich habe Ihnen schon gesagt, daß darauf das in neuerer Zeit mit Recht in Anwendung gekommene Dampfkochen beruhet. Das Dampfkochen hat den Vortheil, daß die heißen Dämpfe schneller und wirksamer in die rohen Speisestoffe eindringen.

Es bietet aber auch den weiteren Vortheil, daß diejenige Wärme, welche bei längerem Kochen verloren geht und als Dampf in den Schornstein zieht, aufgefangen und benutzt wird. Der Dampf muß seine 80° R. Wärme und was er mehr davon gebunden enthält wieder hergeben. Erhitzt man demnach Wasser in einem geschlossenen Gefäß, aus welchem eine Röhre in ein anderes Gefäß, das etwa kaltes Wasser enthält, leitet, so werden die Dämpfe, welche beim gewöhnlichen Kochen in die Luft steigen und ungenützt entweichen, jetzt gezwungen, durch die Röhre in das kalte Wasser des andern Gefäßes zu treten. Dort werden sie verdichtet und zu Wasser verwandelt, und die Grade Wärme, welche der Dampf enthält, werden frei, theilen sich dem Wasser mit, und was ist die Wirkung? Das Wasser in diesem Gefäß fängt bald an zu kochen.

Die Eigenschaft des Wasserdampfes, große Mengen von Wärme zu binden und sie beim Verdichten wieder abzugeben, muß demselben, wie Sie jetzt einsehen werden, sehr geeignet machen zum Erhitzen von andern Körpern. In Apotheken bereitet man Infusionen (Aufgüsse), Decocte (Abkochungen) und Extracte (Auszüge aus Arzneikörpern); in Brennereien destillirt man durch Dampf; in Färbereien und Bleichereien wendet man ihn an zum Auskochen und Ausfärben der Stoffe mit Wasser, in andern Anstalten zum Heizen der Locale zum Trocknen u. s. w. Bei der Theuerung des Feuermaterials sollte man aber auch mehr darauf bedacht sein, das Dampfkochen in der Küche einzuführen. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß das Kaffeewasser, wenn es eine Stunde länger kocht, als nöthig ist, mehr an Feuerungsmaterial kostet, als der Werth der genommenen Kaffeebohnen. Ein Pfund Wasser, das eine halbe Stunde lang über den Kochpunkt hinaus fortkocht, verdampft mit etwa 5—6 Loth Wasser mehrere tausend Grade Wärme in den Raum des Schornsteins. Sie haben aber noch den Vortheil, daß die Speisen, wie ich Ihnen schon im vorigen Brief andeutete, beim Dampfkochen nicht anbrennen können, da der Dampf in Gefäßen, aus denen er entweichen kann, niemals heißer als 80° R. wird.

Um dies einzusehen, folgen Sie mir aufmerksam bei nachstehender Betrachtung. Nehmen Sie ein Fläschchen und füllen Sie es zur Hälfte mit Wasser, bringen es alsdann über Feuer (am besten über eine Spirituslampe) in heftiges Sieden, fassen hierauf den Hals mittelst eines Tuches, verschließen ihn durch einen gut passenden Kork und kehren das Fläschchen nach unten. Sie werden wahrnehmen, daß das Wasser, sobald das Fläschchen sich nicht mehr über der Flamme befindet, aufhört zu wallen. Jetzt gießen Sie kaltes Wasser auf den oberen Theil des Fläschchens — von außen natürlich — und was geschieht? Das Wallen des Wassers beginnt w i e d e r mit großer Heftigkeit. Ja, diese Erscheinung wiederholt sich mehrmals, wenn das Aufgießen von kaltem Wasser erneuert wird.

Das ist wieder einmal eine auffallende Erscheinung. — Kaltes Wasser soll die Ursache des Kochens sein! Wie geht das zu?

Hören Sie! Als das Fläschchen über die Flamme gesetzt wurde, enthielt es Wasser, unten und oben Luft. Die Luft ist durch die während des Kochens aufgestiegenen Dämpfe fast ganz entfernt worden, weßhalb sich außer dem Wasser nur noch die Dämpfe im Fläschchen befinden, welche beim Verschließen desselben noch darin sind. Das aufgegossene kalte Wasser kühlt den obern Theil des Fläschchens ab, was eine plötzliche Verdichtung der darin befindlichen Dämpfe zur Folge hat. Da nun das Kochen unmittelbar nach dem Verdichten der Dämpfe beginnt, wie Ihnen der Versuch, wenn Sie ihn nachmachen, zeigt, so verhalten sich beide offenbar wie Ursache und Wirkung zu einander. Als denkende Beobachterin erkennen Sie gewiß ohne weitere Erläuterung, daß das Wasser allein aus dem Grunde wieder zu sieden anfängt, weil der Druck ein geringerer ist, welcher auf dasselbe ausgeübt wird. Bringen Sie nun auch noch mit in Anschlag, daß sich nach und nach die Temperatur des Wassers verringert, daß aber dessenungeachtet das Sieden von Neuem beginnt, so begreifen Sie den Satz: D a ß W a s s e r u m s o l e i c h t e r s i e d e t, j e g e r i n g e r d e r D r u c k i s t, w e l c h e n d i e D ä m p f e a u f d a s s e l b e a u s ü b e n.

Im nächsten Briefe werde ich Ihnen hierüber noch mehr schreiben. Was aber das Dampfkochen anbelangt, so rathe ich Ihnen bei Ihrer großen Hauswirthschaft sich sobald als möglich die nöthigen Apparate, die Sie leicht erhalten können, anzuschaffen. So viel ich weiß, ist in Ihrem Wohnorte selbst eine Niederlage hauswirthschaftlicher Maschinen. Dort erhalten Sie auch jede weitere technische Belehrung.

Verschiedenes.

Ein wahrer Lappländer. Seit Anfang vorigen Monats wohnen in Petersburg fünf Familien aus der Aristokratie Lapplands. Unter denselben ist ein junger Mann von 24 Jahren, der 3000 Rennthiere besitzt und in seiner Heimath als reich gilt; derselbe hatte in Petersburg ein Verhältniß mit der Tochter eines reichen Kaufmannes angeknüpft, die als Mitgift nahe an eine Million Rubel erhält. Der Vater willigte in die Verbindung, nun sollte die Hochzeit am 15. August stattfinden. Sehr bereitwillig erfüllte der Bräutigam die Bedingung, zur russischen Kirche überzugehen: als er aber hörte, daß seine künftige Frau ihn nicht zu seinen Rennthieren begleiten werde, sondern er hier bleiben und als Theilhaber des Hauses seines Schwiegervaters eintreten solle, da trat er zurück, und um nicht weiter in Versuchung zu kommen, begab er sich alsbald auf die Rückreise in sein Vaterland, zu seinen Rennthieren und Moosen. Der Mann hatte 3 Diener zu Begleitern, deren einer täglich von 11 bis 1 Uhr in der Newa an der Nikolabrücke angelte und dabei stets von einer Menge Neugieriger umstanden wurde, weil er Alles, was er fing, sogleich roh verzehrte.

Ein Gemeindewahl-Erlaß. Der Vorstand einer deutschen Landgemeinde in Mähren erließ unlängst eine Kundmachung, welche wörtlich lautet: „Kundmachung. Es wird überall bekannt gemacht, daß drei Jahre vorbei sind. Es wird quält am Sonntag im Gasthaus des N. N, welcher auch bei der Wahl ist. Die Gemeinde-Vortrettung die neue wird gewählet mit Stimmenmehrheit, wo jeder Mann wählen kann, wenn er will, aber sechs von jeden Wahl Körper in Gemeinde. Daß es jeder versteht, wird jeden jetzt gesagt, nicht mit Stimmzettel, sondern mündig, und so viel als er braucht. Weil aber das Gesetz sagt, so werden die, welche zu Ausschüssen gewählt worden sind, an der Gemeinde Dafel durch ganze acht Tage aufgehängt, und wann wer was einzuwenden hat, der sollte es zum Gemeindevorsteher vorbringen, wo sie dann zu der Statthalterei gehen muß. Anfang um 8 Uhr, Ende um 6 Uhr.“

Ein junger Engländer reitet längs dem Ufer eines Flusses spazieren. Plötzlich hört er in einiger Entfernung das Jammergeschrei eines achtjährigen Kindes. Er sprengt herbei. Verzweiflungsvoll zeigte die Kleine nach dem Wasser: „Dort Baby! Wir spielten mit einander, da ist sie plötzlich ins Wasser gefallen.“ Der junge Mann sieht ein Händchen aus dem Wasser hervorragen und darunter einen Körper, den die Fluthen fortspülen. Er springt vom Pferde und ist so glücklich, das Kind, das dem Versinken nahe war, glücklich ans Land zu bringen. Die Wangen der Geretteten sind noch roth und frisch; sie schaut ihren Retter mit hellen Augen an. Als er sie näher betrachtet, — wer beschreibt seinen Schrecken? — ist es eine große Puppe mit einem Porzellan-Gesicht, die er aus dem Wasser gerettet hat. Sein Pferd hatte unterdessen aus eigenem Antrieb den Heimweg eingeschlagen und der durchnäßte Retter mußte zu Fuß heimwandern.

Grausame Selbsthilfe. Eine unerhörte Frevelthat beschäftigt die Gemüther der Stadt Witten in der preußischen Provinz Brandenburg. Vor Kurzem fanden bei der Nacht Bergleute im Wittener Bruche eine völlig verbrannte Mannesleiche. Es verlautet, der Mann habe Kartoffeln stehlen wollen und sei von dem Eigenthümer bei der That ergriffen, tüchtig durchgeprügelt und dann in ein Feldfeuer geworfen worden.

In Indianopolis war vor Kurzem die Tribune des Geschwornengerichts trotz der Gleichgiltigkeit des vorliegenden Falles gänzlich überfüllt. Der Grund war der, daß eine allbekannte Schauspielerin in dem Prozesse zeugen sollte und sie so genöthigt war, ihr Alter anzugeben, welches zu erfahren noch Niemanden gelungen war. „Jetzt erfahren wir's,“ zischelten mit höhnischem Lächeln die Löwen des Tages, „denn ins Gefängniß wird sie nicht wollen!“ — Die Dame tritt ein, muß ihre rechte Hand erheben und schwören, die Wahrheit zu sagen. — „Ihr Name?“ fragte der Präsident. „Mary F.“ — „Stand?“ „Schauspielerin.“ — „Alter?“... Man hätte eine Nadel in dem vollgepropften Saale fallen hören können. Ruhig erhebt sich Fräulein Mary, tritt zum Präsidenten und flüstert ihm mit graziöser Verbeugung die Antwort ins Ohr. Der Präsident lächelt, notirt die Angabe — und das Publikum verläßt, halb lachend, halb wüthend den Saal, so daß nun der Prozeß ohne Zuschauer zu Ende geführt wurde.

Klassische Mahnbriefemuster.

1.

Madame!

Schiller sagt:

Das Leben ist der Güter Höchstes nicht,
Der Uebel Größtes aber ist die Schuld

von 17 fl. 15 kr., wegen der ich Ihnen nun schon sechs Mal geschrieben habe. Ich bitte um endliche Abmachung!

2.

Verehrtes Fräulein!

Du hast Diamanten und Perlen,
Hast Alles was Menschenbegehr

aus meinem Laden entnommen, immer alles anschreiben und mich stets vergeblich um Zahlung schicken lassen. Wenn Sie nun nicht wünschen, daß ich Sie verklage, so bitte ich Sie um umgehende Zusendung des Betrages.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 81. Donnerstag, den 10. Oktober **1867.**

Der Jäger aus Kurpfalz.

Eine Hofgeschichte von E. Diethoff.

Der Jäger aus Kurpfalz,
Der reitet durch den grünen Wald,
Er schießt das Wildpret her,
Gleich wie es ihm gefallt.
Ju, ja ju —
Ja lustig ist die Jägerei
Allhier auf grüner Haid',
Allhier auf grüner Haid'!

So sang, halb zwischen den Zähnen, ein Mann, welcher fest in seinen Mantel gewickelt durch den mit schimmernden Karossen, Sänften und Fackelträgern erfüllten Schloßhof zu Mannheim sich einen Weg bahnte.

Es war der 13. Januar 1742, ein lang erwarteter, viel ersehnter und besprochener und jetzt hoch gefeierter Tag. Die beiden Enkelinnen des Kurfürsten von der Pfalz, Elisabeth Auguste und Maria Anna von Pfalz-Sulzbach, waren an diesem Tage den Vettern ihres Hauses, Karl Theodor von Sulzbach und Clemens von Bayern, vermählt worden.

Ganz Mannheim schwamm im Jubel, im offiziellen Jubel der Illuminationen, Kanonensalven und prunkenden Alexandriner, und im naturwüchsigen des Volkes, welches sich auf dem Marktplatze um das vergoldete Faß balgte, dessen vier Oeffnungen weißen und rothen Wein im Ueberfluß ausgossen. Denn Seine kurfürstliche Gnaden waren nicht umsonst Besitzer des großen Fasses zu Heidelberg, und nicht umsonst hatte die Sonne so hell auf die Weinberge der Pfalz geschienen. Auch hat es dort nie an durstigen Kehlen gefehlt, noch an fröhlichen Herzen, und Kehle und Herz waren stets beide zum Jubeln bereit, wenn's an sie kam; d'rum sagt ein altes Sprichwort:

Fröhlich Palz,
Gott erhalt's!

Es waren gar viele hohe und allerhöchste Herrschaften zu der Doppelvermählung nach Mannheim gekommen. Der Kurfürst Clemens August von Köln hatte die Einsegnung der Ehe vollzogen, die große Cour war vorüber und ebenso die italienische Oper in dem neugebauten Opernhause. Was von erlauchten Gästen geladen war, begab sich jetzt zur Toilette und zum Ball.

Unser Sänger im Mantel hatte sich endlich durch das wogende Gedränge bis zu der Colonnade des linken Schloßflügels hindurch gearbeitet. »Ich will sehen, ob ich Karoline vor dem Balle noch einen Augenblick sprechen kann,« murmelte er, indem er die teppichbelegte, lampenhelle Treppe hinanstieg. Ein reichgallonirter Diener eilte ihm entgegen — »das Fräulein von Venningen?« fragte kurz der im Mantel.

„Der Herr Oberjägermeister von Halh," sprach der Diener, sich tief verbeugend, „die Baronesse sind — — der Herr Abbate —"

„Was will ich von dem welschen Abbate! Ist das Fräulein zurück aus der Oper?"

„In diesem Augenblick zurückgekommen," antwortete der Diener.

„Es ist gut," rief der Oberjägermeister und schritt rasch an dem Bedienten vorbei zu den Zimmern der Hofdame. Die Thür war nur angelehnt und auf sein Klopfen hörte er nur das fröhliche Lachen einer hellen weiblichen Stimme erschallen. Ungeduldig trat der Oberjägermeister ein. „Ah, Vetter Karl!" rief ihm die Dame entgegen, welche in dem duftenden, von Spiegeln und Vergoldungen blitzenden Gemache in einer Bergère ruhte. Das blaßrothe Atlaskleid, mit Spitzen und Rosenguirlanden besetzt, stand gar wohl zu dem blühenden Gesichtchen der Dame. Ihr linker Arm ruhte auf einem von bronzenen Ziegenfüßen getragenen Gueridon, zwischen den Fingern der Linken wirbelte sie ein zierliches Billetchen, die Rechte streckte sie grüßend dem Eingetretenen entgegen, welcher, den Mantel abwerfend, rasch auf sie zutrat. Den Hut hatte er schon vor der Thür abgenommen und so zeigte Karl von Halh ein schönes, männliches Angesicht voll Offenheit und Geradheit. Schlecht stand zu der etwas zu frischen und wettergebräunten Gesichtsfarbe, zu dem schwarzen Schnurrbart der weiße Puder des Haares, aber um so besser paßte dem kräftigen Manne die reichgestickte Jagduniform von grünem Sammt.

„Wir haben soeben von Ihnen gesprochen, Vetter Karl, und von der dringenden Einladung, welche Sie an mich ergehen ließen, Ihr Waldschloß einmal zu besuchen, und der Abbate meint —" die Dame bewegte bei diesen Worten die Hand nach einem Manne, welcher bei dem Eintreten des Oberjägermeisters sich erhoben hatte und zur Seite an die Marmorconsole getreten war. Das ganze Aeußere des noch jungen Mannes, Wuchs, Haare und Gesichtsfarbe kennzeichnete den Italiener, und die schwarzseidene Soutane, die elegant darum geschlungene Schärpe und der große Hut den Schüler Loyola's, dessen Orden in Kurpfalz so mächtig war.

„Ich meine," unterbrach der Abbate mit stark italienischem Accente die Dame, „ich meine, es sei Hochverrath, die schönste Blume des Hofes uns, wenn auch nur für einen Tag, zu entführen, und Verrath an der Dame selbst. Santa Padrona! lassen Sie sich nicht in diese wilden deutschen Wälder locken, Baronissa!"

„Sie wissen, Karoline, wie meine Einladung gemeint war," versetzte Karl von Hakh mit Ernst, „und ich komme, sie nochmals zu erneuern. Fürchten Sie sich nicht, es ist schön und treulich bei uns; haben wir auch keine glatten Parquets und welsche Trillerkehlen, so haben wir dafür frische Wälder, grüne Wiesen und —"

„Den Jäger aus Kurpfalz," unterbrach ihn die Dame und summte die fröhliche Melodie. „Das ist Poesie aus dem Westrich, Cousin. Sie haben das Jägerlied an den Hof gebracht und heißen deßhalb heute noch der Jäger aus Kurpfalz."

„Ich wills mir gern gefallen lassen, daß mein Leibstück mir zu Gevatter steht," sprach gutlaunig der Oberjägermeister, „zumal wenn ich's von solchen Lippen singen höre."

„Nun!" rief die Dame, „ich will Ihnen ein anderes Stück Poesie zu kosten geben — ächte Hofpoesie, worin nichts von Waldluft und Jägerei vorkommt; was meinen Sie, Cousin, der Abbate hat die rauhen Klänge unserer armen Sprache für würdig erachtet, seiner Muse zu dienen."

„Ah! viel Ehre für uns!" sprach gedehnt der Freiherr, indem er sich steif vor dem Abbate verneigte, durch dessen gelbes Gesicht es zuckte, wie vorüberfliegende Röthe des Zornes, denn am wenigsten von allen Sterblichen hätte dieser deutsche Bär, dieser — Jäger von Kurpfalz — seine gedrechselten Verse hören sollen, und war es Spott, was die schöne Karoline antrieb, sie diesem vorzulesen?

„Oh, Baronissa, ich bitte!" rief er.

Aber schon hatte Karoline dem Vetter das zierliche Briefchen hingereicht, mit welchem sie bei seinem Eintritt gespielt. „Lesen Sie laut, Cousin!"

„So wie das Eisen folget dem Magnete,
Fühl' ich mein Denken zu Dir hingezogen,
Und hab' ich andachtsvoll das Knie gebogen,
Denk' ich nur Dein im flüsternden Gebete!

Des Weihrauchs Wolke meine Stirn umwehte
Gleich Engels-Fittigen, die mich umflogen,
Da war es mir (hat mir ein Traum gelogen?),
Als ob ich hörte eines Gottes Rede:

„Sie, die Du liebst, in unverwelkter Schöne
„Zu meinem Himmel sei sie aufgetragen,
„Nicht ist bestimmt sie für der Erde Söhne!"

Und doch! Kann ich dem heißen Herzen wehren
Und meiner Pulse ungestümem Schlagen,
Dich, Heißgeliebte, schmachtend zu begehren?"

Als Karl von Hakh gelesen hatte, ließ er mit dumpfem Ausrufe des Unwillens das Blatt sinken.

„Ist das nicht eine süße Andacht, Cousin?" rief die Schöne, einen schalkhaft spottenden Blick aus ihren großen blauen Augen auf den Vater werfend, welcher sich dem Freiherrn gegenüber höchst unbehaglich und verlegen fühlte.

„Oder soll das heißen, die Güter des Fräuleins dem Kloster und das Fräulein selbst dem —" Der Oberjägermeister verschluckte das Ende seines Satzes und die darin enthaltene bittere Vermuthung. „Was soll das für ein Himmel sein?" fuhr er gegen den Jesuiten auf, welcher verschmitzt lächelnd die große goldene, zur Ehre der Doppel-Vermählung geprägte Münze zwischen den Fingern drehte.

„Was soll das für ein Himmel sein?" wiederholte der Geängstigte nochmals.

„Der Abbate scheint den Himmel der kurfürstlichen Gnade zu meinen," lachte Karoline und ließ die Hörer im Ungewissen, ob sie im Spott oder im Ernst gesprochen.

„Karoline!" rief der Oberjägermeister mit einem Tone, welcher die Angst des treuliebenden Männerherzens verrieth — „Karoline, wäre es möglich?" Da trat aber die Zofe herein, ihre schöne Herrin mahnend, daß es an der Zeit sei, die Balltoilette zu beginnen.

„Meine Herren, Sie müssen mich entschuldigen," sprach die Schöne aufstehend, „ich darf nicht säumen — der Kurfürst eröffnet selbst den Tanz."

„Der Kurfürst tanzt?" rief der Freiherr mit dem Ausdruck so großen Erstaunens, daß es auf die beiden Andern seine komische Wirkung nicht verfehlte. Karoline lachte laut auf und der Jesuit kicherte leise. Es war allerdings eine zum Lachen reizende Vorstellung, wenn man sich den achtzigjährigen gichtkranken Kurfürsten tanzend dachte.

„Oh, Seine kurfürstliche Durchlaucht haben noch ganz andere Dinge im Sinne, Cousin," sprach die Dame, indem sie sich zum Weggehen anschickte.

„Und das Geschenk Seiner Durchlaucht, Baronissa!" rief der Abbate, ihr nacheilend und ein Perlenhalsband darbietend, welches, von der Schönen unbeachtet, auf dem Gueridon gelegen hatte.

„Die Tochter von Venningen trägt nur ihren eigenen Schmuck!" rief Karl von Hakh, dem Jesuiten zuvorkommend und nach dem Halsbande greifend. Aber seine Hand, wohl gewöhnt, Büchse und Waidmesser zu führen, war noch zu selten mit Frauenschmuck in Berührung gekommen, derb griff er zu und die kostbaren Perlen rieselten ihm über die Finger und rollten umher auf dem Teppich.

„Maledetto!" zischte der Jesuit. Und lachend ließ Karoline von Venningen die schwere Portière hinter sich fallen.

„Sie werden mir Rede stehen," sprach der Oberjägermeister, sich gegen den Italiener wendend; der aber, behend wie eine Katze, schlüpfte an ihm vorüber und schloß die Thüre hinter sich.

„Ich muß mit Karolinen in's Reine kommen," flüsterte jetzt der Alleingelassene. „Sie ist wie

ein neckischer Kobold und doch hängt mein Herz an ihr mit aller Macht! — — Oder wäre es wahr, was man sich in die Ohren raunt? Dann schütze Gott sie und mich!«

Man hatte nämlich am Hofe gemunkelt, daß die schöne Hofdame von Venningen Gnade gefunden vor den Augen des achtzigjährigen Monarchen. Ja man ging so weit zu behaupten, daß der Kurfürst, nachdem er drei Gemahlinen begraben, nicht abgeneigt wäre, nochmals eine morganatische Ehe zu schließen, und der Tag der Vermählung seiner Enkelinnen war der passend gewählte, dieses am Hofe kundzuthun. Auch hieß es, die Gesellschaft Jesu stehe diesem Plane nicht ferne. Aber Karoline! war sie unter solchem Einfluß? Und wenn nicht, was sollte dann der Abbate bei ihr? —

Dem Oberjägermeister fuhr es heiß zu Kopfe, er stampfte heftig auf den Boden. »Ich muß ins Reine kommen! — ich muß! — ich muß!«

Da rauschte die Portière und sie selbst trat heraus im schweren Schleppkleide von drap d'argent; Juwelen blitzten vor ihrer Brust, umfunkelten die schönen Arme und wiegten sich als vielfarbige Schmetterlinge zitternd auf den hochfrisirten Locken.

»Wie gefalle ich Ihnen, Karl?« sprach die Schöne lächelnd, und den Fächer auf- und zuklappend, dessen bunte Malerei den von den Grazien mit Rosen gegeißelten Amor darstellte. Nachdem er einen langen, tiefen Blick auf die Dame gerichtet, erwiderte der Freiherr: »Sie sind schön, Karoline, aber doch gefielen Sie mir damals weit besser, als Sie im leichten Leinwandkleidchen durch die Gänge des Venningerhofes in Heidelberg huschten. — Ich hoffte, die Karoline von damals wieder zu finden, ich glaubte, eine offene Antwort auf meine offene Frage zu vernehmen, und nun — lassen Sie es klar werden zwischen uns!«

Eine tiefe Röthe flog über das schöne Antlitz der Dame, sanft entzog sie dem Oberjägermeister die Hand, welche dieser ergriffen hatte. »Es wird klar werden, Herr von Halb, beruhigte sie, »bleiben Sie in meiner Nähe!«

(Schluß folgt.)

Der glückliche Brautwerber.

Ein bedeutendes Geschäftshaus in England hatte vor einiger Zeit eine wichtige Aktion mit einer renommirten Berliner Firma zu ordnen, zu welchem Zweck es seinen ersten Buchhalter, Herrn S., einen sehr tüchtigen Kaufmann, herübersandte. Es gelingt dem jungen Mann, das betreffende Geschäft zu beiderseitigen Zufriedenheit zu reguliren, und Herr B., der Chef des dasigen Hauses, ist von dem ausgezeichneten kaufmännischen Talent und scharfen Verstand, sowie der persönlichen Liebenswürdigkeit des Engländers eingenommen, daß er ihn täglich zum Diner und Souper einlud.

Herr B., besitzt nun eine gar liebenswürdige Tochter von 18 Jahren, dermaleinst die Erbin des sehr bedeutenden Vermögens ihres Herrn Papas, kein Wunder, daß der Jünger Merkurs ein ganz besonderes Wohlgefallen an der jungen Schönen findet, auf die er, wie er zu bemerken glaubte, einen gar nicht ungünstigen Eindruck gemacht hatte. Der Tag der Abreise naht endlich, der Sohn Albions nimmt Abschied von der Familie und ersucht noch schließlich Herrn B. um eine geheime Unterredung, worin er diesen ganz sans façon um die Hand seiner Tochter bittet.

Dieser entgegnet nach der ersten Ueberraschung: „Mein Herr, ich achte in Ihnen einen sehr tüchtigen Kaufmann, einen vortrefflichen Menschen, ich schätze Ihre liebenswürdige Persönlichkeit, doch vermögenslos wie Sie sind, können Sie doch unmöglich glauben, daß ich Ihnen meine Tochter geben werde, für die ich die reichsten Schwiegersöhne erhalten kann: bei der Mitgift, die ich ihr gebe, kann ich diese in ganz anderen Kreisen suchen."

„Auf diese Antwort war ich vollständig gefaßt, Herr B.," versetzte der dreiste Brautwerber, „ich frage Sie daher nur noch, ob Sie mir auch die Hand Ihrer Fräulein Tochter verweigern würden, wenn ich Sie als Compagnon des Hauses, das ich die Ehre habe, momentan zu vertreten, darum bitten würde?"

„In diesem Falle keinen Augenblick, im Gegentheil würde ich mich sehr geehrt fühlen, mit Ihrem Hause in solch' nahes Band zu treten."

„Haben Sie die Güte mir dies schriftlich zu versichern, mein geehrter Herr B., nicht etwa aus Mißtrauen gegen Ihr Wort, nein, nicht im Mindesten, ich bedarf aber dieser schriftlichen Versicherung zu einem besonderen Zweck.

Bereitwilligst gibt Herr B. seinem Schwiegersohn in spe das gewünschte Versprechen, und dieser kehrt nach England zurück. Zu Haus angekommen, bittet Herr S. seinen Chef um seine Entlassung, eine Bitte, die denselben höchst unangenehm überraschte, denn der junge Mann war ihm seit den sechs Jahren, die er bei ihm war, lieb geworden, er war ihm ein treuer, zuverlässiger Arbeiter, ein heller Kopf und routinirter Kaufmann.

„Aber was bewegt Sie zu dieser Kündigung, mein lieber Herr S., ist Ihnen Ihr Salair zu gering, ich will es gern erhöhen, oder was ist sonst der Grund, sprechen Sie sich aus; wenn es in meinen Kräften steht, Ihren Wünschen zu entsprechen, soll es gewiß geschehen."

„In Ihren Kräften steht es allerdings, mich an Ihr Haus zu fesseln, ich werde nur bleiben, wenn ich Ihr Compagnon werden kann."

„Mein Compagnon, Herr S.? — O! das kann Ihr Ernst nicht sein, Sie sind ein recht tüchtiger Mann, aber ohne jedes Vermögen, wie kommen Sie nur auf eine so sonderbare Idee?"

„Nennen Sie diese Idee auch noch eine sonderbare, wenn ich als Schwiegersohn des Herrn B., von dem ich ein großes Vermögen zu erwarten habe, Sie um Association bitte?"

„Als solcher natürlich sofort; doch bezweifle ich, daß Herr B. —"

„Hier ist seine Einwilligung schriftlich."

„Das ist etwas Anderes, dann seien Sie mir als Compagnon herzlich willkommen."

Dieser Tage ist nun Herr S. wieder in Berlin angekommen, nunmehr Theilhaber eines bedeutenden englischen Handlungshauses, um sich seine auf so feine Weise erworbene Braut abzuholen. Bei der Verlobungsfeier erzählte der moderne Jason in heiterer Weinlaune, auf welche Art er sich das goldene Vließ erobert, versicherte aber, daß nur die tiefste Neigung zu seiner nunmehrigen Braut ihn zu diesem Schritt angetrieben habe.

Verschiedenes.

Eine Hexengeschichte. Aus Bromberg wird unterm 2. d. Folgendes geschrieben: In den letzten Tagen vergangener Woche kam zu dem in einer unserer Vorstädte wohnenden Fleischer X eine alte, auf Krücken gehende Bettlerin, um ein Almosen bittend, das ihr auch gewährt wurde. An demselben Tage, bald nachdem die Bettlerin sich entfernt hatte, wird das bis dahin sehr muntere Kind des Fleischers plötzlich krank. Die Eltern, sehr besorgt, forschen vergebens nach einer Ursache der Erkrankung, bis eine Verwandte des Hauses bemerkt, daß das Kind behext sein müsse, und nur das alte Bettelweib, welches dem Kinde so freundlich zugelächelt, demselben die Krankheit angewünscht haben könne. Man hält Familienrath, und dieser beschließt, die Bettlerin, welche jetzt als „eine Hexe der bösesten Art« bezeichnet wird, sofort zur Stelle zu schaffen, damit sie das Kind von seinem »Besessensein« (es litt an Krämpfen) wieder befreie. Das geschieht denn auch. Die ausgesandten Boten finden die Bettlerin, die vermeintliche Hexe, packen sie in eine Droschke und bringen sie in das Haus des Fleischers vor das Bett des kranken Kindes. Hier wird ihr nun bedeutet, das Kind von seiner Krankheit zu befreien, denn sie habe dasselbe behext und müsse nun auch wieder sehen, daß es gesund würde. Die Frau in ihrer Angst fällt auf die Kniee und betet für die Genesung des Kindes. Damit zu Ende, will sie sich entfernen, vielleicht noch auf einen klingenden Dank rechnend. Der wird ihr aber nicht zu Theil, sondern ein Dank anderer Art. Die Eltern ziehen sie in ein Nebengemach und maltraitiren sie mit Schlägen und durch Nadelstiche an ihrem Körper auf die brutalste Weise — es kommt dazu noch eine Verwandte des Fleischers, die ebenfalls durch Schläge ꝛc. ihr Müthchen an der armen krüppelhaften Frau kühlt. Schließlich wirft man sie auf die Straße und ihre Krücken hinterher. Die Hexengeschichte ist passirt im aufgeklärten Bromberg im Jahre des Heils 1867. Die Sache soll der königl. Staatsanwaltschaft übergeben worden sein, da die Verletzungen der Frau nicht unerheblich sind.«

Notograph. Die »Voss. Ztg.« schreibt aus Berlin: Herr Eduard Schmeil aus Magdeburg hat im Admiralitäts-Garten einen Apparat zur Ansicht ausgestellt, der die Beachtung aller Musiker und Musikfreunde verdient. Dieser Apparat, Notograph genannt, der an jedem Clavier befestigt werden kann, hat den Zweck, das auf dem Clavier Gespielte sofort während des Spielens in Notenschrift auf das Papier zu übertragen. Die Notenschrift ist nicht die gewöhnliche, aber der Art, daß sie sich leicht entziffern läßt.

Ein elektrisches Clavier. In Stuttgart fand dieser Tage in Gegenwart von Eingeladenen eine kleine Probe des elektrischen Claviers von Andreä statt. Die Probe lieferte den Beweis, daß der Gedanke, ein Clavier, ein Harmonium und ähnliche Instrumente durch Elektrizität zu spielen, realisirbar sei. Für den mechanischen Theil des Claviers, der die Elektrizität auf die Saiten überträgt, werden sich die zweckmäßigsten Formen im Laufe der Zeit wohl von selbst ergeben.

Den Haupttreffer von 20,000 fl. der Kreditloose, die am 1. Oktober gezogen wurden, machte eine Beamtenwittwe in Wien, welche bisher in den einfachsten bescheidensten Verhältnissen gelebt hatte. Gewohnt, mit ihrer kleinen Pension von 200 fl. hauszuhalten, vermochte die Frau das Glück kaum zu fassen, das ihr plötzlich geworden; sie setzte ihre Freunde von dem freudigen Ereignisse in Kenntniß und eilte dann zur Kassa der Kreditanstalt, um sich das Loos ausbezahlen zu lassen. Die Frau schien förmlich geblendet von der Menge des flüssig gemachten Geldes, und sie erklärte sofort, nur die Hälfte für sich behalten, die andere aber in wohlthätiger Weise verwenden zu wollen. In der That kaufte die edle Frau nur um den Betrag von 10,000 fl. Prioritäten ein, von welchem sie sich ein jährliches Zinserträgniß zu 700 fl. versprechen kann. Sie ist gesonnen ihre einfache Lebensweise in nichts zu ändern und mit der genannten Jahresrente sich zu begnügen. Den Rest des gewonnenen Geldes hat sie theils bereits an dürftige Personen, die ihr bisher Zuneigung geschenkt, theils an Humänitäts-Institute vertheilt.

Klassische Mahnbriefemuster.

3.

Lieber Herr Doctor!

Gestern las ich, wie täglich, in Schillers Gedichten. Da fiel mir die Zeile im „Ritter Toggenburg" in's Auge:

„Und ein Jahr hat er 's getragen,"

und da fiel mir das Paar Stiefel ein, das ich Ihnen vor einem Jahre lieferte, ohne daß Sie Zahlung leisteten. Ich muß nun umgehend mein Geld haben, oder wir erzürnen uns.

Mit Achtung ergebenst.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 82. Sonntag, den 13. Oktober **1867.**

Die Hammerschmiede.

Volkserzählung aus Obersteiermark

von

Cornelius Born.

(Fortsetzung von Nr. 80.)

Als das Abendgeläute des nahen Kirchleins verklungen war, setzte sich der Hammerschmied ebenfalls an den Tisch unter den Nußbäumen. Bald folgte ihm die Hammerschmiedin nebst Serafinen, und später kam auch Mirzl mit rothgeweinten Augen herbei; denn sie hatte die traurige Kunde vernommen, daß ihr Liebling, das Schwarzköpfl, während ihrer Abwesenheit die Beute eines blutgierigen Geiers geworden sei. Nachdem das einfache Abendbrod verzehrt war, an welchem Schustertoni wie ein Familienmitglied Theil nahm, hob der Hammerschmied, sein kurzes Gebirgspfeifchen stopfend, an: „Na Mutter! — jetzt wirst wohl a Bissel Zeit zum Plaudern haben? — Verzähl! — Was gibt's Neues unten in der Stadt? — Und es, Madeln, wie hat's eng g'fallen?" — „I bin no ganz tamisch von dem endlosen Lärm und G'schroa. Die vielen Leut' und die Fuhrwerk geh'n in mein' Kopf 'rum wie a Mühlrad. — I dank unsern lieben Herrgott, daß i z'Haus bin!" — „Na! — der Moanung bin i nit, Voata," fiel lächelnd Serafine ein. „I bleibet für mei Tag in der Stadt. Wann i an die hohen Häuser denk, an die schön' Auslagen mit Gold- und Schmucksachen, an die schön' Gärten, wo die Stadtleut' allweil spazieren gehen, — da kimmt ma's für, als wenn dort die ganze Woch'n Sonntag wär'! — Und dann das Musikg'spiel und's Theater, — dös is gar nit zum b'schreiben. A Mal hoab ma g'lacht, daß d'Wand g'zittert hab'n und 's andere Mal wieder g'woant, daß 's uns bald 's Herz abdruckt hätt'. Gelt, Mirzl? Weißt no, wie der schöne Ritter mit'n rothen Kreuz auf der Brust in Krieg g'zogen is, wie dann der Andere mit dem finstern G'sicht und dem großen schwarzen Bart 'n Ritter sei brav's Weib dahoam verschwätzt hat, wie der Ritter dann z'Haus komma is und sei arm's Weib verstoßen hat? — O war dös schön!" — Doch Mirzl blieb still und blickte düster vor sich hin. „Na, Mirzl!" sagte der Hammerschmied, „is denn dei Mund heut z'samm g'wachsen? — Vergiß dei Schwarzköpfl und erzähl', wie Dir's ganga is." — „Das Stadtleben is nit für mi, Onkel," antwortete das Mädchen, ihren freundlichen Ausdruck gewinnend. „In den engen Gassen wird's ma so entrisch, und die hohen Häuser drucken mi völli z'samm'. Wann i mei Berg nit hab', mei Bäum' und mei Wies'n, da g'freut mi nix auf der Welt!" — „Du bist a g'spassigs Dirndl, Mirzl!" fiel Serafine ein. „Gibt's denn dorten koan Berg, koa Bäum' und koa Wies'n? — i glaub' g'nug, um und um!" — „Ja; aber die nit, die hier sein. Schau' Serafin, 's is g'wiß koa Fleckerl ringsum im ganzen G'birg, das ma nit kennen thäten, koan Stein, auf dem ma als Kinder nit g'sessen wär'n, und g'spielt oder g'jodelt hätten, daß 's im ganzen Thal z'hören war! — ja, was an a mal so in's Herz g'wachsen is, dös kann ma schwer lassen! — Und meine Hühner, meine Tauben?..." — „Recht hast, Dirndl! — ganz in mein Sinn g'sprochen!" rief der Hammerschmied. „Auch i verloß mei Thal, wo i g'boren bin, um koan Preis. Der Hammer und 's Haus, wo mein Voata und Großvoata g'lebt hab'n und z'Ehren kommen sein, is mir mehr werth, wie 's größte G'schloß! — Denn der Namen, der in goldenen Buchstaben über'm Hausthor steht, is im ganzen Land b'kannt, nit 's kloanste Makel klebt d'ran, und a Jeder im Land spricht ihn mit Respekt aus! — Das is mei Stolz, Kinder!" setzte er hinzu, indem er seine Rechte auf die breitgewölbte Brust legte. Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Aber was gibt's sonst Neu's in der Stadt?" — „'N Herrn Brunnthaler hab' ma g'seh'n," sagte Serafine. — „Was, 'n Herrn Brunnthaler? — kimmt der epper wieder a Mal auf B'such in uns're Berg'?" — „Er kann alle Augenblick eintreffen," antwortete Mirzl. „Scho i vorgestern is er aus der Stadt fort und hat uns g'beten, daß ma sei G'päck mitnehmen, weil er z'Fuß über's Gebirg wandert." — „Na, das g'freut mi, daß uns der gute Herr wieder hoamsucht. Drei Jahr hinter anand ist er 'n ganzen Sommer in uns're Berg' herumg'stiegen und hat Stoana 'klopft, so daß ma ihn vorig's Jahr vermißt hab'n wie an alten Bekannten!" — „Vorig's Jahr war er in Kärnthen und Tyrol," versetzte Mirzl, indem sie das Eßgeschirr aufräumte. — „Jetzt kann der Toni wieder sei große Ledertaschen umschnallen," lachte Serafine gegen den Schuster gewendet. „Du warst ja immer sein Führer, hast müssen mit ihm auf die höchsten Bergspitzen kraxeln und in die versteckteston Winkel schlüpfen. No, wißt's scho, auf d'nächste Wochen soll wieder a große Jagd sein," sagte der Ham-

merschied. „Der junge Graf soll dießmal viel fremde Kavaliere aus Wien mitbringen; so hat ma der Forstg'hilf verzählt. 'S ganze Forstpersonal hat neue Uniformen 'kriegt, a Tapizier' und auch andere Handwerksleut' sollen früher herkommen und die Zimmer im G'schloß für die Herrschaften herrichten, auch soll a große Tafel und andere Festlichkeiten 'geben werden!" — „Mir g'fallen die G'schichten alle nit, mag ich's betrachten von welcher Seite i will," erwiderte Toni kopfschüttelnd. „Die ganze Herrschaft und 's G'schloß is bis am letzten Stoan verschuldet, die Waldungen werden ohne Barmherzigkeit ausg'haut, sogar die Alpwaiden, die noch 's Meiste g'tragen hab'n, sind an en Juden verpfänd't. Wenn der junge Graf so fortwirthschaft', so is in a paar Jahrl'n von den schön' Vermögen koan Heller mehr übrig, das er von seligen Voata geerbt hat!" — „Wie er den Sommer im Bad war, soll er viele tausend Gulden verspielt hab'n," setzte die Hammerschmiedin ebenfalls kopfschüttelnd bei, „so hat ma 'n Kammerdiener sei Schwester auf Ehr und Seligkeit versichert!" — „Ja, die Zeiten sind vorbei, wo der alte Graf, Gott hab' ihn selig, noch g'lebt hat!" stimmte der Hammerschmied bei.

Während dieses Gesprächs hatte Sultan, der bisher ruhig unter dem Tische gelegen war, mehrere Male ein dumpfes Knurren hören lassen. Plötzlich sprang er auf und lief laut bellend gegen das hölzerne Wirthschaftsgebäude, hinter welchem gleich darauf zwei im Dämmerlichte kaum zu erkennende Personen erschienen. Eine derselben trug einen leichten städtischen Sommeranzug, die andere war eine jener malerischen Gestalten mit den wetterharten Gesichtszügen, den nackten Knieen und dem riesigen Bergstock, wie sie nur im Hochgebirge zu finden sind.

Als die Beiden näher gekommen waren, verwandelte sich das Bellen des Hundes in ein freundliches Winseln, denn er erkannte den mittelgroßen, untersetzten jungen Mann mit dem lichtbraunen Vollbart und den offenen Gesichtszügen. Es war Brunnthaler, der jetzt seine Schritte gegen den Tisch unter dem Nußbaume lenkte. „Vater Gstirner, jetzt habt Ihr mich wieder da!" rief er, die derbe Hand des Hammerschmieds kräftig schüttelnd. — „Der Herr Brunnthaler! — der Herr Brunnthaler!" klang es von allen Seiten, da die Mädchen auch herbeigekommen waren. „Kinder, heuer bleib ich länger bei euch als sonst, denn meine geologische Aufnahme muß noch in diesem Sommer beendet sein," fuhr er fort, während ihm Mirzl Stock und Ränzchen abnahm und den Staub von seinen Kleidungsstücken klopfte. Schon als Kind war sie sein Liebling gewesen! Sobald er damals von seinen mehrtägigen Gebirgsausflügen in seine zweite Heimath, die Hammerschmiede, zurückkehrte, lief sie ihm schon von Weitem entgegen; dann mußte er ihr die gefundenen Pflanzen und Steine zeigen, und Alles erklären, oder sie saß stundenlang an dem Tische, wo er Zeichnungen entwarf, und blätterte in seinen Büchern oder in seiner Mappe. Serafine dagegen lachte ihn aus, wenn er die unscheinbaren grauen Steine nach Hause brachte, und nannte ihn spottweise: den Steinklopfer.

„Der Herr Brunnthaler wird müd' sein und hungrig," sagte die Hammerschmiedin, indem sie Wein nebst einem kalten Imbiß auf den Tisch setzte. — „Dank schön, Frau Mutter!" antwortete der Ankömmling, sein und seines Führers Glas füllend. „Ich sehne mich wirklich nach einem guten Glas Wein, denn auf einer dreitägigen Gebirgswanderung habe ich wenig annehmbare Hotels gefunden! — Ja, Vater Gstirner," setzte er dann fort, „mich hat's nicht länger in den Stadtmauern gelitten. Wenn einmal die Frühlingslüfte zu wehen anfangen und draußen Alles grünt und sprießt, da zieht's mich hinaus in's Freie wie einen Vogel!"

Während es sich die Beiden nun gut schmecken ließen, blätterte Mirzl in dem Notizbuche, welches Brunnthaler neben dem Ränzchen und dem Handkompasse auf den Tisch gelegt hatte. Ein großer Theil desselben war mit Zeichnungsskizzen oder kaum lesbaren Bemerkungen angefüllt; auf dem ersten Blatte jedoch waren in zierlicher Handschrift nachstehende Verse verzeichnet:

Munter wander' ich durch die Berge
Mit dem Hammer in der Hand,
Singe jetzt ein lustig Liedlein,
Klopfe dann an harter Wand!
Stein und Sonne, Blatt und Blüthe,
Bächlein an der Felsenwand,
Alle grüß' ich, wenn ich wand're
Mit dem Hammer in der Hand!

„Herr Brunnthaler?" fragte das Mädchen, nachdem es ihr nicht ohne Mühe gelungen war, die Worte vollständig zu entziffern, „habt Ihr dieses schöne Lied auch selbst gemacht?" — „Nein, mein Kind, — das ist ein altes Lied und stammt wahrscheinlich auch von so einem Steinklopfer, wie ich einer bin." — „O wie schön das ist!" — „Noch lange nicht so schön, Mirzl, wie die herrlichen Steirer- und Kärnthnerlieder, die Du mir sonst immer vorgesungen hast. Kannst Du wohl noch Alle?" — „Nit eins hab' i vergessen und noch mehr neue dazu gelernt!" — „Mir fall'n die Augen vor Müdigkeit völli zu," fiel jetzt die Hammerschmiedin ein, welche inzwischen ein wenig eingenickt war. Darauf sagte sie dem Gaste gute Nacht, und nachdem sie ihn versichert, das Dachstübchen, welches er sonst immer bewohnt hatte, sei vollkommen zu seiner Aufnahme bereit, ging sie in Begleitung der beiden Mädchen in das Gebäude.

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche.

Böses soll man bald vergessen, doch vergißt sich's schwerlich bald;
Gutes stirbet in der Jugend, Böses wird hingegen alt.

Ein niedrer Sinn ist stolz im Glück, im Leid bescheiden;
Bescheiden ist im Glück ein edler, stolz im Leiden.

Der Jäger aus Kurpfalz.

Eine Hofgeschichte von E. Diethoff.

(Schluß.)

Ein Trompetenstoß gab das Zeichen zum Beginn des Balles. — Der italienische Kapellmeister hob das Stäbchen und die prächtigen Klänge eines Festmarsches brausten herab in den prächtigen Saal.

Der Kurfürst Karl Philipp eröffnete den Tanz. In einem vergoldeten Rollstuhle, welchen zwei Kammerherrn über das Parquet schoben, ruhte er, bedeckt mit Brillant-Orden; die rechte Hand reichte er der ältesten Enkelin Elisabeth Auguste — seiner Tänzerin. Diese schritt stolz und mürrisch neben ihm her, kalt blitzten die Diamanten ihrer Krone, wie die Eiskrystalle, welche draußen von den Bäumen herabhingen. Mit einer widerwilligen, hastigen Bewegung riß sie die hellblaue Sammtschleppe von den verschnörkelten Verzierungen des Rollstuhles los und keinen Blick sandte sie nach der andern Seite, wo zur Linken des Kurfürsten ihr neuvermählter Gemahl schritt, der kunstsinnige aber weichliche Theodor. Doch hinter den Dreien schritt Hand in Hand, Auge in Auge das zweite Paar, der junge Herzog in Bayern und die glückstrahlende Maria Anna. Ihnen folgten paarweise die fürstlichen Gäste und Hofchargen in einem großen majestätischen Zuge.

Langsam bewegte sich der Zug, gehalten tönten die Klänge des Orchesters. Einmal war die Runde gemacht — jetzt kam der Rollstuhl des fürstlichen Tänzers zu dem Platze, wo Karoline von Venningen an der Seite des Oberjägermeisters stand. Glatt und gewandt wie ein Aal hatte sich der Abbate an die andere Seite des Fräuleins durchgedrängt. Der Zug kam näher — das war der entscheidende Moment. Karl von Hahn fuhr mit der Hand nach seiner pochenden Stirne, er wollte die Haare zurückstreichen, wie es seine Gewohnheit war, da geriethen die hastigen Finger in die zierliche Frisur, daß der stäubende Puder sich wie ein Duft auf den grünen Sammet der Uniform legte. Jetzt war der Zug zur Stelle; der Rollstuhl des Kurfürsten hielt.

„Sieh' da, das Fräulein von Venningen," sprachen Seine Durchlaucht, mit einer gnädigen Handbewegung, und eifrig bemüht, sich aufrecht im Sessel zu halten.

Karl Philipp war einer der schönsten Männer seiner Zeit gewesen; einen wahren Apollokopf trugen noch die Münzen aus den ersten Jahren seiner Regierung. Aber man kann für einen Apollo gegolten haben in der Jugend und doch mit achtzig Jahren wenig gefährlich sein für das Herz eines jungen Mädchens.

Karoline von Venningen trat vor und hielt die Hand des Oberjägermeisters fest umklammert, welcher dadurch genöthigt war, ebenfalls vorzutreten.

„Unser Oberjägermeister von Hahn?" sagte der Fürst mit einem etwas unwillig fragenden Ausdruck.

„Seit heute Abend mein Verlobter, welcher sich der Gnade Eurer kurfürstlichen Durchlaucht empfiehlt," ergänzte Karoline, sich tief verneigend. Der Oberjägermeister wußte nicht, wie ihm geschehen, er beugte sich mechanisch vor dem Fürsten und trat dabei einen Schritt zurück, wider Willen aber derb genug dem hinter ihm stehenden Abbate auf den Fuß. Mit einem leisen Wehschrei zuckte der Italiener zusammen und schlich sich gebückt hinweg.

Der Kurfürst war indessen mit einem kleinen Räuspern seines sprachlosen Staunens Herr geworden, mit einem Bonmot half er sich noch weiter, obschon nicht völlig über das bittere Gefühl der Enttäuschung hinweg, welches den ehemals stets Siegreichen beschleichen mochte. „Da hat der Jäger von Kurpfalz einen Meisterschuß gethan und Amor zum Büchsenspanner gemacht!" sprach er, und eine kühle Handbewegung entließ das Paar.

Frostig hatte die Krone Elisabeth Augustens auf die Scene geblitzt, gleichgiltig blickte Karl Theodor drüber hinweg, aber die Zurückgetretenen traf ein warmer Strahl aus den glücklichen Augen Maria Anna's.

Der Oberjägermeister zog seine Braut in ein dämmeriges Kabinet, nur von fern her klangen gedämpft die Töne der Musik.

„Mein Mädchen! Karoline! Ist es wahr? Du bist die Meine?" fragte er jubelnd.

„Ja," entgegnete sie mit innigem Blick. „Und jene Karoline, welche Du gekannt im Venningerhofe in Heidelberg, will mit Dir ziehen in den waldigen Westrich als Dein treues liebendes Weib."

„Aber, warum so, Karoline? Zu was diese überraschende, seltsame Art?"

„Sie schnitt jede Kabale, jedes Wenn und Aber ab, mein Freund, und ich bleibe unangefochten die Deine."

Und so geschah es. — In das stattliche Schloß zu Trippstadt führte Karl die Geliebte. Fröhlich tönte die gute Weise vom »Jäger aus Kurpfalz« durch die Eichen und Tannen des Westrichs, und oft saß Karoline an dem Eingange der grünen Schlucht, durch welche die Wasserfälle rauschen, wo der See sich breitet, in welchem das Fräulein von Flörsheim den Tod suchte und fand, an der romantischen Schlucht, welche noch bis auf den heutigen Tag nach dem Oberjägermeister, der sie gangbar gemacht, das »Karlsthal« heißt; oft saß sie dort, gedachte der alten Zeit und erwartete den geliebten Mann, dessen Heimkehr von der Jagd sich verkündigte mit den weitschallenden Tönen des Waldhorns und der lustigen Weise des »Jägers aus Kurpfalz."

* * *

Am 16. Januar 1742 hatte der Kurfürst zum letzten Male getanzt. Sein Rollstuhl befand sich nicht mehr zwischen Karl Theodor und Elisabeth Auguste, und doch ging das fürstliche Paar nichtsdestoweniger seinen getrennten Weg, kalt und theil-

nahmslos nebeneinander her, obschon jedes Fenster des kurfürstlichen Schlosses, jede Schabrake eines kurfürstlichen Cavaleristen die verschlungene Chiffre C. T. & E. A. trug. Was den Abbate betrifft, so ward dem ungeschickten Unterhändler die Weisung, sich nach dem Ordenshause zurückzubegeben. Vieles ist seitdem anders geworden, aber noch immer tönt durch Wald und Feld, in Stadt und Land das fröhliche Lied vom »Jäger aus Kurpfalz.«

(Freya.)

---

* Hauswirthschaftliche Briefe,

geschrieben für Frauen und Töchter.

Liebe Freundin!

Sie haben jedenfalls schon einen Pulshammer gesehen. Derselbe besteht aus einer Glasröhre, welche zweimal rechtwinkelig gebogen, an jedem Ende mit einer Kugel versehen, luftleer gemacht und mit roth gefärbtem Weingeist so weit angefüllt ist, daß die Kugeln bei wagrechter Haltung kaum etwa halb voll sind. Auf allen Jahrmärkten werden Einem solche Pulshämmer gezeigt. Man ersucht uns, gegen ein kleines Douceur die eine Kugel so in die Hand zu nehmen, daß beide Kugeln nach oben gerichtet sind und die Verbindungsröhre wagrecht steht. Sie haben wohl auch schon diesen Spaß mitgemacht. Manche Neckerei in lustiger Gesellschaft knüpft sich daran, wenn der Weingeist bei dem Einen mit lebhafterem Wallen in die andere Kugel getrieben wird, als bei dem Anderen.

Das Kochen der Flüssigkeit läßt sich aber nach dem bereits schon Mitgetheilten leicht erklären. Durch Entfernung der Luft in den Kugeln ist der Druck beseitigt, den dieselbe sonst auf die Flüssigkeit ausübt. Die Folge hiervon ist, daß sie bei sehr geringer Wärme siedet. Unsere Lebenswärme reicht schon hin, das Wallen zu bewirken.

Das im vorigen Brief aufgestellte Gesetz kann deßhalb folgendermaßen erweitert werden: Eine Flüssigkeit siedet um so leichter, je geringer der Druck ist, den Dampf oder Luft darauf ausüben.

Jetzt sind wir an unserer ursprünglichen Frage: „Warum wird Wasser, das in einem mit einem Deckel verschlossenen Kochgefäß erhitzt wird, über den Siedepunkt hinaus erhitzt, während es im offenen Gefäße nur eine Temperatur von circa 80° R. erlangt?" und die Antwort wissen Sie jetzt selbst so gut zu geben, als ich es Ihnen sagen kann. Kocht das Wasser im offenen Gefäße, so bilden sich nämlich Dämpfe, die bei ihrem Entweichen die Wärme mit wegnehmen, die zu ihrer Entstehung erforderlich war; kocht es dagegen in einem bedeckten, so sammeln sich die Dämpfe zwischen dem Wasser und dem Deckel und üben zuletzt einen so starken Druck auf das Wasser aus, daß sie das Bilden und Aufsteigen neuer Dämpfe erschweren, ja, bei dichtem Verschluß selbst unmöglich machen. Die Wärme, welche bei offenem Gefäß mit den Dämpfen entweicht, kommt nun dem Wasser selbst zu Gute und bewirkt eine Erhöhung der Temperatur über 80° R. Will man daher eine Flüssigkeit über ihren Siedepunkt hinaus erhitzen, so muß man das Abziehen des Dampfes verhindern, resp. die Dampfbildung erschweren. Daß größerer Druck die Dampfbildung erschwert, kann man übrigens schon wahrnehmen, wenn man Wasser in einem Glase zum Kochen bringt. Die auf dem Boden sich bildenden Dampfbläschen werden immer größer, je höher sie steigen, d. h. je mehr der Druck des über ihnen befindlichen Wassers abnimmt. Das Naturgesetz, wornach bei vermehrtem Luftdrucke das Wasser schwerer, also erst bei höherer Temperatur als 80° R. kocht, hat für die Küche große Bedeutung. Der Dampf hat nämlich das Bestreben, einen 1700mal so großen Raum einzunehmen, als das Wasser, woraus er entstand; kann er nicht entweichen, so muß er auf die Wand- und Deckelflächen des Gefäßes, aber auch auf die Oberfläche des darin befindlichen Wassers einen bedeutenden Druck ausüben, und das fernere Dampfbilden, also auch das Sieden des Wassers wird unmöglich. Kann das Wasser aber nicht sieden, so muß, wie oben schon erwähnt, nothwendig alle Wärme, die ihm zugeführt wird, ausschließlich zur Erhöhung seiner Temperatur dienen. Schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts (1687) erfand ein in Marburg bei Kassel wohnender Arzt, Namens Papin, ein Gefäß, in dem man Wasser weit über 80° R. erhitzen kann. Es heißt nach ihm Papinianischer Topf oder Digestor und besteht aus einem cylinderischen Gefäße von Eisen, dessen Wände im Stande sind, einen sehr starken Druck auszuhalten. Die Oeffnung desselben ist durch einen ebenfalls metallenen, fest aufgeschraubten Deckel geschlossen, der ein Sicherheitsventil hat, welches sich von selbst öffnet, wenn die Elasticität der Dämpfe eine gewisse Grenze überschreitet. Oeffnet man das Ventil, so strömt der Dampf mit ungeheuerer Stärke hervor, wobei die Temperatur des Wassers sinkt. Unter diesen Umständen hat man es daher in seiner Hand, dem Wasser jede beliebige Temperatur zu geben. Das schnelle Sinken der Temperatur beim Ausströmen des Dampfes durch das Sicherheitsventil hat darin seinen Grund, daß es alle Wärme liefern muß, welche bei der heftigen Dampfbildung gebunden wird, d. h. mit dem Dampf entweicht.

Solche Dampfkochtöpfe gehören heut zu Tage auch zu den hauswirthschaftlichen Maschinen, die angepriesen und überall zu kaufen sind. Wenn ich Ihnen im folgenden Briefe noch Mehreres über diese Töpfe gesagt haben werde, dürften Sie wohl auch geneigt sein, solche Kochtöpfe in Ihre Küche einzuführen.

Ihre ꝛc.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 83. Donnerstag, den 17. Oktober **1867.**

Die Hammerschmiede.

Volkserzählung aus Obersteiermark

von

Cornelius Born.

(Fortsetzung.)

Als Brunnthaler die schmale hölzerne Treppe erstiegen hatte, welche zu seiner Behausung führte, fand er Alles gerade so, als ob er es eben verlassen hätte. Hier stand noch der dunkle Kasten mit dem Glasschrank, welcher verschiedene Raritäten barg, dort hingen die alterthümlichen Stutzengewehre, Erbstücke der Vorahnen Gstirner's, und darüber die mit allerhand Verzierungen ausgeschmückte Scheibe, auf welcher der Meisterschuß ersichtlich war, den der Großvater des Hammerschmieds einst bei einem Kaiserschießen gemacht hatte. Auch die bunten Heiligenbilder mit den schwarzpolirten Rahmen, und das aus Holz geschnitzte Kruzifix über dem Bette hingen an ihren alten Plätzen. Sein Gepäck nebst den übrigen Sachen war ebenfalls heraufgeschafft worden, und auf dem Tische stand ein Glas mit einem frischen Blumenstrauß, dessen würziger Duft das Stübchen erfüllte. Brunnthaler lehnte sich an das geöffnete Fenster. Vor ihm lag das Thal, in welchem er so viele frohe Stunden verlebt, in Dunkelheit gehüllt; — an den Spitzen und Kanten der Berge verglomm der letzte Schein des Dämmerlichtes, nur die zackige Krone eines fernen Gebirgsriesen glühte noch am östlichen Horizonte. Der Hammer hatte sein Tagewerk beendet. — Alles war ruhig. — Da schlug der herrliche Doppelklang eines Steirerliedes, das er am Meisten liebte, an sein Ohr, Anfangs kaum vernehmbar, dann immer mehr anschwellend, — mit einem hellen Jodler schließend. Es waren die beiden Mädchen, welche, um dem Gast eine Freude zu bereiten, im Garten hinter dem Hause sangen. Brunnthaler lauschte dem lieblichen steirer Liede so lange, bis der letzte Ton verklungen war. Dann schloß er das Fenster, sog nochmals den frischen Duft des Blumenstraußes ein und streckte hierauf seine ermüdeten Glieder auf das weiche Lager.

2. Die Bachstelze.

Wenige Tage darauf sah das alte finstere Schloß am Fahrwege wie umgewandelt aus. Fenster und Thüren standen weit offen, damit das warme Sonnenlicht in die modrigen Gemächer eindringen könne; allenthalben wurde gehämmert und geschaffen, im Hofe packte man große Kisten mit prachtvollen Möbeln aus, an den Fenstern wurden Gardinen von schweren Seidenstoffen befestigt; — sogar die hundertjährigen Epheuranken, welche die Nordseite des Schlosses gleich einer grünen Wand überkleideten, blieben nicht unberührt, da sie einen großen Theil ihres üppig entwickelten Gezweiges für die Ehrenpforte und andere Verzierungen liefern mußten. Der junge Graf hatte weder seit seinem nach des Vaters Tode erfolgten Besitzesantritte, noch jemals früher das abgelegene Jagdschloß besucht, sondern lebte theils in der Residenz, theils auf seinen übrigen Gütern. Erst in jüngster Zeit beschloß er, in Gesellschaft mehrerer Freunde einige Tage daselbst zuzubringen, um das bisher ungekannte Vergnügen einer Jagd im Hochgebirge zu genießen. Bei dieser Gelegenheit beabsichtigte der Forstmeister, der zugleich die Stelle eines Gutsverwalters versah, dem neuen Gutsherrn einen feierlichen Empfang zu bereiten.

Dem alten Grafen war das Jagdschloß seiner reizenden Lage wegen zur Sommerszeit stets ein Lieblingsaufenthalt gewesen. Er verbrachte regelmäßig mehrere Wochen daselbst, und durchstrich in Begleitung seines Forstmeisters das Gebirge nach allen Richtungen. Bei diesen Ausflügen pflegte er zu jagen, oder er besuchte die Gebirgsbauern in ihren Hütten, um sich nach ihren Verhältnissen zu erkundigen, oder er besichtigte die unzählbaren, theils aus eigenem, größtentheils jedoch aus fremdem Vieh bestehenden Heerden auf seinen stundenweit ausgedehnten Alpenwaiden. Diese warfen den größten Ertrag des Gutes ab.

An dem Tage, an welchem die Herrschaften eintreffen sollten, wehten Fahnen von dem Giebel des Schlosses. Im Verlaufe des Nachmittags sammelten sich die sonntäglich gekleideten Bewohner der Umgegend allmälig in der Nähe desselben, um den neuen Gutsherrn kennen zu lernen; darunter auch der Hammerschmied mit seiner Familie. Gegen Abend krachten die Signalböller, die als Jäger verkleideten, in der Nähe der Ehrenpforte aufgestellten Dorfmusikanten ließen ihre Trompeten und Klarinetten ertönen, und bald darauf verkündeten aufwirbelnde Staubwolken das Herannahen des Zuges.

Den Anfang machten einige Reiter aus dem gräflichen Jagdpersonal, dann folgten die Wägen. Im ersten Wagen saß der Graf, ihm zur Seite der Forstmeister. Als er an die dichtgedrängten

Reihen der Erwartenden herankam, streuten die Schulkinder Blumen auf den Weg, während der alte Schulmeister seine Stimme zu einem lauten »Vivat!« erhob, welches in hundert Kehlen ein kräftiges Echo fand. Des Grafen schöne, jugendliche Erscheinung in dem eleganten Jagdkostüm machte einen günstigen Eindruck auf das Landvolk, so daß sich ein Gemurmel allgemeiner Befriedigung vernehmen ließ, nachdem der Wagen im Schloßthor verschwunden war. Bald nach Sonnenuntergang wurde der Platz vor dem Schlosse mittelst Pechfackeln erhellt, worauf sich die Herrschaften unter einem Zelte auf dem Wiesenplane zu einem reichen Mahle versammelten. Es waren meist junge Männer mit fröhlichen Mienen, nach Jägerart gekleidet, die kühngeschwungene Schildhahnfeder auf dem grünen Hute, unter welchen die schlanke Gestalt des Grafen allenthalben hervorragte.

Die blasse Gesichtsfarbe, die dunkeln Augen und der schwarze gewichste Schnurrbart verliehen der Erscheinung des kaum fünfundzwanzig Jahre zählenden Grafen etwas Interessantes.

Während der Tafel spielte die Musik lustige Volksweisen auf, und als der Wein, den der neue Gutsherr verschwenderisch unter das Landvolk vertheilen ließ, in den Köpfen der jungen Bauernbursche zu wirken begann, da erfaßte jeder derselben ein Mädchen und drehte es wie im Wirbel um das Zelt auf dem Wiesplan herum, was zur Erhöhung des Frohsinns der Herrschaften nicht wenig beitrug. Nach Beendigung der Tafel, als das Knallen der Champagnerflaschen nachgelassen hatte, mischte sich ein Theil der fremden Gäste unter die fröhliche Schaar der Tänzer. Mirzl und Serafine hatten, um auszurasten, kurze Zeit den Wiesplan verlassen und wandelten auf dem breiten Kieswege zwischen dunklem Buschwerk umher. Nachdem sie hierauf abermals in die Nähe des Zeltes gekommen und, vom grellen Scheine eines nahen Fackellichtes beleuchtet, dem Tanze zusehend wenige Minuten dagestanden waren, erhob sich der Graf von seinem Sitze und schritt geraden Weges auf sie zu. Dann faßte er Serafinen beim Kinn und sagte: „Wie heißt Du, mein Kind?“ — Dem Mädchen schoß das Blut in das Gesicht, es kam ihr vor, als wenn Jemand ihre Kehle zuschnüren würde, sie konnte vor Verlegenheit Anfangs kein Wort hervorbringen; — endlich stotterte sie kleinlaut: „Serafine.“ — „Serafine? — welch' schöner Name!“ wiederholte der Graf. „Eben so schön, wie Du selbst bist.“ Damit legte er seinen Arm um ihre Hüfte und tanzte mit ihr einmal im Kreise herum. Als sie wieder an Mirzl's Seite stand, richteten sich Aller Augen nach der Bevorzugten, denn die übrigen Mädchen beneideten sie um die Ehre, welche ihr widerfahren war, und jede hoffte, daß jetzt die Reihe an sie kommen würde; — allein vergebens!

Der Graf hatte sich in ein Gespräch mit seinem Tischnachbar eingelassen und tanzte nicht mehr. Bald darauf holte der Hammerschmied, welcher während des Tanzes in der Dorfschenke plauderte, sein Weib und die Mädchen zur Heimkehr ab. Als das Wägelchen auf der ebenen Straße fortrollte, erschöpfte man sich in Lobeserhebungen über den neuen Gutsherrn. „A recht rarer Herr, der junge Herr Graf!“ sagte die Hammerschmiedin. — „Ja,“ antwortete der Hammerschmied; „aber koan Zug von sein' seligen Voata! — Er is seiner Muatta, die a Ungarin war, wie aus 'n G'sicht g'schnitten.“ — „Und so freundli is er g'west, fast mit an Jeden hat er g'sprochen; — mit der Serafin hat er sogar g'tanzt, und sonst mit koana Andern,“ setzte die Hammerschmiedin selbstgefällig bei. — „Woas?“ fragte der Hammerschmied, gegen Serafinen gewendet, „mit Dir hat der Graf g'tanzt?“ — Allein Serafine antwortete nicht; sie hatte die Frage überhört, denn ihre Gedanken weilten noch bei dem bunten Zelte und bei den lustigen Tänzern.

Am Nachmittage des nächsten Tages wimmelte es in und um die Hammerschmiede von Wägen, Pferden, Jägern und Hunden. Der Graf war mit seinen Gästen schon in aller Frühe aufgebrochen, um im Hochgebirge zu jagen. Des Forstmeisters Einleitungen waren in der Weise getroffen, daß man nach beendeter Jagd in der Hammerschmiede einkehrte, wo Pferde und Wagen warteten und ein Imbiß in Bereitschaft stand, zu welchem die Herrschaften eigenhändig die Forellen fangen konnten. Für die Hammerschmiedin und die beiden Mädchen war heute ein heißer Tag. Da gab es zu ordnen, zu scheuern und zu putzen, während der gräfliche Koch in der geräumigen Küche seinen Sitz aufgeschlagen hatte, und die Dienerschaft des Schlosses Bretter und Pflöcke nach dem schattigen Moosplatze des nahen Waldes schleppte, um dort in aller Eile eine Tafel zu improvisiren. Brunnthaler hatte schon zwei Tage früher in Begleitung Schustertoni's seine Wanderung in's Gebirge angetreten.

Die Jagd war zur Befriedigung sämmtlicher Gäste auf's Glänzendste ausgefallen; der Graf selbst hatte zwei Gemsen nebst mehreren Rehen erlegt. Das war ein Jubeln, ein Schmettern der Jagdhörner, ein Bellen und Jodeln, als die Jäger sammt der entfesselten Meute über die steilen Kalkfelsen gegen die Hammerschmiede herabstiegen; denn der Graf liebte die Fröhlichkeit bei seinen Leuten, auch war er im Genusse seines Jagdglückes heute selbst in heiterster Laune. Nach einer kurzen Rast wurden die Angelruthen zur Hand genommen; allein die klugen Fische bissen heute nur selten an, so daß wenig Aussicht vorhanden war, sämmtliche Gäste mit diesem Leckerbissen zu befriedigen. Deßhalb sperrte man die Wasserleitung, welche dem Hammer das Aufschlagwasser zuführt, mittelst der Schleuse ab, wodurch das tiefer gelegene Felsbett des Baches beinahe gänzlich trocken

gelegt war. Nur in größeren Tümpeln blieb das krystallhelle Gebirgswasser stehen, in welchen nun das Volk der Forellen lustig hin und her schoß, bei herannahender Gefahr jedoch pfeilschnell unter die Steine huschte. Nun war nichts leichter, als die silbergrauen, rostfarbig gefleckten Flüchtlinge mit der Hand hervorzuholen und sie den mit Wassergefäßen harrenden Dienern zu übergeben.

Während sich die ermüdeten Jäger nach der Mahlzeit, die Cigarre anbrennend, im Schatten der hohen Fichten und Tannen auf den schwellenden Moosteppich legten, lenkte der Graf seine Schritte gegen das Wohngebäude, um einige Worte an den Hammerschmied zu richten. Im Erdgeschoße fand er Serafinen allein, mit einer weiblichen Handarbeit beschäftigt. Das Mädchen stand wie mit Blut übergossen da, als sie den Grafen erblickte, und wagte kaum aufzuschauen. „Ei! — Sieh' da! — Meine schöne Tänzerin von gestern!“ rief der Graf überrascht, indem er Serafinens Hand erfaßte, die im ländlichen Hausanzuge noch reizender erschien, als gestern beim Scheine des Fackellichtes. „Du bist wohl des Hammerschmieds Tochter?“ fuhr er fort, sie mit seinem Arme umschlingend und trotz aller Abwehr einen Kuß auf ihre kirschrothen Lippen drückend.

Einem verscheuchten Reh gleich stürzte das Mädchen jetzt hinaus, denn der Kuß brannte wie Feuer auf ihrem Munde. Sie durchflog alle übrigen Gemächer des Wohnhauses, den Hof, die Schmiede, — endlich im Garten fand sie, wen sie suchte, Mirzl, ihre Jugendgespielin, ihre Schwester! Stürmisch warf sie sich an ihre Brust, in lautes Schluchzen ausbrechend, dem bald ein Strom Thränen folgte. Mirzl, über den Zustand Serafinens auf's Höchste erstaunt, überhäufte sie, in innigster Theilnahme an ihrem Leid, mit Fragen; — allein vergeblich! Als sich der erste Sturm gelegt und das heftige Pochen des jungfräulichen Herzens nachgelassen hatte, erklangen die Fanfaren der heimziehenden Jäger. Ohne ein Wort zu sprechen, nahm Serafine ihre Jugendgefährtin am Arme und führte sie durch die Hinterpforte in ihr gemeinschaftliches Stübchen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Chinesen in Kalifornien.

Chinesen befinden sich über fünfzigtausend in Kalifornien und davon acht- bis zehntausend in der Stadt San Francisco. Diese Söhne des himmlischen Reiches mit ihren langen, künstlichen Zöpfen und ihren schwarzen Leinwand- oder Alpacca-Kitteln nehmen sich unter dem übrigen Theile der Bevölkerung sehr eigenthümlich aus. Sie betrachten sich selbst nicht als Eingewanderte, sondern halten sich nur vorübergehend in Kalifornien und zwar zu dem Zwecke auf, um daselbst möglichst viel Geld zu gewinnen, welches sie nach China schicken. Sie befassen sich in Kalifornien nicht mit industriellen Bestrebungen oder Ackerbau, sondern eine möglichst große Anzahl von ihnen arbeitet in den Minen, woselbst sie durch die Anderen von den Städten, also namentlich von San Francisco aus, mit zum Theil von China eingeführten Lebensmitteln, wie Reis, versehen werden. Reis, Fische und Geflügel sind die Haupt- und Lieblings-Nahrungsmittel der Chinesen, welche sie mittelst je zweier hölzerner Stäbchen verzehren, und Hühnerdiebstahl ist eines der gewöhnlichsten Verbrechen, wegen dessen John's vor dem Polizeigerichte der genannten Stadt stehen. John oder John, zu deutsch also Hänschen oder Hans, ist der allgemeine Name, mit welchem man in Kalifornien jeden Chinesen anredet oder wie man ihn ruft, wenn man ihm einen Namen beilegen will. In ihrem Betragen sind die Chinesen ruhig, bescheiden und nüchtern. So weit thunlich, nur unter sich verkehrend und sich um ihre Angelegenheiten unter einander selbst bekümmernd, sind sie allen anderen Nationalitäten gegenüber anspruchslos, wie wenn sie sich neben denselben in einer untergeordneten Lage befänden. Sie bilden einen kleinen kraftlos aussehenden Menschenschlag, und große oder stattliche Figuren sind unter ihnen äußerst selten. Fleiß und Thätigkeit kann ihnen nicht abgesprochen werden, und ebenso nicht Aufmerksamkeit und Klugheit im Geschäftsverkehr. Wie gesagt, sind sehr Viele von ihnen in den Minen beschäftigt, wobei ihnen übrigens Beschränkungen im Wege stehen, indem sie nicht neue eröffnen, sondern nur bereits verlassene oder von anderen Goldgräbern erkaufte weiter bearbeiten dürfen. Von denjenigen von ihnen, welche sich in den Städten aufhalten, besorgt ein Theil namentlich den Handel mit Lebensmitteln für die in den Minen arbeitenden, während verschiedene von ihnen sich mit Reinigen der Wäsche und Verrichtung solcher häuslicher Arbeit, wie sie anderwärts durch Dienstmädchen besorgt wird, abgeben. In San Francisco kann man Hunderte von Aushängeschildern von Chinesen sehen, auf welchen diese sich zum Waschen und Bügeln erbieten, und ebenso halten sich daselbst, weil Dienstmädchen dort verhältnißmäßig selten sind und einen sehr hohen Lohn bekommen, viele Familien ihren billigeren Chinesen, »Chinaman«, zur Verrichtung der häuslichen Arbeiten. Sämmtliche Chinesen in Kalifornien und den Pacific-Staaten überhaupt gehören sechs in China gebildeten und dort ihren Sitz habenden Compagnien an, und die Mehrzahl von ihnen steht in einem kastenmäßigen, d. h. sclavenartigen Abhängigkeitsverhältniß zu diesen Compagnien. Aus jenem Verhältnisse erklärt sich das geschäftlich abgeschlossene Wesen der Chinesen in Kalifornien, die Erscheinung, daß sie sich selbst nicht als Eingewanderte, zum Zweck des Dortbleibens, betrachten, und der Umstand, daß sogar ihre Todten nach China zurückgeschickt werden. Die Chinesen sind, weil sie stets um den billigsten Lohn arbeiten, bei dem ärmeren Manne in Kalifornien

verhaßt und, weil sie nur gezwungen, wenn sie nämlich die Waare, deren sie benöthigt sind, nicht selbst besitzen oder liefern können, mit anderen Nationalitäten in Geschäfts-Verkehr treten, dort im Allgemeinen ungern gesehen. In ihren Wohnungen, in welchen sie gedrängt zusammenleben, herrscht durchaus nicht die wünschenswerthe Sauberkeit, sondern bei den ärmeren verschiedentlich Schmutz, und in den San Francisco-Blättern pflegt in dieser Beziehung über diejenigen Straßen der Stadt, in welchen die Chinesen in großer Zahl beisammen wohnen, die bitterste Klage geführt zu werden. Die Gesichtsfarbe der Chinesen ist eine graugelbe, und ihre Augen haben eine schiefwinkelige, in der Schläfegegend nach oben gerichtete Lage. Die chinesischen Frauenzimmer in Kalifornien sind weder hübsch noch anziehend und machen, trotzdem in jener Gegend an Frauenzimmern noch großer Mangel ist, den Amerikanern und Europäerinnen daselbst bezüglich ehelicher Verbindungen das Feld schlechterdings nicht streitig. Ihre Kleidung besteht gleichfalls in einem schwarzen Kittel, ähnlich dem der Männer, in einer etwas weiteren Hose, als die Männer sie tragen, in einem Tuche über dem Kopfe statt des Hutes, in weißen Strümpfen und in Pantoffeln mit unten schmal zulaufenden hölzernen Sohlen an ihren durch Verkrüppelung kleinen Füßen. Ihr Gang ist daher ein schwerfällig unsicherer. Die Frage über Zulassung der Chinesen in den Staaten am stillen Meere zum amerikanischen Bürgerrechte, welches ihnen nicht verweigert werden kann, wird so lange eine unpraktische sein, als dieselben es vorziehen, unter ihrem chinesischen Zwangs-Compagnie-Verbande zu bleiben. Daß sie sich ihrer sclavenartigen Abhängigkeit von ihren chinesischen Herren, wenn sie dieß wollten oder sie sich ihres Rechtsstandpunktes in diesem Lande klar würden, sofort entledigen könnten, liegt auf der Hand. Nur sehr wenige von ihnen tragen keinen Zopf mehr, was das Zeichen ist, daß sie aus den Compagnien ausgetreten oder ausgestoßen sind. Ihre eigene Sprache besteht bekanntlich aus einsilbigen Wörtern, und es mag ihnen schwer werden, das Englische zu lernen und zu sprechen. Gleichwohl thun dieß Letztere Verschiedene von ihnen bereits ziemlich gut und zwar sprechen sie diejenigen englischen Worte, welche ihnen geläufig sind, scharf und deutlich aus. In San Francisco befindet sich ein vereideter Dolmetscher für dieselben. So lange sie nichts zur Hebung und Förderung des Wohlstandes des Staates Kalifornia beitragen, sondern nur dessen Goldreichthum zu Gunsten China's ausbeuten, ist die Abneigung daselbst gegen die Chinesen eine erklärliche, ohne daß in Racenverschiedenheit, weil sie Mongolen sind, der Grund dafür zu suchen ist. Um ihrem nur auf Goldbeute abzielenden Aufenthalte Einhalt zu thun, hat man daselbst die höchstmögliche Besteuerung derselben und sogar ihrer Zöpfe in Vorschlag gebracht. Neuerdings werden sie verschiedentlich zu Erdarbeiten an der Pacific-Eisenbahn, auf dem westlichen Theile derselben nämlich, mit verwendet. Ihrer Religion nach sind die Chinesen Heiden, und zwar Sonnen-Anbeter. Sie haben in San Francisco und Sacramento-City Tempel. Der Tag für ihre wöchentliche Gottesverehrung ist der Freitag.

Verschiedenes.

Schlichte Bürgersleute in Wien fanden im Jahre 1848 ein Mägdlein, in Windeln gewickelt, vor ihrer Hausthüre. Sie nahmen das Kindlein auf und erzogen es schlicht und recht, und vor Kurzem wurde das Mädchen, das recht schön und brav geworden war, die Frau eines Arztes. Da kam ein Brief aus London mit Wechseln von 100,000 Gulden und die Nachricht, daß ein reicher Pflanzer, Ribiero, in Calcutta das Mägdlein als sein Kind anerkannt und in seinem Testamente zum Erben von 2 Millionen Gulden rechtskräftig eingesetzt habe. Die Erbschaft sei bei dem Advokaten Seiffer zu heben.

Ein Türke, der sich in Berlin zu seiner Ausbildung aufhält und der viel von der Unsicherheit daselbst gehört hatte, befand sich vor einigen Tagen in der Restauration in der Münzstraße. Hier gesellten sich zu ihm ein feiner Herr und eine Dame, mit denen er den Abend in angenehmer Unterhaltung verbrachte. Erst spät verabschiedeten sich Beide in liebenswürdigster Weise von dem neuen Bekannten. Als dieser jedoch nun ebenfalls seine Zeche bezahlen wollte, war sein Portemonnaie aus der Tasche verschwunden. Der Türke hatte aber die Erfahrung gemacht, daß die Berliner Taschendiebe in nobler Toilette aufzutreten verstehen. Der Verlust ist um so schmerzlicher, als er kurz vorher seine goldene Uhr mit Kette, im Werthe von über 100 Thlr., der größern Sicherheit wegen abgenommen und in das Portemonnaie gelegt hatte.

Eine curiose Scene hat sich dieser Tage in Speyer ereignet. Ein Metzger hatte ein Schaf gekauft, um solches am nächsten Morgen zu schlachten und brachte dasselbe ins Schlachthaus. Als er des Morgens in das Schlachthaus kommt, findet er nur noch die Beine des Schafes. 18 junge Schweine, welche inzwischen dort untergebracht worden, hatten das Schaf vollständig aufgefressen.

Falsche Haare. In Californien ist eine Pflanze entdeckt worden, deren Fasern bei geschickter Bearbeitung von Menschenhaaren kaum zu unterscheiden sind. Die Pariser Haarkünstler erwarten mit Spannung die erste in Havre bereits avisirte Sendung, aus dem Lande, welchem das Glück beschieden war, die Welt massenhaft mit Gold, mit Waizen, und nun auch mit Haaren zu versehen.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 84. Sonntag, den 20. Oktober 1867.

Die Hammerschmiede.

Volkserzählung aus Obersteiermark

von

Cornelius Born.

(Fortsetzung.)

Draußen im Hofe war schon Alles zum Aufbruche bereit, ein Theil der Gäste bestieg Wagen, ein anderer Reitpferde. In der Mitte des Hofes standen der Hammerschmied und sein Weib, denen der Graf zum Abschiede die Hand reichte, während sein Diener einen prachtvollen, vor Ungeduld stampfenden Isabellenhengst am Zügel festhielt. Kaum hatte er dann die Fußspitzen in den Bügel eingesetzt und sich mit kühnem Schwunge in den Sattel gehoben, so fing das stolze Roß an sich zu bäumen und zu tanzen; — doch der Reiter saß fest im Sattel, er schien vielmehr Vergnügen an den tollen Sprüngen des edelgeformten Thieres zu haben; denn je mehr es ausschlug, oder sich auf die Hinterbeine stellte, desto kräftiger wurden die Hiebe seiner Reitpeitsche. Endlich hatte das Spiel ein Ende. Wie im Fluge galoppirte der Hengst über den Hofraum der Straße entgegen und als er an dem Fenster vorbeikam, aus welchem die beiden Mädchen hinaussahen, nickte der Graf freundlich lachend mit dem Kopfe.

Serafine, welche während der ganzen Scene weder ein Wörtchen verloren, noch ein Auge vom Grafen verwandt hatte, trat jetzt in Begleitung Mirzl's an das Hausthor, und beide Mädchen blickten dem dahinsprengenden Reiter so lange nach, bis er hinter einer Felswand verschwand. „Wie schön er ist!" sagte Serafine, nachdem sie noch eine Weile schweigend dagestanden hatte. „Beinahe so schön, wie der heilige Georg auf dem großen Bild in der Kirche!" Dann ging sie zurück nach dem Erdgeschoß, wo vor Kurzem ihre Lippen zum ersten Male von einem fremden Manne berührt worden waren. Hier saß sie eine geraume Zeit vor ihrer Arbeit; doch es wollte mit derselben nicht vorwärts gehen, denn alle Augenblicke sanken ihre Hände in den Schooß, worauf sie minutenlang wie ohne Bewußtsein vor sich hinstarrte. Immer schwebte das Bild des Grafen vor ihr: die hohe schlanke Gestalt mit dem kleidsamen Jägergewande, dem blassen feinen Gesicht, den dunklen glühenden Augen und dem dunklen Schnurrbart. Endlich ward es ihr zu warm in dem Gemache, sie öffnete das Fenster, doch auch dieß half nichts. Darauf legte sie die Arbeit bei Seite und ging in den Garten. Ohne an etwas zu denken, gelangte sie, die Blumen zerpflückend, die an beiden Seiten des Weges standen, auf die anstoßende Wiese. Sie schritt den schmalen, vielfach geschlängelten Weg entlang zwischen duftenden Heuschobern, sie hüpfte über das Bächlein, an dessen Ufern zwischen üppigen Schilfgräsern die Vergißmeinnichtblümchen wie tausend helle Aeuglein entgegenwinkten. Sonst war sie nie an dieser Stelle vorübergegangen, ohne einen Busch ihrer Lieblingsblumen an die Brust zu stecken; allein heute sah sie weder die Blumen, noch bemerkte sie den Gruß der heimkehrenden Schnitter! Als ob sie ein bestimmtes Ziel zu erreichen hätte, stieg sie unabläßig längs des immer steiler werdenden Berggehänges aufwärts zwischen Haselstauden, Brombeerhecken und blühenden Eriken bis an eine Stelle, wo ein riesiger Felsblock den Fußpfad versperrte. Mehrere natürliche Stufen führten zu dem rohen hölzernen Kreuze, das sich auf dessen Spitze erhob.

Von diesem Punkte genoß man eine weite Fernsicht nach jener Richtung, nach welcher der Eisbach seinen Lauf nahm. Tief unten sah man das Wasser sich wie ein schmales Band durch die saftigen Wiesen schlängeln; weiter hinaus die Felsenschlucht, dann das graue Schloß, auf dessen Giebel eine rothe Fahne wehte, mit seinen vier Thürmen an den dunklen Wald gelehnt, — und im Hintergrunde einen Zug schroffer, mächtiger Felswände. Das Mädchen ließ sich auf der Kniebank des Kreuzes nieder und blickte hinaus in die herrliche Gebirgslandschaft. Ihr Kopftuch war in den Nacken gefallen, so daß die warmen Goldtöne der scheidenden Sonne ihre jugendlich frischen Gesichtszüge vollständig beleuchten konnten, und einzelne Locken ihres reichen Haarwuchses im Spiel des lauen Abendwindes leise hin- und herwogten. Regungslos mochte sie wohl über eine halbe Stunde so dagesessen sein, unverwandt nach dem Schlosse blickend, dessen Umrisse allmälig mit dem dunklen Hintergrunde verschwammen, bis sie der Ton der Abendglocke wie aus einem Traume weckte. Dann erhob sie sich schnell und eilte, weder Stein noch Strauch achtend, denselben Weg zurück, auf dem sie gekommen war. Ehe sie die Hammerschmiede erreichte, war es beinahe dunkel geworden. Ihre Mutter sammelte Grünzeug im Garten, als das Mädchen vorüberkam; ihr Kopftuch hing noch immer im Nacken, ebenso die Last der dunklen Zöpfe, welche sich beim Gehen losgelöst hatten, während

Dornenranken und Kletten an den Säumen ihres Röckchens hafteten. Die Hammerschmiedin, welcher die Veränderung in dem Wesen ihres Kindes sogleich auffiel, fragte sie deßhalb mit besorgter Stimme: „Serafine! was fehlt Dir, mein Kind?" — „Nix, Mutterl, gar nix," lautete die kaum vernehmbare Antwort. — „Du siehst so verstört aus, mein Kind!" setzte die Mutter fort, „leg' Dich bei Zeiten in's Bett, damit Du nit krank wirst." — Hierauf nahm sie das Mädchen bei der Hand, das ihr willenlos folgte, und führte sie in's Haus.

Kaum hatte Serafine sonst die Augen geschlossen, so schlief sie auch schon fest ein, bis sie der junge Morgenstrahl weckte. Heute zum ersten Male war das anders. Bis lange nach Mitternacht warf sie sich auf ihrem Lager herum, sie konnte keine Ruhe finden, denn fortwährend erschienen neue Bilder vor ihrer erregten Phantasie, in welchen der Graf die Hauptrolle spielte. Bald das Zelt mit den lustigen Tänzern im Fackelscheine, bald der bunte Troß lärmender Jäger, oder der schäumende Isabellenhengst. Erst gegen Morgen errang die Natur den ihr gebührenden Sieg und das Mädchen verfiel in einen leichten Schlummer.

Während der nächsten acht Tage unternahmen die Herrschaften noch zwei Jagdausflüge in entgegengesetzten Richtungen von der Hammerschmiede, worauf sie wieder nach der Residenz zurückreisten. Der Graf, welcher Anfangs ebenfalls in Gesellschaft seiner Gäste zurückzukehren beabsichtigte, hatte seinen ersten Entschluß abgeändert. Mit wahrer Leidenschaft schien er plötzlich für die Hochgebirgsjagd, deren Reize er bisher nicht gekannt hatte, eingenommen zu sein. Auch die erste Abneigung gegen das Jagdschloß mit seinen hohen dunkelgetäfelten Sälen und düstern Gängen schien überwunden zu sein; denn er ließ sich das kleine Erkerstübchen, das eine herrliche Fernsicht in das lachende Gebirgsthal gewährte, auf's Bequemste einrichten, ließ Bücher und Zeitungen kommen; selbst eine reich ausgestattetete Zither nebst der gedruckten Anleitung zum Selbststudium des Zitherspieles traf einstens in Begleitung eines ansehnlichen Packets Noten aus der Residenz ein. Die Dienerschaft war nicht wenig erstaunt darüber, daß der Graf, der sonst kaum eine Viertelstunde ohne Gesellschaft verleben konnte, jetzt oft viele Stunden mit Lesen und Zitherspielen in seinem Erkerstübchen zubrachte; auch bei seinen Ausflügen war nur selten der Forstmeister an des Grafen Seite zu erblicken, denn er liebte es jetzt, allein in Begleitung der großen mausgrauen Dogge durch die Berge zu streifen.

3. Das Waldbrünnlein.

An einem heitern Nachmittage, kurze Zeit nachdem die Gäste das Schloß verlassen hatten, warf die Frühlingssonne ihre sanftwärmenden Strahlen über den lieblichen Thalkessel, in dessen Mittelpunkte das Dach nebst der rußigen Esse der Hammerschmiede zwischen den dunkeln Erlen hervorblickte. Ruhig lagen Wälder und Fluren im schimmernden Frühlingskleide zu Füßen der ringsumher hoch aufstrebenden Felswände, nur das Rauschen des Gießbaches, dessen mächtig geschwollene Fluthen ihr Felsbett zu zersprengen drohten, und der monotone Schlag des rastlos arbeitenden Eisenhammers unterbrach die Stille.

Aus der offenen Hinterpforte des Wohngebäudes trat jetzt Serafine, einen großen Steinkrug in der Hand, in den Garten. Nachdem sie den anstoßenden Wiesenplan betreten hatte, welcher heute von dem Blüthenschmuck der zahlreichen Apfelbäume wie mit Schnee überdeckt war, bog sie, unter den Bäumen fortschreitend, seitab gegen den Wald, an dessen Eingange noch die Spuren der rohgezimmerten Tafel sichtbar waren. Weiter hinein ward es immer dunkler, während eine angenehme Kühle aus der tiefen Waldschlucht entgegenwehte. Bald war sie an eine kleine Lichtung gelangt, wo zwischen mächtigen, mit Moos überzogenen Felstrümmern ein krystallhelles Wässerchen hervorsprudelte. An jenen Stellen, an welchen dasselbe fortrieselte, erhoben unzählige Maiglöckchen ihre leichten duftigen Kelche über den üppig wuchernden Graswuchs, die sich erst über Nacht geöffnet haben mußten; denn das Mädchen stieß einen Schrei freudiger Ueberraschung aus, als sie ihrer ansichtig wurde. Dann stellte sie den Krug unter den dünnen Wasserstrahl und begann, den feuchten Stellen des Bodens vorsichtig ausweichend, die langen Stengel der zarten Frühlingsblumen abzupflücken. Als deren eine ansehnliche Anzahl beisammen war, ließ sie sich auf dem weichen Sammet einer natürlichen Moosbank nieder, reihte die im Schooß verstreut liegenden Glocken symmetrisch zu einem Strauß aneinander und band hierauf denselben mit einem Faden zusammen.

Kaum hatte sie sich erhoben, um den überfließenden Krug zu ergreifen, so vernahm sie ein Geräusch, während gleichzeitig des Grafen Dogge aus dem dichten Buschwerk hervorsprang. Unmittelbar darauf stand im Jagdanzuge, die Büchse auf dem Rücken, der Graf selbst vor ihr. Das Mädchen war hierüber so sehr betroffen, daß der Strauß ihrer Hand entfiel, und ihr das Herz im Leibe stille zu stehen schien. „Ich habe Dich schon eine geraume Zeit beobachtet, während Du die Blumen pflücktest, Serafine," sagte der Graf, indem er den Strauß aufhob. „Ich wollte Dich auch nicht erschrecken, mein Kind; allein der Hund ließ sich nicht länger zurückhalten." Er sagte diese Worte mit Ruhe, auch blickte dabei sein dunkles Auge fest in das ihrige. Ueberhaupt schien dem Mädchen sein Benehmen ganz anders als bei der letzten Begegnung, weßhalb sie ihre Fassung bald wieder gewann. „Weißt Du, was ich mir dachte, Serafine, als ich Dich früher bei Deiner Beschäftigung beobachtete?" — „Nein, Herr Graf," war

die naive Antwort. — „Ich dachte mir: wie diese Blümchen im tiefsten Waldesdunkel versteckt, so seiest auch Du eine liebliche Blume des stillen Gebirgsthales, — ungekannt blühend und ungekannt verblühend!" Das Mädchen schwieg eine Weile, weil sie den Sinn dieser Worte nicht verstanden hatte. Dann versetzte sie, den Krug auffassend: „Mei Krug is schon ang'füllt, jetzt muß i wieder hoamgeh'n!" — „Leb' wohl, Serafine," sprach der Graf in demselben Tone wie zuvor; „doch eine Bitte wirst Du mir nicht abschlagen, ehe Du gehst. Gieb mir den Blumenstrauß, den Du gepflückt hast." — „Die nanfachen Waldbleameln soll ich Euch geben?" antwortete das Mädchen schalkhaft lächelnd. „Ihr habt ja schön're im Schloßgarten, als die sind." — „Die Blumen, die Du gepflückt hast, sind mir tausendmal mehr werth, als alle Blumen meines Gartens." — „Wenn Euch wirkli so viel d'ran g'legen is," sagte das Mädchen erröthend, „so will i Euch die Bleameln geben. Und jetzt, b'hüt Gott, Herr Graf!" Damit überreichte sie ihm den Strauß und hüpfte leicht wie ein Reh gegen den Waldsaum. Als sie denselben erreicht hatte, konnte sie sich nicht überwinden, noch einmal zurückzublicken. Der Graf stand noch immer an derselben Stelle, wo sie ihn verlassen hatte, an einen Baumstamm gelehnt, und schaute ihr nach.

Als Serafine am nächsten Tage um dieselbe Stunde mit dem Steinkrug gegen den Wald ging, sagte ihr eine dunkle Ahnung, daß sie den Grafen heute wieder treffen werde. Sie hatte sich nicht getäuscht; denn wie sie aus dem dichten Buschwerk gegen die Lichtung trat, saß er auf einem Stein neben dem Brünnlein und schien sie zu erwarten. Er war sichtlich erfreut, daß sie gekommen; auch machte er kein Hehl daraus, daß er ihretwegen hier gewartet habe; — dann sprach er von gleichgültigen Dingen. Als der Krug gefüllt war, sagte das Mädchen wie gestern: „Mei Krug is voll, i muß jetzt geh'n, b'hüt Gott!" — „Leb' wohl, Serafine," antwortete der Graf wie gestern.

So ging es mehrere Tage hindurch. Stets um dieselbe Stunde erschien Serafine mit dem Wasserkruge beim Brünnlein, — und immer saß der Graf ihrer harrend auf dem Felsblock. Eines Tages, als der Krug gefüllt war und das Mädchen wieder zurückkehren wollte, sagte der Graf: „Heute muß ich Dir auf längere Zeit Lebewohl sagen, mein Kind!" — „Was? — Ihr..." rief das Mädchen betroffen; — doch als ob sie sich eines Besseren besonnen hätte, unterbrach sie ihre Worte und blickte schweigend gegen den Boden. — „Ja, ich muß auf kurze Zeit fort von hier; allein in wenigen Tagen bin ich wieder zurück. Also leb' wohl, Serafine!" setzte er hinzu, seine Hand hinhaltend. Darauf reichte sie ihm die ihrige zum Abschiede und ging schweigend davon.

Wie sie am darauffolgenden Tage abermals zum Brünnlein kam, setzte sie sich auf den Felsblock nieder, auf welchem sie der Graf sonst zu erwarten pflegte. Kein Laut regte sich im Walde, — die dunklen hundertjährigen Tannen blickten so ernst und verschwiegen auf sie herab, daß sie ein Gefühl von Bangigkeit überkam. „Ob er wohl wiederkehren wird?" dachte sie, ein Blatt zerpflückend. Nachdem sie noch eine Zeit im Nachsinnen vertieft an dem Orte verweilt hatte, ging sie nach Hause. Am Abend erstieg sie den Fels, wo das Kreuz stand und schaute hinaus gegen das graue Schloß, auf dessen Giebel jedoch heute keine Fahne wehte. — Dasselbe geschah auch am zweiten und am dritten Tage.

Am achten Tage nach seiner Abreise war der Graf wieder zurückgekehrt. Kaum hatte er das dringende Geschäft, welches seine persönliche Gegenwart in der Residenz erheischte, beendet, so mußten schon die Postpferde vor dem Thore des alterthümlichen Palastes harren. Ihn, den vielerfahrenen Weltmann, der beinahe sein ganzes Leben im sinnlosen Taumel des großstädtischen Lebens zugebracht, der Alles reichlich genossen, was Jugend, Reichthum und eine bevorzugte Stellung zu bieten vermögen: ihn zog es wie mit Riesenmächten hinaus aus dem bunten, lärmenden Gewirre der Residenz nach den schönen Bergen, nach dem stillen Gebirgsthale.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Aus der Repulse-Bay, am oberen Ausgange der Hudson-Bay, ist ein vom 15. August datirtes Schreiben des amerikanischen Nordpolfahrers, Kapitän Hall, am 23. Sept. in New-York angelangt, in welchem er schreibt, wie er den Winter auf den Felsen der ödesten Kaps des hohen Nordens zugebracht habe. Er hatte eine sechswöchentliche Expedition in die Eiswildnisse unternommen, um sich Hunde für seine Schlitten zu verschaffen. Er hatte nur fünf Begleiter auf diesem Marsche und alle hatten unter den größten Entbehrungen zu leiden. Ein Paar Unzen gefrorenes Hirschfleisch und ein Löffel Branntwein machte häufig die Nahrung für einen ganzen Tag aus. Hall erklärte in seinem interessanten Schreiben, daß gewisse von den Eingeborenen erhaltene Mittheilungen, aller Wahrscheinlichkeit nach auf den längst verschollenen Franklin bezüglich, ihn bestimmt hatten, auch während des kommenden Winters in jenen Regionen zu verbleiben. Die Eingeborenen erzählten ihm von einigen „weißen Männern," die lange Zeit unter ihnen verweilt hätten. Einer wäre gestorben und mit großer Sorgfalt zur Erde bestattet worden. Kapitän Hall glaubt Grund für die Annahme zu haben, daß der Verstorbene eben Sir Franklin gewesen sei, und will selbst weitere Forschungen anstellen auf einer neuen Winter-Kampagne gegen alle Schrecken der nordischen Zone. Mit einem Gebot von 500 Dollars per Mann hat er fünf Seeleute von der Wallfischfahrt-Flotille in Dienst

genommen und beginnt nach Ende der Herbstjagdzeit die große Tour. — „Ich hoffe auf alle Fälle einige Reliquien zu finden," sagte er, „sterbe ich, so sterbe ich in Erfüllung meiner Pflicht."

Gibbs in Essex (England) hat eine Ackerbau-Maschine patentirt, deren Zweck ist, frischgeschnittenes Getreide in feuchtem Wetter einsammeln zu können und durch künstliche Trocknung vor dem Verfaulen zu schützen. Diesen Dienst leistet ein großer eiserner Fächer (ein trockenes Gebläse), der an die gewöhnliche Dampf-Dreschmaschine angefügt wird. Durch die heiße Luft wird das Korn trocken, bevor es der Dreschmaschine zugeführt wird. Die Kosten der Anlage sind gering, die Feuerung braucht nicht viel verstärkt zu werden, nur muß das Ausfliegen von Funken verhindert und die beste Kohle gebrannt werden, damit kein Rauch in das zu mahlende Korn bringe.

Den Geschäftskundigen ist bekannt, daß auch schon die Vorfahren der Hohenzollern im Erfinden und Eintreiben von Steuern groß waren. Interessante Einzelnheiten erzählt Fr. Eberty in seiner jüngst erschienenen Geschichte des preußischen Staates, welche dem Emporkommen desselben günstig geschrieben ist. Man erfährt (II. 53) von einer Kopfsteuer unter Friedrich I., wobei ein Graf 60, ein Baron 40 Thlr., ein Schweinehirt ½ Thlr., ein Scharfrichterknecht 18 Gr. zu zahlen hatte; durch eine andere (I. 350) werden sogar die Inlieger der Hospitäler mit je 6 Gr. in Mitleidenschaft gezogen. Beispiellose Quälereien werden berichtet, welche mit dem seit 200 Jahren mehr und mehr ausgebildeten, übrigens bald mehr vereinfachten und zweckmäßiger gestalteten Accisesystem verbunden waren. Zu den lästigsten Steuern gehörte ohne Zweifel die unter Friedrich I. eingeführte Perückensteuer (II. 55), zufolge deren jede Perücke inwendig mit einem Steuersiegel versehen sein sollte. Ein Franzose hatte die Steuer gepachtet, dessen Angestellte die Perücken auf offener Straße revidirten, wobei die Steuerpflichtigen im schlechtesten Wetter und bei größter Kälte ihre kahlen Scheitel entblößen mußten. Seltsam ist auch das 1708 an einen Commerzienrath Krenz vergebene Recht des Alleinhandels mit Borsten von zahmen und wilden Schweinen (II. 56), in dessen Interesse einerseits verboten wurde, die Schweine zu brennen, ihnen an den Ohren oder sonstwo ein Zeichen zu schneiden, andererseits männiglich ermahnt wurde, um Johannis seinen Schweinen die Borsten auszuraufen (auch die Junker den Wildschweinen?) und dieselben zu des Commerzii und seinem eigenen Vortheil, von jedem Schwein appart mit einem Faden zusammenzubinden und an die Commis des Krenz abzuliefern.

Historischer Ursprung eines englischen Brauches. Am Michaelistage wird in England der Lordmajor gewählt und in allen Familien Gänsebraten gegessen. Dieses traditionelle Gänsebraten-Essen reicht bis in die Zeit der Königin Elisabeth zurück. Am 29. September 1588 zog sie ins Fort Tilbury und nahm ihr Mittagsmahl im Schlosse des Sir Nevill Umfreville in der Nachbarschaft des Forts ein. Unter den substantiellen Gerichten, die da aufgetragen wurden, waren auch fette Gänsebraten, welche ihrer Majestät sehr mundeten. Nachdem sie sich eine gute Portion hatte schmecken lassen, verlangte sie ein Glas Burgunder und trank auf die Zerstörung der unüberwindlichen Armada, welche in jenem Momente Englands Küsten bedrohte. Kaum hatte die Königin das Glas vom Munde genommen, so wurde ihr gemeldet, daß ein Sturm die furchtbare Flotte zerstört habe. „Man gebe mir noch ein Glas Burgunder," sagte sie, „damit ich die guten Gänse und die guten Nachrichten besser verdaue." — Am Michaelistage des folgenden Jahres erinnerte sich Elisabeth der Mahlzeit im Schlosse Nevill und der angenehmen Nachricht, welche sie daselbst erhalten hatte, und befahl, daß man ihr für das Mittagsmahl Gänsebraten bereite. Der Hof aß nun ebenfalls Gänsebraten und das Volk folgte gerne dem Beispiele der Großen. Seit jener Zeit habe sich dieser Brauch erhalten.

Robert von Schlagintweit erzählt in den „Jahreszeiten" von einem Teiche Maggar Pir (nördlich von Karrachi, der westlichen See- und Hafenstadt Indiens), der eine Bevölkerung von Krokodilen enthält, die so sanft und den Menschen so folgsam wie die Hausthiere sind. Dieser Teich, der von dem Abflusse heißer Quellen gespeist wird und von herrlichen Palmen umgeben ist, beherbergt mindestens 80 Krokodile, obwohl sein Umfang kaum mehr als 600 Schritte beträgt. Der Reisende berichtet: „Was man mir von der Zahmheit der in diesem Teiche lebenden Thieren sagte, habe ich für arge Uebertreibung gehalten und erst dann geglaubt, als ich Gelegenheit hatte, Alles selbst zu sehen. Die Sache hat ihre Richtigkeit, die Bestien sind wirklich gebändigt. Wie zahm die Krokodile in dem Maggar-Pir-Teiche sind, möge daraus entnommen werden, daß die Hindus auf die Köpfe einiger große Zeichnungen, sowie religiöse Sprüche in Oelfarben aufgetragen haben; es möge dieß ferner daraus ersehen werden, daß auf den Ruf von „au au", d. h. komm' komm', sofort 40 bis 50 der Thiere, theils aus dem Teiche, theils von dem Lande her, und zwar bis auf einige wenige Schritte dem Rufenden sich nähern, der ihnen dann einige Fleischstücke vorwirft. Es ist ein wunderbares Schauspiel, von allen Seiten sich von Krokodilen umringt zu sehen, aber ein Schauspiel, welches vielleicht gerade seiner Neuheit und Seltenheit wegen wohl bei Niemanden das sonst so sehr natürliche Gefühl der Furcht erweckt."

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 85. Donnerstag, den 24. Oktober **1867.**

Die Hammerschmiede.

Volkserzählung aus Obersteiermark

von

Cornelius Born.

(Fortsetzung.)

Der Graf wartete dießmal schon am Saume des Waldes, so daß das Mädchen einen Schrei freudiger Ueberraschung ausstieß, als er hinter dem bergenden Stamme eines Baumes hervortrat. „Heute mußt Du etwas länger verweilen, Serafine, da wir uns volle acht Tage nicht sahen und einander gewiß Vieles zu sagen haben werden." hob er, sie bei der Hand fassend, an. „Ich will Dir erzählen, was ich während meiner Abwesenheit erlebt habe; — auch Du erzählst mir dann das Deinige. — Komm', setze Dich ein wenig an meine Seite," fügte er bei, als sie bei dem grauen Steine angelangt waren, und zog sie sanft auf den Moossitz.

Während sie seinen Worten aufmerksam zuhorchte, hielt er ihre Hand noch immer in der seinen, ohne daß sie ihm dieselbe entzog. — Er erzählte von den Unannehmlichkeiten der Reise, von den Herrlichkeiten der Residenzstadt; von den Gütern und Pferden, die er besaß. Bei diesen lebhaften Schilderungen glänzten des Mädchens Augen, und sie wagte es kaum, aufzuschauen. Nachdem er geendet hatte und sie aufstehen wollte, um den Heimweg anzutreten, hielt er sie mit den Worten zurück: „Schau, Serafine, ich habe Deiner nicht vergessen, während ich ferne war. Du hast mir unlängst den schönen Blumenstrauß geschenkt; heute mußt Du von mir ein kleines Geschenk annehmen!" Damit holte er ein winziges Kästlein aus der Tasche, das, auf einen Druck aufspringend, einen goldenen Ring zeigte, auf welchem aus himmelblauen Edelsteinen ein Vergißmeinnicht gebildet war. — „Ah! — das schöne Ringerl!" rief Serafine, das Kästchen in die Hand nehmend und den Ring näher ansehend. Hierauf zog sie den einfachen silbernen Reif von ihrem Finger und steckte den goldenen Ring an dessen Stelle. „Prächtig! Und wie an'gossen paßt er!" lachte sie freudig, und nachdem sie denselben eine Zeit lang am Finger behalten und von allen Seiten betrachtet hatte, zog sie ihn wieder ab und legte ihn in das Kästchen, das sie dem Grafen zurückgeben wollte. — „Der Ring ist für Dich bestimmt, Serafine, wenn er Dir gefällt, so kannst Du ihn behalten," versetzte der Graf. — „G'fallen thät er mir schon; aber b'halten darf ich ihn nit!" — „Aus welchem Grunde nicht?" — „I, an arm's Landmäd'l — so an schön' Ring! — Na! — Das geht nicht an, — der paßt nur für vornehme Leut' und nit für unser oans!"

Damit legte sie das Kästchen auf den Stein und hüpfte mit einer schnellen Bewegung von ihrem Sitze, wobei ihr der silberne Reif, den sie inzwischen in der Hand gehalten, entglitt und an einem Steine abspringend gegen das Dickicht fortrollte. Nun blieb alles Suchen vergeblich; — das verlorene Ringlein wollte ungeachtet der sorgfältigsten Nachforschungen nicht mehr zum Vorschein kommen. Dem Mädchen standen deßhalb die hellen Thränen in den Augen. An ihrem Firmtage, vor drei Jahren, hatte ihr die Pathe oben in der Dorfkirche das Ringlein an den Finger gesteckt, und seither war es nicht mehr herabgekommen. Heute geschah dieß zum ersten Male, — um es vielleicht niemals wiederzufinden! — Und gerade an diesem Orte! — Dieses Ereigniß schien dem abergläubigen Mädchen von böser Vorbedeutung; des Grafen Trostworte nützten eben so wenig als seine Versprechungen, daß er selbst so lange nachsuchen wolle, bis das Ringlein gefunden sein würde. — Weinend verabschiedete sie sich heute!

Beim ersten Morgengrauen verließ Serafine am andern Tag ihr Lager, um nach dem Brünnlein zu eilen. Keinen Grashalm, kein Sandkorn in der Nähe des grauen Felsblockes ließ sie unberührt; — allein nirgends war das verlorene Ringlein zu erblicken. Endlich, in das Unvermeidliche sich fügend, gab sie das Suchen auf. — So waren abermals acht Tage seit des Grafen Rückkehr verflossen. Wie vorher trafen die Beiden täglich im Walde zusammen; doch verweilte Serafine nie länger als eine Viertelstunde an der Seite des Grafen. Das Mädchen hatte Vertrauen zu ihm gewonnen, denn sein Benehmen blieb immer gleich: liebevoll und zurückhaltend; er schien zufrieden, wenn er mit ihr sprechen oder ihre Hand in der seinigen halten konnte, — nur selten erlaubte er sich, seinen Arm um ihre Hüfte zu legen, oder er lehnte sein Haupt leise auf ihre Schulter.

Einst, als sie wieder im traulichen Gespräche neben einander saßen, rauschte es plötzlich in den Büschen, und der Hammerschmied, den Rock über die Schulter geworfen und den Hut in der Hand, stand vor ihnen. — Er war so erstaunt über den unerwarteten Anblick, daß er im ersten Momente,

kaum seinen Augen trauend, lautlos stehen blieb. Auch die Beiden saßen einige Sekunden wie versteinert auf dem Felsblock, bis der Graf, seine Fassung erringend, aufsprang und dem Hammerschmied mit den Worten die Hand reichte: „Gott zum Gruß, Vater Gstirner! — Woher des Weges?" — Des Hammerschmieds Brauen hatten sich zusammengezogen, indem er abwechselnd den überfließenden Steinkrug, dann wieder sein Kind betrachtete, das noch immer, den Blick zu Boden gesenkt, in ihrer Stellung verblieben war. Er konnte sich die Begegnung des Grafen mit Serafinen hier an dem abgelegenen Orte nicht zusammenreimen. „Sie kennte zufällig sein! — heute zum ersten Male!" — sprach der offene, überall das Beste voraussetzende Sinn des ehrlichen Obersteierers; — allein das verlegene Wesen des Mädchens, das seinen Augen offenbar auszuweichen schien, war seinem Scharfblicke nicht entgangen, so daß er einen leise in seinem Inneren aufsteigenden Verdacht nicht zu unterdrücken vermochte. „I komm' von der Hub'n," antwortete er, die hingehaltene Hand des Grafen ergreifend. „Beim Obisteigen is ma recht warm g'werden, und da hab' ich mi mit oan frischen Trunk abkühlen woll'n," setzte er bei, die von seiner Stirn und dem Silberhaar herabperlenden Tropfen abtrocknend. — „Nun, da will ich Euch selbst den Labetrunk reichen," erwiderte der Graf, den Krug emporhebend. — „I dank schön! — Zu viel Ehr' für mi, Herr Graf! — zu viel Ehr'!" versetzte der Hammerschmied, worauf er den Krug mit beiden Händen anfaßte, und einen tüchtigen Zug that. Dann reichte er denselben Serafinen, die inzwischen aufgestanden war, mit den Worten: „Komm', jetzt geh'n wir nach Hause! — B'hüt Gott, Herr Graf!"

Auf der kurzen Strecke bis zur Hammerschmiede sprach weder das Mädchen ein Wort, noch der Vater. Am Abende verlief das Gespräch wie an anderen Abenden, ebenso beim Frühstück des nächsten Tages und beim Mittagessen. Der Hammerschmied erwähnte des Vorfalles mit keinem Worte, weder gegen Serafine, noch gegen die Uebrigen.

Als Serafine Nachmittags um die gewohnte Stunde den Krug vom Wandsimse herabnahm, bemerkte sie ein leises Beben ihrer Hand. Der Vater saß, sein kurzes Pfeifchen schmauchend, in der Ecke hinter dem Tische. Kaum war das Mädchen zur Thüre hinaus, so erhob sich auch schon der Hammerschmied von seinem Sitze, und eilte, einen kurzen Umweg nehmend, ebenfalls gegen das Brünnlein. Bald hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß die Zusammenkünfte seiner Tochter mit dem Grafen nicht zufällig seien, denn der Letztere wartete wie gewöhnlich auf dem Steine. — Nachdem er eine Weile das vertrauliche Gespräch der Liebenden angehört, trat er aus seinem Versteck hervor. War sein gestriges Erscheinen bloß überraschend, so übte das heutige eine niederschmetternde Wirkung aus. — Der alte Hammerschmied blickte grimmig darein! „Serafine, ich seh', daß Dein Krug voll ist! — Hast weiter noch 'was hier z'thun?" fragte er, den Grafen kaum beachtend. — „Nein, Voata!" war die kaum vernehmbare Antwort. — „So geh' Deines Wegs," sagte er streng. Dann nahm er sein Kind bei der Hand und führte es fort, ohne weiter ein Wort zu verlieren.

Dieser Vorfall machte auf den Grafen einen unangenehmen Eindruck, dem Scenen, in welchen er eine ähnliche Rolle gespielt hätte, bisher fremd geblieben, der vielmehr gewohnt war, daß Alles nach seinem Willen ging. Auch sah er jetzt erst ein, wie stark seine Neigung für das schlichte Landmädchen binnen kurzer Zeit herangewachsen sei. — Die verschiedensten Gedanken durchkreuzten seinen Kopf; er verblieb noch kurze Zeit an dem einsamen Plätzchen, dann ergriff er seine Büchse und stieg aufwärts gegen den Hochwald.

4. Auf der Alm.

Während diese Ereignisse in der Hammerschmiede und deren nächster Umgebung vorfielen, war Mirzl abwesend. Der Hammerschmied besaß außer der durch eine Reihe von Jahren vom Vater auf den Sohn ererbten Hammerschmiede noch eine ziemlich ausgebreitete Alpenwirthschaft, welche ihm seine Frau als Mitgift zugebracht hatte. Franzl, eine verläßliche, in der Hammerschmiede aufgezogene Dienstmagd, welche bisher die Geschäfte in der Sennhütte besorgt hatte, zog sich vor Kurzem durch einen Sturz mehrere Verletzungen zu, deren Heilung einen langwierigen Verlauf nahm, so daß sich Mirzl zu ihrer Beihilfe auf die Alp begeben mußte.

Mirzl's Nähe würde auf Serafine gegenwärtig sehr wohlthätig gewirkt haben, weil das einfache, unerfahrene Mädchen, in deren jungem Herzen die Liebe für den Grafen zu keimen, später jedoch feste Wurzel zu fassen begann, — keine gleichgesinnte Seele fand, der sie sich hätte anvertrauen können; denn ihre tägliche Umgebung blieb auf die Eltern und Hausleute beschränkt. Ihrer Jugendgefährtin, die sie wie eine Schwester liebte, vor der sie niemals ein Hehl gehabt, würde sie gewiß das süße Geheimniß enthüllt, an ihrer Brust die Thränen der Freude und des Schmerzes geweint, auch ihr theilnehmendes Wort, ihren Rathschlag nicht unberücksichtigt gelassen haben, — weßhalb Mirzl's Anwesenheit auf ihre späteren Entschlüsse und Handlungen nicht ohne gewichtigen Einfluß geblieben wäre. — So mußte sie aber das bisher ungeahnte Gefühl, das ihr bald die Brust zu zersprengen drohte, bald ein Aufjauchzen des höchsten Wonnegefühls entlockte, in sich verschließen, während Mirzl, ihre Halbschwester, hoch oben in den heiteren, sonnigen Regionen der Alpenwelt weilte, nicht ahnend, was in der Nähe der einsamen Hammerschmiede vor sich ging.

Die Sennhütte lag auf dem südlichen Abhange eines langgedehnten Gebirgskammes, mit der Rückseite an einen steilen Felsen gelehnt, welcher sie gegen das Eindringen der verheerenden Nordwinde schützte. Neben derselben erhoben zwei riesige Lärchbäume ihre spitzen Häupter in die Luft, deren weit herabhängendes Geäste einen Theil des flachen, mit großen Steinen beschwerten Daches überdeckte. In der Mitte des ziemlich großen freien Raumes auf der andern Seite der Hütte stand ein langer, aus einem mächtigen Baumstamm gezimmerter Wassertrog, welcher, von dem dünnen Strahl einer Quelle gespeist, fortwährend überfloß. An jener Seite, wo das Wässerchen herkam, stieg das Gebirge noch höher auf, Anfangs von Vegetation überkleidet, die jedoch immer spärlicher ward, so daß auf den höchsten Punkten bloß die nackten, verwitterten Felsgrate des Gebirgsstocks hervorragten. Dem schroffen Abhange, auf welchem die Sennhütte lag, gegenüber stieg ein majestätischer Gebirgstitan aus der schwindelnden Tiefe empor, sein ehrwürdiges Haupt gleich einem mächtigen Herrscher über alle Andern erhebend, in dessen Klüften und Schluchten der Schnee noch massenhaft aufgethürmt lag. Gegen Süd und West konnte das Auge weit hinaus schweifen über schimmernde Bergkuppen, dunkle Wälder und langgezogene Thalgründe bis zum fernen Horizonte, wo alle Konturen in einem bläulichen Duft verschwammen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Hauswirthschaftliche Briefe,

geschrieben für Frauen und Töchter.

Liebe Freundin!

Sie erinnern sich wohl noch unserer Unterredung bei einer Reise in die Schweiz. Als wir dort auf einem hohen Berge Eier sieden wollten, gelang es uns nicht in einem offenen Gefäße. Ich denke wohl, daß sie jetzt den Grund hiervon einsehen. Auf hohen Bergen tritt nämlich das Kochen des Wassers früher ein; tief unter der Erde, wovon sich die Bergleute überzeugen können, tritt dagegen das Sieden später ein. Auf hohen Bergen zeigt das kochende Wasser nicht 80° R., sondern weniger, etwa 75 oder 70, je nach der Höhe des Orts über dem Meeresspiegel. Befinden wir uns in einem Bergwerke, so wird das Wasser erst kochen bei 82 oder mehr Graden, je nach der Tiefe unter dem Meeresspiegel. Aber Sie haben gewiß schon die Wahrnehmung gemacht, daß auch in Ihrer Küche das Wasser an manchen Tagen früher, an manchen später zum Sieden kommt. Ich habe schon oft von Frauen die Bemerkung gehört — ei der Kukuk, heute will das Wasser gar nicht zum Kochen kommen, wir müssen schlechten Wind haben. Aber der Wind ist es eigentlich nicht. Nehmen Sie einmal den Barometer zur Hand. Heut zu Tage ist ein Barometer in den meisten wohlbestellten Haushaltungen anzutreffen. Sie werden finden, daß der niedere Temperaturgrad des Siedepunktes stets mit einem niederen Barometerstande und der höhere Grad des Kochpunktes mit einem höheren Barometerstand zusammenfällt. Obgleich der Barometer eigentlich nicht das Wetter anzeigt, sondern nur den Druck der Luft, so hat die Erfahrung gelehrt, daß bei dem niederen Barometerstand gewöhnlich schlechtes regnerisches oder stürmisches Wetter eintritt, bei höherem Barometerstand dagegen helles, heiteres Wetter, und die Frauen haben darum in der That gar nicht unrecht, wenn sie sagen, bei Regenwetter kocht das Wasser früher, als bei hellem, heiterem Himmel. Das Steigen und Fallen des Quecksilbers im Barometer hängt, wie schon angedeutet, nur von dem Druck der Luft ab. Dieser Druck kommt in der ebenen Erde, nicht hoch über dem Meeresspiegel in seiner Schwere gleich einer Quecksilbersäule von circa 28 Zoll. So hoch steht auch im Mittel das Quecksilber im Barometer. Daß das Quecksilber aus der unten offenen Röhre nicht herausläuft, hängt nur von dem Gegendrucke der Luft ab, welcher der Schwere des Quecksilbers das Gleichgewicht hält. Bei Abnahme des Luftdrucks muß wegen des Gleichgewichts das Quecksilber im Barometer sinken; nimmt aber der Luftdruck zu, so muß es steigen. Der Raum zwischen der Oberfläche des Quecksilbers und dem geschlossenen Ende der Glasröhre ist aber luftleer. Daß der Luftdruck auf hohen Bergen abnehmen muß, ist leicht zu begreifen; es wird Ihnen aber auch einleuchtend sein, daß an demselben Orte, je nach dem Stande des Quecksilbers im Barometer der Luftdruck ab- oder zunimmt.

Bei niederem Barometerstande, also bei regnerischem Wetter, mögen Sie das Kochen noch so lange fortsetzen, das Wasser wird nicht 80° R. erhalten; es kocht also früher. Ganz natürlich. Erinnern wir uns daran, daß das Wasser beim Uebergang in Dampf den Druck der es umgebenden Luft überwinden muß; je geringer dieser Druck ist, desto weniger Widerstand setzt er der Ausdehnung entgegen, und das Wasser kann schon bei einem niedern Hitzegrad sieden. Ist der Druck der Luft größer, so siedet es schwerer. Die Anwendung dieses Ihnen nun vollständig erklärten Naturgesetzes haben Sie in dem bereits beschriebenen Papin'schen Kochtopfe.

Da 80° bei mittlerem Luftdrucke das Wasser zum Sieden bringen, so sagt man, daselbe koche unter einfachem Atmosphärendrucke; ist der Druck um das Doppelte vermehrt, so nennt man ihn zwei Atmosphären.

Wenn Sie bei manchen Speisen den Topf mit einem Deckel gut verschließen, oder auch noch die Fugen am Deckel mit Brodteig bestreichen, so wissen Sie jetzt, daß dieß geschieht, um den einfachen Atmosphärendruck zu steigern, um den Druck des

Dampfes zu vermehren und die Wasserhitze über 80° zu bringen.

Sie wissen recht wohl, daß Gemüse, besonders Hülsenfrüchte nicht gar werden in einem offenen Gefäße, denn diese Speisen erfordern mehr als 80° R. Wärme, um gar zu werden. Sie bedecken deßhalb den Topf mit einem Deckel, lüften auch so wenig als möglich, und Sie erreichen Ihren Zweck. Belleben Sie nur innerhalb den Deckel mit Teig; Sie machen sich da zugleich Sicherheits-Ventile für den Fall, daß der Luftdruck zu hoch steigen und das Gefäß sprengen könnte.

Ich werde Ihnen in meinem nächsten Briefe mittheilen, welches andere Mittel angewendet werden kann, um den Hitzegrad des Wassers zu vermehren.

Verschiedenes.

In Londoner Blättern haben die indischen Biertrinker, sowohl Anglikaner als Buddhisten, einen energischen Appell an die Ehrlichkeit Großbritannien's erlassen, in welchem sie sich bitter über die Ungenießbarkeit des importirten, englischen Bieres beschweren. Auch klagen sie über einen „merkwürdigen Käfer“, der mit erstaunlicher Regelmäßigkeit die Fäßchen im Schiffsraume mittelst eines natürlichen Rohres anzapfe und sie leck mache. In einem Fasse zählte man nicht weniger als 134,000 winzig kleine Löcher, welche dieser neuentdeckte Bierkäfer in die Faßdauben gebohrt hatte. Dieß verkürzt das Quantum mitunter um volle 25 Proc., und da die Klagen sich schon um volle 12 Jahre zurückdatiren, so läßt sich die Erbitterung der Durstigen eines tropischen Klima's vollkommen erklären. Die Myriaden dieser Käfer können nur durch heißes Wasser getödtet werden, eine Prozedur, die jedoch der Kräftigkeit des Bieres schaden würde. Ehe jener Bierkäfer entdeckt wurde, kam ein anderer, vom Geschlecht „homo“, häufig in Verdacht, sich auf der Reise an den Fässern vergriffen zu haben, und ganze Schiffsmannschaften kamen in Untersuchung auf Grund naheliegenden Verdachtes.

In Dresden lebt ein wohlhabender und gelehrter Irländer mit seiner nicht minder gelehrten Tochter. Beide essen kein Fleisch, trinken keine Spirituosen und halten künstliche Wärme für ungesund, weßwegen sie denn auch im Winter nicht heizen, sondern bei offenen Fenstern campiren. Das Kurioseste an ihnen ist aber, daß sie, selbst bei weiten Reisen, jede Fahrgelegenheit, absonderlich die Eisenbahnen, verschmähen. Sie machen von Dresden aus jährlich größere Ausflüge, z. B. nach Italien, Spanien und dem südlichen Frankreich, stets zu Fuß, mit dem Ovid oder sonst einem Klassiker in der Hand.

Der Erfinder der Nähmaschine, Elias Howe, ist in Bridgeport, Connecticut, verschieden. Howe wurde 1819 in Spencer, Massachussets geboren. Schon in früher Jugend mußte er in einer Fabrik mit der Anfertigung von Karden für die Baumwollmanufaktur sein Leben fristen. Als siebzehnjähriger Bursche arbeitete er mit seinem Vetter Banks in derselben Werkstätte. Letzterer ist seitdem Gouverneur von Massachussets, Sprecher des Repräsentantenhauses und Generalmajor geworden. Im Jahre 1845 war Howe noch Fabrikarbeiter, kam aber damals zuerst auf die Idee der Nähmaschine und nähte im April mit seinem Werke die erste Naht. Im Mai war die Erfindung fertig, die Erfolge des Erfinders sind bekannt.

Unter den Besuchern, welche am letzten Donnerstag Morgen die Vendome-Säule zu Paris erstiegen, befand sich auch ein junges, sehr gewählt gekleidetes Mädchen, von außerordentlicher Schönheit; sowohl letztere, als eine auffallende Blässe und die Eile, mit welcher sie die Stufen erstieg, war von mehreren Besuchern bemerkt worden. Je höher sie kam, desto fieberhafter war ihr Aussehen; auf der Plattform angekommen, stand sie einen Moment wie bezaubert von dem Panorama der Stadt, im nächsten aber nahm sie einen Ansatz, machte das Zeichen des Kreuzes und schwang sich mit dem Rufe: „Meine Mutter!“ vor den Augen der entsetzten Zuschauer über das Gitter hinweg, in die Tiefe. Sie lebte noch nach dem Sturze, ihre Augen schienen Jemand zu suchen, ihre Lippen zitterten. Dr. Ricord-Mitard leistete in der Apotheke, wohin man sie gebracht, die erste Hülfe, doch leider erfolglos, nach wenigen Minuten starb sie. Der Commissär des Quartiers, nahm nach ihrem Tode eine Untersuchung ihrer Kleider vor und fand darin folgendes mit Bleistift geschriebenes Billet: »Ich nenne mich Marie Dietsch und wohne Rue Richelieu 73. Man bringe mich zu meiner Mutter und gebrauche alle nur mögliche Vorsicht, um ihr die schreckliche Nachricht mitzutheilen.« — Um dem letzten Willen der Todten nachzukommen, berief der Commissär die unglückliche Mutter auf sein Bureau; in demselben Moment, als diese eintrat, trat auch Jemand mit der Frage in das Bureau: »Ist das junge Mädchen todt?« — Kaum hörte dies die Mutter, als sie ausrief: »Mein Kind, meine Tochter! Wer hat sie getödtet?« — Es blieb nun dem Commissär nichts anderes übrig, als der unglücklichen Mutter die traurige Wahrheit mitzutheilen, worauf dieselbe verzweifelt zusammenbrach. Bald darauf brachte man den Körper der Tochter in ihre Wohnung. Ueber die Motive circuliren verschiedene Gerüchte; die wahre Thatsache ist jedoch noch unbekannt.

Logogryph.

Fehlt Kopf, fehlt Schwanz, verbinde ich,
Mit ihnen — werde ich verbunden.
Fügst Du ein Zeichen noch an mich,
Dann mach' am Schnellsten ich gesunden.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 86. Sonntag, den 27. Oktober **1867.**

Die Hammerschmiede.

Volkserzählung aus Obersteiermark

von

Cornelius Born.

(Fortsetzung.)

Auf den Bergen, mitten in der nackt entschleierten Natur, wo deren Kräfte noch im riesigen Maßstabe arbeiten, herrscht eine ununterbrochene, für den Fremdling erschreckende Stille und Einsamkeit. Selten betritt der Fuß eines Menschen die schroffen, unwegsamen Pfade, nur das auf den fetten Triften waidende Alpenvieh, oder dann und wann ein Rudel flüchtiger Gemsen sind die einzig bemerkbaren lebenden Wesen in dieser Wildniß.

Doch für Mirzl verstrich der Aufenthalt in der Sennhütte nicht so eintönig; denn Brunnthaler und sein Begleiter, die auf ihren Kreuz- und Querzügen häufig in die Nähe kamen, hatten ihr schon einige Besuche abgestattet und bereits mehrere Nächte in dem duftigen Gebirgsheu auf dem Boden der Sennhütte zugebracht. Sie hätte ohne Bedenken den Heimweg nach der Hammerschmiede antreten können, da Franzl schon seit längerer Zeit hergestellt war; allein sie verschob die Rückkehr von einem Tag auf den andern. Heute sollten die Beiden abermals eintreffen, um daselbst zu übernachten und morgen, Sonntag, von ihren Strapazen auszurasten. Mirzl freute sich wie ein Kind auf den bevorstehenden Besuch.

Es war ein herrlicher, windstiller Abend. Sie hüpfte auf dem Rasenplatze, unweit der Sennhütte, mit einer jungen schneeweißen Ziege spielend umher, über deren tolle Sprünge sie von Zeit zu Zeit in ein helles Gelächter ausbrach, während Franzl das Thon- und Holzgeschirr am Wassertroge scheuerte. — Dann lief sie eine kurze Strecke aufwärts gegen eine Felsspitze, ringsum nach allen Seiten spähend, ob noch Niemand zu erblicken sei, worauf sie abermals ihr Spiel mit der Ziege begann. — Später setzte sie sich auf einen Stein, ließ, gleichsam zum Eingange, einige kräftige Jodler ertönen und stimmte hierauf folgendes Lied an:

Gamseln schwarz und braun,
Die sein lieb anzuschau'n,
Und wer sie schießen will,
Der muaß sich auftrau'n,
Bist Du a noch so g'schwind,
Sie hab'n die glei in Wind,
Sie heben z'pfeifen on
Und sein davon.

Wie i sie z'nächst hoab g'sehn,
Seins etle sechz'ge g'wen,
Sein ganga über d'Schneid,
Hab'n mi vom Herzen g'freut,
I bin glei nieberg'fallen
Und loß mei Stutzerl knallen,
Und wie i aufischau
Is' obeg'wallen (herabgewälzt).

Kaum hatte sie die letzte Strophe beendigt, so fühlte sie ihre Augen von den Händen einer hinter ihr befindlichen Person verdeckt. „Herr Brunnthaler! — Herr Brunnthaler!" lachte sie freudig aufspringend und seine beiden Hände erfassend. „Aber, wo seans denn so plötzli herkomma? — I hoab mi ja no vor oaner kloan' Weil überall umg'schaut und koa Seel' erblickt!" — „Als Du Deine Rundschau hieltst, kleine Sängerin, hatten wir uns hinter einer Felswand versteckt, um Dich zu überraschen, was uns auch gelungen ist. — Doch jetzt, Mirzl, schau möglich schnell nach Deiner Vorrathskammer, wir haben heute einen ungewöhnlich starken Marsch gemacht und sind müde, hungrig und durstig!" — „Kommt's nur!" antwortete das Mädchen, ihn gegen die Sennhütte führend, „Ihr sollt glei seh'n, wie i für Euch g'sorgt hab'." — Die Thüre der Hütte stand offen, so daß man das auf dem Herd flackernde Feuer sehen konnte. Bald hatten Schustertoni und Franzl den Tisch nebst einer Bank unter das grüne Dach gestellt, welches die überhängenden Aeste der Lärchbäume bildeten, worauf Mirzl eine ziemlich umfangreiche, thönerne Schüssel voll Milch, nebst einem Laib frischen schwarzen Brodes herbei brachte. „Ah! wie das schmecken wird!" rief Brunnthaler, einen der blanken, blechernen Eßlöffel ergreifend, während Mirzl das Brod in die Milch einschnitt. „Das stillt den Hunger und den Durst zugleich! — Du wirst mir wohl Gesellschaft leisten, Mirzl?" — „Freili! — i hoab heut extra 'n ganzen Nachmittag koan Bissen 'gessen, damit ma's desto besser schmeckt, wenn Ihr da seid's." — „Sag' Mädchen, ob jemals ein Mensch glücklicher sein kann, als ich in diesem Moment?" hob Brunnthaler an, nachdem drei Löffel eine Zeitlang geklappert hatten, ohne daß von einer Seite ein Wörtchen gefallen wäre. „Hier oben, in der klaren, würzigen Gebirgsluft, umgeben von den herrlichen Bergen, an der Seite eines so lieben Mädchens, wie Du bist, Mirzl, seinen Wolfsappetit mit einer Schüssel labender Milch zu stillen! — Ich glaube, kein König kann sich jetzt wohler befinden?!" — „Jetzt wer i a ganz frische Butter bringen, die i heut

Nachmittag selbst ausg'rührt hoab," sagte das Mädchen, indem sie aufstand und gleich darauf ein Schüsselchen mit Butter und Käse auf den Tisch setzte. — „O Du Goldmärchen!" rief Brunnthaler, „Du könntest einen zu Tode füttern!" — „Das is Alles noch nix!" antwortete Mirzl, verschmitzt lachend; „aber morgen, da werd's erst die Augen aufthun!" — „Morgen? — ja richtig, morgen ist ja Sonntag, da kann Unsereiner wieder einmal in Ruhe einen Tag verleben! — Gott sei Dank!" lachte Brunnthaler, während ihm Mirzl eine Butterschnitte aufstrich. „Ich bin sehr neugierig, in welcher Weise Du Deine kulinarischen Kenntnisse entwickeln wirst?" — „Morgen werd's nit spotten, wenn die gebackenen Hähndeln mit Salat am Tisch stehen werden!" versetzte das Mädchen ebenfalls lächelnd. — „Gebackene Hühner mit Salat! — in einer Sennhütte! — Ha — ha — ha! — Poesie und Prosa!" — „So a Festtag, wie der morgige, der muaß ordentli g'feiert werd'n." — „Morgen ein Festtag? — Ich wüßte wirklich nicht? — Was gibt's denn morgen? — Sprich, Mirzl!" — „Ihr stellt's Euch nur so, — als ob Ihr nix wissen thät's, Herr Brunnthaler!" — „Auf Ehre, Kind, ich habe keine Ahnung!" — „Wirklich nicht? — Dös ist g'spassig! — Morgen is ja Euer Geburtstag, Herr Brunnthaler!" — „Mein Geburtstag? — Wahrhaftig! — Du hast recht, Mirzl! — Während ich in den Bergen herumstreifte, bin ich ganz aus dem Kalender gekommen und hätte ohne Deine Erinnerung gewiß meinen Geburtstag vergessen. — Aber erkläre mir, Mirzl, wie es kommt, daß Du Dir meinen Geburtstag so gut gemerkt hast?" — „O, den Tag hoab ich ma gut g'merkt! — Wißt Ihr, wie Ihr vor zwei Jahren bei uns g'wesen seid's, da is an den Tag a Briefl an Euch komma Ich war selben (damals) noch a Kind; aber i woaß noch Alles, als wann's gestern g'scheh'n wär'. Wie Ihr das Briefl im Garten hintern Haus g'lesen habt's, da bin i neben Euch g'standen, und hoab g'seh'n, wie Euch d'Thränen in die Augen kommen sein; — und wie i g'fragt hoab, warum Ihr woants, da habt's g'antwort'; Mirzl, heut is mei G'burtstag, — heut bin i fünfundzwanzig Jahr alt. Mei alt's Mutterl hat nit d'rauf vergessen und hat ma das Briefl schreiben lassen. Das is mehr werth, als 's schönste Ang'bind. — Und den Tag hab i seither nit vergessen!" — „Mirzl, Du kannst nicht glauben, welche Freude Du mir durch dieß Geständniß bereitet hast!" rief Brunnthaler, des Mädchens Hand erfassend, über deren Wangen sich eine sanfte Gluth breitete. Ohne etwas zu erwidern, räumte sie hierauf das Geschirr ab und trug es in die Hütte.

Brunnthaler holte inzwischen die Ledertasche herbei, um die Ausbeute der letzten Woche einer genaueren Prüfung zu unterziehen. Sie enthielt Stücke von allerhand Farbe und Gestalt. Mitunter versteinerte Muscheln oder Schnecken, dann feine Schieferplättchen mit prachtvollen Abdrücken fremdartig aussehender Blätter oder Zweige; auch glänzende, durchsichtige Krystallgruppen. Dann nahm er seinen Hammer zur Hand und beklopfte die scharfen Kanten der größeren Handstücke, um ihnen eine möglichst gleichförmige Größe und Gestalt zu geben.

Nachdem ihm Mirzl bei dieser Arbeit einige Zeit zugesehen, hob Brunnthaler an: „Mirzl, jetzt mußt Du mir nochmals das schöne Lied von den »Gamseln« vorsingen." — „Von Herzen gern, wenn's Euch a Freud' macht; — 's gibt ja noch mehr G'stanzeln," antwortete Mirzl, worauf sie ansetzte:

'S Gamserl is schon g'troffen,
I hoab mi nit betrog'n,
I hoab's durch's Feuer g'seh'n,
Da sein die Haar' aufg'flog'n.
Die Senn'rin steht schon draußt
Vor ihrer Hüttenthür,
Sie macht an Jauchzer auf,
An hell'n zu mir.

I pack mein' Gamsbock auf,
Geh' von der Hütten d'auf,
Die Senn'rin gibt ma 's G'loat,
Hat ma den Weg anzoagt,
B'hüt di Gott, mei Bua
Und kehr' bald wida zua,
Sie hat an Seufzer than,
Und schaut mi an.

„Bravo, Mirzl!" rief Brunnthaler, in die Hände klatschend und einen derben Kuß auf ihre rothen Wangen drückend. Dann warf er sich mit den Worten auf den Rasen des schroffen Gehänges: „Komm', Mirzl, Du bist die Sennerin, und ich bin der Bua! — Komm', setze Dich an meine Seite, wir wollen ein wenig plaudern und den schönen Abend im Freien genießen. Schau!" begann er hierauf, während die allmälig sinkende Sonne die pittoreske Gebirgslandschaft mit dem brillantesten Farbenschmucke überkleidete. „Die meisten Berge, welche hier vor uns liegen, habe ich schon bestiegen. Jene Kette dunkelglühender Pyramiden im Süden sind die Karavanken, hier der Zug schöngeformter Kalkgebirge die norischen Alpen, — und der ferne, wie ein Zuckerhut geformte bläuliche Kegel, der Großglockner, in dessen Nähe das Thal liegt, wo ich geboren ward, wo meine Mutter lebt. — So wie Du, Mirzl, bin auch ich ein Sohn der Berge, und wenn es von mir allein abhängen würde, so ginge ich nicht mehr in die Stadt zurück. Allein meine Verhältnisse gestalten es nicht! — Im Verlaufe des heurigen Sommers ist meine Aufgabe beendet, dann habe ich eine feste Stellung in der Stadt gefunden, welche mir ein gutes Einkommen sichert, doch meine Abwesenheit nur selten und dann nur auf kurze Zeit erlaubt. — Was würdest Du dazu sagen, Mirzl," setzte er bei, indem er das überquellende blonde Haar von ihrer Stirne strich, „wenn Du das schöne Thal, wo Du geboren bist und seither gelebt hast, verlassen und für immer in die Stadt

ziehen müßtest?" — „Lieber wollt' i sterben!" erwiderte das Mädchen. — „Also unter keiner Bedingung könntest Du Dich von Deiner Heimath trennen?" — „Nein! — i wüßt wirkli nit, was mi von hier fortzieh'n könnt'. — I bin hier aufg'zogen, kenn' jeden Baum, jeden Stoan, meine verstorbenen Eltern liegen auch droben im Friedhof neben der Kirchen, — und meine zweiten Eltern, die i eben so lieb g'wonnen hab', wohnen in der Hammerschmied'n." — „Aber glaubst denn Du, daß das ewig so bleiben werde? — Der Hammerschmied wie sein Weib sind alte Leute..." — „Freilich," antwortete das Mädchen, ihr Köpfchen traurig senkend. — „Serafine wird früher oder später auch einen Mann finden, der entweder die Hammerschmiede übernimmt, oder dem sie in eine andere Gegend folgen muß! — Dann kann sich Alles ändern!" — „Ihr habt recht!" versetzte Mirzl, der jetzt die Thränen in die Augen traten. „I bin doch an arm's verlassenes Dirndl!" — „Weine nicht, Mirzl. Deine Lage ist nicht so schlimm, als Du Dir sie jetzt vorstellt. Du bist ein fleißiges, gutes und hübsches Mädchen und wirst gewiß auch Jemanden finden, der Dich einmal als sein geliebtes Weibchen heimführt." — „An arm's elternlos' Dirndl mag Niemand!" — „Hast Du also Dein Herz noch an Niemanden verschenkt, Mirzl?" fragte Brunnthaler. — „I wißt koan," antwortete das Mädchen, treuherzig in sein Auge blickend. — „Wie wär's denn, wenn der Brunnthaler einmal anklopfen und fragen würde: Mirzl, willst Du Deine schönen Berge verlassen und mit mir in die Stadt ziehen?" — „Macht's koan Spaß mit mir," sagte das Mädchen hocherröthend. — „Nein, Mirzl, ich sprach im vollsten Ernste. Würdest Du Dich entschließen können, mein liebes Weibchen zu werden und mir in die Stadt zu folgen?" — „Aber Herr Brunnthaler! — Ihr so ein g'lehrter, vornehmer Herr!" — „Kind, Du irrst gewaltig, wenn Du mich für einen vornehmen Herrn hältst. Meine Eltern waren arme Landleute wie die Deinigen. Der mir angeborene Trieb, die herrlich entfaltete Natur, in deren Umgebung ich meine Kindesjahre verlebte, in ihren geheimsten Gesetzen kennen zu lernen, zog mich später nach der Stadt, wo ich längere Zeit mit dem Studium der Naturwissenschaften verbrachte. Dessenungeachtet hing mein Herz mit gleicher Wärme an meiner Heimath, und ich verblieb dennoch der freie Gebirgssohn. Also sprich, Mirzl," setzte er fort, „würdest Du mit mir in die Stadt ziehen?" — „Mit Euch überall hin! — in die ganze Welt!" sagte das Mädchen, ihr Köpfchen an seine Brust lehnend.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Ueber die Lebensgefahr durch Kohlendämpfe. In jedem Winter kommen Betäubungsfälle nicht selten mit tödtlichem Ausgange vor, welche durch gehörige Vorsicht bei der Behandlung der Stuben- und Backöfen hätten verhütet werden können und allein dadurch herbeigeführt werden, daß die bei dem Verglimmen der Kohlen entstehenden schädlichen Dämpfe sich in die bewohnten Räume verbreiten. Die Dämpfe, Kohlendunst oder Kohlendampf genannt, sind unsichtbar und meistens auch für den Geruch nicht bemerklich, aber eben deßhalb um so gefährlicher, während der gewöhnliche Rauch sehr bald durch den Geruch und durch die beißende Empfindung in den Augen bemerkt wird. Der Kohlendunst oder Kohlendampf ist ein Gemisch sehr verschiedener Luftarten und entsteht, wo Brennmaterialien unvollständig verbrennen (glimmen), daher bei ungenügendem Luftzuge und bei geringer Erhitzung der Brennstoffe. Dieß geschieht 1) bei Kohlenbecken, weil durch den langsamen Abzug des Rauches und die über den glimmenden Kohlen sich bildende Aschendecke der Zutritt von frischer Luft sehr behindert wird; 2) in Stuben- und Backöfen, wenn durch das Schließen der Klappen oder durch Verstopfung der Züge mit Ruß das Abziehen der schädlichen Luft verhindert, oder durch festes Schließen der Einfeuerungsthüren und der Thüren des Aschenfalles der Zutritt kalter Luft während des Brennens abgehalten wird; 3) bei Anwendung von Brennmaterial, welches feucht ist oder zu viel Asche hinterläßt, wie nasses Holz, Abgänge von Flachs, erdige Steinkohlen, Staubkohlen, Sandkohlen, Kohlenruß u. dgl.; 4) im Anfange des Einfeuerns oder bei neuem Aufschütten der Brennstoffe, indem in beiden Fällen letztere noch nicht die erforderliche Hitze erlangt haben. Die von innen geheizten Stubenöfen, die eine Klappe im Rauchrohr haben, sind am Sorgfältigsten zu überwachen, weil die Kohlendämpfe, welche sich nach dem Schließen der Klappe noch erzeugen, nicht abziehen können, und so durch die Einfeuerungs- und Aschenfall-Oeffnung in die Stube treten. Aber auch die von Außen geheizten Stubenöfen bringen Gefahr, wenn alle Oeffnungen gut geschlossen werden, während noch Kohlen darin glimmen; die eingesperrten Kohlendämpfe treten dann durch die Fugen des Ofens in die Stube, wie namentlich bei den sogenannten Berliner Oefen. Dasselbe findet bei den in bewohnte Räume eingebauten Backöfen statt. Man wird daher am Besten sich schützen, wenn man den Abzug aus dem Ofen nach Außen so lange nicht hindert, als noch Etwas im Ofen glimmt; daher schließe man die Klappe im Rauchrohre gar nicht und verhüte das Zufallen derselben. Die Wärme, die dadurch verloren gehen könnte, ist namentlich bei eisernen Oefen nicht so beträchtlich, als man zu glauben pflegt. Da überdieß ein guter Schluß der Einfeuerungs- und Aschenfallthüren ebenso die Wärme in der Stube erhält, als die geschlossene Klappe des Rauchrohres, so sorge man für ersteren und lasse letztere, die so gefährliche Klappe, ganz weg. Kohlenbecken

sind in geschlossenen Räumen immer schädlich, da sich alle von ihnen aufsteigenden Dämpfe in die Stube oder Kammer selbst verbreiten müssen; man vermeide sie daher gänzlich. Während der Rauch Husten und Augenbrennen erzeugt und den Athem beengt, bringt das Einathmen einer Luft, welche Kohlendunst oder Kohlendampf enthält, Eingenommenheit des Kopfes, Schwindel, Kopfweh, Umnebelung der Augen, Schlafsucht, ein Gefühl von Beängstigung und allgemeinem Unwohlsein, wohl auch Uebelkeit und Erbrechen hervor. Bei längerem Verweilen in solcher Luft tritt Betäubung, Ohnmacht, Scheintod, auch der Tod selbst ein. Besonders gefährlich wird eine solche Luft dem Schlafenden. Fühlt man sich ohne sonstige Krankheit in einem geheizten Zimmer unwohl, so verlasse man es sogleich, oder öffne die Fenster, untersuche den Ofen, ob die Klappe geschlossen ist, ob noch glimmende Kohlen unter der Asche sind u. s. w. Erkrankte oder Scheintodte bringe man sogleich in die frische Luft oder wenigstens in ein anderes Zimmer, oder öffne, wenn dieß nicht schnell genug geschehen kann, Fenster und Thüren, um einen Luftzug zu erzeugen; lüfte Halsbinden, Gürtel, Mieder und alle festanliegenden Kleidungsstücke, bringe den Körper, wo möglich in eine sitzende Stellung mit herabhängenden Beinen, spritze kaltes Wasser auf Gesicht und Brust, bürste oder reibe Füße und Hände, und rufe schleunigst einen Arzt herbei. Bis dieser ankommt, trinke der Erkrankte etwas starken schwarzen Kaffee; den Ohnmächtigen oder Scheintodten lasse man den Dunst von starkem heißen Kaffeeaufguß einathmen.

Es wird oft behauptet, daß dem Chinesen aller religiöse Fanatismus fremd sei. Gewiß kennt er die Art von Innigkeit und Versenkung in einen Gegenstand nicht in der Weise, wie wir sie bei abendländischen Völkern finden; er ist für Abstraktionen nicht geeignet und sein Sinn richtet sich vorzugsweise auf das Praktische und Greifbare. Aber die Bußübung und die Selbstpeinigung tritt allerdings auch bei ihm auf, so gut wie bei christlichen Sekten, die sich geißeln oder anderweitig ihren Leib mißhandeln, weil sie es für gottgefällig und verdienstlich halten. Wenn so z. B. Rußland seine Selbstverbrenner hat, so kann China Fingerverbrenner aufweisen. Der »Shanghai Recorder« berichtet Folgendes aus der Feder eines Engländers, der im April dieses Jahres von Ningpo aus den in der Nähe dieser Stadt liegenden Tempel Niu Wang besuchte: »Die dortigen Mönche sind neuerdings sehr in den Ruf großer Frömmigkeit gekommen. Als ich mich dort befand, waren eben zwei Priester daran, sich die Finger abzubrennen, wobei sie folgendermaßen verfuhren: Um den Finger war unter dem zweiten Knöchel eine Schnur gebunden und so dicht wie nur möglich angezogen worden. Die übrige Hand hatte man mit einer Thonmasse derart umgeben, daß sie die Faust einhüllte und nur eben ein Finger heraussah. Um diesen hatte man Sandelholz gebunden. Nachdem dasselbe angezündet worden war, that man noch Harz und Oel darauf. Der Priester saß frei in einem Lehnstuhle und hielt die brennende Hand auf den Altar. Ich blieb länger als anderthalb Stunden neben ihm stehen und sah dem Selbstpeiniger zu. Die ganze Zeit über wurden die Pauken geschlagen und Gebete hergesagt. Hinter ihm stand ein alter Priester und hielt ihm die Hände auf die Schultern, an seinen Händen fehlten nicht weniger als fünf Finger, die er sich zu verschiedenen Zeiten abgebrannt hatte. Auf mich machte das Ganze den peinlichsten Eindruck, und ich bedauerte diese Fanatiker aus tiefster Seele.«

Ein Berliner Blatt erzählt folgende Geschichte: Ein junger Lehrer, seit einiger Zeit glücklicher Bräutigam, saß kürzlich mit seiner Braut und den zukünftigen Schwiegereltern in einem Restaurations-Lokal. Alle hatten Gänsebraten gespeist und der Lehrer, dessen Portion etwas gering ausgefallen war, bestellte sich eine zweite, ohne zu ahnen, wie verhängnißvoll diese für ihn werden könne. Als er nämlich nach einigen Tagen seine Braut besuchen will, wird er nicht vorgelassen und der Vater sagt ihm allen Ernstes, daß aus der Heirath nichts werden könne, da ein Lehrer mit seinem geringen Gehalte, der einen so großen Appetit und Leichtsinn entwickele, nicht im Stande sei, eine Frau zu ernähren. Es bedurfte einer langen Hin- und Widerrede, ehe die zweite Portion verziehen war.

In Liverpool wurden vor äußerst zahlreichem Publikum Versuche mit einem wasser- und luftdichten Anzuge gemacht, der nicht nur mit Luft gefüllt werden kann, um den Träger über Wasser zu halten, sondern auch Taschen für Lebensmittel enthält, um für mehrere Tage Proviant aufzunehmen. Der Erfinder schaufelte mit zwei vor der Brust befestigten Rudern, essend und rauchend, im Wasser herum und machte alle möglichen Capriolen.

Buchstaben-Räthsel.

Den Bund des Wortes werden Dir
Vier Zeichen in der Mehrheit nennen,
Gibst Du am Schluß ein fünftes mir,
Dann muß ich Schleswig-Holstein trennen.

Hast Du mit einem sechsten mich
Am Anfang, dann ist Dir ein Orden,
Ein schönes Weib, ein Rang, ein Sieg,
Ein sonstig glücklich Loos geworden.

Gib mir, das soll das Letzte sein,
Ein dreigespalten Haupt — sie lachen —
Dann kann ich, wenn auch nur zum Schein,
Aus Gimpeln selbst noch etwas machen.

Auflösung des Logogryph's in Nr. 85:

Und — Wunde — Wunder.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 87. Donnerstag, den 31. Oktober **1867.**

Die Hammerschmiede.

Volkserzählung aus Obersteiermark

von

Cornelius Born.

(Fortsetzung.)

Das Schneehaupt des gegenüberliegenden Gebirgstitanen begann allmälig im zartesten Purpur zu erglühen, über welchen die hervorragenden Felszacken langgezogene, blauviolette Schatten warfen, während die Schlucht in tiefe Dämmerung gehüllt lag. Nach und nach erhob sich ein kühles Lüftchen, es ward dunkler und dunkler, das Einzelne verlor sich, die Massen wurden immer größer, bis endlich Alles wie ein geheimnißvolles Bild, aus welchem bloß die fernen Gebirgsseen wie matte Silberstreifen hervorschimmerten, vor den Blicken lag.

Nachdem Mirzl und Brunnthaler eine kurze Zeit hindurch schweigend neben einander gesessen waren, tauchte plötzlich in geringer Entfernung die Gestalt eines Mannes auf, welcher den schmalen Fußpfad gegen die Almhütte aufwärts schritt. Als Mirzl denselben wahrnahm, erhob sie sich, die flache Hand über die Augen haltend, mit den Worten: „So spät noch kimmt Jemand auf d'Alm. — Wer mag nur dös sein? — Ah! — der Jackl is'," setzte sie gleichsam beruhigt hinzu, nachdem die Gestalt näher gekommen war, „der Knecht aus der Hammerschmied'n, der bringt g'wiß an Brief für Euch, oder sonst was Wichtig's!"

Kurz darauf kam Jackl an ihnen vorbei. Er schien große Eile zu haben; denn ungeachtet er den weiten Weg bis zur Almhütte zurückgelegt hatte, schritt er noch tüchtig aus; — auch würde er die Beiden nicht bemerkt haben, wenn ihn Mirzl nicht beim Namen gerufen hätte. Beinahe erschreckt hierüber, schien er im ersten Augenblicke kein Wort hervorbringen zu können. Erst als ihn Mirzl ansprach: „Was gibt's denn, Jackl, daß d' bei der Stund noch auf d'Alma steigst?" fand er Worte. — „A Malheur ist g'scheh'n unten in der Hammerschmied'n, a groß' Malheur!" — „Was?" riefen wie aus einer Stimme Mirzl und Brunnthaler, indem Letzterer aufsprang. — „Um's Himmels willen, sprich, Jackl! — was is g'scheh'n?" setzte Mirzl auf's Höchste erschreckt bei. — „Die Serafin is seit drei Tag'n vom Haus weg!" — „Wos? — Die Serafin!" — „Ja! — Die ersten zwoa Tag hab' ma 'glaubt, daß's heroben sein wird bei Euch; — aber heut' hat der Hammerschmied erfahren, daß d'Serafin mit'n jungen Grafen fortg'fahten is." — „Mit'n jungen Grafen fortg'fahren? — Die Serafin? — Das kann i nit glauben!!" — „A jed's Wort is wahr, was i g'sagt hab', i kann's b'schwören auf mei' Ehr' und Seligkeit. — Der junge Graf is zum Sterben verliebt in die Serafin, und schon seit langer Zeit hab'n d'Leut g'merkt, daß die Zwoa hoamliche Z'sammenkunft g'habt hab'n. — Jetzt is All's aufkomma!" Mirzl, sprachlos vor Erstaunen, war noch immer im Zweifel, ob sie den Worten des Knechts Glauben schenken solle oder nicht. „Der alte Hammaschmied wär' vor Schrecken beinah' g'storben," erzählte Jackl weiter, „wie ihm die Nachricht z'Ohren kommen is; und d'Frau Muatta woant und ringt d'Händ', daß's an Stoa derbarmen möcht'." — „Und sollt' das Alles wirkli g'scheh'n sein?" versetzte Mirzl mit zweifelhaftem Tone. — „So wahr, als i Jackl hoaß. — D'Frau Muatta hat mi a 'raufg'schickt, i möcht' Euch holen, damit's obikämt's und sie a Biffel tröst's." — „Da ist keine Zeit zu verlieren," antwortete Brunnthaler gegen Mirzl gewendet, wir müssen uns alsogleich auf den Weg machen, und sollten wir auch erst um Mitternacht hinabkommen."

Dann gingen alle Drei in die Sennhütte, und traten bald darauf in Begleitung Schustertoni's den Weg gegen die Hammerschmiede an.

5. Verloren!

Wie sich oft plötzlich am wolkenlosen Horizonte die unheilvolle Gewitterwolke einherwälzt, Alles verheerend und zerstörend, was ihr in den Weg kommt, so schien mit einem Male das Schicksal seine finstere Hand über das stille friedliche Thal gebreitet zu haben.

Des Hammerschmieds Tochter war wirklich mit dem Grafen verschwunden; die Nachrichten hierüber stimmten leider nur allzu überzeugend überein. Dieser Schlag war für das greise Elternpaar von niederschmetternder Wirkung. Ihr einziges Kind, in welchem sich alle ihre Liebe vereinigte, auf das sie alle ihre Hoffnungen bauten, das ihnen die Tage des drückenden Alters hätte versüßen sollen, — ohne ihr Wissen spurlos verschwunden! an der Seite eines Wüstlings! — —

Welche Schande! — welche Schmach! — Der Name Gstirner, den bisher Jedermann im Lande mit Respekt ausgesprochen, der sich durch mehr als ein Jahrhundert so rein und makellos erhalten hatte, wie die goldenen Buchstaben auf der Mar-

mortafel über der Hausthüre, — dieser Name plötzlich entehrt! — auf den Pranger gestellt!... Das weiche Mutterherz traf dieser unerwartete Schlag mit seiner ganzen Heftigkeit; allein der Hammerschmied, der herkulische Gebirgssohn, dessen Kraft dem Hammer glich, unter welchem sich das härteste Eisen nach seinem Willen biegen und schmiegen mußte, beugte sein Haupt nicht unter der Last des Grames, der sein Innerstes zerfleischte. Kaum hatte er die nöthige Fassung wieder gewonnen, so ließ er seinen Schimmel einspannen und galoppirte in der Richtung gegen das Schloß, auf dessen Giebel die rothe Fahne seit mehreren Tagen nicht mehr wehte. Als er das kleine Nebengebäude betrat, welches einigen Dienern des Grafen als Aufenthalt diente, zitterte der feige Troß vor den Blicken des Mannes mit dem Silberbarte, der sein Kind begehrte. Doch der Hammerschmied blieb ruhig. Er erkundigte sich nach dem Aufenthalte des Grafen, und als man ihm hierüber keine genaue Auskunft zu ertheilen im Stande war, fragte er, nach welcher Richtung derselbe seinen Weg genommen. Dann bestieg er abermals sein Wägelchen und fuhr in der bezeichneten Richtung weiter. Auf der Poststraße fragte er bei jedem Wirthshause nach, ob man die Flüchtlinge nicht gesehen; — an den meisten Orten erhielt er bejahende Antworten, da man des Grafen Reisewagen allenthalben kannte.

Auf diese Weise, ewig rastlos, immer fragend und forschend, gelangte er in die Hauptstadt der Provinz, wo die Spuren plötzlich verwischt waren. Doch der Hammerschmied gab die Hoffnung nicht auf, sein verlorenes Kind zu finden. Während seines mehrtägigen Aufenthaltes in der Stadt war er stets auf den Beinen; er besuchte alle öffentlichen Orte, das Theater, die Promenaden; allein vergeblich, weder von seinem Kinde noch vom Grafen war das Geringste zu sehen oder zu hören. Eines Tages endlich begegnete er dem Kammerdiener des Grafen, welcher hier zurückgeblieben war und sich bei seinen Verwandten aufhielt. Dieser eröffnete ihm unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses, daß der Graf incognito reise, daß Serafine als dessen junge Gattin gelte, und dieselben längere Zeit hindurch in Venedig zu verweilen gedächten. Dieß war hinreichend, um den Hoffnungen des betrübten Vaters neue Nahrung zu geben. Er ließ seinen Schimmel sammt dem Wägelchen durch einen Bekannten in seine Heimath zurückbringen, nahm einen Platz im Postwagen und fuhr ununterbrochen gegen Süden, bis die Lagunenstadt erreicht war. Weder der Sprache noch der fremden Sitten kundig, wandelte er wie ein Verirrter in den düsteren, engeren Straßen; aber vergeblich, denn auch hier verrieth nicht die leiseste Spur den Aufenthalt des verlorenen Kindes. Endlich langte ein Brief aus der Heimath an, worin man ihm anzeigte, er sei in Beziehung der Richlung, welche die Flüchtlinge von der Hauptstadt aus gewählt hatten, absichtlich hinter's Licht geführt worden, indem es Brunnthaler's eifrigen Forschungen gelungen war, in Erfahrung zu bringen, daß dieselben einen ganz anderen Weg eingeschlagen hätten; ferner wurde ihm dringend an's Herz gelegt, mit möglichster Beschleunigung zurückzukehren, weil sein Weib zu Hause auf den Tod krank liege.

Dieser Brief stammte aus Brunnthaler's Hand und ließ keinen Zweifel übrig, weshalb denn auch der Hammerschmied unverzüglich den Rückweg antrat. Die drückende Wucht der letzten Ereignisse hatte inzwischen die Hammerschmiedin auf's Krankenbett geworfen, ein altes, langwieriges Uebel war allerdings zum Durchbruche gekommen, so daß sich ihre Lage von Tag zu Tage verschlimmerte. Mirzl verbrachte Tag und Nächte an ihrem Bette, ohne ihr Linderung verschaffen zu können. Erst des Hammerschmieds Rückkehr schien auf ihren Gemüthszustand und dadurch auch auf ihr körperliches Leiden wohlthätig einzuwirken. Sie erholte sich ein wenig; allein das Bett konnte sie nicht verlassen.

So verstrich der Rest des Sommers, und Brunnthaler's Abreise nahte heran. Von den Flüchtigen hatte man bisher keine näheren Nachrichten; bloß schwache Andeutungen ließen vermuthen, daß sich dieselben in der Schweiz befinden dürften. Brunnthaler versprach die Nachforschungen während seines Aufenthaltes in der Residenz mit demselben Eifer wie bisher fortzusetzen und deren Resultate den betrübten Eltern zeitweise bekannt zu geben.

In dieser Weise verstrich ein Tag nach dem andern. Das Thal und die Berge hatten des Winters lichtes Gewand angelegt, verstummt war das Rauschen des Eisbaches; auch des Hammers dumpfer Ton, der Herzschlag des einsamen Gebirgskessels, wiederhallte nicht mehr an den Felswänden. Der Hammerschmied kam selten aus dem Hause. Sein einziger Ausgang war der Besuch des nahen Kirchleins an Sonntagen. Allein auch diesen hätte er gerne eingestellt, wenn sich dieß mit seinem Gewissen vertragen hätte; denn er schämte sich vor den Leuten. Sobald er in die Kirche eintrat, waren Aller Augen auf ihn gerichtet, dann wurden die Köpfe zusammengesteckt und leise geflüstert. Der Hammerschmied fühlte dieß Alles sehr gut, obwohl er kaum aufzublicken wagte, sondern die Augen stets in das große Gebetbuch versenkte. Einmal, als die Kirche zum Erdrücken voll war, traf es sich, daß er auf eine erhöhte Stufe in unmittelbarer Nähe der Kanzel zu stehen kam, während der Prediger die Parabel vom »verlorenen Sohne« vorlas. Dabei war der Pfarrer zufällig gegen ihn gewendet, und einzelne Stellen paßten so treffend auf ihn und seine entflohene Tochter, daß sich in seiner Person wie in einem Brennpunkte die Blicke der ganzen Gemeinde unwillkürlich vereinigten. Der Hammerschmied stand

wie auf glühenden Kohlen, er wurde bald roth, bald blaß; endlich konnte er sich vor Verlegenheit kaum mehr auf den Füßen halten und mußte die Kirche verlassen. — Seit jenem Tage stellte er auch die Kirchgänge ein.

Brunnthaler's Briefe, welche regelmäßig alle vierzehn Tage eintrafen, waren jetzt der einzige Anknüpfungspunkt der vereinsamten Bewohner der Hammerschmiede mit der Außenwelt. Jedesmal hofften die kummervollen Eltern beruhigende Nachrichten über ihr verlorenes Kind zu erhalten; doch jedesmal vergeblich! Immer lauteten dieselben unbestimmt, vertröstend. Dann saß der alte Hammerschmied wieder Tage lang still und finster in seinem Winkel, und sein krankes Weib rang jammernd die Hände. Mirzl's jugendlich blühende Gestalt schwebte wie ein Friedensengel zwischen den beiden verlassenen Alten, den lindernden Balsam der Hoffnung in ihre schwerverwundeten Herzen träufelnd. So viel sie auch darüber nachgesonnen hatte, konnte sie sich das plötzliche Verschwinden Serafinen's aus dem Elternhause nicht erklären. War sie dem Grafen freiwillig gefolgt? — Oder sollte sie derselbe mit Gewalt entführt haben?

(Fortsetzung folgt.)

---

* Hauswirthschaftliche Briefe,

geschrieben für Frauen und Töchter.

Liebe Freundin!

Zu den Speisestoffen, welche um sich aufzulösen, einer höheren Temperatur bedürfen, als der gewöhnliche Kochgrad des Wassers ist, gehört auch der Leim, welcher aus dem Gewebe der Knochen gewonnen wird und der Bouillon die braune, gallertige Eigenschaft gibt. Darum wird Bouillon aus knochenreichem Fleische nie braun und recht gehaltvoll, wenn Sie dieselbe in einem offenen oder schlecht zugedeckten Topfe kochen wollten.

Die Hausfrauen haben aber noch ein Mittel, um den Hitzegrad des Wassers zu vermehren, ohne den Luftdruck durch Verschluß des Kochgefäßes zu vergrößern. Sie selbst wenden selbst jeden Tag dieses Mittel an, haben aber die Wirkung dieses Mittels wohl noch nicht recht erkannt. Werfen Sie nicht in das Wasser, welches zum Kochen einer Speise dienen soll, eine Portion Kochsalz? Und sind Sie nicht, wie die meisten Frauen, der Meinung, das Salz löse die Speisestoffe besser auf und erweiche sie? Sie thun es wohl auch deßwegen, damit die Speisen angenehmer schmecken.

Es ist nun allerdings richtig, daß das Kochsalz ein sehr angenehmes Gewürz ist, das den Speisen stets einen guten Geschmack gibt, aber der Grund, warum im gesalzenen Wasser die Speisen garer werden, ist weniger in der Lösung der Speisestoffe durch das Salz zu suchen, als in dem Umstand, daß das Salz auf den Temperaturgrad wirkt. Durch Zusatz von Salz wird das Wasser schwerer zum Kochen gebracht. Es ist also eine größere Wärme nöthig, um die Salzlösung zum Sieden zu bringen, und diese größere Hitze wirkt dann natürlich auch auflösender und erweichender auf die Speisestoffe ein. Es ist für die Hausfrau sehr wichtig, zu wissen, daß Salzwasser schwerer kocht, als gewöhnliches Wasser. Gelegentlich nur will ich Ihnen mittheilen, daß eine Salzlösung auch viel schwieriger gefriert, als reines Wasser. Ist Ihnen schon einmal die Salzlacke auf Gurken oder Fleisch gefroren?

Jede Hausfrau weiß, daß sich das Kochsalz nur bis zu einer gewissen Menge in Wasser auflöst, und Sie werden wohl selbst schon erfahren haben, daß sich in heißem Wasser eben so viel Salz auflöst, als in kaltem. Nimmt das Wasser kein Salz mehr auf, so hat es seinen Sättigungsgrad erreicht. Andere Salze — und deren gibt es in der Natur sehr viele — verhalten sich in dieser Beziehung anders. Das Kochsalz hat außerdem noch die Eigenschaft, daß es circa 1 Loth Salz in $2\frac{1}{2}$ Loth Wasser auflöst. Was über den Sättigungsgrad hinaus hineingeschüttet wird, fällt unaufgelöst zu Boden. Nun haben aber Versuche dargethan, daß bis zum Sättigungsgrad gesalzenes Wasser erst bei 86 bis 87 Graden siedet. Wer wird aber denn so arg gesalzenes Wasser in der Küche anwenden? entgegnen Sie mir. Ich weiß, daß das Wasser zum Kochen in solchem gesättigten Zustande nicht gebraucht werden kann; man salzt es kaum zur Hälfte. Solche Salzlösung kocht dann zwar früher, als das gesättigte, aber man gewinnt dabei immerhin einen höheren Temperaturgrad des Wassers. Dieses Salzwasser hat aber ohnedies auch noch eine auflösende Wirkung, worüber ich Ihnen später schreiben werde.

Ich habe Sie einmal früher in einer mündlichen Conversation gefragt: Wozu geschieht denn das Kochen des Wassers, oder zu welchem Zwecke kocht man Wasser? Das Ergebniß unserer damaligen Besprechung war: Man koche das Wasser, um das reine Wasser im heißen Zustande zu benutzen. Das heiße Wasser soll gewisse auflösliche Bestandtheile in Speisestoffen ausziehen. Man nennt dies Infusion und wendet sie an zum Aufgusse auf Kaffee, Thee u. dgl. Man koche das Wasser aber auch, um Speisestoffe darin zu erweichen, um sie aus dem rohen Zustande in den garen überzuführen. Zu diesem Zwecke setzt man die Speisestoffe längere Zeit der Kochhitze aus. Dabei ist es durchaus nicht gleichgültig, ob man die Stoffe in kaltem oder in kochendem Wasser zum Feuer bringt.

Meine weiteren Briefe über das Kochen werden Sie nun speziell über das Verhalten der Speisestoffe in kochendem Wasser und über die darin eintretenden Veränderungen unterrichten.

Verschiedenes.

Es dürfte unsern Lesern nicht uninteressant sein, etwas Näheres über die furchtbaren Leiden zu vernehmen, welche der am 10. Oktober d. J. in Oldenburg verstorbene Dichter **Julius Mosen** zu ertragen hatte. Wie Scarron, Voltaire und Heinrich Heine ist er reichlich 20 Jahre hindurch gestorben, denn so lange ist es her, daß eine fortschreitende Lähmung ihn an das Siechbett fesselte. In welchem Grade sich sein Zustand verschlimmerte, mögen nachstehende Mittheilungen ahnen lassen. Vor etwa 10 Jahren meldete das »Familien-Journal« von dem Poeten: „Er, der sonst so gern durch Feld und Flur, namentlich aber durch die Wälder schweifte, um sich dort seine herrlichsten Lieder in die Seele rauschen und wehen zu lassen, er hat seit lange das Gehen und Stehen, fast den Gebrauch seiner sämmtlichen Glieder verlernt. Aber damit ist es noch keineswegs genug. Seine Stimme, die einst mit Begeisterung seine eigenen und die Dramen anderer Dichter vorlas, ist dem Kranken beinahe völlig und so sehr erloschen, daß die ihn treu pflegende Gattin ihr Ohr ganz dicht an seine Lippen legen muß, um den leisen Hauch seiner Worte zu erlauschen." — 1863 schrieb ein Freund von ihm: „Ich war wohl eine Stunde im Krankenzimmer des unglücklichen Mosen. Die Schrecklichkeit des Eindrucks, den ich empfangen, bin ich außer Stande zu schildern. Denke man sich ein mit Haut überzogenes, schlotterndes menschliches Gerippe, das uns mit zwei tiefen, dunkeln Augen anstarrt, sonst aber regungslos und mit weitgeöffnetem Munde vor uns liegt. Keiner Bewegung fähig, wird er wie ein Kind, nein schlimmer, wie ein lebloser Gegenstand, wie eine Sache gehoben und getragen. Er nimmt Antheil an Allem, was in der Welt Großes und Schreckliches geschieht, kann es aber kaum durch ein Fingerzucken, durch irgend einen Laut beweisen. Seine edle Gattin gab mir die Versicherung, daß er mich vollkommen verstehe, ihm keines meiner Worte verloren gehe, und darin fand ich eine Aufforderung, dem Unglücklichen mancherlei zu erzählen. Aber ich sprach gleichsam wie in die Gruft hinein. So mögen uns vielleicht die Gestorbenen verstehen, die uns aber nicht zu antworten vermögen." Im Anfang dieses Jahres lautete eine Nachricht wie folgt: „Mosen's Lage ist grauenerregend. Von Stimme besitzt er keine Spur mehr; sein Unterkiefer ist ganz kraftlos, man möchte sagen: aus dem Scharnier; wenn sein Kopf in die Höhe gerichtet wird, fällt jener klaffend zurück und zeigt einen offenen Rachen mit großen Zähnen. Nahrung wird ihm künstlich und nothdürftig eingeflößt. Seine Seele wohnt eigentlich nur noch in seinen schönen, ausdrucksvollen Augen; der übrige Körper ist eine leere Ruine. Er mochte es noch immer gerne, wenn Freunde kamen und sich in seinem Zimmer unterhielten, ohne je eine Einmischung von ihm zu verlangen. Jetzt fangen sie an, wegzubleiben, weil sie den Anblick des Kranken nicht mehr ertragen können, der eigentlich nichts als eine Leiche ist, welche die seltsame Angewohnheit hat, sich täglich bis auf die Stiefeln an- und auskleiden zu lassen." So lebte und litt Julius Mosen, der Dichter der Lieder „Andreas Hofer", „der Trompeter an der Katzbach", „die letzten Zehn vom vierten Regiment", „der Nußbaum" ꝛc., der Epen „Ritter Wahn" und „Ahasver", der Tragödien „Kaiser Otto III.", „Cola Rienzi", „Wendelin und Helene", des Romans „der Congreß von Verona" und der geistvollen Erzählungen „Bilder im Moose".

Ein Mißverständniß. Am 13. d. wurden die Bewohner von **Bennisch** von einem großen Schrecken heimgesucht. Während des Hochamtes an diesem Tage, gerade bei der hl. Wandlung, verbreitete sich in der dichtgedrängten Kirche der Ruf: „Die Kirche fällt ein!" In Folge dieses Rufes ergriff alle Anwesenden ein panischer Schrecken, und Alles, Groß und Klein, eilte nach den Ausgängen der Kirche. Bei dem aus diesem Anlasse entstandenen Gedränge haben mehrere Personen Quetschungen und Verwundungen erlitten. Nachdem sich die Unwahrheit dieses Allarmrufes herausgestellt, wagte man es, nach der Ursache desselben zu forschen und erfuhr nun Folgendes: Die Kinder brachten ihren Eltern die Nachricht aus der Schule, die Kirche würde einfallen. Es mag in der Schule, aus Anlaß der Concordats-Bewegung, vielleicht der Zerfall der Kirche in Folge der Aufhebung des Concordats in Aussicht gestellt worden sein, die Kinder jedoch scheinen diese Prophezeihung wörtlich genommen und durch ihre Mittheilungen zu Hause das Gerücht von dem Einfall der Kirche hervorgerufen zu haben. So wird der »Silesia« mitgetheilt.

In einem öffentlichen Vortrag in **Birmingham** (England) wurde mitgetheilt, daß in Großbritannien zur Zeit 36 Millionen Spindeln für Baumwolle im Gange seien, die in den eintäglichen Arbeitsstunden 64 Millionen englische Meilen Garn spinnen, oder in jeder Minute so viel, daß man es vier Mal um die Erde legen könnte.

Homonyme.

Und sinne nach so viel Du willst,
Du wirst doch keinen Anfang finden,
Kein Sterblicher ward je geboren,
Der noch mein Ende konnt' ergründen.
Wenn ich auch oft durch meine Macht,
Das, was sich suchte, eng verbunden,
So schlug in einer Frühlingsnacht
Ich wieder tausend Todeswunden.
Mich lieben viele holde Kinder;
Frohlockend sie mich oft umfassen;
Ach, nur zu bald entflieht die Zeit,
Wenn sie mich springen, tanzen lassen.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nr. 86:
Eide — Eider — Neider — Schneider.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 88. Sonntag, den 3. November **1867.**

Die Hammerschmiede.

Volkserzählung aus Obersteiermark

von

Cornelius Born.

(Fortsetzung.)

Wenn die Hammerschmiedin über das Benehmen Serafinens seit dem Erscheinen des Grafen nachdachte, so fiel ihr jetzt Verschiedenes auf, was sie früher nicht der geringsten Beachtung unterzogen hatte. — Jener stürmische Thränenausbruch am Tage der Jagd nebst verschiedenen Aeußerungen, welche Serafine über den Grafen in ihrer Gegenwart hatte fallen lassen, bestärkten sie in der Vermuthung, daß dieselbe gleich Anfangs eine Neigung für den Grafen gefaßt hatte; — alles Andere blieb ihr jedoch ein Räthsel!

Mirzl hatte sich seit einem halben Jahre zur vollkommensten Blüthe entwickelt. Früher lebte sie wie ohne Bewußtsein, halb im Traume, sorglos in der Mitte ihrer Berge und Bäume; doch seit dem Abende, an welchem Brunnthaler jene verhängnißvollen Worte zu ihr gesprochen, war es anders geworden. All' ihr Thun und Lassen hatte einen festen Halt gewonnen, während die unheilvollen Ereignisse, welche in letzter Zeit über die Hammerschmiede hereingebrochen waren, ihren kindlich anmuthigen Gesichtszügen einen milden Ernst aufprägten.

Endlich durchbrach ein matter Lichtstrahl die dichte Finsterniß. Der Graf war mit Serafine in der Residenz angekommen: so lauteten die Nachrichten Brunnthaler's. Da richtete sich des Hammerschmieds riesige Gestalt wieder auf, und der Glanz seiner Augen fing an sich wieder zu beleben. — Der Schnee lag noch klafterhoch in den Thälern; dessen ungeachtet machte er sich sogleich auf den Weg und trat die beschwerliche Reise nach der Residenz an; er mußte seine verlorene Tochter sehen! — Er mußte sein Kind wieder in's Elternhaus zurückbringen.

Brunnthaler's Wohnung war bald gefunden! — Der alte Mann zitterte am Tage seiner Ankunft vor Aufregung! Er konnte den nächsten Tag kaum erwarten! — Am Morgen führte ihn Brunnthaler durch das Gewühle endloser Straßen in den Mittelpunkt des Häusermeeres. Nachdem sie in eine stille Gasse gelangt waren, bezeichnete er ihm den Palast des Grafen, worauf er sich mit dem Versprechen entfernte, ihn im nächsten Kaffeehause zu erwarten. Die Gasse sah wie ausgestorben aus; — ernst und düster blickten die hohen dunkeln Steinkolosse auf den ländlich gekleideten Mann herab, in dessen Herzen es mächtig hämmerte und pochte. Der gräfliche Palast war das größte unter den Gebäuden: zu beiden Seiten der hohen verschlossenen Pforte standen zwei nackte, aus Stein gehauene Riesen, welche, trotzig und finster dareinblickend, den massiven steinernen Balken auf ihren Schultern trugen. Dem Hammerschmied ward unter solchen Eindrücken beinahe ängstlich zu Muthe; er stand eine Weile unentschlossen in der Mitte der Gasse, kaum wagend, sich dem Thore zu nähern: — doch die Hoffnung, seine lang vermißte Tochter wieder zu finden, flößte ihm Muth ein. Als er sich überzeugt hatte, daß das Thor verschlossen sei, zog er an der Klingel, worauf sich dasselbe öffnete und, nachdem er eingetreten war, sogleich wieder hinter ihm schloß. Kurz darauf erschien ein stattlich aussehender Mann, der ihn um sein Begehren befragte. Nachdem der Hammerschmied seinen Namen genannt und den Wunsch ausgesprochen hatte, mit dem Grafen reden zu wollen, verschwand derselbe auf kurze Zeit, worauf er ihm bedeutete, ein wenig warten zu wollen. Die inneren Räume des Gebäudes machten denselben unheimlichen Eindruck, wie dessen Aeußeres. Alles hoch und dennoch düster! — kein Mensch zu erblicken! — kein Laut vernehmbar! — Während er auf dem Holzpflaster der Thorhalle auf und ab schritt, wurde plötzlich die Stille durch mehrmaliges Klingeln und Oeffnen von Thüren unterbrochen; dann war wieder Alles ruhig. Ueber eine Viertelstunde mochte er so, vor Frost und Aufregung zitternd, von Ungeduld verzehrt, gewartet h[illegible]en, als ein Diener herbeikam, welcher ihm zu folgen winkte. Er ging über breite, mit Teppichen belegte Treppen, mehrere Gänge entlang, bis der Diener eine Thür aufmachte und ihn in einem großen, reich verzierten Gemache allein ließ. — Wenige Sekunden darauf öffnete sich eine Seitenthüre, er vernahm das Rauschen eines Seidenkleides, und sein Kind lag an seinem Herzen! — —

„Voata! — mein Voata!" — „Serafine! — mein Kind!" waren nach einer langen Pause die ersten Ausbrüche des Wiedersehens. Dann folgte abermals eine Pause, während welcher man bloß das laute Schluchzen Serafinens vernahm, welche noch immer an des Vaters Brust lag, da sie ihm nicht in's Gesicht zu blicken wagte. — Ueber des

Alten tiefgefurchte Wangen rollten ununterbrochen die Thränen in den weißen Bart; — schweigend betrachtete er sein Kind. Aus dem einfachen Landmädchen war eine Staatsdame geworden. Sie erschien ihm beinahe schöner als ehedem, doch war ihre Schönheit eine andere geworden. Der frische rosige Hauch wehte nicht mehr über den blassen Gesichtszügen; das herrliche dunkle Augenpaar glänzte zwar noch wie vordem; ebenso ihr Haar, das in reicher Lockenfülle über den blendend weißen Nacken herabhing; allein das Vaterauge schien an dem Allen keinen Gefallen zu finden.

„Hast Dich sehr verändert in den halb'n Jahr, mein Kind!" hob er, das greise Haupt langsam schüttelnd an. „Bist a vornehme Dam' g'worden, Serafin!" — „Verzeihung, Voata! — Verzeihung!" rief sie noch immer schluchzend und ihre Augen gegen die seinigen erhebend. „I hab' mich schwer vergangen, — i hab' Euch, — i hab' mei Muatta, — i hab' mei Heimath verlassen! — Alles nur ihm z'lieb! — Könnt's ma verzeihen, Voata?" — „Sei ruhig, mein Kind," antwortete der Hammerschmied mit gepreßter Stimme; „was g'scheh'n is, das is vorbei! — Die Muatta und i hab'n viel Kummer ausg'standen während der Zeit! — Aber jetzt is Alles vergessen, denn wir hab'n Dich wieder g'funden, — unser einzig's, unser geliebtes Kind!" — „Voata! — Ihr könnt's nit glauben, was i in den halben Jahr g'weint, was mei Herz g'litten hat! — O wie glückli bin i, daß ich Euch wieder seh', Voata!" sagte das Mädchen, den Vater umarmend. — „I seh's, Serafin, Du hast trotz dem Allen no immer Dei gut's Herz bewahrt und bist unser gut's Kind g'blieb'n. — Aber jetzt, Serafin," setzte er fort, indem er sich in dem prachtvoll möblirten Gemache nach allen Seiten umsah, „jetzt woll' ma nit länger hier bleiben; — komm', Kind, verlass' das Haus und folg' Dein' Voata!" — „Voata!" sagte das Mädchen, sich abermals mit Ungestüm an seine Brust werfend, „Voata, das geht nit mehr, — das kann i nit mehr." — „Was sagst Du?" fragte der Hammerschmied, der seinen Ohren kaum traute. — „Es geht jetzt nimmer, Voata! — Denkt's Euch die Schand, wenn i dahoam käm; — a jed's Kind möcht mit'n Finger auf mi weisen, und wie oft müßt' i d'Leut' reden hören: seht's, das is die Serafin, die mit'n Grafen durchgangen is!" — „Mein Kind, kein Mensch ist ohne Fehler, und besser ein reumüthiger Sünder, als neunundneunzig Gerechte! — Also komm'!..." — „Na, Voata! — Das bring' i nit über mich! — Verlangt's, was wollt's von mir, aber d'hoam geh' i nimma!" rief sie schluchzend, während von der Thür, aus welcher sie gekommen, ein Geräusch zu vernehmen war. — „Du darfst nicht länger in diesem Hause bleiben!" wiederholte des Hammerschmieds Stimme, der die Hand seines Kindes nicht mehr losließ, in dem weiten Gemache. — „Gnade, Voata! — Barmherzigkeit!" — „I b'steh' d'rauf, i, Dei Voata, daß Du den Grafen verlaßt und mit mir geh'st, — i kann's a verlangen, denn i hoab 's Recht dazu!" donnerte abermals des Hammerschmieds Stimme. „Und wenn Du nit freiwillig gehst und nit einseh'n willst, was zu Dein' Besten führt, so wer i Di zwingen!"

Damit faßte er das Mädchen um den Leib und suchte sie fortzuschleppen, während sie, einen herzzerreißenden Schrei ausstoßend, ohnmächtig zu seinen Füßen fiel. — Unmittelbar darauf stürzte eine ältliche weibliche Person aus dem Nebengemache hervor und zog hastig an einer Klingelschnur, worauf mehrere Diener herbeikamen, welche das bewußtlose Mädchen vor den Augen des Vaters davontrugen.

Nun stand der Hammerschmied wieder allein im Zimmer. — Seine Füße vermochten ihn nicht mehr zu tragen, — er sank auf einen Divan nieder! — Nachdem er, den tiefen Schmerz bekämpfend, der in seinem Inneren wühlte, eine Weile ruhig dagesessen war und sich etwas erholt hatte, stand er auf und versuchte die Thüre zu öffnen, durch welche man sein Kind weggetragen hatte. — Sie war versperrt! Auch die zweite Thüre, durch welche die weibliche Person früher eintrat, war verschlossen!

Um dieselbe Stunde des nächsten Tages stand der Hammerschmied abermals in der stillen Gasse vor dem düsteren Palaste. Das Thor war verschlossen wie gestern; allein heute öffnete es sich nicht, nachdem er geklingelt hatte. Als er den Griff der Klingel zum zweiten Male erfaßte, ließ sich derselbe nicht mehr herabziehen, sie war von Innen festgemacht worden.

Wie vernichtet stierte der Alte das Gebäude an, das seine Tochter verschlossen hielt. Es war ihm, als ob eine eisige Hand sein Herz erfaßt hätte und es mit Gewalt herausreißen würde. Er blickte aufwärts zu den hohen dunkeln Fenstern. — Nirgends war ein Lebenszeichen zu erblicken! Alles stumm und starr! — Nur die versteinerten Riesen grinsten ihm mit ihren harten unheimlichen Mienen entgegen! — Es wurde ihm schwindlig vor den Augen; Alles begann sich im Kreise um ihn herum zu drehen, — bis ihn endlich seine Kräfte verließen und der Alte auf dem Steinpflaster zusammenstürzte! — Er hatte sein Kind gefunden, — um es auf ewig zu verlieren!!

6. Das Vaterhaus.

Ein Jahr war seit diesen Ereignissen verflossen. Der Frühling war gekommen; allein die Hammerschmiedin sah ihn nicht mehr; der Schmerz hatte das Mutterherz gebrochen, — jetzt ruhte sie friedlich eben an der Mauer des Kirchleins. Dann bleichte der Herbst die Wälder, und abermals brach der Winter mit seiner ganzen Strenge herein. In der Hammerschmiede sah es nun trauriger aus als jemals. Dem alten Hammerschmied, der Weib und Kind verloren hatte, schien das Leben

eine Last zu sein; — nur seine kräftige Natur hielt ihn noch aufrecht! — Mirzl, auf sich selbst angewiesen, verbrachte die endlosen, einsamen Tage mit Spinnen und Nähen, da sie Brunnthaler im nächsten Sommer heimführen wollte. Schon im Vorjahre hatte er diese Absicht; doch Mirzl vermochte es nicht, ihre kranke Pflegemutter zu verlassen; und so saßen nun die Zwei nebeneinander in dem stillen Stübchen: die blühende Jungfrau, vor welcher die Welt in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit ausgebreitet lag, und der lebensmüde Greis, der die wenigen ihm noch zugemessenen Tage mit Ungeduld zählte.

Nachdem längere Zeit hindurch ein eisiger Nordsturm geweht, durchbrach eines Tages der Sonnenstrahl die grauen Wolkenmassen, und das heitere Himmelsblau lachte über der imposanten Schneelandschaft. Auf dem Fahrwege, der sich vom Mürzthale seitwärts gegen die Hammerschmiede zog, bewegte sich eine weibliche, ärmlich gekleidete Gestalt, die ein Kind am Arme trug, nur mit Mühe vorwärts. Sie schien krank und erschöpft zu sein: denn sie zitterte vor Frost, ihre blassen, kummervollen Gesichtszüge sahen abgemagert aus, und kaum war sie eine Viertelstunde gegangen, so mußte sie sich wieder niedersetzen. — Dann suchte sie den Säugling an ihrem Busen zu erwärmen, oder erfaßte die kleinen, dürren Händchen und hauchte ihren Athem auf dieselben. Das anfängliche Jammern des Kindes hatte nach und nach aufgehört, es war ruhiger geworden und schien zu schlummern. Als sie an dem Schlosse des Grafen vorbeikam, blieb sie eine Weile stehen und blickte dasselbe an, während eine finstere Wolke über ihre Stirne zog; dann schleppte sie sich weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Eine seltene Jagd-Beute.

Das Jahr 1854 war für die Provinz Oberschlesien ein sehr verhängnißvolles. Im Juli nach beendetem Roggenschnitt fiel in einem der fruchtbarsten Thäler ein Wolkenbruch und richtete arge Verheerungen an. Dazu gesellten sich noch tagelange Regengüsse, wodurch die Oder eine solche Stärke annahm, daß sie, zu beiden Seiten aus ihrem Bett gedrängt, mehrere Stunden breit alle anliegenden Ortschaften unter Wasser setzte. Schon hatte man mit dem Abhieb der Sommerfrucht begonnen, als die erste Wasserfluth die Grenzen überschritt; das theils in Garben gebundene, theils noch in Schwaden liegende Getreide war binnen wenigen Stunden hinweggespült; nur in den vom Strom entfernteren Ortschaften, wo die Wasserströmung nicht so stark war, gelang es den Landleuten, auf den in Eile zusammengeschlagenen Flößen einen Theil der Ernte zu retten. Alles übrige Getreide, was noch auf dem Halme stand, war verloren, ebenso die ganze Kartoffelernte, denn das Wasser hielt sich etwa 14 Tage auf den überschwemmten Fluren.

In diesem denkwürdigen Sommer bewohnte ich ein Forsthaus etwa eine Stunde vom Hauptstrom; aber kaum eine Büchsenschußweite von der Oder stand ein altes, baufälliges Jägerhaus an einem schattigen Eichwald, der seine Arme reich mit Erlen, Pappeln und Weiden besteckt bis an den Fluß erstreckte. Rings um die Hütte zog sich nach dem Wasser hin eine blumige Auenwiese, in entgegengesetzter Seite ein kleiner Gemüsegarten mit einigen Obstbäumen besetzt. Beide gehörten zur Hütte und waren von einer wohlgepflegten Fichtenhecke eingerahmt.

Dieser kleine Wohnsitz verdiente in der That den Namen eines idyllischen Plätzchens, denn er bot auch außer dem beschriebenen, Alles, was dazu gehört, mit Ausnahme des Hausherrn selbst, den ich aber bei meinen poetischen Träumen, die nicht selten in dem angrenzenden Hain meinen Geist umschwebten, jederzeit außer dem Bereiche ließ. Dieser Mann war ein alter murrköpfiger Soldat, zwar von Herzen gut und bieder, wenn ihm weder Tabak noch der erfrischende Feuertrunk mangelte, aber um so griesgrämiger, sobald der Monat dem dritten Viertel nahe rückte, wo in der Regel schon die Ebbe an die kleine Kasse stieß. Um jene Zeit hatte seine Haushälterin ihre liebe Noth, Gicht und Podagra fielen dann ins Haus ein, und hundert andere Gespenster, welche alte Leute necken, wenn sie mißlaunig werden.

Der Mann hatte in dem Feldzuge von 1813 bis 1815 gefochten, erfreute sich mehrerer Auszeichnungen und eines kleinen Invalidengehaltes. Um sein karges Einkommen etwas zu verbessern, hatte der damalige Oberforstbeamte, selbst ein Waffengefährte jener Kriegs-Epoche, ihm den Schutz der kleinen Waldstrecke, die sich am Strom aufwärts zog, überwiesen und ihm dafür als Aushilfs-Jäger eine monatliche Remuneration erwirkt. Diese zweifache Einnahme reichte wohl hin, um die regelmäßigen Bedürfnisse zu decken, aber zur Instandsetzung seiner Hütte blieb niemals etwas übrig, und sie war bis zur Zeit meiner kleinen Erzählung bereits würdig, als Bild für eine Landschaftszeichnung empfohlen zu werden. Unser würdiger Forstmann vergaß wohl niemals bei Gelegenheit der jährlichen Bereisungen um Aushülfe zur Instandsetzung seiner Wohnung zu bitten, erhielt aber außer dem nothwendigen Flickwerk gewöhnlich den Trost: „Laß gehen, Alter, beim ersten besten Hochwasser nimmt sie die Oder mit, dann sollst Du eine neue haben!“

Da aber der Alte meinte, wenn ihm das Wasser die Hütte nähm', könnte es leicht auch alles Andere nehmen, was darin steckte, so hatte er es doch so weit gebracht, daß auf dem höchsten Punkte im Garten, wo ein alter Birnbaum stand, ein massiver Keller gebaut und auf diesen ein Backofen gesetzt wurde. Dieser Neubau war im Fall

der Noth als erste Zufluchtsstätte bestimmt und an dem Birnbaum hing Jahr ein Jahr aus ein alter Rettungskahn, der das schönste Ackerplätzchen den Bohnen abstahl, die dort stark kultivirt wurden. Es waren schon zwei Tage nach dem ersten Regenguß verflossen, und in Folge des ersten Wolkenbruches ein Theil der Ebene überschwemmt, welche von jenem Bache, wo sich der Regenstrom ergossen hatte, durchzogen wurde, aber noch immer standen die Dämme des Hauptstromes unverletzt; am dritten, es war eben Sonntag, verzogen sich schon früh die grauen Wolken und milder Sonnenschein spiegelte sich auf der wasserreichen Ebene. Unser Vater der Wasser-Nixen, wie wir den alten Uferbewohner scherzweise nannten, glaubte schon um 7 Uhr bemerkt zu haben, daß der Strom um einige Schuh gefallen sei, und das war die Losung zum Aufbruch. Es fehlte ihm manches Bedürfniß, das Wasser schien ihm nicht mehr gefahrbringend, daher hing er frohen Muthes den großen Dachranzen um, suchte im Schuppen sein Ruder und schlich dem Strande zu. Dort stand noch im sicheren Gewahrsam sein Kahn am Uferpfahl gekettet, den bestig er ohne Furcht — denn er war als Soldat Pionier — und steuerte dem jenseitigen Ufer zu. Dort lag das Terrain bedeutend höher, und bis knapp ans Ufer breiteten sich die letzten Häuser eines kleinen Marktfleckens aus, wo es immer lebhaft herging. Auch an jenem Morgen waren die Leute mehrerer Ortschaften dort zur Messe versammelt, und unser Alter hatte sich der frommen Schaar angeschlossen; er gedachte dann seine Einkäufe zu machen, ein Gläschen Starken hinter die Binde zu nehmen, und wohlgemuth zur Vesperzeit, oder wenn keine Gefahr droht, vielleicht auch erst gegen Sonnenuntergang die Rückfahrt zu unternehmen, wie es gewöhnlich der Fall war.

Auch wir auf dem gegenüberliegenden Ufer hatten uns der heiteren Hoffnung auf schönes Wetter hingegeben und saßen vergnügt beim Mittagsessen. Kaum war dies aber halb beendet, so stürzten schon mehrere Boten zur Thür herein, schlugen die Hände zusammen und riefen: Herr Oberförster, der Damm ist durchbrochen und das halbe Dorf steht unter Wasser. Das war für uns eine Schreckensnachricht; denn somit hatten auch wir unsere Ernte verloren; die bis dahin noch verschont war. Doch wichtiger noch als die schwimmenden Garben sind Menschenleben. Meine Wohnung war ziemlich hoch gelegen, hier hatte ich das Wasser nicht zu fürchten; aber draußen am Strome, wie mag es dort aussehen? Auf, Franz, rief ich meinem kräftigen Adjunkten, suchen Sie schnell die Ruder zusammen, wir müssen ohne Verzug dem Alten am Strande zu Hülfe eilen. Unweit des Hauses stand am Ufer des Dorfbaches mein Rettungskahn, vom Bach war keine Spur mehr, es wogte bereits eine See über die ganze Flur bis an den Hauptstrom. Das Wasser hatte sich in wenigen Minuten über die Fläche verbreitet und gleich einer Inselgruppe ragten auf den Dämmen die Häuser des Dorfes hervor. Zwar drohte auch hier manche Gefahr, aber es fehlte nicht an rettenden Händen. Wir steuerten daher, so weit es unsere Kräfte erlaubten, mit möglichster Schnelligkeit über den Wasserspiegel, der stellenweise durch starke Strömungen in seiner sonst mäßigen Bewegung unterbrochen wurde. Auf mehreren erhabenen Punkten, die wie kleine Oasen aus der Wüste sich erhoben, hatten sich flüchtige Hasen gruppirt, um sich Schutz vor dem Wassertode zu suchen; doch wir hatten keine Zeit sie aufzunehmen. Mehrere Ketten Hühner irrten ängstlich schreiend gleich Kiebitzen über das Wasser und suchten ein trockenes Plätzchen im Gebüsche; doch sie hatten sich getäuscht, wo sie einfielen, war bereits der Boden unter Wasser gesetzt und wir fanden sie beim Rückwege bereits todt in dem Strauchwerk hängen.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Ein heutzutage seltenes Beispiel von treuer Gattenliebe ist der folgende Fall: Auf dem St. Jakobs-Kirchhofe zu Berlin erschien vor einigen Tagen gegen Abend ein junger Mann, anständig gekleidet, auffallend blaß und niedergeschlagen und erkundigte sich bei einem der dort beschäftigten Arbeiter nach der Zeit, wenn der Kirchhof geschlossen zu werden pflege. Nachdem er bedeutet worden, daß dieß in etwa einer halben Stunde geschehen werde, bemerkte er darauf: „Nun, da habe ich ja noch Zeit, das Grab meiner verstorbenen Frau zu besuchen!“ Der Arbeiter sah ihn dann auch an eines der neueren Gräber herantreten und vor demselben niederknieen, anscheinend um zu beten. Bald darauf fiel ein Schuß, und als der Arbeiter die Augen dorthin wendete, sah er, wie der junge Mann in knieender Stellung, mit einem Arm auf das Grab gelehnt, dasaß und dann plötzlich zusammenbrach. Eine Wolke von Pulverdampf, die über dem Grabe schwebte, ließ keinen Zweifel darüber, von wem der Schuß ausgegangen, der die Ruhe des Friedhofes störte. Der junge Mann hatte sich mitten durchs Herz geschossen. Als der Arbeiter hinzukam, war der Mann bereits todt. Auf dem hölzernen Kreuze, welches das Grab der Verstorbenen zierte, standen, mit Kreide geschrieben, die Worte: „Karl Sm..., bin meiner geliebten Frau aus unauslöschlichem Gram heute im Tode nachgefolgt!“ Der treue Gatte der im Grabe Ruhenden war Tischler; vor etwa einem Jahre hatte er sich verheirathet und vor fünf Wochen hatte der Tod ihm die Frau, die er über Alles liebte, geraubt.

Auflösung der Homonyme in Nr. 87:

Reif.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 89. Donnerstag, den 7. November **1867.**

Die Hammerschmiede.

Volkserzählung aus Obersteiermark

von

Cornelius Born.

(Fortsetzung.)

Als das weibliche Wesen die Felsschlucht hinter dem Rücken hatte, als ihr die bekannten Berge entgegenwinkten, welche die Hammerschmiede umgaben und der bekannte Schlag des Eisenhammers an ihr Ohr tönte, da brach sie in einen Strom heißer Thränen aus. Das kleine Thal betrachtend, in welchem sie die glücklichen Stunden ihrer Kindheit verlebt hatte, ließ sie sich auf eine Felsbank nieder. Der sanft wärmende Strahl der Nachmittagssonne that ihren erstarrten Gliedern wohl, auch das Kind an ihrem Busen war ruhig. — Was hatte sie seit jener Zeit erlebt, da sie das Vaterhaus verlassen! — Anfangs flog sie an der Seite des Mannes, dem sie ihr ganzes Herz geschenkt hatte, umgeben von Glanz und Reichthum, im Genusse des höchsten Glückes schwelgend, von einem Orte zum andern. Später, in die Residenz zurückgekehrt, erstickte sie fast im Taumel des Menschengewühles und im Rausche der Vergnügungen, in welche sie der Graf absichtlich hineinzog, um das allmälige Erkalten seiner Neigung für sie unbemerkbar zu machen. Erst nachdem im vorigen Winter die Scene mit ihrem Vater im gräflichen Palaste vorgefallen war, öffneten sich ihre Augen. Der Graf ließ zum ersten Male ihr gegenüber harte Worte fallen, dann sah sie ihn oft ganze Tage nicht, da er sein ausschweifendes Leben wieder begonnen hatte. Als sie ihm ihr süßes Geheimniß entdeckte, daß sie Mutter sei, runzelte er die Stirne, und bald darauf mußte Serafine aus dem Hause! Von einem Tage zum andern vertröstete sie sich mit der Hoffnung, ihn wiederzusehen; doch eine Woche verging um die andere, ohne daß er kam. Sie litt keinen Mangel, denn er hatte für ihre Existenz die nöthigen Verfügungen getroffen; allein die Stunden des Glückes und der Freude waren dahin, und an dem Herzen des jungen Mädchens begann ein Wurm zu nagen. Wohin sollte sie sich in dieser Lage wenden? — In die Heimath zurückzukehren, schämte sie sich! — Hier in der großen Stadt stand sie allein, umgeben von fremden Menschen, die jede ihrer Handlungen beobachteten und wie Habichte auf ihre Beute lauerten! — Während sie Tage und Nächte in Thränen zubrachte, drang die Kunde zu ihren Ohren, der Graf sei ruinirt und beabsichtige die Tochter eines reichen Bankiers zu heirathen, um sich zu retten. Bald darauf blieben auch die Subsistenzmittel aus. Da die Zeit ihrer Entbindung immer näher heranrückte, sah sie sich bald genöthigt, ihre Kleidungsstücke und was sie noch sonst an werthvollen Gegenständen besaß, zu veräußern. Beinahe wäre sie den Leiden erlegen! — Nach der Entbindung blieb sie lange Zeit an das Krankenlager gefesselt, ohne sich erholen zu können, endlich waren auch die Geldmittel erschöpft; nur so viel war ihr übrig geblieben, um mit Noth die Rückkehr in die Heimath antreten zu können, wozu sie sich nun gezwungen sah.

So sehen wir sie jetzt, krank, mit gebrochenem Herzen an der Schwelle des Vaterhauses. — Der alte Hammerschmied empfing sein Kind mit offenen Armen. Sie kam spät! — aber sie war doch gekommen! — Am Busen ihrer theilnahmsvollen Jugendgefährtin konnte sie ihr Herz ausschütten, eine Wohlthat, die sie schon lange entbehrt hatte. Doch die in letzter Zeit erlittenen Entbehrungen in Verbindung mit der beschwerlichen Reise hatten ihre Gesundheit gänzlich untergraben; auch ihr Kind starb bald nach ihrer Ankunft!

Als der junge Frühling die Berge mit seinem Licht- und Farbenschimmer überschüttete und der erquickende Blüthenduft durch das halb geöffnete Fenster in's Zimmer der Kranken drang, da verließ sie öfter ihr Lager, um sich im Garten an dem milden Sonnenschein zu laben. An einem herrlichen Nachmittage fühlte sie sich stärker als je. Im Garten stand Alles in üppigster Farbenpracht; dazwischen flogen Schmetterlinge und summten die Käfer; — beim leisesten Lufthauche streuten die Apfelbäume der anstoßenden Wiese ihren Blüthenschmuck auf den üppiggrünen Rasen, und vom Walde herüber schallte ein anhaltendes Pfeifen und Schmettern. Wie von unsichtbaren Mächten fühlte sie sich hingezogen nach jenem schattigen Waldesdunkel, wo das Brünnlein hervorquoll. Langsam schritt sie unter den blühenden Apfelbäumen, dem Wiesenplan entlang, über das Brücklein, wo die Vergißmeinnichtblümchen in strotzender Fülle prangten, gegen den Waldessaum. — Welch' ein Unterschied zwischen jetzt und vor zwei Jahren! — War das des Hammerschmieds Töchterchen? — die flinke Bachstelze? die sonst singend mit dem Kruge in der Hand über die Wiese hüpfte! — Auf den noch immer schönen

Gesichtszügen hatten Kummer und Krankheit ihre vernichtenden Spuren eingegraben, der Feuerglanz des dunkeln Augenpaares war ermattet, der schlanke Wuchs hatte seine Elastizität und Wellenform verloren! — —

Nachdem sie die Lichtung betreten, ließ sie sich auf den Stein nieder, wo sie so viele glückliche Stunden an des Grafen Seite zugebracht hatte. Alles war so wie ehemals: die dunkeln, verschwiegenen Tannen, die grauen Felsblöcke, dazwischen das junge frische Wässerchen! Als sie die Maiglöckchen erblickte, die ihre keuschen, duftigen Kelche zu ihr emporhoben, perlten die Thränen mit Gewalt zwischen ihren Augenlidern hervor! „Wie diese Blumen im tiefen Waldesdunkel versteckt, so bist auch Du eine liebliche Blume des stillen Gebirgsthales, ungekannt blühend, — ungekannt verblühend!“ — — So hatte einst der Mann zu ihr gesprochen, wegen dessen sie das Vaterhaus verlassen, — den sie noch immer liebte, obwohl er sie und sein Kind herzlos von sich gestoßen! Damals hatte sie den Sinn seiner Worte nicht verstanden; jetzt lag er klar und offen vor ihren Augen! — Lange blieb sie auf dem Felsblocke sitzen, während die lichten und dunkeln Bilder der Vergangenheit an ihrer Seite vorüberzogen?! Wie glücklich war Mirzl! — wie namenlos elend sie?! — —

Als sie sich erhob, um den Rückweg anzutreten, fiel ihr Blick zufällig auf einen schimmernden Gegenstand, der im Sande neben dem Bächlein lag. Sie bückte sich und hob ihn auf, — es war das silberne Ringlein, welches sie einst um seinetwillen vom Finger gezogen und hier verloren hatte. — Zum ersten Male seit langer Zeit färbte der Freude Rosenschimmer ihre bleichen Wangen, sie preßte den Ring an ihre Lippen, als wenn sie das werthvollste Kleinod wieder gefunden hätte, und steckte ihn dann an ihren Finger. Seit jenem Tage kam Serafine nicht mehr aus dem Hause; der längere Aufenthalt in der feuchten Waldeskühle war für ihren krankhaften Zustand vom größten Nachtheile, und als die Rosen ihre ersten Knospen öffneten, — schloß die gebrochene Blume ihre Augen für immer! — —

Des Hammerschmieds Schicksal hatte in letzter Zeit allgemeine Theilnahme gefunden; — man spottete nicht mehr über ihn, sondern man bemitleidete den alten alleinstehenden Mann. Als die Glocken des Kirchleins ertönten, strömte das Volk von allen Seiten gegen die Hammerschmiede. Mirzl und die übrigen Jugendgespielinnen Serafinens schmückten die Dahingeschiedene mit Frühlingsblumen und trugen sie hinauf nach dem Friedhofe, wo sie an der Seite der Mutter ihre Ruhestätte finden sollte. — Die meisten Mädchen waren bräutlich gekleidet, vom Kreuze, das dem Zuge vorgetragen wurde, wehten weiße Bänder; doch auf dem Sarge fehlte der Kranz! — —

Und als die ergreifenden Worte des greisen Pfarrers in die lautlose Stille des strahlenden Frühlingsmorgens hinaus klangen, da blieb kein Auge trocken; denn Jedem ging das Schicksal des unglücklichen Mädchens zu Herzen, das ein Kind dieser Berge war wie die Uebrigen! —

7. Bei der Martersäule.

Mirzl's Hochzeitstag rückte immer näher heran. Die letzten Ereignisse hatte sie in ihren Arbeiten aufgehalten; es gab noch Verschiedenes zu besorgen, Anderes, was halb vollendet war, gänzlich fertig zu bringen. Der alte Hammerschmied war in letzter Zeit gänzlich unzugänglich geworden. Er sprach beinahe gar nichts mehr, sondern saß, stets brütend, unbeweglich in seinem Winkel! Immer kreiste der Gedanke in seinem Kopfe herum: warum gerade ihn das Schicksal mit solcher Härte treffen mußte? — Er hatte nie Jemanden das Geringste zu Leide gethan! — Der Name Gstirner war von jeder geachtet und geehrt! — Und jetzt, an seinem Lebensende, mußte Alles dieß noch über sein Haupt kommen! Mirzl schnitt der Jammer des betagten Mannes tief in's Herz. Jetzt, wo sie sich am Meisten nach Mittheilung sehnte, jetzt stand sie allein! — Häufiger denn je besuchte sie deßhalb die Tante, die Schwester ihres verstorbenen Vaters, welche in der Nähe des Pfarrhofes ein kleines Häuschen besaß und daselbst ihre alten Tage in Ruhe verlebte. Hier pflegte sie die Nachmittage mit Nähen oder anderen weiblichen Arbeiten zuzubringen und dem alten Mütterchen entweder Brunnthaler's Briefe vorzulesen, oder ihre Zukunftspläne mitzutheilen.

Eines Tages verbreitete sich die Nachricht, der Graf werde mit seiner reichen Braut nächstens im Jagdschlosse eintreffen. Gleichzeitig wurde das Innere des alterthümlichen Gebäudes noch prachtvoller hergestellt, als bei des Grafen Ankunft vor zwei Jahren, und bald darauf wurde auch der Tag der Ankunft des Brautpaars bestimmt. Abermals wehte die rothe Fahne von der Spitze des Dachgiebels, abermals krachten die Signalböller; — die Schuljugend streute Blumen, und der Schulmeister schrie: Vivat! während die Wagen der hohen Herrschaften durch die wirbelnden Staubwolken einhergaloppirten. Dießmal kam der Graf vierspännig. Vier herrliche schneeweiße Rößlein flogen mit Leichtigkeit vor dem offenen, eleganten Reisewagen, in welchem der Graf an der Seite seiner jugendlichen Braut lehnte. Im Abglanze ihrer strahlenden Schönheit erschien er selbst beinahe schöner und jünger als vor zwei Jahren, so daß das Volk beifällig murmelte, als das leichte Gespann voran und hinterher die übrigen Wägen vorbeisausten.

Der Graf hatte außer seiner Braut eine zahlreiche Gesellschaft, Herren und Damen, aus der Residenz mitgebracht. Aehnlich wie vor zwei Jahren strahlte am Abende der Rasenplatz vor dem Schlosse im hellsten Fackelscheine, während in dem

reich dekorirten Zelte ein Mahl eingenommen ward. Alles strotzte von Lichtern, Blumenguirlanden, bunten Fahnen, und auf einem nahen Hügel glänzten des Brautpaares feurige Namenszüge, darüber die gräfliche Krone, weithinaus durch die dunkle Nacht! — Wie damals wurde auch heute reichlich Wein unter das Landvolk vertheilt, das sich beim Klange der Waldhörner jauchzend und jodelnd alsbald im fröhlichen Reigen auf dem Wiesplan herumdrehte. Oben an der Tafel saß der Graf neben seiner Braut; er hielt ihre zarte Hand in der seinigen, während sein Auge wonnetrunken an dem ihrigen haftete. Zeitweise erhob der reiche Kranz von vornehmen Damen und Herren die schlanken hohen Gläser, auf das Wohl des Brautpaares anstoßend, und als sich endlich die Herrschaften ebenfalls unter die ländlichen Tänzer mischten, da bildete das neugierige Volk einen weiten Kreis um den Wiesplan.

(Schluß folgt.)

Eine seltene Jagd-Beute.

(Schluß.)

Nach etwa 1½stündiger Arbeit gelangten wir an die Umzäunung des alten Jägerhauses, und meine Ahnung fand ich leider bestätigt: die Hütte lag bereits in Trümmern; eine starke Strömung hatte sie unterwühlt, mit sich gerissen und an den nächsten Eichenstämmen gleich einem morschen Fahrzeug zerschellt. Einzelne Stücke waren bald da bald dort zwischen den Bäumen eingeklemmt. Nur der Backofen auf seiner Anhöhe hatte dem Andrang der Fluth Trotz geboten und bildete noch ein trockenes Plätzchen über der weiten Stromesfläche. Von der Fichtenhecke waren nur noch die letzten Jahrestriebe sichtbar und umrahmten ein neues Bild mit ihrem Grün: auf dem alten Birnbaum stand ein weibliches Wesen uns ängstlich zurufend, als es die Rettung nahe sah. Sein weißes Sonntagskleidchen flatterte mit einem kleinen schwarzseidenen Schürzchen um die Wette nach allen Windrichtungen; das Wasser rann an dem schöngeformten Busen des lieblichen Mädchens herab, und das lange schwarze Seidenhaar schmiegte sich aufgelöst um den schlanken Körper; denn der Regen strömte seit länger als einer halben Stunde abermals aus den grauen Wolken. Der Baum nahe am Rettungsbau hatte dem ängstlichen Kinde sicherer geschienen, als die kleine trockene Erdscholle, obschon er bereits vom Wasser umgeben war und ihm nunmehr jeden Rückzug abgeschnitten hatte. Die reizende Nixe wollte jetzt so schnell als möglich aus den Aesten, wo sie sich festgeklammert hatte, herabschlüpfen, doch blieb sie unglücklicher Weise an einem abgebrochenen Ast mit ihren Kleidern hängen, und schwebte, wie einst Absalon, zwischen Himmel und Erde und erhob ein wahres Zetergeschrei. So ernsthaft die Scene war, so konnte ich mich doch des Lachens kaum enthalten. Wir ruderten aus Leibeskräften, und gelangten endlich an das Gemäuer, wo mein Gehilfe den Kahn anlegte, während ich so schnell als möglich auf das kleine Eiland, dann wieder vier Fuß tief ins Wasser sprang, um an den Stamm des boshaften Baumes zu gelangen. Mit genauer Noth erreichten die niedlichen Füßchen der Kleinen meine Schultern, die ihr Jammergeschrei fortsetzte, da sich das nasse Kleid so fest um den Ast gewickelt hatte, daß sie es mit den bereits erstarrten Händchen nicht mehr losbrachte. Es blieb kein anderes Mittel, als ihr meinen Hirschfänger zu reichen, mit dem sie das dünne Gewand aufschlitzte und dann noch schluchzend und mit gerötheten Wangen in meinen Arm herabglitt. Ich trug sie so schonend als möglich in den Kahn, den wir an den Baum lenkten und dort einige Minuten festbanden. Jetzt erst konnte ich mich um das schöne 16jährige Kind eifriger annehmen. Am ganzen Leibe zitternd vor Kälte und vom Scheitel bis zur Sohle durchnäßt, blieb kein anderes Mittel, als das Mädchen in meine Arme zu schließen, und fest in meinen Mantel zu hüllen um sie auf diese Weise zu erwärmen. So beschämt das kleine Wesen auch war, so fühlte sie doch die dringende Nothwendigkeit dieser Maßregel. Sie vergaß auch bald die erste Scheu und dachte nur an das Wonnegefühl der Rettung, schmiegte sich immer enger an mich an und blieb ruhig in meinen Armen liegen; ich liebte diese liebliche Blume der Einöde von diesem Augenblick an so innig, wie man nur lieben kann, sie dankte mir ihr Leben und hing bald mit eben so großer Zärtlichkeit an mir. Nachdem sie einige Tropfen Wein getrunken, den ich in meiner Jagdflasche mitgebracht hatte, fühlte sie sich wohler. Um 5 Uhr Nachmittags langten wir wohlbehalten in meiner Wohnung an, wo inzwischen ein erwärmender Kaffee und trockene Kleider ihre frühere Munterkeit herstellte.

Ihr Vater kam spät am andern Tage an, die Strömung hatte ihn zu weit abwärts getrieben, so daß er erst zwei Meilen unterhalb der Ueberfahrt an das diesseitige Ufer gelangte. Die Obdachlosen wohnten bei mir im Forsthause bis im nächsten Herbst, wo der Alte das versprochene neue Haus erhielt. Aber meine liebe Emma zog nicht lange mehr mit hinüber; nachdem sie ihr 17. Jahr erreicht hatte, führte ich sie wieder zurück in meine Wohnung als mein liebes, gutes Weibchen.

Verschiedenes.

Man hat, wie man erzählt, in neuester Zeit den Champagnerwein als Mittel gegen die Cholera benutzt, dagegen dürfte es unsern Lesern fremd sein, daß man diesen Wein auch im Stalle bei Viehkrankheiten benutzen kann. Auf einem Landgute im

Bergischen, erzählt nämlich das »Echo des Siebengebirges«, erhielt der Hausherr jüngst einige Flaschen Schaumwein aus einer vielbesprochenen Weinfabrik, welche seit langen Jahren in Rhein-Mühlheim besteht und alle Sorten von Wein liefert, zum Versuche zugesandt. Bei Gelegenheit eines Familienfestes wurde den Gästen eine dieser Flaschen vorgesetzt. Keiner jedoch leerte das erste Glas, weil dieser Champagner durchaus nicht munden wollte. Das Dienstmädchen, welches viel von der Wonne gehört hatte, welche in solchem Weine schlummere, goß sich beim Abräumen aus den Neigen der verschiedenen Gläser ein großes Glas voll und stürzte dieses, um nicht erwischt zu werden, rasch hinunter. Sie bekam aber statt der Wonne — Leibschmerzen, welche mit einem heftigen Durchfall endigten. Während ihres Leidens hatte sie ihrem Brodherrn jammernd gestanden, wie sie zu denselben gekommen sei, und dieser hatte den Rest der Flasche in seinem Schranke verschlossen, auf daß nicht ein Anderer sich auch an derselben etwas Schlimmes antrinke. Tags darauf stürzte der Verwalter des Viehstalles in die Stube und berichtet, daß eine der trefflichsten Kühe sich verfressen habe, an Blähungen leide, daß sie ein Abführmittel haben müsse, sonst leicht sterben könne. Der Gutsbesitzer denkt, was der Magd genutzt hat, nutzt auch wohl der Kuh, öffnet den Schrank und gibt die noch halb gefüllte Flasche dem Knecht. Dieser eilt in den Stall und gießt der Kuh den ganzen Inhalt in den Rachen. Keine Stunde vergeht, so erfolgt die beabsichtigte Wirkung und der Verwalter will den Namen des trefflichen Thierarztes wissen, sagt: daß man an dem bunt und goldig bedruckten Zettel der Flasche schon deren Heilkraft habe ahnen können. Der Gutsbesitzer lachte dazu aus Leibeskräften, doch will er nicht gerade die besagte Weinfabrik für Menschen und Vieh weiter empfehlen. Einmal hat es freilich geholfen, allein ein andermal könnte die Sache auch schief gehen und der Schaumwein seinen Mann oder sein Häuptlein Vieh mit fortreißen.

Die Leonberger (Württemberg) wollten eine Versammlung halten, um sich über die Verträge der Kammer und dem Lande gegenüber auszusprechen. Die Versammlung kam zu Stande, ihr Resultat aber war: „I sag' net a so und sag' net a so, daß 's net nochher hoißt, i hätt' a so g'sagt und net a so." Bravo.

Atmosphärische Eisenbahn. Das erste größere Modell einer atmosphärischen Eisenbahn, welche in Amerika gefertigt wurde, ist jetzt auf der Ausstellung des American Institut in Newyork zu sehen und erregt, da die nöthigen Röhren und Wagen in der für den praktischen Gebrauch erforderlichen Größe angefertigt sind, außerordentliches Aufsehen. An der östlichen Wand des Hauptsaals zieht sich von einer Gallerie zur andern und in einer Länge von 107 Fuß, eine colossale Röhre von 6 Fuß Durchmesser hin. Die Röhre ist aus Holz gefertigt, und zwar nach einer ganz eigenthümlichen Construction, welche sie besser selbst gegen den stärksten Luftdruck befähigen soll, als wenn sie aus Eisen gegossen wäre. Es sind nämlich nach einer Erfindung, auf welche J. K. Meyo ein Patent erhalten, fünfzehn dünne Lagen festen Holzes übereinandergelegt und mittelst eines zu Stein erhärteten Cements verbunden worden. Auf dem Boden dieser Röhre läuft ein einfaches Schienengeleise. Der für dasselbe bestimmte Wagen hat das Aussehen eines Omnibusschlittens mit abgerundeten Wandungen, welche genau in die Röhre passen, übrigens aber nur hoch genug sind, um die Rücken der darin sitzenden Personen, von denen zehn an jeder Seite Platz haben, zu schützen; nach oben ist der Wagen offen, vorn durch eine wiederum genau in die Röhre passende Wand verschlossen, in welcher sich eine runde Thür befindet. Bei verschlossener Thür bildet diese vordere Wand des Wagens das Piston, auf welchen der Luftdruck seine Wirkung äußert. Die bewegende Kraft an einem Ende der Röhre besteht aus einem großen Fächer, 10 Fuß im Durchmesser, in einer die Röhre abschließenden hölzernen Kammer befindlich, welcher, durch eine darunter aufgestellte Dampfmaschine bewegt, bis zu 200 Umdrehungen in der Minute macht. Dieser Fächer treibt die Luft aus der Röhre und entfernt sie durch Seitenöffnungen in der Kammer. Der am entgegengesetzten Ende befindliche Wagen fliegt mit Blitzesschnelle durch den so entstandenen luftleeren Raum und eben so behende nach seinem Ausgangspunkte zurück, sobald der Fächer in umgekehrter Richtung bewegt wird und die mit Macht eingeschaufelte Luft auf das Piston drückt. Der Apparat mit seinen stets von neugierigen Passagieren besetzten Wagen ist in Wirksamkeit; man wendet jetzt nur geringen Luftdruck an, wird aber, sobald Alles gehörig geprüft ist, die Geschwindigkeit bedeutend verstärken.

Unter mancherlei nützlichen Feldapparaten, welche die englische Regierung dem abyssinischen Expeditionscorps noch zuschicken wird, ist einer, der zuerst im amerikanischen Bürgerkriege zur Anwendung gelangte. Sein Zweck ist, rasch Trinkwasser zu bekommen, ohne die mühselige Operation des Brunnengrabens. Er besteht in einem starken Eisenrohr von 1 bis 2 Zoll Durchmesser, welches in eine harte Stahlspitze ausläuft und zwei Fuß über dieser mit Löchern versehen ist. Das Rohr wird in den Boden eingestoßen, bis es eine Wasserschicht erreicht, und dann, wie bei gewöhnlichen Pumpen, ein Pumpenstiefel eingeführt. So sollen die Amerikaner oft binnen einer Stunde vortreffliches Trinkwasser zu Tage gefördert haben.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 90. Sonntag, den 10. November **1867.**

Die Hammerschmiede.

Volkserzählung aus Obersteiermark

von

Cornelius Born.

(Schluß.)

An einer wenig erhellten Stelle, in unmittelbarer Nähe des Zeltes, ragte über die zahlreichen Köpfe die hohe Gestalt eines Mannes mit silberweißem Haupthaar und Bart hervor, der an einen Baum gelehnt regungslos dastand. — Es war der alte Hammerschmied! Jeder verwunderte sich darüber, den Mann heute hier zu finden, der schon seit langer Zeit nirgends zu erblicken gewesen, so daß man ihn schon halb unter die Todten zählte. — Die Arme über die Brust gekreuzt, stand er wie angewurzelt, immer an derselben Stelle, den Blick stets auf einen Punkt gerichtet. Er sah Denjenigen, der sein Weib und Kind getödtet, der seinen Stamm geschändet, der ihn so elend gemacht, — er sah ihn, wie er seiner schönen Braut Liebesworte zuflüsterte, wie die Anderen auf sein Wohl tranken, wie er dann seinen Arm um ihren schlanken Leib legte und sie lachend zum Tanze führte!

Als der Fackelschein erloschen war und sich das Volk nach allen Seiten zerstreute, trat der Hammerschmied ebenfalls in die gefüllte Wirthsstube. Das Gespräch drehte sich um das Glück des Grafen, die schöne, steinreiche Braut und die Vorbereitungen für die morgen stattfindende Gemsjagd. Schweigend horchte er eine kurze Zeit hindurch zu, dann stand er auf, spannte sein Roß ein und fuhr heimwärts.

Kaum graute der Morgen am nächsten Tage, so verließ der Hammerschmied schon sein Lager. Nachdem er sich angekleidet, hing er seinen Stutzen um und trat aus dem Hause. Die letzten zwei Jahre hatten seinen Rücken gekrümmt, die allmälig abnehmenden Kräfte vermochten die Last des herkulisch gebauten Körpers nicht mehr zu tragen. Doch heute hielt sich seine Gestalt aufrecht, und das greise Haupt blickte kühn empor, als wenn neues Leben in ihn gedrungen wäre! Dann begann er rasch auszuschreiten, denn er hatte einen ziemlich weiten Weg vor sich. Als er bei dem Kirchlein vorbeikam, brachen die ersten Sonnenstrahlen durch's Gewölk. Er kniete bei den mit frischen Blumen gezierten Grabeshügeln seines Weibes und Kindes nieder und verrichtete ein kurzes Gebet, worauf er weiter ging.

Sein Weg führte immer aufwärts; bald durch Wälder, über Felswände, durch Gestrüpp und loses Gestein. Auf den Wiesen schimmerte der Morgenthau, und in den Thälern kochten und wallten die Nebel! — Immer höher stieg der Hammerschmied und ebenso die Sonnenkugel! Als der Nebel nach und nach zerronnen war, entfalteten sich Berge und Thäler vom Morgengold übergossen in vollster Pracht zu seinen Füßen, während unzählbare Hütten und Häuschen wie lichte Punkte auf den grünen Bergpfaden und zwischen dem Buschwerk zerstreut umherlagen. Dann und wann drang der schwache Ton eines Glöckleins durch die Morgenstille, denn es war Sonntag! — Allein der Hammerschmied achtete alles dessen nicht. Ohne auszuruhen, ohne sich umzusehen, stieg er immer aufwärts. Aus den Sennhütten, an denen er vorüberkam, klang ihm so mancher Morgengruß entgegen; allein er vernahm ihn nicht! Nach und nach hörten die Waldungen auf, sein Weg führte über würzig duftende Alpenwaiden, bis er an einen schmalen Felspfad gelangte. In einzelnen Schluchten lagen noch ungeheure Schneemassen, aus welchen ihm eine kühle Luft entgegenwehte.

Wenige Schritte unterhalb des Holzpfades flog jetzt ein Rudel Gemsen pfeifend an ihm vorüber; doch sein Stutzen blieb ruhig auf dem Rücken hängen; er sah den flüchtigen Thieren einige Minuten nach, bis sie verschwunden waren, dann setzte er seinen Weg fort. Als er bald darauf um eine vorspringende Felswand bog, sah er in geringer Entfernung einen Jägerburschen auf sich zukommen. „Gut'n Morgen, Veata Gstirner!" lautete dessen Gruß, als sie an einander vorübergingen. — „Grüß Gott!" erwiderte der Hammerschmied, stehen bleibend. Dann fragte er: „Wo hat der Graf sein' Stand?" — „Auf der Niederalm, bei der Martersäul'n," antwortete der Jäger, seinen Weg fortsetzend. Die Niederalm war dem Hammerschmied nicht unbekannt, eben so wenig auch die Martersäule, welche den Unglücksort bezeichnete, wo vor vielen Jahren ein Senne durch einen Sturz sein Leben eingebüßt hatte; sie mochte eine gute Viertelstunde weit entfernt liegen. Eine kurze Strecke ging der Weg noch aufwärts, dann führte er eben fort über ein ausgebreitetes Schneefeld, an dessen Ende ein steiler Felsgrat zu erklimmen war. Von hier aus sah man die Niederalm und tiefer unten die Martersäule, in deren unmittelbaren Nähe der Graf stand.

Als der Hammerschmied den höchsten Punkt

erstiegen hatte, hielt er einen Augenblick inne, ausrastend und rings herumblickend in das unermeßliche Panorama; dann näherte er sich langsamen Schrittes dem Orte, wo der Graf stand. Des Letzteren Aufmerksamkeit schien nach der entgegengesetzten Seite gerichtet zu sein, denn er hörte den Hammerschmied nicht früher, als bis sich dieser kaum zwei Schritte hinter seinem Rücken befand. Sein Gesicht wurde leichenblaß, als er sich umwandte und urplötzlich den Mann vor sich sah, dessen Begegnung er schon lang gefürchtet. Des Hammerschmieds Gestalt hatte sich in ihrer ganzen Größe aufgerichtet, finsterer Ernst blickte aus den ehrwürdigen Zügen mit dem Silberbarte, während in dem umdüsterten Augenpaar ein unheimliches Feuer leuchtete. — So standen sich die Beiden mehrere Sekunden lautlos gegenüber — Aug' in Aug' — allein — auf der schwindelnden Höhe. Der Graf vernichtet, zu Boden geschmettert, — der Andere erhaben wie eine Titanengestalt der Vorzeit! — —

„Gstirner, — was sucht Ihr hier oben?" ließ sich des Grafen schwache, zitternde Stimme vernehmen. — „Euch!" lautete die feste Antwort. — „Mich? — Was wollt Ihr von mir? — An diesem Orte?" — „Woas i hier will?" sagte der Hammerschmied, indem ein eigenthümliches Lächeln über seine Miene glitt, „das werd's Ihr am Besten wissen, weil Ihr so blaß seid's, und Eure Kniee so zittern! — Ihr sollt's heut Euren Lohn empfangen für all' das schwere Unheil, das Ihr g'stift' habt's," setzte er, einen Schritt vortretend, bei. — „Gstirner! — Ihr seid wahnsinnig!" rief der Graf, seinen gespannten Stutzen gegen den Alten emporhebend. Doch dieser, seine Absicht errathend, hatte das Gewehr in der Nähe der Mündung mit eiserner Faust erfaßt und schleuderte es in die Tiefe. — Des Grafen stierer Blick spähte nach allen Seiten, ob keine Rettung möglich sei. Allein sein Auge konnte nichts finden, als die starren, grauen Felsen und den gähnenden Abgrund. „Gstirner!" erklang abermals seine hohle Stimme. „Nehmt Vernunft an! — Bedenkt, was Ihr thut! — Ihr wollt mich tödten!" — „I werd' thun, was der Doppelmörder verdient!" versetzte der Hammerschmied, seinen Stutzen vom Rücken nehmend. — „Erbarmen!" flehte verzweiflungsvoll der Graf. — „Seht Ihr das Kirchlein dort unten?" sagte der Hammerschmied, nach jener Richtung deutend. „Dort liegen Zwei, mit denen Ihr auch kein Erbarmen g'habt habt's! — Ihr habt's mei Weib und mei Kind g'mordet! — Ihr habt's den Namen Gstirner, der über a Jahrhundert rein und makellos dag'standen is, g'schändet! — Nieder auf die Kniee — Elender!" donnerte des Alten mächtige Stimme, indem er den Stutzen anlegte. — „Gnade," rief der Graf, auf die Kniee stürzend und beide Hände in die Höhe hebend. — Doch im nächsten Augenblicke krachte der Schuß, und mitten in's Herz getroffen, sank er leblos auf den Boden nieder. Als der Hammerschmied auf dem Rückwege wieder an dem Kirchlein vorüberkam, tönte Orgelklang und das fromme Lied der Gemeinde in die feierliche Sonntagestille. Die Hammerschmiede fand er ganz verlassen, da eben Alles dem Gottesdienste beiwohnte. Lange Zeit stand er vor dem Hausthore, die schwarze Marmortafel oberhalb desselben betrachtend, in welcher sein und seiner Vorfahren Namenszüge nebst der alten Jahreszahl eingegraben waren. Dann schleppte er Holz und Stroh in die unteren Geschoße, öffnete sämmtliche Stallthüren, damit das Vieh freien Ausgang fände, und kurz darauf wirbelten die dichten Rauchwolken, durchzogen von prasselnden Feuergarben, hoch in die Luft.

Die Schreckenskunde von dem Schicksale des Grafen und von dem Brande der Hammerschmiede hatte sich bald in der Umgegend wie im ganzen Lande verbreitet. Ueber den Thäter herrschte kein Zweifel, da der Hammerschmied am nächsten Tage bei Gericht erschienen war und sich als solchen angegeben hatte. — Wenige Tage darauf fand man den Greis entseelt auf dem harten Lager seines Gefängnisses liegend; die milde Vorsehung hatte sich seiner erbarmt und den Schwergeprüften an die Seite seiner Geliebten abberufen.

* * *

An einem herrlichen Sommermorgen ertönten abermals die Glocken des Kirchleins. Ein festlich geschmückter Zug, an dessen Spitze Mirzl und Brunnthaler im Brautgewande, traten aus der Pforte. Vor dem Häuschen, welches Mirzl's alte Tante bewohnte, harrte schon der bepackte Reisewagen, welcher das junge Ehepaar für immer dem schönen Gebirgsthale entführen sollte. Mirzl trennte sich schwer von den Bergen, zwischen welchen sie aufgewachsen war, in denen ein Theil ihres jungen Lebens zurückblieb; — doch der schönere, an der Seite des Mannes, den sie über Alles liebte, winkte ihr wie ein lachendes Bild aus der Ferne entgegen.

Der Zerstreute.

Mehrere junge Frauen sitzen beim Kaffee zusammen. Sie sprechen natürlich über ihre Männer. Nur die Eine der jungen Ehefrauen hat während des ganzen Gespräches geschwiegen und über ihren Mann noch kein einziges Wort, weder ein lobendes noch ein tadelndes, gesprochen.

„Du bist gewiß ganz glücklich, liebe Anna," fragte sie eine ihrer Freundinnen, „denn Dein Mann ist sicherlich gut?"

„Ja, er ist herzensgut," fällt die junge Frau ein, fügt aber etwas langsamer hinzu: „Wenn er nur nicht gar zu zerstreut wäre!"

„Zerstreut!" riefen die anderen fast gleichzeitig herzlich froh, daß auch Anna an ihrem Mann

etwas auszusetzen hat. „Zerstreut! Gottlob, das sind unsere Männer nicht. Von allen Seiten gedrängt und gequält, muß die junge Frau aus dem Leben ihres Mannes und ihrem ehelichen Glück Mehreres erzählen. Schüchtern theilt sie mit, wie er sie durch seine Zerstreutheit oft in die peinlichste Verlegenheit versetze. Erst kürzlich seien sie am Sonntag Morgen in einer Droschke fortgefahren, um eine Anstandsvisite zu machen. Sie habe sich gefreut, daß ihr Mann seine Toilette mit so viel Aufmerksamkeit gemacht, nicht einmal die hellen Handschuhe habe er vergessen. Ganz glücklich sei sie vor ihm die Treppe hinaufgegangen. Mit leichtem Herzen habe sie den Geheimen Rath und dessen Frau begrüßt, da habe sie mit Schrecken bemerkt — (sie hält inne, die Erinnerung wirkt zu mächtig auf sie ein).

„Was denn? Er hatte doch nicht das Schnupftuch vergessen? — Er hatte sich doch gewaschen? — Er trug doch eine Weste?“ fallen die Andern hastig fragend ein.

Sie schüttelt verneinend mit dem Kopfe. „Viel schlimmer!“ erwiderte sie dem Weinen nahe. „An dem linken Fuße hatte er einen Lackstiefel, an dem rechten einen rothgestickten Pantoffel! — Ich glaubte in die Erde sinken zu müssen vor Schreck.“

Die Freundinnen versicherten ihr, daß sie an ihrer Stelle auch wirklich versunken sein würden.

„Und so ergeht es mir immer,“ fährt die unglückliche junge Frau fort. „Keinen Tag, keine Stunde bin ich sicher, daß er mir nicht durch seine Zerstreutheit die größte Verlegenheit bereitet. Gestern Abend waren wir zusammen im Theater. Wir fuhren heim. Vor unserer Wohnung angekommen, hob er mich aus dem Wagen, und da drückte er mir fünf Groschen in die Hand und gab dem Kutscher einen Kuß! Es ist schrecklich!“

Die Freundinnen nehmen die regste Theilnahme an ihrem Geschick. Im Geiste versetzten sie sich in ihre und des Droschkenkutschers peinliche Lage.

Lange Zeit schon hatte er sich auf den Geburtstag seiner Frau gefreut. Auf das Lustigste soll er gefeiert werden. Er will sie an diesem Tage mit Ueberraschungen überhäufen. Am Morgen, während sie noch schläft, baut er in ihrem Zimmer die Geschenke auf, welche er für sie bestimmt hat. Mit Jubel führt er sie später hinein. Alles ist gelungen, nichts vergessen.

Als er fortgeht auf sein Bureau, bittet er sie, für den Abend nichts zu bestimmen. „Heute gehörst Du mir,“ spricht er. „Und heute Abend wollen wir vergnügt sein — aber ganz allein,“ fügt er lächelnd hinzu, so daß Anna schon aus seinem Lächeln erräth, daß er etwas Besonderes im Sinne hat.

Er denkt an diesem Tage an keine Arbeit. Auf dem Bureau angekommen, schreibt er eine Anzahl Briefe, Einladungen zu einem Souper am Abend. Alle seine Freunde will er an diesem Tage um sich sehen. Zu Ende mit den Briefen eilt er fort, um die nöthigen Bestellungen und Einkäufe für den Abend zu besorgen. Seine Frau soll weder Mühe noch Kenntniß davon haben.

In einem Hotel bestellte er das ganze Souper. Selbst Tischzeug, Geschirr und Aufwartung wird ihm mitgeliefert, weil es sonst nicht möglich ist, seine Frau zu überraschen. Torten und Eis werden beim Conditor bestellt, die feinsten Weine in einer Weinhandlung ausgesucht. Er denkt an seine Zerstreutheit. Gewaltsam nimmt er sich zusammen — er hat nichts vergessen — nichts.

Der Morgen ist verflossen. Sein Dienstmädchen weiht er in den Plan ein, damit sie das Nöthige besorgen kann. Bei dem Mittagessen theilt er Anna mit, daß er einen Wagen zu einer kleinen Partie bestellt habe.

Pünktlich steht der Wagen vor der Thüre. Anna ist glücklich. Ihr Mann ist so gut und aufmerksam und seine Zerstreutheit scheint ganz geschwunden zu sein. Wenn er so bliebe! — Sie fahren nach einem benachbarten Orte. Heiteres Wetter begünstigte ihre Fahrt.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Hauswirthschaftliche Briefe,

geschrieben für Frauen und Töchter.

Liebe Freundin!

Legen Sie Fleisch oder einen anderen Speisestoff, etwa Kartoffeln, in kaltes oder auch lauwarmes Wasser, so wird nur wenig Wasser eindringen, noch weniger wird das Wasser die Speisestoffe erweichen oder auflösen, d. h. die Speisestoffe kommen dadurch nicht in jenen Zustand, den wir „gar“ nennen. Eine gekochte Speise ist aber ein in allen ihren Theilen von Wasserdämpfen durchdrungener, ausgedehnter, theilweise gelöster und erweichter Körper. Soll also ein solcher Körper in den gekochten, garen Zustand übergeführt werden, so muß das Wasser, in das er gelegt wird, kochen, d. h. es muß Dampfform annehmen. Daß kaltes Wasser nicht in der Weise in die Speisestoffe eindringt, daß sie in den Zustand der Erweichung kommen, liegt darin, weil die pflanzischen oder thierischen Stoffe theils schleimige und eiweißhaltige Säfte, theils fette und gummiartige Substanzen in sich einschließen, welche das Eindringen des kalten Wassers verhindern, unmöglich machen. Daß dem kalten Wasser diese Eigenschaft abgeht, ist eine weise Einrichtung in der Natur. Würde z. B. der Gummi, der Pflanzenleim, wie er in allen Pflanzen enthalten ist, in kaltem Wasser leicht löslich sein, so würde der Regen schon in die Gemüse eindringen und sie auf dem Felde oder im Garten in Fäulniß bringen. Der Dampf hat aber nicht nur die Eigenschaft, in das Gummi enthaltende Gewebe der Pflanzenzellen, dieser Grund-

organe der Pflanzen einzubringen und auflösend zu wirken, sondern dehnt auch durch seine Wärme und durch sein Bestreben einen 1700mal so großen Raum einzunehmen, als das Wasser, aus dem er entstand, die Zellen aus, macht dadurch die Wände der Zellen lockerer, poröser und somit auch zur Einsaugung fähiger. Er treibt überdies die in den Zwischenräumen des Speisestoffs enthaltene Luft hinaus, nimmt selbst die Stelle dieser Luft ein, wirkt ständig auflösend auf verschiedene Stoffe ein, gelangt dadurch bis in das Innere des Speisestoffs und ist so ganz geeignet, die Speisestoffe aus dem rohen Zustand in den garen überzuführen. Wenn manche Gemüse nun dennoch in kochendem Wasser nicht gar werden, so hat dies unter Anderm in Folgendem seinen Grund. Die Pflanzen bestehen nämlich aus Zellen, welche verschiedene Stoffe, als Stärkemehl, Eiweiß, Oel u. s. w. enthalten. Die Zellen selbst sind winzig kleine Bläschen, deren erst sehr zarten Wände, wenn die Pflanzen älter werden, in holzige Masse übergehen. Wollen Sie deßhalb Gemüse, welche über die Zeit im Garten gestanden haben, kochen, so vermag auch das heiße Wasser nicht mehr die holzigen Wände der Zellen zu lösen, zu erweichen. Kaufen Sie deßhalb nur junges Gemüse und namentlich solches, das gut cultivirt wurde. Die sorgfältige Pflege der Gemüse, die verständige Cultur im Gartenbau verhindert nämlich die zu frühe Holzbildung, erhält die Pflanzenzellen länger dünnwandig und zart, vermehrt dagegen, was sehr wesentlich ist, den Inhalt der Zellen, befördert also namentlich die Stärkebildung u. dgl. Eine verständige Hausfrau wird deßhalb auch, wenn sie einen Garten besitzt, hier rationell verfahren müssen, und meine Aufgabe wird es sein, Ihnen auch später bezüglich des Gemüsebaues mit der Wissenschaft an die Hand zu gehen.

Schon durch meinen vorigen Brief haben Sie gelernt, daß Kochsalz nicht nur eine Würze für die Speisen ist, sondern daß es das Wasser in einen höhern Wärmegrad versetzt, also auch dasselbe fähiger macht, in die Speisestoffe einzudringen. Den Grund davon, warum salziges Wasser auflösender als reines wirkt, will ich, um nicht zu sehr von unserm Thema abzuschweifen, Ihnen später mittheilen. Wenn ich aber von jetzt an von Wasser rede, das Sie zum Kochen gebrauchen sollen, so meine ich immer, wenn ich das Gegentheil nicht ausdrücklich hervorhebe, gesalzenes Wasser.

Halten wir nun bei folgender Besprechung zunächst das Kochen der Gemüse im Auge. Hauptbestandtheile der Pflanzen sind Stärkemehl, Eiweiß, Zucker, Oele, Fette, Faserstoff, Käsestoff. Es muß für die Hausfrau von großem Interesse sein, zu wissen, wie sich diese wichtigsten Pflanzenbestandtheile im Wasser verhalten. Es kann und soll ihr nicht gleichgültig sein, was sie aus den Pflanzen erhält und was beim Garsein derselben im festen, was im flüssigen Theile der gekochten Speisen enthalten ist. In meinem Nächsten werde ich Ihnen hierüber Auskunft geben.

Verschiedenes.

Der Bericht des „Journal de St. Petersburg“ über die Vermählungsfeier des griechischen Königspaares gibt folgende Beschreibung der Toiletten: Das Kleid der Braut bestand aus Silberstoff und war mit gestickten Silberbouquets übersäet. Den Rock besetzte vorn eine Reihe von Diamantknöpfen, die sich an den breiten, mit Diamanten besetzten Gürtel anschlossen. Eben so war die Taille nach einem griechischen Muster mit Diamanten verziert. Endlich ergänzten auch Halsband, Armbänder, das Diadem auf der Stirn und die Krone auf dem Chignon im reichsten Diamantenschmucke. Die Großfürstin Alexandra Josephowna, welche ihrer Tochter folgte, trug gleichfalls ein Kleid von Silberstoff; längs der Seite liefen Streifen von Ponceau-Sammt und Goldstoff, die eine zahllose Menge von Saphiren, Rubinen und Smaragden einfaßten, welche letzteren ihrerseits von Diamanten umgeben waren. Die mit Hermelin besetzte Taille war gleichfalls mit prachtvollen Edelsteinen geschmückt. Die Zahl der Ehren- und Hofdamen war sehr beträchtlich. Inmitten dieser glänzenden Toiletten bemerkte man eine Bauernfrau in ihrem Festanzuge, welche der Ceremonie mit einer ganz besonderen Aufmerksamkeit folgte: es war die Amme der Großfürstin Olga Konstantinowna, der jetzigen Königin von Griechenland.

Der Professor Arndt in Wien hatte in einer der letzten Sitzungen des dortigen Herrenhauses die Mission übernommen, die Petitionen aus 38 slovenischen Gemeinden für Aufrechterhaltung des Concordats zu überreichen, und solche auch ausgeführt. Dieß erregte in den Studentenkreisen gebührendes Aufsehen. Als nun der Herr Professor am 4. d. Vormittags um 11 Uhr seinen Lehrsaal betrat, um wie gewöhnlich römisches Recht vorzutragen, erhoben sich alle anwesenden Juristen und empfingen den Professor mit Zischen, Pfeifen und Trommeln. Diese Demonstration währte einige Minuten, während welcher der Herr Professor ruhig auf dem Katheder verharrte. Nachdem die Demonstration vorüber war, ergriff der Herr Professor das Wort, um römisches Recht wie gewöhnlich vorzutragen. Die anwesenden Herren Hörer nahmen dann die Vorlesung des Professors mit ungestörter Aufmerksamkeit entgegen.

Am 4. November hat im Ausstellungspalast zu Paris das Zerstörungswerk begonnen, und ehe 3 Monate vergehen, wird das Friedensfeld wieder ein Marsfeld geworden sein.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 91. Donnerstag, den 14. November **1867.**

Meister Müller.

Eine Erzählung aus dem Leben.

I.

Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen des Jahres 1808. Die Sonne war zeitig aufgestanden und heruntergestiegen von den Bergen und war zuerst durch den Wald gezogen und hatte die Vögel zum fröhlichen Morgengesange geweckt; dann ist sie über Wiesen und Fluren geschweift, daß ihr langes goldnes Haar leuchtende Furchen zog in dem glänzenden Morgenthau; dann ist sie in das Dorf hineingeschritten, von Haus zu Haus, und hat die Ritzen der Thüren und Läden gesucht, um ihren goldenen Morgengruß in die menschlichen Wohnungen hineinzusenden und den Menschen selbst eine Mahnung zur Arbeit und Thätigkeit. Denn: „Morgenstund hat Gold im Mund."

An einem kleinen unscheinbaren Häuschen am äußersten Ende des Dorfes brauchte die Sonne den Weg in die Stube nicht erst durch die Ritze eines Ladens zu suchen, sie konnte voll eintreten durch das geöffnete Fenster und nach Bequemlichkeit Umschau halten in der unscheinbaren Hütte. Die kleine Stube trug den Stempel der bittersten Armuth, aber einer Armuth, die noch mit dem Schicksale rang, die sich noch nicht aufgegeben hatte, die noch nicht in den Schmutz des Elendes herabgesunken war. Alles in dem kleinen Zimmerchen war nett und reinlich; die Wände blendend weiß getüncht, der Boden sauber, der kleine Tisch frisch gebohnt, der handgroße Wandspiegel hell wie Krystall und über dem Kruzifix ein frischer Rosmarinzweig aufgesteckt. Es war offenbar eine weibliche Hand, die selbst dieser Armuth noch ein Lächeln abzugewinnen wußte. An dem offenen Fenster saß ein junger Mann von nicht viel mehr als dreißig Jahren, der nicht so recht zu dem heitern Sonnenstrahl passen wollte, der sein braunes Haar vergoldete; denn er starrte finster und in schwere Gedanken vertieft in den frischen Morgen hinaus; seine Faust war geballt, seine Stirne gerunzelt, und aus seiner schwer arbeitenden Brust drang von Zeit zu Zeit ein halb unterdrücktes Stöhnen hervor. In dem Hintergrunde des kleinen Zimmers, in einem ärmlichen, aber reinlichen Bette, saß halb aufgerichtet ein bleiches junges Weib und schaute bekümmert nach dem Fenster hin, und Thräne um Thräne schlichen langsam über ihre schmalen Wangen herab. — „Christian," sagte das bleiche Weib mit weicher, schwacher Stimme, „Christian, hörst Du mich nicht?"

Der junge Mann fuhr mit der Hand über die Stirne und wendete den Kopf nach dem Bette zu.

„Christian," fuhr die Frau fort, „wenn Du so finster dreinschaust, will mir's das Herz abdrücken. Was soll denn aus uns werden, aus mir und den Kindern, wenn auch Du den Muth verlierst?"

„Ich verliere den Muth nicht," sagte der Mann fast unwirsch, „ich will ihn aufrecht halten, so lange ich kann. Wenn ich aber an die nächsten acht Tage denke, so wird mir's schwarz vor den Augen."

„Doch, Du verlierst ihn, und das darfst Du nicht thun," sagte das Weib. „Du hast Deine gesunden Glieder und arbeitest für uns, wie ein braver Mann soll, und wenn Gott mir wieder Gesundheit schenkt, so...."

„Das ist's ja eben," sagte der Mann und erhob sich, „wie kannst Du gesund werden bei diesem elenden Leben? Ich schinde mir fast die Haut von den Händen und bringe kaum das Brod auf für Dich und die Kinder, daß Ihr nicht Hungers sterbet. Und Du sollst kräftige Kost haben und ein Glas Wein, wie der Doktor sagt, sonst kannst Du Dich nicht erholen. Und daß ich Dir's nicht schaffen kann, siehst Du, das ist's, was mich noch verrückt macht. Ha, ha, ha! der Doktor hat gut verordnen, der. Und seit er gemerkt hat, daß ich ihn nicht bezahlen kann, kommt er mir auch nimmer über die Schwelle."

„Aber der Herr Pfarrer war bei mir, Christian, gestern ist er da gewesen, und unser Herr Pfarrer ist ein braver Mann; er hat mich Alles ausgefragt und hat mich getröstet, und hat mir versprochen, Frau Jukunde, seine Haushälterin, solle mir jeden Tag eine kräftige Suppe bringen; und siehst Du, da werde ich wohl bald wieder auf den Füßen sein."

„Freilich, freilich," entgegnete der Mann mit bitterm Lachen, „und ich, der Maurermeister Christian Müller, der vor zwei Jahren noch zehn Gesellen im Lohne hatte, ich muß es ertragen, daß mein Weib von Almosen lebt! Schau, Marie, daß ich in der Stadt als Geselle arbeiten muß, ich, der ich ein Meister bin, und wenn mir's fast am Herzen frißt, ich will es gerne thun, um Deinetwillen; aber Almosen nehmen? Nein, das

kann ich nicht, und wenn wir Alle zu Grunde gehen sollten."

Der Mann hatte mit lauter, heftiger Stimme gesprochen und schritt in großer Aufregung in der kleinen Stube auf und ab.

„Und," sagte er, vor dem Bette stehen bleibend und die Arme kreuzend, „und wie ist's dann, wenn wir in acht Tagen das Häuschen verlassen müssen und auf die Straße gesetzt werden? Du weißt, der gnädige Herr läßt das Häuschen zusammenreißen, weil es ihm die Aussicht versperrt. Ha, ha, ha, der gnädige Herr will ja eine schönere Aussicht haben! Und wenn der Vogt uns auspfänden läßt, wie auch in acht Tagen geschehen wird, und wenn sie Dir das Bett nehmen, in dem jetzt Deine armen kranken Glieder ruhen? Gott sei uns gnädig und barmherzig! Nun, Marie, wie ist's dann?"

„Dann wird Gott uns weiter helfen; denn er wird uns gnädig und barmherzig sein," sagte die arme Frau und faltete weinend die Hände. „Vertraue ihm, Christian, vertraue ihm, und sei nicht so kleinmüthig und nicht so ungestüm und hoffährtig. Es ist genug, daß wir unglücklich sind; wir wollen's nicht auch noch verdienen, daß wir's sind." —

Der Mann war gerührt und faßte die Hand seiner Frau. „So sei es, Marie. Du bist ein braves und tüchtiges Weib; Du bist besser, Du bist stärker als ich, trotz Deinem kranken Körper, ich weiß es wohl. Aber ich will mich bessern, ich will mich demüthigen, ich will — — — ja nächsten Sonntag nach der Kirche will ich's thun; ich will zum Herrn Pfarrer gehen und — und will ihm danken für — für die Suppe, die er Dir schickt. Gott erbarme sich meiner, ist es dahin mit uns gekommen?!"

„So, Christian," sagte seine Frau und strich ihm mit ihrer magern Hand die Falten von der Stirne, „so ist's recht. Und jetzt, ehe Du gehst, schaue mich noch einmal freundlich an, ich habe ja nichts von Dir den ganzen langen Tag, als Dein freundliches Gesicht. So, Christian, jetzt bist Du wieder, wie Du mir gefällst, und jetzt gehe an Dein Geschäft und arbeite mit frohem Herzen. Gott wird uns nicht verlassen."

Meister Müller versuchte zu lächeln, als er seiner Frau einen Kuß gab. „Du bist meine gute Maria. So lange ich Dich habe, will ich den Muth nicht verlieren. Gottes Segen über Dein Haupt."

„Guten Morgen, Nachbar Müller," scholl jetzt eine tiefe Baßstimme von dem offenen Fenster her, und das riesige Brustbild eines Mannes mit breitem, gutmüthigem Gesichte erschien unter dem Fensterrahmen. „Brav von Euch, Nachbar Müller; ein Mann wie Ihr darf den Muth und die Hoffnung nicht aufgeben, und Euer Weib ist es werth, daß Ihr Euch um sie plaget. Hab' meine Freude an Euch Beiden, ja das habe ich."

„Guten Morgen, Meister Schmied," sagte der Maurer und wendete sich nach dem Fenster, „ich danke für Eure Freundlichkeit. Aber," setzte er hinzu und drohte lächelnd mit dem Finger, „seit wann denn schleichet Ihr im Dorfe herum und horchet an den Fenstern?"

„Ho, ho, ho!" lachte der Schmied, daß das Fenster dröhnte, „potz Hammerschlag und Blasebalg, da möchte man ein Amboß sein, ich und horchen! Da war was zu horchen. Habt Ihr doch geschrieen, als stündet Ihr auf der Kanzel. Aber Euere Predigt hat mir wohl gefallen, fast besser als unserm Herrn Pfarrer seine."

„Wart', Meister Ullrich, ich will Euch," sagte Frau Marie und streckte den Kopf zwischen den Bettvorhängen vor, die sie zugezogen hatte, „über unsern Herrn Pfarrer lasse ich nichts kommen, der ist ein rechtschaffener, braver Herr und..."

„Respekt davor, ja das ist er," sagte der Schmied und griff an seine Ledermütze. Bin sonst kein großer Freund von den Schwarzröcken, unserer aber hat ein braves Herz unter dem Schwarzkittel, und könnte unserem gnädigen Herrn ein Stück davon abgeben, der Euch von Haus und Hof vertreiben will, und unserem Vogte auch eines, dem scheinheiligen, psalmsingenden Schuften. Hole sie alle Beide der..... Na, nichts für ungut! aber es ist noch nicht aller Tage Abend. Seht, wenn ich ein Stück Eisen probiren will, ob mich der Eisenhändler nicht angeschmiert hat, dann stecke ich's in's Feuer und wenn's rothglühend ist, nehme ich's auf den Amboß und bearbeite es mit dem Hammer, daß die Funken davonfliegen, und wenn's dann nicht wie Dreck auseinandergeht, sondern gut zusammenschweißt und sich streckt und dehnt, so ist's ein gut Stück Eisen, und unter meinem Hammer ist's noch einmal so gut geworden, als es vorher war. Gerade so ist's mit Euch beiden, will ich Euch sagen. Unser Herrgott, der auch etwas vom Schmiedehandwerk versteht, will einmal sehen, ob das Eisen an Euch gut ist, und hat Euch jetzt tüchtig eingeheizt und unter den Hammer genommen; Ihr aber werdet Euch wacker halten und gut zusammenschweißen, ich weiß es, und unser Herrgott wird sagen: Recht tüchtig Eisen an dem Müller und seiner Frau, will mir ein extra gutes Werkzeug aus ihnen machen. Seht Ihr, Meister Müller, so ist es mit Euch, und das lernt man beim Schmiedehandwerk."

„Und ein braves Handwerk muß es sein, wo man so gute Sachen lernt," sagte Meister Müller, und seiner Frau einen freundlichen Blick zuwerfend, setzte er hinzu: „Und ich und mein Weib, Nachbar Ullrich, wir zwei wollen unserm Herrgott zeigen, daß der Eisenhändler ihn nicht angeschmiert hat. Ja, das wollen wir.

„So," sagte der Schmied lachelnd, das wäre jetzt abgemacht. Ich bin heute ein wenig früher aus dem Neste gekrochen, um Euch Euer Werkzeug zurecht zu machen. Da habt Ihr's," und

seine breite rußige Faust legte einen Zweispitz auf das Fensterbrett, „mit dem da könnt Ihr einen Felsen durchhauen, wie Butter; vom besten Stahle kann ich Euch sagen, selbst dem Vogte seine hartgesottene Sünderseele wäre nicht zu hart dafür. Ho, ho, ho!"

„Danke Nachbar," sagte Meister Müller und wog das Stück prüfend in der Hand, „ein braves Stück Werkzeug. Ja, ja, im Verstählen suchet Ihr Euers Gleichen, Nachbar, und die Karlsruher können von Euch lernen. Und meine Schuldigkeit?" setzte er in einiger Verlegenheit hinzu und fuhr mit der Hand in die Tasche seiner leinenen Hosen.

„Bah, Schuldigkeit," polterte der Schmied, „Ihr seid mir nichts schuldig. Zwischen Nachbarn ist es Schuldigkeit, daß sie einander helfen. Ich flicke Euch Euer Werkzeug, und Ihr flicket mir meinen Schmiedeherd wieder, wenn er einmal zusammenfällt. Er wackelt schon, kann ich Euch versichern, Ihr werdet's mir nicht lange schuldig bleiben."

(Fortsetzung folgt.)

Der Zerstreute.

(Fortsetzung und Schluß.)

Es ist bereits Abend geworden, als Anna und ihr Mann die Stadt wieder erreichten. Vor ihrer Wohnung angelangt, staunt sie, weil sie fast alle Fenster erhellt sieht.

„Was ist das, Theodor?" fragte sie.

„Ich weiß es nicht," erwidert er lächelnd. — „Komm, wir werden ja sehen. Vielleicht haben wir Besuch erhalten."

Singend führt er seine junge Frau die Treppe hinauf. Er ist so lustig. Er horcht, ob er drinnen keine Stimmen vernimmt. Noch ist Alles still. Er öffnet die Thüre und überrascht bleibt Anna stehen.

Eine lange Tafel für zwanzig Personen steht in hellster Beleuchtung vor ihr. Torten mit ihrem Namenszuge, Blumen in Vasen und Töpfen lachen ihr entgegen. Das Tafelzeug schimmert. Auf einer der weißen Servietten liegt ein Blumenkranz. Zu ihm führt er sie hin.

„Hier, mein Engel!" ruft er, „hier ist der Platz für das Geburtstagskind. Und um Dich versammelt wirst Du bald Gesichter sehen, welche Du gern hast."

„Theodor — Theodor!" ruft Anna, in der That überrascht, und fällt ihm um den Hals. „Du hast zuviel gethan."

„Haha," lachte er. „Ich wollte nur sehen, wie die Armleuchter, welche ich Dir heute Morgen bescheert habe, brennen."

Heimlich zieht er das Mädchen zur Seite und fragt: „Ist kein Brief gekommen? Hat Niemand abgesagt?"

„Niemand."

„Sie kommen Alle — Alle!" jubelte er laut. „Ausdrücklich habe ich bei der Einladung bemerkt, daß ich keiner Nachricht bedürfe, sobald sie angenommen sei. Es hat keiner von ihnen abgesagt. Das ist köstlich! Haha! Ich kenne meine alten Pappenheimer! Einen lustigen Abend wollen wir feiern."

„Wo sie nur bleiben!" fährt er fort und blickt nach der Uhr. „Es ist schon acht. Unsere Freunde scheinen sehr vornehm zu werden! — Es ist doch Alles bereit?" ruft er dem Mädchen noch einmal zu.

„Alles. Es kann sofort servirt werden."

„Gut — gut! Nur keinen Aufenthalt, wenn Alle da sind. Auch nicht eine Minute möchte ich von diesem Tage ungenutzt vorübergehen lassen!"

Aber Minute auf Minute schwindet. Die Uhr schlägt halb Neun — endlich Neun und noch Niemand ist erschienen. Sommer läuft unwillig im Zimmer auf und ab; dann schaut er wieder aus dem Fenster.

„Bester Theodor," erwidert Anna, „wenn Du nur nicht am Ende vergessen hast —"

„Nichts habe ich vergessen!" fällt Sommer ein. „Ich weiß, daß ich zerstreut bin, aber ich habe mich gewaltsam zusammengenommen. Heute bin ich es nicht gewesen. Was sollte ich vergessen haben? Was? Nichts! Sieh her! Hier liegt sogar der Korkzieher — dort auf dem Stuhle, wo Deine Freundin sitzen soll, ein Rückenkissen, weil sie stets über Rückenschmerzen klagt. Dort, wohin ich den dicken Kaufmann bestimmt habe, habe ich eine Decke legen und den stärksten Stuhl im ganzen Hause stellen lassen, weil ich weiß, daß er jeden Stuhl zerbricht. Dort — dort — zum Kukuk — nichts habe ich vergessen!"

„Hast Du denn auch wirklich die Einladungsbriefe fortgeschickt?" fragte Anna schüchtern.

Sommer sieht sie regungslos, mit starren Augen an. „Die Einladungsbriefe!" ruft er laut. Plötzlich schlägt er sich heftig vor die Stirn — er entsinnt sich, daß sie noch auf seinem Bureau liegen.

„Sie liegen noch auf meinem Bureau. Ich hole sie — sende sie fort. In einer halben Stunde ist Alles besorgt."

„Ich glaube nur nicht, daß unsere Freunde Abends elf Uhr noch in Gesellschaft gehen werden!" wirft Anna ein. Den ganzen Tag hat sie sich so glücklich gefühlt, nun muß er noch ein so schlechtes Ende nehmen.

„Gut — gut — dann essen wir allein!" ruft Sommer. „Habe ich Dir heute Morgen nicht gesagt, daß wir heute Abend ganz allein sein würden?" fügte er mit bitterm Spotte hinzu.

Anna hat jede Lust zum Essen verloren und geht auf ihr Zimmer, um sich zur Ruhe zu begeben. Auch Sommer fühlt, daß sein Hunger geschwunden ist, nur Durst hat er noch. Ein Glas nach dem andern stürzt er hinunter.

„Die verfluchte Zerstreutheit!" sagt er, als er

die dritte Flasche entkorkt. „Alles war so gut vorbereitet, so gelungen! Und obenein wird der Spott nicht ausbleiben, wenn es bekannt wird!"

Mit einem Gesichte, das noch unangenehmer aussieht, wie der schlechteste Apriltag, geht er am folgenden Morgen zum Bureau.

Ein Freund — auch er gehörte zu den brieflich Eingeladenen begegnet ihm und legt die Hand in seinen Arm.

„Ich hatte gestern Abend mit noch einigen Freunden die Absicht, Dich zu besuchen, lieber Sommer," spricht er. „Wir standen bereits vor Deinem Hause, kehrten indeß wieder um, weil wir sahen, daß große Gesellschaft bei Dir war."

„Nichts war bei mir!" erwiderte Sommer ärgerlich.

„Nichts? Niemand?"

„So! Haha! Das glaube ich wahrhaftig nicht. Wer mit seiner Frau allein ist, wird sicher nicht drei Zimmer auf das Prachtvollste erleuchten."

„Wenn er nun zu viel Oel, zu viel Lichter hat, wenn es ihm nun einmal Vergnügen macht? — Ueberhaupt geht das Niemand was an!"

Er geht unwillig fort. Die Zähne hat er aufeinandergebissen. Auch das noch. Die Freunde gehen wieder fort, weil er sie vergebens erwartet. Und das Alles ist seine Schuld. „Die fatale Zerstreutheit!" ruft er, sich aufs Neue vor die Stirn schlagend, als er in sein Bureau tritt. Da liegen die Briefe. Er schellt und sendet seinen Schreiber sofort damit zur Post. Dann setzt er sich an die Arbeit, um nachzuholen, was er am Tage zuvor versäumt hat.

Und am Abend? Die geladenen Freunde stellen sich sämmtlich ein — in feinster Toilette. Sie staunen, als sie noch alle Fenster unerhellt sehen. Trotzdem gehen sie die Treppe hinauf und klingeln.

Die Magd tritt heraus. Sie ist überrascht und weiß von nichts. „Der Herr Assessor ist mit seiner Frau in's Theater gegangen," stammelte sie.

Ja, die fatale Zerstreutheit!

Verschiedenes.

Im Berliner Fremdenblatte liest man: „Eine gewiß seltene Geistesgegenwart bewies hier vor einigen Tagen ein junges Mädchen. Als dasselbe auf seine Schlafstube kam und im Begriffe, sich auszukleiden, vor den Spiegel trat, bemerkte sie durch denselben unter ihrem gegenüber dem Spiegel stehenden Bette einen Fuß hervortreten. Schnell gefaßt, machte sie in gleichgültigem Tone eine Aeußerung, nach der sie etwas vergessen hatte, und entfernte sich aus dem Zimmer, dasselbe hinter sich verschließend. Bald darauf wurde die Thüre geöffnet und es erschien ein Polizeibeamter mit mehreren Hausbewohnern, die den ungebetenen Gast, einen gefährlichen Einbrecher, aus seinem Verstecke hervorholten. Beim Verlassen der Wohnung an der Seite des Polizeibeamten machte der Strolch seinen Gefühlen noch durch eine gegen die Dame ausgestoßene Drohung Luft."

Ueber die Fleischversorgung Londons bringt die „Allg. Ztg." höchst interessante Auszüge: „Der Londoner Viehmarkt umfaßt eine Grundfläche von 109 Morgen, und gestattet die Aufstellung von 7000 Stück Großvieh und von 80,000 Schafen, wozu noch Viehställe für 3000 Ochsen und 8000 Schafe kommen. Mit dem Kaufen, Schlachten und Verkaufen des Viehes beschäftigen sich 4000 Gewerbsunternehmungen mit genauer Geschäftssonderung, welche die rasche Abwicklung des Verkaufes gestattet. Der Fleischverbrauch der Stadt beträgt täglich 11,000 Centner. Die Beschickung des Londoner Viehmarkts betrug 1865: Großvieh 313,264 Stück, 33,711 Kälber, 1,514,926 Schafe, 32,179 Schweine. Allein durch den Viehhändler Alef zu Köln werden aus Württemberg und Bayern wöchentlich 100 bis 150 Mastochsen geschickt. Der Viehhändler Hirschler in Wien läßt jeden Samstag von Februar bis Juni 140 bis 150 Ochsen mit einem Separatviehzug abgehen. Es ist Dieß eines der beredtesten Beispiele von den großartigen Wirkungen der Eisenbahnen, daß London wohlfeileres Fleisch hat, als die Provinzen."

Der in Europa seiner Zeit so oft genannte Name Lola Montez wird jetzt, nachdem die Trägerin im Grabe ruht, zu religiösen Zwecken benutzt. Es ist die protestantische bischöfliche Gesellschaft in Newyork, die sich der verstorbenen Tänzerin bemächtigt hat und ihren Lebenslauf, oder vielmehr ihr bußfertiges Ende, zur Belehrung der Sünder auf einem ihrer Traktätchen mittheilt. Wir hören, daß sie im Jahre 1860, als sie durch einen Schlaganfall auf der linken Seite gelähmt wurde, den geistlichen Beistand eines Methodisten-Predigers Dr. Hawks suchte und erhielt, der ihre Reue und Zerknirschung über ihr vergangenes Leben nicht hoch genug zu erheben wußte. Während seiner langen Wirksamkeit in der Seelsorge, pflegte derselbe zu sagen, habe er nie eine tiefere Demuth und Reue gefunden. Kleine Auszüge aus dem Tagebuche Lola's auf ihre Belehrungsgeschichte bezüglich, sind dem Traktate beigedruckt, doch datiren dieselben alle nach dem Jahre 1858, wo sie noch in Yorkville ein kleines hübsches Haus bewohnte und in demselben einen sehr gemischten Kreis durch ihre glänzende Unterhaltungsgabe zu fesseln wußte.

Homonyme.

Wir kennen weder Berg noch Riff,
Sind reich an grünen Wellen;
Doch sah die Welt bisher kein Schiff
Auf uns'rer Fluth zerschellen.
Wir sind zu Haus im deutschen Land
Vom Rhein bis an die Eider;
Was wir benennen, kann die Hand
Von jedem wackern Schneider.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 92. Sonntag, den 17. November **1867.**

Meister Müller.

Eine Erzählung aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

Der Maurer reichte dem Schmied gerührt die Hand. „Dank' Euch, Meister, dank' Euch von Herzen. So soll es sein, Einer hilft dem Andern, und so hilft sich Jeder selbst. Nein, Meister, jetzt werde ich den Muth nicht verlieren. Ihr habt mir mit Eurer Freundlichkeit das Herz wieder warm gemacht."

„Macht nur kein solches Wesen; das versteht sich ja von selber," erwiderte der Schmied und verzog seinen breiten Mund zum Lachen, daß zwei Reihen prachtvoller Zähne in seinem rußigen Gesichte glänzten, „und wenn Ihr wollt, so könntet Ihr's gleich quitt machen; gleich auf der Stelle."

„Sprecht, mit Freuden soll's geschehen."

„Ihr habt da," fuhr der Schmied fort, einen Jungen, der ein prächtiger Bursche ist. Trotz seiner 15 Jahre hat der kleine Racker schon einen Arm wie Stahl, und gestern hat er meinen großen Zuschlaghammer geschwungen, als wäre er ein Besenstiel. Nun aber haben wir zwei den Narren an einander gefressen, der Junge hat Freude am Handwerk, ich habe ihn lieb und —. Nun wisset Ihr was? gebt mir den Burschen, ich will einen tüchtigen Schmied aus ihm machen; 's ist doch am Ende besser, als wenn er in der Stadt als Speisbub' verdorben wird, 's wär Schad' um ihn. Lehrgeld braucht er keines zu bezahlen, ich nehme ihn zu mir in die Kost und uns ist beiden geholfen. Nun, was meint Ihr dazu, Frau Nachbarin?"

Frau Marie hatte der Rede des Schmieds mit steigender Theilnahme zugehört; jetzt faßte sie ihres Mannes Hand und mit voll Rührung bebender Stimme sagte sie: „Siehst Du, Christian, daß wir nicht verlassen und verloren sind? O, Meister Ullrich, welche Freude machet Ihr meinem armen Herzen. 's ist meines Heinrichs einziger Wunsch, Euer Handwerk zu lernen; wir hätten aber das Lehrgeld nicht erschwingen können. Jetzt aber...."

„Jetzt aber," rief eine helle, jugendliche Stimme, und die Kammerthüre wurde aufgerissen und ein bildschöner, kräftiger junger Mensch von 15 Jahren, der seinem Vater wie aus dem Gesichte herausgeschnitten war, sprang in das Zimmer und fiel seiner Mutter um den Hals, jetzt aber brauche ich kein Speisbub' zu werden, sondern werde ein Schmied. Juchhe! Nicht wahr, Vater, ich darf?"

Der Vater nickte nur mit dem Kopfe, er konnte vor Rührung nicht sprechen.

„Hurrah! Meister Ullrich, da habt Ihr mich," schrie der junge Mensch und sprang mit einem gewaltigen Satze durch das niedere Fenster, wo der Schmied ihn mit lautem Lachen in seinen kräftigen Armen auffing.

„Ich habe ihn, Nachbar Müller, ich habe ihn, und gebe ihn nicht mehr heraus. Jetzt, Heinrich, komm, ich habe ein Eisen im Feuer stecken und —

„man muß das Eisen schmieden,
so lange es warm ist,"

vergiß den Spruch nicht, mein Junge —!"

II.

Leichteren Herzens, als er heute den Sonnenaufgang begrüßt, schritt Meister Müller der Stadt zu, wo er als Maurergeselle in Arbeit stand. Trotz seiner verzweifelten Lage, war wieder Muth und Vertrauen in seine Brust eingekehrt; der wackere Schmied hatte in ihm wieder einen Schein von Hoffnung für eine glücklichere Zukunft wachgerufen. Auf was diese Hoffnung sich gründe, darüber freilich konnte sich der arme Maurer keine Rechenschaft geben; denn wenn nicht ein Wunder geschah, so sah er sich in acht Tagen mit Weib und Kind auf die Straße geworfen, ein obdachloser Bettler; ja noch Schlimmeres konnte geschehen; wenn seine anderen Gläubiger nicht weichherziger waren, als der gnädige Herr und der Schulze, so konnte er in den Schuldthurm wandern mit dem Bewußtsein, seine Familie im Elende verkommen zu sehen. Aber dennoch verzweifelte er nicht, dennoch hoffte er; das hatte seines Nachbars Ullrich kräftiger und mannhafter Zuspruch bewirkt.

„Bin ich doch vor zwei Stunden noch fast verzweifelt, was aus meinem Heinrich werden solle, und hat es mir das Herz zusammengeschnürt, daß er verkümmern und mißrathen soll unter den verdorbenen Speisbuben und Gesellen der Residenz, und jetzt, jetzt ist für seine nächste Zukunft gesorgt, und unter Ullrichs Leitung kann er ein tüchtiger Mann werden, vielleicht einst die Stütze seiner Mutter und seiner Geschwister. Dank dem braven Ullrich und Segen auf sein Haupt. 's ist ja wahrhaftig ein kleines Wunder, und auf ein kleines Wunder kann auch ein großes folgen. Ich will vertrauen und Gott wird weiter helfen."

Es schlug eben auf dem Karlsruher Stadtkirchenthurme halb 7 Uhr, als Müller unter den alten ehrwürdigen Eichen dahinschritt, die zwischen dem Ettlinger Thor und dem Dörfchen Beiertheim, eine der schönsten Waldpartien der waldreichen Umgebung Karlsruhe's bilden, einen Spaziergang, den die Karlsruher Stadtherren gerne aufsuchen, um ihre steifgewordenen Kanzleiglieder wieder etwas gelenkig zu machen und ihre in der Kanzleiluft ausgetrockneten Lungen in Waldesduft und Waldesgrün wieder zu erfrischen.

In dieser frühen Morgenstunde freilich war von solchen Spaziergängern in dem »Beiertheimer Wäldele« noch nichts zu gewahren, und die erhabene Stille des Eichenwaldes wurde nur unterbrochen durch den flüchtigen Schritt und das Geplauder der Beiertheimer Weiber und Mädchen, die, den Milchkorb auf dem Kopfe, nach der Stadt eilten, um den Bewohnern der Residenz die bekannte Beiertheimer Milch zum Frühstücke zu liefern, die schon in jenen gesegneten Zeiten die löbliche Eigenschaft hatte, die zarten Residenzmägen nicht durch allzugroße Fettigkeit zu belästigen, was sie lediglich der wunderbaren Kraft des Beiertheimer Dorfbrunnens zu danken hatte.

Die frische Morgenluft und der weite Weg hatten unsern Meister Müller erinnert, daß er noch nicht gefrühstückt habe; hatte er doch noch eine halbe Stunde Zeit, bis er auf dem Werkplatze sein mußte und so ließ er sich denn unter einer großen Eiche auf eine Bank nieder und begann seine Zähne an einem ziemlich trockenen Stücke Schwarzbrod zu versuchen. In seine Mahlzeit und in Gedanken vertieft, bemerkte er nicht, daß ein einzelner Herr des Weges gewandelt kam und in seiner Nähe stehen bleibend ihn beobachtete. Ein freundliches „Guten Morgen, schmeckt's?" machte ihn aufblicken; er zog grüßend die Mütze und sagte: „Danke Herr. Dem Hungrigen schmeckt's immer." Der Fremde war ein großer, stattlicher alter Mann, mit einem freundlichen, wohlwollenden Gesichte, in das man gerne hineinblickte, und als der Maurer hineinsah, meinte er, er müsse das Gesicht schon irgendwo gesehen haben. Das Gesicht war ihm wie eine Erinnerung an bessere Zeiten. Seine Kleidung war einfach, aber von feinem Stoffe. Schwarze enge Hosen mit Stulpstiefeln, dunkler Rock, weiße Weste und Halsbinde und ein dreieckiger Hut, den er unter dem linken Arme trug. In der rechten Hand hielt er ein spanisches Rohr mit goldenem Knopfe. Er mochte ein reicher Kaufmann sein aus der Stadt, oder ein hochgestellter Beamte, am Ende gar der Herr Oberamtmann selber.

„Ihr seid ein Maurer?" fragte der Herr, indem er mit dem Stocke auf den Zweispitz und die Kelle wies, die Müller an einem Stricke über seine Schultern gehängt hatte. „Ja, Herr," sagte dieser, indem er sich erhob.

„Sitzen bleiben, sitzen bleiben," sagte der alte Herr freundlich. „Ihr seid wohl müde. Ich bin es auch, und wenn Ihr ein wenig rücken wollt, will ich mich zu Euch setzen. So, seht Ihr, die Bank hat Platz für uns Beide. Woher des Weges?"

„Von Eichenbach, zwei Stunden von hier. Ich arbeite an der neuen katholischen Kirche."

„Ah! die mein Freund Weinbrenner baut?"

Der Maurer schaute seinen Nachbar von der Seite an: „der ist am Ende auch ein Baumeister, wie der Weinbrenner," dachte er, und rückte ehrfurchtsvoll ein wenig abseits, denn er hatte ehrfurchtsvollen Respekt vor den Herren Baumeistern der Residenz und vor dem Herrn Weinbrenner insbesondere.

Der alte Herr schwieg still und zeichnete mit seinem Stock Figuren in den Sand.

Meister Müller hätte gar zu gerne gewußt, ob der Herr wirklich ein Baumeister ist; denn das wäre eine große Ehre für ihn gewesen, mit einem so vornehmen Herrn auf einer Bank zu sitzen. Das hätte er daheim seiner Marie und dem Ullrich erzählen müssen, die hätten gewiß eine Freude daran gehabt. Endlich faßte er sich ein Herz und fragte: „Der Herr ist wohl auch ein Baumeister, wenn man fragen darf?"

Um den Mund des alten Herrn spielte ein feines Lächeln: „Ja, ja, so etwas dergleichen. Ich bin eben daran, ein großes, stattliches Haus zu bauen und gerade bin ich mit dem Fundamente fertig geworden. Es ist ein tüchtig Fundament hoffe ich."

„Da haben Sie recht, Herr Baumeister," sagte der Maurer, denn jetzt war kein Zweifel mehr, er hatte es ja selbst gesagt, daß er ein Baumeister sei und deswegen zog er seine Mütze und legte sie neben sich auf die Bank. „Ein gutes Fundament ist die Hauptsache, in alle Wege."

„Ihr scheint auch ein tüchtig Fundament legen zu wollen für heute," sagte der Fremde freundlich und deutete auf den Laib Brod, in den der Maurer schon eine tüchtige Bresche hineingearbeitet hatte.

„Freilich," erwiderte dieser lachend; denn daß der vornehme Herr Baumeister mit ihm, dem gemeinen Maurer, so freundlich und scherzhaft verkehre, that seinem Herzen wohl. „Freilich, das Fundament muß aber auch halten bis Mittag, und dann weiß ich erst nicht, ob ich etwas darauf zu bauen habe; obschon es ganz gut etwas vertragen könnte."

Der alte Herr schaute den Maurer an. Er schien überrascht zu sein von dieser scherzhaften Bemerkung, die ihm über Stand und Bildung des unansehnlichen Mannes in dem verschossenen blauen Zwilchkittel zu gehen schien.

„Ihr sollt aber etwas darauf zu bauen haben, auf Euer Fundament, denn ein Fundament ohne Ausbau ist ein schlimmes Ding. Was meint Ihr zu einem Kalbsbraten und einer Flasche Wein?"

„O Herr," sagte der Maurer, und war fast betrübt; denn dieser Scherz mit seiner Armuth schien ihm nicht recht von einem so vornehmen Manne, „wo denkt Ihr hin, so was kommt nicht an unsereinen." —

„Ich will Euch etwas sagen," fuhr der Unbekannte fort, „ich habe noch nicht gefrühstückt. Ihr habt mir Appetit gemacht mit Euerm Brod. Wollt Ihr mir ein Stückchen davon abgeben?"

„Recht gerne, Herr," sagte Meister Maurer und reichte dem Herrn den Laib und sein Messer hin, „aber es wird Ihnen nicht groß schmecken, es ist halt Bauernbrod."

„Bauernbrod ist gutes Brod," sagte der Herr mit freundlichem Ernste und schnitt sich ein ansehnliches Stück herunter, mehr fast, als dem Maurer lieb war; denn der Laib mußte reichen für den ganzen Tag. Der Appetit des alten Herrn schien aber nicht sehr groß zu sein, denn nachdem er ein klein Stückchen von dem Brode versucht und dabei ein Gesicht gemacht hatte, als ob er doch ein besseres Frühstück gewohnt sei, steckte er den Rest in die Tasche und sagte: „Höret, Meister Maurer, Euer Fundament da ist ziemlich trocken; Ihr sollt aber etwas haben zum Anfeuchten und zum Aufbau. Trinket ein Glas auf Meister Weinbrenner's Gesundheit." Der Herr erhob sich, zog seine grünseidene Börse, und mit einem: „Das ist für Euch. Guten Tag," legte er ein Geldstück auf die Bank und entfernte sich, nochmals freundlich grüßend, auf einem Seitenwege.

(Fortsetzung folgt.)

Hauswirthschaftliche Briefe,

geschrieben für Frauen und Töchter.

Liebe Freundin!

Unter den in den Zellen der Pflanzen sich findenden Stoffen ist die Stärke einer der wichtigsten. Sehr reich an Stärke sind die Kartoffeln, die Getreidekörner und Hülsenfrüchte. Nach ihrem Reichthum daran nennen wir solche Speisen gut. Zerreiben Sie einige Kartoffeln, kneten dieselben mit etwas Wasser durcheinander, pressen alsdann die Flüssigkeit durch ein Leinwandläppchen ab, und lassen hernach die abgepreßte trübe Flüssigkeit eine Zeitlang ruhig stehen, so wird sie hell und am Boden finden Sie einen Niederschlag, welcher **Stärke** ist. Wollen Sie die Stärke allein haben, so gießen Sie nur die Flüssigkeit ab, reinigen den Niederschlag durch mehrmaliges Auf- und Abgießen von frischem Wasser und trocknen ihn an einem nicht zu heißen Orte. Sie sehen hieraus, daß die Stärke in kaltem Wasser unlöslich ist. Dagegen löst sich dieselbe in heißem Wasser und bei längerem Kochen auf. Was Sie bei einer Pflanzenspeise als eine runde Flüssigkeit bezeichnen, ist weiter Nichts, als das im heißen Wasser völlig aufgelöste Stärkemehl. Sie kennen außerdem die Stärke in ihrer Verwendung als Klebmittel, so wie auch zum Steifen und Glätten der Wäsche. Die im Handel vorkommende Stärke wird meist aus Kartoffeln oder Waizen gewonnen.

Wenn Sie die von der Kartoffelstärke abgegossene Flüssigkeit zum Kochen bringen, so fängt sie, sobald sie sich dem Siedepunkt nähert, an zu trüben und läßt beim Kochen einen flockigen, grauweißen Körper fallen, von dem Sie dann durch Abfiltriren die Flüssigkeit abermals entfernen können. Dieser neugewonnene Körper ist das **Pflanzeneiweiß**. Das Pflanzeneiweiß hat sonach die Eigenschaft, sich in kaltem und auch in mäßig warmem Wasser aufzulösen und ist in diesem Zustand auch verdaulich; sowie aber das Wasser sich dem Siedepunkt nähert, verwandelt es sich in grauweiße Flocken, es gerinnt, und ist das Eiweiß in diesem Zustand sehr schwer verdaulich. Die Gemüsepflanzen sind verhältnißmäßig reich an Eiweiß; aber nicht blos im Pflanzenreich findet es sich vor, auch die festen Theile des Fleisches, des Blutes, des Gehirnes und andere Thierstoffe enthalten dasselbe. Am reinsten ist es in den Eiern und dem Blute der Thiere enthalten. Es dient als eines der kräftigsten Nahrungsmittel, und wir genießen es unter vielerlei Formen in thierischen und pflanzlichen Stoffen.

Auch der Zucker ist ein im Pflanzenreich außerordentlich verbreiteter Stoff. Die meisten Früchte, viele Wurzeln und Stengel enthalten ihn. Besonders wird er in reichlicher Menge in Pflaumen, Kirschen, Birnen, Feigen, Weintrauben, im Honig ꝛc. angetroffen. Was Sie auf gedörrten Pflaumen und getrockneten Feigen, Rosinen ꝛc. als weißen Beschlag wahrnehmen, ist Zucker. Aber auch aus der Stärke entsteht durch Zersetzung Zucker. Wenn Sie den in den Pflanzen enthaltenen Zucker oder den aus Stärke gewonnenen stark eindampfen und längere Zeit ruhig stehen lassen, so sondert sich ein krümlicher Bodensatz ab, den man Krümelzucker, auch Frucht- oder Traubenzucker nennt. Als Versüßungsmittel hat er nicht gerade großen Werth, wird aber in großen Mengen, namentlich aus Kartoffelstärke, bereitet. Verschieden von diesem Krümelzucker ist der Rohrzucker, den man aus dem Safte des Zuckerrohrs oder aus dem Safte der Runkelrüben gewinnt. In den Gemüsepflanzen ist auch Kleber und Käsestoff enthalten. Mengen Sie Waizenmehl und Wasser zu einem steifen Teige und kneten dann den Teig in einem dichten Leinwandläppchen unter öfterem Aufgießen von Wasser so lange durch, bis das Wasser nicht mehr milchig abläuft, so erhalten Sie, wie bei unserem früheren Versuche, ebenfalls Stärke und Pflanzeneiweiß. In dem Leinwandläppchen ist aber neben der Pflanzenfaser auch noch eine zähe, klebrige graue Masse zurückgeblieben, den man Kleber nennt. Der Kleber, der in vielen Pflanzen enthalten ist, welche als Gemüse

gekocht werden, quillt im Wasser blos auf, und ist weder im kalten noch heißen Wasser auflöslich, bleibt also als zähe Masse im Gewebe liegen, mengt sich theilweise in das Wasser und gibt dem Gemüse die runde Consistenz. Kleberarme Gemüse müssen Sie deßhalb, um sie consistenter zu machen, mit etwas Mehl versetzen. Der Kleber ist aber in Hinsicht der Ernährung ein außerordentlich wichtiger Bestandtheil der Pflanzen. Es ist in der Küche sehr oft von Wichtigkeit, den Klebergehalt zu gewinnen, wie z. B. bei heißen Aufgüssen, und man hat dafür ein ganz einfaches Mittel. Der Kleber, in gewöhnlichem Wasser zwar unlöslich, löst sich aber in solchem Wasser, welches sehr reich an Kohlensäure ist. Um dem Wasser einen Ueberschuß aufgelöster Kohlensäure zuzuführen, um dasselbe demgemäß geeignet zu machen, den Kleber zu lösen, setzen Sie nur etwas Soda oder Pottasche zu. Durch diesen Zusatz führen Sie nämlich die nöthige Kohlensäure ein und erreichen Ihren Zweck.

Verschiedenes.

Das Burrweiler Meßglöckchen. Es war im Jahre 1754, als die Bürger von Burrweiler — des damaligen Hauptortes des Gräflich von der Leyen'schen Herrschaftsamtes — beschlossen, aus freiwilligen Gaben und milden Beiträgen sich zu den andern Kirchenglocken des Dorfes noch ein kleines Meßglöckchen anzukaufen, das allmorgendlich die Gemeinde zur Andacht zu rufen bestimmt werden sollte. Das Glöckchen wurde demgemäß bei einem Landauer Glockengießer bestellt und von diesem gefertigt, erhielt eine Höhe von 13 Zoll, einen unteren Durchmesser von 16½ Zoll, und die Aufschrift am oberen Kranze in stehenden lateinischen Buchstaben:

„Goss mich Joh. Franz Colas, Glockengiesser in Landau 1754“.

Vierzig Jahre lang ließ das Glöckchen täglich seine geweihte Stimme zum Himmel ertönen, und viele fromme Gedanken und andächtige Gebete aus Dorf, Feld und Flur mögen bei dem bekannten Ton zum gütigen Gott emporgestiegen sein.

Da brach im Jahre 1789 die große französische Revolution aus. Bei den darauffolgenden Kriegen wurden die auf der linken Rheinseite gelegenen Besitzungen des gräflichen Hauses von der Leyen von den Franzosen mit Sequester belegt, und Burrweiler dem Département du Mont-Tonnerre einverleibt. Die damals von der französischen Republik eingeführten seltsamsten Neuerungen verursachten viel Kummer und Verwirrung unter der Bevölkerung der neuerworbenen Provinzen; am meisten Bestürzung rief jedoch das Dekret hervor, wonach der Glaube an Gott und die Religion abgeschafft, und die Kirchen in Tempel der Vernunft umgewandelt wurden. In Folge dessen mußten auch die Glocken aus sämmtlichen Kirchen entfernt und in die nächstgelegenen Militärzeughäuser eingeliefert werden, von wo aus sie nach Straßburg geschafft und hier in Kanonenrohre oder in dicke Sols-Stücke umgegossen wurden. Auch das der Burrweiler Gemeinde so theure Meßglöckchen mußte in das Landauer Zeughaus wandern, wurde aber hier — ob mit oder ohne Absicht ist unbekannt — bei dem Weitertransport der übrigen Glocken der Gegend nach Straßburg liegen gelassen. Später wurde das vergessene Glöckchen auf einen Glockenstuhl befestigt, in einem kleinen Verschlag zunächst der Kirche an der Eingangsthüre zum Kreuzgange des Zeughauses aufgehängt, und als Feuer-Allarmglocke verwendet.

Als nun im Jahre 1816 die Gemeinde Burrweiler unter Königlich Bayerische Regierung kam, wandte sich dieselbe mit wiederholten Gesuchen um Rückgabe ihrer Glocke an die ersten bayerischen Festungs-Commandanten von Landau, aber alle Bemühungen hierwegen blieben fruchtlos. Ein wiederholter Versuch im Jahre 1821 scheiterte, und wurde ein weiterer seitdem nicht mehr gemacht. Erst als Ende vorigen Jahres die Eigenschaft einer Bundesfestung für Landau aufhörte und das seitherige Bundeseigenthum theils veräußert, theils fortgeschafft oder vom bayer. Aerar übernommen wurde, glaubte die Gemeinde Burrweiler den Augenblick gekommen, mit ihrer früheren Forderung wieder hervorzutreten.

Ein deßhalb im August dieses Jahres an die Stadt- und Festungs-Commandantschaft Landau eingereichtes Gesuch wurde von dem kgl. Festungs-Commandanten, Hrn. Generalmajor Gerstner, wohlwollend entgegengenommen und dem Könige mit Befürwortung vorgelegt. Durch huldvolle Entschließung hat nun Se. Majestät befohlen, daß die im Zeughause Landau befindliche metallene Kirchenglocke der Gemeinde Burrweiler zurückgegeben werde. In Befolgung dieses allerhöchsten Befehls hat die Rückgabe am vergangenen Donnerstag, den 14. November 1867, früh 10 Uhr durch die einschlägige Festungsbehörde stattgefunden.

Einen seltsameren Weg hat wohl kaum jemals ein Brief genommen, als derjenige, welcher vor einem halben Jahre in Berlin in den Briefkasten mit der Adresse des Hrn. N... in Frankfurt a. d. O. gesteckt wurde. Vor einigen Tagen erst ist er in die Hände des Adressaten gelangt, und zwar direkt aus — Peking! Das beigefügte Schreiben eines dort stationirten preußischen Beamten klärt die Sache dahin auf, daß, in den Falten eines Packetes deutscher Zeitungen versteckt, besagter Brief die Reise nach China gemacht habe.

Auflösung der Homonyme in № 91:

Steppen.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 93. Donnerstag, den 21. November **1867.**

Meister Müller.

Eine Erzählung aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

Der Maurer war so überrascht, daß er beinahe vergessen hätte, den Gruß zu erwidern. Ein blanker Kronenthaler lag neben ihm auf der Bank. Er wußte nicht, was er machen sollte; dem Herrn nachlaufen und ihm sein Geld wiederbringen; denn einen Kronenthaler für ein Stücklein Brod, ein solcher Handel war ihm in seinem Leben noch nicht vorgekommen, der Herr mußte sich versehen haben. Auch sah es fast aus wie ein Almosen; obschon es nicht häufig vorkommt, daß die Herren Morgens 6 Uhr in den Eichenwäldern herumlaufen, um armen Maurergesellen Kronenthaler als Almosen zuzuwerfen.

Der Karlsruher Herr aber sah so reich und vornehm aus und hatte dabei ein so menschenfreundliches, wohlwollendes Gesicht, es war doch möglich, daß er sein Tagewerk mit einer guten That beginnen und dem armen Manne sein hartes Brod mit einer so reichen Gabe versüßen wollte.

„Wahrhaftig, ja so wird es sein," sagte Meister Müller, sich selbst beruhigend und rückte etwas näher zu dem Kronenthaler hin, „es ist kein Almosen und ich kann es mit gutem Gewissen nehmen; der gute Herr hat mir mein Brod bezahlt, das ist Alles. 's ist freilich ein schöner Preis für ein Stückchen Brod und da wäre gut Bäcker sein. Nun denn in Gottes Namen, so will ich es denn nehmen, es ist das zweite kleine Wunder an diesem Tage, und will meiner Marie eine Flasche Wein dafür kaufen und ein kräftig Stückchen Fleisch"

Ein Almosen hätte er nicht genommen, bei Leibe nicht, aber wenn einem die Kronenthaler so vom Himmel herunter vor die Füße fallen, da wäre es wohl eine Sünde gewesen, das schöne blanke Silber nicht aufzuheben. Es kam nicht oft an ihn, den armen Mann, Aufhebens zu machen von einem Kronenthaler.

„Bin doch begierig, ob es noch mehr Wunder absetzen wird am heutigen Tage," murmelte er, und den Kronenthaler in die Tasche steckend, erhob er sich, um auf den Werkplatz zu gehen.

Er hatte aber noch nicht zwei Schritte gemacht, da stieß sein Fuß an Etwas, das gab einen eigenthümlichen Ton von sich. Er griff unter das dürre Laub und in seiner Hand glänzte ein grünseidener Geldbeutel mit Goldfransen und durch die grünen Maschen schimmerte es wie Gold und Silber. Das Blut schoß ihm ins Gesicht, als er die Börse prüfend in der Hand wog und sein Herz klopfte ihm gegen die Rippen. Er hatte einen Reichthum in der Hand, der seinem Elende ein Ende machen, der seinem Weibe Gesundheit und ihm selbst wieder Kraft und Muth geben konnte, sich aus seiner schlimmen Lage herauszureißen. Ein häßlicher Gedanke fuhr ihm durch den Kopf, und die Hand zitterte, mit der er den Geldbeutel hielt. Aber nur einen einzigen Augenblick schwankte er, dann war es ihm, als ob das bleiche Gesicht seines Weibes ihn anblicke und als ob das ehrliche Auge des braven Ullrich zürnend auf ihm ruhe, noch einen Blick warf er auf die goldgefüllte Börse und der Kampf war beendet. „Herr, führe mich nicht in Versuchung," betete er, und mit einer gewaltsamen Anstrengung sich aufraffend, setzte er sich in scharfen Trab nach der Richtung hin, die der Fremde eingeschlagen hatte. Noch war er nicht zweihundert Schritte gelaufen, da erblickte er den alten Herrn, wie er eben am Saume des Waldes in einen offenen mit zwei prachtvollen Schimmeln bespannten Wagen stieg und rasch davon fuhr. Der Maurer schrie und winkte, aber die Entfernung war zu groß, um den Ruf vernehmen zu können, und der Herr wandte ihm den Rücken zu, er konnte die Zeichen des Maurers nicht bemerken. Mit zwei Maurersbeinen acht Schimmelbeine, die mit Windeseile dahin flogen, einzuholen, daran war nicht zu denken. und schon fürchtete Müller, der die Augen mit der Hand beschattend dem Fuhrwerke nachblickte, den Geldbeutel, der ihm wie Feuer in der Hand brannte, seinem rechtmäßigen Herrn nicht mehr zustellen zu können, und bei dem guten alten Herrn am Ende in falschen Verdacht zu gerathen, da bemerkte er, daß der Wagen von der Hauptstraße ablenkte und in langsamerem Trabe in einen nach Beiertheim führenden Feldweg hineinfuhr.

Jetzt war die Möglichkeit vorhanden, dem Wagen den Rang abzulaufen; denn der Wagen mußte einen großen Umweg machen und dort an dem steinernen Kreuze konnte er ihn erreichen. Wie ein gehetzter Hirsch rannte der Maurer quer über das frischgepflügte Feld und erreichte das Kreuz in dem Augenblicke, als der Wagen vorüber fuhr. Er hatte nicht mehr so viel Athem, um ein Halt rufen zu können, und den Beutel in den vorüberfahrenden Wagen werfend, sank er erschöpft

an den Stufen des Kreuzes nieder. Als der Beutel klirrend zu den Füßen des alten Herrn niederfiel, hatte dieser überrascht aufgeblickt und dem Kutscher befohlen, zu halten.

„Was gibt es da?" rief er, sich aus dem Wagen herausbeugend.

„Herr Baumeister," stotterte der Maurer, immer noch keuchend, „Ihr Geldbeutel, — Sie haben Ihren Geldbeutel verloren!" Der alte Herr hob den Geldbeutel auf, und den Maurer freundlich anblickend, sagte er: „So, Ihr seid's? Wahrhaftig, ja, es ist mein Geldbeutel. Es scheint, ich habe ihn neben die Tasche gesteckt. Ich danke Euch. Wie heißt Ihr, Mann?"

„Müller, Herr Baumeister, Maurermeister Müller, wenn ich auch jetzt nur als Geselle arbeite."

„Ihr seid von Eichenbach, wenn ich vorhin recht gehört habe?"

„Ja, Herr."

„Es scheint Euch nicht besonders gut zu gehen, da Ihr als Geselle arbeitet, und doch Meister seid?"

„O nein, Herr, es geht mir herzlich schlecht."

„Erzählt mir Eure Verhältnisse," sagte der alte Herr freundlich, „wie kommt es, daß Ihr in diese traurige Lage gekommen seid?"

Nun erzählte der Maurer einfach und treuherzig, wie er vor wenig Jahren noch ein wohlhabender, glücklicher Mann gewesen sei; wie er aber durch einen schlechten Freund, für den er Bürgschaft geleistet habe, um sein ganzes Vermögen gekommen sei; dann sei ihm, um sein Unglück voll zu machen, vor einem halben Jahr sein Haus abgebrannt, der Schrecken habe seine Frau auf's Krankenlager geworfen, von dem sie noch nicht aufgestanden sei. „Jetzt wohne ich in einem kleinen Häuschen, das mir der gnädige Herr aus Barmherzigkeit überlassen hat, aber auch dieses muß ich in acht Tagen verlassen, denn der gnädige Herr braucht das Häuschen zu seiner neuen Parkanlage und will es abreißen."

„Ja, lieber Herr," sagte Meister Müller und fuhr sich mit der Faust über die Augen, „ich bin in einer schlimmen Lage. Meine Kartoffeln sind aufgegessen, das Brod ist theuer und 7 Menschen wollen ernährt und gekleidet sein. Da konnte mein Gesellentaglohn nicht ausreichen; ich bin in Schulden gerathen, und in 8 Tagen Herr, just am gleichen Tage, wo ich mit meinem kranken Weibe auf die Straße geworfen werde, wollen meine unbarmherzigen Gläubiger mich auspfänden lassen. Ihr dürft mir glauben, lieber Herr, da schafft sich's mit schwerem Herzen."

„Das ist vieles Unglück," sagte der alte Herr mitleidig. „Und Ihr habet nie den Muth verloren, mit dieser großen Last auf dem Herzen?"

„Nein Herr, bis heute habe ich den Muth nicht verloren, und wenn ich ihn auch verlieren wollte, da hat der Gedanke an mein liebes krankes Weib, oder ein tüchtig Wort vom Schmied Ullrich mich wieder stark gemacht."

„Ullrich? Wer ist dieser Ullrich?"

„Der Ullrich, Herr, der ist ein Freund von mir und der wackerste Mann unter Gottes blauem Himmel."

„Meister Müller," sagte der alte Herr, „Ihr seid ein braver Mann, denn wie mir scheint, hat Euch der liebe Gott heute früh eine große Versuchung in den Weg gelegt und Ihr habt die Probe wacker bestanden," und dabei blickte er bedeutungsvoll auf den goldgespickten Beutel, den er in der Hand hielt.

Dem Maurer war die rothe Gluth in's Gesicht gestiegen und ganz nahe an den Wagenschlag tretend, sagte er mit fast bebender Stimme:

„Lieber Herr, ich will es nur gestehen, es ist ein schweres Ding für einen armen Mann, wie ich, einen Beutel mit Gold finden und zu wissen, daß Weib und Kinder daheim Hunger leiden müssen. Ich habe ein paar schwere Minuten gehabt, Herr, der Himmel schütze Sie davor. — Doch es schlägt 7 auf der Stadtkirche, ich muß zur Arbeit. Guten Tag, Herr, und nochmals Dank," und sich kurz umwendend, fast als sei er beleidigt, daß der alte Herr seinen Kampf mit der Versuchung errathen habe, eilte er der Stadt zu. Der Unbekannte hatte sich in seinem Wagen aufgerichtet, und dem forteilenden Maurer nachgeschaut, dann sagte er zum Kutscher: „Friedrich, nach Eichenbach," und der Wagen rollte weiter.

III.

Während Meister Müller auf den hohen Gerüsten des Neubaues der katholischen Kirche in Karlsruhe sein Tagewerk besorgte, aber nicht mit fröhlichem Muthe, denn es hatte sich ihm wieder auf die Brust gelegt, schwerer als die Steine, die seine Hand bearbeitete, geschahen in seinem heimathlichen Dorf noch ein paar weitere kleine Wunder. Nämlich an dem gleichen Vormittage fuhr ein schöner offener Jagdwagen durch den breiten Thorweg in Eichenbach und hielt gerade vor dem Pfarrhause stille. Außer der Amtschaise, die alle Jahr einmal während der Forellenzeit (denn Eichenbach war berühmt durch seine Forellen) durch das Dorf rumpelte, um seinen amtlichen Inhalt im »Hirschen« abzusetzen, war das Erscheinen eines Wagens in Eichenbach ein so außerordentliches Ereigniß, daß es sich von selbst verstand, daß der vor dem Pfarrhause haltende Wagen in einem Nu von der neugierigen Eichenbacher Schuljugend umringt war. Für den alten Herrn, der aus dem Wagen stieg, wäre es keine kleine Arbeit gewesen, durch diesen Schwarm kleiner krakehlender Schelme hindurch die Pfarrhaustreppe zu gewinnen, wenn er sich nicht dadurch Luft verschafft hätte, daß er einige kleine Münze unter die Zudringlichen warf und so ihre Aufmerksamkeit von seiner Person ablenkte.

(Fortsetzung folgt.)

Mr. Hall's letzte Luftfahrt.

Große Aufregung herrschte an einem schönen Sommertage des Jahres 1853 in dem kleinen irischen Städtchen Ballyborley. Die ganze Bevölkerung nicht nur des Städtchens, sondern auch der Umgegend war auf den Beinen, und stürmte dem großen Platze zu, auf dem gewöhnlich die Wettrennen stattzufinden pflegten. Hier drängte sich Alles um einen Gegenstand, welcher sich in der Mitte des Platzes befand.

Es war dies ein großer, schön bemalter Luftballon, den man soeben gefüllt hatte, und der, an Seilen festgehalten, majestätisch über den Köpfen der gaffenden Zuschauer herschwebte, und nur auf die Ankunft des kühnen Aeronauten zu warten schien, um sich in die Lüfte zu schwingen.

Da kommt er! Da kommt er! hieß es nun plötzlich aus vielen Tausend Kehlen, und Alles blickte erwartungsvoll auf einen, raschen Laufes sich nähernden Wagen, aus welchem bald darauf Mr. Hall, ein in England und Irland durch seinen großen Reichthum bekannter Gutsbesitzer heraussprang.

Mr. Hall war ein kleiner lebhafter Mann, und gehörte zu der Gattung Menschen, die man gewöhnlich mit dem Ausdruck »Pechfinken« zu bezeichnen pflegt, d. h. die sicher sind, bei jeder Gelegenheit irgend welchem Unheil zu begegnen. Selten gelang ihm z. B. in ein Zimmer einzutreten, ohne auszugleiten; zu stürzen, ohne dabei etwas zu zerschlagen; selten Briefe zu schreiben, ohne Tinte darüber zu gießen; zu essen, ohne alles Mögliche in die falsche Kehle zu bringen; etwas zu zerschneiden, ohne sich zu schneiden u. s. w.

Beim Turnen hatte er sich drei Zähne eingeschlagen; beim Schifffahren wäre er beinahe schon vier Mal ertrunken, und auf der Jagd in den schottischen Mooren hat er, anstatt Rebhühner, sich zwei Finger weggeschossen. Eine Vorliebe ferner für die edle Feuerwerkerei hatte ihn eines großen Theiles seiner Haare, und gänzlich seiner Augenbrauen und seines Bartes beraubt. Was endlich seine verschiedenen Eisenbahnunfälle betrifft, so ließe sich darüber ein ganzes Buch schreiben.

Nachdem er nun so zwei Elemente, Wasser und Feuer hinlänglich versucht, kam ihm einstens der glückliche Gedanke, daß es noch ein drittes — die Luft — gäbe, welches für ihn unmöglich gefährlicher als die anderen sein könnte. Demgemäß hatte er sich ein Jahr zuvor, als er noch auf seinem Gute in Devonshire lebte, einen großen Luftballon gekauft, und — es ist unglaublich, aber wahr — hatte mit demselben schon verschiedene Ausflüge gemacht, von denen er immer mit heiler Haut zurückgekommen war. Heute nun hatte er im Sinne, mit seinem Ballon über die Insel hin bis nach Belfast zu fliegen. Ein Freund aus London, der sich gerade auf einer Fischpartie in Irland befand, hatte ihm versprochen, die Fahrt mitzumachen, schien aber die Courage verloren zu haben, denn — er kam nicht.

In keiner Weise dadurch entmuthigt oder gestört, war Mr. Hall eben im Begriff in die Gondel seines Ballons zu steigen, als ein großer, sehr kräftig gebauter Mann von seinem Aussehen auf ihn zuschritt, und höflichst grüßend sagte: „Dürfte ich Sie mit einer Frage belästigen?“

„Mit Vergnügen.“

„Ist es wahr, daß Sie nach Amerika zu gehen gedenken?“

„Nein, nur nach Belfast, so es Wind und Wetter erlauben.“

„Belfast,“ widerholte langsam der Fremde, mit etwas ausländischem Accent, — „der Norden von Irland. — Nun gut, das ist gerade die Richtung, welche ich auch einzuschlagen habe, weil ich aber zu Lande zu reisen hasse, so erlaube ich mir, Sie zu bitten, mich als Reisegefährten anzunehmen.“

„Mr. Hall zögerte einen Augenblick. Da er jedoch herzlich wünschte, Jemanden als Begleiter auf seiner kühnen Fahrt zu haben und gegen die Person des Fremden durchaus keine Einwendung zu machen hatte, so gab er seine Zustimmung, nur bemerkte er dem Fremden, daß sein Anzug für die kalten Regionen, die sie zu durchstreichen hätten, zu leicht sein dürfte.

„Bah!“ war die Antwort, „ich bin schon durch manches andere Klima gekommen, und bin, gottlob, nichts weniger als empfindlich.“

„Nun, so kommen Sie,“ sagte Mr. Hall, die athletische Gestalt des Fremden mit den Augen messend, — „kommen Sie, die Gondel ist groß genug für uns Beide.“

Rasch hatte sich Jeder ein Plätzchen zurecht gemacht, und das Zeichen zum »Loslassen« wurde gegeben.

Die fünfzehn Mann, deren Hände die straff angezogenen Stricke festhielten, verlangten nichts Besseres, und in einem Nu flog der Ballon in die Lüfte, begleitet von dem Händeklatschen und dem Geschrei der versammelten Menge.

„Ach, wie herrlich!“ rief Mr. Hall — „nicht wahr?“

Als er hierauf keine Antwort erhielt, schaute er sich nach seinem Gefährten um. Derselbe lag, die Hände krampfhaft an die Stricke des Ballons geklammert, beinahe platt auf dem Leibe. Sein Kopf hing schlaff über den Rand der Gondel, während sein Blick ausdruckslos hinabstarrte.

„Haben Sie Furcht?“ fragte Mr. Hall theilnahmvoll.

Keine Antwort.

Unterdessen stieg der Ballon mit rasender Geschwindigkeit aufwärts, und in kurzer Zeit hatten sie die Wolkenregion erreicht.

Mr. Hall wandte sich jetzt von Neuem zu seinem Gefährten. Dieser befand sich noch ganz in seiner früheren Lage.

„Sind Sie unwohl?" sagte der Luftschiffer, ihn leicht am Arme schüttelnd.

Wieder keine Antwort. Immer noch derselbe todte, starre Blick.

Schon waren sie jetzt in ungeheurer Höhe angekommen. Unter ihnen lagen die Wolken, über ihnen die brennende Sonne, und um sie herum ein endloser unbegrenzter Raum.

Plötzlich sprang der Fremde auf. Sein Gesicht war bleich, wie das eines Todten.

„Rascher, rascher!" rief er mit gebieterischem Tone, und warf zugleich drei mit Sand gefüllte Säcke, die als Ballast dienten, über Bord. „Ha!" fuhr er mit unheimlich klingender Stimme weiter, „das ist eine Art zu reisen; die Schwalben und sogar den Adler werden wir einholen. So aufgeregt fühlte ich mich nie, selbst nicht, als ich noch in den Abruzzen die Büchse in der Hand auf Reisende lauerte. Damals war es ihr Leben, das Gefahr lief, jetzt ist es das meine."

„Sehr hübsch," dachte der Besitzer des Ballons, — „es scheint, ich befinde mich in Gesellschaft eines italienischen Banditen."

Der Ballon stieg immer noch mit grauenhafter Schnelle.

„Besser ist's mit den Elementen zu kämpfen, als mit Zollhausoffizieren," murmelte der Fremde halblaut, und warf wieder einige Säcke hinaus.

„Um Gottes Willen," rief Mr. Hall, indem er die Hand auf seines Gefährten Arm legte, „bleiben Sie an Ihrem Platze. Unser Leben steht auf dem Spiele. Schon muß ich, um Ihre Unklugheit wieder gut zu machen, einiges Gas herauslassen."

„Wie geschieht das?" fragte der Fremde neugierig.

„Ich ziehe diesen Strick an, der mit der Klappe des Ventils in Verbindung steht."

„Und wenn Sie dies Hilfsmittel nicht hätten, was wäre die Folge davon?"

„Wir würden steigen und steigen bis Alles zerbersten würde."

Der Fremde verfiel einen Augenblick in tiefe Gedanken, dann zog er rasch ein langes Messer und zerschnitt so hoch als er hinauflangen konnte, den Strick der Klappe.

„Rascher! rascher!" rief er von Neuem, wüthend an den Seilen des Ballons rüttelnd.

Der Mann war ein Riese im Vergleich zu Mr Hall, der, da er wohl einsah, daß er mit Gewalt nichts auszurichten im Stande wäre, sich auf's Bitten verlegte.

„Mein Herr," sagte er in flehendem Tone, „Sie sind sicher Christ, und unsere Religion verbietet Ihnen den Mord."

„Rascher! rascher!" brüllte der Riese, und mit nerviger Faust den Rest der Sandsäcke packend, schüttete er ihren Inhalt auf die, unter ihnen dahinstreichenden Wolken.

Mr. Hall fiel auf die Kniee nieder. „Ah!" rief er verzweiflungsvoll aus, „wenn Ihnen auch nichts mehr an Ihrem Leben liegt, so schonen Sie wenigstens das meine. Haben Sie Mitleid! Ich bin jung, reich und glücklich! Ich habe noch eine Mutter und eine Schwester — in ihrem Namen flehe ich Sie an, nur Ihre Hand nach der Klappe auszustrecken, um ein wenig Gas aus dem Ballon zu lassen, was uns Beide retten, uns von einem fürchterlichen Tode retten wird."

„Unsinn! wir kommen ja gar nicht weiter," versetzte der Fremde, riß seinen Rock herunter und schleuderte ihn hinaus. „Jetzt ist's an Ihnen!" rief er, und ehe sich der arme Hall nur widersetzen konnte, hatte er auch ihm den Rock vom Leibe gezogen und dem seinen nachgeworfen.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Der durch die Beurtheilung von Handschriften in der »Illustrirten Zeitung« bekannte Adolf Henze in Neu-Schönfeld bei Leipzig hat die Idee aufgeworfen, eine deutsche National-Handschrift einzuführen, also für Schule und Haus eine deutsche Currentschrift zu schaffen, und hat zu diesem Zwecke ein Preisausschreiben von 100 Thlrn. für das schönste in deutscher Currentschrift ausgeführte Alphabet ausgesetzt. Die Preisschrift muß einfach, proportionirt, edelgeformt, fließend, frei von Zierrathen und leicht zu schreiben sein. Die Einsendung muß bis zum 1. Januar 1868 erfolgen.

Wiener Bier in Mailand. Der Schwechater Gerstensaft ist bereits in die Tavernen des Weinlandes eingedrungen und findet dort trotz aller Abneigung gegen die Produkte der Oesterreicher großen Zuspruch. Bierra di Vienna wird in Mailänder Zeitungen mit großen Lettern angezeigt, oder Bierra di Dreher, auch Bierra di Schwechat, und zwar beinahe täglich frische Sendungen mittelst der venetianisch-lombardischen Bahn.

Die Insel Tortola, deren Untergang aus Newyork vom 15. Nov. gemeldet wurde, und mit welcher 10,000 Einwohner von dem Meere verschlungen worden sind, war eine schmale Insel (17 englische Meilen lang und 2 Meilen breit) ganz in der Nähe von St. Thomas und bildete eine gebirgige Masse, die in ihren bedeutendsten Erhebungen etwa 1000 Fuß über den Meeresspiegel hinausragte. Am nördlichen Ende befand sich der Hafen mit der Hauptstadt. Tortola war die bemerkenswertheste von der Gruppe der Virgin-Inseln in Westindien, kam im Jahre 1666 an die englische Krone und wurde regiert durch einen Gouverneur, einen Rath und einen gesetzgebenden Körper.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 94. Sonntag, den 24. November **1867.**

Meister Müller.

Eine Erzählung aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

Während die Jugend Eichenbachs schreiend und johlend über den Kreuzerstücken zusammenpurzelte, stieg der Fremde lachend die Treppe hinan und zog die Klingel. Unter der Hausthüre erschien, durch den Lärm angelockt, die stattliche Gestalt der Frau Jukunde, wohlbestallte Haushälterin des Herrn Pfarrers, in einem dem ländlichen Charakter der Gegenden entsprechenden sehr ursprünglichen Morgenanzuge. Wie Frau Jukunde den alten Herrn erblickte, stieß sie einen lauten Schrei aus, und mit einem: „Ach Herr Jeses, wie sehe ich aus! Ach du lieber Gott!" schlug sie ihm die Thüre vor der Nase zu.

Nun erhob sich im Pfarrhause ein gewaltiger Rumor, Thüre auf, Thüre zu, Treppe auf, Treppe ab, und die kreischende Stimme der Frau Jukunde war bis auf die Straße heraus vernehmbar: „Herr Pfarrer, Herr Pfarrer, um Gotteswillen, Herr Pfarrer! Ach Herr Jeses, wie sehe ich aus! Herr Pfarrer, wo ist meine Haube? Ach du lieber Gott!"

Der Straßenkampf war inzwischen beendet und die Sieger waren mit ihrer Beute spornstreichs davongerannt, verfolgt von der minder glücklichen schreienden Mehrheit der kleinen Kämpfer, und schon wollte der alte Herr, der mit sichtbarem Vergnügen den kleinen Purzlern zugeschaut hatte, die Geduld verlieren und den gewichtigen Thürklopfer in Bewegung setzen, da öffnete sich die Thüre zum zweiten Male, und auf der Schwelle erschien die ehrwürdige Gestalt des geistlichen Herrn, der den Fremden mit einer tiefen und ehrerbietigen Verbeugung begrüßte. Im Hintergrunde konnte man Frau Jukunde bemerken. Sie hatte ihre Haube mit den feuerfarbenen Bändern aufgesetzt, ein Kleidungsstück, welches den neidischen Blicken der Eichenbacher Weiber nur bei außerordentlichen Festlichkeiten ausgesetzt wurde, und machte die ungeheuersten Anstrengungen, sich hinter dem Rücken des Pfarrherrn durch unzählige bodentiefe Kniee bemerkbar zu machen. Der fremde Herr reichte dem Herrn Pfarrer freundlich lächelnd die Hand und schritt über die Schwelle.

Eine halbe Stunde später keuchte der Dorfschulze, im höchsten Sonntagsstaat und in einem Geschwindschritte, gegen den sein dicker Bauch beständig zu protestiren schien, nach dem Pfarrhause zu, auf dessen Treppe er mit dem Schmied Ullrich zusammentraf. Auch dieser hatte sich den Ruß aus dem Gesichte gewischt und war in seinen Sonntagsrock gefahren, nur seinen untern Menschen hatte er nicht mehr Zeit gehabt in Ordnung zu bringen, denn seine kräftigen Beine steckten in ein paar groben Arbeitsstiefeln und unter dem zugeknöpften Rocke schaute das Schurzfell heraus.

„Potz Hammerschlag und Blasebalg, Herr Vogt," rief der Schmied mit schallender Stimme, „was ist denn los, daß man uns von der Arbeit wegholt? Will uns unser Herr Pfarrer eine Extrapredigt halten, oder habt Ihr Gewissensbisse, Herr Vogt, und wollt Eure Sünden beichten?" Der Schulze blies seine dicken Backen auf, daß seine kleinen Augen ganz in den Kopf hineinschlüpften, und einen giftigen Blick auf den ehrlichen Schmied schießend, sagte er: „Kehret Ihr vor Eurer eigenen Thüre, Meister Ullrich, Ihr werdet schon ein Häuflein Schmutz davor finden. Heute aber hat der Herr seine Gnade ausgegossen über seinen unwürdigen Knecht," setzte er salbungsvoll hinzu und faltete die Hände auf seinem dicken Bauche. „O das ist ein Tag des Segens und des Heils! O, das ist Balsam für meine Seele!"

„Ho, ho, ho!" lachte der Schmied, als er hinter dem Schulzen in's Pfarrhaus trat, „da bin ich denn doch begierig, was das für eine Sorte Balsam ist, der die fette Seele des dicken Schlingels da so mürbe macht. Unwürdiger Knecht nennt er sich? Potz Blasebalg und Hammerschlag, wenn ich den Kerl nur einmal auf meinem Ambos hätte!"

Nach einer Stunde trat der fremde Herr wieder aus dem Pfarrhause und bestieg seinen Wagen. Dem geistlichen Herrn schüttelte er zum Abschiede herzlich die Hand und sagte: „Es freut mich, Herr Pfarrer, daß ich Sie persönlich kennen gelernt habe. Ich schätze Sie. Ich hoffe, unsere kleine Verschwörung soll gute Früchte tragen. Nehmen Sie zum Voraus meinen Dank." Der Pfarrer beugte sich gerührt über die Hand des Fremden und seine Lippen bewegten sich, als wollten sie einen Segen aussprechen. „Meister Ullrich," rief der Herr an die Treppe hinauf, wo der Schmied stand, die Lederkappe in der Hand, und mit strahlenden Augen auf den alten Herrn hinunterblickte, „Meister Ullrich, reinen Mund gehalten! Verderbet mir die Freude nicht. Ihr wisset, was Ihr zu thun habt!"

„Herr," sagte der Schmied und legte die Hand auf die Brust, „ich kann mein Maul brauchen, wenn es gilt, ich kann es aber auch halten. Sie sollen mit mir zufrieden sein."

„Ihr, Herr Vogt," fuhr der Fremde fort, „habt nur über meine Person zu schweigen. Im Uebrigen möget Ihr plaudern; denn was Ihr zu thun habt, muß ja doch bekannt werden. Und nun, da meine Morgenarbeit gethan ist, Friedrich, nach Hause. Guten Morgen, meine Freunde!" Der Wagen flog die Dorfgasse hinab und war bald den Blicken der Nachschauenden entschwunden.

„Vivat!" rief der Schmied und warf seine Lederkappe in die Höhe, „das ist einmal ein Herr, potz Blasebalg und Hammerschlag, für den ließ ich mich lebendig rösten!"

„Gott segne ihn," sagte der Pfarrer, „ein edler Herr, ein großes Herz!"

„Ein kurioser Herr," murrte der Schulze, mit einem boshaften Blick auf den Schmied. „Möchte nur wissen, was er an dem Ullrich für einen Narren gefressen hat? Eine volle Viertelstunde hat er in der Fensterecke mit ihm geplaudert. Und ich, ich soll ihm einen Hausplatz kaufen, will sich ein Bauernhaus bauen? Soll's tüchtig zahlen müssen, der gute Herr, soll's tüchtig zahlen müssen. Kuriose Einfälle, die großen Herren! Guten Morgen, Herr Pfarrer!" — Der geistliche Herr erwiderte den Gruß nur mit einem Kopfnicken.

„Guten Morgen, Herr Vogt!" rief ihm Meister Ullrich nach und setzte halblaut hinzu: „Der Teufel mag seine Seele weich kochen!"

„Pfui, Meister Ullrich, pfui," sagte der Geistliche mit verweisender Geberde.

„Ach was, Herr Pfarrer," brummte der Schmied, „ich muß mir dann und wann Luft machen. Wenn ich den scheinheiligen Schuften sehe, der seinen dicken Bauch mit dem Herzblute der Wittwen und Waisen mästet, dann steigt mir die Galle."

„Auch seine Stunde wird schlagen, Meister Ullrich, und heute hat die Glocke zum ersten Male gewarnt."

„Ho, ho, ho, und wie hat sie gewarnt! Und der feiste Mistkäfer ahnt es nicht, daß ich ihn am Faden habe. Potz Blasebalg und Hammerschlag, soll das ein Festtag werden! Guten Morgen, Herr Pfarrer."

IV.

In ihrem Stübchen saß die Frau des Maurers Müller in einem alten gepolsterten Lehnstuhl am offenen Fenster; ein tiefer Schmerz lag in diesen bleichen eingefallenen Zügen, und ihre großen Augen schauten träumerisch in die Leere hinaus. Ihre älteste Tochter, ein hübsches Mädchen von 13 Jahren, saß ihr gegenüber und gab ihrem kleinen, vierjährigen Schwesterchen Unterricht im Stricken. Von Zeit zu Zeit streifte ihr Auge die zusammengesunkene Gestalt ihrer Mutter, dann beugte sie sich tiefer herunter zu der kleinen Strickerin; auch diese jugendlichen Augen kannten schon den Schmerz. An dem kleinen Tische saßen zwei blondköpfige Buben und malten ungeheuerliche Buchstaben auf die Bruchstücke einer Schiefertafel. Jetzt schob der eine der Buben die Schiefertafel von sich, legte den Kopf auf den Tisch und weinte. „Was hast Du, Hans?" sagte das Mädchen. Der kleine Hans aber gab keine Antwort und weinte stille vor sich hin. Da stand das Mädchen auf und beugte sich zu dem Brüderchen nieder. „Sage mir Hans, was fehlt Dir?" „Ich habe Hunger," sagte der Bube mit halbleiser schluchzender Stimme und schaute ängstlich nach der Mutter hinüber. Frau Marie schrack aus ihren Träumereien auf: „Röse, was fehlt dem Hans, warum weint er?"

„Er sagt, er habe Hunger," sagte der ältere Knabe, „der dumme Hans! ich habe keinen Hunger, ich!"

„Doch, Du hast," erwiderte der Kleine trotzig, „Du hast's ja eben gesagt."

„Ho, ich hab' nur Spaß gemacht, du dummer Kerl. Verstehst Du keinen Spaß? Gewiß Mutter, ich kann schon warten, bis der Vater kommt."

„Arme Kinder!" seufzte Frau Marie und barg schluchzend ihr Gesicht in die Hände.

„Du bist halt ein Esel," schalt der ältere Karl und gab seinem Bruder einen Rippenstoß, „siehst Du, jetzt greint die Mutter wieder."

Da ging die Thüre auf und keuchend unter der Last eines gewaltigen Henkelkorbes trat die behäbige Gestalt der Frau Jukunde in das Zimmer.

„Guten Abend bei einander, guten Abend bei einander. Guten Abend, Frau Müllern. Bleiben Sie sitzen Frau Müllern, bitte, bleiben Sie doch sitzen. Gott, wie bin ich gelaufen, und was ist das für ein Tag. Ich will mich nur gleich setzen, ich bin ganz außer Athem; mit Erlaubniß Frau Müllern. Was sind Sie doch für eine glückliche Frau und muß ich so etwas erleben! Ach, du lieber Gott! Röse, nimm den Korb und pack' ihn aus, es ist Abendessen drin für die Kinder, Butter und Brod und ein kalter Hammelsschlegel. Wissen Sie, Frau Müllern, am Montag mache ich immer einen Hammelsschlegel, der geistliche Herr ißt ihn so gern und man kann ihn die ganze Woche kalt aufschneiden. Der Herr hat zu mir gesagt, Jukunde, hat er gesagt, nimm den Hammelschlegel und trage ihn zu Müllers, die Kinder sollen sich's schmecken lassen, hat er gesagt. Ha, ha, ha, wie sie einhauen, der Karl und der Hans; bringet mir nur keine Knochen in den falschen Hals; und für Sie, Frau Müller habe ich ein Schälchen Kaffee mitgebracht und für mich auch eins, und dicken Kuchen, wir wollen ein Schlückchen Kaffee mit einander trinken und eins zusammen plaudern; das heißt, Sie sollen nicht zuviel plaudern, Frau Müllern, Sie sind noch zu schwach. Doch das wird jetzt bald anders werden. Mir aber, mir

thut es nichts, das Plaudern, Gott Lob und Dank, nein, mir thut es nichts. Ach, du lieber Gott!"

Unter diesem sprudelnden Redefluß hatte Frau Jukunde mit Hilfe Röschens den Korb ausgepackt, und vor den hungrigen Augen der Kinder einen Reichthum von Eßwaaren ausgebreitet, daß diese vor Entzücken laut aufjubelten, und ohne weitere Aufforderung abzuwarten, mit einem Eifer darüber herfielen, der selbst der bleichen Frau Marie ein glückliches und dankbares Lächeln entlockte. Dann hatte Frau Jukunde eine feine weiße Serviette auf der Tischecke ausgebreitet, hatte einen vielversprechenden Kaffeehafen aufgestellt, und nachdem sie Frau Marie in ihrem Lehnstuhle an den Tisch geschoben hatte, sich mit einem behaglichen Seufzer vor einer sehr umfangreichen Tasse niedergelassen.

(Fortsetzung folgt.)

Mr. Hall's letzte Luftfahrt.

(Schluß.)

Der Ballon, dessen rasenden Flug nichts hemmte, fuhr indessen fort, immer höher und höher zu steigen.

„Ha, ha, ha!" lachte der Fremde, „während wir so hübsch im Begriff sind, in den Himmel zu fahren, werde ich Euch ein Geschichtchen erzählen." — Sein unglücklicher Gefährte rührte sich nicht mehr, schon floß ihm in Folge der außerordentlichen Dünne der Luft, das Blut aus Augen und Ohren. „Hört zu! — Vor drei Jahren bewohnte ich Madrid; ich war Wittwer und lebte allein mit meiner Tochter, einem reizenden blauäugigen Engel mit prächtigem, langem Haar.

„Eines Tages war ich früh vom Hause weggegangen, und als ich Abends heimkam, fand ich mein Kind, meine theure Lucia, nicht mehr! — Banditen waren während meiner Abwesenheit in mein Haus gebrochen, und hatten mir mein Theuerstes geraubt. — Doch Freund, habt Ihr keine Kanone hier?"

Mr. Hall machte mechanisch ein verneinendes Zeichen.

„O wie schade! Ich würde Spanien bombardirt haben — Seit dieser Zeit durchstreife ich rastlos ganz Europa, um mein Kind zu suchen — aber Alles ist vergebens! — Im Norden von Irland jedoch, da könnte sie sein! — Habt Ihr vielleicht ein Zündhölzchen bei Euch?"

Der arme Hall schüttelte mit dem Kopfe.

„Auch nicht! O, wenn ich nur eines hätte, ich würde den ganzen Ballon anzünden, und durch's Zusammenbrennen müßte er doch leichter werden. Als Ihr mich heute früh sahet, war ich eben daran, die dummen Gesichter der Menge zu mustern, in der Hoffnung, das des verfluchten Räubers meines Kindes darunter zu entdecken — aber vergebens!"

Daß sein Reisegefährte vollständig verrückt war, hatte der unglückliche Hall längst mit Entsetzen bemerkt. — Da — o gütiger Himmel, Dank! schien ihm plötzlich ein rettender Gedanke zu kommen.

„Wie ist Euer Name?" fragte er den Wahnsinnigen.

„Luigi Toreno!"

„Wie! Ihr wäret Luigi Toreno?"

„Der bin ich!"

„O, dann weiß ich, wo der Räuber Eures Kindes zu finden ist — wir sind jetzt gerade über dem Orte — öffnet die Klappe des Ventils, und in kurzer Zeit werdet Ihr Eure Lucia in die Arme schließen."

„Nein, nein! Ihr täuscht mich, guter Freund! Meine Lucia ist im Himmel, nicht auf Erden; verflossene Nacht erschien sie mir im Traume und sagte es mir. Deßhalb muß ich immer höher und höher hinauf, denn nur dort kann ich sie finden. Kommt, helft mir dabei! Laßt uns mit der ganzen Kraft unserer Lungen blasen, und da wir ja unten sind, so muß dies den Ballon in die Höhe treiben. Also blast, Freund, blast!"

Mr. Hall suchte vergebens sich zu erheben.

„Bei meiner Seele, wir kommen ja nicht vom Flecke!" heulte der Riese. „Auf! steigt auf meine Schultern und schiebt am Ballon — wir müssen hinauf!"

Mit diesen Worten packte er den halbtodten Hall, und hob ihn wie ein Kind über seinen Kopf.

„Jetzt drauf los! Schiebt! schiebt!"

Der Unglückliche versuchte zu gehorchen, aber das von seinen Augen niederrieselnde Blut blendete ihn. Ein schreckliches Klingen und Summen erfüllte sein Ohr; Blitze schienen vor ihm zu flammen.

„Nun!" schrie der Wahnsinnige, „will es nicht gehen?"

In diesem Augenblick berührte Mr. Halls zitternde Hand zufällig den Strick des Sicherheits-Ventils. Mit Aufgebot seiner ganzen Kraft zog er ihn an. Zischend strömte das Gas durch die geöffnete Klappe, und rasch begann der Ballon auf die Wolken niederzusinken.

„Ah!" rief Toreno, „anstatt den Ballon aufwärts zu schieben, wie ich Euch gebot, drückt Ihr ihn herab! Aufwärts, sage ich Euch, aufwärts!"

„Ihr seht ja, daß ich es aus Leibeskräften thue."

„Nein! Nein! denn hier zeigt sich schon die Erde wieder!"

„Das kommt daher," stöhnte der arme Hall, „daß die Wolken sich nach den obern Regionen ziehen!"

„Gut," rief der Verrückte, indem er Hall auf den Boden niederlegte, „das wollen wir auch! Und um den Ballon leichter zu machen, laßt uns Alles über Bord werfen!"

„Wir haben ja nichts mehr."

„Nichts mehr?" fragte der Wahnsinnige, seinen Gefährten scharf anblickend. „Wie viel wiegt Ihr?"

Den unglücklichen Hall traf diese Frage wie ein betäubender Schlag.

„O, sehr wenig. — Nichts, das nur im Geringsten etwas ausmachen könnte — eine unbedeutende Kleinigkeit!"

„Eine unbedeutende Kleinigkeit? — Nun, auch die ist von Gewicht."

Das Ungeheure der Gefahr gab unserm Aeronauten seine Geistesgegenwart wieder.

„Mein Freund!" sagte er, „Eure Tochter ist nicht todt — ich sah sie erst vorige Woche in der Nähe von Belfast. Sie lebt bei einer Familie, die sie liebt und wie ihr eigenes Kind behandelt. In ganz kurzer Zeit werdet Ihr, wenn Ihr mir erlaubt, den Ballon fallen zu lassen, bei ihr sein."

Der Wahnsinnige starrte ihn wild und ungläubig an.

„Ja," fuhr Mr. Hall eifrig fort, um den Eindruck zu benutzen, den er auf ihn gemacht zu haben schien; „Ihr werdet sie wiedersehen, Eure Lucia, mit weitgeöffneten Armen wird sie Euch entgegen eilen, und lustig wird ihr goldnes Haar im Winde—"

„Ihr lügt! Ihr lügt! Lucias Haar ist so schwarz wie Ebenholz. Mann, Ihr habt sie nie gesehen! Wie viel wiegt Ihr?"

„O, beinahe nichts! Nur ein paar Pfund!"

Der Wahnsinnige ergriff ihn mit beiden Händen und hob ihn über den Rand der Gondel; einen Augenblick später — und er würde ihn in die unermeßliche Tiefe geschleudert haben.

„Toreno!" rief der Unglückliche, „Ihr wollt höher hinauf?"

„Ja!"

„Euer Wunsch ist, den Ballon leichter zu machen?"

„Ja, ja!"

„Und wie viel wiegt Ihr selbst?"

„Zweihundert Pfund!"

„Gut, so stürzt Euch selbst hinab, und der dadurch ungeheuer erleichterte Ballon wird mit solch unglaublicher Raschheit aufsteigen, daß er bald an den Himmel stoßen muß!"

Der Wahnsinnige besann sich einige Augenblicke. „Das ist wahr," sagte er, „Ihr habt Recht!" und seine Hände ließen Hall los.

„Mein Schöpfer!" rief er dann, einen letzten wilden Blick um sich werfend, „ich komme zu Dir! Bei Dir allein werde ich mein Kind, meine Lucia wiederfinden!" und mit einem verzweifelten Satze über Bord springend, verschwand er.

* * *

Der Ballon und sein Besitzer kamen glücklich unten an. Der Letztere jedoch lag viele Wochen lang im heftigsten Fieber da.

Als er wieder zu sich kam, war sein Erstes, daß er Befehl gab, sein gefährliches Spielzeug um jeden Preis zu verkaufen; und jetzt, nachdem schon so manches Jahr darüber vergangen, ein treues Weib an seiner Seite, und ein blühender Kreis Kinder um ihn stehen, denkt er noch oft mit Schaudern an seine letzte Luftfahrt.

Verschiedenes.

Am 1. November ist in Twer (Rußland) das Theater ein Raub der Flammen geworden. Während gerade eine Scene aus dem Volksleben dargestellt wurde, stürzten einige Leute mit angstvoller Miene und dem Rufe „Feuer! Feuer! Wir verbrennen!" auf die Bühne. Viele hielten diese Leute für Schauspieler und schenkten dem natürlichen Spiel derselben lebhaften Beifall. Diese Illusion wurde aber bald zerstört, als sich Rauch zeigte und gleich darauf das Gas und selbst die Lichter auf den Pulten der Musiker ausgelöscht wurden. Kaum war das Publikum auf die Straße gelangt, als auch das Feuer schon durch das hölzerne Dach brach, und in wenigen Augenblicken stand die ganze obere hölzerne Etage des großen Hauses in Flammen.

Einer, der es mit keinem verderben will. Ein Bürger zu Braubach in Nassau suchte bei Gelegenheit der Taufe seines siebenten Sohnes die Pathenschaft seines neuen Herrschers, des Königs von Preußen, wie seines alten, des Herzogs von Nassau, zu erhalten und erlangte auch Gewährung der dahin zielenden Bitte. Der Täufling erhielt den Namen Adolf Wilhelm.

Am 16. November Morgens wurden zu Glogau im Hofe der Gefangenanstalt die Wittwe Fiebig und deren 28jähriger Sohn durch Enthauptung hingerichtet. Letzterer hatte am Abend des 23. April 1866 seinen Vater, den Freigärtner Franz Fiebig zu Streppen, Kreis Guhrau, mit welchem die Angeklagten seit geraumer Zeit in Unfrieden lebten, mit einem Tuche, welches ihm die Mutter unter zur Tödtung des Vaters aufmunternden Worten dargereicht, in der Wohnstube erwürgt, und Beide dann gemeinschaftlich den Leichnam in die Kammer geschleift und dort an einem Balken aufgehängt, um einen Selbstmord glaubhaft zu machen.

Charade.

(Viersilbig.

Magst Du auch die Erste trinken,
Müd' an Körper und an Geist,
Darfst Du nur dem Manne winken,
Der sich dienstbar schwer erweist;
Seine Schritte wird er lenken,
Rasch die Zweite Dir zu schenken.

Magst den Fang Du mit der Dritten,
Ist Dir fern des Zieles Spur:
Meine Vierte unbestritten
Zeigt das Männliche Dir nur.
Nun kannst Du die Lösung binden
Und doch nie beisammen finden.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 95. Donnerstag, den 28. November **1867.**

Meister Müller.

Eine Erzählung aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

„So, Frau Müllern," fuhr die gutherzige und redselige Haushälterin fort, indem sie den braunen Trank in die Tassen schenkte, „so Frau Müllern, den dürfen Sie sich herzhaft schmecken lassen, sind keine Gelbrüben darunter. Wissen Sie, der Herr mag die Gelbrüben nicht, außer ganz jung und zart mit Hammelsrippchen darauf, ha, ha, ha, aber nicht unterm Kaffee; ja da käme ich schön an. Ach, du lieber Gott! Gerade wie der Herr General selig in Karlsruhe. Wissen Sie, ich war als Köchin bei's Herrn General selig in Karlsruhe, und deswegen habe ich ihn auch heute Morgen gleich wieder erkannt; war er doch mehr als zehnmal in unserm Hause und einmal, bei der Frau Generalin ihrem Geburtstage selig, hat er sogar mit uns zu Mittag gegessen, und der Johann hat seine krummen Beine in kurze Sammthosen stecken müssen, und weiße baumwollene Handschuhe anziehen und bei Tafel aufwarten. Ha, ha, ha, hat gerade ausgesehen wie ein Pavian. Ach, du lieber Gott! Hab' ihn aber gleich wieder gekannt heute Morgen; ein lieber Herr, ein freundlicher Herr; und wie hab' ich ausgesehen; ich bin nur gleich die Treppe hinauf gelaufen und habe meine neue Haube aufgesetzt und der Herr hat freundlich gelacht, wie er mich gesehen hat. Ach Gott, Frau Müllern, wenn ich reden dürfte! Ach Gott, was sind Sie für eine glückliche Frau! aber ich darf nicht reden, der geistliche Herr hat mir's auf's Strengste verboten, und der Herr kann sich auf mich verlassen, denn wissen Sie, Frau Müllern, ich kann schweigen, wie eine Mauer, ich kann stumm sein, wie ein Fisch! Aber es wird noch Alles an den Tag kommen, und Sie werden mir bezeugen, Frau Müllern, daß ich immer eine gute Freundin von Ihnen war und es immer gut mit Ihnen meinte, und daß ich immer sagte, der Vogt sei ein Schuft, trotz seiner Betstunden und seinem Psalmsingen, und aus dem wird der Teufel in der Hölle noch einmal Hammelsrippchen braten! Der Wucherer, der Geizhals, der Leuteschinder, der — — Ach, du lieber Gott!"

Frau Jukunde machte eine Pause, um nach Athem zu schnappen und ihre dritte Schale Kaffee auszuschlürfen. Frau Marie, die ihr mit trübem Lächeln zugehört hatte, benutzte die günstige Gelegenheit, um ihr zu danken und zu versichern, daß sie nie an ihrer Freundschaft gezweifelt habe.

„Freilich, freilich," nahm die Haushälterin ihren Redestrom wieder auf, „wir waren immer die besten Freundinnen zusammen und erst heute Morgen habe ich zum geistlichen Herrn gesagt, Herr Pfarrer, habe ich gesagt, Frau Müllern ist eine so brave Frau und eine so gute Freundin von mir, hab' ich gesagt, ist krank und hilflos und kann sich nicht erholen bei den vielen Kindern, hab' ich gesagt, und da haben wir ein so kleines Zimmerchen im Pfarrhause, ganz still und heimlich gelegen, gegen den Garten hinaus, da soll die Frau Müllern hineinziehen, da kann sie ganz ruhig sein und sich pflegen und ich will ihr Kraftsuppen kochen, wir haben ja so viele alte Hühner auf dem Hofe, und ihre Kinder daheim, die will ich besorgen, als wenn ich ihre eigene Mutter wäre, hab' ich gesagt, und da wird die Müllern bald wieder gesund werden und ihrer Haushaltung wieder vorstehen können. Ja, so hab' ich gesagt. Ach, du lieber Gott. Und da hat der geistliche Herr gesagt, Frau Jukunde, hat er gesagt, Sie sind eine wackere Frau, und die Frau Müllern soll gleich zu mir in's Haus, heute noch soll sie einziehen. Ach, du lieber Gott, wenn ich reden dürfte, aber ich kann schweigen, Frau Müllern, ich kann schweigen, wenn es sein muß, stumm, wie ein Fisch. Und ich will gleich nach dem Doktor schicken und sie soll von meinem alten Malaga trinken, hat der Herr Pfarrer gesagt, und der Johann soll die Chaise einspannen, und der Müller ist ein braver Mann und den Unglücklichen muß man beistehen, so hat er gesagt. Ach, du lieber Gott, da ist die Chaise schon! Röse, packe deiner Mutter Siebensachen zusammen, und trage sie auf den Pfarrhof, und jetzt kommen Sie, Frau Müllern, das Bett ist frisch überzogen und ausgelüftet und gewärmt, und in 8 Tagen wollen wir einmal sehen, was Sie für dicke rothe Backen haben. Ja, wenn ich reden dürfte; ich hab' ihn aber gleich wieder erkannt, gleich auf der Stelle, den lieben, guten Herrn. Ach, du lieber Gott!"

Und so geschah es. Ehe Frau Marie nur dazu kommen konnte, ihren Dank zu stammeln, hatte Frau Jukunde sie mit sanfter Gewalt von dem Lehnstuhle aufgehoben, in ihr eigenes warmes Halstuch gehüllt, und sie sorgsam unterstützend, zu der vor der Thür stehenden Pfarrchaise geführt, in deren ehrwürdigen Kasten sie sich mit ihrer

Pflegebefohlenen setzte, und dem Pfarrhause zu rumpelte.

Als Meister Müller in der Abenddämmerung nach Hause kam, wollte er seinen Ohren nicht trauen, als die Kinder ihm das Geschehene erzählten. Er eilte in den Pfarrhof, und fand an dem Bette seiner Frau, die ihm freundlich lächelnd die Hand entgegenstreckte, den Arzt, der ihm die Versicherung gab, daß unter solcher Pflege seine Frau bald wieder vollständig hergestellt sein werde.

„An uns soll es nicht fehlen, Meister Müller," sagte der ehrwürdige Pfarrherr, indem er dem Maurer freundlich die Hand schüttelte, „Eure Frau soll bald wieder Rosen auf den Wangen haben. Nur den Muth nicht verloren, Mann; was auch noch Schlimmes kommen mag, der alte Gott lebt noch, vertraut ihm in allen Stücken."

„Und für die Kinder will ich sorgen, als wären es meine eigenen," sagte Frau Jukunde, „gewiß und wahrhaftig, ich will es thun und Ihr könnt ruhig Eurer Arbeit nachgehen. Ach, was wir noch Alles erleben werden; wenn ich nur reden dürfte, aber gewiß, ich kann schweigen, Herr Pfarrer; stumm wie ein Fisch. Ach, du lieber Gott!"

V.

Acht Tage waren seit jenem ereignißreichen Montage vergangen. Der Schulze hatte im Auftrage des fremden Herrn einen schönen Bauplatz nebst Grasgarten erstanden, „für schweres Geld, für schweres Geld," wie er sagte. Es war aber ein offenes Geheimniß im Dorfe, daß ein Drittheil des Kaufpreises in des Schulzen Tasche gewandert war. Es war dies so eine kleine Eigenheit des Herrn Schulzen, es war die Art, wie er Geschäfte betrieb. Die Bauern zerbrachen sich die Köpfe, wer denn der fremde Herr sei, der sich in ihrem Dorfe ein Haus bauen wolle, zu dem schon die Mauersteine beigeführt wurden. Der alte Herr in dem Jagdwagen kam stark in Verdacht, und der Herr Pfarrer und der Schmied Ullrich hatten einen harten Stand der Neugierde der Bauern gegenüber. Sie sagten aber, „wir dürfen nicht, es ist uns ein Schloß vor den Mund gelegt." Der Schulze that sehr geheimnißvoll und ließ nur etwas durchblicken von einem hohen Gönner in der Residenz, Sommeraufenthalt, Forellenfang und dergleichen. Am ärgsten war Frau Jukunde von ihrem Geheimnisse geplagt, es wollte sie fast umbringen: „Ach Herr Jeses, so etwas wissen und nicht reden zu dürfen," klagte sie den Honoratioren unter den Bauernweibern, „aber ich habe ihn gleich wieder erkannt, den lieben, guten Herrn; ja wenn ich reden dürfte. Ach, du lieber Gott!"

(Fortsetzung folgt.)

---

* Hauswirthschaftliche Briefe,

geschrieben für Frauen und Töchter.

Liebe Freundin!

Ein anderer Bestandtheil der Pflanzen ist der Käsestoff, der sich dadurch vom Eiweiß unterscheidet, daß er nur dann im Wasser gerinnt, wenn man eine Säure hinzu thut. Er macht einen Bestandtheil der Erbsen, Bohnen, Linsen, überhaupt der Hülsenfrüchte aus. Auch enthält die Milch eine Menge Käsestoff. Derselbe gerinnt augenblicklich, sobald man einige Tropfen einer Säure hinzubringt. Wenn die Milch sauer wird, so geht daher, in Folge der Säure, der Käsestoff in festen Zustand über, wie Ihnen dieß bekannt sein muß. Durch Alkalien kann er wieder gelöst werden, und daher verhindern einige Tropfen Aetzkali, die man der säuernden Milch zusetzt, das Zusammenlaufen. Unter Alkalien versteht man aber gewisse Naturkörper, die, wie Natron, Kali, Magnesia u. s. w. in Verbindung mit Säuren Salze bilden. Unser Kochsalz besteht z. B. nur aus dem Natron, einem Alkali und der Salzsäure, einer Säure. Bei der Verbindung verschwinden die Eigenschaften des Alkali und der Säure. — Solche alkalische Stoffe sind nun sowohl in der Milch wie in den Pflanzen enthalten. Wenn Sie deßhalb Hülsenfrüchte kochen, so verhindert das Vorhandensein von Alkalien das Gerinnen des Käsestoffs. Das Gerinnen tritt aber sofort ein, wenn Sie etwas Essig hinzu thun. Immerhin gerinnt aber ein Theil Käsestoff immer beim Kochen, da der Käsestoff die Eigenschaft besitzt, zu gerinnen, sobald er in einer wässerigen Auflösung verdampft. So ist die Haut, die sich beim Kochen der Milch oder der Hülsenfrüchte auf der Oberfläche bildet, nichts anderes als geronnener Käsestoff.

Im Fleische finden sich ebenfalls Eiweiß, Faserstoff, Käsestoff, Fette und Salze, und es verhalten sich diese Stoffe in kochendem Wasser ebenso, wie bei den Pflanzen. Stärke, Gummi und Zucker sind dagegen im Fleische nicht vorhanden.

Man unterscheidet drei Grade des Kochens. Der erste Grad bezweckt das Kochen eines Speisestoffs bis zur Erweichung. Wollen Sie z. B. Kartoffeln kochen, so setzen Sie dieselben so lange dem Kochpunkte des Wassers aus, bis sie durch und durch erweicht sind. Das in den Kartoffeln enthaltene Stärkemehl quillt dabei auf und tritt bei längerem Kochen auch an der Oberfläche hervor. Sind die Kartoffeln bis zur Mitte erweicht, so nennen wir sie gar. Der Zweck unseres Kochens war also hier die vollständige Erweichung des Speisestoffs; das Mittel hierzu ist das Wasser, das auch, nachdem es dem Zweck gedient hat, unbenützt gelassen wird. Aber nicht immer wird das Wasser weggegossen. Kochen Sie geschälte Kartoffeln und setzen das Kochen über die Erweichung hinaus fort, so zerreißen auch die Zellen in der Mitte; das ge-

quollene Stärkemehl tritt stärker hervor, saugt das Wasser an und bildet einen Brei damit. Wenn Sie mit dem Kochlöffel recht emsig darin rühren und drücken, so hat dies den Zweck, diesen Vorgang zu beschleunigen. Hier ist also das Wasser nicht allein das Mittel, es ist vielmehr selbst der Zweck des Kochens geworden; es wird oder kann vielmehr nicht mehr abgegossen werden, sondern wird mit dem sich zu fester Masse verbundenen Speisestoff genossen. Wenn Sie, um dem Brei mehr Nährkraft zu geben, statt Wasser Milch nehmen, so ändert dieß in dieser Erklärung nichts. Es ist dieß der zweite Grad des Kochens, der das Kochen bis zur breiartigen Vermischung des festen Stoffes mit dem flüssigen bezweckt.

So kochen Sie alle Ihre Gemüse. Das Wasser ist hier stets Mittel und zugleich Zweck des Kochens. Sie gießen es ja nicht ab, sondern genießen es mit dem Speisestoff. Wenn Sie bei manchem Gemüse das erste Wasser, das sogenannte Abkochwasser abgießen, so thun Sie wohl daran. Denn namentlich die Kohlgemüse, auch Hülsenfrüchte, enthalten Schwefel oder Farbestoffe. Durch Abgießen des ersten Wassers entfernen Sie diese Stoffe, welche sonst der gekochten Speise einen unangenehmen Geruch und Geschmack geben würden. Gemüse, welche wenig an das Wasser abgebbare Stoffe enthalten, würden zu wässerig werden. Sie müssen daher stets durch Zuthat von Mehl nachhelfen; dadurch wird das Gemüse, wie die Frauen sagen, rund. Immerhin werden Sie auch, wenn Sie Gemüse nur mit Wasser kochen, die nöthige Menge Fett hinzufügen. Ueber den dritten Grad des Kochens das nächste Mal.

Verschiedenes.

Die »Südd. Pr.« meldet aus München, 24. Nov.: Die Kunde von einem gräßlichen Vorkommnisse durcheilt die Stadt! Die seit etwas mehr als einem Jahre dahier von ihrem in Wien sich aufhaltenden Gatten getrennt lebende Gräfin v. Chorinsky Ledske, eine 30 Jahre alte Dame, wurde seit zwei Tagen von ihrer Quartiergeberin, der Wittwe H. in der Amalienstraße, nicht mehr gesehen, und als Letztere, ein Unglück ahnend, das versperrte Zimmer derselben gestern Abends öffnete, zwischen Sopha und Tisch todt auf dem Boden liegend aufgefunden. Die Besetzung des Tisches mit Gefäßen, in welchen Rum, Milch, Thee 2c. enthalten war, das ganze Arrangement zeigte, daß die Unglückliche während der Abendmahlzeit vom Tode ereilt worden war, vom Tode durch Gift und wahrscheinlich von fremder Hand, wie folgende Umstände nahe legen. Am 19. l. M. nämlich war mit dem Morgenzuge von Wien eine hübsche junge Dame hier angekommen und in einem der ersten Gasthöfe abgestiegen, welche alsbald als eine angeblich ebenfalls in getrennter Ehe lebende Baronesse v. B. aus Wien mit der unglücklichen Gräfin ein intimes Bekanntschaftsverhältniß anknüpfte oder erneuerte, jedenfalls mit derselben in engen Verkehr trat, Einkäufe besorgte 2c. Am letzten Donnerstag, den 21. l. M. beauftragte die angebliche Baronin den Lohndiener des Gasthofs, zwei Theaterbillets zu besorgen und solche zur Gräfin Chorinsky, zu welcher sie sich auf Besuch begab, zu überbringen. Der Diener that, wie befohlen, worauf die Gräfin, welche allein mit der Baronesse eben die Abendmahlzeit einzunehmen begriffen war, ihre Quartiergeberin ersuchte, eine Droschke zur Fahrt ins Theater zu holen. Als Frau H. nach kurzer Frist nach Hause kehrte, traf sie zu ihrer Ueberraschung das Zimmer der Gräfin versperrt, konnte keine Bewegung, kein Geräusch in demselben vernehmen, beruhigte sich jedoch damit, daß beide Damen, des Wartens überdrüssig, sich zu Fuße auf den Weg gemacht haben würden. Im Laufe dieser ihrer beiläufig viertelstündigen Abwesenheit hatte Gräfin Chorinsky ihr Leben geendet — geendet, wie die heute vorgenommene Section erwies, durch den Genuß von Blausäure! Ihre Gesellschafterin, die angebliche Baronesse v. B., war alsbald in außerordentlicher Aufregung in den Gasthof zurückgekehrt und sofort abgereist. Selbstverständlich wurden unverweilt die umfassendsten, durch die dringenden Anzeichen eines Verbrechens des Mordes veranlaßten Maßregeln getroffen, über dessen Motive vorerst nur soviel feststeht, daß nichts auf die Absicht der Beraubung schließen läßt.

Ueber die Sturmnacht auf St. Thomas berichtet der am 22. d. in Plymouth eingelaufene westindische Postdampfer folgendes: Am 29. Okt. war das Wetter Morgens gegen 9 Uhr so drohend, daß der Capitän des Dampfers „Conway“, der neben der „Rhone“ bei der kleinen Petersinsel lag — die „Rhone“ hatte sich des Fiebers wegen dorthin zurückgezogen und verkehrte mit St. Thomas durch die kleineren Dampfer der Gesellschaft — den Capitän der Letzteren consultirte, ob es nicht besser sei, auf die hohe See hinaus zu dampfen. Man machte die nöthigen Vorkehrungen dazu, aber das Barometer fiel zu gleicher Zeit beträchtlich und gegen 11 Uhr kam ein fürchterlicher Sturm von N. N. O. zum Ausbruch. Die „Rhone“ und andere Schiffe hielten gegen diesen ersten Anfall stand und steuerten seewärts. Gegen halb 1 Uhr trat dann eine Stille ein, aber nicht auf lange. Schon eine Viertelstunde später entlud sich ein neues, gewaltiges Unwetter, dießmal aus der gerade entgegengesetzten Richtung, aus S. S. O. heftiger als das vorhergehende und viel zerstörender in seinen Wirkungen. Was bei dem ersten Orkane noch dem jähen Verderben entronnen war, wurde jetzt desto sicherer ereilt, die „Rhone“, auf ein Riff geschleudert, brach alsbald auseinander. Von einer Bemannung von 125 Mann blieben

nur 25 am Leben. Der „Wye", einer der zwischen St. Thomas und der „Rhone" hin und hergehenden, kleineren Dampfer, wurde, während er das offene Meer zu gewinnen suchte, erfaßt und an die Buckinsel geworfen, wo auch er alsbald zertrümmerte und von seinen 80 Mann an Bord nur 16 ihr Leben retteten. Den im Hafen liegenden „Derwent" stürzten die entfesselten Elemente hoch und trocken auf die Küste. Der „Solent" lag in der nächsten Nähe von Tortola und wird von dem Capitän derselben die Ueberschwemmung dieser Insel in Abrede gestellt. Sie sei auch von dem Orkan heimgesucht worden wie St. Thomas, berichtet dieser Offizier, und etwa hundert Personen sollen dabei durch den Einsturz von Gebäuden umgekommen sein. Außer den genannten Dampfern mußten auch einige achtzig Segelschiffe im Hafen von St. Thomas die Wuth des Orkans empfinden. Von deutschen Fahrzeugen sind die Brigg „Bertha" (nicht angegeben woher), die Brigg „Johanna" aus Bremen und die preußische Brigg „Treffer" gesunken und die Briggs „Helios" und „Edward" auf den Strand geworfen worden.

Auf dem Lande hatte das Unwetter nicht minder furchtbar getobt. Von 1 bis gegen 4 Uhr brüllte der Sturm und peitschte Ströme von Regen und Gischt über die fast mit nächtlicher Finsterniß bedeckte Insel dahin, indeß der Boden von mehrfachen Erdstößen erzitterte. Häuser wurden von ihrem Orte gerissen und später anderswo stehend gefunden. Einen ganzen Speisesaal trug der Orkan in einen entfernten Garten, ohne Lampen und Gläser zu zerbrechen, und in einem benachbarten Gäßchen fand man später unter Massen zerbrochenen Holzes einen Anker, verschiedene Karrenräder, ein Pianoforte und verschiedene Stücke Marmor bunt zusammengeworfen. Wo derartige Objekte umherfliegen, da ist die Zerstörung unvermeidlich, und so bot am 30., als der „Douro" an einem sonnenhellen ruhigen Morgen die Stadt anlief, St. Thomas, ein Bild der Verwüstung, trauriger und trostloser als eine bombardirte Stadt. Die Werfte gänzlich zerstört, die Stadt in Trümmern, von Baumpflanzungen nichts als der Rinde entkleidete Stümpfe und die Einwohner beschäftigt, für 292 Leichen, die man bis dahin aufgefunden, Gräber zu graben.

Nur vorsichtig. Ein Kaufmann in Königsberg schickte dieser Tage etwa vierhundert Portemonnaies auf Bestellung nach Oesterreich. Dieselben sind von der Gränze aus mit Protest zurückgekommen, nicht etwa, weil man in Oesterreich keinen Gebrauch von Portemonnaies zu machen wisse, sondern — weil durch diese Lederwaaren die Rinderpest eingeschleppt werden könnte. (Buchstäblich wahr.)

Der pensionirte Major v. B. in Saarbrücken hatte vor einigen Tagen das Unglück, auf der Jagd einen Holzhauer zu erschießen. Im Anschlage auf einen Hasen bemerkte der Jäger den durch das Gebüsch etwas verdeckten Holzhauer erst, als der Schuß gefallen war. Die Schrotladung traf den Hasen, aber auch den Holzhauer in den Kopf, in Folge dessen dieser kurze Zeit später im Spitale verschied. Der unglückliche Schütze ist um so trostloser, als der verhängnißvolle Schuß den Vater von sieben Kindern getödtet hat.

Der Wiener „Figaro" läßt die Franzosen folgendes Gebet sprechen:

„Wir möchten, gefälliges Oesterreich,
Um eine Gefälligkeit bitten:
O schick' uns den zweiten Napoleon,
Und nimm Dir dafür den — Dritten!"

In den Waldungen zwischen Eisenerz und Hieflau hat man in diesen Tagen den Körper eines Malers aus Wien aufgefunden. Derselbe hat sich dort längere Zeit, gleich den Thieren des Waldes herumgetrieben, die Annäherung aller Menschen ängstlich fliehend, und sich nur von Beeren ernährt.

In Berlin ereignete sich am Sonntag der Fall, daß ein Gürtlergeselle, als er das Jawort bei der Trauung geben sollte, in Ohnmacht fiel. Ob aus Freude, oder aus Angst, ist nicht gesagt.

Zur Psychologie des Krieges. In der Schlacht bei Gettysburgh, der ersten, welche im amerikanischen Kriege vorkam, wurden vom Schlachtfelde bei 27.000 Gewehre aufgelesen. Von diesen waren 24,000 geladen, 12,000 hatten zwei, 6000 über drei Patronen im Laufe; in vielen stacken 6 Kugeln mit einer Pulverladung; eine Springfieldbüchse war mit 23 Patronen geladen.

Ein heißer See. Im Quellengebiet des Yellow Stoneflusses in Dakota ist ein 40 Acker bedeckender heißer Salzwassersee entdeckt worden, der beständig auf Siedehitze steht. Fleisch, das man hineinwirft, ist binnen 40 Minuten gar gesotten.

Der Erzengel Michael in Berlin. Kürzlich stieg im „Hotel Royal" in Berlin ein Fremder ab und verlangte fünf Zimmer. Auf die Frage, ob Begleitung folge, wurde die Antwort ertheilt: Der Erzengel Michael bedürfe so vieler Räume. Bald erfuhr man im Hotel, daß der Erzengel Michael die Mission habe, den König am 20. d. in der Schloßkapelle zu krönen, und daß diesem Akte bis zum 29. d. M. großartige Festlichkeiten folgen sollten. Auch dem Ministerpräsidenten Grafen Bismarck gingen Seitens des Fremden umfangreiche darauf bezügliche Schriftstücke zu. Tags darauf erschienen in dem Hotel Polizeibeamte und brachten den geisteskranken Gast nach dem Molkenmarkt, wo es sich herausstellte, daß er ein Fabrikbesitzer Namens Michel aus der Umgegend von Stuttgart sei.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 96. Sonntag, den 1. Dezember **1867.**

Meister Müller.

Eine Erzählung aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

Schmied Ullrich hatte das ganze Jahr hindurch nicht mit solcher Fröhlichkeit gearbeitet, wie in dieser Woche. Wenn man an seiner Werkstätte vorüberging, konnte man ihn hämmern und lachen hören, durcheinander. „Heinrich, mein Junge, jetzt das Eisen aus dem Feuer. Drauf, mein Junge, drauf aus Leibeskräften, daß seine Seele wie schmutzige Schlacke aus seinem Leibe spritzt. Ho, ho, an dem geht kein Streich verloren, und er merkt es nicht einmal, der dicke Schlingel, er merkt es nicht, wie ich ihn mit der Zange halte. Drauf, um Deines Vaters willen! Ho, ho, ho!"

Frau Marie ging im Pfarrhause unter der liebevollen Pflege ihrer gesprächigen Freundin sichtlich ihrer Genesung entgegen, und Meister Müller, der täglich auf Arbeit in Karlsruhe war, würde glücklich gewesen sein, wenn nur nicht der Zeitpunkt unerbittlich immer näher gerückt wäre, der ihn seines Obdaches und seiner kleinen Habe berauben sollte. Er demüthigte sein Herz und ging zu dem gnädigen Herrn, wurde aber nicht vorgelassen; er ging zu dem Schulzen, der sein Hauptgläubiger war und gegen ihn die Pfändung erwirkt hatte, der Schulze wies ihm aber die Thüre: „er könne sein Geld nicht an jeden Lumpen verlieren."

So war der Tag der Pfändung gekommen.

In der kleinen Stube des Maurers Müller waren die bescheidenen Habseligkeiten der armen Familie zur Ansicht der Steigerungslustigen aufgestellt. Bettwerk, Hausgeräthe aller Art, auch einige feinere Möbel von polirtem Nußbaumholze; es waren Erinnerungszeichen besserer Zeiten, die letzten Trümmer aus dem Schiffbruche eines untergegangenen Glückes.

Meister Müller stand im Hintergrunde des Zimmers, mit übereinandergeschlagenen Armen, finsterm Blicke und zusammengepreßten Lippen. Heute ging der Maurer nicht nach Karlsruhe auf die Arbeit. Neben ihm stand sein Sohn Heinrich. Er hatte seinen Arm in den des Vaters geschlungen und sah trotzig dem Treiben des Schulzen zu, der im Zimmer umherwandelte und die der Versteigerung ausgesetzten Gegenstände mit verächtlichem Achselzucken prüfte. Ein Dutzend Bauern und Bauernweiber drängten sich an der Thüre, — Steigerungslustige. Schmied Ullrich saß in dem bekannten alten Lehnstuhle und schaute mit sarkastischem Lächeln in das Treiben um ihn her.

„He, Herr Vogt," sagte er, „habt Ihr bald Alles durchgemustert? Kann's bald losgehen?"

„Ich verliere mein baares Geld an dem Plunder," murrte dieser und gab einem unschuldigen Kübel einen verächtlichen Fußtritt, so daß dieser erstaunt in eine Zimmerecke rollte. „Meine Gutherzigkeit hat mir da wieder einen schönen Streich gespielt."

Die Bauern steckten die Köpfe zusammen und kicherten. Der Schmied brach in ein schallendes Gelächter aus: „Ho, ho, ho, Eure Gutherzigkeit, Herr Vogt; ja, ja, die ist ein Hauptfehler an Euch. Er ist so gutherzig! Und jetzt wollt Ihr in Eurer Gutherzigkeit den armen Leuten da ihre letzte Habe nehmen? Ich warne Euch, Herr Vogt! Man kennt den saubern Handel, mit dem Ihr den Müller zu Grunde gerichtet. Ich warne Euch, und der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht."

Der Schulze riß seine kleinen Schweinsaugen auf und starrte den Schmied mit unverhohlenem Erstaunen an: „Ich glaube, Ihr seid geschossen, Meister Ullrich? Was schwatzet Ihr da für Unsinn von warnen und Krug zerbrechen? Stehet einmal auf, daß ich den Lehnstuhl betrachten kann, 's ist glaub' ich noch eines von den besten Stücken unter dem Lumpenkram."

„Den Stuhl, Herr Vogt, braucht Ihr nicht zu betrachten, der kommt nicht in Eure Klauen," sagte der Schmied und lehnte sich so recht bequem in dem Stuhle zurück.

„Das wollen wir einmal sehen," erwiderte der Schulze, „er paßt mir gerade in meinen Ofenwinkel. Meint Ihr, ich solle gar nichts haben für meine dreihundert Gulden? Der Stuhl ist mein und damit Hollah! Hansfrieder fanget an."

Hansfrieder war der Ortsdiener, Nachtwächter und Ausrufer, alles in einer Person, und des Schulzen rechte Hand, und diese wichtige Person stand hinter dem Tische, einen Hammer in der Hand und der Befehle seines Vorgesetzten zum Beginn der Steigerung gewärtig.

Jetzt trat Meister Müller zwei Schritte vor und sagte mit vor unterdrückter Bewegung bebender Stimme: „Herr Vogt, wie es mit den dreihundert Gulden steht, die ich Euch schuldig bin, und um die Ihr mich jetzt auspfänden lasset,

wisset Ihr am besten, und Gott weiß es auch. Ich will aber alles über mich ergehen lassen und will nicht klagen; nehmet mir Alles, nur den alten Lehnstuhl lasset mir. In dem Stuhle ist mein Vater gestorben, — lasset mir den Stuhl, Herr Vogt."

„Ja, ja, Herr Vogt, den Stuhl müsset Ihr ihm lassen," riefen die Bauern durcheinander.

„Nun, Herr Vogt, wie ist's mit Eurer Gutherzigkeit?" rief der Schmied, „wollet Ihr ihn lassen, den Stuhl? Vogt, ich warne Euch!"

„Dummes Zeug!" schrie der Schulze zornig. „Hansfrieder, fanget an!"

„Das ist schlecht, Herr Vogt," riefen die Bauern durcheinander. „So geht man mit den Leuten nicht um." „Sein Vater ist darin gestorben." „Den Stuhl muß er behalten." „Wir stehen Alle zusammen!"

„Vater, lasset mich los," rief der junge Müller, vor Aufregung weinend, „Ihr müsset Euern Stuhl haben, wo mein Großvater drin gestorben ist, lasset mich los, ich will an ihn!"

„Ruhig, Heinrich," sagte Ullrich, „es kommt schon noch an ihn, bei dem geht kein Streich verloren, er lauft uns nimmer davon! Jetzt angefangen, Herr Vogt, in's Teufels Namen, denn in Gottes Namen kann man bei Euch nicht sagen; obschon Ihr ein frommer Mann seid."

Der Ortsdiener sah seinen Herrn fragend an. Dieser nickte, einen wüthenden Blick auf den Schmied werfend: „Das sollt Ihr mir entgelten, Ullrich! Angefangen!"

„Ein gepolsterter Lehnstuhl!" rief der Ortsdiener im Ausrufer-Tone. „Angeschlagen zu zwei Gulden!"

„Geboten!" rief ein Bauer. Der Schulze lächelte und gab dem Ausrufer einen Wink.

„Drei Gulden! Zum Ersten —"

„Vier Gulden," rief der Bauer wieder. —

„Fünf Gulden!" sagte der Schulze und schlug mit der Hand auf den Tisch. „Seid Ihr Narren? der Stuhl ist keine drei Gulden werth, und ich muß ihn haben und ich will ihn haben." — Fünf Gulden, zum Ersten —

Die Bauern steckten die Köpfe zusammen und beriethen sich. —

„Zum Anderen und zum" —

„Sechs Gulden!"

„Sieben Gulden!" rief der Schulze triumphirend. „Wer ist ein Narr und bietet mehr?" Die Bauern schüttelten die Köpfe und zogen sich zurück. — „Es thut's nicht weiter, Meister Müller, es thut's nicht!" —

„Sieben Gulden! Zum Ersten — zum Anderen — und zum" —

„Halt!" schrie der Schmied und trat an den Tisch vor. „Was ist Euch der Müller schuldig?"

„Dreihundert Gulden! Wollet Ihr sie vielleicht bezahlen?"

„Leicht möglich, Schulze," sagte der Schmied und warf ihm einen drohenden Blick zu, „denn meinet Ihr, Ihr könnet dem armen Manne den Stuhl nehmen, in dem sein Vater gestorben ist, für lumpige 7 Gulden? Der Stuhl ist mehr werth, Schulze! Siebenzig Gulden sind geboten, Hundert, Zweihundert, Dreihundert sind geboten, und da habt Ihr Euer Sündengeld." Mit diesen Worten schnallte der Schmied eine schwere Geldkatze los und warf sie auf den Tisch! „Machet Euch bezahlt, alter Wucherer und räumet das Feld, oder, Gott straf mich, ich werfe Euch zum Fenster hinaus!" Die Bauern lärmten durcheinander: „So ist's recht, Ullrich, steckt ihm Eins, dem alten Sünder." Der junge Heinrich war mit blitzenden Augen vorgesprungen und hatte sich mit geballten Fäusten neben seinen Meister gestellt. „Ruhig, Ihr Leute," rief der Schmied in den Lärm, „und höret mich! Ihr seid Zeuge, die Schuld ist bezahlt, die Steigerung ist aus! Verzeihet mir, Müller, daß ich Euch diese Stunde nicht erspart habe, aber hier waltet eine höhere Hand, die dem fetten Sünder dort noch Zeit zur Buße geben wollte bis zuletzt. Jetzt aber ist es zu spät und dort kommt der Rächer!" Alle Blicke wandten sich nach der Thüre, auf welche des Schmieds erhobene Hand deutete.

Der Schulze wurde käseweiß und stammelte: „Der Herr Oberamtmann!"

Unter der Thüre stand die hohe Gestalt eines Mannes in mittleren Jahren, der mit strengem Blicke die Gesellschaft musterte. Ueber seine Schulter hinweg konnte man zwei bewaffnete Landjäger erblicken, welche die Thüre besetzt hielten.

„Meister Ullrich," sagte der Herr Oberamtmann, „Ihr habt Eure Sache gut gemacht. Für diesen hier," und er zeigte auf den Schulzen, der dastand wie ein zusammengeschnapptes Taschenmesser, „für diesen hier ist die Zeit der Langmuth vorüber, er hat die letzte Frist verscherzt und die Zeit der Gerechtigkeit ist gekommen. Schulze, Ihr seid Eures Amtes entsetzt. Ihr seid in Untersuchung genommen wegen Amtsmißbrauch, wegen Wucher und wegen Unterschlagung. Landjäger, führet ihn ab. Ullrich, Ihr seid mit provisorischer Führung des Schulzenamtes betraut, bis eine Wahl getroffen ist. Ich hoffe, die Wahl wird Euch treffen, denn Ihr seid ein würdiger Mann. Ich werde Euch heute noch in Euer Amt einführen. — Jetzt lasset mich allein, ich habe mit Meister Müller zu sprechen."

Die Bauern räumten die Stube. Schmied Ullrich nahm seinen Lehrjungen Heinrich an der Hand und verließ das Zimmer. Draußen konnte er's nicht länger verheben. Er that einen lauten Juchzer. „Heinrich, mein Junge, die Sonne scheint wieder! Jetzt zu deiner Mutter. Der habe ich ein Wörtlein zu sagen, das ihr besser auf die Beine helfen wird, als alle Arzneien der Welt!"

(Fortsetzung folgt.)

Gut abgefertigt!

Ein Förster eine Nase trug,
Die schon vom Trunke dunkelroth,
Ging eines Tags in den Krug,
Woselbst an Weinen keine Noth.

Der Amtmann, der mit ein'gen Herrn
Auch g'rade in dem Krug erschien,
Wollt', wie schon oft geschehen, gern
Ob seiner Nase foppen ihn.

„Herr Förster" sprach er, „wißt Ihr was
„Verpachtet Eure Nase doch
„Als Kupferbergwerk — ohne Spaß
„Ihr macht damit Geschäfte noch!"

Der Förster wohl den Stich verstand,
Doch auch ein witziger Patron,
Entgegnet: „Habe mich gewandt
„Deshalb an die Regierung schon;

„Doch die Regierung wendet ein,
„Wiewohl die Nase ihr gefällt:
„Das könnte nur ein Esel sein!
„Der dieses Roth für Kupfer hält."

Ein Liebestelegraph.

Heinrich Penn erzählt in dem von ihm redigirten „Görzer Wochenblatte" folgendes drollige, lehrreiche Geschichtchen:

Da nach einem alten Sprüchwort die Liebe erfinderisch ist, so hat sie sich auch ihren eigenen Telegraph erfunden. Der elektrische Strom, der aus den Augen eines Liebespaares hin und wieder zuckt, vermittelt auch eine Telegraphie, die so alt ist, wie das Menschengeschlecht. Jedoch die Liebe blieb nicht auf der ersten Stufe stehen und verbesserte mit mehr oder weniger Glück ihre ursprüngliche Erfindung, und auch wir Görzer haben in unserer Mitte wißbegierige Jünglinge und Jungfräuleins, die sich das Studium der höheren Telegraphie, das heißt von einem dritten Stock zum andern, angelegen sein lassen. Die Erlebnisse eines solchen erfinderischen Genies nun, können wir unseren Leserinnen nicht vorenthalten.

Besagtes Genie war ein junger, hübscher Mann, stets in tadelloser Toilette, bei 30 Grad Reaumur die Hände in möglichst enge Glacehandschuhe gepreßt, mit einem zierlichen Spazierstöckchen bewaffnet, das er mit unnachahmlicher Grazie zu balanciren verstand.

Er liebte; seine Erwählte gehörte nicht zu Jenen, denen man die Bezeichnung „unnahbar" gibt und der Volksgarten, den Beide als Stammgäste besuchten, war eines Abends Zeuge, wie in einem dunklen Laubengange ihr Herz überfloß und das süße Geständniß der Liebe die Seligen in alle Himmel versetzte. Bald wurde der Umgang inniger, und da es nicht möglich war, daß der Jüngling seine Dulcinea in ihrem Hause besuchen konnte, so kam sie ganz einfach zu ihm. Nun kommen wir auf die Rolle, welche der Telegraph in diesem Romane spielte. Der Jüngling wurde oft augenblicklich und unerwartet durch Berufspflichten abberufen und konnte nie mit Bestimmtheit sagen, wann er eigentlich zu Hause sei. Aber das war Spaß für unser Genie. Er besaß prachtvolle seidene Foulardtücher in allen Farben und alsbald wurde besprochen, wenn die Dame an den Fenstern des Erwählten vorbei spaziere, daß sie folgendes Signal über das „Sein oder Nichtsein" desselben aufklären sollte: Ein rothes Tuch am Fenster bedeute, der Galan sei zu Hause; ein blaues, er sei nicht zu Hause und heute nicht mehr disponibel; ein gelbes Tuch jedoch hieß, er sei nicht zu Hause, kehre jedoch im Momente zurück. Das übersetze man so: Die Dame möge etwas spazieren gehen und später wieder kommen.

Nun zählte unser Galan nicht zu den Treuesten seines Geschlechtes und liebte, wie viele Andere, die Abwechslung. Es fügte sich, daß er gelegentlich eines Ausfluges die Bekanntschaft einer anderen Dame machte, und Dank der fleißigen Fensterpromenaden, denen er mit großem Eifer oblag, sich in Kürze rühmen konnte, ein neues Siegesbulletin in sein Tagebuch zu schreiben. Trotzdem gab er das Verhältniß mit seiner ersten Geliebten nicht auf, denn es hatte für ihn einen eigenen Reiz, von der sanften Blondine zur feurigen Brünette und umgekehrt zu wandern. Doch „mit des Geschickes vergänglichen Mächten, ist kein ewiger Bund zu flechten und das Unglück schreitet schnell."

An einem besonders heißen Sommertage schritt der Held unserer Erzählung, die nun leider einer tragischen Katastrophe zueilen muß, unbekümmert um das Wetter, von einem Spaziergange zurückkehrend, langsam der Stadt zu, in dem süßen Gedanken an die selige Stunde schwelgend, die seiner harrte... War er wirklich so unwiderstehlich, oder fügte es der Zufall, daß er stets auf emancipirte Damen stieß, die es nicht für unschicklich fanden, die Besuche ihrer Anbeter zu erwidern, genug, für heute hatte ihm die neue Dame seines Herzens ein Rendezvous in seinem Daheim zugesagt, und schon nahte die Stunde dazu heran. Aber horch, „da rauscht es auf, da rauscht es nieder" und „Himmel, das ist ja ein Platzregen in Form Rechtens!" rief er aus und griff nach seinem nagelneuen Florentiner Strohhut. Es goß in Strömen, und in der Verzweiflung schlug er sein Taschentuch um den Hut und eilte spornstreichs nach Hause. Dort angelangt, warf er das triefende Tuch in eine Ecke, sich selbst in trockene Kleider, als plötzlich sein Diener eintrat und ihm die Meldung brachte, sich auf einen Augenblick in das Bureau zu begeben.

Unwillig eilte der Jüngling fort, und sein Diener folgte ihm, nachdem das Zimmer geordnet war. Bald jedoch hatte der Ungeduldige sein Geschäft beendet und war kaum in sein Quartier zurückgekehrt, als ein zarter Damenfinger an die Thüre pochte, und seine neue Eroberung, tief in

dichte Schleier verhüllt, vor ihm stand. Er faßte entzückt ihre Hand und führte sie ein, ihr all' die tausend Kleinigkeiten zeigend, mit denen die Gunst der Frauen den Aufenthaltsort ihres Lieblings zu schmücken pflegt.

Auf dem Schreibtische, alles Andere überragend, prangte das Bild der gegenwärtigen Geliebten. Er hatte es eben früher hingestellt, und das Bild seiner abwesenden Flamme einstweilen entfernt, bei dem Besuche der Letzteren mußte das gegenwärtige Bild in die Lade. Die verschleierte Dame, entzückt über diese Aufmerksamkeit, reichte ihm gerührt die Hand, er bedeckte sie mit zahllosen Küssen, sie sank in seine Arme — da flog die Zimmerthür auf, und mit dem Rufe: „Wie geht's, mein Geliebter!" stürmte die eben Verrathene in das Zimmer.

Im Moment flogen alle Drei, wie von einem Scorpion gestochen, zurück. Das Erstaunen der beiden Damen ging rasch in Zorn und Wuth über, und bald spielte sich eine jener Scenen ab, von welchen der Dichter schreibt: „Da werden Weiber zu Hyänen, und treiben mit Entsetzen Scherz."

Endlich stürzten die beiden Nebenbuhlerinnen fort, und ließen unsern Helden zurück, wie weiland Langohr zwischen den beiden Heubündeln stand. Da zuckt ein Gedanke durch sein Gehirn, er blickt in die Ecke, eilt zum Fenster, reißt es auf — das Räthsel war gelöst — sein Diener hatte das nasse Sacktuch zum Trocknen dorthin gehängt, das Tuch war roth, und roth hieß: — „Ich bin zu Hause."

Verschiedenes.

Die „Pr.-Litth.-Ztg." meldet: „Auf dem Gute Heibutten, Kreis Lötzen, fand ein Arbeiter beim Ausroden von Erlensträuchern einen Stein, der mit seiner Umhüllung, von welcher die Axt ein Stück abgelöst hatte, in der Größe einer großen Haselnuß und in Tropfenform erschien. Die von der Umhüllung befreite Stelle verrieth durch ihren Glanz und ihr Farbenspiel den Diamant, deßgleichen durch Härte und Schärfe. Ein Glaser schnitt zuerst Glas damit, dann legte er den Stein auf einen festen Körper und versuchte, ihn so durch heftige Schläge mit einem Hammer zu zertrümmern, was ihm jedoch nicht gelang. Mittlerweile erfolgten auch Gebote von Seiten des Glasers und von Juden, die sich bis auf 30 Thaler steigerten, und in Folge des Handels kam es zu Klagen, wodurch die Polizei aufmerksam wurde. Der Stein wurde nun dem Finder polizeilich abgenommen. Sein Werth ist jetzt durch Sachkenner auf 12,000 Thlr. abgeschätzt und er ist nach Breslau an die dortige Diamantschleiferei gesandt worden. Da nach den bereits festgestellten näheren Umständen dem Fiskus kein Antheil zusteht, so dürfte der Fund dem Besitzer des Gutes zufallen, der ein Zehntel des Werthes dem Finder zu zahlen haben wird."

Madame ist unwohl, sie läßt den Arzt rufen. Nach einer langen Consultation wird der Arzt zu Tisch geladen. Bei Tische macht die kleine Elise großen Lärm, um das zweite Mal von einer Speise zu erhalten. Der Vater: Ich gebe Dir nichts mehr davon, Du würdest sonst krank werden. — Elise: Das macht nichts — dann wird mir der Doktor einen Kuß geben und ich werde gesund sein — nicht wahr, Mama!

Ein raffinirter Bösewicht. Aus Newyork schreibt man unterm 26. Okt.: John M'Cabe wurde gestern eines Verbrechens beschuldigt, für welches, wenn es erwiesen wird, selbst die Todesstrafe zu gelinde ist. M'Cabe lebte seit längerer Zeit mit seiner Frau in Unfrieden, da er sich dem Trunke ergeben hatte. Am Donnerstag Abend gegen 9 Uhr kam M'Cabe nach Hause und fiel gleich über seine Frau her, welche er zur Thüre hinauswarf. Er ging dann an ein Bett, in welchem seine zwei Kinder, ein Mädchen von 9 und ein Knabe von 4 Jahren, schliefen, nahm Zündhölzchen aus der Tasche und zündete das Bett an. Die Flammen schlugen sofort lichterloh in die Höhe. Der Angstschrei der Mutter, die durch ein Fenster Alles angesehen hatte, brachte die Nachbarn zur Stelle, die Thüre wurde erbrochen, und man sah M'Cabe ruhig vor dem Bette stehen und beobachten, wie die Flammen den noch immer schlafenden Kindern näher und näher kamen. Der Schurke wollte nicht zugeben, daß die Nachbarn die Kinder vom Bett nehmen sollten und erst ein tüchtiger Schlag mit einem Stuhlbein brachte ihn zur Vernunft.

In dem mährischen Städtchen W. hat sich vor zwei bis drei Wochen Folgendes zugetragen: Eine dort wohnende Dame ließ sich photographisch aufnehmen. Als der Künstler mit dem Portrait erschien, weigerte sich die Dame, das Bild anzunehmen und zu bezahlen, weil nach ihrer Ansicht dasselbe nicht gut ausgefallen war. Der beleidigte Künstler sann auf Rache. Er nahm das Abbild der mißvergnügten Dame und stellte dasselbe in seinen Auslagekasten, neben mehreren zum Verkaufe angebotenen Ansichten aus, über welchen die gemeinsame Ueberschrift „Zu haben" zu lesen war. Dieser Einfall des Lichtbilder-Erzeugers, der diesen Racheakt für einen sehr genialen Gedanken hielt, hatte aber unangenehme Consequenzen im Gefolge. Es wurde gegen den Photographen eine Klage wegen Ehrenbeleidigung erhoben und derselbe vom Bezirksgericht zu einer unfreiwilligen Muße in der Dauer von acht Tagen unnachsichtlich verurtheilt.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 97. Donnerstag, den 5. Dezember **1867.**

Meister Müller.

Eine Erzählung aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

Meister Müller hatte mit sprachlosem Erstaunen dies Schauspiel betrachtet, das sich vor seinen Augen entwickelte. Er war allein mit dem Beamten, den er kaum anzusehen wagte; sein Herz klopfte, als hätte er ein Unrecht begangen; er konnte sich nicht denken, was der hochgestellte Beamte mit ihm, dem armen Manne, zu verhandeln habe.

„Meister Müller," sagte der Beamte, indem er den Maurer freundlich zu sich heranwinkte, „Ihr habet heute vor 8 Tagen in dem Beiertheimer Eichenwalde einen Beutel voll Gold gefunden?"

„Ja, Herr," sagte Müller mit bebenden Lippen, „aber ich habe ihn ..."

„Ihr habt ihn seinem rechtmäßigen Eigenthümer wieder zurückgegeben, ich weiß. Und das war eine glückliche Stunde für Euch, da Ihr einer Versuchung widerstandet, der Mancher in Eurer traurigen Lage unterlegen wäre. Der fremde Herr, ich darf seinen Namen nicht nennen, nimmt Antheil an Eurem Schicksale, er hat über Euch Erkundigungen eingezogen, und da er in Euch einen braven und redlichen Mann erkannt, beschlossen, Euch glücklich zu machen."

„Lieber Herr Oberamtmann," stotterte der Maurer, ich weiß nicht, ich —"

„Höret weiter," fuhr der Oberamtmann fort. „Die dreihundert Gulden, mit denen der brave Schmied Ullrich vorhin Eure Habseligkeiten ausgelöst hat, sind von Eurem fremden Wohlthäter. Dieses Haus hier brauchet Ihr vorerst noch nicht zu verlassen, der gnädige Herr gestattet Euch, fernerhin darin zu wohnen, bis Ihr Euer eigenes Haus gebaut haben werdet."

„Mein eigenes Haus gebaut?" wiederholte der Maurer ganz mechanisch und wie im Traume, und in der That, der arme Mann wußte nicht, ob er wache oder träume.

„Ja, Euer eigenes Haus," sagte der Oberamtmann, der sich an dem fast ängstlichen Erstaunen des Mannes weidete. — „Den Hausplatz, den der schuftige Schulze gekauft hat, hat er, ohne es zu wissen, für Euch gekauft; die Steine, die er hat fahren lassen, sind für Euch, und bei dem Pfarrer ist eine Summe Geldes für Euch niedergelegt, die für den Hausbau bestimmt ist und für den Betrieb Eures Geschäftes. Ja, Meister Müller, Ihr bauet Euch Euer eigenes Haus und Euer eigenes Glück, und auch das habt Ihr Eurem fremden Wohlthäter zu verdanken."

Der Maurer zitterte, er mußte sich an einem Stuhle halten. „Um Gottes Willen, Herr Oberamtmann, treiben Sie keinen Spaß mit einem armen Manne. Es ist ja nicht möglich, dieses Glück ist ja nicht möglich!"

Der Beamte legte freundlich lächelnd die Hand auf die Schulter des Mannes. „Fasset Euch, Müller, es ist so, wie ich sage, Ihr seid ein glücklicher Mann. O, der alte Herr versteht es, Glückliche zu machen, Ihr seid nicht der Einzige, kann ich Euch sagen!"

Der Maurer sank auf den Stuhl, barg sein Gesicht in die Hände und schluchzte wie ein Kind.

„So ist es denn wahr, gewiß und wahrhaftig wahr, und wir dürfen wieder glücklich werden? O mein gutes Weib, o meine Kinder!"

Der Beamte blickte gerührt herab auf den erschütterten Mann. „Bleibet brav im Glücke, wie Ihr im Unglücke waret, und Ihr werdet Euren edeln Wohlthäter am besten lohnen."

„Und wie heißt er, wer ist er," rief der Maurer, und faßte die Hand des Beamten, „sagen Sie mir seinen Namen, daß wir ihm danken, daß mein Weib, meine Kinder für ihn beten können."

„Seinen Namen darf ich nicht nennen, er will unerkannt bleiben. Haltet ihn immerhin für einen Baumeister, für das Ihr ihn gehalten habt, für Euch ist er's, denn er ist der Baumeister Eures Glücks."

VI.

Anderthalb Jahre sind verflossen. Frau Marie schaltet und waltet in ihrem neuerbauten Hause, eine gesunde, rothbackige, glückliche Frau und ebenso glückliche Mutter. Ihr Mann hat sein Geschäft als Meister wieder begonnen und ist der gesuchteste Maurer in allen Ortschaften auf drei Stunden im Umkreise. Meister Ullrich, durch das Vertrauen seiner Mitbürger zum Schulzen gewählt, ist ein ebenso tüchtiger Schulze als Schmied und läßt das Schulzen- und das Schmied-Handwerk Hand in Hand gehen, denn die Regierungssorgen haben ihm den Ambos nicht entleidet, und wenn er Vormittags die Bauern abgefertigt hat, so kann man Nachmittags aus seiner Werkstätte den nämlichen lustigen Hammerschlag und das

nämliche lustige Lachen wie früher hören. Sein Lehrling Heinrich ist ein tüchtiger Bursche geworden und weiß ein Pferd zu beschlagen und einen Radreif aufzuziehen, fast so gut als der Meister selber. — Der Vorgänger Ullrichs in Amt und Würden, der Schulze Schlechtig, hat noch zwei Jahre im Correctionshause zu sitzen, um seine zahlreichen schlechten Streiche abzubüßen, und einen Lehrkursus in der wahren Frömmigkeit durchzumachen. Der gute alte Pfarrer ist gestorben, aufrichtig betrauert von der ganzen Gemeinde, deren Vater er war, und seine Haushälterin, Frau Jukunde, ist zu den Müller'schen Eheleuten gezogen, die sich glücklich schätzen, der guten, alten Person die Menschenfreundlichkeit vergelten zu können, die sie ihnen selber angethan. Die verflossenen 1½ Jahre haben Frau Jukunde etwas verändert; der Tod ihres Wohlthäters, des würdigen Geistlichen, hat ihr altes Herz gewaltig durcheinander geschüttelt, und sogar ihre Zunge hat Trauer angelegt und sie ein Vierteljahr lang fast stumm gemacht; dann auch, als der Redefluß sich wieder einstellte, setzte ihr das Geheimniß zu, das sie nicht offenbaren durfte, „denn," sagte sie, „ein Geheimniß, von dem man nicht schwatzen darf, ist wie ein nagender Wurm," und sie magerte sichtlich ab. Täglich gedachten Müller und seine Frau ihres edeln Wohlthäters, im Gespräche, wie im Gebete, und gar zu gerne hätten sie seinen Namen erfahren, denn die Dankbarkeit brannte auf ihren Herzen und es drängte sie, dem edeln Manne zu sagen, wie glücklich er sie gemacht. Aber alle Nachforschungen blieben vergeblich. Ullrich blieb unerschütterlich: „Potz Blasebalg und Hammerschlag," sagte er, „da käme ich schön an, und ich wäre die längste Zeit Schulze gewesen. Nein, nein, mein Mund bleibt ein verschlossener Schrank, bis der Herr selber den Schlüssel in's Schlüsselloch steckt." Auch Frau Jukunde blieb standhaft, obschon sie jedesmal fast Krämpfe bekam, so oft Frau Müller den Versuch machte, ihr das Geheimniß zu entlocken. „Ich darf nicht, ich darf nicht," jammerte sie, „ja wenn ich reden dürfte! Es drückt mir das Herz noch ab, ich weiß es, ich muß noch dran ersticken, aber ich darf nicht, er hat mir's verboten und er thäte sich im Grabe umdrehen, wenn ich's ausplauderte. Ach, du lieber Gott!" —

An einem Herbstabende saß Frau Jukunde in der großen Wohnstube am Spinnrade, umgeben von den Kindern, die mit häuslichen Arbeiten beschäftigt waren und denen sie schauerliche Geschichten erzählte.

Müller und seine Frau waren am frühen Morgen schon nach Karlsruhe gegangen, um Einkäufe zu machen und eine große militärische Parade mit anzusehen, die an diesem Tage stattfinden sollte. Frau Marie hatte noch nie so etwas gesehen und Meister Müller wollte seiner Frau eine Freude machen; war es doch an diesem Tage gerade ein Jahr, daß sie in ihr neues Haus eingezogen, und er hatte beschlossen, diesen Freudentag alljährlich zu feiern, wie man einen Geburtstag feiert.

Eben hatte Frau Jukunde eine große Gespenstergeschichte beendigt und sagte zu der ältesten Tochter: „Röse, es ist sechs Uhr, stelle den Kaffee auf den Tisch, Vater und Mutter können jeden Augenblick heim kommen," da ging die Thüre auf und die Genannten traten in die Stube.

(Schluß folgt.)

---

* Hauswirthschaftliche Briefe,

geschrieben für Frauen und Töchter.

Liebe Freundin!

Sehr häufig ist es der Fall, daß der feste Bestandtheil beim Kochen nicht eigentlich der Zweck ist, sondern mehr das Mittel. Dagegen ist das beigesetzte Wasser der Zweck, indem es den Inhalt der fertigen Speise enthält. Dies ist der dritte Grad des Kochens. So bereiten Sie Kraftbrühe, auch Ihren Thee und Kaffee. Beim Thee ist es das von Theestoffen durchdrungene Wasser, was wir genießen. Die Theeblätter selbst werfen wir, nachdem der Inhalt ausgesogen ist, weg. Wollen Sie eine Kraftbrühe, d. h. von allen nährenden Bestandtheilen des Fleisches durchdrungenes Kochwasser haben, so müssen Sie darauf bedacht sein, das Fleisch möglichst zu entkräftigen. Sie sehen dasselbe also nur als zeitweises Mittel an. Daß dabei ein hoher Hitzegrad erforderlich ist, ist leicht einzusehen, und Sie wenden hier am besten die Dampfkochtöpfe, wie ich Ihnen solche beschrieben habe, mit Vortheil an.

Wollten Sie nun die drei Grade des Kochens in einem und demselben Topfe bewerkstelligen, so würden Sie die Schwierigkeit bald einsehen. Auf manche Speisen wirkt ein gewisser Kochgrad schon zerstörend auf die Form und den Inhalt ein, während er bei andern kaum ausreicht, sie garzukochen oder auszunützen. Jedenfalls dürften Sie die Speisestoffe nicht zu gleicher Zeit dem Feuer aussetzen. Es würde aber immerhin der Köchin schwer fallen, den richtigen Zeitpunkt zu treffen, wenn die verschiedenen Speisestoffe in denselben Topf kommen müssen, um zuletzt alle recht ausgenützt oder recht gargekocht zu erhalten. Das Gemüse darf nicht so lange kochen wie das Fleisch, es darf auch nicht so langsam ins Kochen gebracht werden wie das Fleisch. Die Hausfrauen trennen deßhalb sehr richtig Gemüse und Fleisch von einander und kochen jedes allein, das Gemüse im ersten Grade, das Fleisch im dritten Grade. Wollen Sie eine gute Fleischbrühe haben, und legen wenig oder gar keinen Werth auf das Fleisch, so setzen Sie dasselbe, das Sie vorher in kleinere Theile zerlegen, mit kaltem Wasser auf und lassen es sehr langsam ins Kochen kommen, steigern aber

dann dasselbe auf einen hohen Hitzegrad bei verschlossenem Deckel. Das Gemüse dagegen bringen Sie erst viel später auf das Feuer, nachdem das Fleisch im andern Topfe schon lange aufsteht. Sie kochen dasselbe mit wenig Wasser schnell gar. Das Eiweiß spielt in dieser Kochart eine doppelte Rolle. Sie wissen aus meinen früheren Mittheilungen, daß Eiweiß in kaltem Wasser auflöslich ist, dagegen in heißem gerinnt. Bringen Sie daher einen eiweißhaltigen Stoff sogleich in heißes Wasser, so gerinnt das Eiweiß im äußeren Umfange des Stoffes sogleich, und da geronnenes Eiweiß kein Wasser durchläßt, so verhindert es, daß dasselbe die innere Masse der Stoffe aussaugt. Dieselben bleiben also in der Masse und erhalten sie locker, schmackhaft und kräftig. Setzen Sie aber den Speisestoff in kaltem Wasser auf, so löst sich das Eiweiß, ehe das Wasser heiß wird, auf, tritt aus dem Gewebe und gerinnt in der Flüssigkeit später zu Flocken. Das Wasser kann aber, da es durch die Eiweißkruste nicht abgehalten ist, eindringen und aussaugend wirken.

Wollen Sie nun ein kräftiges Fleisch zur Speise haben, so werden Sie dasselbe in heißem Wasser beisetzen. Einen guten Braten erhalten Sie demnach nur dann, wenn Sie das Fleisch sogleich in die volle Hitze des Herdes und mit sehr wenig kochendem Wasser aufsetzen. Sie bringen, wie ich weiß, das Bratenfleisch sogleich in geschmolzene, heiße Butter und gießen später kochendes Wasser darauf, was noch besser ist. Durch das Zugießen von heißem Wasser verhindern Sie das Anbrennen und gewinnen eine angenehme Sauce.

Verschiedenes.

Scheckige Frauen. In Paris war es bekanntlich in letzter Zeit bei einer gewissen Klasse von Damen Sitte, das Haar zu färben; die Brünetten erschienen blond, die Blondinen roth. Diese Mode genügt den Damen nicht mehr; Hans Wachenhusen erzählt aus Paris, daß er dort jüngst eine junge Dame sah, die dreierlei Farben in ihrem Haar zeigte. Auf dem Scheitel war sie blond, an den Schläfen brandroth, und der Chignon trug die reinste braune Kastanienfarbe. — Wie gefällt unsern schönen Leserinnen die nachstehende Schilderung der modernen Dame?

Mit dem Gebirg von Haar vergrößert den Kopf sie zum Kürbis,
Tief nach vornen hinab sitzet ein Teller von Stroh,
Gleich als hätte von hinten gewaltige Feige des Ohres
Ihr das Deckelchen vor bis auf die Nase gestülpt.
Breit und männisch erscheinet die Schulter, es greifet der Gürtel
Hart an den Rippen hoch über der Weiche hindurch,
Treibet den Leib heraus zu widerlich schwellender Rundung,
Aber kümmerlich schmal enget die Hüfte sich ein.
Buhlerisch kurz ist bald das Gewand, bald fegt es als Schleppe
Lang nachrauschend den Koth oder den wirbelnden Staub,
Schwankelnd trippelt der Fuß auf hohem, spitzigem Absatz,
Der ihn bei jeglichem Schritt mit der Verstauchung bedroht
Daß aus Dunkel hervor gefährlicher blitze das Auge,
Färbt ihr das Augenlied fein mit arabischem Schwarz.
Geht und entlehnet doch auch von der indianischen Rothhaut
Noch den goldenen Ring, den durch die Nase sie steckt.
Aber der Wilde betreibt's mit ehrlicher kindischer Thorheit,
Wenn er mit Farben und Schmuck närrisch sich putzet den Leib.
Dieß hier hat in Paris die käufliche Dirne ersonnen,
Und die gesittete Frau ahmt es getreulich ihr nach!

Fortschritte in Mecklenburg. Schon auf dem vorigen Landtage, schreibt man der „B. Z.“, war unser elendes ritterschaftliches Schulwesen Gegenstand der Verhandlung. Die Regierung wollte kleine Verbesserungen, aber selbst dies wenige wollten die Stände nicht bewilligen. Die Sache wird auf diesem Landtage wiederum zur Verhandlung kommen. Eine Einigung zwischen Regierung und Ständen wird aber auch diesmal schwerlich erzielt werden. Der ständische Engere Ausschuß, mit welchem inzwischen die Verhandlungen geführt wurden, hat alle wesentlichen Veränderungen abgelehnt. Eine von der Regierung geforderte Erhöhung des Gehaltes der Schullehrer, welcher nicht so hoch ist, als der Lohn eines Tagröhners, hält der Engere Ausschuß weder für räthlich noch für nothwendig. Freilich könnten dieselben von ihrem Einkommen nicht leben, aber es sei äußerst zweckmäßig, daß sie ein Handwerk als Nebenbeschäftigung betrieben. Die Schulstunden im Sommerhalbjahr seien auf 10—12 wöchentlich zu beschränken. Das Maß für die Volksschule sei gegeben durch das Bedürfniß des richtigen Verständnisses des Wortes Gottes. Rechnen gehe schon über das Bedürfniß hinaus. Die Volksschule dürfe nur dafür verantwortlich gemacht werden, daß die aus ihr tretenden Confirmanden den Katechismus und das Wort Gottes erfaßt hätten, nicht aber für dasjenige, was bei Einzelnen sieben Jahre später, bei der Einstellung als Rekruten, dem Gedächtnisse wieder entschwunden und verlernt sein möge. Diese Auffassung des ständischen Engeren Ausschusses steht ganz im Einklange mit der Aeußerung eines mecklenburgischen Pflanzers, daß in den Landschulen das Lesen geschriebener Schrift nicht gelehrt werden dürfe, weil sonst die Gutsbesitzer ihre Briefe und Schriften nicht mehr auf ihrem Schreibtische liegen lassen dürften, wenn sie sich nicht den Gefahren aussetzen wollten, daß dieselben von ihren Dienstboten gelesen würden.

Das Verkehrswesen der Welt. Ein Bild von der gigantischen Ausdehnung der Verkehrsmittel über die ganze Erde mit wenigen Strichen zu liefern, ist kaum möglich; selbst einzelne Zahlen rufen uns jedoch in Erinnerung, daß der Verkehr in der That eine neue Zeit inaugurirt hat. Die Lokomotive hat sich in wahrhaft kosmopolitischer Weise Geltung verschafft, denn nicht

nur in allen Welttheilen, sondern auch fast in allen Zonen braust sie schon davon. In Norwegen reicht eine Eisenbahn zwischen Throndhjem und Stören bis nahezu zum 64. Grad nördlicher Breite; eine russische Bahn verbindet das ganze Getriebe des inner-asiatischen Karawanen-Handels in Nischnei-Nowgorod mit der europäischen Kaufmannswelt. In Asien dringt die Lokomotive bis an den Fuß des Himalaya hoch in den Punjab hinauf. Amerika baut ein wahrhaft gigantisches Werk in denjenigen Bahnlinien, welche, 800 Meilen lang, San Francisco mit Newyork verbinden werden und die Pässe der Felsengebirge in der Sierra Nevada in einer Höhe von 7000 Fuß über dem Flußbette des Sakramento überschreiten, also den Semmering- und Brenner-Uebergang weit hinter sich zurücklassen. In Australien haben alle englischen Kolonien ihre Eisenbahnen, und in Afrika werden Aegypten, Algier, die Kap-Kolonie, Natal und die Insel Mauritius vom Dampfwagen befahren. Die Eisenbahnen Europa's haben in dem Zeitraume von 1860 bis 1865 von 6955 auf 10,000 geographische Meilen zugenommen, und während sie damals ein Kapital von 19,051 Mill. Fr. absorbirt hatten, betrug die Kapitals-Anlage zu Ende des Jahres 1865 schon 31,414 Mill. Fr. In dieser kurzen fünfjährigen Periode mußten demnach in Europa allein 12,363 Mill. Fr. für den Ausbau des Eisenbahnnetzes, also jährlich ungefähr 1000 Mill. Gulden verwendet werden. Die Länge der Bahnen in Europa beträgt 83,154, in Amerika 66,160, in Asien 5,893, in Afrika 1,051, in Australien 885, die Länge der Eisenbahnlinien der Welt 157,143 Kilometer, 21,178 geographische Meilen. Wollte ein Sonderling diese Bahnen Ein Mal bereisen, so müßte er bei unausgesetzter Tag- und Nachtfahrt und mit Benützung der Eilzüge mehr als fünf Monate in den Eisenbahnwagen zubringen. Alle Bahnen der Welt haben für die Schienen allein die ungeheure Menge von ungefähr 226,280,000 Zentnern Eisen verbraucht; zu dem Betriebe sind gegenwärtig mindestens 40,000 Lokomotiven und 1,200,000 Wagen in Bewegung. Damit werden täglich ungefähr 27 Millionen Zentner Waaren verfrachtet und 3 Millionen Passagiere befördert. Nach dem Durchschnitte der für mehrere Bahnen bekannten Angaben berechnet sich die Anzahl der im unmittelbaren Bahndienste stehenden Beamten, Diener und Arbeiter auf 1,000,000 bis 1,200,000 Menschen, ohne jene Personen zu zählen, die mittelbar in den Werkstätten und Fabriken für die Bahnen beschäftigt sind Im Jahre 1840 wurde die erste Telegraphenleitung in größerem Maßstab an der Blackwall-Bahn eingerichtet, und jetzt gibt es fast keinen civilisirten Staat der Welt, der nicht Telegraphen hätte. Ueber Europa allein ist ein Netz gespannt, dessen Leitungen den geistigen Verkehr mit Blitzesschnelle auf Gesammtdistanzen von mehr als 25,000 geographischen Meilen vermitteln. Die längste Linie, welche heute funktionirt, ist die allerdings noch in ungeordnetem Betriebe stehende Verbindung von Ostasien nach Europa, im Anschlusse an das transatlantische Kabel nach New-York und von dort durch den ganzen amerikanischen Continent nach San Francisco. Eine Depesche, auf diesem Drahtsysteme z. B. von Kalifornien nach Ceylon befördert, hätte ungefähr zwei Drittheile des Umfangs der Erde (im Aequator) direkt zu durchlaufen; bei dieser Linie könnte das Paradoxon vorkommen, daß trotz Unterbrechungen Depeschen um 8 und 10 Stunden früher an dem Bestimmungsorte anlangen, als sie aufgegeben worden sind. Die Depeschenzahl hob sich in den letzten 5 Jahren von circa 9 Millionen im Jahre 1860 auf circa 21 Millionen im Jahre 1865, d. h. es betrug deren Zunahme 133 Prozent, während jene der Linienlänge nur 56 Proz. ausmacht. Eine Uebersicht des jetzigen Telegraphennetzes der ganzen Erde ergibt: In Europa 188,027 Kilometer Linien mit 517,074 Kil. Drahtleitung, in Amerika 105,655 mit 260,290, in Asien 35,146 mit 40,100, in Australien 13,670 mit 15,594, in Afrika 11,160 mit 16,800, Submarine-Kanal 11,819 Kil. Linien mit 16,697 Kil. Drahtleitung. Summa 365,476 Kil. Linien = 49,255 geographische Meilen, 866,555 Kil. Drahtleitung = 116,786 geogr. Meilen. Die Länge der Linien würde nahezu ausreichen, eine telegraphische Verbindung zwischen der Erde und dem Monde herzustellen; die Drähte würden genügen, um diese Verbindung doppelt zu vermitteln, und es würde dann noch ein Stück erübrigen, das lang genug wäre, um die Erde nahezu dreimal mit einem Telegraphengürtel zu umgeben. Mit der gesammten Länge der Drähte aber vermöchte man eine zweiundzwanzigfache Leitung um die ganze Erde auszuführen. Alle Leitungen der Welt absorbiren gegenwärtig eine Quantität von ungefähr 1,300,000 Zentnern Metalldraht, und um die 7½ Mill. Säulen für die Telegraphenstangen regelmäßig zu erhalten, ist eine Ausgabe von jährlich 6 Mill. Fr. für Holz erforderlich. Der gesammte Kapitalsaufwand für alle Telegraphenleitungen der Welt kann auf 416 Mill. Fr. in runder Summe geschätzt werden.

Charade.

(Zweisylbig.)

Datteln, Nüsse und Kastanien,
Dunkles Rohr vom edlen Spanien,
Bär und Kapuziner meist
Sind, was meine Erste heißt.

Blüthenkelche siehst du prangen,
Reich mit Demantschmuck behangen,
Wenn zur Zweiten in das Thal
Dringt des Morgens erster Strahl.

Von der Schande Zorn erglühet
Jede deutsche Brust, es zieht
Draus der stolze Jubel fort,
Nennt das Ganze einen Ort.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 98. Sonntag, den 8. Dezember **1867.**

Meister Müller.

Eine Erzählung aus dem Leben.

(Schluß.)

Jubelnd sprangen die Kinder ihren Eltern entgegen und die Kleinsten hatten's eilig, den großen Henkelkorb zu untersuchen, den die Mutter sorgfältig auf der Ofenbank abstellte.

„Ruhig da, ihr kleinen Rangen!“ rief Meister Müller lachend, „die Finger davon, oder es wird nicht ausgepackt. Guten Abend, Frau Jukunde! Ich habe Euch Allen etwas mitgebracht, und Euch auch, Frau Jukunde, und zwar etwas, was Euch Freude und wieder dicke Backen machen wird!“ Meister Müller war in sichtlicher Aufregung, aber in einer Aufregung, die nur die Freude geben kann, seine Wangen brannten und seine Augen glänzten, als er seine Kinder abküßte, Eines um das Andere. Frau Marie strahlte vor Glückseligkeit, sie war als Braut nicht schöner gewesen. Frau Jukunde betrachtete die Beiden mit Erstaunen; es mußte ihnen offenbar etwas ganz Besonderes zugestoßen sein.

„Da kommt der Ullrich und unser Heinrich,“ rief Müller, dem eintretenden Schmied und seinem Sohne die Hand reichend. „Willkommen, Nachbar, setzet Euch; jetzt den Kaffee auf den Tisch; Mutter, packe die mürben Kuchen aus, denn; müsset Ihr wissen, heute wird ein Fest gefeiert in diesem Haus. Aufgepaßt, ich habe Euch merkwürdige Dinge zu erzählen.“

Der Schmied verzog seinen Mund zu einem Lächeln: „Nur losgelegt, Nachbar Müller, ich meine als, ich bin auf der Spur, und Ihr seid am Ende auch darauf gekommen, he?!“

Frau Marie schenkte den Kaffee ein, der aber unberührt stehen blieb, denn alles hing mit gespannter Neugierde an dem Munde des Meisters, der also zu erzählen anhob:

„Heute Vormittag, um 10 Uhr herum, standen wir, die Mutter und ich, auf dem Karlsruher Schloßplatze, der mit lauter Menschen angefüllt war, es war kaum zu glauben, daß es in Karlsruht so viele Menschen gibt. Wir stunden also auf dem Schloßplatze hinter den Ketten, und schauten uns die vielen tausend Soldaten an, die auf der andern Seite aufgestellt waren und hatten eine Freude an den schönen Uniformen und an den holzgeraden, prächtigen Burschen, die darin steckten. Da ging die Musik los, Zinnra, Bummra, und ganz am Ende des Platzes erhob sich eine Staubwolke, und viele, viele Reiter in prachtvollen Uniformen, Alles mit Gold und Silber bedeckt, ritten im Galopp an der Fronte der Soldaten hin, und hielten gerade an dem Platze, wo wir waren. Die Leute um uns her zogen die Hüte ab, und da und dort hörte man sagen: Der Großherzog, der Großherzog. Da zog ich auch meinen Hut und meine Frau machte einen tiefen Knix, wie sich's gehörte, und ich fragte meinen Nachbar: „Guter Freund, bitte, saget mir, welches ist denn eigentlich der Großherzog?“

„Was, Ihr kennet unsern Großherzog nicht?“ sagte dieser, „der alte Herr dort auf dem Schimmel, mit dem großen Stern auf der Brust und mit dem weißen Federbusch, der ist's.“

Ich schaute und schaute, ich fuhr mir mit der Faust über die Augen, denn das was ich sah, war ja ganz und gar unmöglich; und doch bliebs, und wenn ich mir die Augen aus dem Kopfe herausguckte, die Erscheinung blieb. Es kam mir in die Knie, daß ich mich an meiner Frau halten mußte, denn höret und staunet, der Großherzog war Niemand anders als ....“

„Ha, ha,“ lachte der Schmied, „ich merke etwas!“

„War Niemand anders als — — d e r a l t e H e r r, dessen Geldbeutel ich gefunden habe, der Baumeister im Beiertheimer Wäldele, unser Retter und unser Wohlthäter!“

„Potz Blasebalg und Hammerschlag! Seid Ihr endlich dahinter gekommen?!“ schrie der Schmied.

„Potz Blasebalg und Hammerschlag! Der Großherzog!“ schrie der Lehrjunge Heinrich und schlug vor Verwunderung die Hände zusammen. Der Heinrich machte seinem Meister Alles nach, auch seine Untugenden.

„Gottlob und Dank,“ seufzte Frau Jukunde mit gefalteten Händen, „daß es einmal heraus ist, ich hätt' es länger nimmer ausgehalten. Ach, du lieber Gott!“

„Ja, der Großherzog, unser Großherzog!“ fuhr Meister Müller mit leuchtenden Augen fort. „Ich habe mit ihm gesprochen damals, ich bin mit ihm auf e i n e r Bank gesessen! Es wurde mir schwindelig vor den Augen, ich meinte, ich müßte über die Ketten hinwegspringen und seinem Schimmel vor die Füße fallen. Da ritten die Herren wieder weiter, dem Schlosse zu, und als die Menge Vivat! schrie, da warf ich meinen Hut in die Höhe und schrie Vivat hoch! und Hurrah! und

schlegelte mit Armen und Beinen, daß Alles mich erstaunt anschaute. Jetzt Marie, erzähle Du weiter, ich kann nicht mehr."

„Wie die Menschen sich verlaufen hatten," fuhr Frau Marie fort, „da sagte der Vater zu mir, Marie, sagte er, jetzt gilt's, wir müssen zum Großherzog. — Bist Du nicht gescheidt, sagte ich, wir zu dem hohen, vornehmen Herrn? Ich nicht, ich thäte sterben vor Angst. — Ach was, sagte der Vater, mit Deinem hohen Herrn, mit Dem kann man reden, wie mit Unsereinem, ich bin ja mit ihm auf einer Bank gesessen und er hat von meinem Bauernbrod gegessen, wir müssen zu ihm und müssen ihm sagen, wie wir dankbar sind und wie glücklich er uns gemacht hat. Er ließ sich's nicht ausreden, der Vater, und er wahrhaftig ging geradezu in's Schloß und zog mich hinter sich nach, wie ein Kälblein zur Schlachtbank, ich meinte, die Füße müßten unter mir brechen."

„Im Schlosse," nahm Müller die Rede wieder auf, „im Schlosse wies mich ein Diener in ein Zimmer, in dem viele Leute waren, die alle zum Großherzog wollten, und ein Offizier, mit vielen Orden auf der Brust, fragte mich nach meinem Begehr. Dem erzählte ich denn auch Alles, da lächelte der Offizier und sagte, ich will Euch melden, und ging durch eine Thür in ein anderes Zimmer. Keine fünf Minuten hat's gedauert, da kam der Offizier wieder und sagte: Ihr sollt gleich zum Herrn kommen."

„Ich meinte, ich müsse in den Boden sinken, und jetzt gehe es in's Sterben," sagte Frau Marie, „als der Offizier mich bei der Hand nahm und uns in ein prachtvolles Zimmer führte, wo Alles Gold, Silber, Marmor und Spiegel war. Der Großherzog saß in einem sammtnen Sessel und schaute recht freundlich und gar nicht hoffährtig aus."

„Jetzt war aber auch meine Courage fort," erzählte Müller weiter, „meine Kehle war zusammengeschnürt, ich konnte kein Wort hervorbringen und wenn es mein Leben gegolten hätte. Ich schaute meine Frau an, die greinte, wie ein Kind, da kam auch mir das Wasser in die Augen und, ich konnte nicht anders, ich alter Esel fing auch zu heulen an. Da stand der Großherzog auf, schaute uns freundlich an, und sagte: Womit kann ich Euch dienen, Ihr guten Leute? Da ging mir das Herz und der Mund wieder auf und ich sagte: Ach Gott, gnädiger Herr, kennen Sie mich denn nicht mehr? Ich bin ja der Maurer Müller von Eichenbach, wissen Sie, der den Geldbeutel gefunden hat im Beiertheimer Wäldele, und den Sie zu einem glücklichen Manne gemacht haben. Und jetzt, da ich einmal im Zuge war, jetzt schüttete ich mein ganzes von Glück und Dankbarkeit erfülltes Herz aus. Was ich Alles gesagt habe, weiß ich nimmer, es schien aber dem Großherzog gefallen zu haben, denn er lächelte gar freundlich und gab uns Beiden die Hand, ja wahrhaftig, die Hand hat er uns gegeben, und redete herzlich und gütig mit uns: Wie es ihn freue, daß es uns gut gehe, und daß wir dankbar seien, und wenn wir in Noth kämen, sollen wir nur zu ihm kommen, sollen aber immer redlich, wahrhaftig treu und gottesfürchtig bleiben — und für ihn beten."

„Da faßte auch ich mir ein Herz," fuhr Frau Marie fort, „und sagte: O lieber Herr Großherzog, wir beten für Sie alle Tage, von dem Tage an, wo Sie uns glücklich gemacht haben, wir und die Kinder."

„Wie wir aus dem Schlosse wieder herausgekommen sind, weiß ich nimmer recht, erst auf dem Schloßplatze kam ich wieder zu mir selber. In einem Bilderladen aber habe ich das schönste Bild unseres Großherzogs gekauft, das schönste und theuerste, das zu haben war. Es soll den Ehrenplatz haben in meinem Hause und sich vererben auf Kinder und Kindeskinder zum Andenken an diese Stunde.

Eine Zeitungs-Annonce.

Die milde Märzsonne schien in ein niedriges, schmales Mansardenstübchen und zeigte nur allzu deutlich dessen dürftige Ausstattung und die beschränkten Verhältnisse seiner Bewohnerinnen — einer Wittwe und ihrer Tochter. An dem einzigen Fenster, dessen Vorhänge zurückgeschlagen waren, saß Frau Schiefer, eine bleiche, dürftig, aber reinlich gekleidete Matrone, emsig strickend; jetzt legte sie ihre Arbeit nieder, zog ihr Tuch dichter um die Schultern und sagte zu ihrer Tochter, welche ihr gegenüber am Tische saß und Landschaften colorirte: »Liebe Emma, lege noch eine Schaufel Kohlen in den Ofen, es ist diesen Morgen bitter kalt."

Emma gehorchte stumm, mußte aber unwillkürlich bemerken, wie der kleine Kohlenvorrath auf die Neige ging, und die Erinnerung an den niedrigen Stand ihrer Kasse, der die Erneuerung des Vorraths an Heizmaterial verbot, nöthigte ihr einen leisen Seufzer ab. Aber nur eine kleine Weile entsank ihr der Muth, denn Emma war ein liebliches Wesen voll Sonnenschein und freudiger Hoffnung, und in ihrer Erscheinung einer frischen Rose zu vergleichen, welche in einer Sandwüste blühte. Sie war sehr hübsch, mit gefühlvollen nußbraunen Augen, die nur eine Schattirung heller waren, als ihr reiches welliges Haar, mit frischen, kirschrothen Lippen und zartrosigen Wangen. Und als sie, vom Ofen zurückkehrend, ein Zeitungsblatt aufhob, welches das Mädchen der Nachbarin vorhin hereingebracht hatte, und das Papier entfaltete, um es zu lesen, hätte unsere geneigte Leserin bemerken können, was für eine hübsche kleine runde Hand Emma hatte.

„Ei sieh doch, liebe Mama!" rief sie plötzlich; „da finde ich einen Antrag, der ganz für mich

passen würde: eine Gouvernantenstelle für drei kleine Mädchen. O, Mama, ich hätte große Lust, mich darum zu bewerben. Wir sind arm, sehr arm, und ich möchte einiges Geld verdienen, um Dir ein behaglicheres Dasein... Nein, liebe Mutter, weine nicht!" unterbrach sie sich, schnell zu der Mutter Füßen niederknieend und diese umarmend, als sie sah, daß Frau Schiefer ihr Gesicht in den Händen barg.

„Ich weine nicht, liebes Kind," versetzte diese, wehmüthig aufblickend; „aber mich überkam so plötzlich die Erinnerung an all das, was wir eingebüßt haben: Stand und Vermögen, und an die Armuth und den Mangel, die jetzt auf uns lasten. O, das ist hart, liebe Emma!"

„Allerdings, Mütterchen, aber bedenke nur, welch ein Glück es für uns sein würde, wenn ich meine Kenntnisse und kleinen Talente dazu verwenden könnte, uns beide in der Welt fortzubringen!" rief Emma fröhlich. „Soll ich mich nicht um jene Stelle bewerben, lieb Mütterchen? Ich möchte sie gar zu gerne, wie schmerzlich es mir auch fallen würde, Dich zu verlassen!"

„Handle, wie Du es für gut findest, meine Tochter, und nimm keine Rücksicht auf mich! Der Gedanke, daß Du wenigstens in einer solchen Stelle nicht hungern und darben darfst, wird mir den Schmerz der Trennung von Dir mildern; und dann — wir sind ja in einer Stadt!" sagte Frau Schiefer resignirt.

„Nun denn, Mamachen, so will ich keine Zeit verlieren, mich der Dame vorzustellen!" rief Emma, ihre Mutter leidenschaftlich umarmend. Ihre kleine Toilette war bald beendet, und die Frische und Anmuth der Jugend ließ die dürftige Kleidung vergessen. Emma sah allerliebst aus, und gerührt küßte die Mutter ihr Kind und gab ihm einen herzlichen Segenswunsch mit auf den Weg. „Du gutes Kind!" flüsterte sie ihr nach; „Emma ist ein wahrer Sonnenstrahl in der Dunkelheit meines jetzigen täglichen Lebens, ihr Herz hat noch nichts von den bitteren Tropfen empfunden, welche das Schicksal oft in unseren Lebenskelch gießt!"

Das war ein Irrthum, gute Frau. Emma hatte jenen bittern Kelch der Herzenstäuschung nicht nur gekostet, sondern schon bis auf die Hefe geleert!

* * *

Franz Aschendorf saß in einem Lehnstuhl und spielte mit drei hübschen goldgelockten kleinen Mädchen, die an ihm herumkletterten; der gutmüthige Scherz und heitere Humor, womit er auf dieses Spiel einging, verrieth ein weiches Herz, ein warmes empfängliches Gemüth, einen poetischen Sinn. „Ei, ei, Lydia, es ist unverantwortlich, wie sehr Du diese kleinen Schelme da verziehst!" rief er seiner Schwester zu, welche an ihrem Stickrahmen arbeitete.

„Ah, als ob Du sie nicht noch zehnmal mehr verwöhntest, Bruder!" erwiderte Frau Eller lachend. „Uebrigens hast Du Recht, Franz, ich bin zu nachlässig für die kleinen Rangen, und darum suche ich eben eine Gouvernante, die sie einigermaßen in die Zucht nimmt. — Aber, lieber Bruder, wenn man Dich so zärtlich und sinnig mit Kindern spielen sieht, ist es Einem unbegreiflich, daß Du Dich nicht verheirathet hast. Du würdest ja den trefflichsten, häuslichsten Ehemann, den zärtlichsten Vater gegeben haben!"

„Glaubst Du?" fragte er lächelnd.

„Ja, sicherlich, und ich nehme es Fräulein Ruland gar nicht übel, daß sie sich so auffallende Mühe gab, Dein Herz zu erobern, und daß sie noch immer auf Dich wartet; Du aber scheinst wenig Interesse für sie zu haben!"

„Gar keines, liebe Lydia; das ganze Wesen jener jungen Dame stößt mich eher ab — trotz ihres Reichthums und ihrer Bildung. Und weißt Du, Schwester, weßhalb ich nicht heirathe? Weil ich einmal in eines der anmuthigsten und gemüthreichsten Mädchen, die es auf der ganzen Welt gibt, verliebt war. Ich lernte sie in Meran kennen, wo sie häufig im Hause der Frau Ruland erschien. Anfangs erschien ihr meine Annäherung nicht unwillkommen, aber plötzlich begegnete sie mir kalt und abweisend. Ich bewarb mich hierauf in bester Form schriftlich um ihre Hand, weil ich mein Schicksal kennen lernen wollte und deutlich fühlte, daß mein Leben ohne sie ein verfehltes sein würde. Statt aller Antwort erfuhr ich, daß sie am selben Tage noch Meran verlassen habe, und Fräulein Ruland gab mir hinterher ganz zart zu verstehen, es sei nur geschehen, weil jene junge Dame meinen fortwährenden beeiferten Aufmerksamkeiten habe ausweichen wollen."

„Und hast Du ihr dieß geglaubt, Bruder?"

„Allerdings, denn Ottilie Ruland schien ja die beste Freundin meiner Angebeteten zu sein. Ich habe mir seither vergeblich Mühe gegeben, diese wieder ausfindig zu machen, denn mein Mißgeschick machte mir die sympathischen Avancen von Fräulein Ruland nur um so fataler —"

Das Eintreten des Stubenmädchens, welches eine Kandidatin für die Gouvernantenstelle anmeldete, unterbrach diese Mittheilungen. Frau Eller begab sich in den anstoßenden Salon, um Emma Schiefer zu empfangen, deren Aeußeres ihr sehr gefiel, aber Emma hatte keine Zeugnisse und war noch ein Neuling in diesem Fache. Sie versprach ihr Bestes zu thun und bat eindringlich, Frau Eller möge ihr eine ehrliche Probe gönnen. Die Unterhaltung zog sich in die Länge, und von dem Klang der leisen süßen Stimme plötzlich wundersam berührt, schlich sich Franz Aschendorf an die Thüre und schielte nach der jungen Dame, aber nach dem ersten Blick trat er rasch hinaus in den Salon und rief: „Ist es möglich? — Emma — Fräulein Schiefer!"

Diese war entsetzt aufgesprungen, aber in der nächsten Minute ohnmächtig wieder zusammengesunken.

Eine Stunde später waren Franz und Emma erklärte Verlobte, und ersterer stellte das reizende Mädchen seiner Schwester als jenen Gegenstand seiner ersten und einzigen wahren Neigung vor, von welcher er ihr kurz vorher gesprochen.

„Aber wie kommt es, lieber Bruder, daß ihr euch jetzt so schnell verständigt habt, während damals —"

„Das will ich Dir sagen, Lydia; wir waren beide die Opfer einer tückischen Intrigue von Ottilie Ruland, welche Emma gesagt hatte, ich sei bereits im Stillen ihr eigener Verlobter. Das mußte Emma um so tiefer schmerzen, als sie mir gut war; aber was konnte sie nun anderes thun, als mir ausweichen, nachdem sie an meiner Ehrenhaftigkeit zweifeln mußte, da ich trotz meines angeblichen Verlöbnisses mit Fräulein Ruland um Emma mich beworben?"

„Das ist abscheulich von Fräulein Ruland," sagte Lydia; „aber wie kam es, daß Du niemals wieder etwas von der armen getäuschten Emma hörtest? Warum wichen Sie meinem Bruder aus, liebes Kind, da Sie ihm doch gut waren und sahen, daß er Ottilie nicht geheirathet hatte?"

„Weil wir durch den Bankerott und Tod meines Vaters arm geworden waren und den Namen meiner Mutter angenommen hatten; weil ich wußte, daß Herr Aschend —, daß Franz reich ist, und weil ich —"

„Weil Du zu stolz warst, mir unter solchen Verhältnissen wieder zu begegnen, Du liebe, böse Emma!" rief Franz, seine Verlobte innig umarmend. „Ein einziges Wort von mir, ein paar Zeilen hätten jene Lüge Ottiliens aufgedeckt und uns beiden manche harte Stunde erspart!"

„Ernste Stunden sind auch von Werth, denn sie reifen unsern innern Menschen, mein Geliebter!" flüsterte Emma mit überströmenden Augen. „Unsere reinsten Freuden sind diejenigen, welche aus Leiden und Sorgen entsprießen! — Aber nun laß mich zu meiner armen Mutter zurückkehren, welche meine Rückkehr mit Ungeduld erwarten wird!"

„Ich gehe mit Dir und bitte nun unsere Mutter um ihren Segen zu unserem Bunde!" sagte Aschendorf.

„Und ich begleite euch, meine Lieben!" rief Frau Eller; „ich muß die Mutter meiner lieben neuen Schwester kennen lernen!"

* * *

Frau Schiefer war nicht wenig erstaunt, ihre Tochter in solcher Begleitung zurückkehren zu sehen und zu vernehmen, daß Emma statt einer Gouvernantenstelle einen Verlobten, eine eigene künftige Heimath gefunden hatte, und Lydia Eller drang darauf, daß ihre neue Schwester und deren Mutter noch am selben Tage in das Haus der wohlhabenden verwittweten Frau Eller übersiedelten, wo ein paar behaglicher eleganter Gastzimmer sie beherbergen sollten, bis Franz für seine geliebte Braut und deren brave, vielgeprüfte Mutter ein warmes behagliches Heimwesen eingerichtet und seinen eigenen häuslichen Herd aufgeschlagen hatte.

Verschiedenes.

Vergangene Woche verließ in Paris eine Hochzeitsgesellschaft in 12 Wagen das Restaurant Saint-Fargeau. Im ersten Wagen befanden sich die Neuvermählten. An der Ecke des Boulevard Puebla stieß dieser Wagen mit großer Heftigkeit gegen einen Frachtkarren. Der Kutscher wurde zur Erde geworfen, und die Pferde gingen durch. Niemand hatte den Muth, die stürmenden Pferde aufzuhalten, bis endlich ein entschlossener Gensdarmerie-Brigadier mit seinem Begleiter sich auf die Pferde stürzten und sie zum Stehen brachten. Als der Wagen nun stehen blieb, schauten die Neuvermählten am Wagenfenster heraus, um sich nach der Ursache zu erkundigen. Da erst erfuhren sie, was vorgefallen und, in ihrem Glücke schwärmend, hatten sie die Gefahr, in der sie längere Zeit geschwebt hatten, gar nicht gewußt.

Die steigende Consumtion des Tabaks in Frankreich hat das Ministerium veranlaßt, auch in Metz eine Fabrik zu errichten. Gegenwärtig befinden sich solche in Paris, Bercy, Bordeaux, Chateauroux, Dieppe, Nantes, Straßburg, Tonneins und Toulouse. Sie beschäftigen 25,000 Arbeiter. Die Einnahmen des Staates durch die Regie betrugen 1824: 24 Mill., 1841: 74 Mill., 1850: 122 Mill., 1855: 152 Mill., 1866: 233 Mill. und gegenwärtig 236 Millionen.

Ein Londoner Corr. der „Allg. Ztg." berichtet: „Der bekannte Dr. Cumming hatte unter Anderem prophezeit, daß im Jahre 1867 die Welt in ihrer jetzigen Gestalt zu Ende kommen und dem tausendjährigen Reiche Platz machen werde. In zahlreichen Büchern warb er Anhänger. Seine Kapelle in der Nähe von Koventgarden war allsonntäglich namentlich von Damen der höheren Stände gefüllt, und durch seine graphischen Schilderungen über die Einzelheiten des bevorstehenden Weltunterganges erregte er Sensation. Das Jahr naht seinem Ende und Dr. Cumming sucht sich jetzt aus der Verlegenheit zu ziehen durch die Entschuldigung, daß er sich bei der Berechnung der Chronologie nach den alttestamentlichen Propheten und der Apokalypse einen Rechenfehler habe zu Schulden kommen lassen — nur um eine Million Jahre! Nach diesem Eingeständnisse hat seine Kapelle alle Anziehungskraft verloren."

Auflösung der viersylbigen Charade in № 94:
Aus-ein-an-der.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 97:
Braunau.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

// Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 99. Donnerstag, den 12. Dezember **1867.**

Ein verhängnißvoller Irrthum.

Eine Criminalgeschichte von A. R.

Auf dem Marktplatze des fränkischen Städtchens F. stand vor etwa dreißig Jahren ein älteres, aber sehr respectabel aussehendes Gebäude, welches sich durch sein großes eisernes, zum Theil vergoldetes Schild als ein Wirthshaus der besseren Klasse zu erkennen gab. Die Besitzerin desselben war eine Wittwe, Namens Hoffstetter, eine Frau von mittlerem Alter, in behaglichen Umständen, sehr gutmüthig, aber auch sehr leidenschaftlich. Da sie selbst keine Kinder besaß, so hatte sie die einzige Tochter einer armen Wittwe angenommen und groß gezogen. Diese Pflegetochter, Katharina Weiß, war ein eben so hübsches, als artiges Mädchen, und deßhalb allgemein beliebt. Immer freundlich und zuvorkommend, hatte sie für jeden Gast einen munteren Scherz und selbst für den ärmsten ein verbindliches Wort in Bereitschaft. Kathy war aber auch ein braves Mädchen, und trotz aller Versuchungen, die sie umgaben, konnte ihr Niemand etwas Unrechtes nachsagen, außer daß sie zu sehr dem Putz ergeben war, auf den sie mehr verwendete, als die Leute für recht hielten. Frau Hoffstetter selbst sah es aber gar nicht ungern, daß ihre Pflegetochter immer nett und hübsch gekleidet einherging, und wenn man deßhalb der Kathy wieder erzählte, was Andere von ihr sagten, so lachte sie nur darüber und erwiderte: es möge Jeder vor seiner Thür kehren. So lange es ihrer Frau recht sei, werde sie sich kleiden, wie es ihr gefalle, und nicht auf fremdes Gerede achten. Einige fanden diese Antworten, welche gewöhnlich in scherzhaftem Tone vorgebracht wurden, vollkommen angemessen, während Andere darin nur einen sträflichen Leichtsinn erblickten und einen schlimmen Ausgang prophezeiten.

Kathy dagegen kümmerte sich weder um die Einen, noch um die Andern, und da sie ihre Arbeit ordentlich verrichtete und ihrer Pflegemutter mit treuer Anhänglichkeit diente, so war zwischen ihr und Frau Hoffstetter noch kein schlimmes Wort gewechselt worden, bis es dem Mädchen zum allgemeinen Erstaunen einfiel, mit einem jungen Menschen, der für einen unverbesserlichen Taugenichts galt, ein Liebesverhältniß anzuknüpfen. Heinrich Hayder, der Sohn eines wohlhabenden Müllers, war ein verdorbener Student, der wenig Lust zur Arbeit, aber desto größere Vorliebe für Wirthshäuser, Karten- und Kegelspiel zeigte. Seitdem sich Kathy mit diesem Burschen eingelassen hatte, nahmen die Dinge im „Goldenen Löwen" mit jedem Tage eine schlimmere Wendung. Dem hübschen freundlichen Mädchen fehlte es nicht an Bewunderern, die sich jetzt nicht wenig darüber ärgerten, daß ihnen ein Mensch vorgezogen wurde, der sich in der ganzen Gegend das Prädicat eines Lumpen erworben hatte. Um sich für diese Hintansetzung zu rächen, quälten und peinigten sie die arme Kathy bis zur Verzweiflung, indem sie ihr fortwährend von dem unordentlichen Lebenswandel und den lüderlichen Streichen ihres Liebhabers vorzuerzählen wußten. Ihre Pflegemutter nahm nicht allein an diesen scharfen Spöttereien eifrigst Antheil, sondern sie schalt das Mädchen auch sehr häufig wegen deren Thorheit aus. Dies war aber ein großer Mißgriff. Kathy würde gewiß auf vernünftige und freundliche Vorstellungen gehört haben, aber sie wollte sich durch Verhöhnung und Scheltworte ihren Willen nicht nehmen lassen. Es war kein Zweifel, daß Frau Hoffstetter das Mädchen wirklich liebte und nur seine Wohlfahrt und seine Zukunft im Auge hatte, aber sie schlug, um dies zu zeigen, einen falschen Weg ein. Gewiß ist, daß ihre Bemühungen keinen andern Erfolg hatten, als daß ihre Pflegetochter sich mit jedem Tage unglücklicher fühlte, immer trotziger und zuletzt ganz gleichgiltig darüber wurde, was aus ihr werden möchte.

Mittlerweile machte man die Beobachtung, daß Kathy weniger auf ihren Putz verwendete, daß sie, wenn Fremde einkehrten, ihren Antheil an Trinkgeldern, den sie sonst den übrigen Dienstboten überlassen hatte, in Anspruch nahm und überhaupt mehr auf Geld sah, als es früher der Fall war. Dieser plötzliche Geiz wurde nicht mit Unrecht dahin gedeutet, daß sie ihre Ersparnisse ihrem Liebhaber zuwende, obgleich sie diese Beschuldigung mit der größten Entrüstung zurückwies.

So gingen zwei Jahre hin. Heinrich Hayder wurde mit jedem Tage lüderlicher, während das Verhältniß zwischen Kathy und ihrer Pflegemutter sich immer unglücklicher gestaltete, bis eines Tages das ganze Städtchen durch die Nachricht in Aufruhr versetzt wurde, daß Hayder verschwunden und Kathy wegen Diebstahls an ihrer Gebieterin verhaftet worden sei.

Anfangs wollte man der Nachricht keinen rechten Glauben schenken, sondern hielt sie für eine

Verleumdung, welche die Feinde Kathy's ausgestreut; aber die Bestätigung ließ leider nicht lange auf sich warten, denn schon am folgenden Morgen sah man das unglückliche Mädchen aus dem Gefängniß in's Verhör führen.

Die Umstände, welche den Anlaß zu dieser Katastrophe gaben, waren folgende: Zwei Tage vorher war ein Viehhändler, ein bekannter Gast, im „Goldenen Löwen" eingekehrt und hatte der Wirthin vierzig Stück Friedrichsd'or zum Aufbewahren übergeben. Die Frau hatte dieselben in einen kleinen Geldbeutel gethan, den sie in ein weißes Taschentuch einwickelte. Als sie eben im Begriff war, das Geld in einem der oberen Zimmer aufzuheben, wurde sie zu einem bekannten Herrn aus der Umgegend, der in seinem Wagen vor der Thür hielt, herausgerufen. Derselbe wünschte von ihr die Adresse eines Handelshauses zu erfahren, von dem sie früher mit einander gesprochen hatten. Um den Brief, welcher die gewünschte Auskunft erhielt, zu holen, mußte sie in's obere Stockwerk. Dort angekommen, eilte sie zuerst in ihr Schlafzimmer und legte das Geld des Viehhändlers, das sie bisher in der Hand gehalten, in die obere Schublade einer Commode, verschloß das Gemach und suchte darauf in mehreren Zimmern nach dem Briefe, den sie indeß nicht finden konnte.

Aergerlich darüber, entschuldigte sie sich bei dem Herrn und ging dann in ihr kleines Privatzimmer neben der Küche, wo sie Heinrich Hayder und Kathy beisammen antraf. Die Letztere weinte bitterlich, während ihr Liebhaber sie um etwas zu bitten schien, was er die Frau vom Hause nicht hören lassen wollte. Außer sich vor Zorn, daß dieser verkommene Mensch sogar die Frechheit hatte, in ihr Privatzimmer einzudringen, befahl sie ihm unter den heftigsten Scheltworten, auf die er ebenso heftig erwiderte, augenblicklich ihr Haus zu verlassen. Kathy selbst schien sehr geneigt, für ihren Liebhaber Partei zu nehmen, was die erzürnte Frau zu der Aeußerung veranlaßte, sie solle ihr aus den Augen gehen. Das Mädchen ging darauf die Stiege hinauf, in das Schlafzimmer ihrer Gebieterin, das sie mit dem Hauptschlüssel öffnete.

An demselben Tage, ziemlich spät am Abend, kehrte der Viehhändler von seinem Ausflug zurück, und da er noch weiter reisen wollte, so verlangte er die Rückgabe seines hinterlegten Geldes. Um es zu holen, begab sich die Wirthin in ihr Schlafzimmer, konnte es aber, obschon sie den Inhalt sämmtlicher Schubladen ausleerte, nirgends finden. Dies veranlaßte einen gewaltigen Lärm im Hause. Alle Dienstboten wurden zusammengerufen und ausgefragt; man konnte aber nichts weiter herausbringen, als daß, mit Ausnahme von Kathy, Niemand in dem Schlafzimmer gewesen war. Sie hatte dasselbe gegen ihre Gewohnheit für die Nacht in Stand gesetzt, und bei dieser Beschäftigung wurde sie von dem Zimmermädchen angetroffen, wie sie vor der offenen Commodenschublade stand und unter Schluchzen und Weinen ein Halstuch zusammenlegte, das sie, wie sie sagte, aufheben wollte. Von dem andern Mädchen um die Ursache ihrer Traurigkeit befragt, erzählte sie den Auftritt, welcher unten stattgefunden, und deutete darauf hin, daß sie die Lieblosigkeit ihrer Frau nicht mehr lange ertragen, daß vielmehr bald etwas geschehen werde, sie zu erlösen.

Als man ihr alles Dieses im Verhör vorhielt, wies sie jede Beschuldigung des Diebstahls mit Entrüstung zurück. Dagegen stellte sie nicht in Abrede, daß sie im Schlafzimmer ihrer Frau und bei der Commode gewesen, behauptete aber, daß sie sehr häufig die Zusammenräumung des Zimmers und die Aufhebung der besseren Kleider der Wirthin besorgt habe. In Bezug auf die von ihr geäußerte Drohung, als sie von dem Auftritte in der unteren Stube sprach, sagte sie, ihr Liebhaber sei in sie gedrungen, sie solle mit ihm nach Amerika auswandern. Dies habe sie ihm indeß ganz entschieden abgeschlagen, sich aber später wegen der harten Behandlung, die sie von ihrer Frau erfahren, entschlossen, dem Ansinnen Hayder's Folge zu geben. Dabei berief sie sich auf das Zeugniß des Letzteren. Als man ihn aber aufsuchen wollte, war er nicht allein verschwunden, sondern es stellte sich auch heraus, daß ihn mehrere Personen am Abende des Diebstahls in dem Wirthshause eines benachbarten Ortes gesehen hatten, wie er ein kleines mit Münzen gefülltes Beutelchen hervorzog und daraus einen Friedrichsd'or wechseln ließ. Dieses Beutelchen stimmte der gegebenen Beschreibung nach ganz mit dem der Löwenwirthin überein. So bestand nun über die Schuld des unglücklichen Mädchens kein Zweifel mehr, und die Annahme war allgemein, daß sie sich das Geld angeeignet und es ihrem Liebhaber gegeben habe, um mit ihm nach Amerika auszuwandern.

(Schluß folgt.)

Meine erste Wache.

Skizze aus dem österreichischen Soldatenleben.

Es war zu Wien auf der nunmehr mit dem übrigen Befestigungs-Gerümpel dahingegangenen Kärtnerthorwache, wo ich die erste Probe meiner Wachsamkeit für das allgemeine Wohl ablegte; — noch heute wird mir weh, wenn ich gedenke, wie sie ausgefallen.

Unter den Posten einer Wache ist der „Schnarrposten" (vor den Gewehrschranken) gewissermaßen der Ehrenplatz; und wenn sich unter der Wachmannschaft ein Cadet befindet, so wird er dahin gestellt.

Ich hegte den tiefsten Abscheu gegen diesen Ehrenplatz, auf welchem man jeden Augenblick „in Arm"

nehmen, „präsentiren" oder „G'wehr 'raus!" schreien mußte, aber dem Oberlieutenant Mäusl war dies gleichgiltig; er schnarrte mit einem kalten Blicke auf mich: „Dem Cadetten erstes Numero Schnarrposten." Eine Minute später stand ich starr und steif vor dem Schranken und kam mir vor, wie ein im weiten Meere Ausgesetzter. Der Lärm des Straßenlebens schlug betäubend, wie die Brandung, an mein Ohr; kleine Schusterjungen grinsten mich tückisch an, hübsche Mädchen betrachteten mich halb mitleidig, halb schnippisch und — Vorgesetzte wimmelten von allen Seiten heran. Dabei hatte ich das unheimliche Gefühl, daß hinter mir an der Thüre seines Wachtzimmers der Oberlieutenant Mäusl saß und jede meiner Bewegungen belauerte. Mir war erbärmlich zu Muthe; schon der bloße Gedanke an das „G'wehr 'raus"-Rufen erfüllte mich mit Grauen. Wie sollte ich mich unterstehen, zwanzig Schießprügel heraus zu rufen, die ja bereits alle wohlgeordnet draußen am Schranken standen?! Wie sollt ich überhaupt so jämmerlich schreien, da ja doch ein kleiner freundlicher Wink genügte, um die ganze Wache vom Herannahen hoher Offiziere oder einer Hofkutsche zu verständigen?!

Ich hatte bereits einigemal mit ziemlicher Fassung „präsentirt" und „in Arm" genommen — freilich meist erst hinter dem Rücken der so Beehrten; da fiel es einem von rückwärts kommenden Offizier ein, drei Schritte hinter mir stehen zu bleiben. Ich wartete ein wenig, ob er denn nicht vorübergehen wolle, vergebens. Ich schielte nun zurück, ob er wohl vermöge der Distanz in die Ehrenbezeigungsgebühr getreten sei; — ja, er war es, und blickte mich noch obendrein an, als verlange er seine Portion „Präsentirt". Jetzt erlaubte mir mein Schicklichkeitsgefühl nicht länger, dem Vorgesetzten den Rücken zu kehren; ich machte ein promptes „Kehrt Euch" und präsentirte mit schönster Resonanz.

Wer die geheiligten Pflichten eines „Schnarrpostens" kennt, der weiß, wie sehr ich mit meiner Umdrehung dagegen verstieß. Kein Wunder daher, daß der von mir so reglementswidrig begrüßte Offizier einen Seitensprung des Entsetzens machte und dabei seine Cigarre fallen ließ, die ich rasch aufhob und mit einer höflichen Verbeugung überreichte, wobei mir leider die kleine Fatalität passirte, daß ich — mein Gewehr fallen ließ.

Ich weiß nicht, wer von uns Dreien in diesem Augenblicke verblüffter schien, der begrüßte Offizier, Oberlieutenant Mäusl oder ich; ich erinnere mich nur, daß ich einen Augenblick lang geneigt war, den Schießprügel liegen zu lassen und einfach davonzulaufen, denn ich schämte mich außerordentlich. Doch besann ich mich glücklicherweise eines Besseren, nahm das Gewehr auf und machte in demselben Augenblick „Kehrt Euch", in welchem mir der brave, aber grobe Mäusl eine Million „Kruzifuxe" wünschte. Ich kam gerade noch recht, um die ehrfurchtsverlangenden Blicke eines dicken Stabsfeldwebels aufzufangen, der unterdessen hinter mir vorübergekommen. Um auch ihm gerecht zu werden, nahm ich rasch „in Arm" und schaute ihm so lange ehrerbietigst nach, bis — rechts ein General und links ein Major unbegrüßt dahingegangen waren.

Nun wurde mir immer unheimlicher zu Muthe; mit einem verlegenen Rückblick traf ich das drohende Auge des Wachtkommandanten und las darin — doch nein, ich hatte dazu nicht Zeit, denn in diesem Moment schrie der Oberlieutenant: „Rufen Sie! rufen Sie!" Schwindelnd flog mein Kopf herum; — richtig, da rasselte ein geschlossener Hofwagen heran; aber, o mein Gott, ich konnte ja nicht sehen, **wer** darin saß, konnte nicht wissen, ob ich zur „allerhöchsten" Ehre **dreimal** oder zur „höchsten" **zweimal** in's Gewehr rufen sollte!

„Rufen Sie!" donnerte Mäusl nochmals. Da riß ich denn verzweifelt die Kinnlade auf und krähte ein erschütterndes: „G'weh ..."

Es muß mir damals irgend eine dicke Fliege in den Hals geflogen sein, denn ich kam über das „G'weh ..." nicht hinaus und sah mit Entsetzen die ergreifende Wirkung, welche mein kriegerisches Geheul auf das umherwogende Civilvolk gemacht hatte. Ich war trostlos. Hätte ich doch nur ein wenig mehr Hände, Augen und Gewehre gehabt, ich würde meine Ehrenbezeigungsschulden gewiß nach allen Seiten hin pünktlichst ausgezahlt haben! Wahrlich, mir kam damals der wilde Gedanke, ob ich nicht am sichersten thue, mit präsentirtem Gewehre und beständigem „G'wehr 'raus"-Schreien auf dem Absatze herumzuwirbeln!

Du Himmelstrost in schweren Schnarrpoststunden! Da kam mein schönes, liebes Mariechen die Straße herunter und schaute mich so süß, so herzlich an, als ob es sagen wollte: Geduld, mein Freund, morgen ziehst du zu **mir** auf Wache; dann nimmst du statt des Schießprügels deine Marie „in Arm" und vergissest bei kleinen, zärtlichen Scherzen deine heutige — große Blamage.

Wie sehr ermuthigten mich diese holden, blauen Augen, wie freundlich nickte mir das reizend blonde Köpfchen zu, und wie freudig grüßte ich wieder mit Hand und Haupt in seliger — Reglements-Vergessenheit! Aber selbst diese Freude sollte mir getrübt werden. Ein borstiger Lieutenant rasselte daher und blickte meinem sittsam vorüberwandelnden Schätzchen so üblich frech ins Gesicht, daß es erröthend entfloh. Der Lieutenant schritt lachend weiter und schien auf mein „Präsentirt" zu warten, um herablassend zu danken. Ich aber bezeigte dem borstigen Kerl nicht die mindeste Ehre, denn ich haßte ihn, weil er seine grauen, schielenden Sterne auf meinen Himmel gerichtet. Er ging noch einmal klirrend vorüber und sein zorniger Blick kommandirte: „Präsentirt!" aber ich wandte mich kalt zur Seite und marschirte vor dem Schranken auf und nieder. Da eilte er schnurstracks ins

Wachtzimmer und denuncirte mich dem groben Mäusl.

Als ich bald darauf abgelöst wurde, erhielt ich vom Commandanten einen jener „Verrisse", welche das beliebte Schmieröl für zweibeinige Kriegsmaschinen sind und zu denen das landesübliche Rezept in einem Drittel vergrößerten Thatbestandes und zwei Dritteln „Teufel holen" — „Einsperren" — „Krummschließen" — „Knochen krachen" — destillirt durch wüthendes Augenrollen — besteht.

Als ich zerknirscht in's Wachzimmer trat, machte mich der Corporal sofort mit dem „Pritschenwaschen" bekannt, welches dem bürgerlichen „Gurgelwaschen" so rührend gleicht. Man trank auf meine Kosten sehr viel Bier und der Corporal meinte: das sei einer der schönsten „simpelbolischen" Kriegsgebräuche.

Die Pritsche war gewaschen, ich selbst bedeutend „gestärkt" — da erschallte draußen ein gellendes „G'wehr 'raus!"

In wilder Eile klapperten und rumpelten wir hinaus und kamen Alle glücklich unter's Gewehr.

Es kam eine Hofkutsche vorüber; wir präsentiren. Eiligst griff ich nach meinem Kopfe — fand aber leider keinen Czako darauf; — der stand drinnen zwischen den Biergläsern!

„Abtreten!" kommandirte Mäusl. Mit einem Satze war ich im Wachtzimmer und hoffte schon, daß die Blöße unbemerkt geblieben, die sich mein unglückliches Haupt soeben gegeben; da schnitt der Ruf des Corporals in meine Seele: „Cadet, zum Herrn Oberlieutenant!"

Diesmal nahm ich den Czako mit und that wohl daran; denn ich konnte ihn gleich aufbehalten, um als Abgelöster in die Kaserne und von dort — nicht in die Arme meiner Marie — sondern in Arrest zu marschiren.

Verschiedenes.

Die Wiener »N. fr. Pr.« schreibt: Die seitherigen Schilderungen der Persönlichkeit der verhafteten Julie Ebergenyi v. Telekes stehen mit der Wahrheit in grellem Widerspruche. Dieselbe zählt nach ihrem Taufschein erst 25 Lebensjahre, sieht aber bei Weitem älter aus; ihre Züge haben den Ausdruck von Abspannung, ihre Gesichtsfarbe ist welk, ihre Stirne zeigt bereits jene kleinen Furchen, welche auf das herannahende Alter deuten; ihr Mund ist zwar voll, die Farbe der Lippen aber verblaßt. Nur das Auge blitzt und spricht für ihre Jugend; das dunkelblonde, ziemlich weiche Haar pflegt sie, aus der Stirne gestrichen, in einem Netze zu tragen. Im Verkehr zeigt sie einen gewissen Anstand und Schliff, aber durchaus nichts von jenem beweglichen Geist, der ihr zugeschrieben wurde. Von ihrer Melancholie ist im Landesgerichte nichts bekannt; ihre Enthaltsamkeit in Bezug auf Speise und Trank ist ein Märchen; sie leidet offenbar nicht an Appetitlosigkeit, da sie zum Souper eine kräftige Fleischspeise und eine Flasche Ofener zu sich zu nehmen pflegt.

Eins der Wunder Californiens ist ein Riesen-Weinstock zu Montecito. Er ward vor 65 Jahren von einer Frau Dominquez gesetzt und an einem Spalier, welches 10 Fuß über dem Boden ist, gezogen. Der Stamm mißt 5 Zoll über dem Boden 3 Fuß 3½ Zoll im Umfange und in einer Höhe von 8 Fuß, da, wo die Reben sich abzweigen, 4¼ Fuß Umfang. Auf dem Spalier bedeckt er eine Fläche von 93 Fuß Länge und 50 Fuß Breite. Sein Ertrag ist im Durchschnitt 8000 Pfund Trauben.

Für National-Oekonomen als Notiz die Worte eines alten Arbeiters, aus dem Oldenburgischen, wie alles Unglück und der schlechte Verdienst in unseren Tagen von »der Mäßigkeit« (d. h. der Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsvereine) herstamme. »Gewiß van de Mäßigkeit, det globen Se man! Früher, da gungen die Buure in' Weerthshus und drunken Branwien; denn haer die Weerthe 'n Verdienst. Dann worden se hitzig un slegen Finster un Stöhle un Dische intwei — dann herr'n de Gläscher un de Dischler wat to dohn. — Dann slogen se sik Löcker in 'n Kopp — denn verdeente de Dokter wat. Naher, denn gung't in Saken (kam es zur Klage), denn kregen de Affkaten wat to leben. Aberst nu? wat is'i nu up Stä? (auf der Stelle, gegenwärtig). Nu steckt se de Födt an 'n Aben (Ofen) und les't in de Böcker; so weert jo woll noch luter Pastoren, un all de Verdeenst von de Annere, de fallt weg.«

Ein amtlicher Bericht stellt die Verheerungen zusammen, welche der furchtbare Orkan in der Nacht vom 1. auf den 2. November d. Js. in Calcutta anrichtete. In der Stadt sind 109, in den Vorstädten 285, auf dem Flusse 622 Menschen umgekommen, also zusammen 1016, zu Dreivierteln Männer und nur 54 Kinder. In Stadt und Vorstädten zusammen stürzten 173 Backsteingebäude, 4083 Hütten mit Ziegeldächern ein oder wurden fortgeweht. Die Telegraphen sind im Umkreise vieler Meilen zerstört.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 100. Sonntag, den 15. Dezember **1867.**

Ein verhängnißvoller Irrthum.

Eine Criminalgeschichte von A. R.

(Schluß.)

Kaum war Kathy im Gefängniß, als Jeder eine andere Beschuldigung gegen sie vorzubringen wußte. Wenn man die Leute aus dem Orte hörte, so mußte man denken, sie sei das verruchteste und verworfenste Geschöpf auf der ganzen Welt, und in dieses Geschrei stimmte Niemand eifriger ein, als die Wirthin vom „Goldenen Löwen." Ihre frühere Liebe schien in der That ganz in Haß umgewandelt zu sein. Sie wurde nicht müde, all die Güte und Wohlthaten, die sie der Undankbaren erwiesen, aufzuzählen, und die leiseste Anspielung, daß Kathy unschuldig sein könnte, versetzte sie in Wuth. Aber nicht der Verlust des Geldes, sondern die verletzten Gefühle der Zuneigung waren es, welche die leidenschaftliche Frau so aufbrachten.

Unter diesen Umständen lauteten die Zeugenaussagen gegen die Angeklagte in höchstem Grade ungünstig. In der standhaften Betheuerung ihrer Unschuld erblickte der Richter, dem es an Scharfsinn und Kenntniß der menschlichen Natur mangelte, nichts weiter, als das freche Leugnen einer verstockten Verbrecherin. Es konnte deßhalb auch gar nicht auffallen, daß sie schließlich zu vier Jahren Arbeitshaus verurtheilt wurde. Ja, es gab sogar Viele, denen diese Strafe noch zu gelind dünkte.

Da sich Niemand der Unglücklichen annahm, so unterblieb die Berufung an die höhere Instanz, und schon nach wenigen Tagen wurde das Urtheil in Kraft gesetzt. Als Kathy nach dem Arbeitshause abgeführt werden sollte, waren die Straßen dicht gedrängt mit Menschen besetzt. Jeder wollte sie noch einmal sehen und sich mit eigenen Augen überzeugen, wie sie ihr Schicksal ertrug. Mit niedergeschlagenen Blicken und bleichen, abgehärmten Wangen saß sie auf dem offenen Karren, während ein Strom von Thränen unaufhaltsam über ihre Wangen lief.

Das öffentliche Mitleid ist ebenso leicht erregt, als der öffentliche Unwille. Und so war es auch in diesem Falle. Man erinnerte sich jetzt an die guten Eigenschaften des armen Mädchens, besonders aber an die Freundlichkeit und Gefälligkeit, die sie gegen Jedermann an den Tag gelegt und schämte sich des ungemessenen Eifers, womit man sie früher verfolgt hatte. Bei Keinem aber war der Umschlag so heftig, als bei der früheren Gebieterin desselben, der Wirthin zum „Goldenen Löwen." Ihre ganze Liebe zu der angenommenen Tochter kehrte wieder zurück und sie fühlte jetzt erst, was sie an ihr verloren hatte. Täglich, ja stündlich vermißte sie dieselbe, und in hundert Fällen stellte es sich heraus, wie treu und uneigennützig ihre Dienste gewesen. Die Frau war unglücklich, aber sie verschloß ihren Kummer in sich selbst und suchte bei Niemandem Trost.

So vergingen zwei Jahre. Kathy ertrug ihr hartes Loos mit Ruhe und Ergebung. Durch ihr gesittetes folgsames Benehmen erwarb sie sich bald die Gunst des Vorstehers der Strafanstalt. Auch der Hausgeistliche interessirte sich für ihr Schicksal. Ein Begnadigungsgesuch, das er für sie abfaßte und an eine einflußreiche Persönlichkeit zur Uebergabe an den König sandte, hatte einen über Erwartung günstigen Erfolg. Kathy aber zeigte, als ihr die bevorstehende Freilassung angekündigt wurde, keine besondere Freude. Sie begriff wohl, daß sie als eine Gebrandmarkte wieder in die Welt trete und erklärte auf das Bestimmteste, daß sie nicht nach ihrem Geburtsorte zurückkehren, sondern nach Amerika auswandern wolle. Um ihr dazu die Mittel zu verschaffen, veranstalteten der Geistliche und der Inspector der Anstalt unter ihren Bekannten eine Collecte, zu der sie selbst reichlich beisteuerten. Den größten Theil der benöthigten Summe verdankte man aber einer wohlthätigen Dame, welche sich auch erboten hatte, das Mädchen, wenn es dableiben wolle, in ihre Dienste zu nehmen.

Um ihre Tochter noch einmal zu sehen, hatte die arme Mutter den weiten Weg nach der entfernten Stadt nicht gescheut. Der Abschied zwischen Beiden war ungemein traurig und noch überdies durch das Jammern der alten Frau verbittert, welche sich selbst die heftigsten Vorwürfe darüber machte, daß sie ihr Kind in fremde Hände gegeben und so an seinem Unglück schuld geworden sei.

Zur festgesetzten Zeit trat Kathy die Reise über das Weltmeer an. Die Nachricht hiervon war für ihre frühere Pflegemutter eine neue Quelle des Schmerzes und der Trauer. Sie hatte also keine Hoffnung mehr, das Mädchen, der sie mit wahrer Zärtlichkeit zugethan war, in ihrem Leben wiederzusehen. In dem Gemüthszustande, in dem sie sich befand, wurden ihr die Menschen und ihr

Geschäft zur wahren Last, und sie faßte deßhalb den Entschluß, den Gasthof zu verkaufen und ihren Aufenthalt, fern von der bisherigen Umgebung, auf dem Lande zu nehmen. Ein Käufer wurde bald gefunden und der Tag festgesetzt, wo die Uebertragung auf den neuen Eigenthümer stattfinden sollte.

Da alle Utensilien, die zur Wirthschaft gehörten, mit in den Kauf gingen, so hatte die Verkäuferin nur diejenigen Gegenstände zu verpacken, die sie für sich selbst behalten wollte. Diese bestanden hauptsächlich in Kleidern und Weißzeug, wovon eine große Menge vorhanden war. Langsam und lautlos wurde das lästige Geschäft mit Hülfe einer alten Frau abgethan. Endlich blieb nur noch ein einziges Gemach übrig, das Frau Hoffstetter, weil es das Sterbezimmer ihres Mannes war, nur selten betrat. Hier waren unter Anderm auch die Kleider des Verstorbenen in Commoden und Schränken aufgehoben. Ermüdet von dem langweiligen Geschäfte, nahm die Eigenthümerin die Dinge armvollweise aus den Schubladen und warf sie in die nebenstehenden Kisten, als auf einmal aus einem Bündel hervor etwas klappernd zu Boden fiel. Die alte Frau glaubte, daß etwas zerbrochen sei und suchte eifrigst danach. Es wurde aber nichts Zerbrechliches gefunden, sondern ein kleines, schweres Päckchen, bei dessen Oeffnung die Wirthin des „Goldnen Löwen“ einen furchtbaren Schrei ausstieß, so daß die Leute im ganzen Hause nach dem Zimmer eilten.

Hier begegnete ihnen ein schrecklicher Anblick. Neben der Kiste stand Frau Hoffstetter mit wild rollenden Augen, ein kleines Beutelchen emporhaltend und in einemfort ein wahnsinniges Gelächter ausstoßend. Diese sonderbare Scene war zuerst den Anwesenden ganz unerklärlich, bis endlich Einer derselben die Vermuthung aussprach, daß es die Börse sein müsse, wegen der Kathy in's Zuchthaus gekommen. Dieses Wort schien die unglückliche Frau wieder zur Besinnung zu bringen, denn das tolle Gelächter hörte auf und mit einem Angstschrei sank sie ohnmächtig zu Boden.

In einer Stunde war die schreckliche Geschichte im ganzen Orte bekannt und auch der Mutter des Mädchens zu Ohren gekommen, die wie eine Rasende nach dem „Goldenen Löwen“ stürmte, in das Zimmer eindrang, wo die Anklägerin in erbarmungswerthem Zustande auf dem Bette lag, und in den leidenschaftlichsten Ausdrücken ihr Kind zurückverlangte.

Lange Zeit ließ die unglückliche Frau den unaufhaltsamen Strom von Vorwürfen geduldig über sich ergehen, bis sie endlich, von Verzweiflung getrieben, vom Bette aufsprang, sich der Rächerin zu Füßen warf, ihre Kniee umfaßte und um Gnade flehte. Allein die beraubte und halb wahnsinnige Mutter stieß die Flehende mit Heftigkeit von sich und stürzte aus dem Hause, die Straßen mit ihren Klagen und ihrem Jammergeschrei erfüllend.

Die trostlose Frau, welche die Hauptschuld an Kathy's Unglück trug, that nun freilich Alles, um ihr Unrecht wieder gut zu machen. Unter Anderm schickte sie einen eigenen Boten nach Amerika, um die Schwergeprüfte zurückzubringen. Da derselbe mit dem Dampfboote reisen sollte, so rechnete man darauf, daß er früher in New-York eintreffen werde, als das Auswandererschiff. Seiner Rückkehr glaubte man in sechs bis acht Wochen entgegensehen zu können. Frau Hoffstetter hatte versprochen, Kathy's Ankunft durch ein Freudenfest zu feiern und dazu die ganze Bevölkerung des Städtchens einzuladen. Man sah deßhalb ihrem Eintreffen mit der größten Spannung entgegen.

Endlich kehrte der Bote zurück, brachte aber nur die traurige Nachricht mit, daß das Auswandererschiff, auf dem sich Kathy befunden, während eines Sturmes an der amerikanischen Küste gescheitert und mit allen an Bord befindlichen Personen, mit Ausnahme von zwei Matrosen, in den Wellen begraben worden sei.

Man kann sich den Eindruck vorstellen, den diese schreckliche Kunde auf die unglückliche Frau hervorbrachte, die sich als die alleinige Ursache des furchtbaren Schicksals ihrer Pflegetochter betrachtete. Mehrere Stunden lang saß sie bewegungslos auf einem Platze und blickte starr vor sich hin. Dann bestellte sie einen Wagen, mit dem sie in die nächste Stadt zu einem Advokaten fuhr und ihr Testament machte. Von da an war sie auf eine unerklärliche Weise verschwunden, bis man nach Verlauf von mehreren Wochen ihre Leiche im Main auffand. Sie hatte den Schmerz und die Gewissensbisse, von denen sie gepeinigt wurde, nicht länger zu tragen vermocht. Kathy's Mutter war von ihr zur Erbin ihres ganzen Vermögens eingesetzt; diese genoß aber dasselbe nicht lange, denn neben dem Kummer über den Tod ihrer Tochter quälte sie auch die Reue über ihre Unversöhnlichkeit und unchristliche Härte gegen das unglückliche Weib, die vor jener grausamen Anklage gegen ihre Tochter stets eine edelmüthige und wahre Freundin gewesen. Gerne hätte sie jetzt Worte des Friedens und der Verzeihung gesprochen, aber es war zu spät dazu. Dies Alles nagte an ihrem Leben, und nach zwölf Monaten trug man sie auf den Kirchhof.

Wie man Hofrath wird.

Historische Erzählung von Max Ring.

Hinter der bekannten Terasse von Sanssouci schritt der Kammerhusar Friedrich des Großen, der wackere Thiele, in Begleitung der königlichen Lieblingshunde, um ihnen die nöthige Bewegung

zu verschaffen. Die munteren Thiere machten dem Alten das Leben schwer, da sie sich nicht an seine Disciplin kehrten und auf seinen Commandoruf nicht hören wollten. Bald sprangen sie ohne Zucht und Ordnung vor ihm her und verschwanden zu seinem größten Aerger in dem Dickicht des Parks, bald bellten sie die Vorübergehenden an, oder trieben sonst allerlei Unfug und schnöde Kurzweil, daß der ehrliche Kammerhusar darüber fast verzweifelte.

„Schäme dich, Alkmene! Willst du wohl kuschen, Thisbe!" schrie er, aber leider vergebens, da die Hunde sich nicht an seine Vorwürfe kehrten und zu wissen schienen, daß sie die verzogenen Lieblinge des Königs seien. Je mehr er schimpfte und zankte, desto toller trieben sie es, desto übermüthiger geberdeten sie sich, so daß der Alte alle seine Geduld verlor und seinen Dienst verwünschte, obgleich die Aufsicht über die Hunde ein vielbegehrter Ehrenposten war und für den höchsten Beweis des königlichen Vertrauens galt.

„Da wollte ich doch," fluchte der Kammerhusar, „daß die ganze Hundezucht der Teufel holte!"

In der That schien sein gottloser Wunsch schneller in Erfüllung zu gehen, als er ahnte; denn als er sich umsah, vermißte er das reizende Windspiel, die Biche, den Liebling der Lieblinge, das Favoritthier Friedrich des Großen, das mit ihm von einem Teller speiste und in seinem Bette zu seinen Füßen lag. Wie man erzählt, habe die kluge Biche, als der König auf der Flucht vor den Oesterreichern sich unter einer Brücke verborgen hielt, an seiner Seite stumm und zitternd ausgehalten, ohne durch einen Laut seine Gegenwart zu verrathen, gleichsam die Gefahr für ihren Herrn ahnend. Seitdem war Biche ihm noch theuerer als früher geworden, eine wahre Freundin, für die er die zärtlichste Neigung empfand und die er wie seinen Augapfel behütete.

Wäre sie verloren gegangen oder ein Unglück ihr zugestoßen, das hätte der König nimmermehr verziehen und der alte Thiele kannte den großen Friedrich, dessen Zorn schrecklich sein konnte. Deshalb suchte er die Spuren des verlorenen Hundes im Schweiße seines Angesichts, da es ein heißer Sommertag war; rief er seinem Namen laut und lauter. Aber keine Biche ließ sich sehen und ihr frisches Gebell hören. Dagegen stimmten ihre Gefährten ein Jammergeheul an, als vermißten und klagten sie über die verlorene Freundin. Es war zum Verzweifeln!

Die steigende Angst preßte dem Alten große Schweißtropfen auf die geröthete Stirn, und der bloße Gedanke, ohne Biche in das Schloß zurückzukehren, machte ihn fast wahnsinnig. Schon war die Stunde nahe, wo der König zu speisen pflegte, und dabei durfte Biche nicht fehlen. Der Kammerhusar hatte in mancher Schlacht die Kugeln pfeifen hören, ohne nur mit den Augen zu zucken, aber heute sank ihm der Muth und er wünschte sich lieber den Tod, als den blitzenden Augen des Königs zu begegnen.

Von solchen düsteren Gedanken verfolgt, setzte er seine Nachforschungen leider ohne jede Aussicht auf Erfolg fort, als er plötzlich am Ausgange des Parks einen jungen Mann erblickte, der unter einer schattigen Eiche lag und mit Biche sein Frühstück, eine frische Wurst, gemüthlich theilte. Bei diesem Anblick fiel dem Kammerhusaren ein Stein vom Herzen und er beeilte sich, den Hund sogleich zu reklamiren. Aber Biche, die, übersättigt von den Leckerbissen der königlichen Küche, eine gesunde bürgerliche Hausmannskost vorzuziehen schien, wehrte sich gegen jede derartige Zumuthung und schmiegte sich mit sichtlicher Vorliebe an ihren Gastfreund, den sie nicht so leicht verlassen wollte. Taub gegen alle Bitten und Vorstellungen, beharrte sie in ihrem Widerstand, bis der Alte den jungen Mann aufforderte, mitzugehen; wozu dieser mit Vergnügen bereit war. Erst jetzt entschloß sich auch der Hund seinem neuen Freunde, oder vielmehr der lockenden Wurst zu folgen.

Unterwegs dankte der Kammerhusar dem jungen Mann für seinen geleisteten Dienst, indem er sich freiwillig erbot, ihm bei ähnlicher Gelegenheit zu vergelten und beizustehen.

„Ich möchte Sie gleich beim Wort nehmen," erwiderte sein Begleiter, „doch Sie werden mir auch beim besten Willen nicht helfen können, auch wenn Sie wollten," setzte er mit einem Seufzer hinzu.

„Na, lassen Sie den Kopf nicht hängen," sagte gutmüthig der Alte. „Sagen Sie mir nur, wo der Schuh Sie drückt und ich will sehen, was ich thun kann. Unsereins ist auch nicht auf den Kopf gefallen und ein königlicher Kammerhusar, der noch dazu die Aufsicht über die Hunde hat, vermag oft mehr als ein Studirter auszurichten. Ich möchte Ihnen gern einen Gefallen thun, wenn ich erst weiß, um was es sich handelt!"

„Ich will und muß Hofrath werden!" rief der junge Mann mit sichtlicher Aufregung.

„Das ist freilich keine Kleinigkeit, noch dazu bei Ihrer Jugend. Wie kommen Sie zu einem solchen Wunsch und was berechtigt Sie zu einem solchen Titel?" fragte der Kammerhusar überrascht.

„Ich heiße Laufert und bin Sekretär bei der Kriegs- und Domainenkasse, habe die besten Zeugnisse von meinen Vorgesetzten und erfreue mich der besonderen Gunst des Herrn Kabinetsraths Eichel, der mich schon zweimal zum Hofrath vorgeschlagen hat, ohne jedoch die gewünschte Genehmigung vom König zu bewirken. Wenn ich aber den Titel nicht bekomme, so bleibt mir nichts übrig, als ins Wasser zu springen und meinem Leben ein Ende zu machen."

(Fortsetzung folgt.)

Welt und Bühne.

(Humoreske.)

Daß die „Bretter die Welt bedeuten", wurde schon unzählige Mal geschrieben, geäußert und gedruckt, und obwohl es so ziemlich als ausgemachte Sache gilt, daß jeder Vergleich hinkt, so dürfte dieser Vergleich vielleicht am Wenigsten sich eines mephistophelischen Attributes zu erfreuen haben; denn gibt es wohl eine größere Aehnlichkeit zwischen unserer Welt und einer Bühne? Können wir uns nicht mit Recht des Epithetons „Schauspieler des großen Welttheaters" bedienen? Unsere Contracte, die uns an ein solches Engagement binden, beginnen zumeist in Form eines Taufscheines und erlischt derselbe nur dann, wenn der Theaterdiener Tod die Kündigung der hohen Direktion überbringt. — Schauspieler, die während der Dauer ihres Contractes durchgehen — sind die sog. Selbstmörder — und gewöhnlich Leute, welche sich großer Schulden bewußt sind. — Unsere Carriere auf dem Welttheater, hängt, wie bei den wirklichen Schauspielern, auf der Bühne zumeist von Talent und Begabung ab; wir beginnen — wie ächte Theaterkinder — zuerst mit den Kinderrollen, gehen dann in's jugendliche Liebhaberfach über, spielen sodann erste Liebhaber und Bonvivants, später Väterrollen und zuletzt Greise oder Gecken, je nach der Beschaffenheit des Temperamentes und machen während dieser dramatischen Laufbahn auf dem Welttheater nicht selten die traurige Erfahrung, daß Schauspieler, deren geistige Begabung gleich Null ist, die sich jedoch mit besonderem Fleiß auf das Formenstudium geworfen, durch dasselbe oft ein glänzendes Engagement erhalten, ja in nicht seltenen Fällen sich sogar bis zum Hofschauspieler emporschwingen; während mancher arme Teufel mit Talent und Geist, manches wahre Genie, oft ungenannt und unbekannt, elend zu Grunde geht.

Auch die Politik, jenes nothwendige Uebel unseres Welttheaters, mengte sich natürlich als ein so wichtiger Faktor ebenfalls in das Leben und Treiben desselben. — Da erblicken wir vor Allem als wohlhonorirten Kapellmeister IHN, der mit dem Taktirstab in der Rechten, Orchester und dem Personale auf der Bühne den Ton angibt und seinen wüthenden Blick dabei auf den italienischen Pierrot oben richtet, der mit einer Faust in der Tasche noch zögert, nach der französischen Orchesterstimmung zu tanzen.

Im Hintergrunde erblicken wir den Benefizianten dieses Abends, den Heldentenor Garibaldi, der eben eine Kampfarie singt, und nachdem er geendet, einen Beifallssturm auf der linken Seite des Hauses erzielt. — Unmittelbar hinter ihm steht bereits der Theaterkassier, Herr Chassepot, von dem er sofort seinen Theil erhält. — Rechts erblicken wir den Regisseur, Hrn. v. Bismarck, der mit dem „norddeutschen Bund" die gelungene Novität: „Die falschen und guten Freunde" aufführt. — Durch eine Brücke ist derselbe von Süddeutschland getrennt, das, allein und isolirt, sich ihm in die Arme werfen will; im Rücken aber von einem französischen Gensdarm gefaßt, daran gehindert wird. — Der „Deutsch-Oesterreicher" bildet mit Croaten, Wallachen, Slovaken, Rumänen, Polen, Böhmen und Serben eine Gruppe, während der edle Ungar in selbstbewußtem Stolz sich abseits eine „Extrawurst" bratet und bei jeder Gelegenheit den „polternden Alten" spielt. Dazwischen erblicken wir den österreichischen Finanzminister, der als „Sekretär" eben die Rollen zu dem Trauerspiel: „Der letzte Silberzwanziger" austheilt. Die „Intriguants" in diesem kosmopolitischen Drama spielen die „Diplomaten," welche zuweilen auch singen, jedoch meistentheils falsch und stets nach Noten. — Zum Chorsingen sind alle subventionirten Blätter verpflichtet und die es am besten verstehen, die Volkslieder zu überschreien, erhalten am Gagetage eine Gratifikation. Zu „Dümmlingsrollen" werden ferner Jene verwendet, die gegen den „Zollverein" agitiren und Jene, welche das undankbare Fach der „Verschwörer und Volkswurm'ler" acceptiren wollen, werden dazu in der vortrefflichen Theaterschule des Herrn Mazzini ausgebildet. — Im Soufleurkasten erblicken wir den genialen Erfinder des Zündnadelgewehres, Herrn v. Dreyse, da die ersten Schauspieler am Welttheater jetzt nur noch auf seinen Anschlag hören wollen und ganz im Hintergrunde präsentirt sich uns der Beleuchter des Welttheaters, Namens Renan, der eben damit beschäftigt ist, dem Publikum ein neues Licht aufzustecken.

Fragen wir, welche Stücke gegenwärtig auf diesem Welttheater en vogue sind, so hören wir, daß folgendes Repertoir sich gegenwärtig des größten Beifalls erfreut: In England: Moliere's „Geiziger" — in der Türkei: „Er muß auf's Land" — in Rußland: „Herr und Sclave" — in Polen: „Der Zerrissene" von Nestroy, sehr amüsant, besonders die sibirische Schneedekoration mit blutrothen Tableau's zum Schluß — in Spanien: „Krone und Schaffot" — in Amerika: „Die feindlichen Brüder" — in Mexico: „Die Räuber" — in Frankreich: „Er mengt sich in Alles" — in Bayern: „Partheienwuth", und in Kaiserslautern: „Die Kunstsinnigen" oder „Die gemischte Gesellschaft".

Räthsel.

Mein Erstes ist der Festen Schirm und Zier;
Schmerz oder Lust entlockt mein Zweites dir,
Mein Drittes such im Stall, im Busch, im Sand;
Mein Ganzes nah beim Morgenland.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 101. Donnerstag, den 19. Dezember **1867.**

Der silberne Knopf.

I.

Ganz London sprach im Spätherbste des Jahres 1620 von der wundervollen Schönheit der jungen Lady Mylford. Die halbe City war in der Grubstreet versammelt, als der prachtvolle Wagen des Lords seine Braut zum Altar führte. Alles jubelte dem schönen Paare entgegen, denn Jeder glaubte, das Füllhorn des Glücks müsse sich über die schöne Lady ausgießen, welche mit einer Miene gleich der eines am Schöpfungsmorgen aus der ersten Rosenwolke des Glückes zur Erde schwebenden Cherubs an der Seite ihres künftigen Gatten saß. Dem aber war nicht also. Lord Mylford hatte im Parlamente dreimal neunzehn Stimmen für sich — im Herzen seiner Braut aber sprach keine für ihn. Man hatte der schönen Miß Elsbeth und künftigen Lady den Brautkranz mit schimmernden Farben gemalt. Der Name Mylford bildete einen Demant in der Krone des ersten Jakobs und so kam es denn, daß Miß Elsbeth den freundlichen Kranz ihrer ersten Liebe aus Gehorsam gegen ihren Vater und gegen ihre Mutter zerriß und einem Manne Herz und Hand reichte, der aber das Bild ihres Edwards mit all dem Glanze seines gefeierten Namens nicht zu verdrängen im Stande war.

Sir Edward, der arme Fregatten-Lieutenant, schiffte längst an den Küsten von Biskaya vorüber, als Lord Mylford seine Elsbeth dem Traualtar zuführte.

Fein und abgeschliffen — ein Gentleman im edelsten Sinne des Wortes — hatte Lord Mylford die Thräne nicht gesehen, welche auf den kostbaren Seidengürtel der schönen Braut gerollt war, als diese das bedeutungsvolle „Ja" entgegenhauchte. — Im Gehirne des edlen Lords kreuzten sich bereits wieder Pläne für die nächste Motion, die er im Oberhaus zu machen gedachte. Der Wagen kam und rollte — und Thränen rollten und kamen auf dem Antlitze der schönen, unglücklichen Braut, wie die Perlen der Kelchgläser, welche im Palaste des edlen Lords durch die Säle des Grubstreet-House blinkten.

Die Freude war allgemein, nur die Lady saß still in sich gekehrt, aber beobachtet von Einem.

Dieser Eine war Sir Blumphey, ein weitläufiger Verwandter des Lords, selbst Lord, aber ein englischer Sonderling, der bereits als Jüngling den Lordstitel ablegte und das einfache Sir dem Prädikate der Herrlichkeit vorgezogen hatte, und das einzig darum, um seiner Neigung, mit Herz und Seele Advokat zu sein, folgen zu können. Seine kleine viereckige Gestalt, mit dem schwarzen Staatskleide, gleich einer einbalsamirten Mumie der memphischen Obelisken behangen, fehlte in keinem der Gerichtssäle Southwarks, in keinem der Räume des Justizpalastes der City, und ebenso in der Aula des weiten Westminster. Diese eingetrocknete Häringsgestalt fixirte die edle Lady mit dem stechenden Blicke einer See-Viper, und ein oberflächlicher Menschenkenner hätte errathen, was die Gesichtsmuskeln des Pandektenwurms in Bewegung setzte. Unmuth, Haß und Rachsucht waren die drei Furchen, welche die Stirne des kleinen Rechtsgelehrten durchzogen. Unmuth über die Verehelichung seines Vetters, Lord Mylfords, Haß gegen seine unwillkommene Schwägerin, die schöne Lady Elsbeth, welcher er nunmehr eine gewaltige Reduzirung seiner an den allenfallsigen Nachlaß des Lords Mylford anzuhoffenden Erbansprüche zu danken haben konnte, und Rachepläne gegen Beide.

Die Tafel war aufgehoben. Lord Mylford saß neben seiner angetrauten Lady und nahm die Glückwünsche seiner Gäste entgegen. Aber Sir Blumphey war aus dem Saale verschwunden, und während es innen tobte und lärmte, wie in den Sälen des Lebens, pfiff außen ein schneidender Nordwind von den Ufern der Themse herüber, und durch die schwarze Regennacht huschte ein Männchen, in einen kurzen faltigen Mantel gehüllt und gar deutlich war bei dem Schimmer einzelner Blitze der Höcker zu erkennen, den ihm die stiefmütterliche Natur als Mitgabe beigefügt hatte.

Am fernsten Ende des Hafenquai's setzte sich die Kugelgestalt auf einen in einem Mauerwinkel aufgeworfenen Scheiterhaufen, zog eine kleine Blendlaterne hervor — und Sir Blumphey's fahles Erdantlitz lugte im Kreise nach irgend einem Gegenstande, den er zu erspähen schien.

Da fiel ganz in der Nähe ein Beil zur Erde. Sir Blumphey klatschte halbleise in die flache Hand und ein schwarzbärtiges Kinn tauchte über der Mauer empor und wieder eines und ein drittes. Als die Männer den Advokaten gewahrten, blickten sie noch einmal vorsichtig in die Runde, dann schwang sich ein jeder behutsam über die Mauer und im Nu war Sir Blumphey von drei nach Wallrath und Seegras duftenden, augen-

scheinlich Bootsknechten, umringt. Sie trugen männiglich einen großen eisernen Hacken, ein kurzes Schlachtbeil, eine Haue und ein langes Messer bei sich, auf dem Haupte hatte jeder einen breitkrämpigen Filzhut mit Schnürriemen, und für den Nothfall hing an dem Gürtel eine Larve. Das Gewerbe der drei Nachtritter war somit nicht zu verkennen.

„Auferstehung!" lispelte der Eine bedeutsam.

„Auferstehung!" — wiederholte Sir Blumphey und die Anderen.

„Und nun?" fragte Jener.

„Er ist reif!" erwiderte halbleise Sir Blumphey.

Die vier Männer verloren sich durch verschiedene Hohlwege und Winkelgäßchen, bis sie zuletzt an einem Punkte zusammentrafen, am äußersten Ende des herrlichen Gartens an Lord Mylford's Palaste, da, wo der Wasserfall des marmornen Minotaurus den Laut des Todesschmerzes übertönen und den Hülferuf des Opfers verhallen machen konnte.

Lady Mylford saß noch immer an der Seite ihres jungen Gatten, als der Haushofmeister den Lord in die Vorhalle winkte und ihm meldete, ein Unglücklicher verlange seine dringende Zwiesprache und harre des edlen Lords im Garten.

Arglos und ohne Begleitung trat der Lord in die sandbestreuten Wege seines weitläufigen Parkes, nicht achtend des klagenden Sturmes, der ihm von dem Wasserfalle herüber entgegenwehte und ihn wie ein warnender Schutzgeist mit seinen mächtigen Schwingen zurückzudrängen suchte. Vergebens! Der Lord ging dem Wasserfalle zu, wo er den matten Schein einer Blendlaterne wahrgenommen hatte und war bald hinter den bergenden Felsen, wo seiner vier Männer harrten, entschwunden. —

Noch saß Lady Mylford in Gedanken versunken, aber ausgesöhnt mit ihrem Schicksale; der Schleier war gefallen, der das Einst von dem Jetzt kaum eine Spanne weit getrennt hatte. Sie war nun Gattin, — ein erhabenes Wort — sie gelobte sich's im Stillen, es ganz zu sein, sie wollte mit all der Kraft und Wärme, welche die Gottheit in ihre schöne Seele gesenkt hatte, den Stamm umklammern, dessen Ranke sie nach dem Willen des Schicksals geworden war. Edward's Bild erbleichte — Lord Mylfords Stern strahlte im Herzen seiner Gattin. —

„Seid nicht also vertieft, theure Lady," redete der Lordmayor die im Gedanken an ihr künftiges Eden sanft verklärte junge Gattin an.

Elsbeth fuhr empor und konnte sich eines kleinen Schreckens nicht erwehren, als sie den Lordmayor und mehrere Gäste der Hochzeitssuite vor sich stehen sah.

Der Lordmayor aber überreichte ihr ein versiegeltes Briefchen mit rothgerändertem Umschlage. Von wem war nicht zu ermitteln, der Bote hatte sich sogleich entfernt, kein Auge konnte ihn mehr erspähen.

Der Lordmayor hielt die Sache für eine feine Galanterie, einen sinnigen Glückwunsch zur Vermählung. Die Lady aber war sichtlich verlegen. Ihr schien es klar, daß Niemand anderer, als Sir Edward den Brief geschrieben haben konnte, um ihr sein letztes Lebewohl zuzurufen, bevor er den Kolonien zusegelte. Weibliche Neugierde siegte indeß über die Verlegenheit und Elsbeth erbrach das Siegel, fest entschlossen, ihrem Gatten gleich nach dessen Wiedereintritt in den Saal das Schreiben zu behändigen.

Die Lady las: „Ihr werdet, edle Miß, oder nunmehr schon Lady Mylford, sicherlich bereits die Dosis, welche Sir Humphray, der Doktor von Edinburg, Euch gestern übersendet hat, Eurem angetrauten Ehegemahl in den Falerner gegossen, ihn zur Vermeidung alles Aufsehens aus dem Saale entfernt, und somit Euch durch diese chemische Wirkung des lästigen Mannes entledigt und zur Alleinbesitzerin der halben Million Pfund Sterling gemacht haben, welche einer verwittweten Lady Mylford gebühren."

Die Lady las nicht weiter, ihr flimmerte es vor den Augen und mit jeder Zeile steigerte sich ihre Angst. Sie rief nach ihrem Manne, er war noch immer nicht aus dem Garten zurückgekehrt.

Die Gäste verloren sich nach und nach und Lord Mylford kehrte noch immer nicht in die festlich geschmückte Brautkammer, wo er, der englischen Sitte entgegen, welche eine schnelle Abreise der Neugetrauten auf den Kontinent vorzieht, die ersten Küsse seines angetrauten Lieblings empfangen sollte.

Die Nacht verging — für Lady Mylford brachte sie Thränen; vergebens harrte sie jedes leisen Geräusches; Lord Mylford kehrte nicht wieder. — Die ausgesandten Diener vermochten keine Spur von ihm zu entdecken.

II.

Am folgenden Tage stand Sir Blumphey vor dem Gerichte. In der einen Hand trug er einen großen Festpokal, mit den verschlungenen Namenszügen Lord Mylford's und der Lady Elsbeth geschmückt, in der andern den mysteriösen Brief, welchen Lady Mylford am Hochzeitsabende von unbekannter Hand erhalten hatte.

Eine geraume Weile hatte Sir Morton, der Oberrichter, den Brief nach oben und unten durchbogen, gelesen und wieder gelesen.

„Sir Blumphey!" nahm er endlich das Wort, „Sir Blumphey! Ihr seid der nächste Verwandte des ermordeten oder ermordet sein sollenden Lords?"

„Bin's, Master," hohnlächelte Blumphey, der Advokat. „Aber die Falte an Eurer oberrichterlichen Stirne, Master, sagt mir, Ihr traut den Documentis keine Richtigkeit zu, Ihr meint etwa gar, meine Agnationsrechte seien die Lockangel, die dieses Papier und dieses giftbergende Kelch-

glas auf den grünen Gerichtsteppich da herzauberte. Dem ist nicht also, Master Morton, ich hege bei Gott und meinem Gewissen die feste innerste Ueberzeugung, daß meine nunmehrige Schwägerin im vierten Kognationsgrade, Lady Whlford, den Tod meines guten Schwagers, ihres ehelich angetrauten Gemahls herbeiführte, denn —"

„Schwere Anklage," mahnte Morton, der Oberrichter, „die Ihr, Sir Blumphey, mit Euren Sophismen denn doch nicht zu leicht zu constatiren vermöchtet."

„Denn," fuhr Sir Blumphey fort, „erstens war ihre allbekannte Abneigung gegen ihren angetrauten Sponsum stadtkundig, und das will in London viel sagen, wie Ihr wißt, Herr Oberrichter; — zweitens erhielt Lady Whlford am Abende ihrer Trauung das Billet da, das schwere Wahrzeichen ihres begangenen Mordes, worin sie an ihr Versprechen und Vorhaben, vermuthlich von dem guten Sir Edward, gemahnt und deutlich ausgesprochen wurde, was sich auch nach ihrer Entfernung aus dem Saale, in diesem Becher fand, — Gift ihrem Gatten in den Falerner zu mischen und da sie drittens auf ihrem Zimmer in halbbewußtlosem Zustande angelangt, so ängstlich um das ihr in der Angst entfallene ominöse Billet, das bereits in meinen Händen ruhte, fragte, übrigens ihre vorschnelle Gewissensangst wohl hundertmal in einer Minute den Namen Whlford auf ihre Lippen jagte — so —"

„Master Blumphey," fiel hier der Oberrichter mit schwerem Ernste dem Sprecher in die Rede, „Master Blumphey, Euer Mund ist ein zweischneidiges Schwert, bedenkt, daß auch Gegenbeweise ausfindig gemacht werden können, die den bisher unbefleckten Ruf der Lady wieder herstellen und Euch, ihren schonungslosen Ankläger, in den Tower versetzen könnten."

„Das wird nicht vorkommen," versetzte gleichgiltig der Advokat, und Sir Morton, der Oberrichter, befahl, die bereits am Morgen desselben Tages verhaftete Lady Whlford in den Gerichtssaal zu führen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie man Hofrath wird.

(Fortsetzung.)

„Reden Sie nicht so gottlos!" entgegnete der Kammerhusar. „Haben Sie denn nicht an Ihre Eltern, an Ihre Seligkeit gedacht?"

„Und doch kann ich nicht anders," entgegnete der junge Mann. „Wissen Sie, was Liebe heißt, Herr Kammerhusar?"

„Hm!" brummte der Alte, „man ist auch einmal jung gewesen und hat auch ein Herz gehabt, aber darum braucht man sich noch nicht das Leben zu nehmen."

„Wenn ich nicht in vierzehn Tagen Hofrath bin, muß meine Geliebte einen andern Mann heirathen. Ihr Vater, der reiche Kaufmann Schneider, hat sich einmal in den Kopf gesetzt, seine Tochter nur einem Hofrath zu geben. Nun wissen Sie, warum ich den Titel haben muß, wenn ich nicht mein Glück, mein Leben verlieren soll."

„Da ist freilich guter Rath theuer," versetzte der Kammerhusar mitleidig, „aber man muß nicht die Hoffnung aufgeben."

„Was soll ich aber anfangen, wenn der König sich weigert? Ich habe Alles versucht, Alles gethan, was in meinen Kräften steht."

„Ich möchte Ihnen gern helfen, wenn ich nur wüßte, wie ich es anfangen sollte; aber wenn der König einmal Nein! gesagt hat, da ist ihm schwer beizukommen und eher fällt der Himmel ein, als daß er ein gesprochenes Wort zurücknimmt."

„Dann muß ich verzweifeln!" versetzte traurig der arme Sekretär mit einem herzzerschneidenden Tone.

„Sie dauern mich aufrichtig und ich will für Sie thun, was ich nicht für meinen Bruder gethan haben würde. Mir fällt ein guter Gedanke ein, obgleich er gewagt ist und ich dabei meinen Posten riskire. So wird es vielleicht gehen; vielleicht aber auch nicht, und dann ist der Teufel los."

„Lassen Sie hören; denn ich vergehe vor Ungeduld."

„Der König liebt, wie Sie wissen, einen guten Witz, und ist ein Freund von einem gelungenen Spaß. Da dachte ich, wenn Sie vielleicht die Biche, welche sich ja an Sie attachirt hat, dazu benutzen wollten, ein gutes Wort für Sie einzulegen. Der Hund ist sein Liebling und der König kann ihm nichts abschlagen."

„Wie sollte das möglich sein?" fragte verwundert der Sekretär; „der Hund kann doch nicht sprechen."

„Aber Sie können schreiben, da Sie Sekretär sind. Geschwind setzen Sie eine wohl stylisirte Bittschrift auf."

„Das ist nicht nöthig, denn ich trage eine solche in meiner Rocktasche, da ich die Absicht hatte, mich persönlich beim König zu melden, und ihm nochmals mein Gesuch devotest vorzutragen."

„Besser wenn das die Biche übernimmt. Ihre Fürsprache ist oft mehr werth, als die Protektion des Kabinetsraths Eichel, der Ihnen trotz aller Gunst nichts genützt hat."

„Erklären Sie mir nur —"

„Sie werden gleich sehen, was ich vorhabe. — Wir stecken die Bittschrift dem Hunde ins Halsband und überlassen alles Uebrige dem Glück oder dem lieben Himmel. Wenn der König bei Tisch die Bittschrift bemerkt und liest, dann können Sie noch heute Hofrath werden, weil er gewöhnlich während des Essens die beste Laune hat."

„O, Sie geben mir das Leben wieder; wie soll ich Ihnen danken!"

„Halten Sie sich in der Nähe auf, damit ich Ihnen gleich rapportiren kann, wie die Sache

angefallen ist und wie der König den Spaß aufgenommen hat. Jetzt aber muß ich Sie verlassen, da ich an der Tafel aufzuwarten habe."

Mit diesen Worten ging der gute Kammerhusar, nachdem ihm der Sekretär die sauber abgefaßte Bittschrift zu dem angegebenen Zwecke eingehändigt hatte. Pünktlich um zwölf Uhr, wie jeder schlichte Bürger, setzte sich der König mit seinen Gästen zu Tisch. Das war die einzige Zeit, wo er von der Arbeit ausruhte und sich ganz seiner angeborenen Liebenswürdigkeit in der Gesellschaft seiner Freunde überließ. Um die runde Tafel saßen der treue Marquis d'Argens, der geistreiche Algarotti, der frivole aber witzige Arzt de la Mettrie, der würdige Mylord Marishall, der tapfere General von Rothenburg und vor Allen der berühmte Voltaire, der damals noch in der Nähe des Königs lebte und dessen volle Gunst trotz mancher Ungezogenheit genoß, wodurch sich der Liebling der Musen und Grazien später die Ungnade des Königs zuzog.

Es war in der That ein sokratisches Mahl, wobei Geist und Scherz präsidirten, der freieste Ideenaustausch stattfand und die größte Ungezwungenheit herrschte. Friedrich selbst war bei Tisch der heiterste Wirth und gab das Signal zu einer Unterhaltung, wie sie kaum zum zweiten Mal in der Welt gefunden wurde. Kein Gebiet des menschlichen Wissens war hier ausgeschlossen, Philosophie, Politik, Religion und Geschichte boten den unerschöpflichen Stoff. Französischer Geist, italienische Feinheit und deutsche Gediegenheit wetteiferten hier miteinander und kämpften mit den Waffen des Geistes um den höchsten Preis, um den Beifall und das Lächeln des Königs.

Dabei wurde der Körper nicht vergessen; die Speisen waren keineswegs üppig, aber wohlschmeckend zubereitet, der Wein gut und reichlich, obgleich der König selbst nur wenig trank und seinen Wein mit Wasser zu mischen pflegte. In solcher Weise tafelte auch heute der große Friedrich mit seinen Freunden, wobei der ehrliche Kammerhusar hinter seinem Stuhle aufwartete und sein Lieblingshund, die Biche, von Zeit zu Zeit einen kostbaren Bissen aus seiner eigenen Hand empfing.

Dankbar sprang das schlanke Windspiel jetzt an seinem Herrn empor und legte schmeichelnd die weichen Pfoten auf seinen Schooß, indem es ihn mit seinen klugen Augen wie bittend anschaute. Bei dieser Gelegenheit verschob sich das silberne Halsband des Hundes und die Bittschrift des Sekretärs fiel zu Boden.

„Was hat das zu bedeuten?" fragte der König den verlegenen Kammerhusaren, der sich auf seinen Wink bückte, um das Papier aufzuheben und mit Zagen zu überreichen.

Aber der arme Sekretär hatte in der That kein Glück; denn in demselben Augenblick, wo seine Bittschrift endlich nahe daran war, in die Hände des Königs zu gelangen, schnappte die undankbare Biche, vielleicht von dem daran noch hängenden Wurstparfüm verführt, nach dem Papier und zerriß es, so daß der Alte nur die eine Hälfte behielt, während der Hund mit der anderen davon eilte.

„Wie kommt Biche zu dem Papier?" forschte Friedrich, und seine bisher so heiteren Züge verfinsterten sich. „Ich will die Wahrheit wissen."

„Majestät!" stotterte der Alte, „ein armer Teufel, an den sich die Biche attachirt, hat sich erlaubt, seine unterthänigste Bittschrift durch sie überreichen zu lassen."

„Und dazu hat Er ihm wohl den Rath gegeben?"

„Der junge Mann dauerte mich, und da dachte ich —"

„Daß Er ein alter Esel ist. Die Biche hat hundertmal mehr Verstand als Er, und an meiner Stelle dem insolenten Bittsteller den gehörigen Bescheid gegeben. Diesmal will ich Ihm das noch so hingehen lassen, aber wenn Er sich künftig untersteht, meine Hunde zu mißbrauchen, so wird Er mich kennen lernen. Ich weiß, daß die Menschen nichts taugen und mich betrügen; will Er mir meine treuen Hunde auch verleiten?"

Damit war die Sache abgethan, und da der König vom Tische aufstand, so schlich sich der Alte betrübt davon, um unter Fluchen und Schimpfen auf die undankbare Biche und auf seine eigene dumme Gutmüthigkeit, die ihm fast den Zorn des Königs zugezogen, dem armen Sekretär den sehnlichst erwarteten Ausgang des Abenteuers zu berichten.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Zu Mühlheim a. Rh. ist ein Mädchen verhaftet worden, welches ihr neugeborenes Kind im Stubenofen verbrannt hat.

Ueber das Benehmen der inhaftirten Julie v. Ebergenyi erfährt das Wiener »Tageblatt«, daß sie wohl in ihrer Zelle ruhig und wortkarg ist und ihr zwei Zellengenossinnen beigegeben worden sind, dagegen während des Spazierganges im Hofraume des Landgerichtes sich sehr ungezwungen benimmt, gleichsam wie ein Kind herumhüpft und mit Schneeballen um sich wirft. Auf die Frage eines Aufsehers, ob sie sich nicht etwa gar im Schnee wälzen möchte, entgegnete sie in frivolem Tone: „Wenn's Ihnen Vergnügen macht, so thu' ich's gleich," und sie machte thatsächlich Miene, sich auf einen Schneehaufen zu werfen. Ihre heitere Stimmung hat die Ebergenyi überhaupt bis zur Stunde noch nicht eingebüßt, und nur wenn sie zum Verhör gerufen wird, nimmt sie eine ernste Miene an.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 102. Sonntag, den 22. Dezember **1867.**

Der silberne Knopf.

(Fortsetzung.)

III.

An der äußersten Spitze des kleinen Quai's — da, wo die strömende Themsis die Schiffe eines Kanuth und Horsa empfing, stand nahe an dem Gestade des den Mauern der unermeßlichen Weltstadt entweichenden Stromes ein niedriges Häuschen mit einfachen Ziegeln gedeckt, von einer hohen halbverfallenen Mauer umschlossen. Wilder Enzian wucherte auf derselben und die Thüre war mit Schlingkräutern aller Art verpallisadirt. Vor dem Pflaster des Häuschens lag eine aus grobem Sandstein gemeißelte Katze, und eine schwere, eisenbeschlagene Thüre sperrte den Eingang.

Nur das Brausen der vorbeiströmenden Themse tönte einförmig durch die öde Stille — als ein kleiner Mann mit schwarzem Sammtmäntelchen und hohem Federbarette auf dem Quai daher schritt und dem Häuschen zuwandelte. Leise berührte er das linke Auge der Steinkatze und die Flügel der eisernen Thüre flogen klirrend auseinander. Der Mann trat in das Innere, zog eine große lederne Tasche aus seinem Wamse hervor und breitete eine Reihe fein geschliffener Messer auf den sechseckigen Eichentisch, welcher die Länge des einzigen Erdzimmers des Häuschens, an dessen innerer Wand nur noch ein in bodenlose Tiefe klaffender Mauerbruch gähnte, durchschnitt. Der Mann, dessen Antlitz die bleiche Farbe des Todes trug, lauerte eine Weile und lugte durch das einzige kleine Fenster über die Themse hinüber.

„Sie kommen," lispelte er und legte bedeutungsvoll den Finger auf seine Oberlippe.

Drei Männer wankten, mit einem langen Kasten beladen, längs dem Quai herauf und nahten sich dem Häuschen. Als sie an der Pforte standen, drehte sich die Thüre abermals in ihren Angeln, und die Drei schoben ihre Last in die Erdekammer hinab.

„'s hat gegolten," begann der Eine der dunkeln Träger, indem er seinen Dolch feststrickte, die Windhunde waren uns auf der Spur."

„Wir mußten gleich den Meerratten den Schlamm durchwaten bis an das Kniegelenke," entgegnete der Andere.

„Doktor," herrschte der Dritte dem Kleinen zu, „der Lohn ehre das Werk, sonst wandert Ihr selbst auf dem Rücken der Resurrektionsmänner den Tischen des Greenwich-Spitals zu."

„Meint Ihr?" entgegnete der Kleine heftig, indem er an einem an der Thürschnalle befestigten Strick riß, so daß die Thürflügel heftig in einander fuhren und des Riegels Wucht urplötzlich den Eingang hemmte. „Meint Ihr?" wiederholte er noch einmal, indem er durch das Fenster blickte und seinen Dolch stoßgerecht in die Höhe schwang, „dießmal, Ihr Mörder und Leichendiebe seid Ihr Eures Lohnes quitt! — Ihr bluttriefenden Karaiben wagt es, dem allgewaltigen Geiste eines Doktors Thomson entgegen zu treten? wißt Ihr nicht, daß an meiner Hand das Leben einer halben Million hängt, die täglich in England meine Recepte wie Goldtinkturen verwahren und daß das Leben dreier Strauchdiebe gleich Spinnengeweben vor meinem Hauche zerfällt? Weil ich Euch für meine anatomischen Zwecke bedurfte, schonte ich Eurer. John Withall, Mery Boots, James Jordon, ich kenne Euch, fort! und sieht Euch mein Auge binnen acht Tagen in London, so habt Ihr Euern Porter am längsten geschlürft."

Die drei Resurrektionsmänner stierten bei der langen Strafrede des Doktors wild vor sich hin, kein Laut entfuhr ihrem Munde; als aber der Doktor seine Strafpredigt geendet hatte, taumelten sie, wilde Flüche zwischen den Zähnen murmelnd, in die Nacht hinaus.

Der Doktor aber sah ihnen höhnend nach; „Schurken," lachte er vor sich hin, „die heute morden, um zu stehlen, und morgen stehlen, um zu morden! — aber am längsten habt ihr gegraben. Ruhe fortan den Schläfern unter den Rasen.

Leise tappte er hierauf zu dem Schranke, welcher in der Ecke des Zimmers stand, und schlug sich Feuer, während der hereingeschobene Sarg im Zwielichte des Spätherbstes mit seinem bleiernen Deckel seltsame Farben zurückwarf.

Der Doktor trat mit dem flackernden Lämpchen zu dem Bretterschreine und schob den Deckel zur Seite.

Da lag ein todtbleiches Antlitz mit edel geformten Zügen, das Auge gebrochen, der Mund zum schmerzlichen Weherufe über seine Mörder verzogen, am Halse der Strangulationsstreifen, an der Stirne eine tiefe Kopfwunde, — es war kein Zweifel, der Mann war als Opfer der furchtbaren Resurrektionsmänner gefallen.

Der Arzt starrte lange das Antlitz der Leiche an, die seinen anatomischen Versuchen an diesem,

des herrschenden Vorurtheils wegen so einsam gewählten Orte zum Probirstein dienen sollte. — Aufmerksam streifte er dann den Aermel des Hemdes, womit der Leichnam einzig bekleidet war, hinauf. Er rückte die Lampe näher, besah die eingenähten Namenszeichen und Wappen, und sprach traurig und gesenkten Hauptes: „Ich irrte mich nicht — armer Freund! er ist es.“

IV.

Es war eine Woche vor der Entdeckung jener berüchtigten Pulververschwörung, als der Lordoberrichter die Schranken eröffnen ließ und eine zahllose Volksmenge dem Greathouse der Grubstreet zuwallte.

Der famose Halsprozeß der schönen, nun zum bleichen Marmorbilde hingeschwundenen Lady Wylford hatte ganz England elektrisirt. Die Meisten der Lords, Gentlemans und Lady's hielten sie für unschuldig und waren im Innern überzeugt, die Lady falle als Opfer eines unbegreiflichen Schicksals, einer Kette von zusammentreffenden Umständen, welche die Vorsehung nur durch ein Wunder zu enthüllen vermochte.

Der ungeheuere Gerichtssaal in Greathouse war schwarz ausgeschlagen, auf einer erhöhten Tribüne stand die eirunde Gerichtstafel, mit der Habeas-corpus-Akte und Pergamentrollen verschiedener Parlamentsbills, welche Criminalgesetze zum Gegenstand hatten, mit einem stählernen Kreuze und dem Schwerte beladen.

Ringsum von der breitgetäfelten Wand blickten die gewichtigen Gemälde der Könige Albions, nebst den Konterfei's der berühmtesten Oberrichter Alt-Englands in die Schranken, vor denen der Hause des Volkes bereits in's Drückende anwuchs.

Der Reichsbote der Jury gab ein Zeichen, und aufsprangen die am entgegengesetzten Ende des Saales befindlichen Flügelthüren, und eine steinerne Treppe ward sichtbar, über welche Lady Wylford, von zwei schwarz gekleideten Sherifs geführt, emporwankte. Die Verurtheilte kam durch die untern Hallen des Greathouse, durch welche die Uebelthäter, denen von der Stadt-Jury ihr Urtheil publizirt wurde, heraufgeführt zu werden pflegten.

Elsbeth trug einen grauen Schleier und ihre gewöhnliche Kleidung. Als sie ersteren zurückschlug, trug ihr Antlitz die Spuren des tiefsten Kummers, aber auch der endlosen Hingebung in ihr unverdientes Schicksal.

Die Lady konnte sich nicht überreden, daß sie — sprachen auch so viele Umstände zu ihrem Nachtheile — schuldlos verurtheilt werden sollte. Sie hatte vor der zu ihren Richtern ernannten Parlaments-Commission standhaft ihre Unschuld betheuert, sich auf die Privilegien ihres Standes, auf ihren früheren, tadellosen Lebenswandel, auf hundert andere Umstände berufen, — aber der von Sir Blumpheh dem Gerichte vorgewiesene an Lady Wylford adressirte Brief, den sie in Gegenwart des Lordmayors und so zahlreicher Gäste empfangen und mit anscheinender Ungeduld später vermißt hatte, ihre beinahe willenlos erfolgte Verehelichung an Lord Wylford, dessen urplötzliches Verschwinden, alles das schien Lady Elsbeth als eine verstockte, dem Strafgerichte verfallene Sünderin zu bezeichnen.

Sir Blumpheh, — der den Brand, welcher über dem schuldlosen Haupte der Unglücklichen zusammenschlug, zur Lohe anfachte, — Sir Blumpheh, dieser Auswurf seiner Standesgenossen, saß nun der armen Lady gegenüber und wandte sein Auge, so oft es das geopferte Lamm berührte, scheu gegen die andere Seite, um zu erspähen, ob denn die das Urtheil verkündenden Richter noch immer nicht erschienen. Er mochte dabei im Stillen berechnen, welche Rente durch die Verurtheilung und allfällige Deportation oder gar Hinrichtung seiner neuen Cognatin seinem bodenlosen Säckel im Jahre zufließen würde.

Da verstummte plötzlich das Murmeln des dichtgedrängten Publikums, die Hellebardiere hoben ihre Lanzen, und aus der Thüre traten der Lord-Oberrichter, der Lord-Mayor, der Gerichtsherold und fünf Gerichtspersonen der Jury.

Einen Blick des Mitleids warfen die Männer auf Elsbeth, dann begann der Gerichtsherold auf einen Wink des Sherifs die Urtheilsakte zu publiciren. Sie lautete kurz und strenge dahin, daß die Jury entschieden und der König bestätigt habe: „Die ehemalige Lady Wylford sei, weil sie störrig darauf beharre, den Aufenthalt ihres Gatten nicht zu wissen, somit nach den erhobenen Umständen zu vermuthen stehe, sie habe ihn zuerst vergiftet, dann aber auf eine geschickte Weise aus dem Hause zu locken gewußt, — des Gattenmordes schuldig erkannt und zu lebenslänglicher Deportation nach den Antillen verurtheilt worden.

(Schluß folgt.)

Wie man Hofrath wird.

(Fortsetzung.)

Wie bei Tisch seine Hunde und besonders die Biche, so leistete ihm bei der Arbeit ein zahmer Affe Gesellschaft, den er wegen seines possirlichen Aussehens im Scherz nur den „Herrn Hofrath“ nannte. Von Zeit zu Zeit ergötzte sich der König an den lustigen Capriolen und Sprüngen, wenn er es aber zu toll trieb und ihn in seiner Beschäftigung störte, so mußte der Herr Hofrath das Zimmer verlassen und in eine benachbarte Kammer sich zurückziehen, was er nur ungern that. Gewöhnlich kratzte oder klopfte dann der kluge Affe nach einer Weile höflich an die Thür des Arbeitskabinets und wartete, bis der König, wenn er gut gelaunt war, mit den Worten öffnete: „Nur herein, Herr Hofrath!“

Der arme Sekretär harrte unterdeß auf den versprochenen Bescheid des Kammerhusaren in der Nähe von Sanssouci. Endlich kam der ehrliche Thiele und erzählte seinem Schützling das traurige Geschick seiner Petition, wobei er nicht verfehlte über die Hundezucht und besonders über das unverzeihliche Betragen der Biche sich in den kräftigsten Ausdrücken Luft zu machen.

„Schlagen Sie sich die Geschichte aus dem Kopf," rieth er gutmüthig. „Sie sehen, daß ich mehr gethan habe, als ich verantworten kann."

„Ich danke Ihnen," entgegnete der Sekretär, „und bedauere, Ihnen so viel Ungelegenheit verursacht zu haben. Doch ich sehe schon, daß ich kein Glück habe; mir schlägt Alles fehl, was ich auch anfangen mag."

„Das Glück ist ein Weib, das seine Launen hat. Wenn man es sucht, läuft es vor Einem, und wenn man sich gar nicht darum kümmert, läuft es Einem nach. Unverhofft kommt oft. Man muß nur nicht gleich die Courage verlieren, wenn man auch eine Bataille verloren hat. Nehmen Sie sich ein Exempel an dem alten Fritz, der auch manchmal Kloppe besehen und doch zuletzt noch Schlesien bekommen hat."

In ähnlicher Weise suchte der Alte den Verzweifelnden zu trösten, aber ohne besonderen Erfolg, da bei einer solchen Gelegenheit die besten Reden nicht anschlagen. Als aber der Kammerhusar sah, daß alle seine Worte nicht helfen wollten, verabschiedete er sich, da ihn der Dienst auf das Schloß rief und ließ den Sekretär allein mit seinem Schmerz zurück.

Da stand er nun, ohne jede Hoffnung, seinen Herzenswunsch jemals erfüllt zu sehen, voll düsterer Gedanken und finsterer Entschlüsse. Auch der letzte Versuch war gescheitert, das Leben ihm zur Last, da er nie darauf rechnen konnte, sein geliebtes Mädchen zu gewinnen. Eher hätte er einen Stein erweicht, als den grausamen Vater seiner Geliebten, der sich einmal vorgenommen, seine Tochter nur mit einem Hofrath zu verbinden.

Zum Unglück aber wußte er, daß sich in der letzten Zeit ein wirklicher Hofrath um die Hand des reichen und schönen Mädchens bewarb, der, obgleich sein Nebenbuhler ein alter und keineswegs angenehmer Junggeselle war. Aber der Glückliche hatte den erwünschten Titel aufzuweisen und besaß noch außerdem ein ansehnliches Vermögen, während er selbst arm wie eine Kirchenmaus war. Nur auf die dringenden Bitten der Geliebten hatte ihr Vater ihm noch eine vierzehntägige Frist gegeben, und wenn diese ablief, war sie für immer ihm verloren. Lieber aber wollte er sterben, als sie in den Armen eines andern Mannes sehen.

Während der Sekretär diese traurigen Betrachtungen anstellte und darüber die ganze Welt vergaß, kam ein ältlicher Herr, mit einer rothen Aktenmappe unterm Arm, gravitätisch durch den Park geschritten. Es war dies kein Anderer, als der einflußreiche Cabinetsrath Eichel, der sich zur bestimmten Stunde nach Sanssouci begab, um dem König den üblichen Vortrag zu halten und die ausgearbeiteten Briefe und anderen Stücke zur Unterschrift vorzulegen.

Plötzlich stand der Cabinetsrath still und öffnete seine Mappe, wobei er die unangenehme Entdeckung machte, daß er gerade, wie dies öfters zu geschehen pflegte, das Wichtigste, einen besonders eilenden Brief, zu Hause gelassen hatte. Das war ihm höchst fatal, da er die Pünktlichkeit des Königs kannte und die Stunde zum Vortrage bereits geschlagen hatte.

In seiner Verlegenheit sah er sich unwillkürlich nach allen Seiten um, indem er einen Menschen suchte, dem er einen nöthigen Auftrag geben wollte. Unerwartet erschien ihm jetzt der ihm wohlbekannte Sekretär wie ein vom Himmel geschickter Rettungsengel.

„Laufert!" rief der Cabinetsrath laut, „Laufert, hören Sie denn nicht!"

Bei dem wiederholten Zuruf seines ihm günstig gesinnten Vorgesetzten erwachte der unglückliche Sekretär aus seinem verzweifelten Brüten.

„Was befehlen der Herr Cabinetsrath?" fragte er mechanisch.

„Sie können mir einen großen Gefallen erweisen. Ich muß schnell nach Hause zurück, um einen vergessenen Brief zu holen."

„Kann ich nicht statt Ihrer —"

„Nein, das geht nicht an. Die Sache ist Staatsgeheimniß, von größter Wichtigkeit und der Brief liegt in meinem Pult verschlossen."

„Womit kann ich Ihnen sonst dienen?"

„Hier nehmen Sie die Mappe und legen Sie dem Könige die übrigen Sachen zur Unterschrift vor."

„Dem König?" fragte verwundert der Sekretär. „Ich soll den König sprechen?"

„Und das auf der Stelle! Sie wissen, daß er ungehalten wird, wenn er warten muß. Sollte er nach mir fragen, so entschuldigen Sie meine Abwesenheit; spätestens in einer Viertelstunde bin ich mit dem Briefe auf dem Schlosse. Jetzt aber eilen Sie, wir haben keinen Augenblick zu verlieren."

Das ließ sich der überraschte Sekretär nicht zweimal sagen, indem er die rothe Mappe aus den Händen des Cabinetsraths und seine Instruktionen empfing. Ein neuer Hoffnungsstern war ihm aufgegangen und er schöpfte frischen Lebensmuth. Ohne sein Zuthun durfte er jetzt den König sprechen, ihm antworten, wenn er fragen sollte, vielleicht in einem günstigen Moment seinen Wunsch anbringen. Konnte nicht der Zufall oder das launische Glück ihn diesmal begünstigen, und der große Friedrich auf ihn aufmerksam werden? Jedenfalls betrachtete er den unerwarteten Auftrag als einen Wink des Schicksals und er nahm sich vor, ihn auf das Beste zu benutzen. Mit diesen Gedanken

trat er in das Schloß, wo ihn der Kammerhusar empfing.

„Hat Sie der Teufel schon wieder da?“ fragte der Alte. „Was wollen Sie denn noch?“

„Dem Könige Vortrag halten!“

„Sie? Machen Sie mir keine Wippchens vor.“

„An Stelle des Herrn Cabinetsraths Eichel, der verhindert ist. Hier sehen Sie seine Mappe, meine Beglaubigung.“

„Meinetwegen, aber Sie müssen warten, bis die Reihe an Sie kommt.“

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Aus Mauerkirchen, (Oesterreich), wird unterm 12. Dez. geschrieben: Wie weit es die Gauner bei uns an Raffinirtheit gebracht haben, mag folgender Vorfall beweisen. Voriges Jahr wurde Nachts um dieselbe Zeit dem Müllermeister von Bauerding durch zwei Strolche ein mageres Schwein gegen sein fettes vertauscht und demselben einen Zettel angeklebt mit folgender Aufschrift:

Lieber Müller sei so gut
Und mäste dieses Schwein,
Nach Umfluß einer Jahreszeit
Dann kommen wir — doch nein!
Wennst's dieses fütterst g'rad so gut,
Wie das gefüttert war,
Dann, Müller, sei auf deiner Hut,
Dann warten wir kein Jahr.

Und wirklich kamen vor wenigen Tagen diese Strolche wieder in den Schweinstall des Müllers und nahmen, wie sie gedroht, das Schwein, welches sie voriges Jahr ihm gegen das seine, fette, vertauschten, waren aber heuer nicht so generös ein mageres dafür zu bringen, sondern überließen es dem Müller, für's nächste Jahr ganz auf seine eigene Rechnung ein Schwein für sie zu mästen.

In Blanzy, Departement der Saone und Loire, haben sich am 12. Dez. in einer Grube schlagende Wetter entzündet, während eine große Anzahl Bergleute in der Arbeit begriffen waren. Durch die Explosion stürzten verschiedene Bauten zusammen, und ein großer Theil der Grube wurde verschüttet. Ungeachtet der anstrengendsten und sehr gefahrvollen Arbeiten, die alsbald vorgenommen wurden, gelang es doch nicht, die Verschütteten am Leben zu erhalten; 80 Todte sind bereits aus den Trümmern gegraben.

Noth und Elend in den östlichen Quartieren Londons. Wenn man von der herrschenden Noth in den östlichen Quartieren in der englischen Hauptstadt hört, darf man sich unter diesen nicht etwa ein paar Straßen vorstellen. — Das was man als East London bezeichnet, ist ein Quartier, welches nahe an sieben englische Quadratmeilen bedeckt, sich längs der Themse auf deren linkem Ufer bis in die Gegend von Greenwich erstreckt und eine Bevölkerung von über 636,000 Seelen und unter diesen über 60,000 Arbeiter in sich schließt. Noth gab es in diesem Bezirke von jeher, zumal in den Wintermonaten, wenn die Dockcanäle zugefroren und alle Arbeiten im Freien eingestellt werden mußten, doch erschien sie meist sporadisch und in nicht furchtbarerer Gestalt als in den anderen großen Industriebezirken Englands. Zu ihrer jetzigen traurigen Höhe gelangte sie erst seit dem Frühlinge des vorigen Jahres, als mit dem Abschlusse des amerikanischen Krieges der Schiffbau allmälig nachließ und die Nachwehen der Baumwoll- und Geldkrise manches früher blühende Geschäft zum Stillestehen zwangen. Seit jener Zeit sind die Werkstätten leerer, die Armenhäuser voller geworden, und die Zahl Derer, die um Hilfe ansuchen müssen, steht in keinem Verhältnisse zu den Mitteln der Kirchspiele, die sie ernähren sollen. Sind diese doch selber nicht von reichen Leuten bewohnt, und doch war, abgesehen von den Armenhäusern und anderen wohlthätigen Instituten, die Zahl Derer, die sich am Schlusse des vorigen Monats um Unterstützung meldeten, auf 24,136 gestiegen. Wie wird diese gewährt? Die Armenväter der betreffenden Kirchspiele halten wöchentlich eine Sitzung, nehmen die Anmeldungen in Empfang und bestimmen, je nach der Zahl der angegebenen Familienglieder, wie viel jedem Hausvater, jeder Wittwe ꝛc. an Geld und Brod jede Woche verabfolgt werden soll. Die Unterstützung beträgt 6 bis 9 Schillinge wöchentlich, wofür die Arbeitsfähigen Steine klopfen oder Werg zupfen müssen, während den Kranken Arznei, Fleisch, Wein und was der Arzt sonst verschreibt, gratis verabfolgt wird. Die Armenväter thun das Ihrige und die Steuerzahlenden desgleichen, doch reicht die wöchentliche Unterstützung eben nur hin, um kärglichen Miethzins zu zahlen und den Hungertod ferne zu halten. Viele Arbeiter scheuen in gerechtem Stolze überdieß den Gang zu den Armen-Inspectoren, vor deren Bureaux sie zwischen nichtsnutzigem Gesindel eingekeilt zu werden fürchten, und daß anständige Arbeiterfrauen noch scheuer sind, begreift sich von selbst. Arbeiterfamilien, die sonst zwei bis drei Stuben miethen konnten, müssen sich jetzt in einer einzigen zurechtfinden. Rein werden sie wohl in den meisten Fällen gehalten, aber wie armselig sieht es in ihnen aus! Ein zerbrochener Stuhl, ein wackliger Tisch, eine leere Bettstätte — das ist ihr Ameublement. Das Bett ohne warme Decke, der Kamin ohne Feuer, die Kinder ohne Fußbekleidung, die Frau ohne warmen Rock, den sie längst verpfändet hat. Der einzige Reichthum dieser heruntergekommenen Leute besteht in ihren Versatzamtszetteln und, wenn es hoch geht, in Hoffnung auf bessere Tage.

Auflösung des Räthsels in № 100:

Wallachei.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 103. Donnerstag, den 26. Dezember **1867.**

Der silberne Knopf.

(Schluß.)

Nun aber brach die Festigkeit der unschuldig Verfolgten, sie stürzte laut weinend dem Lord-Oberrichter zu Füßen und beschwor ihn in ergreifenden Worten, ob er es denn für möglich halte, daß ein Weib ihre angeborne Sanftmuth so weit verläugnen und Mörderin ihres eigenen Gatten werden könnte?

Lautes Schluchzen ertönte im Kreise, aber das eiserne Gesetz lag aufgeschlagen und der Buchstabe ist kalt und todt.

Der Lord-Oberrichter winkte die Verurtheilte in die Kammer abzuführen, wo ihr die vorher durch die Gnade des Königs erlassene Folter nun bildlich durch Beraubung ihres wallenden Seidenhaares und Knebeln der zarten Hände zu Theil werden sollte.

Die Unglückliche weinte nicht mehr. — Einen Blick warf sie auf das Kruzifix des Gerichtssaales, einen Blick voll unendlicher Wehmuth und tiefen Seelenleidens, dann erhob sie sich und schickte sich an zum letzten Gange, den sie in Londons Weichbilde noch zu vollenden hatte.

Aber siehe! die Vorsicht, welche im Stillen schreitet und die Fäden ihres Wirkens oft an ein Sandkorn knüpft, hatte die Schritte berechnet, welche an der Thüre der Gerichtsschranke erschallen mußten, noch gerade bevor der eherne Riegel des Gesetzausspruches für immer gefallen war. Diese Schritte hallten vom Vorhofe herein, die Thüre sprang auf und der unansehnliche Doktor Thomson, einer der Leibärzte des Königs, trat ernsten Gesichtes in den Saal — dicht hinter ihm trugen aber vier Männer eine Bahre.

Sir Blumphey auf seinem Sitze sprang ahnungsvoll empor. Auf dem Antlitze der eben zum letzten Gange bereiteten Elsbeth zuckte es wie ein Lichtstrahl. „Sir Blumphey" rief sie entsetzt, „wo habt Ihr meinen Gatten gelassen?"

„Hier ruht er," sagte Doktor Thomson mit schwerem Nachdrucke, „gelockt und gemordet von dem da." Dabei deutete der lange, knöcherne Finger des Doktors, gleich dem Zeiger der abgelaufenen Stundenuhr des Verbrechers Blumphey, auf denselben.

Sir Blumphey aber, von dem Blitze der Schuld getroffen, zuckte zusammen.

„Wer?" rief er, sich halb verrathend und Schaum trat vor seinen Mund, „wer" heulte er, „kann mir den Mord des edlen Lord beweisen?"

„Er selbst" sagte Thomson ruhig und riß mit nerviger Faust den bleiernen Deckel von dem Sarge, in welchem die Leiche des ermordeten Lords Mylfords allen Anwesenden einen unwillkürlichen Ausruf entlockte. Lady Mylford wollte auf ihren Gatten zustürzen, aber ihre Fesseln hinderten sie daran, ihre Thränen erstickte der Schmerz, sie sank bewußtlos zu Boden.

Nun aber entwickelte sich eine Scene, welche dem Fürsten der Finsterniß ein Meisterstück zu seinen Nachtgemälden dargeboten hätte!

Sir Blumphey trat mit der Keckheit eines ersten Jugendhelden vor den Sarg.

„Wer," rief er, „kann mich deinen Mörder nennen, edler Lord? Starbst du nicht an Gift, wie deine klaffende, vielleicht von der Hand des Leichenräubers herrührende Hauptwunde da beweist, so endete das Messer der furchtbaren Resurrektions-Männer dein edles Leben." — „Doktor!" wandte er sich an diesen, — „Sir Doktor, wo habt Ihr die Leiche her?"

„Denen dort oben Rechenschaft — Dir von Deinen Spießgesellen, die bereits auf meine Veranlassung verfolgt werden," entgegnete Thomson ruhig.

„Mensch," rief Blumphey, gegen Thomson gewendet, gleich einem Rasenden, „Mensch, wie kannst Du also den Namen eines edlen Sachwalters Alt-Englands verunglimpfen, nachdem jene sieben Richter da oben bereits die Sache reiflich erwogen und nicht mich, nicht Andere, nein — die Gattin, die eigene Gattin dieses Opfers, als Mörderin desselben gezeiht haben?"

„Richter sind Menschen," sagte Thomson feierlich, „und Menschen können irren. Aber schon klingt sie die ewige Wagschale, welche das Pfund des Gerechten nicht sinken läßt, sondern mit göttlicher Absicht ausgleicht, was der Mensch in seinem Wahne verfehlte! Hier vor Euch edle Lords und Sherifs, klage und bekenne ich, daß dieser Mann den edlen Lord ermordete. Ich, Doktor Thomson, Leibarzt Sr. Maj des Königs und zweiter Protektor der Halle zu Cambridge, habe von meinem Herrn, dem Könige die Vollmacht und Gewährung, jedwede Cadavern, die ich zu meinen anatomischen Studien benöthige, wo selbe mir zukommen, an mich zu bringen, mit der ausdrücklichen Weisung, mir einen abgelegenen Ort in dieser

Hauptstadt auszulesen, wo ich meine Forschungen über die Zellengewebe und Ganglien systeme des menschlichen Körpers, unbeschadet des gegen meine erst auflebende Kunst obwaltenden, fast allgemeinen Vorurtheiles vornehmen könne. Ich wählte mir hierzu ein kleines Häuschen an dem westlichen Themsequai, — dorthin brachten mir drei Männer — diesen Leichnam. Aus ihrem Gespräche entnahm ich, daß sie nicht wie ich bisher, mich ihrer zu meinem Behufe bedienend, glaubte, ehrliche Todtengräber der Southwark, sondern viel mehr Mörder und Leichen-Räuber, mit einem Worte von der Rotte der so berüchtigten, in dieser Hauptstadt ihr Unwesen treibenden Resurrektionsmänner seien. — Einen dieser Elenden, den ich näher zu bezeichnen wußte, hat der Stadtkonstabler der City auf meine Veranlassung bereits gefesselt aus dem Doverhafen, am westlichen Stadtende als er sich, Verrath ahnend, nach Calais einzuschiffen gedachte, in das Stadthaus der City übergeführt. Der Elende, sagte Thomson mit erhöhter Stimme und einem furchtbaren Blicke auf Blumphey, der Elende hat bereits gestanden, daß er in Eurer Gesellschaft, werther Sir Blumphey, den edlen Lord da im Sarge an seinem Hochzeitsfeste, nachdem Ihr ihn durch einen falschen Boten in den Garten gelockt hattet, in der Gegend des marmornen Wasserbeckens mit seiner Schlinge zu Boden gerissen habe.

Sodann habe er ihn mit der Hacke verwundet, und nebst seinen Spießgesellen dem Themseufer zugeschleppt, um ihn mir als frischen Cadaver um eine erkleckliche Summe zuzuführen, — wie denn auch geschehen ist. — Was sagt Ihr, edler Sir, zu dem Probestückchen Eures teuflischen Genie's?«

»Schurke das!" murmelte Blumphey zwischen den Zähnen, — »mich zu verrathen!« Dann aber warf er das Haupt zurück, maß den Doktor mit verächtlichem Blicke und wandte sich zu den wortlos dastehenden Richtern.

»Lügengewebe!« schäumte er, »ersonnen, um mich zu verderben! — Das Zeugniß eines Leichen-Räubers, eines selbst geächteten Resurrektionsmannes vermag mich so wenig eines Mordes an diesem meinem vielgeliebten Verwandten zu überführen, als das Gift mich begeifern kann, das aus dem Munde dieses Doktors, und sei er auch des Königs Leibarzt, auf mein reines Gewissen träufeln will.«

Mit verzweifelnder Unverschämtheit wandte sich der Advokat dann zum Sarge und faßte die rechte Hand des Ermordeten.

»Rede Du!« rief er unter einem heuchlerischen von Wuth und Angst hervorgepreßten Thränenstrome, »rede Du mein theurer, unvergeßlicher Lord, bezeuge meine Unschuld aus Deinem Sarge, öffne Deine Hand und gib ein Zeichen, daß ich nicht Dein Mörder —«

Und, o ewige Vorsicht! Die bereits dem ersten Grade der Verwesung anheimfallende, noch immer todeskrampfartig geballte Faust des Ermordeten fiel durch das heftige Anfassen des Advokaten auseinander, und gleich einem strafenden Blitze des Ewiggerechten funkelte ein metallner Knopf aus der Fläche derselben hervor.

»Du bist der Mörder!« rief hier der Lord-Oberrichter, indem er mit Blitzesschnelle auf Sir Blumphey zueilte und den, noch die Spuren des gewaltsamen Abreisens an sich tragenden Metallknopf aus Silber, an die einzige Stelle des Oberrockes des Advokaten hielt, wo unter den vielen gleichen Knöpfen dieser einzige fehlte und mit der beschädigten Knopfstelle vollkommen zusammenpaßte.

Alles drängte sich um den lautlos in die Kniee sinkenden bleichen Advokaten.

Sein Namenszug auf dem Knopfe, die Größe, Alles bekannte den Mörder.

Und als nun der Lord-Oberrichter seine Rechte drohend zum Himmel richtete und feierlich rief: »Gib Gott die Ehre, entsetzlicher Mörder!« da brachen dem Advokaten die Kniee, er rang sich gleich einem Wurme zu den Füßen des Oberrichters und bat um sein Leben, das er doppelt verwirkt hatte.

Acht Tage darauf wurden drei der furchtbarsten Resurrektionsmänner, in ihrer Mitte Sir Blumphey, der Advokat, dem Schaffote zugeführt; die Erde, deren friedliche Stätte diese Ungeheuer so lange entweiht hatten, trank in gierigen Zügen ihr Blut. Lady Milford endete ihre Tage in stiller Zurückgezogenheit, unweit des Städtchens Glasgow im Schottländischen. Der König hatte ihr, als sie nach jener furchtbaren Gerichtsscene von dem Volke im Triumphe vor seinen Pallast getragen wurde, nebst allen Gütern ihres Mannes eine feierliche Ehrenerklärung und in ihr Wappen für ewige Zeiten verliehen den von dem heiligen Finger der Vorsehung im letzten rechten Augenblick als stummen Rettungszeugen gesandten silbernen Knopf.

Wie man Hofrath wird.

(Schluß.)

Endlich nahte der zugleich gewünschte und gefürchtete Augenblick; dem armen Secretär pochte das Herz und unwillkürlich ergriff ihn ein schnell vorübergehender Schwindel. Bald jedoch faßte er wieder Muth und klopfte an die Thür des königlichen Arbeitszimmers, da aber keine Antwort sogleich erfolgte, klopfte er noch einmal.

»Herein!« rief die Stimme des Königs.

Wieder überfiel den Schüchternen die vorige Angst und er zögerte, die verhängnißvolle Schwelle zu betreten.

»Nur herein, Herr Hofrath! wiederholte der König, ohne von seinem Schreibtisch aufzublicken, in dem Glauben, daß der Affe wie gewöhnlich vor der Thür stehe.«

Bei diesem Worte durchzuckte den Secretär ein freudiger Schreck, außer sich vor Freude und Entzücken stürzte er zu den Füßen des Königs, der ihn verwundert anstaunte.

„Dank, tausend Dank!" stammelte der Glückliche.

„Wer ist Er und was will Er hier?" fragte Friedrich, geneigt den Sekretär für einen Wahnsinnigen zu halten.

„Ich bin der Secretär Laufert, durch die Gnade Seiner Majestät eben jetzt zum Hofrath ernannt."

„Was fällt Ihm ein? Ich hätte Ihn zum Hofrath ernannt."

„In demselben Augenblicke, wo ich das Glück hatte, vor Ihrer Majestät zu erscheinen."

„Da habe ich nicht Ihn, sondern meinen Affen gemeint, den ich im Scherze Herr Hofrath zu nennen pflege. Er sieht, daß seine Ernennung auf einem Mißverständniß beruht."

„Aber ich weiß auch, daß Ihre Majestät niemals ein ausgesprochenes Wort zurücknimmt, versetzte der arme Secretär mit dem Muth der Verzweiflung."

„Hm! da hat Er nicht Unrecht," lächelte der König. „Aber hängt denn sein Herz so sehr an diesem Titel, daß Er ihn nicht seinen Meriten, sondern einem Affen verdanken will?"

„Einem Affen oder Hunde," platzte der Secretär unbesonnen heraus, „wenn ich nur Hofrath werde."

„Da ist er wohl auch der Schwerenöther gewesen, der meiner Biche die Petition zugesteckt?"

„Majestät! Ich bitte unterthänigst um Verzeihung, aber Noth kennt kein Gebot. Mein Glück, mein Leben hängt von dieser Ernennung ab. Ich wäre nicht so kühn gewesen, wenn mir nicht mein Chef, Herr Cabinetsrath Eichel, die Hoffnung gemacht hätte —"

„Richtig! Jetzt besinne ich mich auf Ihn; Er ist mir schon zweimal zum Hofrath vorgeschlagen worden. Aber wo ist denn der Cabinetsrath geblieben, und was hat Er hier zu schaffen?"

„Der Herr Cabinetsrath lassen durch mich unterthänigst um Entschuldigung bitten und werden sogleich erscheinen. Einstweilen hat er mich beauftragt, um keine Zeit zu verlieren, Ihrer Majestät die minder wichtigen Briefe zur Unterschrift vorzulegen und die verlangte Auskunft an seiner Stelle zu ertheilen."

„Das ist mir lieb," sagte der König, „da kann ich Ihm gleich auf den Zahn fühlen, ob er sich zum Hofrath qualifizirt. Nehm' Er sich zusammen!"

Mit diesen Worten nahm Friedrich aus den Händen des Secretärs die ihm überreichten Briefe, welche er sorgfältig durchlas, ehe er sie mit seiner Unterschrift versah. Von Zeit zu Zeit richtete er die eine oder die andere Frage an den jungen Mann, aus denen er trotz der Befangenheit desselben seinen klaren Verstand und tüchtige Geschäftskenntniß ersehen konnte. Um das Glück vollständig zu machen, kam der Cabinetsrath Eichel mit dem vergessenen Briefe gerade zur rechten Zeit, um dem Secretär das beste Zeugniß zu ertheilen.

„Erst will ich noch ein Examen mit dem Candidaten anstellen," sagte der König mit einem glückverheißenden Lächeln. „Hat Er auch eine gute und saubere Handschrift?"

„Ich glaube wohl, Ihre Majestät zu befriedigen."

„Gut! dann setze er sich hin und schreibe, was ich ihm diktiren werde."

„Zu Befehl, Ihre Majestät," entgegnete der Secretär, indem er an dem Schreibtisch auf einen Wink des Königs Platz nehmen mußte.

„Wir Friedrich," diktirte der König, „von Gottes Gnaden u. s. w. ernennen hiermit in Anbetracht seiner Verdienste und aus besonderer Huld den Sekretarius bei unserer Kriegs- und Domänenkasse — aber warum zittert Er denn?

„Majestät! ich zittere vor Freude."

„Jetzt aber soll er nicht zittern, sondern schreiben: der Secretarius bei unserer Kriegs- und Domänenkasse — wie heißt er denn?"

„Ich heiße, stotterte der Unglückliche, ich heiße"

„Na! Ich glaube gar, daß Er seinen Namen vergessen hat. Schnell! denn Er sieht, daß ich keine Zeit habe."

„Wilhelm Gottlieb Laufert," diktirte der König lustig weiter, „zu meinem Cabinetssekretär —"

„Cabinetssecretär!" wiederholte der entzückte Schreiber und glaubte, daß er falsch gehört habe.

„Cabinetssecretär und Geheimen Hofrath."

Das war zu viel; er ließ die Feder und sich selbst zu den Füßen des Königs sinken, während er in verwirrten Worten seinen Dank stammelte.

„Laß Er einmal sehen," sagte dieser lächelnd. „Alles in Ordnung; seine Hand gefällt mir und seine Kenntnisse sind nicht übel. Auch scheint Er mir einen guten Charakter zu besitzen, denn sonst hätte sich meine Biche nicht an ihn attachirt. Die Thiere haben eine feine Nase und beschämen mit ihrem Instinkt die meisten Menschen. Also will ich Ihm auch vertrauen und meine Unterschrift unter das von Ihm selbst geschriebene Bestallungs-Patent setzen. — Friedericus Rex — und nun kann Er seinen Dienst antreten, wenn Er damit zufrieden ist."

Mit einer gnädigen Handbewegung verabschiedete der König den neuen Geheimen Hofrath, der vor Freude taumelnd dem im Vorzimmer stehenden Kammerhusaren um den Hals fiel.

„Ich bin der glücklichste Mensch auf dieser Welt," jubelte er, „ich habe einen Titel."

„Hofrath?"

„Nein! Geheimer Hofrath und Cabinetssecretär."

„Wie aber ist denn das gekommen," fragte der Alte verwundert.

„Das erzähle ich Ihnen ein andermal. Jetzt muß ich zu meiner Geliebten, zu meiner Braut. Auf der Hochzeit dürfen Sie nicht fehlen. Biche soll den schönsten Kuchen und der Affe das größte Stück Zucker bekommen."

„Was? Sie kennen unsern Hofrath? Der hat Ihnen wohl auch geholfen?"

„Menschen und Thiere. O! ich könnte die ganze Welt umarmen."

„Habe ich es Ihnen nicht gesagt? Man muß nicht gleich die Courage verlieren. Am Hofe ist alles möglich, wenn man nur die richtige Protektion hat, und wenn es auch Hund und Affe wären. Soll ich Ihren Collegen grüßen?"

„Gewiß! Besser, man findet unter den Affen einen so guten Collegen, als unter den Collegen einen boshaften Affen."

Verschiedenes.

Bei einem Photographen in einer der größten Städte Westphalen's hatte eine Dame aus einem benachbarten kleinen Orte ihr Portrait aufnehmen lassen und ein Dutzend Exemplare davon bestellt. Als diese vollendet waren, wurden sie der Dame per Post zugesandt, aber unter dem Vorwande, daß das Bildniß nicht ähnlich sei, nicht angenommen, und so gingen sie an den Photographen zurück. Einem Schreiben des Photographen wurde ebenfalls Annahme verweigert. Der Photograph aber wußte sich zu helfen; er sandte seine Botschaft noch einmal ab, klebte aber auf den Brief das Bild der Dame an die Stelle des Namens in der Adresse und schrieb nur dazu: An Frau (Name unbekannt) in X, und den Namen des Absenders. In X, wo natürlich alle Welt einander kennt, ward der Brief sogleich an das richtige Haus befördert, dort von der Dienstmagd sofort recognoscirt und somit die Aehnlichkeit des Portraits bestätigt, dem denn auch nicht weiter die Annahme verweigert wurde.

Am 12. d. standen vor den Schranken des Innsbrucker Gerichtes zwei Raufer, beide in Alpach als Knechte angestellt, beide, wie sie selbst behaupteten, „gute Freunde" zu einander. Bei einer Rauferei, wie sie nach ihrer Angabe unter „guten Freunden wohl öfter vorkommt", biß einer dem andern ein jedoch nicht beträchtliches Stück vom Ohre weg. Die „gute Freundschaft" bewiesen die Beiden auch vor Gericht. Als Entschädigung für den angerichteten Schaden verlangte der Gebissene von seinem Freunde nicht mehr, als daß er „dem Doktor seine Schmier" zahle, welche 24 kr. gekostet habe. Der Beschädigte trug ihm statt des Geldes, das er nicht habe, ein Paar gute Schuhe an, was der Gebissene auch mit Dank annahm. Das Urtheil lautete schließlich, da nur auf eine leichte körperliche Verletzung erkannt wurde, auf 2 Monate Arrests, womit die „guten Freunde" auch zufrieden waren.

Aus Altona wird eine gräuliche That gemeldet. Es wurde dort am Morgen des 15. Dezember ein fünffacher Mord entdeckt. Vater, Mutter und drei Kinder wurden todt in ihren Betten gefunden. Der Commissionär W. Lange, ein Mann von 46 Jahren, früher Kaufmann, lebte in schlechten Verhältnissen. Er äußerte am Abend des 14. Dezember im Wirthshause, „diese Nacht werde in Altona ein Mord passiren, der noch mehr Aufsehen erregen werde, als der von Timm Thode." Und in der That mordete er zuerst seine schlafenden Kinder von 14, 9 und 5 Jahren, dann seine Frau und schließlich sich mit einem Küchenmesser.

Scenisches Räthsel.

(Dreisilbig.)

An dem Fenster saß Pauline,
Kennt Ihr sie? — Ich sage Euch,
S' ist ein Mädchen schön und züchtig,
Einer jungen Rose gleich.
Und sie beugt das blonde Köpfchen
Ueber meine Erste hin;
Aber trüb ist heut' ihr Auge,
Heiter nicht ihr Mädchensinn.
Sonst nahm sie mit frohem Blicke
Meine Erste gern zur Hand,
Und sie schaute mit Entzücken
Sie dann an, oft unverwandt.
Aber heute ist Paulinchen
Unruhvoll und sehr zerstreut,
Schaut gedankenvoll in's Weite,
Legt die Erste dann bei Seit'.
Ach, auf ihrem jungen Herzen
Liegt die Zweite heut mit Macht:
Schlimme Ahnung, böse Zungen
Haben ihr das so gemacht. —
Denn die Dritte, in der Ferne
Läßt nichts hören mehr von sich,
Und sie wird doch von Paulinchen
Treu geliebt und inniglich.
Und so sinkt der Abend nieder
Und es blinkt der Sterne Licht,
Und beim Schimmer ihres Lämpchens
Aus dem Aug' die Thräne bricht.
Plötzlich ein Geräusch von Schritten,
Und Paulinchen lauscht entzückt:
„Ja, die wohlbekannten Laute,
Ach, er ist's, der mich beglückt.
Und es tritt im Wanderkleide
Jetzt das Ganze hastig ein,
An den Hals fliegt ihm Pauline
Nach der Trennung langer Pein.
Und da gabs ein Fragen, Plaudern
Und ein Herzen ohne End,
Denn es war von seinem Mädchen
Ja das Ganze lang getrennt.
„Sieh' Paulinchen," sagt es freudig,
„Hab' gelernt da draußen was,
Unsere Kunst ist doch was Schönes,
Sieh', geschaffen hab' ich das!" —
Und er reicht dem frohen Mädchen
Jetzt ein feines Erstes dar,
Meisterstück konnt' man es nennen
In der Kunst, so ächt und wahr. —
Und Paulinchen und das Ganze
Waren bald ein Pärchen fein,
Traten hochbeglückten Sinnes
In der Heimath Kirche ein.

Dr. Anz.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 104. Sonntag, den 29. Dezember **1867.**

Von des Thürmers Töchterlein erster Liebe.

Eine kurze Geschichte von Christian Hoeppl.

Es war ein lauer, lieblicher Sommerabend. Ich sah von dem alten Käſtrich sinnend und träumend hinab auf die Stadt Mainz. Sie lag schon in der Dämmerung, nur die Thürme ragten noch frei und klar empor in die hellere Luft. Weithin schweifte das Auge nach dem Odenwald, der rechts in der Ferne sich ausdehnte; vor mir lag der Taunus. Ein leiser Nebel umzog die Bergketten, nur die höchsten Spitzen schimmerten noch in einem eigenthümlichen Duft, der zwar nicht mit dem Glühen der Alpen zu vergleichen, aber für den, der jenes gesehen, wie eine Ahnung, wie ein Traum jenes wunderbaren lichten Roth um die Gipfel der Berge mahnt. Fernhin, wie einen weißen Nebelstreifen, sah das Auge, wenn es von den Höhen herab zur Ebene sich senkte, den Main und eine aufsteigende dunkle Dampfwolke, die aus einem Remorqueur, der wohl die Nacht durch nach Köln noch Schiffe schleppen sollte, aufstieg, zeigt mir den Lauf des Rheins. In einem duftigen Schleier lag links tief unten Wiesbaden, nur die Kuppen der Kapelle blitzten hie und da im Reflexe des Abendroth hell durch die neblige Hülle. Während ich wieder nach der Stadt und ihren Thürmen hinuntersah, blieb mein Auge an dem nächsten, mir zur Rechten — ich glaube, es ist der Stephansthurm — haften. Mir war, als müßte an ihn irgend eine Geschichte sich knüpfen. Ich sann nach. Da hörte ich aus der benachbarten preußischen Caserne den Appell schlagen, vorüber auf dem Wege schritten hastig ein paar Soldaten, besorgt, sie möchten zu spät zur abendlichen Ablesung kommen. Nun war's mir mit einem Male klar und eine Geschichte tauchte empor in meinem Innern. Ich mußte diese Geschichte einmal gehört haben, wann, wie und von wem konnte ich mir nicht entsinnen. Oder war es wirklich nur ein neckisches Gespenst meiner Phantasie?

Da drüben, es muß wohl viele Jahre her sein, hoch oben in den kleinen Gemächern des Thurmes wohnte der alte Thürmer, der lebte allein mit seinem jungen, schönen Töchterlein, die hieß Nanni. Nur selten kam sie aus dieser hohen Region herab in die Menschenwelt, denn der Vater hielt sie streng an zum Spinnen und Nähen und zur Besorgung des kleinen Haushalts. Da er überdem ein kalter, finsterer Mann war, und die Menschen nicht leiden mochte, im Gegentheil sich gefiel in seinem Einsiedlerleben da oben, wo ihn kein Nachbar besuchen, kein Geräusch der Straße in seinem düstern Sinnen stören konnte, so hielt er auch die schöne Nanni fern von den Menschen und ließ sie, wie gesagt, nur höchst selten und wenn besonders nöthige Geschäfte es verlangten, herab in die Stadt.

Was man an Lebensmitteln, Holz rc. in den kleinen Haushalt brauchte, das wurde in einem Korbe, den man vermittelst einer Rolle herabließ, von unten herauf gezogen an's Fenster und da hereingenommen. Er sprach wenig mit seiner Tochter, und wenn er mit ihr sprach, so war es nur, um seinen Haß über die verderbte böse Welt zu äußern und immer wiederholte er der Tochter, wie alle Menschen da unten in der Stadt grundschlecht und böse wären und sie thäte am besten, für immer da oben bei ihm zu bleiben, daß sie nie in Berührung käme mit dieser argen Brut. Aber der schönen Nanni mit ihrem sechzehnjährigen, reinen, unschuldigen Herzen, wollte diese düstere Moral nicht recht einleuchten, und da sie keinen Haß, keine Bosheit gegen ihre Mitmenschen fühlte, so konnte sie nicht glauben, daß diese alle, wie ihr Vater sagte, voll Haß und Bosheit gegen einander wären.

Wenn sie so in den einsamen Stunden aus ihrem Thurmzimmer hinausschaute in die herrliche Gegend, da meinte sie, es könnten in einer so schönen Welt unmöglich die Menschen so absolut böse sein. Wie konnten z. B. die schmucken Soldaten da drüben in der Caserne auf dem Käſtrich denn immer so fröhlich singen des Abends, so munter und lustig sein, so recht herzbrüderlich Arm in Arm auf dem Walle umherwandeln, wenn sie wirklich so schlecht und boshaft wären? Das konnte doch unmöglich alles Heuchelei und Täuschung sein, wie der Vater ihr vorpredigte. Und dann von Einem wußte sie es ja gewiß, der war gut und brav. Hatte er ihr es doch selbst gesagt, als sie vor langer Zeit einmal in der Stadt unten einen Gang hatte und schnell eine Freundin besuchte. Bei der hatte sie ihn dann öfter noch gesehen und er hatte sie das letzte Mal sogar geleitet bis in die Nähe des Thurmes.

Mochte es der Vater gesehen haben von seinem Thurmfenster aus oder war es überhaupt nur seine mürrische Laune, sie durfte seitdem gar nicht mehr hinunter in die Stadt. So konnte sie ihren

lieben Heinrich — denn lieb war er ihr, trotz der kurzen Zeit, die sie ihn kannte, geworden und ebenso sie ihm — lange, lange nicht mehr sehen. Aber desto fleißiger schrieb er ihr und sie ihm zärtliche Briefe. Davon freilich wußte, ahnte der Alte nichts. Das hatten die jungen, schlauen Herzen gar glücklich ausgedacht. Gab's ja doch eine Post und zwar eine Eilpost zwischen dem Thurm und der Stadt — den Korb, der fast täglich hinabgelassen und, mit Lebensmitteln gefüllt, wieder emporgezogen wurde. Daß Nanni da, wenn sie den Korb herabließ — denn sie allein besorgte regelmäßig dies Geschäft — in eine Spalte des Geflechts ein Brieschen steckte an ihren Liebsten, daß eine alte Base von ihm, welche unten am Thurme Obst feil hatte, wohl beordert war, das Brieschen immer schnell herauszunehmen und es Heinrich zu bringen, um am andern Tage ebenso, wenn der Korb sich herabsenkte, hinwieder ein Brieschen von Heinrich in das Geflechte einzuschieben, welches dann Nanni, kam der Korb oben an, schnell herausnahm und unter ihr Busentuch versteckte; ja daß die Liebenden sich den Tag über oft unterhielten durch eine förmliche Zeichensprache, sie vom Thurme nach der Caserne hinüber und er von dort zurück nach dem Thurme — von alledem hatte der menschenscheue und menschenfeindliche Thürmer keine Ahnung.

So flossen die Tage des Sommers dahin und in dem Herzen der Liebenden wurde die Sehnsucht immer heißer, einander wieder einmal von Angesicht zu sehen, wieder einmal ein paar warme, herzliche Worte zu einander zu sprechen. Die Rede, das lebendige Wort, hat eine wunderbare Gewalt, und zumal bei Liebenden.

Nanni und Heinrich sannen hin und her und jeder ihrer Briefe enthielt einen neuen — aber leider eben immer unausführbaren Plan. Jeder Versuch Nanni's, einen Grund zu einem Ausgange ihrem Vater gegenüber zu finden, war gescheitert. Hier war also keine Hoffnung. Doch die Liebe ist kühn und erfinderisch. Nanni's Vater mußte zuweilen des Abends in Pflichten seines Amtes ausgehen. Da konnte ja Heinrich sie einmal besuchen im Thurme und sei es auf ein paar Minuten, zwei Worte, ein einziger Händedruck waren ein Glück für so ein liebendes, junges Herz, an dem es lange zehren konnte. Aber ach, der Vater verschloß ja immer die Thurmthüre, wenn er ausging, und von innen konnte sie dem Geliebten nicht öffnen. Als sie wieder einmal im Sinnen, wie sie ihren Heinrich sehen könne, so dasaß, schien sie plötzlich einen Ausweg gefunden zu haben. Sie sprang auf, an's Fenster, prüfte mit scharfen Blicken die Rolle und den Balken, in dem sie ging, ließ das Seil, d'ran der Korb hing, durch ihre Hände gleiten und untersuchte endlich noch den Korb selbst. Alles war fest und stark, wie Eisen.

Morgen Abend mußte der Vater wieder ausgehen in Geschäften. Man war bereits spät im Herbst, die Abende schon sehr dunkel; es mußte Alles gelingen. Das junge liebende Herz schlug vor Freude und Angst gleich heftig. Doch es war ja keine Gefahr möglich; sie hatte Alles genau untersucht. Heinrich erhielt sogleich auf dem gewöhnlichen Wege Nachricht. Er war entzückt über den Plan der Geliebten; er durfte endlich einmal seine Nanni wiedersehen, mit ihr sprechen und sie (o ja, das mußte sie diesmal zugestehen nach so langer Trennung!) an sein Herz drücken und ihre schönen Lippen küssen.

Unter sehnsüchtiger Erwartung verging der heutige Abend und der folgende Tag. Fast war Heinrich zum erstenmale nachlässig im Dienst; seine Kameraden wußten nicht, was ihm sei, er war zerstreut und doch so munter; und sein dunkles Auge funkelte heute noch einmal so stark, wie gewöhnlich.

Unruhig trieb es Nanni in ihrem engen Thurmzimmerchen umher, bald sah sie vom Fenster hinab in die Tiefe, bald betrachtete sie den Korb, bald die Rolle. Sie ward blaß, dann flog wieder glühendes Roth über ihre Wangen. Selbst der sonst so gleichgültige Vater bemerkte ihr unstetes Wesen. Sie entschuldigte sich mit Kopfschmerz.

Immer wieder sprang sie von ihrem Rädchen auf, bald schaute sie nach der Sonne, die schon gegen die westlichen Bergketten sich neigte, bald fragte sie den Vater das wunderlichste Zeug, daß dieser sie erstaunt ansah. Endlich nahte die Stunde.

Der alte Thürmer schickte sich an zu gehen. In zwei Stunden längstens werde er wieder da sein, sagte er zu Nanni. Er ging, fest wie gewöhnlich schloß er hinter sich die Thurmthüre. Heinrich hatte schon lange unten im Seitengäßchen gewartet. Als er den Alten in der Dämmerung hatte vorübergehen sehen und ihn ferne wußte, gab er Nanni, die ihr Köpfchen oben aus dem Fenster neigte, ein verabredetes Zeichen. Bebenden Herzens mit zitternden Händen löste sie das Seil und der Korb senkte sich herab in die Straße. Leicht saß Heinrich darinnen und gab durch ein Anziehen des Seiles Nanni kund, daß er bereit sei.

Langsam, sehr langsam, hob sich der Korb, fast war er zu schwer für die Kraft Nanni's, endlich hatte er etwa die Hälfte der Höhe bis zum Thurmfenster erreicht, da — Nanni meinte zusammenbrechen zu müssen — hörte sie hinter sich die Thür öffnen und ihren Vater zu ihr sprechen. Er hatte etwas vergessen, das er holen wollte, darum war er zurückgekommen. Ganz mit dem Korbe beschäftigt, hatte sie sein Heraufkommen überhört. Er fragte, was sie mache, weßhalb sie so spät noch den Korb herabgelassen. Es sei Holz, das sie heraufziehe, antwortete sie zitternd. Der Alte erhob sich, ihr zu helfen, da es ihr schwer zu werden scheine; sie wehrte ab, er trat näher und griff nach dem Seil, er bemerkte, daß Nanni eben im Begriff war, den Korb niederzulassen, obwohl er

schwer gefüllt schien. Dazu ihr ängstliches Gebahren. Da schöpft er auf einmal Argwohn, noch wußte er nicht, was er fürchten solle. Plötzlich, o Himmel, drang der Mond durch das Gewölk; an eine solche Möglichkeit hatten die Liebenden nicht gedacht. Da sieht der Thürmer seiner zitternden Tochter ins Gesicht, sie war todtenbleich. Zugleich hatte er beim Hinausbeugen aus dem Fenster, ohne daß es Nanni bemerkte, im Scheine des Mondes den Soldaten im Korbe sitzen sehen; nun war ihm plötzlich Alles klar. Aber er ließ seiner Tochter nichts merken. Ein höhnisches Lächeln zuckte um seinen Mund.

Der Mond war indessen, als bereue er, hier unvorsichtig ein Liebespaar fremden Augen entdeckt zu haben, auch wieder hinter dem herbstlichen Gewölke verschwunden und Alles war dunkel. Nanni athmete leichter auf; da sie nicht bemerkte, daß ihr Vater bei dem kurzen Lichtblicke des Mondes Heinrich entdeckt hatte, so wurde sie schon wieder hoffnungsfroh, als er ruhig das Seil um den Balken schlang, und das Fenster schloß.

„Das Holz ist zu schwer, Nanni, wollen's lieber morgen früh vollends heraufziehen, bin heute zu müde und du auch. Geh' zu Bett, Kind, du bist krank."

Nanni ging in ihre Kammer; würde ja doch der Vater bald schlummern, dachte sie, dann wollte sie Heinrich mit dem Korbe wieder herablassen aus seiner gefährlichen Höhe. Aber, o Himmel, als sie in ihr Kämmerlein getreten, hörte sie, wie der Vater es von Außen verschloß. Nun war ihr Alles klar, doch Bitten und Thränen waren vergeblich. Ruhig ging der Alte selbst zu Bett. Nanni lag weinend und betend bis am Morgen schlaflos auf ihrem Lager.

Heinrich schwebte die Nacht hindurch zwischen Himmel und Erde. Sein Zustand war nichts weniger als beneidenswerth. Doch auch diese lange Nacht verging, allmälig erloschen die hellleuchtenden Sterne und die Sonne stieg im Osten empor. In der Kaserne drüben wurde es rege, es ward Morgen, im Hofe versammelten sich die Soldaten zur Morgenreveille. Der wachhabende Unteroffizier verlas die Namen. Die Reihe begann, Name um Namen erscholl, jeder mit einem lauten „Hier" beantwortet. Da kam Heinrichs Name, er stand nicht unter seinen Kameraden, aber zu Aller Erstaunen erscholl, als sein Namen gerufen wurde, hoch aus den Lüften ein lautes „Hier". Alle wandten sich hin, woher der Ton kam. Noch einmal rief der Unteroffizier seinen Namen und noch einmal erscholl aus den Lüften ein lautes „Hier" und Aller Blicke, die sich nach dem Ton hingewandt hatten, sahen hoch am Thurme einen Korb in der Luft hängen, in dem Korb aber stand ein Soldat, die Hand salutirend an die Mütze gelegt. Selbst in dieser schrecklichen Stellung war er der pflichttreue Soldat, und hatte drum, als sein Namen beim Verlesen genannt wurde, unwillkürlich sein „Hier" gerufen. —

Die Geschichte ist nun eigentlich aus. Nanni wurde von ihrem Vater strenger bewacht als je. Heinrich bekam lange Arreststrafe. Dazu kam noch das Lächerliche der ganzen Situation und der gerechte Spott seiner Kameraden. Nichts aber ist der Liebe verderblicher, als lächerlich zu erscheinen, das kühlt ab, wie ein Douchebad im Fieber, und der Mensch ist nun einmal so, daß selbst im tiefsten Schmerz das Lächerliche lachenerregend auf ihn wirkt und, eben weinend, bricht er, wenn unwillkürlich ein recht komischer Gedanke über ihn kömmt, in Lachen aus. Und komisch war sicher Heinrichs Situation, das fühlte selbst Nanni.

Als ich endlich ziemlich spät aus diesen Träumereien, denen ich unter Blüthen und Düften bei einer Flasche Niersteiner 46er im Garten der „Kleinsburg" nachgehangen, erwachte, war der Mond aufgegangen und mein Blick fiel gerade wieder auf den Thurm und wunderlich war es, daß in diesem Augenblicke wirklich ein Korb emporgezogen wurde und, vom Monde beschienen, eine Frauengestalt sich aus dem Thurmfenster beugte.

Das Recept der Liebe.

Winzig klein ist das Recept,
Das Recept der Liebe;
Meine Holde bat mich drum,
Daß ich's niederschriebe.

Aller Liebe Grundgesetz
Will zuerst ich nennen:
Wolle liebenswürdig sein,
Und Du wirst es können!

Eh' ein and'res Herz Du suchst,
Suche erst das Deine,
Ob es liegt am rechten Ort,
Ob's gebaut für Eine.

Eh' Du Andern ew'ge Treu'
Schwören willst und schreiben,
Schwör' vor allen Dingen erst,
Selbst Dir treu zu bleiben!

Wenn Du Liebe kommen siehst,
Geh' ihr still entgegen,
Sprich nicht viel und schwör' nicht viel,
Schweigen nur bringt Segen.

Wenn Du wahre Liebe willst,
Lieb' Du wahr nur immer,
Wenn Du Glauben blind verlangst,
Zweifle selber nimmer.

Wenn Du willst ein grünes Blatt,
Bringe selbst kein falbes;
Wenn Du willst ein ganzes Herz,
Schenke selbst kein halbes.

Verschiedenes.

Zwei junge Ehemänner unterhielten sich von ihren Frauen und als der Eine begeistert ausrief: „Hübsch ist mein Weibchen nicht, im Gegentheil,

ihr Aeußeres ist häßlich; aber ihr Inneres ist reizend!" erwiderte der Andere: „Nun, der Fehler ist leicht zu curiren — da lassen Sie sie wenden!"

Dem badischen Abgeordneten Lindau ging vor einigen Tagen nachstehender Brief zu:

„Ihr herren abgeordnete sitzt das ganze jahr in einer Cammer und habt noch nichts gescheites ausgemacht wo will das hinaus der arme taglehner muß fir 5 pund brod 24 kr. zahlen und wenn er den ganzen Tag arbeiten muß verdient er nicht mehr als 18 kr. mit solchem Verdienst kommt der arme zu keinem pfund fleisch viel weniger zu einem braten und der geringe Bauer der nichts zu verkaufen hat und soll die abgaben zahlen da kommt der gerichtvollzieher nicht aus dem hauße und wenn den armen leiten die haut abgezogen wird; es ist noch nicht lange her als ich zu Mosbach in der amtstube war da kam ein Man und bat den richter der gerichtsvollzieher habe ihm das bett und die wieche gepfendet er kene doch sein kind nicht auf den boden legen die herren braugten auch keine finf gulten des dags zu verspeissen ein gulten wäre auch genug und wan das nicht langt so kennen sie auch Kartoffel und salz essen und sich das liebe brod dazu denken.

Christian Peiffendeckel."

Ein Frankfurter Bürger und Friseur kam kürzlich in Begleitung mehrerer Freunde Abends um 9 Uhr singend vom Aepfelwein aus Sachsenhausen. An der Brücke wurde demselben das Singen von einem Schutzmanne untersagt, worauf die Erwiderung folgte: „Geh'n Se ham, Sie hawe nichts zu sage. Mache Sie sich net so grün." — Auf Befragen, wie er heiße, antwortete er in heiterer Weise: „Grasgrün". Der Beleidigung eines Beamten und der Angabe eines falschen Namens angeklagt und für schuldig befunden, wurde der Beklagte am 17. Dez. in eine Geldbuße von 20 Gulden verurtheilt.

Am 17. Dez. hat das Hauptverhör des Grafen Chorinsky in der Frohnfeste zu München stattgefunden, während zur selben Stunde das Gleiche mit der Baronesse Ebergenyi in Wien vorgenommen worden sein soll. Es wurden dem Verhafteten alle seither angesammelten, in gravirendster Weise gegen ihn sprechenden Indizien vorgehalten, denen er stets mit der Betheuerung, an dem Morde seiner Gemahlin unschuldig zu sein, entgegentrat. Nach der Anschauung competenter Persönlichkeiten, soweit sich dieselbe auf den bisher erhobenen Thatbestand stützt, wird dem Grafen Chorinsky noch immer die schwerste Schuld an der Ermordung seiner Gemahlin zugeschrieben, die Ebergenyi aber nur als blindes Werkzeug der grauenvollen That angesehen. Aus Briefen soll hervorgehen, daß Graf Chorinsky außer der Baronesse Ebergenyi noch ein anderes Verhältniß unterhielt, das jedoch in keinerlei Verbindung mit dem Morde zu bringen ist.

In München, im Cafe Maximilian, existirt eine Gesellschaft, benannt zur Hölle, mit gar absonderlich decorirtem Lokale, in demselben befinden sich Bilder mit Teufeln in allen Facons: schön, leichtsinnig und häßlich, — dabei eine ausgezeichnete Speisekarte und Getränke aller Art. Da trifft man die gemüthlichsten Leute, auch viele Abgeordnete: z. B. Krämer v. Doos, Föckerer, Pfarrer Gelbert und Pfarrer Kraußold ꝛc. ꝛc. Auch eine eigene Zeitung, benannt die Höllenzeitung, wird jede Woche herausgegeben, aber bloß in einem Exemplar und geschrieben, daher sie mit dem Preßgesetz nichts zu schaffen hat. Ueber der Eingangsthüre liest man: „Ein froher Sinn, Herz und Humor, Sie öffnen Dir der Hölle Thor." Gleich darunter: „Dein Gehen kann nur frommen, Denkst Du an's Wiederkommen." Es wird aber auch behauptet: Jedermann sei in dieser Gesellschaft, im Cafe Maximilian 1 Stiege, stets willkommen, vorausgesetzt, daß er, wie dieß natürlich gar nicht anders sein kann, ein anständiger Mensch und kein Frauenzimmer ist. Denn in dieser Beziehung waltet Strenge, wie beim Karthäuser und Kapuziner, und in einem besonderen Wahlspruche heißt es:

„Das ist das Schöne an der Hölle,
Kein Weib darf über uns're Schwelle."

Die „Danz. Ztg." erzählt: Vor 10 Jahren lebte in Neufahrwasser ein praktischer Wundarzt Dr. L. Derselbe hatte ein Gasthaus gepachtet und wünschte dasselbe „Humboldt-Hotel" zu nennen. Er wandte sich deßhalb brieflich an den berühmten Verfasser des „Kosmos" und erhielt darauf folgende, aus Berlin, 25. April 1857, datirte Antwort: „Indem ich Ew. Wohlgeb. meinen Dank sage für Ihre freundlichen Zeilen, nehme ich gern das sehr harmlose Anerbieten, Ihrem neuen Hotel in Neufahrwasser meinen Namen zu geben, an. Es gibt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika (Kalifornien) und in dem spanischen Südamerika mehrere Hotels meines Namens, in St. Francisco in Kalifornien war sogar ein bitterer Streit in den Zeitungen zwischen den Besitzern des Hotels von Jenny Lind- und von Humboldts-Hotel, aus dem sich leider ergab, daß ich unreinlicher sei, als die berühmte Sängerin. Mein Hotel ist in dem großen Brande von St. Francisco auch zerstört, aber wieder aufgebaut worden. Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung Ew. Wohlgeb. ganz ergebenster A. v. Humboldt." Dieser Brief wurde unter Glas und Rahmen in der Gaststube als einzige Decoration aufgehängt. Vor 4 Jahren zog Dr. L nach Amerika und nahm natürlich seinen Schatz mit.

Auflösung des Räthsels in № 103:
Buchdrucker.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

